Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Dritter Band

Jahrgang 1896

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1896

Nachdruck mit Genehmigung des Originalverlegers

KRAUS REPRINT LTD.

Nendeln, Liechtenstein
1967

Printed in Germany

Inhalt.

Seite

Rudolf Hildebrand. Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Einweihung seines Denkmals auf dem Johannisfriedhof in Leipzig am 13. Oktober 1895. Von Konrad Burdach in Halle a. S. . 1

Leopold von Ranke über das Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz „Alexander und Darius". Mitgeteilt von Theodor Wiedemann in Berlin 8

Aus Emanuel Geibels Jugendzeit. Von Reinhold Steig in Berlin . . 13

Wahrheit und Lüge auf dem Theater und in der Literatur. Ein Vortrag. Von Jacob Minor in Wien 265

Anmerkungen 298

Kleists „Penthesilea" und die psychologische Richtung in der modernen literarhistorischen Forschung. Von Johannes Niejahr in Halle a. S. 653

Eine Vorrede von Fischart. Mitgeteilt von Anton Englert in München 23

Gedanken über Goethes Götz und Faust. Von Josef Collin in Gießen. 33

Karl August Böttiger, seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen. Neue Mitteilungen von Otto Francke in Weimar 53. 408

Zu Wilhelm von Humboldt. I. Zum Briefwechsel mit Schiller. Von Albert Leitzmann in Weimar 64

Nicolaus Lenaus „Savonarola". Von Eduard Castle in Wien.

I. Entstehungsgeschichte 74

II. Lenaus Quellen und ihre dichterische Verwertung . . . 441

Die Dichtungsarten. Von Hubert Roetteken in Würzburg 336

Stoffgeschichtliches zu Hans Sachs. Nach Reinhold Köhlers Kollektaneen von Johannes Bolte in Berlin.

1. Die vier Jungfrauen 351

2. Amor und Tod 354

3. Die fünfzehn Christen und fünfzehn Türken 360

Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag.

I. Zur Familien- und Lebensgeschichte Fischarts 363

II. Die Beschreibung des Astronomischen Uhrwerks 705

Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition. Mitteilungen über Heinse und seine Freunde. Von Bernhard Seuffert in Graz . . 376. 722

Die Einführung des Mephistopheles in Goethes Faust. Von Franz Jostes in Freiburg (Schweiz) 390. 739

Aus Briefen der Brüder Schlegel an Brinckmann. Mitgeteilt von Albert Leitzmann 422

Justinus Kerners Beziehungen zum Wunderhorn. Von Reinhold Steig 426

Seite

Die Ziegen auf dem Helikon. Von Richard M. Meyer in Berlin . . 431
Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs. I. Von Jakob Minor . . 692
Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust. I. Von Wilhelm Creizenach in Krakau 710
Bürger über Dorette und Molly. Mitgeteilt von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover 735
Ernst Moritz Arndts Psychidion. Von Heinrich Meisner 758

Miscellen.

Filiationen. I—X. Von Max Rubensohn in Berlin 93. 466
Literarhistorische Bemerkungen. Von Richard M. Meyer 101

I. Zu Goethe. 1) Der sokratische Schuster. 2) „Angeraucht Papier". 3) „Das verfluchte Bim-Baum-Bimmel". 4) „Es waren, die den Vater auch gekannt". 5) Die Erfahrung in der Disputationsscene. 6) Blumenwinderinnen und Holzhauer. 7) Herr und Diener. 8) Gegen Annäherungsbrillen.

II. Zu den Romantikern. 9) Der Name „Lucinde". 10) Schiller in der „Lucinde". 11) Geschichte eines komischen Motivs. 12) Die Schallsonne. 13) „Musikalische Leiden". 14) „Ich liebte nur Ismenen". 15) Schelmuffsky und das arme Kind von Hennegau.

III. Zu verschiedenen Autoren. 16) Gebrauch der Vernunft. 17) „Willst du dich selber erkennen". 18) Der vierjährige Posten.

Zum bayerischen und sächsischen Privilege für Jean Pauls Werke. Beiträge zur Geschichte des literarischen Eigentums. Von Theodor Distel in Dresden-Blasewitz 112
Ein Urteil Carl Matthaeis über Frankfurt. Mitgeteilt von Heinrich Funck in Gernsbach 116
Vom Nürnberger Meistergesang im 17. Jahrhundert. Von Karl Drescher in Münster 467
Ernst Schwabe von der Heide. Von M. H. Jellinek in Wien . . . 468
Adam Friedrich Werner. Von Louis Bobé in Kopenhagen 469
Das alte Faustmanuskript. Von Wilhelm Creizenach 475
Angeraucht Papier. Von Veit Valentin in Frankfurt a. M. 476
Zu den Furien in Goethes „Faust", II. Teil, 1. Akt. Von Anton Reichl in Brüx 477
Zur Günderode 1—5. Von Reinhold Steig 478
(Jeep, Karoline von Günderode.)
Schenkendorfs Scharnhorstlied. I. Von Julius Ziehen in Frankfurt a. M. II. Von R. F. Arnold in Wien 480
Zwei geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts. Von Max Rubensohn. 764
Drei epilogische Witze. Von Max Rubensohn 765

Recensionen und Referate.

Lange, Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses (Hugo Spitzer in Graz) 117
Elster, Die Aufgaben der Literaturgeschichte (W. Wetz in Gießen) . . 124

Seite

Volksliedersammlungen (Adolf Hauffen)
1. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 127
2. Wolfram, Nassauische Volkslieder 136
3. Treichel, Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen . 136
Thalmayr, Ueber Wielands Klassicität, Sprache und Stil (Bernhard Seuffert) 137
Thiele, Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entrepriſe (Rudolf Schlösser in Jena) 139
Neuere Goetheliteratur I (Georg Witkowski in Leipzig)
Düntzer, Goethes Stammbäume 140
Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang. Erster Band. 143
Schultze, Der junge Goethe 149
Baumgart, Goethes „Geheimniſſe“ und ſeine „Indiſchen Legenden“ 153
Ernſt, Goethes Religion 156
Berlit, Goethe und Schiller in perſönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß (Albert Leitzmann) 156
Kleine Beiträge zur Schillerliteratur (Albert Leitzmann) . . 158
1. Rump, Der bildliche Ausdruck in den Dramen Schillers.
2. Stickelberger, Parallelſtellen bei Schiller.
Koegel, Geſchichte der deutſchen Literatur. 1. Band (Joſeph Seemüller in Innsbruck) 482
Hübner, Jakob Grimm und das deutſche Recht (Heinrich Schuſter in Prag) 490
Deſſoir, Geſchichte der neueren deutſchen Pſychologie. 1. Band (Hugo Spitzer) 495
Bolte, Die ſchöne Magelone, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Veit Warbeck (Friedrich Pfaff in Freiburg i. B.) 509
Hauffen, Johann Fiſcharts Werke, 1. Band (Anton Englert) . . . 510
Litzmann, Theatergeſchichtliche Forſchungen, 7. und 8. Band (Karl Schüddekopf in Roßla a. H.) 512
Bion, Beiträge zur Kenntnis des Lebens und der Schriften des Dichters Fr. Carl Caſimir von Creuz (Rudolf Schlösser) 514
Thümmel, Wilhelmine. Herausgegeben von Richard Roſenbaum (Selbſtanzeige) 518
Seuffert Bernhard, Ein Gutachten über Univerſitätsweſen aus dem Jahre 1778 (Selbſtanzeige) 521
G. A. Bürgers Werke, herausgegeben von Eduard Griſebach. 5. Auflage 526
Waldmann F., Lenz in Briefen (Robert Haſſencamp in Düſſeldorf) 527
Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane (Rudolf Fürſt in Prag) 540
Seiler, Peter Frank 549
Lang, Graf Reinhard (Albert Leitzmann) 549
Neubauer, Freiherr vom Stein 552
Roland, Marie Hillebrand 553
Oehninger Fr., Paul Oehninger 553
Ernſt A. W., Literariſche Charakterbilder (Arthur Eloeſſer in Berlin) 554
Bettelheim, Deutſche und Franzoſen (Arthur Eloeſſer) 554
Betty Paoli, Gedichte (R. F. Arnold) 556
Tille, Deutſche Lyrik von Heute und Morgen (R. M. Meyer) . . . 556
Buſſe, Neuere deutſche Lyrik (R. M. Meyer) 556

Seite

Johanson, Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter 560
Mokrauer-Mainé, Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten (R. F. Arnold) 530
Waldmann, Gespräche mit Robert Franz 561
Hirzel, Der Dialog (R. M. Meyer) 767
Weise, Unsere Muttersprache (Friedrich Weidling in Gera) 773
Wunderlich, Unsere Umgangsprache (Friedrich Weidling) 773
Studentensprache und Studentenlied in Halle (Hermann Wunderlich in Heidelberg) 776
Meier J., Hallische Studentensprache (Hermann Wunderlich) . . . 776
Kluge, Deutsche Studentensprache (Hermann Wunderlich) 776
Schmitz, Die Misch-Mundart in den Kreisen Geldern ꝛc. (A. Hauffen) 782
Norddeutsche Sagensammlungen 783
1. Gander, Niederlausitzer Volkssagen.
2. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig.
3. Weichelt, Hannoversche Geschichten und Sagen.
Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung (K. Bohnenberger in Tübingen) 784
Osborn, Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts (Georg Ellinger in Berlin) 785
Goethes Werke. 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von A. G. Meyer und G. Witkowski (R. M. Meyer) 789
Poppenberg, Zacharias Werner (Josef Ettlinger in Berlin) . . . 790
Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos (R. Steig) 791
Eleonore Fürstin Reuß, Philipp Nathusius' Jugendjahre (R. Steig) 799
Moleschott, Für meine Freunde (Albert Leitzmann) 803
Kennel, Ludwig Eichrodt (K. Bohnenberger) 805
Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker (R. M. Meyer) . 805
Engwer, Emile Zola als Kunstkritiker (Arthur Eloesser) 807

Literaturbericht aus Tirol II. (S. M. Prem in Marburg an der Drau) 159

Bibliographie.
1. Zeitschriften 162. 562
2. Bücher 215. 606

Darin kurz besprochen:

Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 14. Heft . 215
Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2. Auflage. Lieferung 4—11 218
Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm. 3. Auflage . 221
Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte 242
Kohler, Der Ursprung der Melusinensage 245
Saubert, Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern 246
Merkens, Was sich das Volk erzählt. 2. Band 246
Dirksen, Volkstümliches aus Meiderich (Niederrhein) 247
Hoffmann J. J., Volkstümliches aus Schapbach in Baden 247
Böhm, Zu Grillparzers Metrik 249
Stern, Das deutsche Epos des 17. Jahrhunderts 249
[Heuer], Ausstellung von Autographen ꝛc. zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt 251

Seite
Goethes Werke. IV. Abteilung. Band 17 und 18 253
Dahn, Erinnerungen. Viertes Buch. 2. Abteilung 257
Beyschlag, Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama . . 261
Berdrow, Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte . 606
Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Vierte Ausgabe. Lieferung 1 607
Bartels, Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik . . . 608
Grabow, Die Lieder aller Völker und Zeiten 608
Fischer Kuno, Kritische Streifzüge wider die Unkritik 611
Neuwirth, Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen 625
Knortz, Folklore 630
Pfaff, Deutsche Ortsnamen 631
Wilser, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen 631
Ammann, Das Passionsspiel des Böhmerwaldes (Adolf Hauffen) . . 631
Hartleben, Angelus Silesius (Karl Ott in Paris) 636
Burbach, Rudolph Zacharias Becker. 636
Jonas, Schillers Briefe. Band 6 639
Rabenlechner, Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Band 1 (Rudolf Fürst) 641
Nassen, Heinrich Heines Familienleben (Rudolf Fürst) 643
Platens Werke, herausgegeben von G. A. Wolff und B. Schweizer . 646
Haape, Ludwig und Friederike Robert 647
Rückerts Werke, herausgegeben von L. Laistner. Lieferung 1—6 . . 648
Schack, Nachgelassene Dichtungen, herausgegeben von G. Winkler . . 648

Nachträge und Berichtigungen 161, 811

Nachrichten 262, 650

Erklärungen 264, 810

Register. Von Richard Batka in Prag 812

Zu diesem Bande erschien

Ergänzungsheft.

(In der Reihe der Ergänzungshefte das zweite.)

Inhalt.

Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland. 1. Von Gottfried Schütze bis Klopstock. Von Richard Batka 1
Der deutsche Philhellenismus. Kultur- und literarhistorische Untersuchungen. Von Robert F. Arnold 71

Rudolf Hildebrand.

Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Einweihung seines Denkmals auf dem Johannisfriedhof in Leipzig am 13. Oktober 1895.

Von Konrad Burdach in Halle a/S.

Hochgeehrte Versammlung!

Es wird nun bald ein Jahr, daß der Mann, dessen Bildnis in diesem Augenblick sich vor Ihnen enthüllt, daß Rudolf Hildebrand die unermüdliche Hand hat sinken lassen und eingegangen ist zur ewigen Ruhe.[1])

Wenige Monate zuvor, im März, da er seinen 70. Geburtstag feierte, haben wir ihn umstanden voll Ehrfurcht und Liebe, herzlich teilnehmend und aufs innigste wünschend. Von nah und fern kamen damals zu ihm Worte, Zeichen und Grüße der Verehrung, der Anhänglichkeit, des Dankes. Fast unzerstörbar dünkte uns in jenen Tagen der Freude die Jugend seines Geistes und die Frische seiner Seele, die während der Jahre schwersten Leidens den an Sessel und Lager Gefesselten beflügelt hatten zu einer erstaunlich reichen und anregenden, schier unerschöpflichen literarischen Thätigkeit, zu immer neuen, fröhlichen Ernten alter treu behüteter Aussaat. Der dämonische Peiniger, der an seinem Körper seit langem bohrte, schien über sein inneres Leben keine Macht gewinnen zu können. Wie die Sorge nach Goethes tiefsinniger Dichtung dem greisen Faust durch ihren Hauch nur das Gesicht blendet, sein geistiges Streben aber nicht lähmen kann, so schien in diesem halb Erblindeten nur die Schärfe der leiblichen Augen aufzuhören: das Licht in ihm leuchtete ungetrübt, immer stärker und wärmer; und

[1]) Eine liebevolle, feinsinnige Charakteristik mit trefflichen biographischen Nachrichten gab einer seiner treusten und tüchtigsten Schüler Georg Berlit in den Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik, Jahrgang 1894, Heft 12 (auch besonders erschienen: Leipzig, B. G. Teubner 1895).

immer tiefer drang sein inneres Sehen ein in die Weite der geschichtlichen Entwicklung und in die Geheimnisse der Volks- und Menschenseele. Noch auf Jahre hofften wir daraus köstlichen Gewinn.

Doch alle Hoffnungen wurden jäh enttäuscht. Wir mußten den Unersetzlichen nur gar zu bald hingeben und uns beugen vor der Allmacht des Todes.

Damals haben wir um den edeln Menschen, um den Meister der Forschung und Lehre, um unsern Wegweiser und treuen Gefährten geweint. Aber die Klage um den Verlorenen hat ihre Zeit gehabt.

Das Gedächtnis, das wir ihm unser Leben lang dankbar im innersten Herzen bewahren, drängte nach sichtbarer Verkörperung, die wie ein öffentliches Bekenntnis, als ein Antrieb zur That, nach außen fortwirken sollte.

Darum riefen wir alle Freunde und Schüler des Geschiedenen auf, dieses Denkmal errichten zu helfen, das nun heute hier vor Ihnen steht.

Durch die fiegende Kraft des Künstlers,[1]) dem ich danke im Namen aller hier Versammelten und zugleich im Namen aller derer, die heute mit ihren Gefühlen an dieser Stätte weilen, ist das Bild des Entrissenen wieder vor uns erneut mit der vollen Gegenwart des Lebens.

Das edel gebildete Haupt mit der mächtigen, gedankenvollen Stirn, unter der die Augen tief zurückliegen wie nach innen gewandt, wir erkennen es wieder so wie wir es oft gesehen haben. Aber nicht in der Erscheinung des späten Alters, nicht in dem rührenden Bild der körperlichen Hülflosigkeit, das in den letzten Jahren den Bewohnern dieser Stadt Ehrfurcht und innige Teilnahme weckend entgegenzutreten pflegte, wenn der Gelähmte durch das Rosenthal, das er so sehr liebte und früher so oft zu Fuß durchstreift hatte, auf dem Krankenwagen daherfuhr, von der treuen Tochter geleitet: ein Anblick von antiker Größe, Jedem unvergeßlich, dem er geworden. Nein dieses Gesicht, das wir zuletzt uns gewöhnt hatten, so greisenhaft still zu erblicken, es konnte früher,

[1]) Bildhauer Seffner in Leipzig.

als es noch nicht der silberne Kranz umrahmte, feuriges Leben ausstrahlen. Und glücklich, wie mir scheint, hat der Schöpfer dieses Medaillons den Mut und die Energie getroffen, die das Urbild in den Jahren der Vollkraft erfüllten.

Auch den Heranwachsenden, den nach uns Kommenden, die Rudolf Hildebrand nicht mehr persönlich gekannt haben, wird dieser Stein leibhaft vor Augen stellen, daß er einem tiefschauenden, reinen, hohen Aufgaben begeistert hingegebenen Mann geweiht ist.

Ihnen künde und vor aller Welt bekenne jetzt und für immer die Inschrift, welchen Sinn es hatte, dem bescheidensten Menschen, der sich selbst ein unvergängliches Denkmal in seinen Schriften, in der weithin wirkenden Arbeit seines Lebens gesetzt hat, dieses Gedächtniszeichen zu errichten, die Inschrift: „Zum Danke für deutsche Gesinnung, Forschung und Lehre."

Vor uns aber, denen diese treu und wahr aufgefaßten lebensvollen Züge so vertraut sind, steigt, indem wir auf sie schauen, die ganze Größe, die einzige Bedeutung des Unvergeßlichen, überwältigend empor.

Durch eine lichtarme enge Jugend, durch Druck und Sorge hat er sich seinen Weg bahnen müssen, aber im täglichen Kampf um die materielle Sicherung des Daseins, den er bis in das Mannesalter führen mußte, verließ ihn keinen Augenblick der angeborne Idealismus, der grenzenlose Enthusiasmus seiner innersten Natur, der unverwüstliche naive Optimismus seines gütigen Herzens. Das Kind des Volkes ist ein Gelehrter geworden, aber immer behielt er die Fühlung mit dem Volke, fortwährend war er bemüht, mit liebevollem Verständnis seiner Eigenart in Rede, Sang und Brauch nachzugehen.

Halb unbewußt, durch eine unwiderstehliche Macht kam er zu dem Beruf seines Lebens.

Früh von den großen Meistern der Philosophie tief ergriffen, warf er sich dann der jungen Wissenschaft vom deutschen Altertum in die Arme, die Jacob Grimm und Lachmann begründet hatten. Als ein begeisterter persönlicher Schüler Moriz Haupts gedachte er eine Zeit lang, die antike und die moderne Welt zu umfassen. Gereift

und selbständig geworden, hat er später wie kein Zweiter geschichtliches Denken geübt und gelehrt auf dem Gebiet der Sprache wie auf dem der Litteratur. Und im Gegensatz zu Jacob Grimm beherrschte er auch die neuere Zeit gleich der alten. Aber er war und blieb, treu seinen philosophischen Jugendneigungen, der einsam spekulierende Weltweise, der Freund und Kenner von Spinoza, Leibniz, Meister Eckhard. In einziger Weise verband er historische und ethische Betrachtung. Er übertrug etwas von dem reformatorischen Idealismus Schillers und Fichtes in die deutsche Philologie. Der Erbe und Mitarbeiter der Brüder Grimm, der Schüler Haupts wollte zugleich die sittlichen Schätze, den Ertrag der Gedankenarbeit des 18. Jahrhunderts in Umlauf bringen. Denn ihn leitete bei jedem Wort, das er lehrend schrieb und sprach, der tief eingewurzelte Trieb zur nationalen Pädagogik, der ihm in seiner Jugend einst nahe gelegt hatte, Journalist zu werden. Auch das Studium Goethes, den er kannte gleich wenigen, trieb er nur in diesem Sinne. Die Wissenschaft, wie er sie verstand, sollte dem nationalen Leben dienen, und dieses wiederum dachte er sich immer als reinen Accord in den Harmonien der Menschheit.

Ihn befriedigte nicht die bloße Forschung und gelehrte Schriftstellerei. Er besaß den unauslöschlichen Drang nach Lehre von Mensch zu Mensch. Aus der langjährigen erfolgreichen Thätigkeit am Thomasgymnasium blieb er ihm eigen bis ans Ende. Und ihm genügte nicht die Wirkung auf die akademische Ausbildung, auf die höheren Schulen: auch mit den Kreisen der Volksschule suchte und fand er fruchtbarste Berührung. Die Kluft, welche Bildung und Gelehrsamkeit in der Bevölkerung aufgethan hat, trachtete er zu überbrücken oder doch zu verkleinern durch eine lebensvolle, auf geschichtlicher Grundlage ruhende Gestaltung des deutschen Unterrichts, an dem hohe und niedere Schule, jede nach ihrer Art, Teil nehmen sollte.

Alle Forschung und alle Lehre Hildebrands drehte sich um einen Punkt: wie hängt der einzelne moderne Deutsche in seinem Denken und Empfinden mit dem Volk zusammen und wie wurzelt das moderne Geschlecht in uralten Grundlagen der deutschen Ver-

gangenheit? In der Sprache, in der Geschichte der Wortbedeutungen vor allem, in den metrischen und rhythmischen Formen der Poesie, im Gehalt der Volks- und Kinderlieder, der Sprichwörter, überall sah und fand er altes Leben, das er wieder auferstehen ließ. Mit der Wünschelrute einer unvergleichlichen Intuition, eines feinen tastenden Empfindens, zog er verborgenste Schätze der alten Sprache, des alten Rechts, der alten Sitte aus dem Schutt der Jahrhunderte ans Licht, zeigte sie in ihrem echten, leuchtenden Glanz, in ihrer Sinnlichkeit und Ursprünglichkeit, und suchte sie, ein begeisterter Priester der naiven bildreichen Poesie und Schönheit, zu verwerten zur Auffrischung und Vertiefung, zur Verjüngung unseres abstrakt und leblos gewordenen Sprechens und Denkens. Eine Rückkehr zu gegenständlichem Vorstellen und Ausdruck konnte und sollte seiner Meinung nach die deutsche Philologie herbeiführen.

Er empfand ein starkes Bedürfnis, der Phantasie ihr Recht zu wahren in der Sprache, aber auch in der wissenschaftlichen Forschung und Darstellung. Denn er hatte selbst ein gutes Stück vom Dichter in sich, ja seine innerste Natur war mehr poetisch als wissenschaftlich. Hingerissen von der Phantasiefülle der jugendlicheren Jahrhunderte wollte er diese Herrlichkeit auch für unser Leben retten und es befreien von der tötenden, erkältenden Macht des leeren Buchstabens, der Formel. Sein unberechenbarer Einfluß auf die deutsche Schule, den auch heute die Anwesenheit so vieler Lehrer bezeugt, hat hier seinen Ursprung: er wußte, daß alles *echte* Lernen etwas Schöpferisches haben muß, daß keine Kraft des Verstandes und Willens so tief und fest aneignet, als die Phantasie. Sie hat er in den Dienst des deutschen Sprachunterrichts gestellt und Tausende deutscher Lehrer haben es ihm gedankt und werden es ihm danken zu allen Zeiten.

Es giebt große Gelehrte, deren menschliche und wissenschaftliche Natur sich scheiden läßt. Rudolf Hildebrand gehörte nicht zu ihnen. Forschung, Lehre und Leben war eins in ihm. Durch jedes seiner Worte schien stark und hell seine *Persönlichkeit* hindurch: alle Trefflichkeit und auch alle etwaigen Schwächen seiner Leistungen flossen aus derselben Quelle. Und diese Persönlichkeit vereinigte

widersprechende Kräfte in sich: eine subjektive Leidenschaftlichkeit und ein unendlich weiches und zartes Gemüt; den männlichen großen Wurf eines mächtigen idealen Strebens und frauenhafte Sinnigkeit; schwärmerische Anschmiegsamkeit, tief bohrendes Grübeln, eine dunkle schwere Betrachtung der Welt und kindliche Heiterkeit, unschuldigste Neigung zu schalkhaftem Scherz.

In ihm war kein Hochmut des Wissens, kein Zug von Kleinlichkeit, nichts von schulmäßiger Trockenheit, von dogmatischem Schematismus. Den höchsten wissenschaftlichen und menschlichen Zielen, die ihm immer zusammenzufallen schienen, hat er in jedem Augenblick nachgetrachtet. Ihn haben in dem heiligen Dienst der Wahrheit die drei gütigsten Genien der Menschheit geleitet: der Glaube, die Liebe und die Hoffnung. Durch sein Leben und sein Wirken hat er bewährt, daß echteste fruchtbarste Wissenschaft und edelste Menschlichkeit nur im Lichte dieser drei gedeihen.

Aus inbrünstiger Liebe zum deutschen Vaterlande, dessen politische Einigung er jubelnd begrüßte, an dessen großen Weltberuf er glaubte, für das zu hoffen er nie aufhörte, hat er sein Lebenswerk vollbracht. An der lebendigen inneren Erneuerung und Erhebung, an der nationalen Wiedergeburt des deutschen Volkes hat er mit allen Kräften, die ihm verliehen waren, in Wort und Schrift unablässig, unermüdet gearbeitet bis in den Tod, immer sich dem ganzen Vaterlande verantwortlich fühlend. Nicht um des Wissens willen trieb er die Wissenschaft, der er sich geweiht hatte, auch nicht als ein vornehmes Spiel des Geistes, noch weniger irdischer Güter und Erfolge wegen, sondern als Religion im Dienste seines Volkes und im Dienste der Menschheit.

In diesem feierlichen Augenblick, da uns die Tiefe und Reinheit seines Geistes und seines Wollens aufs neue ergreift mit dem Schauer der Ehrfurcht, empfinden wir alle, mögen wir uns seine Freunde und Schüler nennen oder sein Leben aus weiterer Entfernung verfolgt haben, welches Vermächtnis der Heimgegangene hinterlassen hat.

Wir als Zeugen seines persönlichen Wirkens haben die Pflicht, Sorge zu tragen, daß der Hauch dieses großen Menschen lebendig

fortdaure. Wir alle, die wir deutsche Wissenschaft, welches Fachs auch immer, pflegen, oder deutsche Wissenschaft durch Unterricht verbreiten, oder an der Bildung der Nation mitzuarbeiten erwählt und entschlossen sind, oder sonst im Amt und praktischen Beruf wie im bürgerlichen Leben höheren geistigen Regungen gehorchen, wollen allerorten, jeder an seinem Platze und nach Anlage und Können, Rudolf Hildebrands Gesinnung bethätigen und fortpflanzen: die Hingebung an das große Vaterland in jedem Augenblick begrenzter Arbeit, den Glauben an die sittliche Macht des Idealismus, das Vertrauen auf die gesunde Kraft des deutschen Volkes, auf den unzerstörbaren, Jahrhunderte alten Kern seines Wesens, dem aus unendlichen Tiefen immer aufs neue quellender Saft zuströmt.

Und damit übergebe ich dieses Denkmal der Familie des Entschlafenen, daß sie es in ihren Besitz und in ihre Obhut nehme.

Die Stadt Leipzig aber, deren Sohn Rudolf Hildebrand gewesen ist, an der er hing mit der ganzen Liebe seines reichen Herzens, in deren Mauern er sein Leben verbracht hat, als Lehrer der Thomasschule und auf dem akademischen Katheder ihr mit gleicher Treue dienend, sie wird dieses Monument zu den übrigen Ehrensäulen ihrer tiefsinnigen Denker und schöpferischen Künstler gesellen. Sie, die altbewährte Pflegerin nationalen Geistes und idealen Gemeinsinns, hat seiner Zeit Rudolf Hildebrand für die freie Entfaltung seiner wissenschaftlichen Forschung hochherzig den Weg geebnet, sie wird nun ihrem großen Sohn, dessen Ruhm die Welt erfüllt und auf die Mutter zurückstrahlt, eine treue Erinnerung bewahren und sein Bildnis hegen und schirmen.

Möge in der ehrwürdigen Stadt, deren Türme aus der Ferne als ernste Zeugen auf diese Feier herabschauen, der Geist ihres Bürgers Rudolf Hildebrand, des Patrioten, des Lehrers, des Forschers lebendig bleiben auch den künftigen Geschlechtern: ihr selbst zum Preis, der gesamten deutschen Nation zum Segen.

Leopold von Ranke über das Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz „Alexander und Darius".

Mitgeteilt von Theodor Wiedemann in Berlin.

In das laufende Jahr fällt der Säkulartag der Geburt Leopold von Rankes (21. Dezember 1795), dessen die ganze gebildete Welt eingedenk sein wird. Auch diese Zeitschrift soll denselben nicht stillschweigend vorübergehen lassen. Nicht unpassend als Beitrag zur Feier erschien uns die Veröffentlichung eines noch ungedruckten ästhetisch-kritischen Aufsatzes Rankes. Ueber Anlaß und Form sei eine kurze Vorbemerkung gestattet. —

Sehr bald nach seiner im Mai 1825 erfolgten Uebersiedelung von Frankfurt an der Oder nach Berlin trat Leopold von Ranke in näheren Verkehr mit den Varnhagenschen Ehegatten und wurde von ihnen in ihren gesellschaftlichen Cirkel gezogen. Im vorangegangenen Winter 1824/25 hatte Friedrich von Uechtritz das Trauerspiel „Alexander und Darius" gedichtet. Im Frühjahr 1825 wurde eine Reihe von Scenen daraus von Karl von Holtei im englischen Hause zu Berlin öffentlich vorgetragen. Sein Manuskript schickte Uechtritz dann an Ludwig Tieck, mit dem er bereits während seiner Studienzeit zu Leipzig persönlich bekannt geworden war. Tieck nahm im Dezember 1825 die Dichtung für die unter seiner Leitung stehende Dresdener Bühne an und ließ das Stück am 28. Februar 1826 in Scene gehen. Im königlichen Schauspielhause zu Berlin fand die erste Aufführung am 10. März statt. — Die Meinungen über Bedeutung und Wert des Trauerspieles waren sehr geteilt, dem Beifall und der Anerkennung, die Tieck demselben zollte, trat die Hegelsche Schule, die von Anfang an in Opposition zur Romantik gestanden hatte und ihr gleichsam die leitende Stellung im deutschen Geistesleben abnahm, mit abfälliger Kritik entgegen. Darüber wurde im Varnhagenschen Salon unter regster Beteiligung

des Hausherrn und der Hausfrau eine sehr lebhafte Diskussion gepflogen. Dieser Umstand an sich konnte für Ranke Anlaß sein, über das Drama und die Verschiedenheit der Beurteilung, der es begegnete, in einem Anschreiben an Rahel ausführlich und zusammenhängend sich zu äußern. Wahrscheinlich ist er indeß von dieser noch besonders dazu aufgefordert worden.

Rankes Aufsatz ist eigentlich eine Antikritik, insofern er sich in demselben gegen eine Kritik des Trauerspieles „Alexander und Darius" wendet. Man erkennt leicht, daß diese von einem Anhänger Hegels herrührte. Aus einem Vermerk Varnhagens erhellt, daß sie von Hotho verfaßt war.[1]) Einen Druck derselben zu ermitteln, ist mir indeß nicht gelungen,[2]) was vielleicht darin seinen

[1]) Von Hotho ist wohl auch der „H. G. H." (Heinrich Gustav Hotho) unterzeichnete, „Alexander als dramatischer Held" überschriebene Artikel im „Beiwagen für Kritik und Antikritik" Nr. 16 (vom 22. April 1826) zu der von Saphir herausgegebenen „Berliner Schnellpost für Theater, Literatur und Geselligkeit". Diese Zeitschrift erfreute sich der Gunst Hegels und seiner Schule. Sie erschien seit dem 1. Januar 1826 und kam dreimal wöchentlich heraus. Auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist sie jedoch erst von Nr. 39 des Hauptblattes vom 1. April 1826 vorhanden.

[2]) Im Morgenblatt, für das Hotho viele Correspondenzartikel geliefert hat, steht sie nicht. Uebrigens aber geschieht ihrer in der Zeit öfters Erwähnung mit der Bemerkung, daß darin, wie man auch aus Rankes Schreiben erkennt, der Moment der Weltgeschichtlichkeit betont wird. Es wird eben die sein, welche nach einer später (in Nr. 14 des Beiwagens — vom 12. April —, wo ihrer als eines Produkts der Hegelschen Schule mit einer gewissen Ausführlichkeit gedacht wird, — es heißt: „So lesen wir, wie die Weisheit einer Schule alles Talent und allen Fleiß zusammengethan hat, um eine vernichtende Kritik zu schaffen: So trefflich jenes Recept der Weltgeschichtlichkeit in der Theorie ist" —) vorkommenden Verweisung in Nr. 11 des Beiwagens als eine geniale bezeichnet worden ist. Jedenfalls steht sie in einer Nummer des Beiwagens zur Schnellpost. — Nach Christian Daniel Becks Allgemeinem Repertorium der in- und ausländischen Literatur Jahrgang 1826 4, 377 enthalten die Nummern 28, 29, 30 des Jahrganges 1826 der von Philippi in Dresden herausgegebenen Zeitschrift „Merkur, Mittheilungen aus Vorräthen aus der Heimath und der Fremde für Wissenschaft, Kunst und Leben" eine sehr ungünstige Beurteilung des Uechtritzschen Trauerspiels, dem das tragische, dramatische, historische und charakteristische Interesse abgesprochen wird. — Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt den Merkur nur bis zum Jahre 1821.

Grund hat, daß die königliche Bibliothek zu Berlin, in vielen Fächern dürftig ausgestattet, in Beziehung auf deutsche Zeitschriften gradezu arm ist. Aber auch ohne daß die Kritik, auf welche sich Ranke bezieht, zur Zeit vorliegt, ist sein Aufsatz verständlich; nur die Anspielung, die er beim „1. September 1825" im Sinne hatte, bleibt dunkel. — Charakteristisch für seine Denkart ist die Polemik gegen das abstrakt-aprioristische Verfahren der Hegelschen Schule, ihre unbegründeten Behauptungen, die gedankenlose Verwendung ihrer herkömmlichen Phraseologie. Ein biographisches Interesse hat das Anschreiben an Rahel als eine Bezeigung des Verhältnisses, in welches Ranke zu ihr getreten war.

[Berlin.] Allzu langer Brief vom 25. März 1826.

Zu Saphirs Schnellpost.

Auf einem Beiwagen, gnädige Frau, ist nicht immer die beste Gesellschaft. Lassen Sie uns absteigen, wir wollen einen eigenen Wagen nehmen; und bis wir ihn bekommen, hier im Gasthof versuchen, ob wir uns deutlich machen können, was der wortreiche Kritikus eigentlich gegen den Poëten sagen will.

Mich dünkt, der Poët hat mit Absicht oder ohne Absicht, die private Seite vom Leben eines Königs oder einer königlichen Familie, wie sie vom Unglück berührt wird, ins Auge gefaßt. Was sagt nun der Kritikus? Auf allen seinen sechs Columnen wiederholt er immer, die öffentliche, die publique Seite sei nicht dargestellt. Da das der Poët nicht beabsichtigt hat, so sind sie eigentlich auf der Stelle geschiedene Leute. Sollte es nicht möglich sein, gesetzt die Königin Luise wäre nach dem Unglück von Jena gestorben, das Reich wäre aufgelöst worden, der König umgekommen, die Ereignisse in der königlichen Familie vor, während, nach dem Unglücksfall dergestalt darzustellen, daß das ein schönes Gedicht würde, eine wahre Tragödie, wofern die Charaktere nur wahr wären? So etwas hat unser Poët ohne Zweifel im Sinne gehabt und es ziemlich ungeirrt dargestellt; aber der Kritikus ist wie einer, der in die Trompete gestoßen haben will, wenn man Flöte bläst und sich erboßt, daß die Flöte keine Trompete ist. Es wäre über ihn weiter nichts zu sagen, wenn er nicht ein wenig analysirt werden dürfte.

Betrachten Sie einmal seine Betrachtungen Akt für Akt. Beim ersten ist er ein Hegelianer. Es ist, wie man mir sagt, eine besondere Grille dieses Philosophen: die Zustände der Menschheit spiegelten sich immer in Einem Individuum. So will der Kritikus, daß Darius die

Masse spiegelt und anderes dummes Zeug. Beim zweiten verfällt er in Friedrich Schlegel, der einmal von dem Schmerz der frühsterbenden Helden, des Achill, des Siegfried u. A. geredet. — So etwas vermißt der Gute. Beim dritten erinnert er sich der „beträchtlichen Thränen", die man in einem Stück von Müllner lächerlich gefunden und giebt sie in einer hinlänglichen Begeisterung wieder.

Was wäre es ohne einen so flotten Spaß?

Beim vierten fallen ihm wieder die Piccolomini ein; und er kann sich unmöglich zufrieden geben, da diese es doch hier nicht sind.

Gegen den fünften Akt sagt er alles, was jemals gegen fünfte Akte gesagt worden, „daß sie nicht motivirt genug seien" ꝛc.; auf die letzt erinnert er sich seines Herren und Meisters und springt zur Ewigkeit der That um. — Fast alles Andere ist stumpfes Geschwätz; man kann die Weltgeschichte sehr gut in Einem Satze fünf Mal erwähnen (wie er thut), ohne ein Titelchen derselben capirt zu haben. Wer hätte nicht gehört, daß Reflektion nicht die Sache ist? Das ist alte abgescheuerte rothe Münze, die nur bei sehr Dummen noch für voll gilt; für die aber billig, da es deren doch giebt und diese betrogen werden, ein 1ter September 1825 vorgesetzt werden sollte, damit man sie in etwas bessere für den kleinen Verkehr der Tageblätter umsetzen könnte.

Was nun den Poëten anbelangt, so sind wir, denke ich, einig, daß er zwar selber Talente, dies und jenes besitzen mag, sein Produkt aber noch schwach ist. Es hat, die Wahrheit zu sagen, weder Personen, noch Handlung, noch Gedanken. Keine Personen: das heißt: keine mit Individualität, Verstand, Leib und Seele, mit Physionomie begabten (Blut haben sie genug: d. h. Bewegung und eine Art Leidenschaft). Alexander ist sehr tapfer, sehr schön, sehr edel; Darius ist ebenfalls sehr tapfer, schön, edel; Statira ist nicht minder sehr schön, sehr weiblich, sehr verliebt. Ist nicht auch Thais sehr schön und verliebt: nur ein Bischen kokett. Aber das sind Personen aus van der Veldes Romanen, jedoch nicht aus der Welt oder der Historie. Daher kommt nun auch, daß diese Helden sich durchaus ähnlich sind; beide etwas tyrannisch, beide, der eine von dem Freund, der Andere von der Frau sehr geliebt, und gleich standhaft, den Ermahnungen derselben, das Schlechte zu meiden, nicht nachzugeben. Beide streben denn nach denselben Dingen, Alexander, sich innerhalb der Mauern der Semiramis aufzuhalten, Darius in den schwebenden Gärten derselben Semiramis häusliches Glück die Hülle und Fülle zu haben. Alexander ist nur von dem Glück ein wenig trunken; Darius aber von dem Unglück ein wenig gebeugt; doch kaum bemerklich. Nicht wahr? Dies giebt Ihnen noch lange keine Persönlichkeit. —

Der Poët erinnert an die Perser, welche ihren Iskander zum Geschlecht des Dara zählen.

Handlung — Zwischen diesen Beiden — was soll sich da ereignen? Wird wohl die Entscheidung von ihnen abhängen? Wird sie nur mit der Eigenthümlichkeit ihrer Charaktere zusammenhängen? — Die Entscheidung ist der Zufall des Siegs. Hiemit sind auch eigentlich alle angeknüpften Fäden abgespielt. Und wenn nur nicht fünf Akte so herkömmlich an sich — an sich würde man die beiden letzten nicht vermissen. Sollte nicht zu wünschen sein, daß ein Trauerspiel einige wichtigere Gedanken enthielte? Dies enthält in der That gar keine. Was enthält es nun, wodurch es doch gefallen kann? Natürliche ungekünstelte Gefühle enthält es; schöne Situationen, bedeutende Schlußscenen an den Akten. Auch hat es eine gefällige Sprache; mit Bildern, doch nicht überladen, einen Rhythmus, der nicht allzu streng ist und doch merkbar. —

Wohin ist es mit unserer Poësie gekommen, wenn ein Stück ohne eigentliche Bedeutung, schon darum lebhaft belobt wird, weil es keine eigentlichen Nachahmungen enthalte?

Aber auch hier kann man das Verhältniß unserer Tages-Poësie und der Tageblattkritik bemerken. Die Poësie ist schwach; sie geht wohl im Thale dem Fluß entlang und pflückt eine Blume, aber Berge kann sie nicht gut hinauf. Mancher Poët ist gehorsam und steigt bergan; doch entkräftet bleibt er liegen. Der ist noch der Beste, der sich von keiner Kritik anfechten läßt, und im Thale bleibt.

So sprachen wir beim Kaffee: einiges sagte ich; anderes sagten Sie; dann kam der Wagen, den wir bestellt hatten; dann fingen wir an von besseren Dingen zu reden; wir vergaßen Schnellpost und Beiwagen, und schwuren aus Zorn, sie so verachten zu wollen, daß wir keinem Menschen von unserer Verachtung etwas sagten.

War es nicht so? — — Wenn es nicht so war, so berichtigen Sie 's doch! L. R.

In ihrem Brief an Ludwig Tieck vom 8. April 1826 [1]) sagt Rahel, daß sie sich über das Uechtritzsche Trauerspiel großenteils in dem Sinne ausgesprochen habe, wie dieser damals im zweiten Bande seiner dramaturgischen Blätter.[2]) Daraus ergibt sich, daß sie über dasselbe im Allgemeinen weit günstiger geurteilt hat, als

[1]) K. v. Holtei, Briefe an Ludwig Tieck 4, 150 f.

[2]) Breslau 1826, S. 331—40. Vergl. Kritische Versuche (Leipzig 1852) 4, 98 ff. Tiecks Vorrede zu dem im Jahre 1827 erschienenen Druck des Stückes.

Ranke. An dessen Schreiben erinnert es und zeigt eine Uebereinstimmung mit ihm, wenn die Darstellung des häuslichen Lebens der Herrscher von ihr in Schutz genommen wird. Rankes Auseinandersetzung, besonders durch die angewandte Exemplifikation einleuchtend gemacht, mag auf sie nicht ohne Einfluß geblieben und zur Verwerfung der entgegengesetzten Ansicht beigetragen haben.

Aus Emanuel Geibels Jugendzeit.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Im Frühling des Jahres 1836 kam Emanuel Geibel nach Berlin. Ein Jahr hatte er bereits in Bonn studiert. Nun lockte ihn Jugendfreundschaft und Verlangen nach geistig größeren Verhältnissen in die preußische Hauptstadt fort. Was er suchte, ward ihm reichlich hier zu teil. Von wichtigen Folgen war für ihn der Zutritt zu Frau Bettina von Arnim.

Bettina stand damals im vollen Sonnenschein ihres literarischen Ruhmes. Ihr Briefwechsel mit Goethe war soeben wie eine romantische Offenbarung ihres Herzens und ihrer Phantasie erschienen. Jeder sprach davon. Das war die Gemahlin Arnims und Schwester Brentanos, in deren Werke sich Geibel ahnungsvoll als Schüler schon (vgl. Carl C. T. Litzmann, S. 24) hineingelesen hatte. Aus Brentanos Ponce und dem Sevilla-Liede klang ihm vielleicht zum erstenmale der südliche Ton romanischer Lyrik in deutschem Laut entgegen. Arnims Gräfin Dolores und die Kronenwächter erfüllten ihn zuerst mit dem Gefühle dessen, worin die bleibenden Werte deutschen Lebens in Gegenwart und Vergangenheit bestehen. Die Poesie ihres Wunderhorns war seiner eignen Art wie urverwandt. So entstand, schon in Geibels frühester Zeit, das Gedicht „Der Knabe mit dem Wunderhorn" und, aus den Jahren des griechischen Aufenthaltes, das Sonett „An Ludwig

Achim von Arnim", den treuen Kronenwächter altdeutscher Gottesfurcht und edler Sitte.

Bald nach seinem Erscheinen in Berlin vermittelte ihm Karl Friedrich von Rumohr die Bekanntschaft mit Bettina. Was Goedeke, ich nehme an nach tagebuchartigen Aufzeichnungen Geibels, in seinem Buche, 1869, mitteilt, hält sich doch nur mehr an das Aeußerliche, und diese Angaben sind in den späteren Schriften die maßgebenden geblieben. Sie können jedoch aus denjenigen Zeugnissen vertieft werden, die in Bettinens Leben und Werken uns gegeben sind, und die eine vollere Vorstellung dessen, was er von ihr empfing, gestatten. Es war Bettinens Art nicht, bloße Besuche zu empfangen und gleichgültige Worte anzuhören. Wer sich dauernd ihre Theilnahme bewahren wollte, mußte ihr irgendwie die Gewähr geistiger Leistungsfähigkeit geben; er mußte, selbstthätig, stets ein neues Stück frischer Arbeit aufzuweisen haben, zu dem hin ihre Gedanken und Worte lebendig fördernd überspringen könnten. Geibel muß Bettina durchaus Erwartungen höherer Art erregt haben. Darum zog sie ihn näher in den Kreis ihrer Familie, wo er sich in der Geselligkeit ihrer Töchter, Maximiliane und Armgard, und andrer junger Leute vertrauter fühlen lernte. Sie suchte seine etwas spröde Natur in Fluß und Feuer zu bringen, nach der Art, wie sie mit jungen Talenten umzugehen gewohnt war. Sie schenkte ihm ein Exemplar ihres Briefwechsels mit Goethe. Er teilte ihr seine Gedichte, Pläne und Hoffnungen für die Zukunft mit, und sie sprach ihm ihre Anschauungen darüber aus. Zu der Zeit, wo er bei ihr eintrat, stand Philipp Nathusius mit seinen dichterischen Anfängen unter ihrem Einfluß. Ihre mit ihm am Ende der dreißiger Jahre gewechselten Briefe, die ein Jahrzehnt später als „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" erschienen, zeigen, in welcher Weise sie ihn und andere zu fördern strebte. Sie schrieb an ihn damals (1, 176): „Jetzt haben wir den jungen G . . l viel im Hause, zu dem ich Sie einmal schickte, er ist der Sohn des Predigers aus L., der einen sehr edlen Ruf hat. Er ist sehr gut, manchmal sage ich ihm was ich Ihnen sagen würde, wenn Sie hier wären — — letzt sagte ich ihm was die nächstfolgende Dichterperiode bilden

und enthalten werde, und daß die Liebeslieder die eben die Blüthen der Dichtkunst waren, diesmal die Samenklappen sein werden; und ich dachte immer während ich sprach: ‚wär doch der Pamphil hier, denn es sagt sichs nicht leicht zweimal.'" Und obgleich Nathusius (S. 179) und vielleicht auch Geibel noch nicht den Sinn dieser Worte völlig verstanden: Bettina sah doch voraus und ließ die Jünglinge ahnen, welche Ansprüche einst die Entwickelung des öffentlichen Lebens im deutschen Vaterlande an sie stellen würde.

Mit Savignys Hilfe erfüllte Bettina Geibel den lebhaft geäußerten Wunsch, seinem Freunde Ernst Curtius nach Griechenland zu folgen. Er brach im Frühling 1838 dahin auf und trat eine Erzieherstelle im Hause des Fürsten Katakazi an. Zwei Jahre blieb er in dieser Stellung, um dann noch frei mit Curtius über die griechischen Inseln hinzuschweifen. Was er geistig erlebte und gewann, davon geben uns seine und Curtius' anfangs 1840 erschienenen „Klassischen Studien" erste Kunde. Zu Michaelis erließ er, nun bereits von deutschem Boden aus, ein neues Bändchen „Gedichte". Es folgte von Pfingsten 1841 ab ein Jahr lang der ihn glücklich befreiende Aufenthalt bei seinem väterlichen Freunde Karl Freiherrn von der Malsburg auf Schloß Escheberg bei Kassel, wo er seine „Zeitstimmen" dichtete und das, erst 1844 gedruckte, Drama „König Roderich" vollendete. Albert Dunckers Publikation der Briefe Geibels an den Freiherrn von der Malsburg, 1885, läßt uns in das Werden dieser Dinge schauen.

Seit seinem Fortgang von Berlin hatte Geibel Bettina gegenüber nicht von sich hören lassen. Ein kleinerer Geist als sie hätte ein solches Verhalten wohl übel deuten können. Sie aber verstand das Gefühl zu würdigen, aus dem heraus der durch schmerzliche innere Entwickelung vorschreitende Jüngling sich Zurückhaltung auferlegte. Auch erfuhr sie über ihn durch Philipp Nathusius. Dieser schrieb an sie (Ilius Pamphilius 1, 281): „Ganz zufällig traf ich auch in Athen den E. G. Er warf sich vor, Dir noch immer nicht geschrieben zu haben und sprach mit großem Dank von Deiner Güte, die ihm zu so manchem andern Guten zuletzt auch seine jetzige Stellung verschafft habe, die ihm freilich für die

Gegenwart etwas peinlich geworden ist, ihm aber doch Gelegenheit verschafft hat, so manchem Wunsche ‚seines lieben Herzens' Genüge zu thun und es ein wenig zur Ruhe zu bringen. Wer wäre von Dir aufgenommen und bekennte sich nicht tief als Deinen Schuldner, an Lebensmuth und Wissensfreude?" Und Bettina erwiderte lustig (1, 285): „Daß Du E. G. in Griechenland treffen würdest, machte mir im Voraus Spaß, weil Du meintest, er sei so gar faul, könne nicht aus dem Bett kommen, und daß er doch auf dieser Reise zuvorgekommen war; er wird sich verliebt haben, das ist gut zum Dichten, überhaupt zum Erzeugen aller Gedanken . . ." Der frohe Ton dieser Zeilen, das homerische Wort vom „lieben Herzen", die neckende Anspielung auf kleine Eigentümlichkeiten Geibels, all das berührt uns wie der Nachklang einer tieferen Vertraulichkeit, die zwischen den hier beteiligten Personen hin und wieder wirkte.

Diejenige poetische Leistung, die Geibel gegen Bettina die Sprache wieder gab, waren seine Zeitstimmen. Ganz für sich allein hatte er bis dahin manch ein Lied von Lust und Liebe gesungen: jetzt, wo der Osten feuerrot erschien und es gewitterschwer im Westen hing, fühlte er sich im Innersten gedrängt, in den auch ihn lebendig umwogenden Kampf von Nacht und Licht, von Geist und Stoff, von Gott und Antichrist, wie er ihn in seinen letzten Zielen formulierte, herzhaft einzugreifen. Er ruft Europa zu neuem „Kreuzzug" um Jerusalem auf. Von leerer Nüchternheit will er „unsre (d. i. seine) Zeit" zu kindlicher Demut und Liebe wieder führen. Die „Hoffnung" verbürgt ihm, wie in der Natur, so auch im höheren Menschenleben: es muß doch Frühling werden. Mit dem „Alten von Athen" harrt er der Zeit entgegen, wo Kreta frei und aus Byzanz der Halbmond schwinden werde. In der „Schmiede" läßt er das Schwert des Geistes, welches nicht zerbricht, von Riesenhänden zubereitet werden. Er wendet der Menschen Mitgefühl dem „Negerweib" und ihrem armen Kinde zu. Aus aller Not der Zeit weist er auf die „Zuflucht" in Gottes Frieden hin. Ruft auch damals des toten „Napoleons Heimkehr" nach Paris die Ehrfurcht vor der wunderbaren Macht des Genies in Geibels Seele wach: sein künftiges großes deutsches Reich, das er

„auf dem Rhein" fahrend fast wie ein schon gegenwärtiges empfindet, soll weder Frankentum noch Baschkiren-Brüderschaft nötig haben, sondern in Freiheit und Glück allein durch Gottes Kraft bestehen. Wie ein Seher schaut er auch „Italiens" künftiges Freiheitsglück. Und den Deutschen singt er, allen vereinigt insgesamt, das „Thürmerlied", vor dem westlichen Geier auf der Wacht zu stehn.

Sein Bestes, war er sich bewußt, in diesen Zeitstimmen dem Publikum gegeben zu haben. Und doch, auch ihm konnte es ja ergehen, wie er bitter im „Abschiedswort an den Leser", aus dem Spätherbst 1841, S. 49, sagt:

Wie viel Schönes ging vorüber, und des Großen o wie viel
Unbemerkt und unempfunden, gleich als sei's ein bloßes Spiel!
Keinen Kranz habt ihr gewunden um des Sängers Pilgerstab,
Dem Siciliens Lorbeer schattet auf sein viel zu frühes Grab;
Arnim schritt durch eure Mitte, wie ein träumender Gigant,
Süßen Tiefsinn auf den Lippen, doch ihr habt ihn nicht erkannt;
Seiner Jugend Fehler habt ihr jenem o wie spät verzieh'n,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin,
Erst, als in den Epigonen er zu euch herunterstieg,
Als münchhausisch er gefabelt, rieft ihr: Sieg, und aber: Sieg;
Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunk'ner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n.

Das waren, in den Zeitstimmen, Gedanken von Freiheit und edler Menschenthat, die ihn Bettinen gleichsam geistesverwandt erscheinen lassen mußten; mit denen er darum hoffen durfte vor ihren Augen zu bestehen. Von gleichen Idealen war sie selber und ist für uns vor allem ihr Königsbuch erfüllt. Ja es scheint mir fast, als habe Geibel sein Abschiedswort an den Leser in Gedanken an Bettina selbst gerichtet. Platen, dessen Streben nach Schönheit und Vollendung Geibel als ein poetisches „Vermächtniß" zu dem seinigen machte, war eben, als er sie kennen lernte, 1835, hingeschieden. Von Arnims Geiste hatte Niemand ihm so tief geredet, wie Bettina, damals frisch in seinen Schriften thätig. In Immermanns von Geibel, schon um Platens willen, im Allgemeinen nicht günstig angesehenen „Münchhausen", 1837, war Bettina satirisch abge-

schildert worden: ein Blick in das von G. von Putlitz herausgegebene Leben Immermanns (1870, S. 47—54) läßt erkennen, aus welchen Quellen dieses Urteil floß. Und die Verehrung Hölderlins — wem sie Geibel mit verdankte, werden wir nun gleich aus seinem eignen Munde hören.

Am 14. November 1841 waren nämlich in Schloß Escheberg die ersten gedruckten Exemplare der „Zeitstimmen" angekommen, und eine Reise nach Berlin — die jedoch thatsächlich erst im Herbste 1842 erfolgte — schien damals nah bevor zu stehen. Geibel sandte seine Zeitstimmen an Bettina und schrieb ihnen folgenden — zwar undatierten, aber in den November 1841 gehörigen — Brief zum Geleite:

Gnädige Frau,

Ich schwieg so lange, daß ich kaum weiß, ob ich nicht durch mein Schweigen das schöne Recht, an Sie zu schreiben, überhaupt verscherzt habe. Aber das Herz treibt mich, die alte Schuld wieder gut zu machen, ich kann's nicht lassen; werden Sie mich zurückstoßen, weil ich drei Jahre lang undankbar schien? Ich hoffe: nein. Wie Sie oft in der Zeit meines Berliner Aufenthalts mich tadelten und schalten, wenn ich etwas gefehlt hatte, und dann, sobald ich mein Versehen begriff, wieder freundlich waren, und dem jungen Blute seine Thorheit zu Gute hielten: so tadeln und schelten Sie mich auch heute, aber aus freundlichem Herzen, und dann sein Sie wieder gütig wie damals. Ich kann und will mich nicht rechtfertigen wegen meines unverzeihlichen Schweigens, und doch möchte ich manches anführen, was mich weniger schuldig erscheinen ließe. Ich war damals nach Athen gegangen mit der Hoffnung, in dem mir angewiesenen Kreise edle und einfache Menschen zu finden, aber ich fand Hofleute, bei denen der feine Weltton und die angelernte Sitte dennoch so manchen Zug innerlicher Gemeinheit nicht zu verbergen vermochte, und ich kann nicht läugnen, daß mich das nicht selten drückte und verstimmte. Ein Anklang solcher Verstimmung wäre aber leicht in meine Briefe übergegangen, eine Klage darüber hätte wie Undank oder Vorwurf lauten können; das fühlte ich wohl, und darum scheute ich mich, die Feder zu ergreifen. Mein Schweigen war eine Folge meiner Verhältnisse, keine Nachlässigkeit, kein Vergessen.

Wie oft hab' ich in aller Ferne Ihrer gedacht, wie oft mich im Geist mit Ihnen unterhalten, wenn Himmel, Erd' und Meer die Schatzkammer ihrer wunderbaren Reize vor mir aufthaten, oder wenn mein

Auge mit süßer Befriedigung auf jenen Säulen ruhte, deren Schönheit und Ebenmaß die Zeit nicht zu zerstören, sondern mit ihrem vergoldenden Roste nur zu heben vermochte. Auf meinen einsamen Gängen nahm ich Ihren Briefwechsel mit mir, und flüchtete mich so aus dem geistlosen Treiben der eleganten Gesellschaft in die redende Natur und in die schöne Welt Ihrer Gedanken. Nicht weit von Kephissia, wo wir den größten Theil des Jahres zubrachten, mitten im Olivenwalde liegt, der Abendsonne zugekehrt, eine enge Schlucht, die noch heute die Grotte der Nymphen heißt. Die Wände sind mit Epheu und wilden Reben überzogen, eine breitblättrige Platane steht im Grunde; zur Seite hat ein jetzt versiegter Waldbach den Fels durchbrochen, und die an seinen Ufern hoch und dicht aufgeschossenen Oleanderbüsche wölben mit ihren Zweigen eine rothblühende Laube. Dort lag ich am liebsten mit Ihrem Buche auf Moos und Kräuter hingestreckt, und ließ Ihre Gedanken durch meine Seele ziehn, zugleich mit dem Tönen der Nachtigall, die drunten in den dunkleren Büschen schlug; dort empfand ich Ihre geistige Nähe, und wie Sie mich unsichtbar belehrten und trösteten, und manche neue Empfindung brach wie ein frischer Quell in meiner Brust auf, und wenn ich nach Hause kam, war ein Lied daraus geworden, ich wußte selbst nicht wie.

Und später, als ich wie ein seliger Abentheurer in das ägeische Meer hinauszog, und trunken von Jubel und Sonnenschein auf leichter Segelbarke von Insel zu Insel schweifte, als der heilige Fels von Delos im Abendrothe mich grüßte, und das freundliche von Brunnen und Cithern rauschende Paros mich in seine Marmorbrüche lockte, als ich endlich auf dem weinumkränzten Naxos ein Paar Monate ausruhte im kühlen Kloster der Kapuziner, und dort von allen Sorgen durch das Meer geschieden, nur der Natur, den Alten und den Musen lebte: da war Ihr Buch wieder mein Begleiter und hielt mein Herz oft an Deutschland fest, wenn der duftige Odem der Citronengärten und das leuchtende Meer mich träumen ließen, nur hier seien die Inseln der Seligen. Und doch paßte alles das Ihre wieder so gut zu dem klassischen Hintergrunde voll Form und Farbe; ja es kam mir oft vor, als müsse Ihr Geist unbewußt von dem Geiste des ächten Griechenthums innig durchdrungen und befruchtet worden sein. Das ward mir freilich später zur deutlichsten Gewißheit, als ich in der Günderode las, was Sie bei Gelegenheit unseres deutschen Griechen, des unglücklichen Hölderlin, über den Zauber und die Gewalt des Rhythmus schrieben.

Aber genug! Ich habe in den letzten drei Jahren zu viel erlebt, empfunden und erfahren, um auch nur eine oberflächliche Skizze davon in den Raum eines Briefes zusammendrängen zu können; ich

wollte nur andeuten, wie ich auch entfernt mit Ihnen fortgelebt, und wie Ihr in den Büchern ausgesprochnes Wesen, Ihr innerster Geist mir zu allen Zeiten ein Stern geblieben, zu dem ich gern und nie ohne Freude und Beruhigung den Blick emporgerichtet. Ich lege Ihnen ein Heft meiner jüngsten Verse bei; nehmen Sie es freundlich auf; was ich darin aussprach, sind meine innersten Ueberzeugungen, mein Fleisch und Blut. Ich hoffte dadurch auf den Sinn des Volkes zu wirken, sagten Sie doch auch einst: Alle Poesie soll Lehre sein. — Schon früher gleich nach meiner Rückkehr ins Vaterland gab ich eine kleine Sammlung „Gedichte" heraus, aber es war zu viel Flüchtiges darin, zu viel bloßer An- und Nachklang, als daß ich Sie damit hätte behelligen mögen.

Ich lebe gegenwärtig bei einem Freunde meines Vaters, dem Kammerherrn von der Malsburg, dessen ausgesuchte Bibliothek mich an sein unweit Cassel gelegenes Gut Escheberg fesselt. Ich studire hier griechische und spanische Literatur, und arbeite zugleich an einer Tragödie, weil ich's nicht lassen kann. Ich fühle, daß ich schaffen muß, die Gestalten, die sich in mir drängen, müssen heraus, daß mirs leichter werde. Ist es denn meine Schuld, daß man in unsern Tagen fast alle Poesie als Thorheit verwirft? Zum Frühjahr denke ich vielleicht nach Berlin zu kommen; aber ich hatte keine Ruhe, so lange noch gegen Sie zu schweigen, ich mußte Sie um Verzeihung bitten, ehe ich wieder vor Ihre Augen trete. O verzeihen Sie, und wenn Sie mir verziehen haben, so schicken Sie nur Eine Zeile als Zeichen.

Ihren Töchtern meine herzlichsten Grüße, wenn sie sich meiner noch erinnern.

Mit der dankbarsten Anhänglichkeit

Ihr

Emanuel Geibel.

P. S. Meine Adresse ist:
Escheberg bei Cassel.

Eine poetische Summe alles dessen ist hier gezogen, was Geibel an äußeren und inneren Erfahrungen zuteil geworden war: in der Schönheit atmenden Sprache, die Hölderlin zuerst aus deutschem Laute geprägt hat. Unwillkürlich rücken für Geibel die Dinge jedoch in ein schärferes Verhältnis zu einander. Wie seine Phantasie das, was seines Amtes war, zu trübem Gewölk verdichtet; und wie nun die Erinnerung an Altertum, Natur und Kunst nur um so leuchtender hervorbricht. Wie er in homerischer

Art den Gedanken landschaftlichen Hintergrund verleiht. Und wie all diese poetischen Mittel nur dem einen Zwecke zu dienen scheinen, Bettina Verehrung und Dank zu sagen. Ich könnte, um den Brief mit Geibels Dichtung zu verknüpfen, auf „Das Mädchen von Paros", die „Erinnerungen aus Griechenland" und auf die „Distichen aus Griechenland" verweisen, die der Zusammenklänge gar manche bieten: in denen auch das Bild von dem vergoldenen Roste der Zeit, aber nicht so schön gestaltet, uns entgegentritt. Ich bitte aber jeden, der bis hierher gefolgt ist, Geibels Stanzen an Ernst Curtius, gleichfalls in Eschenberg entstanden, und Curtius' „Erinnerungen an Emanuel Geibel", 1884, aufzuschlagen. Auch in diesen beiden die griechische Inselfahrt als köstlichste Erinnerung. Auch hier in Poesie und Prosa das Schönste mit, was beide Männer geschrieben haben. Wer wollte daneben Geibels Brief nicht anerkennen? Welch ein Zeugnis für Bettina aber, die das Bekenntnis dessen, was ein Dichter von Gottes Gnaden ihr verdanke, so rein und voll entgegennehmen darf.

Geibel kam die nächsten Jahre wiederholt nach Berlin, und wie früher öffnete ihm Bettina ihr Haus. Ich versage mir darauf einzugehen, was Geibels Freundschaft zu Maximiliane von Arnim, vermählten Gräfin Oriola, Poetisches geschaffen hat, weil ich zur Zeit nicht erschöpfend sein könnte. Und begnüge mich, auf ein vergessenes Gedicht Geibels in den Werken Giselas von Arnim hinzuweisen, dessen Vorhandensein ich in Goedekes Grundriß (6,89) wenigstens angedeutet habe.

Gisela, Bettinens jüngste Tochter, war noch ein Kind und in Frankfurt zur Erziehung, als Geibel in Berlin studierte. Er lernte sie erst später kennen. Innerhalb ihres Gesellschaftskreises hatte Maximiliane ein literarisches Kränzchen gebildet, das der Kaffeter hieß, und dem Geibel unter dem Scherznamen „Götz der Eiserne" angehörte. Es war im Dezember 1846, bei Geibels Anwesenheit in Berlin, als Gisela ihr soeben in und für den Kaffeter gedichtetes Märchen von dem lieben Heimelchen und seinem Prinzchen Ohnesündchen vorlas. Geibel war zugegen. Im Vorwort des Druckes, vom Jahre 1848, bezeugt Maximiliane als ge-

treuer Kaffeterpräsident den geliebten Kaffeologen: „Götz gab das Schlußgedicht." Und zuletzt (S. 70) merkt Gisela an: „Ein Dichter, Ehrenmitglied des Kaffeters, gab bei der Vorlesung dem Märchen dieses Lied als ein Zeichen seines freundlichen Wohlgefallens und so setzt es der Verfasser, dem Geber zum Dank, seinem Heimelchen als Krönchen auf." Dies Lied aber ist eine leichte Umformung eines bekannten Jugendgedichtes von Geibel und lautet:

Ob die Sonne hoch und heiter
Lächelt, wenn der Tag sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Ob der Jüngling sie empfinde,
Den es zur Geliebten zieht,
Ob die Mutter sie dem Kinde
Sing' als süßes Wiegenlied.

Ob der Freund dem Freund sie spende,
Den er fest im Arme hält,
Ob der hohe Greis sie wende
Auf den weiten Kreis der Welt.

Ob der Kaffeolog sich heiter
Fühle, wenn er ißt und schweigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Eine Vorrede von Fischart.

Mitgeteilt von Anton Englert in München.

In der ersten Ausgabe des Grundrisses von Goedeke, 1 (1859), 395, ist unter den Fischartschriften folgendes Buch aufgeführt: „Wolsicherent Auffmunterung der in Wansicherheit vnsicher verschlaffenen Welt. Straßb. Bernhart Jobin 1588. 12.“ In der zweiten Auflage 2, 501, ist der Titel genauer angegeben. Nach dem Worte „Welt“ ist noch eingefügt: „Alles nun erst new auß des hochgelahrten vnd gottsel. Herrn Riuii von Attendorn Büchern gezogen vnd trewlich verteutscht.“ [1]) Auch in den Meusebachschen Aufzeichnungen zur Fischartliteratur, welche C. Wendeler in den „Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach, Halle 1879“ S. 99 ff. aus dem Nachlasse des bekannten Sammlers veröffentlicht hat, befindet sich unter Nr. 46 ein Hinweis auf die obige Schrift mit der Bemerkung „Enthält vielleicht Beigaben von Fischart.“ Das Buch selbst blieb Meusebach unbekannt. Den Titel hat er, wie seine Notiz besagt, G. Willers Collectio, Frankfurt 1592, Bd. 2, S. 177, entnommen. Es ist sicher anzunehmen, daß der in der Jagd nach unbekannten Fischartdrucken unermüdliche Meusebach es nicht an Bemühungen fehlen ließ, das Buch aufzuspüren. Auch Goedeke hat wohl an verschiedenen Bibliotheken Erkundigungen nach dem Vorhandensein der Schrift eingezogen. Allein auch er bekam sie offenbar nicht zu Gesicht. Den Titel entnahm er, freilich mit einigen Ungenauigkeiten, ebenso wie Meusebach, dem Willerschen Kataloge. Es ergibt sich dies deutlich aus einer Vergleichung seiner Notiz mit der Angabe Willers und dem genauen Wortlaut des Titels, wie ich ihn unten nach einem von mir in der Zweibrückener Gymnasialbibliothek aufgefundenen Exemplare [2]) wiedergebe. Die in der zweiten Auflage

[1]) Im ersten Satze des Titels hat sich in der zweiten Auflage des Grundrisses der Druckfehler „Auffmünterung“ eingeschlichen.

[2]) Dem Vorstande der Bibliothek, Herrn Gymnasialrektor Georg Hahn in Zweibrücken, dessen höchst freundliches Entgegenkommen mir die Durchsicht des Buches hierselbst ermöglichte, sei auch an dieser Stelle mein verbindlichster Dank ausgesprochen. — Auf einige seltnere Fischartwerke, die sich in Zweibrücken befinden, habe ich im 25. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie, S. 538 Anmerkung 2, hingewiesen.

seines Grundrisses hinzugefügte Ergänzung des Titels hat Goedeke übrigens höchst wahrscheinlich nicht einmal direkt nach Willer, sondern nach Meusebach wiedergegeben.

Das mir vorliegende Exemplar der „Auffmunterung" befindet sich in einem alten Pergamentbande, der außerdem noch das Büchlein „Türckenglocke" von M. Friederich Rhote, Erfurt 1593, enthält. Der genaue Titel unserer Schrift ist:

Wolsicherend / Auffmunte- / rung, der inn Wansi- / cher- heit vnsicher verschlaf- / fenen Welt. / Durch drey recht sichere weg Christ- / licher warnungs weiß angebracht. / 1. In Verweisung gröster Thorheit der Menschen, so / von Tag zu Tag jre Lebensbesserung zuuerziehen vnd / auffzuschieben pflegen. / 2. In Erklärung der frommen Leut stäter Freud hie auff / Erden, vnd daß jhnen alles zur Freud dienen müsse. / 3. In Ermanung derselbigen, zu stätem vnauffhörlichem / Kampff vnd Streit, wider jhre Erb, Leib vnnd Ertz- / feind. / Alles nuhn erst New auß deß Hoch- / gelehrten vnd Gottseligen Herrn Johann / Riuij von Attendorn Büchern ge- / zogen, vnnd trewlich ver- / teutscht. / Cum Gratia & Priuilegio. / Straßburg, bey Bernhart Jobin. 1588.

Die durchschossenen Zeilen des Titels sind im Original rot gedruckt. Auf der Rückseite des Titelblatts befindet sich das Wappen der „Helmstatt". Darunter das Distichon:

Helmstadiae gentis virtus et gloria nota,
Instar auis, caeli iam super axe volat.

An das Titelblatt schließen sich 11 unbezifferte Blätter mit einer an Johann Philipp von Helmstatt[1]) gerichteten und von Fischarts Schwager Jobin unterzeichneten Vorrede mit dem Kolumnentitel: „Vorred vom Nutz / vil außkommender Trostschrifften." Darauf folgen die drei auf dem Titelblatt genannten Traktate des Rivius mit 203 + 68 + 124 bezifferten Seiten Text. Von den aus Rivius übertragenen Widmungen, welche den einzelnen Abhandlungen vorausgehen, umfaßt die erste 16, die zweite 3 und die dritte 5 ungezählte Seiten. Auf der letzten Seite steht: „Gedruckt zu Straßburg, bey Bernhart Jobin". Darunter befindet sich in einem aus Schnitzwerk und vier Genien gebildeten Rahmen ein Medaillon mit der nach links gewendeten, lorbeerbekränzten Profilbüste eines Mannes, dem Symbole Jobins. Vgl. A. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur, 3 (1866), 61 f., wo drei Stimmersche Darstellungen des Jobinschen Symbols beschrieben sind. Unser Holz-

[1]) Churpfälzischer Obermarschall, Rat und Gesandter in Schweden, gestorben 1594. Vgl. Gauhens Adelslexicon, 1 (Leipzig 1740), 818.

schnitt, der unzweifelhaft von der Hand desselben Künstlers herrührt, stimmt mit keinem der von Andresen erwähnten Buchdruckerstöcke überein. Der auf zweien derselben angebrachte Wahlspruch „Sapientia constans" fehlt auf dem unsrigen. Höhe des Holzschnitts: 4 cm 6 mm, Breite 3 cm 5 mm. Darunter steht die Jahrzahl M.D.LXXXVIII.

Format des Buches: 12°. Sämtliche Seiten haben eine schmale Holzschnitteinfassung.

Die in der „Auffmunterung" übersetzten Abhandlungen des Rivius sind im Original betitelt: De stultitia mortalium in procrastinanda vitae correctione (Basel, o. J.; Widmung von 1547); De perpetuo in terris gaudio piorum (Basel, 1550); De perpetuo conflictu piorum cum carne, mundo, diabolo, seu de lucta Christiana (Basel, 1549). Diese drei Traktate wurden mit Rücksicht auf ihren gemeinsamen Grundgedanken im Jahre 1582 in Frankfurt unter dem Titel „Tractatus tres continentes doctrinas longe utilissimas" gesondert herausgegeben.[1]) Diese Ausgabe lag wohl dem Verfasser der deutschen Uebersetzung vor.

Wenn Goedeke die „Auffmunterung" auf die bloße Kenntnis des Titels hin Fischart zuschrieb, so bestimmte ihn hiezu zweifellos das echt Fischartische Wortspiel im ersten Satze des Titels im Zusammenhalt damit, daß die Schrift in Jobins Verlag erschienen ist. Indessen erweist sich Goedekes Annahme nur in sehr beschränktem Maße als richtig. An der Schrift selbst hat Fischart keinen Anteil. Doch enthält das Buch eine Beigabe von ihm, wie Meusebach richtig vermutet. Das von Jobin unterzeichnete Vorwort, von welchem unten ein getreuer Abdruck folgt, ist ebenso unzweifelhaft von Fischart verfaßt wie die gleichfalls von seinem Schwager unterzeichneten Widmungen im Ehezuchtbüchlein oder in den Accuratae effigies pontificum. Fischarts Eigenart tritt uns aus dem Vorwort so unverkennbar entgegen, daß eine eingehendere Darstellung sämtlicher für seine Autorschaft zeugenden Merkmale überflüssig erscheint. Der Hinweis auf einige besonders charakteristische Stileigentümlichkeiten mag daher genügen.

Zunächst bietet uns die Vorrede eine Reihe von Belegen für die bei Fischart zur Manier ausgeartete Häufung von Ausdrücken. Gleich in den ersten Zeilen lesen wir: „sehr vil solcher vnartiger, Eygensinniger, Dünckelkluger vnd in jhrem eigenen auffgerüstem Mistnest, Neststoltz her gewachßener, auch in solchem jhrem vnrath gleichsam Verstänckter vnd versenckter Leut". Fischarts Neigung zur Häufung

---

[1]) Vgl. O. Saxenberger, Joh. Rivius, sein Leben und seine Schriften, Dissertation, Breslau 1886, S. 52, Anmerkung 2. — Ueber Rivius vergleiche man außer dieser Abhandlung noch den einschlägigen Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

tritt auch in dem langen Verzeichnis von Gebetbüchertiteln zu Tage, das an ähnliche breite Aufzählungen im Gargantua erinnert. Die Titel sind wohl sämtlich oder fast durchweg wirklich erschienenen Büchern entnommen, beziehungsweise aus Buchhändlerkatalogen zusammengetragen. Eine größere Anzahl derselben läßt sich zum Beispiel aus der Bibliotheca librorum germanicorum classica von Draudius nachweisen. Doch hat sich Fischart sicher einige Aenderungen oder Zusätze erlaubt. Ganz zweifellos ist mir dies für die folgende Stelle: „Die Sterbschul Disce mori, vnd mortis mores Lehrung, das Bedencks End vnd die Endbedenckung, den Abdanck der Welt, vnnd der Welt Habdanck vnd Grabdanck" (Bl. 9a). Hier hat Fischart sicher die eigentlichen Titel erweitert, um einige Wortspielereien anzubringen, die wohl zugleich den Zweck haben sollen, diesen „Kramlobenden vnd Kaufflockenden Tituln" einen noch reklamehafteren Anstrich zu geben. Wortspiele wie „das Bedencks End vnd die Endbedenckung", welche G. Schwarz mit dem Ausdruck „Kreuzfiguren" bezeichnet, gebraucht Fischart sehr gern.[1]) Auch noch andere echt Fischartische Wortspielereien hat die Vorrede aufzuweisen: „Mistnest, Neststoltz" Bl. (:) ija, „Welche ... jhrer vnscheinbarn weiß vnnd vberfluß halben, viel eher eynen Vberdruß zu vbung sonderer vberiger Andacht ... solten erwecken" Bl. (:) iijb, „vnartigen art" Bl. (:) vja, „nottringende, vnd außgebrungene Noachsmanungen" Bl. 9b, „hat jr Gott auch hiemit ein kluges mittel zuschicken wöllen" Bl. 10b, „die Naßweisen verächter solcher weisen anschickung Gottes, welchen das Manna in der Nasen eckelt" Bl. 11a f., „der hieoben erwönter vnzeitlicher tadler, vnchristliches einreden, vngeachtet" Bl. 11b. Fischarts Autorschaft offenbart sich auch in folgenden Zusammenstellungen von reimenden und anklingenden Wörtern: „Verstänckter vnd versenckter Leut" Bl. (:) ija, „Schindbreuier, vnd Ringlenmanier" Bl. (:) ijb, „dahin sauset vnd hauset" Bl. (:) iiijb, „gemeßt oder gepreßt, gelückt oder getrückt" Bl. vb, „die rhümliche vnd kümmliche Kunst der Buchtruckerey" Bl. 10a, „durch vnabläßigs zuschreyen vnd zuschreiben," „Er laß schreyen oder schreiben" Bl. (:) vb, „wartende vnnd wachende Christen" Bl. (:) vija, „ein vberdruß ab heilsamen vberfluß," „zu auffrichtigerem vnd auffsichtigerem wandel" Bl. 11b. Fischarts Vorliebe für neue Wortbildungen tritt uns entgegen in einer Reihe von Zusammensetzungen wie Marzalblätterung Bl. (:) ijb, Kramlobenden, Kauff-

[1]) Vgl. G. Schwarz, Rabelais und Fischart, Dissertation, Winterthur 1885, S. 19; P. Besson, Étude sur Jean Fischart, Paris 1889, S. 333 f.; F. Galle, der poetische Stil Fischarts, Dissertation, Rostock 1893, S. 57 f.

lockenden, Nasschnuppige Bl. (:) iij^b, am wansicherſten Bl. (:) iiij^b, Hertzweynendem Bl. (:) v^a u. ſ. w.

Ohne Zweifel rührt auch der Titel des Buches von Fischart her. Dafür ſpricht außer dem Wortſpiel in den ſechs erſten Zeilen die Zuſammenſetzung „Wanſicherheit“, die nur noch in adjektiviſcher Form in der Widmung vorkommt, während in der Schrift ſelbſt immer „ſicher“ und „Sicherheit“ in der gleichen Bedeutung gebraucht iſt; ferner ſpricht dafür der Reim „der frommen Leut ſtäter Freud“, welcher ſich an der entſprechenden Stelle in der Ueberſchrift des zweiten Traktates nicht findet.

So ſicher Fiſchart der Verfaſſer der Vorrede und wohl auch des Titels iſt, ebenſo zweifellos ſtammt die Schrift ſelbſt nicht von ihm. Sie trägt vor allem kein Kennzeichen der ihm eigentümlichen Ueberſetzungsweiſe. Die Uebertragung hält ſich ziemlich enge an das Original. Einſchaltungen und Erweiterungen, wie ſie in den Ueberſetzungswerken Fiſcharts ſo häufig begegnen, fehlen in der „Auffmunterung“ durchaus. Ebenſo vermiſſen wir darin all jene Fiſchartiſchen Stilfiguren, von denen die Vorrede, wie wir oben geſehen haben, auf verhältnismäßig engem Raume eine ziemliche Anzahl aufweiſt. Auch eine Reihe von ſprachlichen Gründen ließe ſich gegen Fiſcharts Autorſchaft anführen. Ich will nur auf einige hinweiſen. Zu den ſprachlichen Eigentümlichkeiten des Schriftſtellers gehört u. a. der dialektiſche Gebrauch der Verbalendung **en** für **et** in der 2. Perſon Pluralis, die Verſchmelzung des Stammauslauts **t** mit der Partizipialendung **et**, die Weglaſſung der Flexionsendung bei Eigenſchaftswörtern, die Anwendung von **deß** oder **deſt** für **deſto**. Für jede dieſer Eigenheiten bietet die Vorrede Belege, in der Schrift ſelbſt dagegen kommen nur die regelmäßigen Formen vor.

Bei der außerordentlichen Seltenheit des vorliegenden Buches, von dem ich bisher trotz mehrfacher Nachforſchungen ein zweites Exemplar nicht zu ermitteln vermochte, dürfte der nachſtehende Abdruck der von Fiſchart geſchriebenen Vorrede den Kennern und Verehrern des Schriftſtellers nicht unwillkommen ſein. Die Interpunktion des Originals habe ich beibehalten, die üblichen Abkürzungen aufgelöſt. Leider iſt in dem von mir benützten Exemplar eine Zeile der Vorrede durch einen Riß im Papier ausgefallen. Hoffentlich kann ſie bald aus einem anderen Exemplar ergänzt werden.

[(:) ij^a] Dem Edlen, Ehrnveſten, Johann Philips vonn Helmſtatt, zu Biſchoffshaim, der Churfürſtlichen Pfaltz Rhat ꝛc. Meinem inſonders günſtigen lieben Junckern.

BEy heutigem Complet vnd Abſpülung letſter Zeit, Edler, Veſter, inſonders Günſtiger Juncker, finden ſich ſehr vil ſolcher vnartiger, Eygenſinniger, Dünckel-

kluger vnd in jhrem eigenen auffgerüstem Mistnest, Neststoltz her gewachßener, auch in solchem jhrem vnrath gleichsam Verständter vnd versenckter Leut: Welche, da sie doch one diß keiner anderen bücher oder schrifften sonders mehr achten oder warnehmen, alß etwa jhrer Zinßregister, jhrer Gültbrieff, jhrer zusammen ge- [(:) ij b] rolter vnnd Gekerbter Korn vnnd Weinzedel, jhrer Marzalblätterung, Schuldkronicken, Borgkalender, Finantzscharnützle, Eselshäut, Kaßprotthocollen, Wechßeltalmuth, Müntzverkartung, vnd anderer jhrer täglichen Schindbreuier, vnd Ringlenmanier. Jedoch nicht dest weniger pflegen ab vnd vber heutigs Tags vnauffhörlichs hin vnd wider publiecieren vnd Außkommung der unzal Bücher sich gleichsam zu ärgern vnd zu beschweren, alß daß deß Büchermachens vnnd Bücherdruckens kein end nicht sey, ꝛc.

Dann da kommen (sagen sie) bey nach jedes halb Jahr auß so mancherley Truckereyen hin vnnd wider, so viel vnd mancherley Format, vnnd Schlags Newe Postillen, Hand vnnd Haußbüchlein, Psalterlein, Passionalen, Kinderlehren, Layenbibelen, Bett vnd Beichtbüchlein, Bettglöcklein, Gebetskünst, Geistliche Kampff [(:) iij a] vnnd Sigbüchlein, Sprüchbüchlein, Regelbüchlein, Trostbüchlein, Seelengärtlein, Geistlich Wurtzgärtlein vnnd Rosengärten, Rosenkräntz, Tugentsträußlein, Glaubensbüschlein, Ehrenblümlein, Lebensbäumlein, vnd was auff dergleichen Thon noch mehr außgeht, alß da sind, die vil getruckte Trostschrifften, die Hertzentröster, die Wegweiser der jrrenden, der Weg deß Lebens, die Zeitglöcklein zur Andacht, Seelenschätz, Seelenspeisungen, Præseruatiuen für Seelnkranckheiten, Himmelsschlüssel, Guldenkleinot, Guldenflüß, Geistliche Rüstkammern, vnd Zeughäuser, Paradißquällen vnnd Lebensbrunnen, für Gnaddurstige vnnd Trostschöpffende Seelen, Ewigstärckend Krafftwasser: Item, forter die Seelen vbungen vnd gottselige Betrachtungen, Neuwe Jahrsschenckungen, Nachfolgungen Christi, Glaubensschilt, Himmlische Burgerbücher, Bruderschafften der Lieb Christi, Gul- [(:) iij b] den Agnus Dei, Buß vnnd Gnadenexempel, Lauff vnnd Pilgerfart der Hoffnunglebenden Wallbrüder, Jonaspredigten, Todtenkräntzlein vnd Todtenäurlein, Sterbkunst, vnd was sonst mehr solcher, mit außerlesenen Kramlobenden vnd Kaufflockenden Tituln vnnd Vberschrifften, auffgemutzte vnnd feylgethane Büchlein mehr zu finden sind: Welche (wie dise Nasschnuppige Katwüler, so Kath fürs Gut wöllen, meinen) jhrer vnscheinbarn weiß vnnd vberfluß halben, viel eher eynen Vberdruß zu vbung sonderer vberiger Andacht, alß einen Lust vnnd Anmutung zu Gottsförchtiger Lesung, Betrachtung, vnd Lebensbesserung solten erwecken: Seytemal man auch wol hieuor, eher solchs Papirschwertzen vnd Wort Spiegelung entstanden, mehr scheinlicher Andacht, vnnd Christlicher Lieb vnd Trew hab geübet vnnd erzeyget.

[(:) iiij a] Wiewol nuhn nicht ohn, daß Heut zumahl deß Bücherhandels mehr ist, dann nie gewesen, Vnd das, wann jhe zu eyner Zeit dort der Heylig Weiß Mann, hett wegen vnendtligkeit deß Büchermachens sich sollen verwundern, zwar nicht vnfüglich dasselbig bey nuhn anstehender Zeit hett thun mögen.

Jedoch, wer im grund die nuhn vor Augen schwebendt Gelegenheit jetziger Zeit recht eygentlich vnnd inn Gottsforcht, wie sichs behört, will erwegen, welcher gestalt nemlich nuhn, da es zum Abzug der Welt am mißlichsten vnnd gefährlichsten steht, auch dermassen, daß vnser Heyland Christus, der rechte Ertzprophet, solche letste Läufft nicht vergebenlich, sondern vns zu nötiger Auffweckung, Ermunterung, vnnd Nachsinnung, selbst der Vorsündflutischen ärgsten Zeit Noe hat vergliechen, man nicht [(:) iij b] destweniger am sorglosesten, hinläsigsten vnd wansicherstен dahin sauset vnnd hauset, alß ob die Vögel auff dem Herd deß gewiß getrauweten vberfals deß Garns gantz sicher wären, derselbig wirdt gewißlich inn genawer vmb sich sehung befinden, daß solches Vnauffhörlichs, Schrifftlich auffmanen vnnd warnen, beuorab inn Gottswort begriffenen, vnnd zu vnserem

zeitigen vnnd ewigen Heyl dienenden Sachen, inn keinem weg vnnötig, noch ein vberfluß, sonder in der Warheit die höchste vnnd dringlichste Notturfft, bey nuhnan vorhandenem[1]) wesen sey.

Ja daß eben die heut bräuchliche Gemeinmachung guter erbawlicher Schrifften vnd Bücher, ein vorlauffendes Warzeichen vnd Gemerck, deß jetz nächst inn der Thür vorhandenen Jüngsten Tags, jha ohn zweiffelig eben die vilfaltigen, eyfferige [(:) v a] Letzpredigten deß frommen Patriarchen Noæ seind, die er auß Hertzweynendem mitleyden, vnuerdrossen, frü vnnd spat, oben auff, inn vnd zur seyten seiner gebawten Archen, wie vnser HERR Christus auß dem Schiff, zu seiner Cainischen verruchten, vngezämten, vnd inns verderben rennenden Welt hat gehalten.

Auch haben beineben solche Gottsuerständige hierauß leichtlich zuerkennen, daß, jhe mehr dise heutige eygenwillig, außgelassen frech spottend vnd trotzend, Nachsündflutisch, vnnd zum Fewer erkandte Welt, mit dergleichen oben angedeuten, vilfaltigen, tröstlichen, vnd treuwenden Erinnerungen, vnd letsten Außsegnungen, werden vnabläßlich, es sey zur Zeit oder Vnzeit, gelindlich oder rauch angestrengt, gelockt, beruffen, gebetten, geschreckt, vnd darmit gleichsam vberschüttet, jhe mehr solches zum ge=[(:) v b] zeugnuß vber sie diene, daß sie eben so alß jene verschwämmte vnd längst wol außgefegte welt, keinige außred noch Vnwissenheit beschehenen Bußruffens fürzuwenden habe, sondern, wie gehört, jhrer eygenen Red nach, vollauff, wol vnd genugsam, durch vnabläßigs zuschreyen vnd zuschreiben sey, zur berey tung deß Wegs deß HErrn, gewarnet worden.

Dann hie gilt es dem Göttlichen trewen Vatterhertz gleich: Er vorwarne mündlich oder schrifftlich, Er laß schreyen oder schreiben, man habs gehört oder gelesen, es heiß gemeßt oder gepreßt, gelückt oder getrückt, wann nur dir Warnung vorher gangen ist, vnnd es vor gedonnert vnnd geplitzt hab, ehe es schlägt. Ja im schrifftlichen vermanen vnd vernemmen, hat es disen nachtruck vmb so vil vortheilhafftiger, daß man (gleich wie auch sonsten inn täglich gemeinen [(:) vj a] Händeln) sich mehr, vnd etwas beyweiliger darinn hat zuersehen, vnnd eins bessern zubedencken.

Vnd warlich, inn Betrachtung solcher erst angezogener Gelegenheit, erlangt es auch Heut gantz wol disen Bescheyd, wie dort vnser HERR Christus den Juden verweißt, Wir haben euch gepfiffen, vnnd jhr wolten nicht dantzen, Wir haben geweynt, vnd jhr wolten nicht trawren. Man hats euch hoch vnd nider herab, vnd vorposaunt in den Predigen, vnd jhr wolten nicht hören. Man hats euch sawr vnd süß gemacht, vorgemahlet vnd vorgegossen in mancherley schrifften, vnnd jhr woltenes nicht ansehen, lesen noch verstehn. Wie soll man es dann mit diser Betsaidischen, Capernawitischen vnd Gomorrischen vnartigen art machen? Soll man euch Todten erwecken, die euch predigen, vnnd Propheten fordern, die euch [(:) vj b] Wunderzeichen thun? Die habt jhr doch allbereyt vnter euch vnnd inn euwerm mittel: Die Aposteln vnd Propheten, so jhr meynet, seind jha leiblich gestorben, vnd gleichwol Heut in jhren schrifften, welche lauter vnd klar herfür kommen, seind sie widerumb erweckt, vnd wircken durch das Geistkräfftig Wort in der Menschen Hertzen vnendtliche Wunderzeichen. Wolt jhr dann nuhn dise gestorbene Vnd doch noch lebende, dise abwesende, vnd doch noch gegenwertige Propheten nicht hören, so möcht jhr mit deß Reichen Manns Brüdern hingehn,

---

[1]) Die Buchstaben „ring" in „dringlichste" und die Silbe „vor" in „vorhandenem" habe ich ergänzt. Das mir vorliegende Exemplar ist an den betreffenden Stellen durch einen Riß beschädigt. Die beiden letzten Buchstaben von „nuhnan" sind undeutlich.

vnnd mit dem König Saul den Todten Propheten Samuel hören, vnnd zusehen, wie es euch wirdt gerathen.

Warlich, was den Verächtern der Predigten Lots ist begegnet, vnd was eben damahls das Sodomisch Schwefel, vnnd Pulffer stinckend [(:) vij a] Fewr hat zuuor angezeigt, das wirdt gewißlich auch den jhenigen, welche Heut zu Tag, Gottes langmütigkeit reichlicher erfahren, vnd seine schröckliche Gericht täglich mehr vor Augen vnd Ohren gehn haben, auch darneben on vnterlaß vilfaltig seiner heimsuchung erinnert werden, vnd gleichwol solche Warnungen in wind schlagen, jha noch darzu dieselbigen für eyn vnnötigen Vberfluß achten, geschweig daß sie sich darauß besserten, inn der letsten vnabwendtlichen Abkehrung, mit dem fewrigen Besem nicht außbleiben: Allda sie dann leyder das verachtet vberflüssig Seelenlabwasser allzu spat begeren vnnd wünschen werden.

Derowegen, sollen Gottsförchtige, vnnd mit den klugen Jungfrauwen auff den Himmlischen Breutgam vnuerdrießlich wartende vnnd wachende Christen, fortan mit mehr beschey-[(:) vij b] denheit, vnnd sorgfältiger fürsichtigkeit, in erachtung heutiger vberhäuffter Wolthaten GOTtes fahren vnd vrtheilen, vnnd die durch den Druck reichlich bescherte mänge, nützlicher Trost vnnd Lehrschrifften, mit baß verständigerem Gemüth ansehen, vnd mehr Gottsförchtiger Danckbarkeit auffnehmen vnd erkennen.

Beyneben erwegend, daß eynem Krancken nicht schaden kan, wann sich schon seinthalben, viel Artzet bemühen, mancherley Mittel vnnd Artzeney zu erfinden, vnd vor zuschreiben, wie jhm mög gerathen vnd geholffen werden.

Was darffst du auff das ringschätzig vnnd seltzam genannt Kräutlein so groß achtung geben, vnd es wegen vnansehenlichkeit verschmähen, wann es dir nur zu deiner Gesundheit dienen mag. Also, was ärgern dich die daroben angezogen kleinen Werckleín vnnd Tractätlein, sie seyen so frembd benannt, wie sie wöllen, wann [8a] sie allein dich zu deiner Wolfart auff rechte Bahn weisen. Was nimmets eim Wanderer, wann jhm schon auff zweiffelicher Scheydstrassen, ein schlechter Holtzener Bildstock, oder ein krumme Mercurische Hand, den Weg recht förter weiset? Je handlicher solche Büchlein sind, jhe weniger beschwerung hast, dieselbigen zukauffen, vnnd minder entschuldigung, sie bald zu durchlesen, vnd kleinern verdruß jhrn innhalt leichtlich zu behalten, vnd bey dir wol zuerwegen vnnd zu verkauwen.

Daß man nutzlichen vnd an inn selbst heilsamen vnd tröstlichen Sachen, anmütige benennungen vnnd beschreibungen suchet, ist natürlich vnd billich, vermög deß Sprüchworts, Lieben Kindern, gibt man mancherley seltzam Namen, vnd sollen solcher anmütigkeit halben, deß mehr in achtung vnd Würden gehalten werden.

Was kanst du dann nuhn tadelen an gemelten außgebrachten mancher-[8b] hand Haußkirchbüchlein, an den Haußtafeln, Christlichen Trostbrieffen, Gedenckzedeln Götlicher Gebot, an dem guldenen Himmelswäglein vnd Leyterlein, an deß Euangelischen Kauffmansperlein, am Guldenenthron vnd Gnadenstul, am Ewigblühenden Lilgenthal, Myrrhenberg, Blümengärtlein, Paradißrößlein, Schlüssel vnnd Dreyfaltigkeitblümlein ꝛc. Wann allein solcher Anmutreitzenden Büchlein, eusserliche süsse Benennungen, auch deßgleichen innerlichen süssen Trost dir einbilden.

Wie solt dir nicht zu Hertzen gehn, die Gottswort gemäß, gestimpte Cythar, Geistlicher Gesang, die Geistkräfftig Seelartzneien auß Biblischer Apotecken vnd Lebensafftigen Kräutern. Item, der Honigsaum auß Göttlichem Jemengarten, die Glaubensfackel der Gespons Christi, der Ewig Heyl vnd Gesundbrunn, die Adlerisch Alterserjüngung, das Geleyt ins new Jerusalem ꝛc.

[9a] Ja noch ferner, der Andachtwecker, der Hertzenmaner, die Weckglöcklein zu heyligem Wandel, die Creutz vnnd Schreckbüchlein, die Außrottung

der Sünden Dornhecken, die Schawstellung weltlicher Eytelkeit, deß Vngerechten Haußhalters Rechnung, der Buß vnd Höllenspiegel, dise sollen dich jha wol auffwecken, vnd dir vil mehr ein abschewen von deim schnöden Lebenswandel abzustehn, alß eine liederliche geringschätzung derselbigen verursachen.

Vnd wer ist so ein Vnmensch, der . . . . .[1]) wesens, das ist, der Sterblichkeit (ich geschweig ein Christ, der auch noch weiters den Tod ein Straf der Sündlichkeit sein weiß) im folgende Lebenströstende vnd Mutsprechende Büchlein, nicht für hochnötig achtet, alß die Sterbschul Disce mori, vnd mortis mores Lehrung, das Bedencks End vnd die Endbedenckung, den Abdanck der Welt, vnnd der Welt Habdanck vnd [9b] Grabdanck, die Adelich Helmdeck deß Leichthuchs, das kurtzweilig Sterbstündlein, die Todenzeichen der Günnenden Welt, vnnd die letst Hortposaun zum letsten allgemeinen Hofgericht.

Wann dann nuhn auß oberzeltem die gedachte vilfaltige nottringende, vnd außgedrungene Noachsmanungen, Loths vnd Jonaspredigen Wol vnd Weerufen, Trost vnd Trostschrifften, zu heutiger inn hinziehen liegender Welt gelegenheit, für nötig angesehen werden, inn massen auß krafft der Warheit jhm nicht anderst. Alß wirdt auch niemand recht verständiger straffen noch verwerffen mögen, daß man bey zunehmung der Boßheit vnd Vntrew, auch die Strafungen vnnd Manungen häuffet vnnd schärpffet. Gleich wie bey einer schweren Landthewrung, man nimmermehr die jhenigen verdencket noch straffet, welche vmb abwerung der Hungersnot, vnd Einbringung einer Wolfey- [10a] le vil Getreyd vnd Frücht, zu Wasser vnd Land, auch wol den vberfluß zuführen.

Hierauß folgt dann ferner schließlich, daß man auch die Mittel, so hierzu befürderlich erscheinen, billich alß sondere von dem Allmächtigen, vnnd allein weisen Gott beschaffene Wolthaten erkennen, auffnehmen, vnd in danckbarlicher hochachtung halten sol. Alß da nemlich vnter andern, insonderheit die rhümliche vnd kümmliche Kunst der Buchtruckerey, die fürnembste ist, ohn welcher beythun vnd vorschub nicht wol füglich, so vil notwendige Erinnerungen vnnd Warnungen, in so mancherley täglich fürfallenden Nöten, Anfechtungen vnd jammer, könten einsmals vnd vnauffhörlich an Tag kommen, vnd gemein gemacht werden.

Dannenher auch hierinn Gottes vätterliche getrewe Fürsehung vnnd schickung ist zu spüren, daß Er eben ein solch Wunderkunst vnnd Truck- [10b] schrifftwerck auff diese zeit hat herfür brechen lassen, da es seiner Fertigkeit halben, bey vnendtlich einreissendem Vnglück, Elend, Trübsal vnd Ergernuß, zum nötigsten vnd dienstlichsten bekommet, vnd mit vnuerzüglichem raht vnnd trost, jederzeit bereit kan hülflich zuspringen.

Vnd weil ohn diß die jetzige letste Welt, sich die klügste beduncket, hat jr Gott auch hiemit ein kluges mittel zuschicken wöllen, vnd jhr beynah alles, so jrs Heils Proceß betrifft, schrifftlich stellen vnd fassen lassen, auch vollauff Sprachkündiger Gelehrter Leut erweckt die es zu marckt zubringen wüßten, vnd folgends geschafft, daß auch das schreiben vnd lesen, bey deß nidersten, so wol als bey deß höchsten stands Leuten gantz gemein ist worden: Damit sie jha jhre angemaßte Klugheit, gleich wie vnser HErr Christus auß deß Vngerechten Schaffners Exempel leret, nicht zur vppigkeit, sondern zu erwerbung der ewigen Seligkeit, [11a] nur wol anzuwenden vnd zu vben hetten.

Werden derwegen auß gehörten vrsachen sehr vnbillich die jenigen getadelt, welche mit fortsetzung vnnd nachtruck guter nutzlicher vnd Gottsforcht

---

[1]) In dem mir vorliegenden Exemplar fehlt hier eine Zeile infolge eines Risses im Papier. Es mag ungefähr zu ergänzen sein: „in Ansehung unseres menschlichen".

pflantzender Bücher, die träge Welt, welche ohne diß gern am Pflug hinder sich sihet, vnnd nach dem Gomorrischen Fewrpraßlen vnnd Wolckenkrachen gaffet, vnabläßig fort treibet vnd anmanet, auff daß allezeit etliche errettet vnd gewonnen werden: sonder sind hingegen solche Bücherpflantzer, so auß angedeutem Eyfer jhr müh anwenden, alles Rhums vnd ehren würdig, vnd werden gewißlich, inn massen der Prophet Daniel verspricht, hierumb gleich so wol, als die jenigen Lehrer, welche hie zur gerechtigkeit vil haben angewisen, in der ewigen Belohnung aller Glaubigen, vor Gott wie die Sonn vnd das Himmlisch Firmament in ewigkeit leuchten, da im gegentheyl die Naßweisen ver- [11b] ächter solcher weisen anschickung Gottes, welchen das Manna in der Nasen eckelt, vnd ein vberdruß ab heilsamen vberfluß haben, das verschmächt Himelsbrotmal, inn massen jhnen der Himmlisch Gasthalter selber, Christus Jesus dröuwet, nimmermehr inn ewigkeit schmäcken sollen.

Auß erwegung nun solcher Gottsförchtigen bedencken, insonders günstiger lieber Junckherr, hab ich, nach dem mir gegenwertige, Christliche Tractätlein zu publicieren, angemutet worden, der hieoben erwönter vnzeitlicher tadler, vnchristliches einreden, vngeachtet, solche bey heutigen trübseligen zeitten, zu erbawung vnd trost mancherley angefochtenen Hertzen, vnnd anweisung zu auffrichtigerem vnd auffsichtigerem wandel, gegenwertiger gestalt, vnnd beyneben auß folgenden vrsachen, vnter E. E. Namen vnnd Schutz wöllen an Tag kommen lassen. Dieweil ich nemlich von jugent auff, als die noch allhie in [12a] Straßburger Academy den studijs obgelegen, jederzeit dero sondere günstige Zuneygung zu aller Gottsforcht, rhumwürdigen sachen, vnd insonderheit zu löblichen Künsten vnd nützlichen Bücheren hab gespüret, vnd mir als dannmal balden warnämung E. E. vber damaliges Alter verliehenen treflichen Iudicij, die rechnung gemacht, daß die zweiffel on künfftiglich zu versehung hoher diensten, Aempter vnd Dignieten würden rhümlich gelangen: Wie ich dann solches auß Götlicher verleyhung heut zumal erlebet.

So mir dann auch nicht allein damals, sondern nachgehends jederzeit biß hieher, von E. E. aller günstiger willen ist erwisen worden: alß hab ich billich geachtet, beydes vmb ansehliche vorbringung dises Werks vnter E. E. Namen, vnd dann zu bezeugung meiner Danckbarlichen eingedencknuß E. E. bewiesenen Gunsten (inn welcher, daß die mich auch hinfortan allezeit wöll commendiert halten, ich [12b] dienstlich bitten thu) diß Werck E. E. vnterdienstlicher guter Meynung zu zuschreiben. Bitt dem allem nach solches günstiglich auffzunämmen, vnd im besten zuuermercken. E. E. hiemit von dem ewig getrewen Gott zu Leib vnd Seel, alles Heyl vnnd beständige Wolfart jederzeit wünschend. Datum Straßburg den 8. Februarij, Anno 1588.

E. E.

Dienstwilliger.

Bernhart Jobin Burger
zu Straßburg.

Gedanken über Goethes Götz und Faust.

Von Josef Collin in Gießen.

Man kennt die schöne Scene im ersten Teil des Faust, da dieser sich, überall unbefriedigt zurückgestoßen, der göttlichen Offenbarung zuwendet und das neue Testament aufschlägt. Was hatte er nicht alles versucht den brennenden Durst nach Befriedigung zu stillen? Die Gesamtheit der Wissenschaften hatte er durchstudiert in dem Drange gottgleich alles zu wissen, und ihm ward die Erkenntnis, daß wir nichts wissen können. Darauf beschloß er sich der Magie zu ergeben. Durch sie hoffte er in das Geheimnis göttlicher Schöpfungskraft eindringen zu können.

Nachdem ihm jedoch in dem Zeichen des Makrokosmos ein Bild der harmonisch wirkenden Kräfte des Weltalls aufgegangen war, da bequemte er sich auch hier nach anfänglicher Entzückung (Bin ich ein Gott?) zum Rückzuge. Denn um das Schauen allein war es ihm nicht zu thun, sondern vor allem verlangte es ihn, die schöpferische Kraft der Natur in sich aufzunehmen, vorzudringen zum Quell des Lebens wie Prometheus und „schaffend Götterwonne zu genießen."

Der Grundirrtum Fausts ist es eben, daß er glaubt, Gott gleich werden zu können, weil er sich als Gottes Ebenbild fühlt. (Ich, Ebenbild der Gottheit!) Sein titanischer Drang, dem die engen Grenzen der Menschheit nicht genügen, verblendet ihn als einen neuen Adam mit dem alten Eritis sicut deus. — So sehnt sich auch Werther „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt."

Aus demselben Jahre (1774) stammt des Dichters bewegliche Klage:

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von Dir, o Ew'ger! werden —
Ach diese lange, tiefe Qual
Wie dauert sie auf Erden.

Es war das also eine Zeit, wo „ein reicher, jugendlicher Mut sich noch mit dem Universum identificirte, es auszufüllen, ja, es in seinen Teilen wieder hervorzubringen glaubte“ (Goethe an Zelter am 20. Mai 1826). Von diesem Bestreben schöpferisch zu wirken geben uns Goethes Kunstgedichte der Jahre 1773 und 1774 Kunde. Da hören wir ähnliche Klagen wie von Faust, als ihm das Schauspiel, das ihm das Zeichen des Makrokosmos gewährt hatte, keine Befriedigung mehr gab. „Wo ist der Urquell der Natur,“ fragt er sehnsüchtig, „Daraus ich schöpfend Himmel fühl und Leben In die Fingerspitzen hervor!“ Daß der Dichter schöpferische Kraft haben müsse, hatten zum ersten Mal wieder Klopstock und seine Anhänger verlangt, was denn auch die Gottschedische Sekte auf das ergötzlichste bekämpfte. „Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten,“ erklärt Triller in einer Vorrede seiner Gedichte, „sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. . . Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist.“ Herder dagegen ruft 1773 begeistert über Shakespeare und seine Dramen aus: „Hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt!“ So wird für Goethe der Künstler schließlich zum Magier, der, wie es in dem Aufsatz „Nach Falkonet und über Falkonet“ (1775) heißt, überall die heiligen Schwingungen und leisen Töne sieht, womit die Natur alle Gegenstände verbindet.“ Von dieser magischen Welt, wie er sie nennt, „fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen.“ Er schaut also „alle Wirkenskraft und Samen.“ Umgekehrt hat dann der Dichter seinem Magier Faust den Schöpfertrieb gegeben, nicht aber die Kraft ihn zu befriedigen.

Darum wendet er sich unwillig vom Zeichen des Makrokosmus ab und dem des Erdgeistes zu. Sein Begehren ist bescheidener geworden. Sehnsucht nach dem Leben ist es, von der er bei diesem Zeichen ergriffen wird. Der Geist erscheint ihm zwar, aber er weist ihn spottend ab. Dem Gedanken an den Tod, den er sich als höheres Leben denkt, entsagt er. In der Scene „Vor dem Thor“ finden wir ihn darauf in der Natur und unter einfachen Menschen, „die man die niedre Klasse nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist“ (An Frau von Stein den 4. Dezember 1777). Aber auch die Berührung mit ihnen wird ihm zum Gift, und seine Natursehnsucht endet gar, da er sich auch hier der Unerfüllbarkeit seines Verlangens bewußt wird, mit einer Beschwörung der Geister. Diese Scene hat offenbar noch nicht in dem ältesten Plane des Dichters gelegen. Ursprünglich dachte Goethe wohl daran, seinen verzweifelnden Helden in die nächtliche Wildnis zu führen, wo sich ihm der Versucher aufdrängen sollte. Darauf deutet wenigstens eine Stelle in der Scene „Trüber Tag“, die bereits im Urfaust enthalten ist, und die merkwürdigen Verse im zweiten Teil:

Mußt ich sogar vor widerwärt'gen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildernis entweichen
Und, um nicht, ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Wissen, Schaffen, Leben, Natur, sie alle verschließen sich ihm,[1]) da greift Faust, nachdem er von seinem Gange, von dem teuflischen Pudel begleitet, zurückgekehrt ist, nach der Bibel als der Quelle der Offenbarung. Es ist ein schöner Beweis von Goethes hoher dichterischer Kunst, daß seinem Faust der Teufel gerade in diesem Augenblicke nahe ist, und nicht wie in der Ueberlieferung, wo er das Zauberbuch in Händen hält. Ferner welch' ein Kontrast von echt tragischer Wirkung! Gerade da ihm die rettende Erkenntnis dämmert, lenkt ihn des Pudels unmutiges Gebahren ab und er beschwört ihn. Diese Erkenntnis liegt aber offenbar darin verborgen, wie er schließlich zu seiner Befriedigung die Anfangsworte des Johannesevangeliums übersetzt: „Im Anfang war die That!" Erst nach seiner Verbindung mit Helena kommt er darauf zurück. Die That ist alles! ruft er dem Teufel zu, der ihn abermals zum Genuß verlocken möchte; er begibt sich in ein thätiges Leben, das dem Wohle der Menschheit gewidmet ist und ihr Räume zu schaffen sucht, „nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen". Auf diesem Streben beruht denn auch die Rettung seiner Seele, die nun erst würdig ist, sich zu erheben „zu höheren Sphären reiner Thätigkeit".

Der Blick für die Bedeutung der Thätigkeit, d. h. eines wirksamen, erfolgreichen, stetigen Thuns mußte wirklich den Menschen des philosophischen Jahrhunderts wieder geöffnet werden. Goethe spricht einmal Eckermann gegenüber davon, daß oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gegeben habe. Ein Gedanke von solcher Tragweite war die immer kräftiger sich äußernde Auffassung, der Mensch sei auf ein thätiges Leben angewiesen. Als Hemmnisse hatte sie dabei zu überwinden die Neigung des 18. Jahrhunderts zu philosophischen Spekulationen, die Versumpfung des bürgerlichen Lebens besonders in Deutschland, das keine Anregung zu bedeutenden Handlungen gab, und die übertriebene Empfindsamkeit der Zeit. Gegen das erstere wendete

[1]) Man beachte wohl diese Kette von Motiven. Der Dichter sucht es sich gleichsam dadurch selbst glaubhaft zu machen, daß ein Mensch wie Faust einen Bund mit dem Teufel schließen konnte. Nichts gewährt ihm Befriedigung. Darum will er auch von Nichts befriedigt werden. Er verwünscht mit mächtigem Fluche alles Reizende und Lockende des Lebens, alles, was Befriedigung verspricht. Dieser Nihilismus der Gesinnung macht eine Verbindung zwischen Faust und Teufel möglich, während noch im Fragment (1790) Faust dem Teufel gegenüber der Allesbegehrende war und von ihm ob der Universalität seines Wollens verspottet werden mußte. (Glaub' unser einem, dieses Ganze Ist nur für einen Gott gemacht!)

sich am heftigsten die Sturm- und Drangzeit. Besonders Herder ist unerschöpflich in Ausfällen gegen die Metaphysik. „Spekulation als Hauptgeschäft des Lebens" — ruft er einmal aus — „welch elendes Geschäfte! Sie gewöhnt endlich alles als Spekulation anzusehen! ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tötet und mit süßen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süßen Träumen?" Aber auch schon Lessing hatte etwa in der Mitte des Jahrhunderts in seinen Gedanken über die Herrenhuter es ausgesprochen: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen." Und Klopstock ließ sich 1752 in seiner Ode an Cidli also vernehmen: „Handle! Die Wissenschaft, Sie nur, machte nie Glückliche!" Am mächtigsten wurde aber Herders Geist von diesem Zwiespalt erregt. Bemerkenswert ist dafür besonders das Journal seiner Reise im Jahre 1769. Die Reise selbst ist eine Flucht aus der Enge seines Rigaer Aufenthalts in das Leben. Schon darin ist er dem Faust des Dichters vergleichbar. Er klagt über die verlorenen Jahre seines Lebens. Hätte er es anders angewendet, er wäre nicht, wie er bemerkt, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die er nicht gesehen habe und nicht verstehe; er wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studierstube gehöre. An einer anderen Stelle ruft er aus: „O daß eine Eumenide mir in meinen Wäldern (mit Beziehung auf seine Kritischen Wälder) erschiene, mich zu schrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen, und mich in die große nutzbare Welt zu bannen!" So träumt er denn bezeichnender Weise von politischer Thätigkeit, die er gern dem eben von ihm verlassenen Livland widmen möchte. Nicht lange danach, als es noch frisch in ihm stürmte und wühlte, traf Herder mit Goethe in Straßburg zusammen und riß auch ihn in die Bewegung hinein, von der er ergriffen war. Der junge Goethe bot aber Herder grade in Hinsicht auf die eben von ihm gewonnene Erkenntnis ein gutes Feld für seine erzieherische Thätigkeit. Goethes Lässigkeit, sein zerstreutes Wesen, seine Unfähigkeit, seine Kräfte auf einen Punkt zu richten, waren ein beliebtes Ziel seines herben Spottes. Er verhöhnte ihn so als Specht. Noch im März 1772 charakterisiert er ihn mit den Worten: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat." In Herders Bilderfabel heißt es:

Hinan geflogen da kam ein Specht
Von Frankfurt wohl am Main.

Goethe selbst spielt schon in einem Straßburger Briefe aus Mitte Mai 1771 auf diesen Scherz an: „Noch was. Ich habe einen Specht ausgestopft gesehen. Das ist kein gemeiner Vogel." Der Herderische Spott muß auch den Straßburger Freunden vertraut gewesen sein.

Denn in den Brief vom 28. November 1771 an Salzmann nimmt Goethe offenbar darauf Bezug, wenn er schreibt: „Frankfurt bleibt das Nest. Nidus wenn Sie wollen. Wohl um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend. Amen." Die Hilfe sollte nicht mehr lange ausbleiben. Goethe kam selbst bald zu einem tieferen Verständnis des von Herder gerügten Mangels seiner Natur. Das geschah durch seine stärkere Berührung mit dem klassischen Altertum am Ende der Straßburger, besonders aber am Anfange der Frankfurter Zeit. Aber auch daran hatte Herder teil. Sein Spott über Goethes schöne, aber nicht benützte Sammlung klassischer Schriftsteller, die er einst von Langer eingetauscht hatte, war wohl mit die Veranlassung, daß er sich ihrem Studium wieder eifriger zuwandte. Wir wissen von seiner Homerlektüre in der Straßburger Zeit aus Herders eigenem Bericht. Er setzte sie auch in Frankfurt fort. Seinen Homer las er jetzt mit andrem Gefühl. „Seit ich die Kraft der Worte στηθος und πραπιδες fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen." — So schreibt er Mitte Juli 1772 aus Wetzlar an den Freund. Aber er blieb nicht bei Homer stehen. Er griff zu Xenophon und Platon. Dabei gingen ihm, wie er schreibt, die Augen über seine Unwürdigkeit erst auf. Dann geriet er an Theokrit und Anakreon, zuletzt an Pindar. Alles das berichtet er in dem erwähnten Brief an Herder; er fährt dann fort: „Auch hat mir endlich der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens entdeckt. Ueber den Worten Pindars επικρατειν δυνασθαι ist mirs aufgegangen." Das επικρατειν erklärt er im weitren selbst als Meisterschaft, Virtuosität. Im Anfang desselben inhaltsvollen Briefes aber schreibt er, er wohne jetzt in Pindar, und was Thätiges an ihm sei, lebe auf, da er Adel fühle und Zweck kenne. Die letzteren Worte werden verständlicher durch ihre Beziehung auf eine Recension Herders in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen über ein Werk von Denina, die grade erschienen war, als Goethe seinen Brief schrieb. Herder spricht dort von der Zeit des Absteigens in der römischen Geschichte, wo „die wirksamen Geister weniger werden, die übrigen Wirksamen ermatten, bei Stärke ohne Zweck unedel werden mußten, als einzelne Atlanten vortreten, aber erliegen — — wehmütige Augenweide, der Blick auf solche erliegende zerschmetterte Säulen des Schicksals!" Das war ja auch das Schicksal des Goethischen Götz. Wir sehen zugleich aus dieser Stelle, wie Herder als etwas Wesentliches an der menschlichen Wirksamkeit den bestimmten Zweck betont. Der Mensch darf nicht, wie Goethe von seinem Pindar belehrt wurde, von tausenderlei Guten halben Sinnes kosten *(μυριαν αρεταν ατελει νοω γευειν)*.

Was er hier als Jüngling zum ersten Mal deutlicher fühlte, das

ist für ihn ein dauernder Besitz in seinem ganzen Leben geblieben. Wir denken besonders an die Klage Fausts über den unfruchtbaren Kampf des Meeres mit dem Land. Welch' eine Kraftverschwendung ohne jeden Erfolg!

Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängst'gen könnte!
Zwecklose Kraft unbänd'ger Elemente!

So macht sich schließlich Faust daran, selbst in die Natur einzugreifen und dem Meer das Land abzugewinnen; eine Thätigkeit, in der „der Unmensch ohne Zweck und Ruh" das ersehnte Glück doch noch findet.

„Ich verehre den Menschen, — erklärt der Oheim in den Bekenntnissen einer schönen Seele, — der deutlich weiß, was er will, unabläßig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; inwiefern sein Zweck groß oder klein sei, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Teil des Unheils und dessen, was man bös in der Welt nennt, entsteht blos, weil die Menschen zu nachläßig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen und, wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf los zu arbeiten." Nur in einem Augenblick des Unwillens widersetzt sich Wilhelm Meister seiner Erziehung zu zweckmäßiger Thätigkeit, wenn er ausruft: „Laß uns in der Welt zwecklos hinspielen, so gut wir können!" Werther dagegen geht dadurch zu Grunde, daß seine eigentümliche Empfind- und Denkensart und seine endlose Leidenschaft nicht durch eine Wirksamkeit im Gleichgewicht gehalten wurden. So drängte ihn „das stürmende Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zweck und Aussicht" endlich zu der schrecklichen That. Goethe hat sich über diesen Grundbegriff seiner Welt- und Lebensanschauung stets mit Vorliebe ausgesprochen. Vor allen verlangt er von der Thätigkeit, wie er es gern nennt, Folge. Gelegentlich seines Dornburger Aufenthaltes von 1828 weist er z. B. auf den hohen ewigen Grundsatz hin, die Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun angewiesen. Das Genie gerade kennzeichnet, wie er einmal im Gespräche mit Eckermann betont, die produktiv fortwirkende Kraft. „Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind?" In diesem Sinne ist denn auch sein Wort im Vermächtnis zu verstehen: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr". Daß aber eine zweckvolle Thätigkeit auf der Zusammenfassung aller menschlichen Kräfte beruhen müsse, das war Goethe schon früher durch Hamann vermittelt worden. Wie er in Dichtung und Wahrheit hervorhebt, ließen sich alle seine Aeußerungen auf den Grundsatz zurückführen:

„Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich!" „Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen!" fügt er hinzu. Er findet sie denn auch bei den Alten, besonders den Griechen in ihrer besten Zeit, ausschließlich verwirklicht (Winckelmann). Darum konnten auch die Alten in dieser Beziehung seine besten Lehrmeister werden. Herders Tadel und der Geist der Antike brachten ihn dazu, Einkehr bei sich zu halten. „In sich selbst gekehrt, ists wahr, fühlt sich meine Seele Efforts," — schreibt er am 28. November 1771 an Salzmann — „die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten." Was hatte er aber auch nicht alles in Straßburg getrieben? Nach seiner eignen Angabe soll der Schüler im Faust ein Abbild dieser unendlichen Zerstreuungen sein. Goethe hat diese verhängnisvolle Richtung des menschlichen Geistes verschiedentlich bezeichnet: so mit dem Ausdruck „das Schweifende". Er tadelt es z. B. an Lavater, ein schweifender Geist habe ihm die kollektive Kraft entzogen und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt. Von Lenz bemerkt er später: er habe bei ihm darauf gedrungen, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Im Zusammenhang mit dem schon in dem Wetzlarer Jugendbrief ausgesprochenen Grundsatz: „drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft!" heißt es später im zweiten Teile des Faust:

Säume nicht Dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift!
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

In der ursprünglich geplanten Disputationsscene sollte der Teufel als Lobredner des Vagirens und der daraus entstehenden Erfahrung auftreten. Umgekehrt gehört der Gottheit die Konzentration, aus der ihr die schöpferische Kraft hervorgeht, „das Wohnen in sich selbst," wie es der junge Goethe gern nannte. Interessant für Goethes Vorstellung von schöpferischer Thätigkeit ist auch seine Charakteristik des Brutus in Lavaters Physiognomischen Fragmenten (1775): „Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf Einen Punkt gewirkter, auf einen Punkt gedrängter That!"

Goethe bezeichnet ferner den Gegensatz zu zweckmäßiger und fruchtbarer Thätigkeit mit dem Ausdruck Geschäftigkeit. Sie ist ihm ein Thun ohne Ziel, ohne Folge und Frucht. Er spricht z. B. von Oeser als zu den Leuten gehörig, die ihr Leben in bequemer Geschäftigkeit hinträumten; er habe seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätig-

keit verwendet; deswegen er nie dahin gelangt sei, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben. So nennt er sich selbst einmal geschäftig, ohne fleißig zu sein oder spricht von seiner kontemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe. In Lavaters physiognomischen Werk, das sich vielfach mit dem Gedankenkreis Herders und Goethes berührt, wird der Geschäftige also gekennzeichnet: „Er ist stets thätig und vollbringt nichts." Die Geschäftigkeit und das Schweifende hat nun der junge Dichter auch seinem Faust gegeben. Das enthüllt dieser eben dadurch, daß er den Erdgeist den geschäftigen Geist nennt, der die weite Welt umschweife. Da schmettert ihn das Donnerwort nieder: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir! Er hat ihn nach sich beurteilt. Der Erdgeist ist aber der Geist des höchsten thätigen Lebens der Erde, der in sich selbst wohnend im Auftrag der Gottheit des Alls das irdische Leben schafft. Er ist nach Goethes späterer Bezeichnung der Welt- und Thaten-Genius. Weil ihn Faust in der Allheit seines Wesens nicht zu begreifen vermag, deshalb verschmäht er ihn; er hat, wie es Spinoza ausdrücken würde, noch keine adäquate Idee vom Erdgeiste. Wie denn Goethe überhaupt in der Erkenntnis von der Bestimmung des Menschen zur Thätigkeit von Spinoza nur bestärkt werden konnte.. In der Ethik wird der Zusammenhang menschlichen Thuns und Erkennens scharf betont: „Je befähigter ein Körper ist, Vieles zugleich zu thun oder zu zu leiden, desto befähigter ist auch sein Geist, Vieles zugleich zu erfassen." Die Erkenntnis aus dem Vereinzeltem bezeichnet er gerade als Erkenntnis aus vager Erfahrung gegenüber der scientia intuitiva. Auf Grund vager Erfahrung beurteilt Faust den Erdgeist. Goethe hat später einmal gesagt: „Um die Natur zu erkennen, müßte der Mensch sie selbst sein." Das gilt auch von der Erkenntnis des Erdgeists. Faust fehlt aber gerade der adäquate Begriff höchster Thätigkeit.

Beachtenswert ist es übrigens auch, wie Goethe anfangs in Herder den Mann der That erblickt hat. Die Charakteristik von Herders Silhouette in Lavaters Physiognomischen Fragmenten klingt wenigstens ganz so, als rühre sie von Goethe her. Sie lautet: „Nachstehende Silhouette ist — eines unerreichbaren, immer fortdringenden, unter sich grabenden, umfassenden, festen, allgewältigen Genies voll Schöpfungs- und Zerstörungskraft."

Herders Persönlichkeit, dem er vor allen die innigere Berührung mit dem Altertum verdankte, war es also, die dem jungen Goethe die Augen über des Menschen Bestimmung zur Thätigkeit geöffnet hatte. Doch darf auch der Einfluß eines anderen nicht vergessen werden, Shakespeares. In der Shakespearerede von 1771 schließt er mit den Worten: „Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken,

in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen." Also auch Shakespeare scheint ihm der Mann zu sein, seine Zeit aus ihren Träumen zur Thatkraft zu begeistern. Weichliche Empfindsamkeit war ein anderes Uebel, an dem die Zeit und mit ihr der junge Goethe krankte. Noch deutlicher erfahren wir Shakespeares Wirkung auf den Jüngling aus Wilhelm Meisters Begeisterung, nachdem er ihn zuerst gelesen hatte. Jarno meint dazu: „Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen."

Den ersten Niederschlag von dieser vielseitigen Einwirkung auf den Dichter bemerken wir in seinem Götz von Berlichingen, dessen erste Fassung noch 1771 vollendet wurde. In seinem ersten größeren Werke versucht er sich gleich in der Darstellung von Thatmenschen. „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, tragen wir den Keim in uns" — hatte er in der Shakespearerede ausgerufen; aber gerade der Götz zeigt, wie die Gegensätze im Inneren des Dichters noch mit einander im Kampfe begriffen sind. Auch jene andere Seite seines Wesens hat er in seiner Dichtung in der Gestalt Weißlingens verkörpert. Er wird geradezu einmal mit einem kranken Poeten verglichen; er ist der Elenden einer, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben. Der Mangel an innerer Kraft ist bei ihm noch durch seine allzugroße Empfindlichkeit gegen die Einwirkungen der äußeren Welt gesteigert. Man darf wohl sagen, daß die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen erst für Goethe Bedeutung gewann, als sich jene Schwächen seines Wesens ihm enthüllt hatten. Da erst fand er sich von dem kraftvollen Ritter, dem letzten Vertreter einer absterbenden kräftigen Zeit, mächtig angezogen. Er stellte in ihm dar, was ihm selbst noch fehlte, wozu er aber den Keim in sich entdeckt hatte. Indes geht Götz zu Grunde wie Weißlingen. Denn er schildert in ihm den wirksamen Mann, der seine Thatkraft in zwecklosen Privatfehden zersplittert, statt sie einem großen Ziel und der Allgemeinheit zu widmen. Er erkennt das auch selbst und spricht es in der schönen Scene aus, da er, von den kaiserlichen Truppen belagert, sich ein Bild von einer besseren Zukunft des Vaterlandes entwirft, wo im Inneren Zufriedenheit herrsche und so die Kräfte des Volkes gegen die äußeren Feinde benützt werden könnten. „Das wär ein Leben, Georg, wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte!" Götz wird aber schließlich genötigt, an die Spitze der aufrührerischen Bauern zu treten: er bricht seinen Bann, gesellt sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern; so gerät er,

einmal auf die Bahn der Gesetzlosigkeit gedrängt, immer tiefer in das Verderben. Die größere Schuld gehört allerdings der Zeit, die die Kraft eines Mannes nicht zu nützen verstand. „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!“ Die Jämmerlichkeit der Zeit trägt ebenso auch Schuld an dem Untergang Werthers. Denn sie verwehrte oder erschwerte ihm eine ihm gemäße Wirksamkeit. Dem Dichter war es aber nicht genug mit der Tragödie des Götz. Es erwuchs neben ihr eine zweite, die ursprünglich die Haupthandlung so sehr in den Hintergrund drängte, daß Götz im Grunde nicht mehr als der Held des Stückes zu betrachten ist. Neben ihn stellt sich als sein Nebenbuhler Weißlingen; aus ihm entwickelt sich durch das Gesetz des poetischen Kontrastes die Gestalt der Adelheid. Es ist schon darauf hingewiesen, daß der Dichter eigne Schwäche in dem „kranken Poeten“ Weißlingen verkörpert hat. In welchem Verhältnis steht er aber zu Götz? Was hat in dem Dichter dazu beigetragen, ihn neben seinen Hauptheldeu zu stellen? In der ursprünglichen Fassung ist Weißlingen der bewundernde Nebenbuhler von Götz, der aber zugleich daran krankt, daß er unfähig ist, sein bewundertes Vorbild zu erreichen. Schon als Knabe ist er von diesem zwiespältigen Gefühl ergriffen gewesen; so ist er denn gar, da sein Ehrgeiz alle andre Regungen überwog, zu seinen Feinden übergegangen. „O, warum mußt ich ihn kennen!“ ruft er aus, „oder warum kann ich nicht der zweite sein!“ — — „Abzuhängen! Ein verdammtes Wort, und doch scheint es, als wenn ich dazu bestimmt wäre.“ Die kluge Adelheid erkennt auch wohl diesen Zwiespalt in seinem Herzen: „Weißlingen! ihr wolltet der erste sein und der einzige. Das geht in einem gewissen Kreis. Aber unglücklicher Weise kamt ihr hinaus, fandet wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maschinen treibt. Und das ärgert euch.“ — „Sein (Götzens) Dasein ist ein Monument deiner Schwäche. Auf! zerstörs, da es noch Zeit ist.“ Sehen wir indes näher zu, so hat Goethe in dem Verhältnis von Weißlingen zu Götz sein eigenes zu Herder dargestellt; mit der Einschränkung jedoch, daß er anfangs wohl damit zufrieden war, die zweite Rolle zu spielen. Er schreibt im Sommer 1771 aus Straßburg an Herder: „Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ichs sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sies ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn“. Aber auch ihm wachsen die Flügel. Er begehrt mehr zu werden. Das zeigt der Schluß eines Frankfurter Briefes vom Ende des Jahres 1771: „Und nun, hochwürdiger Priester, vergiß über der Pflege des Altars der Zucht der Akoluthen nicht, deren Phantasie

natürlich nach deinem Meßgewande geizt, deren Kraft aber leider in der Adjunctus- und Küstermannsstelle meistenteils aus non plus ultra anrennt". Dies Gefühl der Nebenbuhlerschaft hat also offenbar dazu beigetragen, eine Gestalt wie Weißlingen Götz an die Seite zu stellen. — Was wird nun durch Adelheid verkörpert? Auch die Thatkraft, aber die Kraft der Zerstörung, die sich rücksichtlos über anderer Dasein hinwegsetzt, vor keinem Opfer zurückscheut, um auf Trümmern sich ein eignes, übermächtiges Leben zu errichten. Wie kam Goethe dazu, die Thatkraft auch nach dieser Seite hin ins Auge zu fassen? Auch hier haben wir ein Stück der Weltanschauung Goethes und zugleich seiner Zeit. Wir wissen, wie das 18. Jahrhundert auf das stärkste bewegt wurde durch die Frage nach dem Ursprung des Uebels. Wie ist es mit der Güte Gottes zu vereinigen? Leibnitz hatte in seiner Theodicee (1710) eine Lösung zu geben versucht. Auch das Böse gehört danach in den Weltplan Gottes; auch es dient dem Guten. Nur unsrem getrübten Blick erscheint es als das Böse, da wir das Ganze nicht zu überschauen vermögen. Eine Fülle poetischer Theodiceen brachte dann die Folgezeit, von denen die berühmteste, die von Uz, die Frage so beantwortet: „Er sieht, er sieht allein, wie Sonn an Sonne hängt, Und wie zum Wohl oft ganzer Welten Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten. — — — O könnten wir die Welt im Ganzen übersehen, Wie würden sich die dunklen Flecken Vor unsrem Blick im größern Glanz verstecken!" Aber diese Auskunft konnte doch nicht verhindern, daß ein großer Teil der denkenden Menschheit sich auch weiterhin von der Erscheinung des Bösen in der Welt schwer bedrückt fühlte, daß diese Beängstigung sich schließlich zu einer Art geistiger Krankheit steigerte. Besonders die englische Poesie hielt mit Zähigkeit an einer Weltanschauung fest, die überall nur Tod und Verderben, Nacht und Grab sah. Auch Werther krankt an diesem allgemeinen Uebel: er sieht in der Welt nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Was der Teufelsglauben den vorigen Jahrhunderten gewesen war, das ward dem 18. Jahrhundert das Uebel in der Welt. Den Bösen war man los, das Böse war geblieben. Auch Goethe hat in diesen Kämpfen gelitten. Der frühreife Knabe wurde durch das Erdbeben von Lissabon heftig erschüttert. Man benutzte es damals als gräßlichen Beweis gegen den Optimismus von Leibnitz und Pope. Vergebens suchte sich sein junges Gemüt gegen diese Eindrücke herzustellen. Erst allmählich gelang es ihm. Bei einem späteren Rückblick auf die Frankfurter Zeit hebt er als besonders kennzeichnend hervor den ernsten Drang, das ungeheuere Geheimnis, das sich im stetigen Erschaffen und Zerstören an den Tag legt, zu erkennen. Ein Zeugnis dafür ist besonders das Gedicht „Der Wandrer",

das kurz vor dem Wetzlarer Aufenthalt (1772) entstanden ist. Zuerst klagt der Wanderer über die Trümmer antiker Baukunst, auf die er auf seinem Gange gestoßen ist; darauf aber wird ihm der Blick geöffnet für die Fülle neuen Lebens, das auf ihnen sich angesiedelt hat. So erscheint denn auch der Erdgeist im Faust nicht bloß als schöpferischer, sondern auch als zerstörender Geist. „Leben ist ihre (der Natur) schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben" — heißt es in dem Aufsatz „Die Natur" (1782). Jedenfalls rang er aber damals, als er den Götz schrieb, noch damit, sich mit der Erscheinung der zerstörenden Kraft im Leben abzufinden. Darum ist es auch nicht wunderbar, daß er in seiner Adelheid die Thatkraft auch nach dieser Seite hin darstellte. Aber er hätte diese Gestalt nicht geschaffen, wenn nicht in ihm selbst der Keim zu dämonischer Kraft gelegen hätte. Seine Natur, die ihn, wie er selbst erwähnt, immerfort aus einem Extrem in das andre warf, war auch dazu fähig. Wir begreifen von hier aus auch seine Vorliebe für den dämonischen Thatmenschen Napoleon. Um Adelheid ist nun, wie der Schwärmer Franz ausruft, „eine Atmosphäre von Leben, Mut, thätigen Glück". An Weißlingen hat sie nur deswegen Teil genommen, weil sie ihn für den aktiven Mann hielt, „der auf hundert großen Unternehmungen wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinaufgestiegen war." Mit der ganzen Macht ihrer thatkräftigen Natur stürmt sie dann auf ihn ein, um ihn zu dem zu machen, wofür sie ihn gehalten hat: „Der elendeste Zustand ist: nichts wollen können". — — „Leben und Leben lassen ist ein Sprüchelchen für Weiber". In der That rafft sich Weißlingen auf. Sie zieht ihn mit den Worten mit sich fort: „Komm! Victoria ist ein Weib, sie wirft sich dem Tapfersten in den Arm!" Aehnlich läßt sich in seinem Buch vom Fürsten Macchiavelli, auch einer der Propheten des jungen Goethe, vernehmen: „Das Glück ist ein Weib, und wer es unter sich bringen will, muß es schlagen und stoßen. Es läßt sich eher von dem, der es so behandelt, unterjochen, als von dem, der ruhig und kalt zu Werke geht." Aber wiederum wird Adelheid enttäuscht. Sofort ist sie entschlossen, „den faulen Gesellen" abzuschütteln. Sie verrät und verdirbt ihn; Verbrechen häuft sie auf Verbrechen. „Es war eine Zeit, wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Nähe treten, alltäglich." Indes auch sie trifft die Rache des Rächers. Bei ihr, in der etwas von dem Geist der von Macchiavelli gepriesenen Herrscher lebte, gewinnt der Teufel seine Wette, die er nach Weißlingens Meinung wenigstens mit Gott bei ihrer Geburt eingegangen hatte. Damit hatte der Dichter die Thatkraft nach zwei Seiten hin dargestellt; aber bezeichnender Weise noch nicht die produktive That. Dafür blieb — eine Zwischenstufe

bedeutet Prometheus — sein Faust vorbehalten. In Weißlingen hält er dagegen ein Strafgericht über seine eigne Lässigkeit und Empfindsamkeit.

Es bleibt nun noch eine wichtige Frage zu beantworten: Gibt es noch eine andre Quelle für die Weißlingentragödie, als die von uns festgestellten Beziehungen im Inneren des Dichters? Was trug dazu bei, diesen die Rundheit lebendig wirkender Gestalten zu geben? Man kann es durchgängig beobachten, wie Goethe Empfundenes und innerlich Erlebtes gern in einer vorhandenen, meist wohl bekannten Form sammelte, diese dabei zugleich umbildend. Ein neuer Gehalt veränderte die alte Form, doch so, daß das Charakteristische der Ueberlieferung stets gewahrt blieb. Trotzdem ihm z. B. das Teufelsbündnis im Faust auf das äußerste widerstrebte, behielt er es doch bei. Denn ein Faust ohne Teufel wäre nicht mehr der Faust der Ueberlieferung gewesen. Ein größeres Dichtwerk entstand ihm immer dadurch, daß sich Erlebtes in ihm mit einer dazu geeigneten Ueberlieferung eng und unauflöslich verwob oder wie er es einmal nennt, daß sich Charakter und That eines Helden mit Charakteren und Thaten in ihm amalgamierten. So wird ihm z. B. während seines Aufenthaltes in Sizilien der Stoff der Nausikaa nach seinem Bericht zu einem erfreulichen Gefäß, in dem er alles, was er sah, bemerkte, was ihm entgegenkam, bewahren konnte. Die körperlose Geburt seines Inneren verlangt gleich seinem Homunkulus auch körperlich zu entstehen. Auch sie ist „gar wundersam nur halb zur Welt gekommen". Es fehlt ihr nicht an geistigen Eigenschaften, „doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften". Dazu bedarf es eines neuen Prozesses: das Geistige ergießt sich in eine bestimmte Form des Lebens. Solche boten ihm Sage, Geschichte oder auch Ereignisse des äußeren Lebens, wie der Selbstmord Jerusalems. Stieß der Dichter zufällig auf eine Form, die geeignet war, Geistgeborenes in sich aufzunehmen, dann gewann es rasch auch körperliches Dasein. „Das Ganze schoß denn" — so berichtet er von seinem Werther — „von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird". — Wir dürfen daher auch annehmen, daß die Gestalten der Weißlingentragödie nicht blos Geburten dichterischer Phantasie sind. Zunächst ist allerdings zu bemerken, daß Götzens Lebensbeschreibung, worauf neuerdings wieder Weißenfels hingewiesen hat, wenigstens für Weißlingen einiges bot. Da wird ein Frowin von Hutten, der Marschalk des Erzbischofs von Mainz, erwähnt, dem Götz einmal aufgelauert hat, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihn zu fangen. Von ihm meldet Götz, er sei sein lieber und wahrer Freund gewesen, gegen den er es nicht schlimm gemeint habe und den er gern wieder los-

gelassen hätte, „wenn er versprochen hätte, sich vetterlich und freundlich und nit ernstlich gegen ihn zu halten“. In einer Anmerkung bemerkt der Herausgeber Veronus Frank von Steigerwald, Frowin sei ein tugendhafter, verständiger, erfahrener Kavalier gewesen, berühmt als Ratgeber, so daß sich sogar Kaiser Maximilian ihn auf einige Monate vom Kurfürsten von Mainz geliehen habe; er habe sich auch in den Bauernkriegen ausgezeichnet und die Bauern schlagen helfen. In dem Bilde dieses Hutten sind also einzelne Züge, die für Weißlingen verwertet wurden; aber doch nur Einzelnes. Was sonst noch die Lebensbeschreibung lieferte, ist von keiner großen Bedeutung; alles kleine Züge, die dem Gesamtbilde eingefügt werden konnten, die aber nicht das Wesentliche daran sind. Auch die Anklänge an Shakespeare, auf die man aufmerksam gemacht hat, beweisen nicht viel; sie stellten sich bei Goethes Shakespearefestigkeit leicht von selbst ein. Einzelheiten aus Antonius und Kleopatra, aus Macbeth, auch Hamlet und Cäsar halfen wohl mitbilden an der Rundheit der Gestalten der Weißlingentragödie, je nachdem sie für den Guß brauchbar waren; aber auch bei Shakespeare ist nicht, wie man sich wohl denken mag, die Form zu finden, in die der Dichter das in seinem Inneren Gestaltete zu plastischen Leben ergossen hätte. Das Thema von Antonius und Kleopatra, auf welches Stück man besonders verwiesen hat, ist, wie Goethe selbst in dem Shakespeareaufsatz von 1815 hervorhebt, daß Genuß und That mit einander unverträglich seien. Das paßt eher zu dem Kaiser im zweiten Teil des Faust, der da meint: „es könne wohl zusammengehn Und sei recht wünschenswert und schön Regieren und zugleich genießen.“ Er muß denn auch wie Antonius um die Herrschaft kämpfen, allerdings mit zauberischer Hilfe und mit besserem Erfolge.

Ein unverkennbarer Zusammenhang besteht aber jedenfalls zwischen der Weißlingentragödie und der Gretchentragödie im Faust. Achten wir darauf einmal etwas genauer, so ergibt sich uns vielleicht noch eine andre Verbinduug zwischen Götz von Berlichingen und Faust. Marie, die Schwester von Götz, ist eine Vorstudie zur Gretchengestalt, aber ohne feste Umrisse gehalten, das Resultat seiner Reue über die verlassene Friederike und zugleich des pietistischen Einflusses der Fräulein von Klettenberg. Einen weiteren Schritt auf der Bahn zum Faust hin machte der Dichter im Clavigo. Der Held dieser Tragödie ist Weißlingen „in der ganzen Rundheit einer Hauptperson“. Marie, die Verlassene, ist in den Vordergrund gerückt; sie wird in ihrem ganzen Schmerze geschildert; sie nimmt ferner ein tragisches Ende. Der Treulose aber fällt durch die Hand des Bruders, während Götz nicht daran dachte, an Weißlingen wegen seines Treubruchs Rache zu nehmen. Daß Goethe im Clavigo gerade auf die Rache des Bruders das Schwer-

gewicht legte, erklärt sich natürlich aus seiner Quelle, den Memoiren des Beaumarchais. Der rächende Bruder erscheint dann auch bereits im Urfaust als Nebenfigur. Marie ist also Gretchen näher gekommen; doch hat der Dichter die beiden grundverschieden aufgefaßt. Die Marie ist eine unkünstlerische Schöpfung, aus empfindsamer Stimmung heraus, während die Gestalt Gretchens das erste Ergebnis der unter schweren Kämpfen errungenen Kunst der Natur ähnlich zu schaffen ist. Weißlingen ist mit Faust sein hohes Streben gemeinsam; indes ist das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können noch stärker betont als bei Faust. Clavigo ist als der Held eines bürgerlichen Trauerspiels noch mehr in die Sphäre der Empfindsamkeit gerückt. Adelheid aber, das dämonische Weib, die Teufelinne, erscheint im Clavigo mit ihrer rücksichtslosen Thatkraft in der Gestalt des Carlos wieder. Offenbar hat Goethes enges Freundschaftsbündnis mit Merck dahingewirkt, daß er in veränderter Weise die Tragödie begründete. Auf Clavigos entwicklungsfähige Eigenschaften bauend, sucht ihn Carlos aus bürgerlicher Beschränkung auf die Höhen des Lebens zu reißen. Auch hier wie in der ersten Fassung des Götz haben wir eine große Ueberredungsscene. Auch hier kämpfen empfindsame Humanität und der rücksichtslose Drang des außerordentlichen Menschen mit einander, zwei Epochen des Jahrhunderts also, die sich auch in der Brust des Dichters selbst befehdeten, die der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs. Im Faust finden wir Adelheid und Carlos im Mephistopheles wieder. Auch dem Teufel hat Goethe die dämonische Thatkraft, die nur zerstört, gegeben. Auch im Faust haben wir eine Scene, in der jene Gegensätze auf einander stoßen. Es ist die merkwürdige Prosascene „Trüber Tag. Feld“ (schon im Urfaust). Aber bei Faust ist die schwächliche Empfindsamkeit bereits zu schöner Menschlichkeit umgebildet; er spielt als ihr Vertreter durchaus die führende Rolle, nicht hat der Dämon mehr das letzte Wort. Ihr Gegensatz kennzeichnet sich am besten durch das Wort Fausts: „Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen, Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.“ So entwickelte sich auch aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit das der Humanität.

Ein innerer Zusammenhang zwischen der Weißlingentragödie und dem Faust besteht also offenbar. Ist nun aber dieser dadurch entstanden, daß aus Elementen der ersteren die Gretchentragödie erwuchs oder ist nicht vielmehr die Weißlingentragödie ein erster Niederschlag von Goethes Beschäftigung mit Faust? Hat nicht vielleicht die in seinem Inneren sich ausbildende Fausttragödie zugleich auch auf die Stoffe umbildend eingewirkt, die er gerade bearbeitete? Ist nicht etwa der Prozeß doppelt? Die Gestalt Gretchens, die in der Ueberlieferung keine Stelle

hat, verdankt der Faust dem Götz und dem Clavigo; Weißlingen und Adelheid aber treten neben Götz infolge einer eigentümlichen Verbindung des Stoffes des Götz mit dem des Faust, wobei der letztere natürlich eine durch diese Zusammenschweißung nötig gewordene Veränderung erhielt. Wir verstehen dann auch eher, wie Goethe später auf den Gedanken kommen konnte, den Götz in zwei Teilen auf die Bühne zu bringen (als Adalbert von Weißlingen und Götz von Berlichingen). Fassen wir nun aber das Wesentliche in dem Drama Weißlingen ins Auge, so ergibt sich doch wohl dies: Weißlingen am Hofe und seine Berührung mit Adelheid von Walldorf. Das gibt uns einen neuen Fingerzeig. Ist Weißlingen Faust, dann ist Adelheid der erste Versuch Helena darzustellen. In der Ueberlieferung ist Helena die Teufelin, die Mephistopheles Faust, der sie schon einmal gesehen hat, zuführt, um den Reuigen von neuem zu verstricken. Auch da ist sie schon mit allen Reizen verführerischer Schönheit ausgestattet. Adelheid hat diese reichlich von ihr geerbt. Wir denken an Franzens begeisterte Schilderung; wir denken auch an den Zauber, den sie gleich Helena auf alle Männer ausübt. Aber Adelheid ist nicht blos dämonische Schönheit, sondern auch dämonische Kraft. Darin geht Goethe über die Ueberlieferung hinaus; aber wir können noch feststellen, wie er dazu gekommen ist, von Anfang an seiner Helena, also auch Adelheid, höchste Schönheit und thätige Kraft zu verleihen. Nach seiner Berührung mit Helena ist Fausts Sinn bekanntlich auf ein thätiges Leben gerichtet. Er verschmäht mit stolzen Worten ein Leben in Genuß, wie es ihm der Teufel anbietet. Der Spott des Mephistopheles: „Man merkts du kommst von Heroinen" verfängt nicht. Er bleibt dabei: „Genießen macht gemein". — „Die That ist alles, nichts der Ruhm." Jetzt erst faßt er den Entschluß, der Colonisator des Meeresufers zu werden. Wodurch erhielt aber Helena für ihn diese Bedeutung? Weil sie eben für Goethe von Anfang an die Verkörperung des Altertums war; des Altertums, durch dessen Berührung ihm sein eigner innerer Mangel zuerst aufgegangen war und damit blitzartig die Erkenntnis von der Bedeutung des thätigen Lebens geworden war. Er stellte also später im zweiten Teil des Faust in der Wirkung der Helena auf seinen Helden gerade das dar, was in jenen Jugendtagen das Altertum ihm offenbart hatte. Wie es aber kam, daß er in Adelheid die thätige Kraft nach ihrer zerstörenden Seite hin zur Darstellung brachte, darüber haben wir schon gesprochen. Adelheid ist eine Helena, die stark mit mephistopheliſchen Elementen durchsetzt ist, eine Kombination, die deswegen leicht eintrat, weil der, auf den eingewirkt werden sollte, ein Schwächling wie Weißlingen war. Nun ist es ja bekannt, daß Goethe die Conception der Helena schon der Frankfurter Zeit zu-

gewiesen hat. „Dieses Zwischenspiel" schreibt er 1826 „war gleich bei der ersten Conception des Ganzen ohne weiteres bestimmt und von Zeit zu Zeit an die Entwickelung und Ausführung gedacht, worüber ich jedoch kaum Rechenschaft geben könnte." Man muß dem Dichter hier unbedingt Glauben schenken, ebenso wenn er verschiedentlich überhaupt die Conception des zweiten Teils der frühesten Zeit zuweist. So schreibt er z. B. an Zelter am 1. Juni 1831: „Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, u. s. w." An der runden Zahl ist weiter kein Anstoß zu nehmen. Goethe wußte besser wie wir, wie auch der zweite Teil des Faust mit seinem inneren Leben zusammenhing. Selbstverständlich stand damals das Werk noch nicht in seinen Einzelheiten vor seinem geistigen Auge; im Gang des Lebens erhielt es erst seine völlige Ausreifung. Wir wissen aus seinem eignem Munde, daß er gleich bei der Conception, wenn auch nicht das Ganze eines oft viel später vollendeten Werkes überblickte, jedoch schon ein Ganzes. Offenbar beurteilt er z. B. Shakespeares Schaffen ganz nach dem seinen, wenn er einmal zu Eckermann sagt: „So kam Shakespeare der erste Gedanke zu seinem Hamlet, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben." Wir dürfen aber wohl annehmen, daß Goethe, als ihm das Geschenk des Faust wurde, noch nicht an eine Zweiteilung des Stoffes dachte; im Gegenteil, manches, was später den zweiten Teil füllte, trat ihm eher vor die Seele als manches, was jetzt im ersten steht. Die Helena der Ueberlieferung war ihm zunächst faßlicher als die Gretchengestalt, die sich erst allmählich fast lediglich aus Selbsterlebtem, das dichterische Phantasie zur Höhe des Tragischen hob, in seinem Innern bildete. Mußte es ihn nicht auch fernerhin locken, Faust mit einem Kaiser und dem Hofleben einer Zeit in Berührung zu bringen, die er selbst schon auf das sorgfältigste studiert hatte? Wie wir jetzt wissen, hatte Goethe die Absicht Faust mit Kaiser Maximilian während des Reichstags zu Augsburg zusammenzubringen, wie er ja auch schon in seinem Götz Maximilian auf dem Reichstag zu Augsburg vorgeführt hatte. So gibt er denn auch später im zweiten Teil des Faust ein ausführlicheres Bild der anarchischen Zustände im Reich, der Fehdelust als im Götz; auch in der späteren Ausführung bewegen wir uns in einer ähnlichen Atmosphäre wie in seinem Jugenddrama. Es ist sehr wohl möglich, daß Goethe schon von Anfang an auf den Gedanken gekommen war, Helena entgegen der Ueberlieferung von Faust am Hofe des Kaisers beschwören zu lassen, wie ja auch Weißlingen Adelheid am Hofe kennen

lernt. Aber sein inneres Leben war noch nicht an dem Punkte angelangt, wo er Helena hätte gestalten können. So schob sich die Gestalt des bürgerlichen Mädchens vor die der antiken Heldenfrau. Aber Goethe hat es später stets mit einem gewissen Unwillen empfunden, daß sich sein Held zunächst in „die kummervolle Sphäre" kleinbürgerlichen Lebens verstrickt hatte. Die Hexenküchenscene ist uns noch jetzt ein Zeugnis dafür. Da erblickt Faust zum ersten Mal und zwar mitten im Wust der nordischen Hexenküche die Schönheit der weiblichen Gestalt, die ihn auf das heftigste entzündet. Damals schon wäre er der Mann gewesen, sich mit Helena zu verbinden und so der Rettung zugeführt zu werden. Allein der Teufel verhindert es; er schwatzt ihm den Zaubertrank auf. Jetzt glaubt er gewonnen zu haben; er spottet: „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe." Er führt ihn Gretchen zu und zieht ihn so in das kleine Leben. In dieser Weise hat Goethe die Verbindung mit der Gretchentragödie, die schon längst fertig war, nachträglich hergestellt, nicht ohne uns aber ahnen zu lassen, daß er Faust lieber gleich zu Helena gebracht hätte als zu Gretchen. Denn wozu sonst die scheinbar unbegründete Erwähnung der Helena? Darum gedenkt auch Faust später — wieder ein Beweis für den inneren Zusammenhang des hier Hervorgehobenen — als er Helena selbst sieht, der Erscheinung in der Hexenküche:

Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne!

Ja, wir wissen sogar, daß er einmal (1826) den Gedanken gehabt hatte, Gretchen und Helena im Anfang des zweiten Aktes einander gegenüber zu stellen. Das zeigt folgendes Schema: „Faust niedergelegt an einer Kirchhofsmauer. Träume. Darauf großer Monolog zwischen der Wahnerscheinung von Gretchen und Helena." Goethe hat später etwas Aehnliches ausgeführt, aber an anderer Stelle, am Anfang des 4. Aktes. Die Wolke, die ihn getragen hat, nimmt entschwebend die Gestalt der Helena an, wird aber bald formlos; allein ein Nebelstreif bleibt zurück, wandelt sich allmählich in Gretchens Gestalt und wird ihm ein Symbol ihrer Liebe und zugleich der Seelenschönheit, die ihm damals zuerst durch sie offenbart worden war. Damit ist auch Gretchens Bedeutung der Helenas gegenüber wieder ihr Recht geworden. Die Seelenschönheit der unglücklichen Jugendgeliebten tritt neben der körperlichen Schönheit der Helena als bedeutungsvoll für Fausts Entwicklung hervor. Beiden verdankt er einen Teil seiner Existenz.

Ein Beweis für die ursprüngliche Vorliebe des Dichters für Helena ist ja auch gewiß die Thatsache, daß er, noch ehe er den ersten Teil vollendet hatte, 1800 mit der Ausführung des Zwischenspiels begann.

Hatte zuerst die Berührung mit der antiken Litteratur den Keim zur Helena in ihn gepflanzt, so trug die Kenntnis antiker Kunst, die er auf der italienischen Reise erlangte, zu ihrer Ausbildung das meiste bei. In Italien erst gewann die Schönheit des klassischen Altertums für ihn die höchste Bedeutung. Dort ward er vor allen Dingen auch von dem Studium der menschlichen Gestalt ergriffen, des „A und O aller uns bekannten Dinge." Dort lernte er fühlen, „das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird." „So entfernt bin ich jetzt" — schreibt er am 23. August 1787 — „von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des ††† (Spinoza!), meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen." So sehr ist er in seine Welt eingesponnen, daß ihm das Getriebe der Welt als eine Hexenküche erscheint und er es in dem Gebahren der Meerkatzen verspottet. Denn damals im Anfang August 1787 ist im Garten der Villa Borghese die Hexenküche geschrieben worden. Deshalb erscheint denn auch Faust im Wust dieser Welt die schöne Gestalt als das Lockende, dem zu folgen ihm der Teufel verwehrt.

Sein Dichter dagegen gewann sich durch das Schauen der Schönheit auf italienischem Boden die thätige Kraft. Dem Schauen war diese Zeit vor allem gewidmet. Seine Poesie war ihm dabei nur hinderlich; sie bedrückte ihn hier nur mitten unter den herrlichsten Erscheinungen der Natur und Kunst. Denn sie nötigte ihn, wie er einmal sagt, zur Thätigkeit, wo er hätte schauen sollen. Italien ward für ihn, was Arkadien für seinen Faust. Auch ich in Arkadien! ist das jubelnde Motto seiner italienischen Reise. Die Begier das Altertum auf römischem Boden zu sehen hatte ihn fast krank gemacht. Er mußte sich hüten einen klassischen Autor zu lesen. Noch zuletzt hatte ihn die Wielandische Uebersetzung der Horazischen Satiren höchst unglücklich gemacht. Er hatte kaum zwei gelesen, so war er schon verrückt. „Hätte ich nicht" — schreibt er — „den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde gegangen." „Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend." Von derselben krankhaften Sehnsucht ist auch Faust erfaßt, nachdem er Helena gesehen hatte. In der Skizze der Urgestalt, die Goethe für das 18. Buch von Dichtung und Wahrheit bestimmt hatte, redet er von Fausts unendlicher Sehnsucht nach der einmal erkannten höchsten Schönheit. Sie treibt diesen auf den klassischen Boden des Altertums:

Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Asklepischer Kur vor andern wert.

Er erhält sie auf seine Bitten von Persephone; aber im Genusse ihrer Schönheit erwächst ihm die Kraft zur höchsten Thätigkeit. Den Künstlergeist Goethes trieb es, nachdem er das Schöne erschaut und genossen hatte, etwas ihm Aehnliches hervorzubringen. Denn wie Karl Philipp Moritz offenbar ganz im Sinne Goethes in der aus lebhaftestem Gedankenaustausch mit ihm hervorgegangenen Schrift Ueber die bildende Nachahmung des Schönen ausführt: „Der einzige höchste Genuß des Schönen bleibt immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber." Faust aber sucht den höchsten Genuß in der schönen That und so findet er denn doch noch am Ende seines Lebens die schmerzlich ersehnte Befriedigung oder doch die Ahnung ihrer Möglichkeit. Aber wie Herder einmal schön von diesem Vorgefühl sagt: „In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten und uns selbst nicht zu sagen wagten; in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft nicht ahnend, sondern habend, ja wenn man so sagen darf, mehr als habend." Wie darf da der Teufel glauben, die Wette doch gewonnen zu haben, wenn es auch dem Wortlaut nach so scheint? Der Genuß, den Faust einst so weit von sich gewiesen hatte, ist ihm allerdings geworden, aber in anderem Sinne, als er es in der Wette meinte. Der Genuß aber, der aus edler, dem Wohle der Menschheit gewidmeter That fließt, führt nicht zur Hölle, sondern zum Himmel. Fausts Leib darf zwar der Teufel töten, aber gerade dadurch befreit er seine Seele, die reif ist sich zu erheben zu höheren Sphären reiner Thätigkeit, von den letzten Schranken und er hat kein Recht sich darüber zu beklagen.

So beherrscht der Gedanke: Die That ist alles! als wichtige, frühgewonnene Erkenntnis den ganzen Faust. Seitdem sie ihm geworden war, ergriff den Dichter die Puppenspielfabel mit stärkerer Gewalt. Damals schon, noch ehe er den Götz von Berlichingen ausführte, muß in seinem Geist der Plan zu Faust in seinen großen Zügen festgestanden haben. Wir begreifen dann auch seine Angabe in Dichtung und Wahrheit: „Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen." Sie steht in seiner Lebensbeschreibung nur an falscher Stelle. Denn sie kann sich natürlich nur auf seine erste Arbeit an Götz im Jahre 1771, nicht auf die Umarbeitung von 1773 beziehen. Die Weißlingentragödie ist der beste Beweis für das Vorhandensein des Faustplans und die im Stillen geübte Beschäftigung mit diesem Stoff vor der Ausführung des Götz von Berlichingen.

Karl August Böttiger,

seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen.[1])

Neue Mitteilungen von Otto Francke in Weimar.

Seitdem Dr. K. W. Böttiger seinem Vater in der 1837 erschienenen „Biographischen Skizze" ein Denkmal gesetzt, das er durch seine „Literarischen Zustände und Zeitgenossen" (in Schilderungen aus Karl August Böttigers handschriftlichem Nachlasse) das Jahr darauf ergänzte, ist die Persönlichkeit des einst so viel geschmähten und ebenso oft gepriesenen „Magister Ubique" fast ein halbes Jahrhundert lang ungenannt geblieben. Erst durch R. Boxberger,[2]) R. Lindemann[3]) und R. Haym[4]) ist in letzter Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise von neuem auf die interessante Gestalt gezogen worden, die den Großen unserer Nationalliteratur einige Jahre um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts so nahe gestanden hatte. In allerjüngster Zeit hat Ludwig Geiger[5]) zwei Aufsätze der Berufung Böttigers nach Berlin im Jahre 1803 gewidmet, die indessen an mancherlei Umständen scheiterte. Die Darstellung Geigers zu ergänzen und zu erweitern, dazu wird sich im weiteren Gelegenheit bieten. Die folgenden Blätter enthalten den Versuch auf Grund aktenmäßigen Materials, die Berufung Böttigers

---

[1]) Die Einsicht in die auf den folgenden Blättern veröffentlichten Dokumente, sowie die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung, verdankt der Herausgeber der außerordentlichen Liberalität des Chefs des Weimarischen Kultusdepartements, Geh. Staatsrat Dr. Rudolf von Boxberg, sowie des Leiters des hiesigen Staatsarchivs Dr. phil. Burkhardt und des Oberbürgermeisters von Weimar, Geh. Regierungsrat Pabst.

[2]) Briefe Herders an C. A. Böttiger; aus Böttigers, auf der Dresdener Bibliothek befindlichem Nachlasse mitgeteilt von R. Boxberger (1882).

[3]) Richard Lindemann, Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu Herder, Görlitz 1883.

[4]) Herder, nach seinem Leben und seinen Werken, Berlin 1885, Bd. 2.

[5]) a) Siehe Blätter für litterarische Unterhaltung, 1893, Nr. 31, S. 293 ff. — b) Euphorion 1, 350 ff. Böttigers Berufung nach Berlin.

nach Weimar, die während seines Direktorats daselbst an ihn ergangenen Berufungen, sein Scheiden von dort, einige mit seiner Stellung in Weimar zusammenhängende Züge seiner Thätigkeit des näheren zu beleuchten.

Am 6. Oktober 1790 war der von Herder und Lessing überaus geschätzte Rektor des Weimarischen Gymnasiums gestorben, Johann Michael Heinze (geboren am 21. März 1717 zu Langensalza), der seit dem Jahre 1770 viel Gutes zum Besten der ersten Landesschule gewirkt hatte. Am 11. Oktober 1790 teilte Herder den Verlust dem Professor Chr. G. Heyne in Göttingen mit und fügte hinzu: „Sie sagten schon damals, als Sie bei Ihrem Besuch von ihm kamen: ‚Ach, wenn der stirbt, wo nehmen wir einen andern her!‘, die Sorge darum geht mir im Kopf umher. Freilich an Competetenten ist kein Mangel, und wird noch weniger sein, wenn der Todesfall bekannt wird. Ich werde mir bei Ihnen zu rechter Zeit Raths erholen. Oder könnten Sie mir schon jetzt, ob ich gleich hierüber noch keinen Auftrag habe, — unter der Hand einen guten Wink geben, wäre ich Ihnen sehr verbunden.“ Am 17. dieses Monats erhielt Herder Heynes Antwort und einige Empfehlungen tüchtiger Leute; allein Herder hatte schon vor vier Jahren einen jungen Gelehrten auf der Weimarischen Bibliothek kennen gelernt und von ihm einen angenehmen Eindruck behalten. Das war K. A. Böttiger, der seit einiger Zeit das Gymnasium in Bauzen leitete. Dieser war unterdessen durch Bode Herdern aufs wärmste empfohlen worden; die dem offiziellen Antrage Herders an Böttiger vorausgehenden Verhandlungen sind eingehend von Lindemann a. a. O. S. 31 besprochen worden. Böttiger war selbst, während Herder in Karlsbad weilte, im Mai oder Juni in Weimar gewesen, um sich nach seiner Art über alles und jedes Detail der künftigen Stellung zu vergewissern. Endlich traf er im Herbste 1791 in Weimar ein, von wo aus ein Teil der ältesten Weimarischen Schüler ihm bis Jena zu Roß und Wagen entgegengefahren war, um den neuen Direktor feierlichst einzuholen.

Ehe aber dieser für Weimar so denkwürdige und folgenreiche Schritt geschah, welche Schwierigkeiten gab es da nicht zu überwinden; wie viel mußte da erst hin- und hergeschrieben werden! Von dem noch ungedruckten Aktenmaterial mögen zunächst zwei Briefe des Gymnasialdirektors Döring in Gotha an Herder hier ihren Platz finden:[1])

. . . . Ich habe den Gedanken gefaßt, daß durch die Besetzung des erledigten Directorats in Weymar, wenn nemlich, wie die Sage geht, der Herr Conrector Schwabe daselbst nicht Director werden sollte, vielleicht der erste

[1]) Geh. Canzley-Acta, das Fürstl. Gymn. zu Weimar betreffend, IV., 53. 50, vol. II, 1790—1809, fol. 5 und 6.

meiner Wünsche erfüllt werden könnte. Ich habe einen Freund, der mir mehr als Bruder ist, mit dem ich 15 Jahre eine Bahn wandelte, und der unbezweifelt, selbst nach dem Urtheil des großen Heyne in Göttingen, einer der gelehrtesten, geschicktesten und eifrigsten Schulmänner Deutschlands ist. Es ist der Rector Böttiger in Bautzen, der aber freylich bis jetzt nur durch Schul- und Gelegenheits Schriften bekanndt ist, aber gewiß durch seine künftige Ausgabe des Martials den ihm gebührenden Ruhm erlangen wird. Seine Kenntnisse sind von ungemein großem Umfange, sowohl in der alten als neuen Litteratur, und er spricht darbey englisch, französisch und italienisch mit Fertigkeit. Er würde um Weymar und um meinetwillen, wenn er sich gleich nicht verbessern sollte, das Directorat in Weymar gewiß annehmen, und, wie ich überzeugt bin, dasselbe zu einem der ersten erheben. — Auch hat er eine ansehnliche Pensions Anstalt von jungen Adlichen, die ihn, sowie sie ihn von Guben nach Bautzen gefolgt sind, nach Weymar folgen würden.

Ew. Hochwürden sehen hieraus, was mich zu der Dreustigkeit Dieselben auf diesen Mann aufmerksam zu machen, bewogen hat.

Mit unveräußerlicher Ehrfurcht . . . . .

Gotha d. 21 Nov. 1790.

. . . . Mit großem Vergnügen übersende ich Ew. Hochwürden diejenigen Schulschriften von meinem Freund Böttiger, die ich noch besitze. 2 lateinische und 3 deutsche Programmata fehlen mir, kann aber solche, wenn Ew. Hochwürden befehlen, herbeyschaffen. Inzwischen, glaube ich, werden auch beykommende kleine Schriften Ew. Hochwürden in der guten Meynung, welche Dieselben von meinem Freunde bereits gefaßt haben, gar sehr bestärken, obgleich Böttiger in Rücksicht seiner ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit und seiner ungemeinen Wirksamkeit als Schulmann nur wenig aus diesen Schriften kann erkannt werden. Sollte ihm das Directorat in Weymar noch mündlich übertragen werden, so werden Ew. Hochwürden meine Behauptung, daß Böttiger von keinem Schulmann in ganz Deutschland übertroffen wird, nicht nur wahr finden, sondern sich auch freuen, einen der edelsten und besten Menschen in ihm gefunden zu haben.

Der 2te Theil meines Catulls ist unter der Presse, mit dem ich zu Ostern aufwarten werde. Dann geht es über den Plautus her. Auch setze ich den Strothischen Livius fort.

Mit innigster Verehrung . . . .

Gotha d. 1ten Decembr. 1790.

Auf Grund dieser und anderer Empfehlungen entschloß sich nunmehr Herder zu einer Eingabe an den Herzog, in der er am 22. Dezember 1790 die Berufung Böttigers befürwortete. Dieses prächtige Aktenstück, das zwar von Haym a. a. O. S. 443 benutzt wurde, aber seinem ganzen Inhalte nach noch unbekannt ist, wirft ein neues glänzendes Licht auf die Umsicht, die Energie und die Gewissenhaftigkeit, die alle amtlichen Handlungen des großen Ephorus des Weimarischen Gymnasiums auszeichnen. Es lautet, wie folgt:

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Seit dem vorigen October ist nach Ableben des sel. Director Heinze die Vacanz durch die beiden ersten Lehrer des fürstl. Gymnasii versehen worden; da

aber das Gnadenhalbe Jahr bis zur Mitte verstrichen ist und an die Wiederbesetzung dieser wichtigen Stelle zu denken seyn möchte: so habe ich, nach der mir gnädigst aufgetragenen besondern Commission als Ephorus Gymnasii vorläufig Eins und das Andre aufs unterthänigste in Erinnerung bringen wollen.

Nachdem die hiesige Stadtschule vom Herzog Wilhelm Ernst g. A. zu einem Gymnasio erhoben worden: so haben sowohl Herzog Ernst August, als währender Minderjährigkeit Euer Herzogl. Durchlaucht Ihro der Herzoginn Amalia Hochfürstl. Durchlaucht, jener den Director Carpov, diese den Director Heinze unmittelbar ernennet, und dem Stadtrath darauf als Patron die Vocation anbefohlen. Zwischen beiden hat derselbe zwar den Conrector Frick zum Director praesentiret; es ist ihm aber, daß er solches ohne vorhergehende Anfrage, wohin die Intention Serenissimi gehe, gethan, auf Höchsten Befehl verhoben worden. Da das fürstl. Gymnasium qua tale eine Landesschule, und keine bloße Stadtschule ist: so dürfte es wohl nothwendig sein, daß es in angeführtem tramite bleibe. Den Director Heinze ließen Serenissima tutrix per privatas sondiren, ob er die Stelle annehmen wolle, und es erging darauf, als man ihn willig fand, durch fürstl. Oberconsistorium das Weitere, welches bei einem abwesenden Subject auch unstreitig der kürzere Weg ist.

Nach der jetzigen Lage der Sache hat der Conrector Schwabe, als der nächste Lehrer nach dem Verstorbenen, dem auch jetzt das Vicariat aufgetragen worden, allerdings den Wunsch geäußert, sein Nachfolger zu werden, und ich kann ihm das Lob des Fleißes, der Treue und des Eifers nicht versagen. Eben so wenig aber darf ich es läugnen, daß das Zutrauen und die Erwartung der Classe, vielleicht auch des Publicums (das bei einer Anstalt dieser Art, die so sehr auf dem Zutrauen der Eltern und der gemeinen Meinung beruhet, wohl in Betrachtung kommen muß) nicht für ihn gestimmt scheinet. Sogleich nach dem Tode des Directors hat sich eine Anzahl Schüler entzogen, noch mehrere haben sich entziehen wollen; und er klagt selbst über den Mangel der Autorität und über den Verdruß, den man ihm in den Weg legt. Da nun Mangel der Autorität und des Zutrauens das gefährlichste Ding bei einem Director ist, der nicht nur seiner Classe, sondern dem Körper vorstehen, allem ein Leben geben, alles in Gang setzen oder darinn erhalten, und mehr schon durch die Meinung, die man von ihm hat, wirken soll, als durch That und Disciplin selbst; so wage ichs aus Pflicht und Gewissen nicht, ihm bei dieser Lage der Sache meine Stimme zu geben. Das Gymnasium hat an seinem neuen Direktor einen Mann von reinem, völligen Credit, und von eben so großer Klugheit als Autorität nöthig; manche Räder stocken noch ganz in dieser alten Maschiene, und können, trotz aller Mühe, noch nicht in Gang gebracht werden. Der Director ist die Seele von Allem, und muß dem Kinde den Namen geben; ohne ihn und ohne zustimmende Lehrer ist die beste Ephorie vergeblich. Da mir nun das Gymnasium sehr am Herzen liegt, und ich die Mängel desselben wie eigne Wunden fühle: so ist natürlich ein neuer Director von neuen Hoffnungen und Kräften, mit allem Zutrauen des größeren und kleineren Publicums ausgerüstet, mein sehnlicher Wunsch. Der Professor Kästner,[1]) ein vortrefflicher Mann und ein sehr nützlicher Lehrer, will seinem Freunde und ältern Collegen nicht vortreten, und ich werde für ihn am Ende dieses unterthänigsten Schreibens eine andre angelegentliche Bitte wagen.

Von auswärtigen Lehrern werden manche seyn, die sich nach Weimar

---

[1]) Von 1788—1812 war der bisherige „Pageninformator" Dr. Fr. Kästner (geboren 13. August 1747 in Weimar, gestorben am 28. März 1812 ebenda) als Professor der Mathematik am Gymnasium thätig.

wünschen. Zween nicht ungeschickte Schulmänner, Scheller und Borheck, unter denen insonderheit der erste, ein hiesiges Landeskind, sehr bekannt und durch Schulbücher und Lexica mit wirklichem Verdienst berühmt ist, haben sich in den Beilagen Nr. 1. 2. an mich gewandt und ihre Dienste angetragen.[1]) Ein paar andre in Niedersachsen hat Heyne mir vorgeschlagen, die auch durch Schriften bekannt sind. Vor allen aber kam mir ein Mann ins Gedächtniß, der vor einigen Jahren auf einer Reise, da er einer künftigen Ausgabe des Martials wegen auch die hiesige fürstl. Bibliothek besuchte, mir bekannt wurde, M. Böttiger, jetzt Rector des Gymnasii zu Bautzen. Er zeigte sich in seiner Unterredung so gesetzt und bescheiden, so wohl unterrichtet, verständig und gebildet, daß er mir Freude und Achtung einflößte und natürlich mir bei der jetzigen Vacanz sein Andenken sehr empfehlend zurückkam. Unvermuthet empfing ich den Brief eines seiner Freunde, den ich N. 3 beilege, der ihn mir noch von andern für unsern Ort sehr empfehlenswürdigen Seiten, unter welchen ich insonderheit seine Pensionsanstalt nenne, bekannt machte. Und da ich ihn aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen in mehreren Schulschriften kannte, deren kleinste mir immer auszeichnend und interessant geschienen hatte, ersuchte ich seinen Freund um einige Schriften, die er mir denn mit dem Briefe N. 4 übersandte, und die ich gleichfalls unterthänigst beifüge (N. A. bis F.). Das Urtheil darüber überlasse ich einem jeden Sachverständigen, und darf behaupten, daß in einem Schulmann nicht eben gar zu häufig so manche und verschiedne Vorzüge der Gelehrsamkeit, des Geschmacks, des Styls, des gesunden Verstandes, und der Sitten verbunden seyn mögen, und da zu diesem allen noch eine leichte und glückliche Thätigkeit zu kommen scheint: so dünkt mich, wäre das fürstl. Gymnasium, so wie unsre Stadt und unser Land mit einem solchen Subject wohlberathen. Dies ists, was ich als Ephorus unterthänigst in Erinnerung bringen wollte. Wohin sich nun Euer Herzogl. Durchlaucht entschließen, und welcher Weg zu nehmen sei, ob falls ein Auswärtiger herberufen werden soll, derselbe, wie bei Heinze geschehen, zuerst privatim sondirt werden oder ob ich die Sache vor fürstl. Ober-Consistorium bringen und darüber zuförderst Bericht erstattet werden soll; dies Alles hängt von Euer Herzogl. Durchlaucht höchstem Willen und Befehl ab, den ich in jedem Fall aufs treuste befolgen werde.

Die Bitte, die ich für den Professor Kästner und für das Gymnasium selbst Euer Durchlaucht unterthänigst zu Füßen lege, ist in der klaren Nothwendigkeit gegründet, und verspricht sich, im Munde dieser, gnädigste Erhörung. Er hat 300 Thl.; eine Pension, von welcher ein Mann, der Mathematik, Physik, seine Wissenschaften u. s. f. lehren soll, also unmöglich auf die gemeinste Art leben kann, mit einer Familie in Weimar auf keine Weise auskommen mag; er muß Schulden machen und bei ihnen seine Gemüthsruhe, mithin seine beste Brauchbarkeit aufopfern. Musäus, der sich noch durch Bücherschreiben Geld verdiente, hätte dem ungeachtet nicht subsistiren können, wenn er nicht von dem Pagen-Departement einen ansehnlichen Zuschuß gehabt hätte, der diesem aber abgeschnitten worden. Der fürstl. Kammer eine neue Last anzusinnen, wäre unbillig, da diese Stelle ohnedas aus herrschaftlicher Milde gestiftet ist; da das

[1]) Immanuel Dr. Gerhard Scheller hatte sich schon nach Fricks Tode in einem Schreiben an Anna Amalia vom 2. Januar 1770 — er war damals Rector am Lyceum zu Lübben — um das Directorat in Weimar beworben. (Canzley Acten IV. 53. 50. vol. I. f. 158.) Jetzt war er Gymnasialdirektor in Brieg; seine Meldung datirte vom 2. November 1790. — Dr. Borheck war Prof. Ord. Histor. et Eloquent. zu Duisburg a. Rh.; sein Brief trägt das Datum vom 30. October 1790.

Gymnasium aber eine Landesschule, und der Professor ein aufs eigentlichste und unentbehrlich zum Gymnasio gehöriger Lehrer ist, so wird die fürstliche Landschaft, die bisher schon zur Reparatur des Gebäudes und zum dürftigen Unterhalt zweier Collaboratoren Beiträge gethan hat, zu der nothwendigen Besoldung Eines einzigen Professors, ohne welchen das Institut ohnehin kein Gymnasium bliebe, gewiß die Zulage etwa von 100 Thrn. nicht verweigern, so käme er ohngefähr zu dem, was Musäus gehabt hat; denn sonst sehe ich nicht ab, wie die Stelle, die ohne Quartier und beinahe ganz ohne Emolument ist, auf einen gelehrten und tüchtigen Mann Anspruch machen könnte. Der Prof. Kästner, der die Liebe aller seiner Schüler hat, und das ganze Gymnasium wird Euer Herzogl. Durchlaucht die gnädige, väterliche Vorsorge hierüber unvergeßlich danken. In tiefster Ehrerbietung verharret

Euer Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster

Weimar, den 22. Dez. 90. Herder.

Schon am 1. Januar des folgenden Jahres erhielt Herder von seinem Fürsten den Auftrag, „zu förderst vermeldtem Rector, M. Böttiger, zu Bauzen, seine Erklärung, ob er sothane Stelle anzunehmen gesonnen, abzufordern, und alsdann dessen eingehende Antwort zu weiterer Verfüg- oder Entschließung anher einzusenden." Auf die infolgedessen von seiten Herders an Böttiger ergangene Anfrage reichte dieser seine Bewerbung ein — beide Schriftstücke scheinen verloren zu sein —, worauf Herder am 21. Januar in liebenswürdiger Weise antwortete (abgedruckt „Zeitgenossen" 2, 187 ff.). Böttigers Antwort vom 2. Februar ist nicht mehr vorhanden; ihr Inhalt kann aber außer durch Herders Entgegnung vom 10. März (abgedruckt bei Boxberger, a. a. O. S. 79 ff.) durch folgende Verfügung Karl Augusts ans Weimarische Oberkonsistorium vom 25. Februar 1791 ergänzt werden. Darin heißt es, es sei aufgefallen, daß Böttiger

> . . . mit der mit sothanem Directorat verbundenen, ganz ansehnlichen Geld Deputat- und accidental Besoldung nicht zufrieden seyn will, auch bey Angebung seines Gehalts die Emolumente von dem sogenannten Alumneo Maettigiano aufgerechnet hat, die doch zu seinem Rectorat eigentlich nicht gehören mögen.
>
> Da wir jedoch wünschen, diesen Mann, in Ansehung seiner Uns gerühmten guten Qualitäten und Wissenschaften zu der erledigten Stelle zu bekommen; so haben Wir Uns entschloßen, demselben folgende Verbesserungen zuführen zu laßen
>
> 1) wollen Wir den Gehalt aus Unserer hiesigen Cammer von 97 Rt. auf 150 Rt. erhöhen,
>
> 2) wollen Wir Uns bey den Granden des hiesigen Fürstenthums dahin verwenden, daß selbige ihm ebenfalls eine Zulage von 37 Rt. 12 Gr. verwilligen, damit eine gleiche Summe von 150 Rt. erwachse,[1])

[1]) Geschah durch Verfügung des Landesherrn vom 12. April 1791.

3) wollen Wir ihm statt 6 Clafter Holz zwölf Clafter zum jährlichen Deputat abgeben, hiernächst auch

4) ihm zur Bestreitung der Transport-Kosten einhundert Reichsthaler auszahlen laßen.

Soviel hiernächst die Eintheilung der Informations-Stunden, Ferien und dergleichen anbetrifft, wird deren Bestimmung und Berichtigung dem Ephoro Gymnasii überlassen, wobey Wir aber nicht bergen, wie es Uns nicht lieb ist, daß besagter Rector M. Böttiger nicht eher als nach einem halben Jahre antreten kann, und dahero zum Besten des Gymnasii wünschen, daß dessen Anzug eher bewürket werden möge.

Am 28. März erklärte Böttiger seine definitive Annahme der Stelle, fügte aber noch einige besondere Wünsche hinzu, worauf Herder am 25. April ausführlich antwortete (siehe „Literarische Zustände", 2, 189 und bei Boxberger, a. a. O. S. 81 ff.). Unterdessen hatte der Herzog durch Verfügung vom 12. April das Oberkonsistorium aufgefordert den Weimarischen Stadtrat mit der definitiven Erledigung der Angelegenheit bekannt zu machen und ihm aufzugeben, „daß er, vermöge des ihm zustehenden Juris patronatus, vorgedachtem Rectori M. Böttiger, die erforderliche Vocation zugehen lassen, und ihn mittelst gewöhnlichen Denominations-Berichts, an Uns zur Confirmation präsentiren, übrigens aber die Sache, damit dessen Anzug förderlichst erfolgen könne, möglichst beschleunigen solle."

Der Stadtrat that seine Schuldigkeit, und am 5. Mai 1791 schrieb Herder unter anderm an Böttiger (siehe Boxberger, a. a. O. S. 83): „Sie werden also bald eine Vocation vom hiesigen Stadtrath erhalten, und ein gewöhnliches Acceptationsschreiben an denselben zu schreiben belieben, wie Ihnen diesfalls der Gang der Sache bei Ihren bisher verwalteten Stellen bekannt seyn wird." Indessen Böttiger zögerte, bis er das Dekret (vom 3. Juni 1791) seiner Anstellung in Händen hatte, antwortete übrigens später in einem durchaus nicht „gewöhnlichen Acceptationsschreiben", sondern in der bei früheren Anlässen ihm geläufigen, eigenartigen Weise: [1])

HochEdelgebohrne, Hoch und Wohlweise!
Hochzuverehrende Herrn!

Der ehrenvolle Ruf, den Ew. HochEdelgebohren unter dem 20ten May a. c. zur Wiederbesetzung des durch den Tod des berühmten Director Heinze erledigten Rectorats bey dem fürstl. Gymnasium in Weymar mir mit so vielem schmeichelhaften Zutrauen ertheilt haben, fodert mich auf, Ew. HochEdelgebohrnen nicht allein für dieß gute Zutrauen pflichtmäßig zu danken, sondern auch hiermit feierlich zu versichern, daß ich diesen durch die Gnade unsres Durchlauchtigen Herzogs und Herrn mir ganz vorzüglich theuer gewordenen Ruf zum Rectorate des Gymnasiums in Weymar gern und willig anzunehmen, gesonnen bin. Es bleibt mir hierbey nichts zu wünschen übrig, als daß ich vollkommen im Stande seyn möge,

[1]) Akten des Stadtarchivs zu Weimar 27, 66, Fol. 143 f.

das Zutrauen, womit Ew. HochEdelgebohren mir ein so wichtiges Amt übertragen, mit Eifer und Treue zu verdienen, und einer Lehranstalt mit Nutzen vorzustehen, die durch ihre Lehrer und Zöglinge schon so lange unter den Schulen unsres deutschen Vaterlands einen so entschiedenen und wohlbegründeten Ruhm behauptete. Gott, der mich jetzt durch eine sehr wunderbare Führung wieder in das Land zurückbringt, aus welchem ich von väterlicher Seite her abstamme, wird mir auch, wie ich mit Zuversicht hoffe, zu dieser meyner Amtsführung in Weymar Kräfte und Gesundheit verleihen, und meine redlichen Absichten mit Erfolg beglücken, sowie er in den bis jetzt von mir geführten zwey Rectoraten meine schwachen Bemühungen hat gesegnet seyn lassen. Es war immer in meinen bisherigen Ämtern eine reine Quelle der Zufriedenheit für mich, daß ich von den Magistratskollegien, als Patronen der mir anvertrauten Schulen eines vorzüglichen Zutrauens gewürdigt, und durch ihre thätige Mitwirkung zur Beförderung guter Einrichtungen und Verbesserungen unterstützt worden bin. Ich hoffe, diese Quelle soll auch in der Zukunft nicht für mich versiegen. Nur die vereinigten Kräfte vieler ädeler und guter Menschen können eine so verwickelte Maschine, als unsere Schulen sind, in schnellem und nützlichem Umlauf erhalten. So werden auch Ew. HochEdelgebohrne bey jedem Vorschlag, der das wahre Wohl der Schüler und ihrer Lehrer betrifft, mir Dero thätigste Beyhilfe und Einwirkung nie versagen. Ich aber werde stets alle meine Kräfte aufbieten, um jeden gerechten Wunsch von Ew. HochEdelgebohrnen erfüllen, und Ihnen in der That beweisen zu können, wie hoch ich die Wohlgewogenheit eines so würdigen Magistratskollegiums zu schätzen weiß; der ich mit aufrichtigster Hochachtung und Dienstverpflichtung zu verharren die Ehre habe . . . .

Budißin. Den 20ten Juny. 1791.

Von größerem Interesse jedoch, als dieses gekünstelte Dankschreiben, ist der ausführliche Brief, den der kluge Mann Ende Mai an den Herzog sandte, wobei er die Hoffnung auf Erfüllung der darin geäußerten Wünsche mit der Rücksicht auf seine „Amtspflicht" in Verbindung bringt. Der Brief lautet:[1])

Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Herzog und Herr.

Das gnädigste Vertrauen, welches Eure Herzogliche Durchlaucht in meine geringen Kräfte zu setzen geruht haben, indem Höchstdieselben mir das Amt eines Directoris am hiesigen Gymnasio anzuvertrauen geruhet haben, verpflichtet mich Höchstdenenselben zum Ehrfurchtvollsten und unterthänigsten Danke. Auch müssen die schönen Aussichten, der Unterthan eines Fürsten zu werden, welchen ganz Deutschland als einen Beschützer und Freund der Gelehrsamkeit und der Gelehrten kennt und verehrt, und in einer Stadt zu leben und wirksam zu seyn, wo die Musen schon seit langer Zeit einen ihrer vorzüglichsten und begünstigsten Sitze aufgeschlagen haben, viel zu lockend und einladend für mich seyn, als daß ich dem Antrage, womit Eure Herzogliche Durchlaucht mich zu begnadigen geruhet haben, nicht gern und willig folgen sollte. Nur allein die Pflicht, welche ich dem Amte, das Höchstdieselben mir huldreichst bestimmen, den Meinigen und mir selbst schuldig bin, nöthigen mich zu einigen Wünschen, und Höchstdero mir, so unverhoft zu Theil gewordene Gnade läßt mich an einer huldreichen Annahme derselben nicht zweifeln.

Eure Herzogliche Durchlaucht wissen es selbst zu gut, als daß ich es

[1]) Geh. Canzleiakten IV, 53. 50, vol. II, fol. 26 f.

auseinanderzusetzen nöthig hätte, wie wenig der Gelehrte, den das Glück nicht mit Vermögen gesegnet hat, in unsern Tagen im Stande ist, so viel vor sich zu bringen, daß er die Witwe und hinterlassenen Kinder vor Kummer und Mangel sichern könnte. Meine Frau hätte sich nach meinem Tode in Bauzen verschiedener ansehnlicher Stiftungen zu erfreuen, und ich verliere durch die Veränderung meines Amtes und Wohnorts gegründete Ansprüche an einen ansehnlichen Witwenfiscus. Es ist also nur Bitte um Entschädigung, wenn ich mir auf den Fall meines Todes einen gnädigsten Witwengehalt von 120 Rthl. mit der gnädigsten Erlaubnis für meine Witwe, denselben auch nöthigenfalls außer Landes zu genießen, unterthänigst bitte.

Eurer Herzoglichen Durchlaucht ist es gleichfalls bekannt, wie sehr Mangel an bürgerlichem Rang und Ansehn die Thätigkeit des Schulmannes, welchem die Direction einer größern Lehranstalt anvertraut ist, beengt und einschränkt. So wenig daher auch der Mann, der seinen eigenen Werth kennt und die Würde seines Amtes zu schätzen weiß, Titel und Rang achten muß: so nöthigt ihn doch nicht selten die Art zu denken, welche bey einem Theile seiner Mitbürger herrscht, Titel und Rang zu suchen, um seine eigene Wirksamkeit und Nützlichkeit zu verstärken. Diese Betrachtung sowohl, als das Bewußtseyn, daß mir in Bauzen die unumschränkte Direktion des Gymnasii übertragen und der Rang unmittelbar nach den obersten Geistlichen und über den Senatoren angewiesen ist, nöthigen mir den Wunsch ab, daß es Eurer Herzoglichen Durchlaucht gnädigst gefallen möge, mir mit dem Titel und Range Höchstdero Ober-Consistorialraths zugleich Sitz und Stimme im Herzoglichen Ober-Konsistorium in allen Sachen, welche das Gymnasium und andere Schulanstalten des Landes betreffen, gnädigst zu verleihen. Dieß allein kann nicht mir, sondern meinem Amte Nachdruck und Ansehen verleihen, und es vor jeder möglichen Beeinträchtigung in späterer Zukunft sichern. Auch bürgt der glückliche Erfolg früher getroffener, ähnlicher Einrichtungen in den Dänischen, Preußischen und Braunschweigischen Staaten vor die Nutzbarkeit und Ausführbarkeit dieses Vorschlags.[1])

Eure Herzogliche Durchlaucht haben mir zwar zu den Transportkosten 100 Rthl. gnädigst verwilligt, aber ich darf von Höchstdero Gnade gewiß auch noch den völligen Ersatz der über diese Summe aufzuwendenden und von mir gewissenhaft anzugebenden Reisekosten um so freimüthiger erbitten, je bekannter es ist, daß ich bey der Verlassung meiner gegenwärtigen Stelle einen manigfaltigen, unersetzlichen Verlust leide.

Ich schmeichle mir mit der angenehmen Hoffnung, daß Eure Herzogliche Durchlaucht diese meine unterthänigsten Wünsche nicht unbillig finden werden. Sollten daher Höchstdieselben sie zu erfüllen geruhen, so werde ich das Amt, womit Eure Herzogliche Durchlaucht mich begnadigen wollen, mit Freuden und in der sichern Hoffnung antreten, in demselben nach meinen möglichst anzuwendenden, geringen Kräften nützlich zu werden. Mein Eifer, mich des gnädigsten Vertrauens meines Herrn einigermaaßen würdig zu bezeigen, wird ebensowenig Grenzen haben können, als die Ehrerbietung, womit ich ersterbe . . . .

Weimar. Den 29ten Mai. 1791.

---

[1]) Welchen Wert Böttiger in der That auf den Titel und Rang eines Oberkonsistorialrats legte, zeigt auch eine von Lenz, seinem Nachfolger in Weimar, citierte Stelle aus einem Briefe Böttigers an ihn vom 15. Mai 1806 nach Nordhausen, wo es heißt: „Werden Sie ja Consistorialrath! Es giebt Ihnen in dem rangsüchtigen, rangabmessenden Weimar ein großes Gewicht . . . kurz, Sie müssen Rath werden, wenn Sie mit Succeß in der Schule wirken wollen." (Geheime Canzlei-Akten IV, 53. 66, fol. 146.)

Am 3. Oktober trat der neue Gymnasialdirektor und Oberkonsistorialrat sein Amt an, wobei er sich in lateinischer Rede (abgedruckt in Böttigers opuscula latina, S. 152 ff.) über die Vorteile und Nachteile verbreitete, die eine Schule aus der Nachbarschaft einer Universität ziehen könne. In den ersten Jahren — nicht vor 1794 nahmen die Mißhelligkeiten und Trübungen ihren Anfang — war das Verhältnis zwischen Ephorus und Direktor ein durchaus erfreuliches. Böttigers außerordentliche Frische beim Unterricht, seine begeisternde Lebendigkeit und seine zuweilen freilich überkordiale Art im Verkehr mit den Schülern der Anstalt, dazu seine, wie es schien, unbegrenzte Gelehrsamkeit und Gefälligkeit, die auch Goethe und Schiller anerkennen mußten, der lebendige Austausch auf allen Gebieten der Literatur versprachen nicht gewagte Hoffnungen zu erfüllen. Herder schrieb mit frohem Mute schon am 31. Oktober 1791 an Heyne: „Vom Director unseres Gymnasiums Böttiger werden Sie ohne Zweifel schon gehört haben. Er ist ein junger, munterer, rüstiger Mann, hat viel Methode, ein äußerst gutes Benehmen mit jungen Leuten, eine seltene Lateinische Fertigkeit in Poesie und Prosa, und da er ein Obersachse ist, hat er die Gunst des ersten Ministers in einem Grade, der dem Gymnasium nicht anders als vortheilhaft sein kann. Mir ist ein großer Stein vom Herzen, daß die Stelle wieder und so gut besetzt ist." Darauf antwortete Heyne am 4. Dezember desselben Jahres: „An Ihrem B. haben Sie einen munteren, thätigen und geschmeidigen Kopf; ich freue mich, daß der Mann an Sie gekommen ist."

Allein auf die Dauer war, trotzdem äußerlich das Einvernehmen der beiden Männer bis zum Ende des Jahrhunderts ungestört schien, ein Zusammenwirken unmöglich. Zwar wurde ein offener Bruch vermieden, aber das Verhältnis wurde immer unerträglicher. Es ist hier nicht der Ort, diese Wandlung im einzelnen darzustellen. Außer dem guten Wieland, Falk und wenigen anderen Freunden wandten sich alle guten Geister von dem geschäftigten Manne ab, und so kam schließlich, was kommen mußte. Der so sehnsüchtig herbeigesehnte Böttiger wurde schließlich in die weiteste Ferne gewünscht. Als er endlich eine Stelle in Dresden, wovon weiter unten die Rede sein soll, angenommen hatte, schrieb Schiller an Körner: „Zu Eurer neuen Acquisition gratuliere ich — uns. Gott sei Dank, daß wir diesen schlimmen Gast endlich los sind, und möge er Euch gut bekommen."

Schon mit dem zur Rüste gehenden Jahrhundert mochte Böttiger ahnen, daß er in Weimar nicht seine letzte Stätte finden sollte. Im folgenden sollen uns die Versuche beschäftigen, die der merkwürdige Mann anstellte, loszukommen oder aber sich neue Vorteile in seiner Stellung zu sichern. Wer die Geschichte seiner Bewerbung um das

Direktorat in Bautzen kennt, wobei er gleich dem elendesten Winkeladvokaten ein widerliches Doppelspiel trieb, wird nicht über die raffinierte Geschicklichkeit staunen, womit er nicht weniger als viermal die mit außenstehenden Behörden schwebenden Verhandlungen zu seinen Gunsten zu wenden wußte.

Herder, dem er ins Angesicht und in Briefen in einer jedes feinere Gefühl verletzenden Zudringlichkeit schmeichelte, mußte durch den, mit von erkünstelter Frömmigkeit triefenden Redewendungen ins Werk gesetzten Stellenschacher des Mannes peinlich berührt sein, um so mehr, als er anfing, die selbstsüchtigen Gründe seiner Handlungsweise zu durchschauen. Aus dem bei Lindemann, S. 50 f., mitgeteilten Schreiben Böttigers an Herder vom 23. Oktober 1794 erkennt man aufs deutlichste die schlaue, alles berechnende Taktik, mit der er auf sein verhülltes Ziel losarbeitete. Es war ihm keineswegs Ernst damit, das ihm zunächst angebotene Rektorat von Pforta zu übernehmen; vielmehr suchte er Gelegenheit zu einer persönlichen Aussprache mit dem Herzog. Wie weit sich diese Hoffnung schon damals erfüllte, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Jedesfalls fand er den Weg zum Fürsten kurze Zeit darauf, als ihm ein Ruf nach Kopenhagen 1798, den er sich verschafft hatte, die Aussicht bot, Ephorus aller lateinischen Schulen des Königreichs und Direktor eines zu bildenden Seminars für Schulmänner mit 2500 Thaler Gehalt zu werden. (Vgl. Biographische Skizze, S. 48.) Die Unterhandlung führte der Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg, dem damals das gesamte Schulwesen Dänemarks in oberster Instanz untergeben war, durch Platner in Leipzig und Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg, der mit dem ersteren und Böttiger maurerisch verbrüdert war. Böttiger hatte unter gewissen Bedingungssätzen schon angenommen, als auf einmal, während er in peinlicher Ungewißheit über die Gewährung seiner Schlußbedingungen in Folge unabsichtlicher Verzögerung der Antwort (Seestürme veranlaßten sie) schwebte, eine offene und wahrhaft landesväterliche Unterhaltung Karl Augusts mit ihm ihn völlig wieder umstimmte. Er konnte solchem Zutrauen nicht widerstehen und blieb, ohne auch nur eine unmittelbare Zulage dafür anzunehmen (nur die Pension seiner Witwe wurde um 80 Thaler erhöht); er blieb, obgleich er die Erfüllung seines Lieblingswunsches, eine neue Klasse (Selecta) eingerichtet und sich mit einem Hilfslehrer unterstützt zu sehen, um doch etwas im Dienste erleichtert zu werden, nicht erreichte. In einem Briefe an seinen väterlichen Freund in Göttingen, dem er nichts verbarg, schrieb er am 8. Februar 1799, wie er alles pro et contra reiflich erwogen habe. „Dennoch muß ich mit dem Staar in Yorik's Empfindsamer Reise sagen: »I cannot out«. Unser guter Herzog hat mich durch eine einzige un-

widerstehliche Unterredung aufs neue an Weimar gefesselt. Er machte mir Anerbietungen von Gehaltszulagen, die für unser kleines Land immer ansehnlich waren; aber ich habe ihm dies alles zurückgegeben, weil ich diese Mäkeleien mit auswärtigen Rufen hasse, und blos einen erhöhten Witwengehalt angenommen. Sei es Schwäche, die süße Gewohnheit unseres Weimarischen Lebens überwog alle Aussichten auf eine künftige Seligkeit, wozu man auch erst über einen Arm des Oceans gelangt. Ich bin zu sehr mit unserer Literatur umstrickt, um mich so auf einmal von Allem losreißen und auf tausend literarische Bequemlichkeiten und Genüsse der Neugierde Verzicht leisten zu können, die man nur durch Entbehrung schätzen lernt. . . . Mag ein Würdigerer als ich bin, dort sein Glück versuchen." Dies der Bericht über die Kopenhagener Angelegenheit in der biographischen Skizze des Sohnes (S. 48 ff.), dessen Zuverlässigkeit wir an der Hand der neuen Dokumente zu prüfen haben werden. (Fortsetzung folgt.)

Zu Wilhelm von Humboldt.

Von Albert Leitzmann in Weimar.

1. Zum Briefwechsel mit Schiller.

Zu meiner besonderen Freude kann ich eine größere Reihe von Artikeln über Wilhelm von Humboldt, die neue Mitteilungen sowohl als Untersuchungen bringen wollen, mit ungedruckten Briefen an Schiller einleiten. Ein fast wunderlicher Umstand: denn der Briefwechsel Humboldts mit Schiller hat nicht nur drei Auflagen erlebt (von denen die kürzlich erschienene dritte, von Muncker besorgte, allerdings nur ein sogar die Fehler wiederholender, Neupubliziertes nicht nachtragender Abdruck der zweiten vom Jahre 1876 ist, nach der ich citiere), sondern, was ich hier biete, war, soweit es neue Briefnummern sind, der Existenz nach wohlbekannt. Die folgenden fünf Briefe Humboldts an Schiller bilden die Nummern 7271—7275 der Radowitzschen Autographensammlung in der königlichen Bibliothek in Berlin und sind mit Daten und ein paar Proben des Inhalts im Katalog dieser Sammlung S. 568 verzeichnet; genaue Abschriften verdanke ich der Güte meines Freundes und früheren Jenenser Zuhörers Ludwig Loeffler in Berlin; ihm sowie der verehrten Bibliotheksverwaltung sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Die Briefe entstammen bis auf die letzte kleine, ohne den

zugehörigen Hauptbrief überlieferte Nachschrift der Zwischenzeit zwischen den beiden Jenenser Aufenthalten der Humboldtschen Familie, in welcher, wie Schillers Kalender aufweist (vgl. Müllers Zusammenstellung S. 256), beide Freunde wohl kaum je einen Posttag vorübergehen ließen, ohne sich geschrieben zu haben. Es fällt in diese Monate des Getrenntseins das letzte Siechtum von Humboldts Mutter, das diesen im Juli 1795 zunächst für einige Monate nach Berlin getrieben hatte und die längst geplante Rückkehr nach Jena von Monat zu Monat bis endlich zum Oktober 1796 hinausschob, Humboldts Sorge für den in Berlin vor sich gehenden Druck des ersten Schillerschen Musenalmanachs, von dem der erste der folgenden Briefe handelt, Humboldts große Reise nach Pommern, Holstein und Hamburg, das Erscheinen von Schillers ästhetischen Abhandlungen in den Horen und der endgültige Entschluß zur Bearbeitung des Wallenstein. Zwei Themata ziehen sich durch diesen inhalt- und ideenreichsten aller Briefwechsel, soweit Humboldts Berichte in Betracht kommen, hindurch: die eingehende Besprechung der neuen Schillerschen Gedichte und Abhandlungen und die Nachrichten über die Wirkung dieser Schillerschen Schöpfungen auf die Berliner literarisch gebildeten Zirkel und Persönlichkeiten. Um beides handelt es sich auch in den hier folgenden Briefen in erster Linie.

1.

Berlin, 26. September 1795.[1])

Ich wurde gestern durch Besuch gestört, ich wollte also erst mit nächster Post schreiben. Aber heute erhalte ich Ihren Brief,[2]) und antworte doch noch mit zwei Zeilen.

Ich schicke hier den ersten Bogen.[3]) Ich denke er soll Ihren Beifall haben. Von Druckfehlern habe ich nichts gefunden, als ein Paar leichte in der Interpunktion. Indeß habe ich dem Corrector[4]) hierüber den Kopf gewaschen, und er verspricht noch genauere Aufmerksamkeit.

Der Setzer, den ich heute selbst gesprochen, meynt das Manuscript werde ohne Noten und Kalender mit dem heute Erhaltenen volle zehn Bogen machen, und das scheint mir genug.

Der Tanz[5]) soll noch gestochen werden, wenns möglich ist. Unger zweifelt. Ich muß ihn der Egalität mit den anderen Noten wegen, an Michaelis[6]) schicken.

[1]) In Schillers Kalender unter dem 30. verzeichnet (S. 5); ein Brief nach Jena ging in der Regel von Berlin zwei bis drei, von Tegel drei bis vier Tage.

[2]) Im Kalender unter dem 21. verzeichnet (S. 5).

[3]) Vom Almanach: vgl. Briefwechsel S. 140; Schillers Briefe 4, 284.

[4]) Da Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer verreist war, versah auf seine Empfehlung dieses Geschäft der Inspektor des Joachimsthalschen Gymnasiums Johann Baptist Tilly (vgl. Goedeke [2] 5, 450), nicht immer zur Zufriedenheit der Freunde: vgl. Briefwechsel S. 140. 148. 164. 203.

[5]) Zu diesem Schillerschen Gedicht sollte eine Musik von Körner, die dieser nach Reichardts Ablehnung komponiert hatte, gestochen werden, was jedoch nicht mehr möglich zu machen war: vgl. Schillers Briefe 4, 248. 272. 274. 280. 297.

[6]) Der aus dem Briefwechsel genugsam bekannte jüdische Verleger aus Neustrelitz, der unverschuldet Schillern viele Unannehmlichkeiten bereitete.

Der zweite und 3te Bogen werden eben abgedruckt, und an dem 4ten wird gesetzt.

Leben Sie herzlich wohl, theurer lieber Freund. Ich muß und kann nicht daran denken, daß ich Sie so lange entbehren soll, gerade jetzt, da ich die Hoffnung so nah hatte, fühl' ichs am schmerzlichsten.

Ihr

Humboldt.

2.

20. Februar 96[1])

Wenn mir nicht noch Ihr letzter Brief, liebster Freund, den ich mit den Horen vorgestern empfieng,[2]) gesagt hätte, daß es Ihnen lieb ist, meine Briefe immer in ungestörter Regelmäßigkeit zu empfangen; so hätte ich heute leicht in die Versuchung kommen können, diese Ordnung zu unterbrechen. Ich habe heute mit mehreren ein Geldgeschäft abmachen müssen, das mir den ganzen Vormittag und die Stimmung für den Nachmittag geraubt hat. Sie empfangen also heute nur das bloße Zeichen des Lebens, dafür aber gewiß Dienstag[3]) einen recht ausführlichen Brief:

In diesem rede ich auch über Ihren Aufsatz im Januarstück,[4]) ob ich gleich zu sehr damit einverstanden bin, um eigentlich viel darüber zu sagen. Nicolai ist, gewiß verdientermaaßen, aber übel weggekommen.[5]) Vorgestern sah ich die Räuber hier, im Ganzen äußerst schlecht, und zwar Plümickens Sudeleien.[6]) Dennoch hat es mir einen sehr interessanten Genuß gegeben. Ich hatte sie nie gesehen, und ich erinnerte mich an so vieles, was Sie mir hier und da, besonders in Weißenfels,[7]) über die Entstehung dieses Stückes erzählt haben. Noch muß ich Ihnen sagen, wie Meyer (der Professor)[8]) das Schattenreich versteht. Hier seine Frage wörtlich: „Bloße materielle Sinnlichkeit und reine Geistigkeit sind in den Göttern vereint; „nicht aber in den Menschen. Was verlangt nun Schiller? Will er, daß die „Menschen, wie die Götter beides vereinigen, oder sich allein an dem Materiellen „halten sollen?" Daß in dem Stück von Schönheit auch nur die Rede sey, ahndete er nicht, warum es Schattenreich hieß, wußte er nicht. Auch, meynt er, müsse noch eine eigne Strophe da seyn, um zu zeigen daß die Schönheit gleichsam eine Schattennatur sey. Denn eigentlich denke man sich unter Schönheit etwas ganz Körperliches. Dennoch war er über das Gedicht in Ekstase, so wie er überhaupt Sie jetzt unendlich preist. Der Graf Finkenstein der den Theokrit

---

[1]) Im Kalender unter dem 24. verzeichnet (S. 19).

[2]) Im Kalender unter dem 15. verzeichnet (S. 19), mit dem Februarstück der Horen.

[3]) Das wäre der 23.; im Kalender ist kein Brief Humboldts verzeichnet.

[4]) „Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend."

[5]) Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 498 Goedeke.

[6]) Vgl. Goedeke [2] 5, 164, 261.

[7]) Bei der Zusammenkunft Schillers und Humboldts mit Körner in den letzten Tagen des August 1794: vgl. Schillers Briefe 3, 480.

[8]) Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (von Bramstedt), Herausgeber des Archivs der Zeit, der den Professortitel noch von Göttingen her führte; über ihn und das Niveau seiner literarischen Urteile vgl. Briefwechsel S. 73, auch Euphorion 2, 638.

übersetzt,[1]) und den ich in anderer Hinsicht viel und gern gesehen habe, zieht aus dem Schattenreich eine ganz eigne Moral, geradezu die, daß man sich todtschießen müsse, um recht schattig zu werden. Doch von beiden machen Sie ja keinerlei Gebrauch. Die armen Narren sind doch noch gutherzig genug, zu fragen, und bewahren doch eine so ungeheuchelte Einfalt.

Nun tausendmal Adieu! Ich werde mich freuen, wenn Sie die Post wenigstens lachen macht. Von ganzem innigstem Herzen

Ihr H.

3.

Berlin, 2ten März, 96.[2])

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihren ausführlichen Bericht über den Wallenstein.[3]) Er hat mir sehr viel Freude und nicht wenigen Stoff zum Nachdenken gegeben. Nur thut es mir unendlich leid, daß es mir nicht möglich ist, heut mehr als ein Zeichen des Lebens zu erwiedern. Ja ich möchte hinzusetzen nur des Lebens. Denn außer der Zerstreuung und Geisteszerrüttung, in die mich die hiesige Lebensart besonders jetzt bei der Anwesenheit meines Bruders[4]) versetzt, bin ich seit gestern noch dazu an verdorbenem Magen und Schnupfen unpäßlich; auch die Li leidet gerade mehr als gewöhnlich, und der kleine Junge hat einen bösen Hals. Indeß denke ich gewiß doch nicht unsern sondern den allernächsten Posttag nur abwarten zu müssen, um Ihnen recht viel zu schreiben.

Alexander bittet Sie die jetzt erfolgende Ankündigung[5]) baldmöglichst inseriren zu lassen. Er ist besser als je sonst für wichtige Arbeiten in seinem Fache gestimmt, und ob mich seine Anwesenheit gleich sehr in meiner assiette[6]) und meinen Studien gestört hat, so ist sie mir doch äußerst fruchtbar in mir noch fremden oder nur halb bekannten Ideen gewesen, was mir bei meinem Streben nach einem gewissen Umfang der Kenntnisse nicht gleichgültig ist. Auch unser freundschaftliches Verhältniß hat sich enger, als je bisher geschlossen.

Er und die Li grüßen Sie und Lolo herzlich. Leben Sie recht wohl und heiter in diesem schönen Frühlingswetter. Von Herzen

Ihr Humboldt.

4.

Berlin, 19. Julius 96.[7])

Mit inniger Freude, liebster Freund, habe ich am letzten Posttag die freudige Nachricht von Lolos glücklicher Niederkunft[8]) erhalten. Sie wissen wie warmen und herzlichen Antheil wir an allem nehmen, was Ihnen beiden wichtig ist, und

---

[1]) Friedrich Ludwig Karl Graf Fink von Finkenstein (1745—1818; vgl. Schwarze, Allgemeine deutsche Biographie 7, 21), infolge des Müller Arnoldschen Prozesses seines Amts als Regierungspräsident in Küstrin verlustig gegangen, lebte auf seinem Gute Madlitz bei Frankfurt an der Oder gelehrter Muße. Seine Theokritübersetzung erschien Berlin 1789 unter dem Titel „Arethusa oder die bukolischen Dichter des Altertums“ (neue Bearbeitung 1806—1810).

[2]) Im Kalender nicht verzeichnet.

[3]) Leider nicht erhalten; doch vgl. Schillers Briefe 4, 431. 435.

[4]) Vgl. Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 176.

[5]) Gemeint ist die Ankündigung seiner Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, gedruckt im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 25. Mai 1796 (S. 524).

[6]) Dieselbe Wendung in einem Briefe an Jacobi (S. 60).

[7]) Im Kalender unter dem 23. verzeichnet (S. 27).

[8]) Schillers zweiter Sohn Ernst war am 11. geboren.

die Nachricht dieser Entbindung war uns doppelt willkommen, da die arme Lolo jetzt die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft los ist. Sagen Sie ihr mit unsern innigsten Grüßen, wie sehr wir uns freuen, wenn wir nach Jena kommen, sie nun mit zwei lieben Kindern zu sehen, und wie herzlich wir wünschen, daß sie die Wochen, für die ja bei der Leichtigkeit der Niederkunft so günstige Hoffnungen sind, recht glücklich überstehen möge. Die Li wird ihr nächstens selbst schreiben.

Wie es mit uns steht, sagte ich Ihnen, theurer Freund, in meinem letzten Briefe[1]) ausführlich. Es hat sich seitdem nichts verändert, als daß ich vorauszusehen glaube, daß unser Aufenthalt doch noch von längerer Dauer seyn dürfte, als ich vor einigen Wochen hofte. In der traurigen Lage, in der sich meine Mutter gegenwärtig befindet, ist ihr in der That nichts, als ein baldiges und leichtes Ende zu wünschen, und sie selbst sieht keiner anderen Hofnung entgegen. Dennoch ist sehr zu besorgen, daß, ohne daß sich das Leiden vermindert, die Krankheit sich noch bis in den Herbst hinziehen kann. Der Körper gewöhnt sich nach und nach selbst an diesen leidenden Zustand, und das schleichende Fieber, welches das gefährlichste Uebel jetzt ist, scheint einen langsamen Gang zu nehmen.

Meiner Mutter Krankheit erinnert mich an Garve,[2]) der, wie Sie wohl wissen, an demselben Uebel am Auge leidet. Wie ich höre hat er das Auge sogar so gut als ganz verloren. Er hat an Gentz hier die beiden Bände, die er diese Messe herausgegeben,[3]) geschickt, und auf eine sehr rührende Weise über seinen Zustand geschrieben. Die Gesellschaft der Menschen habe er sehr lang entbehren müssen; jetzt sey ihm auch der Genuß der Natur genommen; er müsse seit vielen Jahren zum erstenmal den Sommer durchaus in der Stadt zubringen. Die Herausgabe dieser Werke mache ihm eine, wie er selbst gestehen müsse, beinah kindische Freude, weil sie doch ein so sinnlicher Beweis wären, daß er noch zu der Gesellschaft der Lebendigen gehöre. Es muß in der That eine eigne süße Empfindung seyn, indeß der Körper langsam zerstiebt, noch in Ideen fortleben zu können.

Reichardt besuchte mich gestern auf eine Stunde. Ich schrieb Ihnen ja wohl, daß ich ihn vor nunmehr sehr geraumer Zeit einmal in einer Gesellschaft länger gesehen hatte.[4]) Seitdem ist er sehr freundschaftlich gegen uns, und ladet uns zu sich ein. Ich für mein Theil kann ihm, wie Sie leicht denken können, kein sonderliches Interesse abgewinnen. Das meiste erweckt er noch in mir durch die Offenheit seines Gesichts und die Sonderbarkeit seines Benehmens. Er hat wenigstens von dem Ausdruck des Genies die ungebundene Freiheit, wenn gleich auch der der geregelten Stärke gar sehr fehlt. Doch ist auch der erstere wie mich dünkt, unter uns weit häufiger, als der letztere. Von Friedrich Schlegel, als einem Mitarbeiter an seinem Deutschland hat er mir sehr viel Gutes gesagt. Er sprach unter anderm von einem gegen Kants ewigen Frieden gerichteten politischen Aufsatz[5]) mit großem Beifall. Ich gestehe daß mir in politischen Dingen Reichardts Lob doppelt verdächtig ist.

Haben Sie schon Kants Ausfall in der Berliner Monatsschrift gegen

---

[1]) Im Kalender unter dem 20. verzeichnet (S. 27).

[2]) Vgl. über ihn und Schillers Anteil an seinem Geschick Schmidts Anmerkung zu Xenion 388.

[3]) Den zweiten Teil der Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben und den ersten Teil der Vermischten Aufsätze.

[4]) Bei Markus Herz: vgl. Briefwechsel S. 214. Über das böse Insekt von Giebichenstein vgl. Schmidts Anmerkung zu Xenion 19.

[5]) „Versuch über den Begriff des Republikanismus" (Prosaische Jugendschriften 2, 57); Humboldts Urteil über Kants Schrift im Briefwechsel S. 192.

Stollberg und Schlosser[1]) gelesen? Meiner Empfindung nach ist er nicht viel werth. Der Gehalt ist gar unwichtig und der Stil wie gewöhnlich, schleppend und steif. Die einzige Freude, die man, dünkt mich, dabei empfindet, ist daß jene Herren, in ihrer aufgeblasenen Plattheit gezüchtigt werden.

Mit nächster Post mehr, liebster Freund. Leben Sie herzlich wohl, und geben Sie uns bald wieder recht gute Nachrichten von Ihnen und Lolo. Von Herzen der Ihrige

Humboldt.

5.

Noch ein Paar Worte, Lieber. Was ich Ihnen schrieb, ist ganz gewiß. Nur die Ausfertigung hab ich noch nicht. Ich weiß es nur aus dem Cabinet.[2]) — Heute gehe ich mit der Li nach Berlin, wo sie Wochen halten wird. Sie umarmt Sie herzlich, und ist leidlich wohl. Ich hoffe, es soll alles gut gehen.[3]) — Adressiren Sie Ihre Antwort Berlin Charlottenstraße, Nr. 41. beim Geheimen Rath Kunth abzugeben. Vor dem Herbst reise ich nicht ab.[4])

18ten [Mai 1802][5])

Tausend Grüße von uns an Lolo, Sie, die Wollzogen!

Das sind kümmerliche Reste eines einstmals viel reicheren Schatzes. Humboldt selbst hat die Lückenhaftigkeit seines Briefwechsels mit Schiller daraus erklärt, daß Schiller wohl seine Briefe nicht vollständig müsse aufbewahrt haben, daß dagegen ein großer Teil von Schillers Briefen an ihn in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 in Tegel verloren gegangen sei (Briefwechsel S. 1 Anmerkung). Humboldt berichtet darüber seiner Frau nach der Rückkehr aus Italien im Februar 1809 (nach freundlicher Mitteilung der Frau Konstanze von Heinz): „Die Franzosen haben bei der Plünderung in Tegel Kasten aufgeschlagen, worin Manuskripte von mir lagen, und bis über die Mühle hinaus hat man meine Gelehrsamkeit gefunden; einiges ist nun nachher gerettet und zu Alexander gebracht worden"; ähnlich am 14. April 1831 an Karoline von Wolzogen über die Briefe seiner Frau (Literarischer Nachlaß 2 2, 71): „Von den plündernden Franzosen auf den Hof und in den Zimmern umhergestreut, mit Federn, Stroh, Erde vermischt; auch sind die meisten noch jetzt schmutzig, zum Teil eingerissen, ohne Anfang und Ende" (vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 207). Mancherlei Jugendkorrespondenzen sind damals verloren gegangen.

Im Goethe- und Schillerarchiv befinden sich nur die beiden Briefe Humboldts vom 27. August und 22. Oktober 1803 (Brief-

[1]) „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie" (Sämtliche Werke 6, 463 Hartenstein).

[2]) Gemeint ist Humboldts Ernennung zum Residenten in Rom, die am 25. offiziell erfolgte: vgl. Gebhardt, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 7, 2, 65.

[3]) Humboldts dritte Tochter Gabriele wurde am 28. geboren.

[4]) Mitte September gingen Humboldts nach Italien.

[5]) Im Kalender unter dem 24. verzeichnet (S. 124).

wechsel S. 310. 313). Die folgende Kollation zeigt die schlechte Verfassung des Textes: denn nicht überall können, was an sich möglich wäre, redaktionelle Aenderungen von Seiten Humboldts vorliegen. Für die Erlaubnis, das Ergebnis meiner Vergleichung der Originale hier mitteilen zu dürfen, bin ich Bernhard Suphan zu herzlichem Danke verpflichtet.

Brief vom 27. August 1803. Seite 310: Zeile 3 „den" fehlt; 20 nicht; 21 ahndete; Piramide am Scherbenberg, von; 27 Oerter; 30 dahin und wohin; 32 Glück. Seite 311: Zeile 8 nach „Welten" folgt:

Es ist durch diesen Tod alles Verhältniß aus unsrer Familie gekommen. Die Li ist halb erwachsen, die andern drei sind ganz klein. Dies macht nun auch natürlich eine Aenderung in dem Bedürfniß eines Hauslehrers, von dem ich Ihnen neulich schrieb.[1]) Ich brauche jetzt durchaus einen andern Menschen, und die HauptRücksicht muß jetzt Theodor seyn, der erst 6 Jahr alt ist, und noch wenig lesen und schreiben kann. Der Li braucht man nur einzelne Stunden geben zu lassen, und mit den beiden kleinen Mädchen ist es, wenn sie heranwachsen, derselbe Fall. Es ist mir also ein Mensch nöthig, der mit einem kleinen Kinde umgehen kann, der nicht gerade tiefe und gelehrte Kenntnisse hat, der Vergnügen daran findet, in eine gewisse Mannigfaltigkeit davon einzugehen, um alles anzuspielen und zu sehn, wozu der Kleine, der geistreicher, talent- und charaktervoller, aber auch launischer und minder leicht lenksam ist, als der verstorbene, hinneigt. Ich wiederhole zwar, mein theurer Freund, meine Bitte an Sie, allein ich fühle, daß Sie jetzt vielleicht noch weniger, als bei meinem ersten Wunsch thun können. Ich lege Ihnen aber einen Brief an Fernow bei, und bitte Sie, ihn, sobald er kommt, ihm abzugeben. Ich habe ihm Auftrag gegeben, sich auch, wenn er es für gut hält, an Becker[2]) zu wenden. Ich habe gedacht, vielleicht besser zu thun, auf einen jungen Menschen aus Schwaben zu denken, allein ich bin in Verlegenheit, an wen ich mich wenden könnte. Die Wollzogen nennt mir zwar in ihrem letzten Brief einen; aber einem ganz unbekannten Menschen einen solchen Auftrag zu geben, ist geradezu unmöglich, und ich kenne niemand als Groß,[3]) mit dem es auch sein Bedenken hat.

Grüßen Sie Göthe herzlich, mein theurer Freund, und Meyer, auch Carolinen und wie sich von selbst versteht die gute Lolo.

Zeile 14 Die Li umarmt Sie; 15 „die Ihrigen" fehlt; 17 genommen; 20 Ihr H.

Brief vom 22. Oktober 1803. Seite 313: Zeile 26 in denen wir auch nach. Seite 314: Zeile 10 steht starr und; 25 Fieber und bei; gefährlich, wenn wirklich endemische; 28 überhaupt hier; 29 Gesundheit eben unsrer Kinder; 30 ist (ein kurzes gewöhnliches Wechselfieber bei Carolinen abgerechnet) und. Seite 315: Zeile 7 ahnden; 8 Arzt; 9 mich also immer; 14 erweckend; 18 von der stillen Größe dieser; 20 Auch die arme, gute Li; 29 Uebels fürchten; 30 „von Messina" fehlt. Seite 316: Zeile 2 kann niemand, welcher Ihre; 4 vergleicht, das verkennen; 9 Tragödie der Wirklichkeit, dem; 18 Chore; 20 schon vorher beim Chore; 26 mit einer künstlerischen; ergreifenden. Seite 317: Zeile 4 war; 10 deutlich sichtbar; 13 Zweck des Chors auf andre; 15 philosophischer (wie es das unphilosophische und unpoetische Publikum nennt) geworden; 18 weil ihnen; das sinn-

[1]) Vgl. Briefwechsel S. 307. 312.

[2]) Zacharias Becker in Gotha?

[3]) Der Jurist Karl Heinrich von Gros, Professor in Erlangen, Humboldt von Jena her bekannt: vgl. Briefwechsel S. 59. 194; an Jacobi S. 76.

liche Moyen fehlte; 19 Der Effort, den die; 20 ihre vereinzelte Individualität; 30 zu Rittern der; 31 sie jeder einem andern Herrn folgen; 34 in. Seite 318: Zeile 4 unsrer; 6 ohnmächtig; 11 das, was mich; Ihrigen anstößt, Grund; 12 an dieser; 23 immer nur; 24 Achivi; 27 der Illusion; 30 geltende zu; 31 unsre; 33 dienen wollen und. Seite 319: Zeile 2 Darstellung der Idee des Chors hebe; 5 Chors; 13 ihn mir; 17 andre; 18 Foderung; 19 mehr Strenge gemacht; 33 selbst dann nicht. Seite 320: Zeile 3 zurückversetze; 12 und er müßte; 16 Das Hohe, Künstlerische daran, die; 21 wenigstens muß; 22 Foderungen; 24 sich schwereren, schon; 26 nicht einen wie; 28 „Stücken" fehlt; 31 einer durch; 32 aber dennoch diesen. Seite 321: Zeile 1 es gilt hier; 2 in hohem; 5 welche der Alte in seinem heitern Sonnenlicht; 6 scheint, die er; gestanden, nicht kannte; 7 ist aber auch; 10 man vom Stoff; 16 eigends; 19 Beatricen; 21 Forderung; 25 Kunstsinn, welcher der; 27 beigemessen hat, als. Seite 322: Zeile 2 sogenannt; 5 Art, wie der; 9 den bizarren Ausdruck; 13 das Pragmatische, dessen; 20 Stück; 26 vor der; 28 und besitzt und bedarf. Seite 323: Zeile 1 Briefs; 3 schienen; 10 müßte; 13 einzelnen Angelegenheiten; 17 Zwang; 20 mir ein Paar Tage; 22 an den; 25 ich chiffriren, dechiffriren, Abschreiben, alles; besorgen muß, so; 32 Gemüth. Seite 324: Zeile 10 habe ich ehmals; 11 wie der, der; 14 nach „Meynung" folgt:

Es ist damit, wie mit der Erziehung. Man muß thun von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, was die Vernunft und der Verstand befehlen, mehr aber für sich, zu seiner und der Vernunft Beruhigung, als für die Sache. Wo man sich nicht entbrechen kann zu handeln, da giebt es nun einmal keinen andern Standpunkt und keinen andern Weg. So wie man sich aber auf den wahren Standpunkt der Betrachtung erhebt, so weiß man recht gut, daß in Erziehung und Regierung, aus der sorgfältigen wie aus der nachlässigen Behandlung, aus der zweckmäßigen wie aus der unsinnigen, aus dem Wohlstand wie aus dem Elend der Menschen, der Geist des Individuums, der Nationen und der Zeiten, wie eine Flamme herausschlägt, und daß nichts dabei zu thun ist, als zuzusehen, was sie ergreift.

Zeile 24 nur den aus, der im; 25 in einen wichtigeren einzuführen; 29 sonst; ungeachtet des absoluten Mangels an allem für Ideen und Empfindungen interessanten Umgang — denn darin sind die Li und ich nur auf einander reducirt — erhalte ich mich doch, und ohne Anstrengung, nur indem ich mich gehen lasse, lebendig in ihnen; noch also ist. 30 nach „ließe" folgt:

Ich habe mehr Muth und Selbstvertrauen, als sonst und besonders als in der Periode, die meinem Hergehn am nächsten vorherging. Denn ewig wird es mich schmerzen, daß zum letzten male Sie mich gerade in einem Augenblick sahen, wo ich deprimirter, als je, war. Es war der Moment des Ueberganges. Ich war unzufrieden (in Rücksicht auf mich selbst und meine Thätigkeit) mit meiner vorigen Existenz und ungewiß der folgenden. Sie würden jetzt zufriedener mit mir seyn.

Seite 325: Zeile 14 verräth; 16 um Jahre zu; 17 nach „gewiß" folgt:

Ich danke Ihnen herzlich für die Bemühungen wegen eines Hofmeisters. Allein da jetzt Theodor allein ist, da seine Krankheit macht, daß er, nach dem Urtheil des Arztes, noch schlechterdings in Monaten nicht angestrengt werden darf, so ist Zeit und viel Zeit. Ich abstrahire daher von dem Menschen, den Grießbach vorschlägt,[1]) und bitte Sie nur, wenn sich Ihnen gelegentlich etwas darbietet — das Gute in solchen Fällen giebt immer der Zufall — an uns zu denken und es mir

[1]) Molinar aus Krefeld: vgl. Briefwechsel S. 307.

anzuzeigen. Wir haben bis gegen den Herbst künftigen Jahres Zeit. Seyn Sie so gütig dies auch Fernow zu sagen.

Daß Göthe Riemer genommen hat,[1]) freut mich außerordentlich. Er ist ein sehr braver Mensch und zum Unterricht im Griechischen unübertreflich. Mit Rührung habe ich oft bemerkt, als er fort war, wie unglaublich gute Fortschritte Wilhelm bei ihm gemacht hatte, und wie richtig und zweckmäßig er ihn behandelt hatte, und ich kann mir darüber ein Urtheil anmaßen, weil ich gerade über Sprachunterricht jetzt sehr viel gedacht habe. Bei uns konnte der arme Mensch nicht gedeihen. Er mußte fort, so weh mir es that. Denn ich wußte recht gut, was ich verlor. Allein das war, wie Sie, glaube ich, wissen, bloß individuell.

Für Fernow und auch zur Beluſtigung Göthe's, Meyers und Ihrer sende ich Ihnen einen gar poſſirlichen Brief Reinharts.[2])

Ich höre ja es wird in Jena eine neue LitteraturZeitung erscheinen. Ich werde natürlich diese und nicht die ausgewanderte halten. Sagen Sie mir indeß doch, ob auch Hofnung ist, daß sie wirklich mit Neujahr anfängt, daß sie wenigstens einige Jahre dauert, und daß sie, wenigstens im Anzeigen der Schriften, einigermaßen allgemein sey. Jena's Verfall dauert mich sehr, allein in erster Instanz ist doch wohl der Herzog Schuld daran.[3])

Die Li umarmt Sie und Caroline und Lolo. Grüßen Sie von uns beiden herzlich Göthe und Meyer. Mit inniger Freundschaft von ganzer Seele

Ihr

H.

Noch muß ich einmal auf Theodor zurückkommen. Sie glauben nicht welche Lebendigkeit, welche innere Beweglichkeit und welche intellektuelle Kraft der kleine Junge zeigt. Sie wissen, wie zerstörend Nervenfieber auf den Geist, namentlich auf das Gedächtniß wirken. Er aber hat nicht ein Wort vergessen von dem, was er vorher wußte. Einige Griechische und Lateinische Verse, die ihm Riemer im Scherz beigebracht hatte, sagt er noch jetzt mit gleicher Fertigkeit. Selbst jedes kleinen Umstandes in der Krankheit erinnert er sich. Desto mehr aber, glaube ich, muß man eben diese Lebendigkeit schonen.

In der Radowitzschen Sammlung befindet sich ferner unter Nr. 7276 noch ein Gedicht Humboldts, von dem ich eine gleichlautende Abschrift in Brinckmanns Nachlaß in Trolle-Ljungby fand:

---

[1]) Riemers Hauslehrerstellung im Humboldtschen Hause, zu der er durch Wolf empfohlen war, hatte nicht lange gedauert; im Juli 1803 war er mit Fernow aus Rom nach Deutschland zurückgegangen, im September nahm ihn Goethe als Lehrer seines August ins Haus.

[2]) Es ist dies der im Literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen ([2] 2, 475) gedruckte Brief des Malers Reinhart, den Schiller von Dresden und Leipzig her kannte und mit dem Humboldts in Rom gut befreundet waren. Hases Vermutungen (S. 471 Anmerkung) gehen vollständig in der Irre. Ariccia war auf Reinharts Empfehlung (vgl. Charlotte von Schiller 2, 192) auch Humboldts Villeggiatur im Sommer 1803 gewesen: von dort ist der Brief nach Rom an Humboldt geschrieben. Der S. 477 erwähnte Prinz ist der Prinz von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, der damals in Rom war: vgl. Gabriele von Bülow S. 41; Charlotte von Schiller 2, 193.

[3]) Ueber die ganze Angelegenheit orientiert eingehend der 16. Band von Goethes Briefen.

Canzone.

An Schiller.

Wenn einst an des Lebens schmalem Rande
Wir in zweifelhafte Zukunft blicken,
Wenn der Tod die blasse Lipp' umschwebt,
Und in diesen letzten Augenblicken
Nur ein dunkles Ahnden noch zum Unterpfande
Dessen, was das Schicksal fürder webt
In dem sorgenvollen Geiste lebt;
O! dann mögen alle lieblichen Gestalten
Längst verschwundener Vergangenheit
Mit der Gegenwart lebendger Innigkeit
Sanft zurück den Scheidenden noch halten!
Holder Kindheit liebliche Gefühle,
Du der Auserwählten Erstlingskuß,
Schnell verflogner Jugend Schwärmereien,
Schwebt herbei die Seele gaukelnd zu erfreuen,
Daß noch einmal dann des Lebens Vollgenuß
In der schönsten Bilder reizendem Gewühle
Um die sanfterhellten Sinne spiele.
Denn allein des vollen Lebens rege Kraft
Ists, die wieder aus sich neues Leben schaft.

Schweb', o Lied, zu Schillers RichterOhren,
Sag ihm, daß Petrarcas Liederbau
Besser doch mit Worten, als mit leeren
Todten Zeichen inhaltlos ihm zu erklären,
Du, so wie du bist, gedankenarm und rauh,
Weder für den Almanach, noch für die Horen,
Gestern seyst in Fieberfrost geboren.
Mit dem Tode meyne man's so ernstlich nicht;
Sinn und Inhalt sey nicht mehr, als — ein Gedicht.

Der Inhalt der Verse ist für Humboldt höchst charakteristisch, besonders für seine eigenartige Auffassung der Unsterblichkeit (vgl. auch Sonnette S. 5. 53. 168). Wann Schiller sich mit Petrarca und dessen Versmaßen beschäftigt hat, kann ich nicht angeben. Ziemlich sicher kann man aber wohl trotzdem annehmen, daß die Verse in die Zeit des ersten Zusammenlebens der Freunde in Jena, also in den Winter 1794/95 gehören und von Haus zu Haus gesandt wurden.

Nicolaus Lenaus „Savonarola".

Von Eduard Castle in Wien

I. Entstehungsgeschichte.[1])

Ein Jahr nach dem Abschlusse des „Faust" (1836) erschien der „Savonarola", Lenaus Freunde nicht minder verblüffend als jener. Die unerwartetste und doch nicht ganz unvorbereitete Wendung im Gemüte des Dichters hatte sich vollzogen. Vor kurzem noch in den Banden des Spinozismus und Pantheismus, als wilder Zweifler an den Ketten menschlicher Beschränktheit rüttelnd, hatte sich Lenau jetzt

[1]) Literatur: Nach Maßgabe der erschienenen Quellenpublicationen über Lenau finden sich entstehungsgeschichtliche Untersuchungen, zumeist mit ästhetischen Würdigungen des „Savonarola" verbunden in den Einleitungen zu den Ausgaben. Aus dieser ziemlich weitschichtigen Literatur sind zwei Arbeiten hervorzuheben, zu denen wir in unseren Ausführungen Stellung nehmen müssen: die Einleitung von G. Emil Barthel zur Ausgabe des Savonarola in der Universal-Bibliothek Nr. 1580 und die von Max Koch in Kürschners Deutscher Nationalliteratur, Band 110 und 111. — Auf Kochs Annahmen fußt eine Abhandlung von F. Prosch, „Der religiös-philosophische Standpunkt und die Entstehungsgeschichte von Lenaus Savonarola" Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 93 (1892, 577—592. 673—706. 865—880), in ihrem ersten Teile nicht allzu durchsichtig angeordnet, im ganzen nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen. — Bei der Unzulänglichkeit aller dieser Arbeiten empfiehlt es sich auf die Quellenschriften selbst zurückzugehen. Als solche wäre wohl schon die Einleitung, welche Anastasius Grün der Originalausgabe der Werke Lenaus vorausgeschickt hat, zu betrachten; Grün stand jedoch vom April bis in den Dezember 1836 außer Verkehr mit Lenau und kann daher über die Entstehungsgeschichte des Savonarola fast gar keine Aufklärungen geben. So sind wir denn auf das nicht gerade reichlich vorhandene Briefmateriale angewiesen, wie es bei Schurz (Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bände. Stuttgart und Augsburg 1855) und Mayer (Nicolaus Lenaus Briefe an einen Freund. 2. Auflage Stuttgart 1853) zusammengetragen ist. Von größter Bedeutung sind die Veröffentlichung des Tagebuches und der Briefe des Dichters durch L. A. Frankl (Lenau und Sophi Löwenthal. Stuttgart 1891) sowie die Lebenserinnerungen des dänischen Bischofs Hans Lassen Martensen (Aus meinem Leben. Deutsch von A. Michelsen. 2 Bände. Heidelberg 1883). Verstreute Publikationen, die noch sonst in Betracht kommen, werden im Texte nachgewiesen. — Mannigfache Anregungen, reiches Materiale und fortlaufende Unterstützung verdanke ich bei dieser Arbeit meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Minor in Wien.

dem gläubigen Christentum zugewandt; wie er damals ein Bild eigener Zerrissenheit im „Faust" wiederspiegeln ließ, so hielt er den gegenwärtigen beglückenderen Augenblick im Savonarola fest; und merkwürdig: wie die pantheistische Weltanschauung sich in den letzten Bildern des „Faust" bedeutend erschüttert zeigte, so befriedigte den Ruhelosen auch die milde, versöhnende Stetigkeit des Christentums, während er an den letzten Gesängen des Savonarola arbeitete, nicht mehr; „Die Albigenser" sind schon wieder von dem auf und nieder wogenden, niemals zu einer Versöhnung kommenden Widerstreite einander bekämpfender Philosopheme erfüllt.

Aber wenn auch dieser Uebergang kein unvorbereiteter war, so konnte doch nur ein großes erschütterndes Ereignis ihn bewirkt haben. Der Dichter, dessen kindliche Seele bereits durch Zweifel vergiftet worden, war viel zu viel in Anschauungen befangen, die der positiven Religion fremd gegenüberstanden, als daß ohne ein solches eine so tief einschneidende Wandlung hätte vor sich gehen sollen; es zeigte sich ja auch nur zu bald, daß er zu jenen Anschauungen wieder hingezogen ward, sobald die Wirkung verraucht, die Erschütterung überwunden war.

Nach diesem Ereignisse suchen wir in Lenaus Lebensgeschichte nicht vergebens. Als er Anfang Februar 1836 zu dem Geburtstage seiner Schwester aus Schwaben nach Wien geeilt war, „traf ihn eine erschütternde Nachricht: sein Jugendfreund Fritz Kleyle war unvermutet gestorben" (Schurz 1, 320). „Das war", schrieb Emilie Reinbeck unter dem 11. Februar (ebenda), „die Unruhe, welche Sie diesmal sobald aus unserer Mitte trieb, und was mich so namenlos ängstigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und Kummer, der Sie erwartete!" Elf Tage später antwortet Lenau (ebenda): „Meine Gesundheit ist gut, und die Erschütterungen meiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das mir jetzt besonders von statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen."

Aus diesen abgerissenen Briefstellen und Schurz' Zeugnis geht mindestens Eines unbestreitbar hervor: Lenau war in ahnungsvoller Unruhe nach Wien geeilt und wurde hier durch die inzwischen eingetroffene Trauerkunde aufs tiefste erschüttert, begreiflicherweise: denn der Tod hatte ihm den vertrautesten Jugendfreund entrissen, den Mitwisser jungen Glückes und früher Enttäuschung, der sich erst vor kurzem vermählt hatte, den Vetter seiner Sophie und ihm darum doppelt teuer und wert. Alles das war nur zu geeignet, Lenau in die ernstesten Betrachtungen zu versetzen, die immer tief gestimmten Saiten seines Gemütes als ein schriller Mißklang zu durchfahren, die trübsten Stimmungen in ihm zu erwecken und ihm alle philosophische Heiterkeit, mit der er vor nicht langer Zeit

Sophiens Trübsinn verscheucht hatte,[1]) zu benehmen. Wie damals er, so richtete jetzt sie an ihn eine Trostschrift (in poetischer Form), in welcher sie „tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach" (Frankl S. 264, 28), wie bei Sophiens gläubigem Sinne zu vermuten, durch den Hinweis auf den Trost, welchen die Religion ihm gewähren könnte. „Meine Schuld an Dich," schrieb er ihr später (Frankl S. 4) mit deutlichem Bezug auf dieses Ereignis, „ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorne, die Du meinem Herzen wiedergeschenkt," und bei anderer Gelegenheit sagt er geradezu: „Diesem Liede verdanke ich meinen Savonarola" (Frankl S. 28).

Aber noch fehlte das würdige Gefäß, die so angeregten Gedanken zu erfassen und ihnen Form zu verleihen; daß es ein kirchengeschichtlicher Stoff sein müsse, scheint damals bereits Lenau klar geworden zu sein. Die Beschäftigung mit dem Faust dürfte ihn auf die Geschichte Hußens und Huttens gebracht haben; wenigstens schreibt er am 14. März 1836 Emilien (Schurz 1, 322): „Ich habe zwei größere epische Gedichte in der Arbeit: ‚Huß und Hutten'. Bis zum Herbste müssen sie fertig sein, wenn meine Gesundheit ausreicht." Und Schurz meldet unter dem 27. d. M. den schwäbischen Freunden über Lenau (Mayer S. 156 f.): „Er liest jetzt Ulrich Hutten und Hieronymus Huß (sic); vielleicht, daß einst epische Gebilde daraus erwachsen." Diese Vorstudien wurden jedoch unterbrochen, und es ward ihnen eine neue Richtung gegeben, als etwa Ende März Lenau eine wertvolle Bekanntschaft machte. In Neuners „silbernem Kaffeehaus" traf er mit einem Dänen, Hans Lassen Martensen, zusammen, und dies ist der zweite Name, an den sich die Entstehung des „Savonarola" knüpft.

Martensen war Theologe, damals auf einer Studienreise, die ihn über Berlin, Heidelberg und München nach Wien führte, von wo er nach Italien gehen wollte. Er hatte sich in Heidelberg in das Studium der Mystiker vertieft, und das Erste, was er nach seiner Ankunft in Wien gethan, war, sich Zugang in die Hofbibliothek zu verschaffen, um diese Arbeit fortsetzen zu können. Für Lenau ward jedoch dieser Mann durch seinen Entwicklungsgang wichtig: mit den Größen aller zur Zeit blühenden philosophischen Schulen war er in Verbindung getreten; Schleiermacher hatte er in Kopenhagen gesprochen; Marheineke, nach Hegels Tod das Oberhaupt von dessen Schule, in Berlin gehört; das Hegelsche System nahm ihn immermehr gefangen, und er wurde von ihm wie in ein magisches Netz eingesponnen; Daub in Heidelberg, wiewohl auch Hegelianer, schien ihm doch in seinem Denken nicht über

[1]) Schurz 1, 317 (9. Dezember 1835).

den Pantheismus hinausgekommen zu sein; in Tübingen trat er mit D. F. Strauß und Fr. Baur in Berührung; aber den bedeutendsten Einfluß übte der Münchener Theosoph Baader auf ihn aus, mit dem er später auch Lenau bekannt machte, während Schellings Religionsphilosophie nicht seinen vollen Beifall fand. Martensen entwickelte sich aus all dem Gehörten und Gelernten, einen eigenen Standpunkt heraus, den er selbst mit den anselmischen Worten »credo, ut intellegam« wiedergibt; der positive Glaube war ihm das Erste geworden, die Erkenntnis das Nachfolgende; im Glauben sah er alle Schätze der Erkenntnis verborgen liegen, und aus dem Glauben die Erkenntnis allmählich sich entfalten. Der Inhalt des Glaubens erschien ihm als objektive Wahrheit, als Gottes Offenbarung, und Gott selbst als das Princip der Erkenntnis. Daß die Erkenntnis, nach welcher gestrebt wird, eine spekulative sein müsse und solle, eine Erkenntnis der Wahrheit als Wahrheit, in der Giltigkeit, welche sie in sich selbst hat, das galt ihm als eine unbedingte Forderung, nach dem Vorbilde der größten Kirchenlehrer, besonders des Thomas von Aquino.

So in sich selbst abgeschlossen, mit einer festen philosophischen Grundlage kam er nach Wien; und gerade dieses dürfte dem fort und fort schwankenden, unstet tastenden, bald da, bald dort Halt suchenden Lenau imponiert und ihn angezogen haben. Ungeachtet aller Unterschiede der Charaktere und natürlichen Anlagen zeigte sich bei der gegenseitigen Aussprache ihrer Gedanken immer deutlicher, wie innig sie in dem, was ihnen das Höchste war, sympathisierten. Aus der Bekanntschaft entwickelte sich eine innige Freundschaft, so daß sie täglich mit einander zu Mittag zusammentrafen, unaufhörlich sich in gegenseitigem Geben und Empfangen befanden. Ihre Gespräche bewegten sich mehr in religionsphilosophischer Richtung als in politischer. Sie redeten mit einander über den Pantheismus; über die Persönlichkeit Gottes und des Menschen; über Spinoza, Goethe, Hegel, Baader; über Mystik, Mittelalter und Reformation; über die Desorganisation des gegenwärtigen Zeitalters und die Notwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt durch das Christentum. Sophiens und Martensens Einfluß brachte Lenau in jener Zeit zu der Anschauung, daß nicht allein die Wissenschaft, sondern auch die Kunst darauf hinarbeiten müßten, das religiös-sittliche Bewußtsein der Zeit von Grund aus zu ändern. „Deßwegen opponirte er sehr bestimmt gegen (sic) den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogenannte schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtseyn der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtseyn entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse

richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit."[1]) Diese Anschauungen dürfen jedoch nicht ohne weiteres als Lenaus geistiges Eigentum anerkannt und hingenommen werden. Sein ganzes Fühlen und Denken befand sich damals in einem Gährungsprozesse: die alte religionsfeindliche Philosophie war durch äußere Ereignisse, eigene Stimmungen und fremde Einflüsse erschüttert, alles arbeitete an und in dem Dichter und drängte ihn in eine für seine Individualität unnatürliche, daher ungesunde Richtung, die von manchen, vielleicht vielen Freunden freudig begrüßt wurde, ihnen aber nur Enttäuschungen bringen konnte, sobald Lenaus alte Grüblernatur wieder hervorbrach; und diese hat er nie ganz überwinden können. Die ganze Gläubigkeitsepoche Lenaus ist nichts anderes als ein krampfhafter Versuch, vielleicht auf diesem Wege Erdenglück und Seelenfrieden zu finden. Zeugnis hievon gibt ein Brief an Sophie aus dieser Zeit, in dem es heißt (Frankl, S. 265): „Der Zauber, das Schöne, Unvergeßliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demütige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion. Die manchmal noch erwachende, zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse, alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott. Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll." Das sind Töne nicht aus einem freudigen, gotttrunkenen Herzen, sondern aus einer gepreßten, qualvoll zusammengeschnürten Kehle. —

Martensen war mit Lenau bekannt geworden, ehe er ihn gesehen. In Melk hatte man ihm in sein Zimmer unter einigen neueren Büchern auch den vor kurzem erschienenen Lenauschen „Faust" hingelegt, er las ihn, und das Gedicht machte auf ihn einen sehr günstigen Eindruck (Martensen 1, 189). In ihren Gesprächen kamen sie dann öfter auf den „Faust" zurück. Martensen teilte Lenau eine Abhandlung über das Gedicht stückweise, wie er sie niederschrieb, mit und erwarb damit vollen, ungeteilten Beifall (Martensen 1, 211). Die Auffassung des Faustproblems bei Lenau ist eine vorwiegend protestantische; nicht nur

[1]) Schurz 1, 360 = Martensen 1, 198. 199. Die Darstellung von Martensens Philosophie nach seiner Selbstbiographie 1, 120. 166 ff.

seine feste Ueberzeugung von Fausts Verdammung, seine Charakteristik des Teufels als einer Kreatur, die, Gottes und der Menschen Feind, in hochmütigem Trotze sich gegen ihren Schöpfer empört, sondern vielmehr das bewußte Hervorheben der Endlichkeit des Menschengeistes, der „Creaturlichkeit" Fausts (Martensen 1, 189—192), sind hiefür ausschlaggebende Kriterien, die Martensen mit seinem philosophisch geschulten Blick sofort erkannt hatte. So mußte das Gespräch vom „Faust" auf den Protestantismus und die Reformation führen. Lenau hatte über sie eine freiere, mehr anerkennende Auffassung; in Luthers Persönlichkeit und Wirken fand er allerdings etwas Plumpes und Plebejisches, ans Pöbelhafte Grenzendes, was ihn in seinen Augen zu einem apostolischen Charakter ungeschickt machte (Martensen 1, 199 f.). Es läßt sich nicht beweisen, aber es liegt die Annahme nahe, Martensen habe gewissermaßen als Seitenstück zu Luther auf Savonarola hingewiesen, der damals in protestantischen Kreisen als Vorläufer des deutschen Reformators aufgefaßt wurde, wie dies zumeist auch jetzt noch geschieht; Savonarolas apostolischen Charakter hatte erst vor kurzem Rudelbach geltend gemacht, ein protestantischer Theologe, mit dem sich Martensen noch in der Heimat bekannt gemacht hatte, den er auch als Lehrer in denkbar bester Erinnerung behielt (Martensen 1, 32). Diesen Stoff, wie kein anderer geeignet, ein glaubensfreudiges christliches Bekenntnis abzulegen, griff nun Lenau, der schon längst nach einem solchen Gegenstande fahndete, begierig auf. Martensens Bericht läßt die Vermutung nicht nur zu, sondern begünstigt sie noch, indem er ausdrücklich versichert, der Savonarola sei *während* seines Wiener Aufenthaltes begonnen worden (Martensen 1, 216); daß die näheren Umstände, die Bindeglieder in Vergessenheit geraten sind, ist erklärlich, da er selbst schreibt (Martensen, Band 1, Vorwort S. VI): „Da ich nicht im Besitze schriftlicher Aufzeichnungen, Tagebücher u. dgl. bin, sondern alles aus der Erinnerung schreiben muß, so ist es immerhin möglich, daß diese im Detail mir einmal untreu geworden ist." Thatsächlich findet sich auch die Idee einer poetischen Behandlung der Geschichte des Florentiner Reformators von Lenau selbst zum erstenmale in einem Briefe an Emilie vom 29. April (Schurz 1, 324) erwähnt: „Endlich ein Brief! — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibelust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum haben sich denn auch die Hemmnisse meiner letzten Zeit auf diese Partie geschlagen. Diese schädliche Potenz, dieser Hemmschuh, heißt Martensen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken gestohlen hat. Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menschen, dessen ganzes Leben, so unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der

kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Gespräch mit ihm ist ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich seit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in diesem Bade gesessen. Zu lesen hab' ich auch einen Wust historischer Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetische Aufgabe ist eine große epische Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten". Ich mache den Anfang mit dem zweiten . . . ." Dieses erste Zeugnis Lenaus von seiner Savonarola-Dichtung giebt deutlich zu erkennen, daß auch nicht ein Vers noch daran geschrieben sei; Aufgabe, Vorwerke, Anfang sind die bezeichnenden Worte, und alles das atmet frischeste, unmittelbare Freude über einen soeben aufgefundenen Stoff. Die Conception des Savonarola ist also nicht vor Ende April 1836 anzusetzen. Die Vereinigung dieses Planes mit den schon früher ins Auge gefaßten Stoffen lag nahe und kann uns nicht Wunder nehmen.

Martensen verließ wahrscheinlich im Mai Wien; während seines Aufenthaltes unterredete sich Lenau oft mit ihm über das Gedicht in poetischer und kirchengeschichtlicher Hinsicht; Lenau soll ihm auch „mehrere der ersten Gesänge" vorgelesen haben (Martensen 1, 216); nun nach der Abreise seines Freundes ging er zu seiner Schwester Therese in die Sommerfrische nach Kierling. Von dem Savonarola hören wir erst wieder im Juni, als er bei Sophiens Vater in Penzing wohnte: unter dem 14. d. M. schreibt er von hier an Martensen nach Paris (Schurz 1, 325 ff.): „. . . Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen sind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, so hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth seyn dürfte. Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich frage: ‚Wird das Martensen approbiren?' Jener setzt freilich einen religiös organisirten Geruch voraus, und der Leser wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht schwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich sehr brauchbarer Zug — und doch blühten Rosen in seinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von seinen Sünden absolviren soll, hält ihm dieser eine Rose und das Evangelium vor's Gesicht und spricht: ‚Wie der Duft dieser Blume ungespürt in Deiner Brust ein- und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Blätter'. — Lorenzos Apologet, der armselige Roscoe, hat mir mit seiner Notiz von der Geruchlosigkeit seines Helden einen guten Dienst gethan. — Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das

Leben der römischen und das der evangelischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen, und dabei überall poetisch zu bleiben. Die Nothwendigkeit ist hier so groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß sich darüber aussprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ader gestoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epischen Ausfluß schaffen werde ...."

In den $1^1/_2$ Monaten seit der Inangriffnahme des Savonarola waren also sechs Romanzen abgefaßt worden. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß der Savonarola wie der „Faust" fragmentarisch entstanden ist; die einzelnen Stimmungsbilder wurden in einem späteren Zeitpunkte zusammengestellt und wiederholt überarbeitet; was zum Grundstock des Gedichtes gehört, läßt sich daher in Ermanglung genauerer Angaben des Dichters nicht mehr feststellen.[1]) Unbedingt noch nicht abgefaßt waren die 8. und 9. Romanze (Weihnacht, Mariano); auf die Aeußerung über Roscoe werden wir später zurückkommen.

Lenau wollte den Sommer dieses Jahres in oder um Wien verbleiben, wie Schurz (1, 333) erzählt, um die begonnene Arbeit rascher zu fördern; von größerer Wahrscheinlichkeit ist jedoch, daß ihn die Liebe zu Sophie in dem von der Cholera heimgesuchten Wien zurückhielt;[2]) wenigstens scheint er sich während des Juni und der ersten Hälfte Juli in Penzing aufgehalten zu haben. Ende Juli machte er einen Ausflug nach Reichenau, den Schurz (1, 333) vom 23. bis 28. Juli ansetzt; in einem vom 28. datierten Blättchen bei Frankl (S. 6) heißt es jedoch: „Ich werde es hier nicht mehr lange aushalten," nachdem er

[1]) Proschs darauf näher eingehende Versuche müssen als vergeblich bezeichnet werden. Nicht einmal die Rosenscene (X 1537—1572) dürfte damals bereits gedichtet gewesen sein; wenigstens läßt sich nicht einsehen, warum Lenau jene Strophen Martensen in ihrem Wortlaute vorenthalten haben sollte. Was XVII (Die Pest) betrifft, so schreibt Lenau unter dem 11. Juli (Mayer S. 154) über die damals in Wien wütende Cholera-Epidemie an Emilie, ohne über den Fortgang der Arbeit am Savonarola etwas zu bemerken; gibt schon dies zu Bedenken Anlaß, so muß noch mehr auffallen, daß sich Lenaus Erinnerung an die Cholera noch zwei Jahre später in dem zweiten Stücke „Auf meinen ausgebälgten Geier" unverblaßt zeigt; es kann daher nach meiner Meinung auch über die Entstehungszeit dieser Romanze nichts mit Sicherheit gesagt werden.

[2]) Wenn Prosch daraus Schlüsse auf den Wärmegrad des Verhältnisses ziehen will, daß die Tagebuchblätter bei Frankl als erste sichere Datierung den April 1836 aufweisen (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 93, 694), so kann ich mich dem nicht anschließen: dieselbe Intimität zeigen bei Schurz mitgeteilte Briefe aus den vorhergehenden Jahren. Wir haben auch keine Gewähr dafür, daß jedes Blättchen von Lenaus Hand auf uns gekommen ist, sondern können mit größerer Wahrscheinlichkeit gerade das Gegenteil als richtig annehmen.

den Tag zuvor die Zeit seines „Exils" auf drei Wochen festgesetzt hatte (Frankl S. 5). Im Fremdenbuche des Thalhofes in Reichenau finden sich dann folgende Zeilen:

30. Juli[1]) 1836
während eines Gewitterregens.

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch. Lenau.

Der Aufenthalt scheint sich also doch noch einige Tage ausgedehnt zu haben; zugleich bieten uns diese Verse einen Schlüssel für die Entstehung der ersten Romanze, deren vierte Strophe sie sind. Lenau scheint in diesen Tagen viel gearbeitet zu haben, immer mit dem Gedanken an Sophie, die er schmerzlichst vermißte und sehnlichst herbeiwünschte. Sonntag den 24. schreibt er ihr (Frankl S. 5): „Nur mit der äußersten Selbstüberwindung kann ich arbeiten. Mein Savonarola wird unter tausend Schmerzen entstanden sein, wenn er je fertig wird." Abends dichtete er dann einige Strophen und machte einen Spaziergang. Am 25. abends heißt es (Frankl S. 4): „Ich habe heute viel gearbeitet, aus mir heraus und in mich hinein . . . . . Ich vermisse in meiner Einsamkeit nur Dich. Nur Du bist mir unersetzlich durch die schöne Natur, durch den Verkehr mit großen Geistern wie Platon, den ich fleißig lese, ja selbst durch die beglücktesten Stunden meines Kunstlebens . . ." Am nächsten Tage berichtet er (Frankl S. 5), das Arbeiten gehe gut. „Ja, liebe Sophie," meint er am 27. (Frankl S. 5), „mit dem Arbeiten ginge es hier freilich, aber es ist mir doch jeder Tag aus dem Leben gestohlen, den ich ohne Dich verlebe, und so schön hat noch kein Sterblicher Verse gemacht, daß sie einen Blick von Dir ersetzen könnten. Ich will nur sehen, ob Du nicht, wenn wir wieder beisammen sind, über meine Gebirgsverse sagen wirst: Das ist alles nur Zufluchtspoesie, so in der Noth gemacht, weil ich Dir fehlte. Ich mache jetzt fort aus Vorsatz. Ich habe mir fest vorgenommen, in den drei Wochen meines Exils ein gewisses Stück wegzufertigen, und jetzt treib' ich's Rößlein fort durch dick und dünn. Vielleicht kriegen die Recensenten hellere Augen, wenn ihnen mein Rößlein etwas Koth hineinspritzt. Man kann nicht wissen, wovon so ein Recensent gescheit wird." Der letzte erhaltene Zettel vom 28. bringt nur erneute Klagen (Frankl S. 6).

Fragen wir nun, welche Romanzen in dieser Zeit entstanden sein können, so kommen hier zunächst die ersten zwei in Betracht. Sie enthalten zwei prächtige Naturscenen: das Gewitter und den Morgen

[1]) Prosch (S. 645) meint auf Grund der vorhergehenden und nachfolgenden Eintragungen, es habe richtig „31." zu lauten (??).

nach demselben, die mit jenem im Fremdenbuch erwähnten Gewitter in Beziehung zu bringen sein dürften.[1]) Der entstehungsgeschichtliche Zusammenhang dieser Romanzen mit der dritten ist wahrscheinlich.[2]) Die Lektüre Platos, auf den er wohl durch seine Quellen aufmerksam geworden, kam der 10. Romanze zugute: die Vision Lorenzos, die ja größtenteils auf platonische Vorstellungen zurückgeht, war also noch nicht abgefaßt, sie wurde jetzt erst vorbereitet. — So reich der Ertrag der Reichenauer Tage gewesen sein mag, wir können ihn doch nicht mehr mit Sicherheit ermitteln.

Mag Lenau Ende Juli oder Anfang August wieder nach Wien zurückgekehrt sein, gewiß hat ihn Martensens Antwort (Paris, 24. Juli) auf sein Schreiben vom 14. Juni nicht mehr in Reichenau erreicht. Martensen schreibt (Schurz 1, 330): „Wie lieb ist mir nicht gewesen, wieder etwas von Ihrem geistigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgerückt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen: wie, wo, gegen wen soll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation aussprechen? Sie suchen hiefür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt (sic), vielleicht wohl gar davon (sic) gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dieß nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte. — Hieraus folgt aber

[1]) Daß Lenau bei der Schilderung jener Grotte, deren Felsenspalten Helena durchsucht (II 73—76), die hinter dem Thalhof gelegene Kammerwandgrotte vorgeschwebt habe (vgl. Frankl S. 2, Sonntag abends), ist eine ansprechende Vermutung Proschs (S. 699 ff.).

[2]) Aber nicht so gewiß, als es Prosch hinstellt (S. 700). Die anschauliche Schilderung von dem Zuge der Landleute zu Savonarolas Predigten (VI 365—436) fand Lenau in seiner Quelle, sie braucht gar nicht auf den Reichenauer Aufenthalt zurückgehen (Prosch, ebenda).

für das Wie, daß die Form weder dramatisch noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subjects, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hiedurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischem Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und Unschuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geistige Maria auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatze gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu ergeben. — Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob Sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Rosenduft der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. . . (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köstlich ist und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)"

Lenau hat diese Ratschläge nicht vollends benutzt. Er zog der Contemplation, gewissermaßen der Werkstätte der Gedanken, das fertige Product der Predigt vor; auch seine früheren Bedenken, hier auf eine

dramatische Ader des Stoffes gestoßen zu sein, scheinen der richtigeren Ansicht, daß das Epos der directen Rede keineswegs entbehren könne, daß Rede und Gegenrede seinem Gedichte keinen dramatischen Anstrich, höchstens einen lebendigeren Zug verleihen werden, Platz gemacht zu haben; aber die stilistischen Bemerkungen Martensens bezüglich der Art des Romanen zu denken und zu sprechen machte er sich wohl zunutze; besonders scheint ihm die Idee, die ursprüngliche Kirche als reine, geistige Maria darzustellen, gefallen zu haben; er hat beinahe nur die betreffenden Worte Martensens versificiert. Die 7. Romanze (Weihnacht) kann daher erst nach Empfang dieses Briefes entstanden sein, während wir annehmen müssen, daß die zehnte noch immer nicht abgefaßt war; erst durch Martensen ward Lenau auf die Apokalypse aufmerksam, und ihr entnahm er ein weiteres Moment für die großartige Vision Lorenzos. Als Frucht dieser neuen Anregungen Martensens dürfen wir darum wohl den Romanzencomplex 7—10 bezeichnen.

Die nächste Nachricht haben wir von Lenau selbst. Am 11. August 1836 schreibt er an Max von Löwenthal[1]): „In Reichenau war ich . . . sehr productiv, und da Du so freundlich warst, Dich nach dem Fortgang meines Gedichts zu erkundigen, so wisse, daß ich zwar jenen Hauptschlag der verweigerten Absolution noch nicht gemacht habe, wohl aber zwei andere neue Romanzen, die für das Ganze sehr wichtig sind und, wie ich glaube, nicht übel gelungen: die eine davon erzählt die Katastrophe des blutschänderischen Liebeshandels der Gebrüder Borgia, die andere ein Zwiegespräch zwischen Papst Alexander und seinem Vertrauten, dem Augustiner Mariano. Das Gedicht spinnt sich unter der Hand mehr ins Weite, als ich früher gedacht habe . . . ."

Mit dem „Hauptschlag der verweigerten Absolution" kann nur die zehnte Romanze gemeint sein, die dem Dichter besondere Schwierigkeiten geboten haben muß; unter der „Katastrophe des Liebeshandels der Gebrüder Borgia" verstehe ich die 15. Romanze (Die Bestattung), aber auch die 14. (Das Gelage) könnte noch einzubeziehen sein. Das „Zwiegespräch" ist offenbar die 19. Romanze (Der Papst und Mariano). Dieses Ergebnis zeigt recht deutlich die sprunghafte Arbeitsweise Lenaus. Die Billets an Sophie (Frankl S. 6 ff.) verraten uns, in welch wechselnder Stimmung er sich damals befand.

Eine Reise nach Schwaben (Schurz 1, 334), die er Mitte September antrat, unternahm er, um den Grafen Alexander von Württemberg dahin zu begleiten. Alexander veranlaßte ihn dann, seine Schwester in Stuttgart zu besuchen. Gearbeitet hat er auf dieser Reise kaum etwas; die Sehnsucht nach Sophien trieb ihn zur Rückkehr. Schurz

[1]) Neue freie Presse 1893, Nr. 10274.

berichtet[1]), Ende September sei er schon wieder in Wien eingetroffen; aus dem Oktober hat Frankl (S. 8 ff.) bereits wieder Briefe an Sophie aufzuweisen.

Am 4. Dezember schreibt Schurz an Mayer (S. 156): „Niembsch ist gegenwärtig höchst wacker und springt von einer Savonarola'schen Romanze auf die andere." Dasselbe bestätigt am nächsten Tage Lenau selbst in seinem Schreiben an den Grafen Auersperg (Schurz 1, 336): „Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling ist er fertig. Das unvermeidliche Dogmatisieren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben ist eine schwere Arbeit. Doch geht es ordentlich." Lenau scheint sich also endlich an die Ausarbeitung der Predigten (Romanze 7—9) gewagt zu haben, mit deren Idee er sich seit Ende Juli trug. Jetzt war aber erst die günstige Stimmung über ihn gekommen, die echte und rechte Weihnachtsstimmung. Die Beziehung zu Sophie verlor allmählich ihren stürmischen Charakter, ein mehr platonisches Verhältnis schien sich anspinnen zu wollen (Frankl S. 14, 16). Kurz vor Weihnachten schreibt er ihr (Frankl S. 19): „Hat unsere Liebe nicht . . etwas Rührendes und Schönes? War nicht die höchste Liebe, das göttliche Kind, auch auf der Flucht? Unser Pharao, die Welt, wird uns aber wohl immer im Rücken sein, bis wir dahin kommen, wo nur die Liebe etwas gilt und zu sagen hat." In dieser Gemütslage schrieb er am 23. Januar 1837[2]) an Justinus Kerner: „Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische . . . . habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fenster-

[1]) Schurz 1, 338. Auf der Hinreise glaubte Lenau schon den Savonarola, dessen Manuskript er mitgenommen hatte, verloren zu haben. Er schreibt darüber an Sophie (Schurz 1, 334): „In der Nähe von Purkersdorf vermißte ich meinen Nachtsack. Das war der erste Anstoß. Wir schickten einen Expreßboten zurück, der das Vergessene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack mit dem Savonarola vergessen oder gar verloren sei. Im letzteren Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren gewesen. Aus dem Gedächtnis hätte ich es nicht wieder herstellen können . . ." Wie viel bereits ausgearbeitet vorlag, läßt sich nicht erkennen; es muß ziemlich viel gewesen sein, vielleicht fast vollendet, da er von dem „ganzen Gedicht" spricht.

[2]) Schurz 1, 339 = Mayer S. 157 = Niendorf, Lenau in Schwaben, S. 101.

schreiben dies Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dies nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? . . . .“

Und nun verstummen auf Monate die Berichte über den Fortgang der Arbeit. Im Februar kam ein Brief von Martensen (Frankl S. 29), der uns verloren gegangen ist. Vielleicht, daß damals als Antwort jene sechs Strophen entstanden, die jetzt an der Spitze der 5. Romanze stehen und als eigenes Gedicht mit der Ueberschrift „Freundschaft“ (Wien, 24. März 1837) in die „Lyrische Nachlese“ (1851) aufgenommen wurden. Die ewige Unruhe, welche das Verhältnis zu Sophie mit sich brachte, machte sich wieder geltend. Im Mai starb Schurz' Tochter Kathi, an deren Krankenlager Lenau viele Stunden zugebracht hatte (Schurz 1, 344). In diesen qualvollen Tagen erfuhr sogar die Korrespondenz mit Sophie eine Unterbrechung, nach welcher Lenau über „den plötzlichen Wechsel seiner Stimmungen, von der höchsten Freude zur tiefsten Düsterkeit, über eine krankhafte Spannung seiner Seele“ klagt (Frankl S. 35).

Ende dieses Monats wurde der Savonarola vollendet, ohne daß wir Einzelheiten darüber wüßten. Am 8. Juni meldet Schurz den schwäbischen Freunden, den Savonarola werde ihnen Niembsch für alle Ewigkeit fertig in der Tasche mitbringen (Mayer S. 157), und unter dem 11. verzeichnet Lenau (Frankl S. 38, 39) den Besuch Kaltenbäcks, der ihn mit einer theologischen Polemik bestürmte. „Mein Savonarola hat, als er noch lebte, Kampf und Feindschaft gestiftet, und wird es in meinem Gedichte auch noch thun. Ich konnte das Gespräch nicht abbrechen und meinen Gegner verlassen, weil dieser es als ein Zeichen meines Geschlagenseins genommen hätte. Ich mußte bleiben. Ich wußte überdies, daß meine Worte gegen ihn weitern Orts referiert werden, und ich ergriff die Gelegenheit, der hiesigen katholischen Partei zu erklären, wessen sie sich gegen mich zu versehen habe.“ Es müssen sich also in Wien bereits ziemlich bestimmte Gerüchte über die antikatholische Tendenz des Savonarola gebildet haben, bevor Kaltenbäck bei Lenau selbst vorsprach.

Am 20. Juni reiste Lenau nach Stuttgart, um den Druck der fertigen Dichtung einzuleiten. Die Sehnsuchtsqualen des Dichters nach Sophie während dieser Reise gehören zu dem denkbar Peinlichsten. Dazu verzögerte sich der Aufenthalt, weil Cotta auf einige Wochen verreiste.

Am 1. Juli las er seinen Stuttgartern einiges aus dem Sa-

vonarola vor; das gefiel (Frankl S. 55). Am 9. schreibt er Sophien (Schurz 1, 345): „Meine Zeit, welche bis jetzt keine typographische sein konnte, benutzte ich, theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicherweise einige der Felsen sprengte, welche historisch hereinragen in den Strom meiner Poesie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geschildert habe, theils füllte ich sie aus mit einigen Studien für den Huß . . . Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden . . . Schwab ist halskrank, mein Savonarola hat ihn sozusagen freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch niemand dieses Gedicht." Mit dem letzteren kann nur die Vorlesung vom ersten gemeint sein; was es mit jener ersterwähnten Feilung des Gedichtes für eine Bewandtnis hat, ist nicht weiter festzustellen.

Am 13. war Lenau in Weinsberg bei Kerner zu Besuch. Er las seinen ganzen Savonarola vor; bei der letzten Romanze fing Kerner an, unruhig zu sein, und brach zuletzt in heftiges Weinen aus (Frankl S. 61). Sein Urteil über die Dichtung war: „Der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke!" (Mayer S. 161).

Nach diesem Ausfluge, in der Zeit des vergeblichen Wartens auf Cotta, poltert Lenau (am 15., Frankl S. 61): „Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominicaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt oder kriecht, lieber das, als daß ich solang ohne Dich bin!" In den ersten Tagen des August hatte Lenau noch manchen Conflict zu bestehen gelegentlich der Abfassung der Verträge (ebenda S. 69), die am 4. August zustandekamen. Tags vorher beschäftigte ihn viel ein Traum (ebenda S. 70), den er mit Savonarola im Kerker träumte vor dessen Hinrichtung. „Gott! könnt' ich ihn nur Dir erzählen, o liebe, wunderliebe Sophie! Herz aller Herzen! In einer schlaflosen Nacht, von Zahnschmerz aufgeregt, träumte ich, wie Savonarola mit seinen Eltern ins Paradies wandert. Manches Deiner lieben Worte und mancher Deiner lieben Blicke gab mir Klang und Licht zu meinem schönen Traum . . . ." Der Schluß der 23. Romanze (Die Tortur) scheint damals erst in die sonst vollendete Dichtung eingefügt worden zu sein. Damit erreichte der Savonarola seinen endgiltigen Abschluß.

Bis er jedoch in Buchform erschien, sollte noch mehr als ein Monat vorübergehen. Lenau hatte zu seinen zwei Korrekturen noch zwei andere (von Schwab und Grün) übernommen und traf eine Auswahl aus 700 kleinen Liedern Mayers zu dem zweiten Bande von dessen Gedichten (Frankl S. 75). Am 6. schrieb er einen ziemlich ruhigen Brief an Max (Schurz 1, 347): „Mein Leben ist Correktur

und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich; die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu thun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo gegenüber so lange kuschen mußten. Es soll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen sie sich nicht zu geniren, er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk."

Waren es jene wilden Geister, die sein ganzes Leben an jenem Tage, wie er so fortschritt, vor seine Füße hin als einen dunklen Knäuel rollten, den er immer weiterstieß, bis er wo an einem Strauch hangen blieb; die seine liebsten Stunden, welche er mit Sophie verlebt hatte, als blutige Fetzen eines schlechten Verbandes erscheinen ließen? (Frankl S. 71.)

Er war sehr mißmutig; sein Savonarola genügte ihm gar nicht mehr, als er am 5. mit Dr. Passavant aus Frankfurt über Gott und Teufel, Himmel und Hölle auf einem Spaziergange im kgl. Park gesprochen hatte (Frankl S. 70). Am 1. September schreibt er an Sophie:[1]) „Ich werde so glücklich sein, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengesicht zu machen bitte, damit sich der heilige Mann die demütige Stellung gern gefallen lasse. Das wird ein Leichtes sein. Solches aber soll geschehen an Ihrem Geburtstag, den wir recht vergnügt zusammen feiern wollen." Am 4. September, 11 Uhr abends, entringt sich ein Jubelschrei seiner Brust (Frankl S. 83): „Soeben habe ich den letzten Bogen meines Savonarola und den letzten meiner Gedichte corrigiert. Nun ist nur noch Inhaltsverzeichnis und Titel übrig, dann reise ich zu Dir, zu Dir, o mein Leben!" Am 6. ward noch ein Brief voll Klagen über die erst nächsten Tags beendigte Korrekturarbeit an Max abgesandt (Schurz 1, 348) und am 10. endlich die Heimreise angetreten.

Die Dichtung erschien unter dem Titel: „Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1837." in 8°. In der ersten Auflage findet sich dann noch die Widmung: „Herrn | Dr. Johannes Martensen | in Kopenhagen | gewidmet." Auf diese Dedication bezieht sich ein Brief Lenaus an Martensen, vom 24. April 1838 aus Wien datiert (Schurz 1, 357), in dem es heißt: „Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola sei Ihnen gewidmet, darin liegt für mich

[1]) Schurz 1, 347, datiert nach Frankl S. 81 (1. September).

ein gewisser Vorwurf, allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachsicht mit meiner bekannten Lässigkeit im Briefschreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zusendung dispensiert. Auch vergieng mir der letzte Winter unter so manch tief eingreifender Stimmung des Gemüths, welche mich nicht zu einem heiteren Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gern geschrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düstern Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das Ungeziemende solcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Sensibilität läßt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht. — Mein Gedicht hat Ihren Beifall und somit die Sanktion vor mir selbst erhalten, wenn es auch den Geruchlosen und Ruchlosen nicht gefällt .... Unsere Männer des Heils, die stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes ins Fleisch, als ihr verwesliches Asyl, oder vielmehr ihr dick umfleischtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheistischen Wulst hindurch. — Ihre Auffassung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, so bin ich aufgemuntert und belohnt. — Es ist ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leser seine speculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er diesen Leser kennt und seinen Freund nennt. Auch mir sind die Stunden unseres Zusammenseyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu schnell entschwundenen ist ein Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche; doch mehr als aller Reiz eines persönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwischen uns, daß ich Sie als ein stets gegenwärtiges geistiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe ...."

Die räumliche Entfernung hat auch den geistigen Verkehr zwischen den beiden Männern zerstört; sie haben sich nie wieder gesehen, nie wieder gesprochen, kaum mehr geschrieben. In der zweiten Auflage (1844) ward die Widmung getilgt; Martensen war Lenau fremd geworden. Nur ein Bild blieb von dem Wandel der Zeiten unberührt, das Bild „seiner Muse", an die seine sämtlichen Werke eine stille Widmung tragen, und ihr schrieb er (Schurz 1, 363): „Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es."

Die Ergebnisse unserer Untersuchung über die Entstehungsgeschichte des Savonarola wären also kurz zusammengefaßt diese:

Der Savonarola ging aus einer tiefen Seelenverstimmung und einer Bekehrung zur positiven Religion hervor, er ist ein romantischer Rückschlag gegen den Unglauben des „Faust“; den mächtigsten Anstoß zur Abfassung gab Sophie, eine richtunggebende Einwirkung ging von Martensen aus; das Gedicht wurde zwischen Ende April 1836 und Anfang Juni 1837 ausgearbeitet; eine nochmalige Ausfeilung und eine (sozusagen posthume) Scene fällt in den August dieses Jahres; die Entstehungszeit der meisten Romanzen läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; gewiß hat Lenau auch an diesem Werke sprungweise gearbeitet.

Eine andere Anschauung über die Entstehung des Gedichtes spricht Mayer (S. 161) vermutungsweise aus; er sieht das erregende Moment in der Lektüre des „Lebens Jesu“ von Strauß, und ihm ist Barthel gefolgt. Aber Mayer selbst stellt dies durchaus nicht als unumstößliche Wahrheit hin, die etwa auf eine Lenausche Mitteilung zurückginge, und sonst fehlen beweiskräftige Zeugnisse, um aus ihr weitergehende Schlüsse ziehen zu dürfen. Der Mitteilung Kerners (Schurz 2, 102), daß Lenau während der Arbeit am Savonarola vermieden habe, die Bekanntschaft D. Strauß' zu machen, was Mayers Ansicht zu bekräftigen scheint, müssen Zweifel entgegengesetzt werden: wann hätte Lenau diese Bekanntschaft machen können? während der Arbeit am Savonarola fällt nur seine Septemberreise nach Schwaben, bei der die Zeit zu kurz war, um alle Freunde zu besuchen, geschweige denn neue Freundschaften zu schließen; sein nächster schwäbischer Aufenthalt war jedoch schon nach Vollendung des Savonarola, und damals wäre es seiner Stimmung wohl angemessen gewesen, seinerseits Strauß' Bekanntschaft zu suchen.

Neuerdings sind die Voraussetzungen des Savonarola durch eine oberflächliche und sorglose Verbesserung eines Briefdatums, wiewohl drei gewichtige Zeugen dagegen sprachen, verwirrt worden. M. Koch hat in seiner Einleitung zum Savonarola (2, 209) den vorhin zitierten Weihnachtsbrief an Kerner mit 23. Januar 1836 datiert; 1837 sei ganz unmöglich: im Frühjahr 1836 wäre Lenau in seiner Arbeit bereits ziemlich vorgerückt gewesen, im Herbste 1836 sei er mit Kerner zusammengekommen: da könne er ihm nicht im Januar 1837 als Neuigkeit mitteilen, daß er einen Savonarola dichte. Dem gegenüber muß festgestellt werden: 1. daß vor April 1836 nicht eine Zeile von Savonarola gedichtet war; 2. daß die Septemberreise Lenaus nach Schwaben kaum drei Wochen gewährt (was Koch 1, S. XXXIII selbst angibt) und ihn nicht nach Weinsberg zu Kerner geführt hat; daß also 3. Lenau Kernern

thatsächlich eine Neuigkeit mitteilte. Betrachten wir aber ganz abgesehen von alledem das verbesserte Datum: Koch sagt ausdrücklich, daß Niembsch jenen Brief von Wien aus geschrieben habe; in dem Lebensabrisse (1, S. XXX) ist dagegen zu lesen, daß sich Lenau vom 29. November 1835 bis 29. Januar 1836 in Schwaben aufhielt, was auf richtige Nachrichten bei Schurz zurückgeht; unfaßlich ist es mir dann, wie man Theil I in Schwaben sein, Theil II zur selben Zeit aus Wien einen Brief nach Schwaben schreiben könne! Dadurch, daß Koch die Anfänge des Savonarola mit Januar 1836 ansetzt, ist er aber auch gezwungen, die Bekanntschaft mit Martensen in den Winter 1835/36 zu verlegen. Man kann jedoch mit Leichtigkeit Martensen nachrechnen: in seinen Erinnerungen, die auch Koch vorlagen, denn er citiert sie 1, S. XXXI, sagt er (1, 246): „Wir hatten früher beschlossen von Wien nach Italien zu gehen; . . . da aber Italien um jene Zeit von der Cholera heimgesucht war . . . . beschlossen wir nach Paris zu gehen"; 1, 267 heißt es dann: „Wir hatten uns zwei Monate in Paris aufgehalten; im Herbste 1836 befanden wir uns auf dem Heimwege"; 2, S. 1 wird erzählt: „Alsbald nach meiner Heimkehr wurde das Jubiläum der Reformation der dänischen Kirche gefeiert," d. i. der 30. Oktober 1836. Von einem Wiener Aufenthalte Martensens im Winter 1835 kann danach gar keine Rede sein; und wieder weiß Teil II nicht, was Teil I gesprochen hat; denn hier ist dem Zusammenhange (S. XXXI) zu entnehmen, daß Lenau erst nach dem 29. Januar 1836 Martensen kennen gelernt hat. Und um endlich die Reihe von Kochs seltsamen Irrtümern voll zu machen, erzählt er uns, Lenau habe durch seine Vertrautheit mit Baaders Theosophie den Studien Martensens lebhafte Teilnahme entgegenbringen können. Hiegegen versichert Martensen 1, 198, Lenau habe Baader gar nicht gekannt, was durch das Tagebuch des Dichters bei Frankl S. 84 bestätigt wird: am 13. September 1837, erst nach der Drucklegung des Savonarola, traf er zum erstenmale mit Baader zusammen. Das ganze künstliche Gebäude Kochs zerfällt also in nichts. Auffallend und bedauerlich ist auch, daß nach Koch alle Herausgeber von Lenauschen Briefen diese falsch datiert haben; so polemisiert er S. XXXIII aus mir unerfindlichen Gründen mit Frankl, und dieser seltsame Spuk unklarer oder falscher Datierung ist auch in Proschs Arbeit übergegangen, der sich in der Untersuchung der Entstehungsgeschichte eng an Koch anschließt und dadurch seine Ausführungen großenteils entwertet hat.

Miscellen.

Filiationen.

I.

1. *Περὶ παιδὸς ἐσθίοντος σπλάγχνα.*
Βοὸς φαγὼν παῖς εἰς ἑορτὴν ἔγκατα·
Οἴμοι, κέκλησ', ὡς[1]*) σπλάγχνα, μῆτερ, ἐκχέω.*
Ἡ δ' αὖ γελῶσα· Μὴ φοβοῦ, τέκνον, φάτο,
Τῶν σῶν γὰρ οὐδὲν, ἀλλ' ἐμεῖς ἀλλοτρίων.

Ignatios Magistor (Gabrias, um 820) 7 (aus Babrios 34).

2. Milvus edax, nimiae quem nausea torserat escae:
Hei mihi, mater, ait, viscera ab ore fluunt.
Illa autem: Quid fles? cur haec tua viscera credas,
Qui rapto vivens sola aliena vomis?

Andreas Alciatus, Emblemata (1546): Male parta male dilabuntur.

3. Der Geyer fraß zu viel und als er ſich erbrach
Beklagt er ſeynen Darm, allein die Mutter ſprach
Mein Kind, was weineſtu, das geht dir nicht zu Schaden
Wer ſich vom Raube nährt und draus ſich übergiebt
Der ſpeit ein fremdes Gut.

Joh. Chriſtian Günther (Sommer 1715).[2])

II.

1. *Τυφλὸς ἀλητεύων χωλὸν πόδας ἠέρταζεν*
ὄμμασιν ἀλλοτρίοις ἀντερανιζόμενος·
ἄμφω δ' ἡμιτελεῖς πρὸς ἑνὸς φύσιν ἡρμόσθησαν
τοὐλλιπὲς ἀλλήλοις ἀντιπαρασχόμενοι.

Leonidas (60 n. Chr.), Anthologia Palatina IX 12.

2. Loripedem sublatum humeris fert lumine captus,
Et socii haec oculis munera retribuit.
Quo caret alteruter, concors sic praestat uterque:
Mutuat hic oculos, mutuat ille pedes.

Andreas Alciatus, Emblemata (1531): Mutuum auxilium.

Holzſchnitt: Ein Blinder trägt einen Stelzfuß (ſamt den Krücken, wenigſtens in den meiſten Darſtellungen) auf dem Rücken.

---

1) lies: *ἦμει κεκληγώς*

2) „In ſeinem früheſten (Schweidnitzer) Taſchenbuche. Litzmann, Textkritik Günthers, S. 27" A. Kopp. Auch eine lateiniſche Variation hatte er (für die Schule?) begonnen. Sieh meine Sammlung von Ueberſetzungen griechiſcher Epigramme, S. 93 f.

3. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,[1])
Und Jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.[2])

Gellert, Fabeln und Erzählungen (1746), 1, 16.

III.

1. Οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω
τοῦ Σαρδίων ἄνακτος·
οὐδ' εἶλέ πώ με ζῆλος,
οὐδὲ φθονῶ τυράννοις.
ἐμοὶ μέλει μύροισιν
καταβρέχειν ὑπήνην·
ἐμοὶ μέλει ῥόδοισιν
καταστέφειν κάρηνα.
τὸ σήμερον μέλει μοι, —
τὸ δ' αὔριον τίς οἶδεν.[3])

Anakreonteon 7.

1) Aehnlich beginnt Hunger seine Uebersetzung des Emblems (1542): Sich was erdenckt menschliche not. Ein blinder einen lamen fand, Dem er einn solchen kauff anpot: Ich wil dich tragen durch das land . . . Nr. IX meiner Ausgabe.

2) Imperfecti ambo coeunt übersetzt auch Claudius Minos, sieh unten. — In zwei Strophen wird die Moral noch fortgesetzt. Vergleiche Lessing (Hempel) 10, 108: „Unser Gellert that zwar ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden" (Lessing spricht von den mit der äußersten Präcision, ohne die moderne Geschwätzigkeit erzählten Fabeln der Anthologie) unter seine Fabeln aufnahm; nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein Wenig besser thun können." Gellert kannte vielmehr nicht bloß Alciatos (allerdings freie) Uebersetzung, sondern auch wohl (sieh Strophe 5) aus den Anmerkungen des Claudius Minos zu Alciatos Emblemata (Antwerpen, 1581 und öfter) das griechische Original. Um so auffälliger ist freilich seine Weitschweifigkeit.

3) *1 μέλει Γύγαο, 3 οὐδ' αἱρέει με χρυσός:* die Vulgata.

2. Du grand Turc je n'ay souci,
Ny du grand soldan aussi;
L'or ne maistrise ma vie,
Aux roys je ne porte envie;
J'ay souci tant seulement
De parfumer cointement
Ma barbe, et qu'une couronne
De fleurs le chef m'environne.
Le soin de ce jour me point,
Du demain je n'en ai point.
Qui, bons Dieux! sçauroit cognoistre
Si un lendemain doit estre.

Ronsard (1560) 2, 276.

3. 1 Was frag' ich nach dem Groß-sultan
Und Mahomet's Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an
Mit allen seinen Schätzen?

2 Was sorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereien salben;

3 Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

4 Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit;
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt mit weiser Gründlichkeit
Den ungewissen Morgen.[1])

Lessing, Lieder (1747) I 18.

Auch die Uebersetzung des wohl erst von einem Byzantiner herrührenden (in der Anthologie, daher auch bei Ronsard fehlenden) Schlusses der Ode hat in ihrer Entstehungsgeschichte einen eigenen Reiz für den, den der Werdegang Lessingscher Dichtungen interessiert.

1. 11 ὡς οὖν ἔτ' εὖδι' ἔστιν,
καὶ πῖνε καὶ κύβευε
καὶ σπένδε τῷ Λυαίῳ,
μὴ νοῦσος ἦν τις ἔλθῃ
15 λέγῃ· „σὲ μὴ δεῖ πίνειν."

2. Age ergo dum favet sors,
Ludo vaca et Lyaeo:
Ne si quis opprimet te
Morbus, repente dicat:
Ohe, satis bibisti.

H. Stephanus (1554).

[Vergleiche Ronsard, odes 2, 162 (J'ay l'esprit tout ennuyé, von Opitz frei übersetzt), Schlußstrophe:

.....De peur que la maladie
Un de ces jours ne me die,
Me happant à l'impourveu:
„Meurs, gallant: c'est assez beu."]

1) Also Vers 9—10 des Anakreonteon = 9—12 Ronsard = 13—16 Lessing.

3 a. Drum will ich, weil ich glücklich bin,
An Spiel und Wein nur denken;
Und oft mit kummerlosem Sinn
Dir, Bacchus, Opfer schenken.

Damit nicht eine Krankheit spricht
In die ich schnell versunken:
Nein, länger, länger trinke nicht:
Du hast genug getrunken!

1747.

3 b. Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
Du trinkst, Du küssest länger nicht!
Trink aus! küss' aus! Von dannen!"

1771.

IV.

1. *Μηδέποτε ζήσας ὁ πένης βροτὸς οὐδ' ἀποθνήσκει·*
καὶ ζῆν γὰρ δοκέων ὡς νέκυς ἦν ὁ τάλας . . . .

Palladas (um 400 n. Chr.), Anthologia Palatina X 63.[1])

2. [Der Arme.]

Sollt' einen Armen wol des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

Lessing (Nachlaß), Sinngedichte 2, 28.

V.

1. *Εἰ ταχὺς εἰς τὸ φαγεῖν καὶ πρὸς δρόμον ἀμβλὺς ὑπάρχεις,*
τοῖς ποσί σου τρῶγε καὶ τρέχε τῷ στόματι.

Lukian (160 n. Chr.), Anthologia Palatina XI 431.

2. Est tibi pes tardus, justo properantius est os:
Os tibi fac cursor, fac tibi pes sit edo.

Henricus Stephanus (1570).

3 a. In edacem.

Luciani. Interp. Opitio.
Si propere comedis, si tarde incedis, amice,[2])
Carpe cibum pedibus rectius, ore viam.

---

1) Vergleiche Herder II 22.

2) Unter den (fast) zwanzig Uebersetzungen des Epigramms, die ich kenne, hat nur die Opitzische diesen Zusatz — ein deutlicher Beweis für Lessings Abhängigkeit von ihr (bei Triller II 768 fand er den deutschen wie den lateinischen Text). Sehr passend ist die Anrede übrigens nicht, da das Gedicht sich doch wohl auf einen Athleten — die Freßgier dieser Leute wird oft verspottet — beziehen wird, wie auch in der Planudea angedeutet ist. Interessant ist, daß Opitz, der sich doch sonst stets an die Titel der Planudea hält, und Lessing (1753 steht übrigens: An einen) eine neue Ueberschrift glaubten geben zu müssen. — „Bist du, o Freund, beym Essen so schnell" beginnt auch Fr. Jacobs Blumenlese (V 12, 1824), der Lessing benutzt hat.

3 b. **Auff einen Freſſer.**

Du geheſt ſehr gemach, vnd friſſeſt überhauffen:
Iß mit den Füſſen doch, das maul laß lieber lauffen.

Martin Opitz (1639), Florilegium 2, 11.

4. **Auf einen unnützen Bedienten.**

Im Eſſen biſt Du ſchnell, im Gehen biſt Du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Leſſing, Sinngedichte (1753) 1, 114.

VI.

1. *Τίς, ῥόδον* (1) *ὁ στέφανος* (2) *Διονυσίου* (3), *ἢ ῥόδον* (1) *αὐτὸς* (3) *τοῦ στεφάνου* (2); *δοκέω, λείπεται ὁ στέφανος.*

Ungenannter (Meleagros?, 100 v. Chr.), Anthologia Palatina V 141.

2. **[Grabſchrift auf Kleiſt.]**

O Kleiſt! Dein (3) Denkmal (2) dieſer Stein (1)?
Du (3) wirſt des Steines (1) Denkmal (2) ſeyn.

Leſſing, Sinngedichte: Anhang (1779).[1])

VII.

1 a. *Ἀρνεῖται τὸν Ἔρωτα τεκεῖν ἡ Κύπρις ἰδοῦσα*
ἄλλον ἐν ἡιθέοις Ἵμερον Ἀντίοχον.
ἀλλὰ, νέοι, στέργοιτε νέον Πόθον· ἢ γὰρ ὁ κοῦρος
εὕρηται κρείσσων οὗτος Ἔρωτος Ἔρως.

Meleagros, XII 54.

1 b. *Καὐτὸς Ἔρως ὁ πανὸς ἐν αἰθέρι δέσμιος ἦλω*
ἀργευθεὶς τοῖς σοῖς ὄμμασι, Τιμάριον.

Derſelbe, XII 113.

2 a. **Auf eine marmorne Bildſäule des Amors.**

Hier blieb, als Amor ſich noch mächtger wollte ſehen,
Und drum zur Phyllis ward,[2]) ſein Körper geiſtlos ſtehen.

Leſſing, Sinngedichte 1, 69 (1753).

2 b. **Auf ebendieſelbe.**

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in Einem ſüßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

Derſelbe, 1, 71 (1771).

Eine Zugabe, die vielleicht manchen Leſſingforſchern willkommen ſein wird, ſei an dieſer Stelle gegeben: ein Verzeichnis der von Leſſing aus der Antho-

1) „Recenſent will hier dazu (zu den Sinngedichten) noch ein vielleicht niemals niedergeſchriebenes aus Leſſings Munde beytragen, nämlich eine Grabſchrift auf den ſel. Kleiſt, als er von Frankfurt a. O. aus von hoher Hand um Verfertigung derſelben erſucht wurde. Der Gedanke iſt aus der griechiſchen Anthologie; aber wie glücklich [doch merkt man leicht, daß er zu ſolchem Zweck nicht beſtimmt war: R.] ausgedrückt!“ Zmz, Allgemeine deutſche Bibliothek 61, 1785, S. 422. Die Entlehnung notierte ich, noch ehe ich ſie in dieſer bei Muncker 1, 51 wieder abgedruckten Notiz (alſo wohl durch Leſſing ſelbſt) ſo gut wie beſtätigt fand. — Vergleiche übrigens das berühmtere, auf dies folgende Epigramm V 142: *αὐτὴ* (die Geliebte des Meleagros) *δ' ἐκλάμπει τοῦ στεφάνου στέφανος.*

2) „ſich noch mächtiger zu ſehen, Eleonora ward: 1771.

logie übersetzten Epigramme. Haugs von recht beachtenswerter Kenntnis der Anthologie zeugende Nachweise (Teutscher Merkur 1793, 275 ff.) sind zwar vielfach beachtet, aber bisher kaum (selbst nicht von A. Müller, Archiv für Literaturgeschichte 1, 494) genügend nachgeprüft worden, weil Haug in sehr unpraktischer Weise die Quelle citiert: nach der nur auf wenigen Bibliotheken vorhandenen Ausgabe von Andreas Rivinus (Bachmann, Gotha, 1651), die außerdem nur die beiden ersten Bücher der Planudea umfaßt. So konnte einiges von mir nachgetragen, anderes freilich muß zurückgewiesen werden (die betreffenden Nummern stehen in eckiger Klammer). Ein paar Kleinigkeiten, die andere Vorlagen betreffen, darf ich wohl gleich bei dieser Gelegenheit anbringen. Ob sich etwa in des unglücklichen P. Albrecht Nachlaß Nachweise von Anthologie-„Plagiaten" finden, konnte ich leider nicht erfahren.

7. Merkur und Amor (1771): Der Anfang wie der des Emblems des Andreas Alciato (1531) „De Morte et Amore": Errabat socio Mors iuncta Cupidine, die auch eines Tages ihre Geschosse vertauschen.

1 32. Die Wohlthaten (1771): Anthologia Palatina IX 120, modifiziert.

[33. An einen Geizigen (1767): X 41.]

2 35. Auf eine lange Nase (1771): XI 268, verkürzt.

3 51. An Einen (1773): XI 421.

4 60. Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg (1771): XI 211, verkürzt.

5 69. Auf eine marmorne Bildsäule des Amors (1753): XII 54.

6 71. Auf ebendieselbe (1771): XII 113.

7 77. An den Paul (1753): XI 429.

8 83. Auf den Fell (1771): XI 237, aber unmittelbar nach einer auch von Voltaire übernommenen, französischen Uebersetzung von La Martinière 2, 63.

9 96. Auf den Tod des D. Mead (1771): XI 281.

10 103. An die Galathee (1753): XI 68.

11 114. Auf einen unnützen Bedienten (1753): XI 431, mit Benutzung von Opitz' Wiedergabe.

12 116. Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters (1771): IX 164. } Vielleicht durch eine mir unbekannte Bearbeitung vermittelt.

[128. Auf den Maler Klecks (1771): XI 213.] } Vielleicht durch eine mir unbekannte Bearbeitung vermittelt.

Anhang.

13 Doppelter Nutzen einer Frau (Muncker S. 43): XI 381.

14 Der Arme (S. 45): X 63, 1 (Haugs Angabe hatte ich oben übersehen).

15 Grabschrift auf Kleist (S. 51, 1779): V 141.

Nutzen eines fernen Gartens (S. 44): Aus Martialis II 38 stammt auch das von Elis. Jo. Westonia (1606) verfaßte, nachher von Schirmer (1657) übersetzte Epigramm: Usus Vineae.

VIII.

1. *Αὔην με πλατάνιστον ἐφερπύζουσα καλύπτει*
ἄμπελος· ὀθνείη δ' ἀμφιτέθηλα κόμῃ
ἡ πρὶν ἐμοῖς θαλέθουσιν ἐνιθρέψασ' ὀροδάμνοις
βότρυας, ἡ ταύτης οὐκ ἀπετηλοτέρη.
5 *τοίην μέντοι ἔπειτα τιθηνείσθω τις ἑταίρην,*
ἥτις ἀμείψασθαι καὶ νέκυν οἶδε μόνη.

Antipatros (aus Thessalonike?, um Christi Geburt), Anthologia Palatina IX 231.

2. Arentem senio, nudam quoque frondibus ulmum
Complexa est viridi vitis opaca coma
Agnoscitque vices naturae et grata parenti
Officii reddit mutua iura suo:
Exemploque monet tales nos quaerere amicos,
Quos neque disiungat foedere summa dies.

Andreas Alciatus, Emblemata (1531): Amicitia etiam post mortem durans.

3. Der erſtorbene Ulmbaum.

Mich den erſtorbenen[1]) Ulm umkleidet jetzo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie ſie;
Jetzt leiht ſie mir Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes; es lohnet Dich einſt noch in dem Grabe mit Dank.

Herder, Blumen aus der griechiſchen Anthologie (1785) III 43.[2])

IX.

1. *Ἀσπίδ' Ἀχιλλῆος τὴν Ἕκτορος αἷμα πιοῦσαν*
Λαρτιάδης Δαναῶν ἦρε κακοκρισίῃ·
ναυηγοῦ δὲ θάλασσα κατέσπασε καὶ παρὰ τύμβον
Αἴαντος νηκτὴν ὥρμισεν, οὐκ Ἰθάκῃ.
Καὶ κρίσιν Ἑλλήνων στυγερὴν ἀπέδειξε θάλασσα,
καὶ Σαλαμὶς ἀπέχει κῦδος ὀφειλόμενον.

Ungenannter, Anthologia Palatina IX 115.

7 *Καλὰ Ποσειδάων δίκασεν πολὺ μᾶλλον Ἀθήνης·*
ἀσπὶς ἐν αἰγιαλοῖσι βοᾷ καὶ σῆμα τινάσσει
αὐτόν σ' ἐκκαλέουσα τὸν ἄξιον ἀσπιδιώτην·
10 *ἔγρεο, παῖ Τελαμῶνος, ἔχεις σάκος Αἰακίδαο.*

Ungenannter, IX 116.[3])

2a. Aeacidae Hectoreo perfusum sanguine scutum (1),
Quod Graecorum Ithaco concio iniqua dedit (2),
Iustior arripuit Neptunus (7) in aequora iactum
Naufragio, ut dominum posset adire suum (3):
Litoreo Aiacis tumulo namque intulit unda (4),
Quae boat et tali voce sepulcra ferit (8):
Vicisti, Telamoniade, tu dignior armis (9 f.)!
Affectus fas est cedere iustitiae.

Andreas Alciatus, Emblemata (1531): Tandem, tandem iustitia obtinet.

2b. Incerti. Hastam[4]) Achillis Hectoris sanguinem bibentem / Laërtiades Graecorum abstulit malo iudicio. / Nau-

1) „Mortuam me platanum" Eilhardus Lubinus, deſſen Ausgabe der Anthologie mit Proſaüberſetzung (Heidelberg, 1604; vergleiche meine Notiz im Centralblatt für Bibliotheksweſen, 1893, S. 129) Herder als „eigentliches Handexemplar" (Redlich, S. 495) benutzte.

2) Herder las Alciatos Bearbeitung in dem von ihm gleichfalls benutzten Florilegium Graecolatinum von A. Rivinus (1651). Zeile 4 hätte nicht „er" vorgeſchlagen werden dürfen.

3) In der Planudea bilden Zeile 1—4 das erſte Epigramm, Zeile 6 fehlt, während Zeile 5 nach 7 ſteht.

4) Daß dieſer ſchülerhafte Fehler des Lubinus (man denke ſich außerdem einen „ſchwimmenden" Spieß!) von einem Mann wie Herder verewigt worden iſt, konſtatiert der Philologe und Freund Herderſcher Kunſt nicht ohne Enttäuſchung. Schlimm (aber eher verzeihlich) iſt auch naufragio als Ueberſetzung von *ναυηγοῦ* (naufrago). Auch hier hat ſich Herder düpieren laſſen, daher das gekünſtelte „Wellen im Schiffbruch."

fragio vero mare abstulit et ad tumulum / Aiacis natatilem cum impetu compulit, non in Ithacam.
In id ipsum. Recta iudicavit Neptunus multo magis quam Minerva, / et iudicium Graecorum odio dignum demonstrat mare. / Hasta in littore resonat et sepulcrum quatit / ipsum te invocans dignum hastae iaculatorem: / Evigila, puer Telamonis, habes hastam Aeacidae.

Eilhardus Lubinus (1604).

3. Der Spieß des Achilles.

Dieſen Spieß, den Achill mit Hektors Blute geröthet (1),
Stahl Ulyſſes (2). Umſonſt! Ithaka ſollt' ihn nicht ſehn (4).
Wellen im Schiffbruch riſſen ihn fort, zum Grabe des Aeas
Trugen ſie ihn (3 f.); das Grab klang von den Wellen und ſprach (8):
„Schläfſt Du, Telamons Sohn? Hier iſt der Spieß des Peliden (10)!
Was Dir die Griechen geraubt, giebt dir Poſeidon zurück (7).

Herder, Blumen aus der griechiſchen Anthologie (1785), IV 38.

X.

1. *Παμφάγος ἑρπηστὴς κατὰ δώματα, λιχνοβόρος μῦς*
ὄστρεον ἀθρήσας χείλεσι πεπταμένον
πώγωνος διεροῖο νόθην ὠδάξατο σάρκα·
αὐτίκα δ'ὀστρακόεις ἐπλατάγησε δόμος,
ἁρμόσθη δ'ὀδύναισιν· ὁ δ'ἐν κλείθροισιν ἀφύκτοις
ληφθεὶς αὐτοφόνον τύμβον ἐπεσπάσατο.

Antiphilos (um 50 n. Chr.), Anthologia Palatina IX 86.

2. Regnatorque penus mensaeque arrosor herilis
Ostrea mus summis vidit hiulca labris
Queis teneram apponens barbam (!) falsa ossa momordit:
Illa recluserunt tacta repente domum
Deprensum et tetro tenuerunt carcere furem,
Semet in obscurum qui dederat tumulum.[1])

Andreas Alciatus, Emblemata (1531): Captivus ob gulam.

Holzſchnitt: Maus, deren Kopf zwiſchen den geöffneten Schalen einer großen Auſter ſteckt; Küſtengegend.

3. Hering und Auſter.

. . . . . 2. Nur eines Tages erſchloß ſie ihr duftig Schalenpaar, ſie wollt' im Meeresſpiegel beſchaun ihr Antlitz klar. Der Hering kam geſchwommen, ſteckt' ſeinen Kopf herein und dacht' an einem Kuſſe in Ehren ſich zu freun.

3. O armer, armer Harung, wie ſchwer biſt du blamiert! — Sie ſchloß in Wut die Schalen; da war er guillotiniert. [Nun ſchwamm ſein toter Leichnam wehmütig im grünen Meer und dacht': „In meinem Leben lieb' ich keine Auſter mehr!“]

J. V. Scheffel (1818).

Berlin. M. Rubenſohn.

---

1) Hunger, der deutſche Ueberſetzer (1542), ſagt Z. 4 ff.: „Darein ſtieß ſy ir maul mit gach, Das yr der ſchneck knieſcht vnd zerbrach, Wie er ſich einzoch vnd beſchloß“ (Nr. XII).

Literarhistorische Bemerkungen.

I. Zu Goethe.

1) Der sokratische Schuster. Ich habe in meiner Goetheschrift die Vermutung geäußert, der „sokratische Schuster", bei dem Goethe in Dresden wohnte, sei der Meister Thomas aus Chursachsen gewesen, von dem Zimmermann erzählt. Da die betreffende Stelle wohl wenig bekannt ist, setze ich sie her (Ueber Friedrich den Großen S. 295 Anmerkung):

„Meister Thomas, der Schuster in Berlin, aus Chursachsen gebürtig, war einer der merkwürdigsten Menschen, die ich in Berlin sah. Mir schien er ein Mann von vielen Kenntnissen, ein großer Beobachter, ein noch größerer Denker und ein Mann von ganz außerordentlicher Beredsamkeit: die bekanntlich ein Talent ist, worauf in Deutschland beinahe niemand sieht, und von der nur gar äußerst wenige Menschen glauben, daß es der Mühe wert sey, sie zu bemerken! Niemand hörte ich jemals, so vortrefflich und so körnigt Deutsch sprechen, wie den verstorbenen Herrn Oberhofprediger Sack in Berlin, Herrn Moses Mendelssohn, und Meister Thomas den Schuster. In seinen Gesinnungen fand ich ebensoviel Energie als in seiner Sprache. Unzählige Dinge, sagte er mir in jeder Stunde, die ich alle hätte mögen auswendig lernen. Er war einer der edelsten und freyesten Köpfe in der Welt. Auch bat ihn der in dieser Absicht Ihm so sehr ähnliche Academist und Professor, Herr Sulzer, alle Sonntage zu sich, und hielt ihn für einen seiner liebsten Gesellschafter. Eine einzige lieblose und dumme Sache hat, so viel ich weiß, Meister Thomas der Schuster in seinem Leben gesagt, und wahrlich dies ist viel für einen Philosoph, der den ganzen Tag spricht; denn er sagte: da Herr Teller als Oberconsistorialrat und erster Prediger an der Petrikirche nach Berlin kam, und Sulzer ihn fragte, was es Neues in der Stadt gebe? Nun hat der König seinen Zweck erreicht: Sack glaubt nicht an Gott den Vater, Spalding glaubt nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geist!"

Wie mir scheint, passen Charakteristik und Beispiele vortrefflich auf den heitern und gesprächigen Wirt Goethes in Dresden, doppelt vortrefflich, wenn man denkt, wie auf den frommen Hypochonder Zimmermann der einfache Handwerker wirken mußte, dessen Trostbriefe ja schon in Leipzig berühmt waren (Dichtung und Wahrheit, Weimarer Ausgabe 27, 168). Wenn Goethe ihn nun Ostern 1767 oder 1768 (Loeper zu Dichtung und Wahrheit, Band 2, Anmerkung 273) noch in Kursachsen traf, kann er doch 1771 (Zimmermann a. a. O. S. 290) in Berlin gewesen sein, etwa durch seine kecke Zunge aus der Heimat vertrieben: man denke nur an Liscows Schicksal! — In Hirzels Buch über Sulzer den Weltweisen (Zimmermanns Besuch 2, 193) finde ich den Schuster nicht erwähnt.

2) „Angeraucht Papier" Faust I Vers 405 (Weimarer Ausgabe): „Mit angeraucht Papier besteckt" im Urfaust, „Ein angeraucht Papier umsteckt" spätere Fassung. Loeper vergleicht Vers 325: „Du alte Rolle, du wirst angeraucht" — aber dort ist ganz direkt von dem Schmauchen der Lampe am Pult die Rede. Hier ist dagegen das „angeraucht" wohl im Sinn von „verbraucht", „altersschwach" gemeint, und zwar mit dem Nebensinn eines gewissen anspruchsvollen Tons bei innerer Wertlosigkeit. „Wenn ich das Papier räuchere, so dächt

ich, sollte mir Niemand die neue Scene aus den alten herausfinden", schreibt Goethe 1. März 1788 von der Italienischen Reise (die Stelle ist gewiß mit der unsern schon zusammengestellt worden), und dann weiter: das Konzept „ist so gelb von der Zeit, so vergriffen, so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht." Wenn also Goethe das neue Manuskript „räuchert", so wird es ebenfalls wie ein würdiges Pergamen aussehen. (Nach Düntzer und Schröer zur Stelle wären mit unwahrscheinlicher Specialisirung die Papierstreifen, die aus den Büchern hervorsehen, gemeint; die sind von Staub gebräunt, aber nicht mehr als die Rollen selbst „angeraucht"). Das Räuchern ist ein Kunstgriff der Fälscher. „Von Seiten der Fälscher", berichtet Frimmel (Handbuch der Gemäldekunde S. 187) „geschieht alles Erdenkliche, um ihren Produkten das Aussehen ehrwürdigen Alters zu geben. Pranges ‚Schule der Malerei' (1782) spricht vom ‚Beschmauchen [enfumer]' der Gemälde. ‚Die Bilderhändler', sagt Prange, ‚lassen neue Gemälde oft beschmauchen, um ihnen in kurzer Zeit das Alter beyzubringen'." Diesen Kunstgriff nutzte Hogarth aus für sein berühmtes Bild „Der Zeitgott, ein Gemälde anrauchend" (Nr. LXXIII der Kupferstiche; die Erklärung nicht von Lichtenberg: Lauchert Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit S. 159). Hier „fälscht" also die Zeit selbst ein wertloses neues Gemälde in ein gesuchtes altes um. Das Bild Hogarths konnte auf Goethe wirken; er notirt z. B. 7. Januar 1778 ins Tagebuch (Weimarer Ausgabe 1, 60): „Hogarth besehn"; den Physiognomiker so gut als den Kunstfreund mußten diese „incalculabeln Produktionen" früh interessiren. Aus all dem ergäbe sich der Sinn: der Bücherhauf des einsamen Gelehrten ist besteckt mit seinen eigenen Papieren, denen inzwischen die Zeit den trügerischen Schein altertümlichen Wertes verliehen hat. — Im Deutschen Wörterbuch 1, 423 ist die Stelle nicht angeführt, in Strehlkes Wörterbuch zu Goethes Faust nicht näher erklärt.

3) „Das verfluchte Bim-Baum-Bimmel" Faust II Vers 11263 (Weimarer Ausgabe). Fausts Abneigung gegen anhaltendes Glockengeläute ist von Goethe selbst erlebt und gefühlt. Außer dem Brief an Frau v. Stein vom 12. Mai 1782, den schon Schröer zur Stelle anzieht, und dem Passus in der Geschichte der Farbenlehre, den Loeper notiert, ist besonders auf die Tagebuch-Bemerkung vom März 1790 (Weimarer Ausgabe 2, 7) zu verweisen: „Campanò heißt das unerträgliche Gebimmele, das sie drei Tage zu verschiedenen Zeiten von den Türmen der Kirche hören lassen, welcher ein Fest bevorsteht."

4) Es waren, die den Vater auch gekannt.
„Wo sind sie denn?" Eh — man hat sie verbrannt.

Diese Verse aus dem „Ewigen Juden" werden verschieden gedeutet. Düntzer (Zeitschrift für deutsche Philologie 25, 300) bezieht sie allgemein auf die Gegner der Dreieinigkeitslehre, Hoffmann (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 134) specieller auf Michael Servet, dagegen Geiger (Vorträge und Versuche S. 234 = Zeitschrift für Geschichte der Juden 1, 339) auf die Juden. Mir scheint die letztere Deutung (auf die ich unabhängig von Geiger gekommen war) beinahe die einzig mögliche. Ich vermag nicht zu erkennen, wie die Antitrinitarier durch die Worte „Es waren, die den Vater auch gekannt" gekennzeichnet werden sollten. Das kann doch nur auf solche gehen, die Gott Vater besser als die Späteren gekannt haben sollen; und der Unterschied muß, das lehren die folgenden Verse, darin bestehen, daß sie sich Gott nicht als ihres Gleichen vorstellen. Dies aber gilt von dem gewaltigen strafenden Gott des Alten Testaments im Gegensatz zu dem Mensch gewordenen Gott des Neuen Bundes. So zeichnet denn auch gleich der Dichter den strengen ernsten Vater im scharfen Kontrast zu dem milden weichen Sohn. Die Juden sind ferner überhaupt für jene Auffassung, die die sich folgenden Religionen genealogisch ordnet, ganz natürlich das Volk Gottvaters, wie die Christen

das Gottes des Sohnes; ich führe nur des Beispiels wegen jenes Gedicht von Heine an, in dem er den Stufengang der Religionen auf sich selbst anwendet (Elsters Ausgabe 1, 153). Drittens sind die Juden längst als Märtyrer des religiösen Fanatismus typisch. Wenn etwa Voltaire in den „Voyages de Scarmentado" ein Bild von dem Wüten der spanischen Inquisition entwirft, nennt er als erste Opfer des Scheiterhaufens die Juden — genau wie vier Jahre nach dem „Ewigen Juden" Lessing den berühmten Vers prägte: „Thut nichts — der Jude wird verbrannt". Viertens ist unmittelbar vorher der Jude genannt. Ihm ist vor dem jüngsten Tag nicht bang, weil er ihn nur als Tag des Messias kennt, nicht als Gerichtstag. — Uebrigens sehe ich keinen Grund, mit Hoffmann (a. a. O. S. 132 f.) eine bestimmte Prophezeiung des Weltuntergangs aufzusuchen. Die Priester drohen fortwährend mit der „letzten Zeit"; das zeigt doch jede Strafpredigt (vgl. z. B. über die presbyterianischen Drohungen mit dem jüngsten Gericht Buckle, Geschichte der Civilisation in England, übersetzt von A. Ruge 2, 362 f.). Dem Dichter aber war dies fromme Drohen so geläufig, daß er es schon im Concerto drammatico (Der junge Goethe 2, 198) parodiert hatte, wie vor ihm Rabelais (Scherer, Aus Goethes Frühzeit S. 20). Es wird hier eben der typische Priesterstand schlechter Art gezeichnet, der über die sündige Welt schreit und ihr mit bösem Beispiel vorangeht. Er ist aber allmächtig, weil er sich genauer Beziehungen zu Christus rühmt. Früher konnte man diesen allmächtigen Mittelsmännern ausweichen, indem man sich an den Vater wandte, jetzt nicht mehr: die Priesterschaft hat klüglich die vertilgt, die den Vater so gut kannten, wie sie den Sohn und nun hat bei ihr Christus Gott den Vater fast verdrängt.

δ) Die „Erfahrung" in der Disputationsscene. Ein Thema, das Goethen lange und lange beschäftigt hat, ist das der „Erfahrung". Er berichtet, wie er in der Leipziger Zeit sich um die „Erfahrung" bemüht (Dichtung und Wahrheit, Weimarer Ausgabe 27, 145) und mit welchem Erfolg; seine Briefe bestätigen seine Nachrichten. 1769 schreibt er an Friederike Oeser: „Was ich erfahren habe, das weiß ich, und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft" (Briefe, Weimarer Ausgabe 1, 206); aber im folgenden Jahr heißt es: „Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehen Ihnen das Herz und das Aug dabei über; und lassen Sie nur die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tötet und Blumen anatomiert, alten oder kalten Leuten" (ebenda S. 239). Mit Recht hat man dazu längst „Die Freuden" aus dem Leipziger Liederbuch herangezogen (Strack, Goethes Leipziger Liederbuch S. 104). Goethe fährt fort: „Ich thue mir Gewalt an, hier abzubrechen; Sie wissen, daß ich in dieser Materie so unerschöpflich bin, als eine Witwe in den Umständen von den letzten Stunden ihres seligen Eheherren." Nach langem Nachdenken und Besprechen kam der Dichter schließlich zu der Ueberzeugung, die „Erfahrung" könne nichts thun, als ihre „Anticipation" im dichterischen Gemüt ins Einzelne aufhellen. Indem ich andere Stellen einer späteren systematischen Behandlung von Goethes Lieblingsbegriffen verspare, verweise ich hier nur auf das große Gespräch mit Eckermann vom 26. Februar 1824. — Eckermann berichtet (Gespräche 1, 126):

„Durch diese Aeußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit gesagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. ‚Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen', sagte er, ‚als junger Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht,

und ich mußte also die Kenntniß mannichfaltiger menschlicher Zustände durch Anticipation besitzen.'

‚Ueberhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja ich möchte sagen: hätte ich mit der Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden.'

‚Es liegt in den Charakteren', sagte er ein andermal, ‚eine gewisse Nothwendigkeit, eine gewisse Consequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse secundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich: wenn ich jemanden eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen.'

So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei, und daß ihm ihre Darstellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiederte, daß die Anticipation sich überall nur so weit erstrecke, als die Gegenstände dem Talent analog seien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beschränkt oder umfassend sei, das darstellende Talent selbst von größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

‚Wenn Eure Excellenz behaupten', sagte ich darauf, ‚daß dem Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wol nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empirische Welt der Erscheinung und Convenienz; und wenn also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hinzukommen?'

‚Allerdings', erwiederte Goethe, ‚es ist so. Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände der Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren, wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt; und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Ueberlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust' den düstern Zustand des Lebensüberdrußes im Helden sowie die Liebesempfindungen Gretchen's recht gut durch Anticipation n meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran —

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur.'

‚Es ist aber', sagte ich, ‚im ganzen ‚Faust' keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sei Ihnen das alles, ohne die reichste Erfahrung, nur so geschenkt worden.'

‚Mag sein', antwortete Goethe, ‚allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz todtes vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.'

Goethe und Eckermann haben hier fast miteinander gesprochen wie in der

Disputationsscene des „Faust" Faust und Mephisto sprechen sollten: Goethe als Anwalt der Erkenntnis von innen aus, Mephisto mit dem Lob der „aus dem Vagiren entstehenden Erfahrung". „Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen", heißt es in den „Wanderjahren" (Ausgabe letzter Hand 22, 249): die „Stille" (um einen andern Kunstausdruck Goethes anzuwenden) trägt den Sieg über das „Vagiren" davon.

Ich habe die bedeutsame Stelle ganz hergeschrieben, weil sie zu den wichtigsten Selbstzeugnissen des Dichters und Forschers gehört; für den Schluß wird Jeder an die Verse denken:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.

Das Gespräch zeigt, in welche Ansicht Goethes lange Bemühungen um die „Erfahrung" ausmündeten. Ein poetisches Denkmal seiner geistigen Kämpfe um diesen Begriff sollte nun eben jene Disputationsscene werden.

Nach einem die Versammlung malenden Exordium wirft Mephisto das Thema auf. Er, der den Faust aus dem Studierzimmer in die Welt schleppen will, betont die „Kenntnisse, die dem Schulweisen fehlen" (Weimarer Ausgabe 14, 291, Strehlke Paralipomena S. 12). Faust antwortet mit dem „Erkenne dich selbst im schönen Sinne" — denn im gewöhnlichen Sinn hat Goethe diesen Spruch energisch abgelehnt. „Hierbei bekenn' ich, daß mir von je her die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheimverbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird." (Bedeutende Förderniß u. s. w., Hempel 27, 352). Schon Minor (Goethe Jahrbuch 10, 223) hat, worauf mein Freund Pniower mich aufmerksam machte, diese Stelle zur Beleuchtung des *γνῶθι σεαυτὸν* herangezogen. Pniower verwies mich auch auf Loepers Anmerkungen zur Stelle (Hempel 12, 154) und zu den Sprüchen in Prosa (ebenda 19, 20), sowie auf Goethes Worte zu Eckermann am 10. April 1829 (Gespräche 2, 90). All diese Stellen sind einig in der Abwehr „falscher Beschaulichkeit". Ihr gegenüber kann das *„γνῶθι σεαυτόν* im schönen Sinn" nur auf ein reines Gewahrwerden, nur auf ein Bewußtwerden jener innern Uebereinstimmung des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus gehen. „Sofort nun wende dich nach innen: das Centrum findest du dadrinnen, woran kein Edler zweifeln mag", heißt es in dem „Vermächtnis":

Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag —

ein Parallelismus des innern und äußern Sonnensystems, der in der Gestalt der Makarie leibhaftes Wesen gewonnen hat. — Im Bewußtsein dieser „Anticipation der Erfahrung" ist also Faust bereit, indem er (um Schiller zu citieren) in sein eigenes Herz blickt, die Andern zu verstehen. Es folgen dann weiter Fragen des Mephisto, fast im Stil der Rätsel des „Wartburgkrieges", dessen Einfluß nicht ganz abzuweisen wäre, stände es fest, daß Goethe das Gedicht gekannt hat.

Minor hat nun (a. a. O.) Nachwirkung bekannter romantischer Ideen in dieser günstigeren Auffassung der Selbsterkenntnis sehen wollen. Dem kann ich mich nicht anschließen, weil eben schon der Zusatz „im schönen Sinn" die Abwehr des Satzes in seiner allgemeinen Anwendung fortdauern läßt. Wohl aber mag die Stelle in romantischen Kreisen nachgewirkt haben.

Im September 1811 war Arnim mit Bettinen in Weimar. Noch im selben Jahr erscheint sein „Halle und Jerusalem". Das wilde Stück steht ganz unter dem Einfluß des Faust. Gleich die erste Begegnung zwischen Cardenio und Olympia erinnert in Einzelheiten an die zwischen Faust und Gretchen. Lysander in Olympiens Zimmer (Arnims Werke 16, 54) wiederholt Fausts Entzücken in Gretchens Stube, der Commers (ebenda S. 68 f.) ahmt Auerbachs Keller nach; auch zu der Technik, wie vor allem zu dem Grundproblem hat der „Meister aller Worte, aller Sprache" (S. 167) das Muster gegeben. Könnte Arnim nicht auch die Disputation Wagners (S. 22) nach Andeutungen Goethes über seine zehn Jahre früher geplante Scene geformt haben? Etwas anders steht allerdings in dieser das Dilemma: nicht „Erfahrung" gegen innere Offenbarung, sondern Denken gegen äußere Offenbarung. Aber der Begriff der „Erfahrung" wird eben von dem Romantiker unter die Formen verstandesmäßiger Aneignung aufgenommen, denen das Empfangen der Inspiration gegenübersteht (vgl. z. B. Tieck im Blaubart, Phantasus 2, 41). „Sehen" und „Glauben" ist der Hauptgegensatz, wie der Schlußchor von „Halle und Jerusalem" ihn versöhnt; die „Erfahrung" aber ist eine einzelne Art des „Sehens". Deshalb treffen sie herbe Worte: „O der Erfahrung, die uns treulich warnt und niemals retten kann" (S. 339; ganz ebenso Fr. v. Ebner Eschenbach in ihren herrlichen Parabeln: „Erfahrung, verläßlichste, unentbehrlichste Führerin, warum hast du dich fern von mir gehalten in den Tagen meiner Nacht? — jetzt kommst du zu spät!" „Das ist mein schweres, mein gewohntes Loos" S. 56); dann: „Erfahrung schenkt uns einen wunderbaren Trank, er löschet nie den Durst, doch müssen wir ihn trinken" (Arnim a. a. O. S. 201) und vor allem: „du hast mit aller Thorheit dich besudelt, die du Erfahrung nennst" (S. 39). — Dieser Haß gegen die „Erfahrung" ist mit der gewöhnlichen Abneigung der Romantiker gegen das Erlernte, Erarbeitete doch nicht einfach gleichzusetzen; vielmehr scheint mir die Färbung so speciell Goethisch, daß ich an ihren Ursprung in jenem Besuch und vielleicht in jenem Entwurf Goethes glauben möchte. Nimmt man aber an, daß zu einer Mitteilung und Ausreifung 1811 nicht mehr Raum genug gewesen sei, so kann immer noch Bettina von früheren Besuchen her Vermittlerin gewesen sein.

6) Blumenwinderinnen und Holzhauer. Dreimal hat Goethe im Drama die ältesten Stufen der Kulturgeschichte skizziert: im „Prometheus", in der „Pandora", im ersten Teil des Festzuges im „Faust". Dabei ist es merkwürdig zu beobachten, wie Goethe durchaus mit gewissen typischen Zügen von ganz individueller Wahl arbeitet. Den ältesten Zustand malt das älteste Stück, dabei noch ganz unter Rousseaus Einfluß eine liebliche Uridylle verzeichnend: „Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese, Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze." Mit den Kränzen aber ist bereits der Anschluß an die Arbeit erreicht: sie ist die eigentlich dem Mädchen zusagende Arbeit („Der neue Pausias", sonst vergl. Hehn, Gedanken über Goethe S. 208 f.), während die Spindel schon einen gewissen Zwang, geschlossenen Raum, künstliche Erhellung voraussetzt (vgl. auch Hehn, a. a. O. S. 214). Daher reiht sich der weiblichen Urarbeit sofort die männliche an; hier aber ist für Goethe die einfachste älteste Thätigkeit die des Holzhauers (vgl. Düntzers Citat aus der „Deutschen Baukunst", auch bei Hempel 8, 292). Mit eben diesen beiden Thätigkeiten eröffnet deshalb der Festzug im „Faust" seinen ersten, der Natur gewidmeten Teil: Kränze windende Gärtnerinnen — Holzhauer, die zu den Männern des Kulturgenusses überführen. Dazwischen Fischer und Vogelsteller, jenen Badenden und Obstpflückenden im „Prometheus" zu vergleichen, aber in geregelter,

berufsmäßiger Arbeit, wo Jene bloß den Moment benutzen. — Ausführlicher und methodischer gliedert die „Pandora". Phileros, der Sohn, steht unter den Fischern und Winzern, Feldleuten und Hirten; Prometheus, der gereifte Mann, gebietet den Schmieden. Was sich vorher eben erst entwickelte, der Uebergang von der halbidyllischen Thätigkeit in Wald und Feld, vom Blumenbinden und Holzbauen, zur festen Lebensweise, die aus bestimmten Bedingungen ihre Normen zieht, Fische und Vögel fängt, den Acker bebaut und die Heerde weidet — das liegt hinter Prometheus schon als überwundener Lebenspunkt; mit seinen chormäßig arbeitenden Schmieden setzt gleichsam der Fabrikbetrieb ein.

Wie durchaus Goethe diese Zustände symbolisch faßte, beweist eine Stelle aus dem großen Maskenzug zum 18. Dezember 1818: „Landvolk zeigt sich, den einfachsten Lebensgenuß zur verworrensten Zeit, Zigeuner dagegen, den gesetzlichen Zustand aufgelöst anzudeuten" (Hempel 11, 1, 319). Die Worte sind bezeichnend. Die Zigeuner, die im „Götz" aus naiver Anschauung heraus neben das Landvolk traten, sind dem gealterten, Masken und orientalischer Rätselei geneigten Dichter zu Hieroglyphen geworden. Das Gleiche wird man finden, wenn man die Bilder des „Prometheus" mit denen des Festzuges vergleicht. Dort treten kränzewindende Mädchen und Holzhauer naiv auf, hier sind es „bedeutende" Masken.

7) Herr und Diener. Ein anderes Beispiel zeigt vielleicht noch anschaulicher, wie Goethe durch lange Jahre gewisse typische Verhältnisse unausgesetzt im Auge behielt, mit immer neuer Nüancierung die alten Linien aufschmückend. — Ihm erscheinen, wie besonders die „Lehrjahre" zeigen, die Klassen der menschlichen Gesellschaft als dauernde unverrückbar sociale Typen (vgl. die beiden Aufsätze Hehns über „Naturformen des Menschenlebens" und „Stände"). Da mußte sich ihm früh die Frage nach deren gegenseitigen Verhältnis, nach dem „Oben und Unten" aufdrängen. In der Wertherzeit will er von „Herr und Diener" nichts wissen, deren Rechte und Pflichten eben damals Carl Friedrich v. Moser, der Philo der „Bekenntnisse einer schönen Seele", in seiner vielbesprochenen Schrift erörtert hatte. Procul a Jove, procul a fulmine hatte er selbst gelebt, Niemands Diener und Niemands Herr. Aber Weimar lehrt ihn die Gefahren der Gunst kennen. In der „Iphigenie" tritt die Frage zuerst in seine literarischen Werke, noch heroisch stilisiert; das Verhältnis des Herrn zum Diener in seiner alten ursprünglichen Form wird abgespiegelt an dem der Götter zu ihren Günstlingen:

Der fürchte sie doppelt,
Den hoch sie erheben.
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Und goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen.

Dies uralte Verhältnis findet er bei seinen Italienern bewahrt und hier schon vergleicht er es mit orientalischen Sitten. In der Biographie Winckelmanns heißt es (Weimarer Ausgabe 46, 62):

„Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn sie gegen die Ihrigen sich in der fortdauernden wechselseitigen Spannung erhalten

sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Aisance betragen, als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten, allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeichnungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist. Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehen läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut." Man denke nur an Tassos Schicksale.

Was nun dort als „das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte" beschrieben wird, das finden wir in den Noten zum Divan ausführlich an der Geschichte von Alexanders des Großen Liebling Clitus illustriert und durch neuere morgenländische Beispiele erhärtet. „Noch im vorigen Jahrhundert durfte man dem Kaiser von Persien bei Gastmahlen unverschämt widersprechen; zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tischgenosse bei den Füssen weg und am Fürsten nah vorbei geschleppt, ob dieser ihn vielleicht begnadige? Geschah es nicht, hinaus mit ihm und zusammengehauen!" (Hempel 4, 281).

Durch so viel Klimata hat Goethe den merkwürdigen, tief in der menschlichen Natur wurzelnden Kampf wageluſtigen Freiheitsgefühls mit knechtischer Unterwerfung verfolgt! — Zu seiner Einschränkung desselben auf südländische Verhältnisse möchte man doch an die Stellung des Narren bei Shakespeare erinnern, der es an historischer Grundlage nicht mangelt. In Persien aber findet dieser wundersame Konflikt seine klassische Vertretung. Das eben lockte den Dichter des Westöstlichen Divans ja in dies Land, daß uralte typische Verhältnisse hier noch in alter Reinheit unter dem Schutz einer erstarrenden Halbcivilisation bewahrt scheinen.

8) Gegen Annäherungsbrillen. Zum Schluß dieser Reihe sei ein Citat gestattet, das Goethes vielberufene Abneigung gegen Annäherungsbrillen, Mikroskope u. dgl. (für die ich hier nur auf Hehn a. a. O. S. 223 f. verweise) psychologisch erklärt: „Celui qui voit avec un microscope aperçoit sans doute dans les choses plus de qualités; mais il ne les aperçoit point dans leur proportion naturelle avec la nature de l'homme, comme celui, qui ne se sert que de ses yeux. Image des esprits subtils, il pénètre souvent trop loin: celui qui regarde naturellement les choses a le bon sens" (Vauvenargues, De l'esprit humain VII: Du bon sens).

II. Zu den Romantikern.

9) Der Name „Lucinde". Haym (Romantische Schule S. 496 Anmerkung) meint, der Name Lucinde sei aus dem Don Quijote genommen. Ich gestehe, in der Haltung dieser Figur in dem Roman des Cervantes keinerlei Anhalt für die Namensübertragung finden zu können. Eine treue Liebende, die aus Schwäche und kindlichem Gehorsam den Geliebten dennoch opfert, steht von Schlegels Heldin doch weit ab! (Daß sie im Original, wie jetzt in Braunfels' Uebersetzung, „Luscinda" heißt, bring ich nicht in Anschlag, weil Tieck „Lucinde" schrieb; zwar weiß ich nicht, ob 1799 die betreffenden Partien schon erschienen waren — nur der Anfang der Uebersetzung kam in diesem Jahr heraus, Koberstein 4, 253, 85; aber Schlegel konnte vorher Einsicht erhalten). Ich denke deshalb, man muß sich an einen andern von Schlegel hochgestellten Dichter wenden: an Lessing, dessen bekanntes Sinngedicht auf Lucinden (Munckers Ausgabe 1, 5, 10) vielleicht auch die Aenderung bei Tieck veranlaßte. Daß Lucinden nichts mehr erröten macht, das gerade bestimmt den trotzigen Lobsinger der „Frechheit" (Lucinde S. 40 f.) zur Wahl des Namens für seine Heldin.

10) Schiller in der „Lucinde". Ich weiß nicht, ob man die direkten Anspielungen schon beachtet hat, in denen F. Schlegels Abneigung gegen Schiller

sich in der „Lucinde" Luft macht. Im Musenalmanach für das Jahr 1799 waren die „Bürgschaft" und „des Mädchens Klage" erschienen; Schlegel parodiert beide. „Ich saß, da ich so in mir sprach, wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bach, sah den fliehenden Wellen nach" . . . „daher dachte ich auch, ungeachtet mein Gemüth in seiner Behaglichkeit so matt war, wie die von der gewaltigen Hitze aufgelösten und hingesunkenen Glieder, ernstlich über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung nach." Beidemal ist augenscheinlich aus der Erinnerung citiert, doch so, daß das Original erkennbar bleibt. Unsicher bleibt dagegen, ob Schlegel auf der folgenden Seite (S. 80) auf Schillers schon 1795 in den Horen gedrucktes Gedicht „Das Reich der Schatten" („Ideal und Leben") ausfällt, wenn er in geschraubter Rede sagt: „Erst nachdem die Kraft der angespannten Vernunft an der Unerreichbarkeit des Ideals brach und erschlaffte, überließ ich mich dem Strome der Gedanken."

11) Geschichte eines komischen Motivs. In der erotischen Literatur des vorigen Jahrhunderts ist das böse Motiv beliebt, daß Leidenschaft durch den Anblick der verborgensten Schönheiten erregt wird; ich erinnere hier nur an Bessers „Schooß der Geliebten" und an gewisse Partien in Diderots „Jacques le fataliste". Dies Thema hat Wieland gern in seine lüsternen Gedichte aufgenommen; „Juno und Ganymed" z. B. (Hempel 40, 781 f.) arbeitet mehrfach mit diesem Motiv. Aus Wieland stammte denn auch wohl die Goethe sonst fern liegende Lüsternheit eines Venetianischen Epigramms:

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel,
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

Das nächste Epigramm („Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge!" Gedichte, herausgegeben von Loeper 1, 226) nimmt zwar den bedenklichen Einfall zurück, aber er war doch einmal ausgesprochen, jenes erotische Motiv gar auf ein Kind angewandt. F. Schlegel, voll von Lüsternheit, ganz verlassen von plastischer Phantasie, griff begierig zu, um die Situation des ersten und die moralische Ausdeutung des zweiten Epigramms zu vereinen: „Und nun sieh! diese liebenswürdige Wilhelmine findet nicht selten ein unaussprechliches Vergnügen darin, auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe zu gesticuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das Wilhelmine thut, was darf ich nicht thun, da ich doch bei Gott! ein Mann bin, und nicht zarter zu sein brauche, wie das zarteste weibliche Wesen?" (Lucinde S. 38). Die Unschuld ist hier ganz verderbt, entstellt, wie es Sigunens Geschichte in Gutzkows „Wally" ist. Eben deshalb empfand man bald die Stelle als bezeichnend für F. Schlegel. 1809 schreibt Brentano an Arnim über ihn: „Er sprach vom Krieg, wie Wilhelminchen mit den Beinchen in der Höh" (Steig, Arnim 1, 273). Als dagegen Immermann seinen „Münchhausen" schrieb, wirkte die Erinnerung an die berüchtigte Stelle nur noch unklar nach. Nicht Wally, „eine natürliche Tochter von Lucinde Schlegel" (Immermanns Münchhausen, herausgegeben von M. Koch 2, 112) oder Scraphine, sondern „das Kind" (ebenda S. 114) besitzt die Gabe, „Rad zu schlagen oder Purzelbäume zu machen, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen". Bei dieser parodistischen Verschmelzung des Unanständigen mit dem Sittsamen hat aber der belesene Immermann noch ein Hauptkunststück des Taschenspielers Philadelphia benutzt: „Zweitens nimmt er zwei von den anwesenden Damens, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch und läßt sie die Beine in die Höhe kehren, stößt sie alsdann an, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeugs oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke, zur größten Satisfaction aller Anwesenden" (Lichtenbergs Vermischte Schriften 3, 186). Hier fehlt natürlich die

für Schlegel charakteristische und deshalb von Immermann parodierte symbolische Ausdeutung der tugendhaften Purzelbäume.

Der Gedanke liegt nahe, daß das Motiv auch in der antiken Skulptur ausgeführt und von da zu Wieland und Goethe gekommen wäre. Doch konnten mir archäologische Freunde keine Figur dieser Art nachweisen.

12) Die Schallsonne. Brentano schreibt an Arnim über Bettinen: „Sie, die nach allen Seiten jauchzet und gleich einer Schallsonne alle Stimmen der Echo in ihr Herz aufnimmt —" (Steig a. a. O. 267). Der Herausgeber erinnert dazu (S. 363) an den Prolog im Himmel:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang

und hätte an die bekannten Parallelstellen („Welch Getöse macht das Licht!" u. s. w.; danach sogar H. Laube in seinen Neuen Reisenovellen 1, 13: „Hinter Vierraden ging die Sonne tönend auf") erinnern können. Jene Idee ist aber wesentlich gerade den Romantikern eigen. Blumen, Sterne, Düfte, Töne zu vertauschen, war ja ihr Lieblingsspiel. Hier begegnet denn auch die Schallsonne: „Mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus" (Tieck, Phantasus 1, 414), „Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabschießen und euch mit Feuerfaden umspinnen (E. Th. A. Hoffmann, Ritter Gluck; Schriften 7, 20). Das bekannteste Analogon aber sind wohl Lenaus Verse:

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang?
Ein Meer ausströmend von Gesang?

(Werke herausgegeben von An. Grün 2, 353.)

13) „Musikalische Leiden." Allgemein bekannt ist, wie stark Tieck auf E. Th. A. Hoffmann gewirkt hat; bekennt er doch selbst die Abstammung seines Kater Murr von Tiecks Gestiefeltem Kater; Hiddigeigei ist dann ein Enkel des letzteren, während Spiegel das Kätzchen in eine Nebenlinie gehört. Aber Tieck hat auch seinerseits von seinem Schüler geborgt: der Titel und das Thema seiner 1824 erschienenen „Musikalischen Leiden und Freuden" ist „Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, „Musikalischen Leiden" (in den „Phantasiestücken" von 1814) nachgebildet. — Vgl. auch Minor, Akademische Blätter 1, 193.

14) „Ich liebte nur Ismenen." „Das Gedicht stammt wohl aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunders," berichten die kundigen Herausgeber des „Liederbuchs für altmodische Leute" (S. 365), „hielt sich aber lange; Goethe stellt es noch 1771 als Modelied den echten Volksliedern gegenüber. „Ich habe aus Elsaß" — schreibt er an Herder — „zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! Denn ihre Enkel singen alle: Ich liebte nur Ismenen". Der Verfasser ist unbekannt." — Wie lang aber sich das übrigens sehr ansprechende Lied hielt, dafür gibt E. Th. Hoffmann einen interessanten Beleg: noch 1820—22 in seinem „Kater Murr" heißt es: „Durchaus summte mir, statt aller herrlichen Gedanken, die mir aufgehen sollten, ein altes erbärmliches Lied vor den Ohren, dessen weinerlicher Text begann: Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebt nur mich" (Schriften, 8, 87). Der Tadel des Katers ist als Lob des Liedes gemeint; dem Kapellmeister und Dichter lag also damals noch dies Lied als ein schönes vielgesungenes Volkslied in den Ohren!

15) Schelmuffsky und das Arme Kind von Hennegau. Es ist oft angeführt worden, welche Begeisterung Brentano für Chr. Reuters geniale

Lügendichtung empfand und wie er seine humoristischen Stücke fast nie mit ein paar Schelmuffsky-Citaten zu spicken versäumte, so wenig wie die Jugendbriefe. Merkwürdig ist es aber, wie in einer sehr empfindsamen Stelle die grotesken Erfindungen des Meisterlügners sich einschleichen. Es ist bei der Almosenrechnung des armen Kindes von Hennegau (Werke 5, 230): „Hier auf diesem Blatte bei der Almosen-Rechnung hatte sie subtrahiren sollen 1 von 100 bleibt 99, aber sie hat statt dessen gesagt, 1 von 100 kann ich nicht, 1 von 10 bleibt 9 und 9 von 9 geht auf — das kann ja unmöglich eintreffen." Das ist natürlich des großen Mogols Rechnung: „wo er hätte subtrahiren sollen, als zum Exempel Eins von hunderten bleibet 99, so hatte er aber subtrahiret: Eins von hunderten kann ich nicht, eins von zehen bleibt neune, und 9 von 9 geht auf. Das geht ja der Tebelhohlmer unmöglich an, daß es eintreffen kann" (Neudrucke Nr. 57/58 S. 69). Das „Tebelholmer" hat sich Brentano hier zwar geschenkt, charakteristisch bleibt die burleske Zuthat aber auch so. Ist ja doch im Grund Brentanos gesamte dichterische Thätigkeit ein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen Schelmuffsky und Anna Katharina Emmerich!

Ueberhaupt wäre Brentano von der unbegreiflich reichen Erfindungskraft des Schelmuffsky nicht so maßlos entzückt gewesen, wenn seine eigene Erfindungsgabe so reich gewesen wäre, wie man öfters behauptet. Er hätte sich dann auch nicht solche Wiederholungen gestattet, wie daß er die philiströse Betrachtung der Sonne durch ein Kartenblatt („besser mit einer Stecknadel als mit einem Zahnstocher zu machen, mit einem Ohrlöffel aber geht es nicht") aus dem Bogs (Werke 5, 349—50) im Philister (ebenda 356) wörtlich gleichlautend wiederholt, oder die Geschichte von den Gänsen der leckeren speishaftigen Juden, denen die Leber so groß wird, daß die liebe Seele endlich selbst nicht weiß, ob sie die Gans sei oder die Leber, im Ersten Bärenhäuter (a. a. O. S. 453, die berühmte Stelle ungenau citirt bei Eichendorff: Der deutsche Roman S. 243) nicht wörtlich aus dem Philister (ebenda S. 431) abgeschrieben (vgl. auch ebenda über das Abhauen des Astes S. 387 und 391 mit S. 332, auch 7, 254; u. a.)

III. Zu verschiedenen Autoren.

16) Gebrauch der Vernunft. Mephistos pessimistische Worte über den Gebrauch der menschlichen Vernunft (im „Prolog im Himmel") finden sich schon fast wörtlich gleichlautend in Wielands Goldenem Spiegel: „Wenn man den Menschen den Vorzug der Vernunft vor allen übrigen Thieren nicht absprechen kann, so muß man doch gestehen, daß sie sich derselben so schlecht bedienen, daß es beinahe besser für sie wäre, dieses gefährlichen Vorzuges gar zu ermangeln. Denn welches Thier ist nicht in seiner Art weniger elend als der Mensch?" (Hempel 19, 75.)

17) „Willst du dich selber erkennen." Vauvenargues hat auch zu dem von uns oben schon angezogenen berühmten Distichon Schillers eine interessante Parallele: „Nous découvrous en nous-mêmes ce que les autres nous cachent, et nous reconnaissons dans les autres ce que nous nous cachons nous-mêmes" (Maxime 6 VI). Auch hier wird mit psychologischer Feinheit erklärt, was der deutsche Dichter nur als Erfahrungsthatsache hinstellt.

18) Der vierjährige Posten. Th. Körners kleines Drama „Der vierjährige Posten" beruht auf einer wirklichen Begebenheit, die Arnim in einem Brief an Brentano (Steig a. a. O. S. 301) erzählt; nur dauert es bei ihm fünf Jahre, bis der Posten abgeholt wird.

Berlin. Richard M. Meyer.

Zum bayerischen und sächsischen Privilege für Jean Pauls Werke.

Beiträge zur Geschichte des literarischen Eigentums.

Durch die Mitteilungen aus Schrags Nachlasse im vorigen Bande des Euphorion (2, 616 ff.) ist unsere Aufmerksamkeit auf die Bemühungen der Familie Jean Pauls um die Herstellung einer Gesamtausgabe seiner Werke hingelenkt worden. In diesen Zusammenhang reihen sich die folgenden Schriftstücke zwanglos ein.

Dem Könige Max I. von Bayern, der bekanntlich zu Johann Paul Richter in die, 1808 eingegangenen Verpflichtungen des Fürsten Primas Karl von Dalberg († 10. Februar 1817) eingetreten war, ist Jean Paul im Tode bald (14. November 1825) nachgefolgt. Der Thronfolger, Ludwig I. sandte, München, 3. Dezember 1825, folgendes denkwürdige Hand-Schreiben an die Witwe:

„Frau Legazionsräthin Richter! Ich fühle und beklage mit Ihnen den schmerzlichen Verlust Ihres Gatten, der — eine wahre Zierde der teutschen Litteratur — das geistige Leben so vielseitig angeregt, in empfänglichen Gemüthern Empfindungen der Tugend geweckt und genährt hat und, den Ich als Schriftsteller, wie als Menschen, gleich sehr geachtet habe. Die Erinnerung an Das, was er geleistet, und die Ueberzeugung von einer allgemein dankbaren Anerkennung seiner Verdienste, um Wissenschaft und die Bildung des Schönen, wird auch Ihr Herz stärken, diese schwere Prüfung auf eine — des Vorangegangenen würdige Weise mit religiöser Ergebung zu tragen.

Mit Vergnügen ertheile ich Ihnen, für die sämmtlichen Werke Ihres verlebten Gatten — diese kostbaren Schätze seines schönen Geistes —, das nachgesuchte Privilegium gegen den Nachdruck. Ich habe zu dessen Ausfertigung, bereits unterm Heutigen, mein Staatsministerium des Innern angewiesen, und es sollte Mich freuen, wenn diese Verfügung etwas zu Ihrer Beruhigung beizutragen vermöchte. Auch werde ich diesen Ihren Wunsch, zu einer gleichen Rücksichtnahme Seiner Majestät, dem Kaiser von Oesterreich, empfehlen.

Uebrigens versichere ich Sie bei diesem Anlasse, jener gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen, mit welchen ich stets verbleibe

Ihr

wohlgewogner Ludwig."

Um das sächsische Privileg bewarb sich die Witwe in einem eigenhändigen Schreiben an den König Friedrich August den Gerechten unter dem 3. Februar 1826, das wir im folgenden mitteilen:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster König und Herr,

Dem gerechtesten und menschenfreundlichsten der Könige, welche Gott zu Stellvertretern seiner Macht und seiner Liebe auf die Throne der Erde gesetzet hat, wagt es die Wittwe eines geliebten deutschen Schriftstellers, welcher vor wenigen Monaten von der Erde zu Gott durch den Tod abgerufen worden ist, um eine

Gnade anzuflehen. Jean Paul Friedrich Richter, ist der Name des Verewigten, dessen Gattin zu sein ich das Glück hatte. Wenn die Welt den Verlust seines Geistes betrauert, der ein halbes Jahrhundert hindurch für die Bildung und Veredlung der Menschheit mit großem Erfolge thätig war, so beweine ich mit meinen Kindern in ihm, den Verlust des edelsten Menschen, und man ist bei ihm zweifelhaft, ob sein moralischer Werth nicht noch den intellektuellen übertraf.

Es giebt nun jetzt für seine Hinterbliebenen keine heiligere Aufgabe, als durch Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften ihm ein bleibendes Denkmal der Anerkennung für die deutsche Nation zu errichten. Noch bei seinem Leben wurde er vielfach zur Sammlung aller seiner Werke aufgefordert und er hatte noch Zeit, die Anordnung derselben trotz seiner Körperschwäche und den herannahenden Tod selbst zu machen. Allein er erlebte die Vollziehung seines Beschlusses nicht mehr, der Todesengel rief ihn in der Mitte seines schönen Werkes ‚über die Unsterblichkeit der Seele' ab, und führte ihn in das Land der Vergeltung.

Wir sind nun damit beschäftigt, das Werk zu seiner Ehre und zu seinem Ruhme auszuführen, sehen uns aber von allen Seiten durch Nachdrucker und unrechtmäßige Verleger seines und jetzt unseres heiligen Eigenthums bedroht, und beeinträchtigt. Die Fürsten des südlichen Deutschlands, namentlich Bayern, Würtemberg und Baden haben uns für ihre Lande, wo der Nachdruck vorzüglich herrschte, Privilegien für die Herausgabe der Gesammtwerke, gleichwie dem Dichter Goethe, gegeben, allein, da neuerlich in den Königlich Sächsischen Staaten Ankündigungen aller Art von einzelnen Sammlungen geschehen, die man, ohne unsere Zustimmung will drucken lassen,[1]) so sehe ich mich genöthigt, Ew. Königlichen Majestät Gnade und Schutz dagegen anzurufen.

Die Werke meines verehrten seeligen Mannes, werden zu Ostern 1826 bei dem Buchhändler Georg Reimer in Leipzig unter dem Titel:

‚Jean Pauls sämmtliche Werke'

in 60 Bänden herauskommen. Diese Unternehmung, die nebst der Ehre für den verewigten Mann, welcher vierzig Jahre seines Lebens mit beispielloser Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit für die Verbreitung der Wahrheit und des Rechts nur lebte und der keinen andern Genuß kannte, als über Gott und Unsterblichkeit nachzudenken, soll zugleich den Unterhalt und das Glück seiner Familie begründen, darum flehe ich zu Ew. Königlichen Majestät unnachahmlicher Menschenliebe und Gerechtigkeit, uns ein Privilegium gegen den Nachdruck der sämmtlichen Werke Jean Pauls, für einen Zeitraum von zwanzig Jahren in Ihren Königlichen Staaten allerhuldreichst angedeihen zu lassen.

Gott erhalte Eurer Königlichen Majestät theures verehrungswürdiges Leben bis auf den höchsten Punkt menschlicher Jahre, und lasse Sie mit göttlicher Milde und Nachsicht den verwegenen Schritt einer Unglücklichen verzeihen."

Das Privileg wurde unterm 22. November 1826, wie das Goethesche: kostenfrei und ohne Ablieferung der fünfzehn üblichen Freiexemplare erteilt.

Die unmittelbare Veranlassung zur Einbringung dieses Majestätsgesuches war eine Ankündigung des Leipziger Buchhändlers Ernst Klein, der eine Aus-

1) In einem der Ueberreichungsschreiben der Richter an den k. s. Kabinetsminister Detlev Grafen von Einsiedel vom 2. Februar 1826 heißt es:
„Schon geschehen in Sachsen von allen Seiten Anzeigen von Herausgabe seiner Biographie, von Auszügen aus seinen Werken, die uns sehr zum Nachtheil gereichen müssen . . .
Möchte mir jetzt die Fürsprecherin und Freundinn nicht fehlen, die Frau Geheimräthin von Ende, welche durch ihre warme Darstellung von den individuellen Verhältnissen eines Mannes, dem sie so lebhafte Beweise der Achtung und Verehrung gegeben, Ihre durch große Staatsangelegenheiten in Anspruch genommene Aufmerksamkeit ein wenig zu unserm Vortheil zu rühren im Stande wäre." Ein anderes, bezügliches Schreiben an denselben datiert vom 7. April 1827. Alle sind auf Quart, mit schöner Hand, geschrieben.

wahl aus Jean Pauls Werken veranstalten wollte. Gleichzeitig erließ Frau Richter eine Erklärung gegen diesen Plan, welche hier aus der Leipziger Zeitung 1826 Nr. 39, S. 381 f. wiederholt wird:

„Erklärung. Ohne mein Vorwissen und ohne meine Genehmigung hat Kleins Comptoir in Leipzig eine ‚Auswahl von Jean Pauls Schriften in 6 Bänden,' unter der Voraussetzung angekündigt, daß sobald eine Gesammtausgabe von Jean Pauls Werken nicht erscheinen werde. Ich halte daher für nöthig, zur Warnung des Publikums öffentlich anzuzeigen, daß diese Voraussetzung ungegründet ist; indem schon zu Ostern dieses Jahres die erste Lieferung von Jean Pauls Schriften in fünf Bänden erscheinen, und von Vierteljahr zu Vierteljahr eine gleiche Anzahl von Bänden nachfolgen wird. Unter diesen Umständen hoffe ich, daß Kleins Comptoir von selbst dem unberechtigten Unternehmen, einzelne Schriften meines verewigten Mannes herauszugeben, entsagen wird, gegen welches ich übrigens die geeigneten Maßregeln ergreifen werde.

Baireuth, den 7. Februar 1826.

Die Witwe Jean Pauls."

Durch diese Erklärung fühlte sich Klein beleidigt und beschwerte sich darüber; eine Entgegnung desselben beanstandete der Zensor Beck. Dieser sollte schließlich die bedenklichen Stellen Klein zum Aendern anheim geben. Darüber verging längere Zeit. Die Familie hielt es nach Jahresfrist für notwendig, sich abermals an den König von Sachsen zu wenden. Das folgende Gesuch der Wittwe ist vom 7. April 1827 datiert:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster König und Herr,

Eurer Königlichen Majestät danke ich allerunterthänigst und ehrerbietigst für das Privilegium, welches Sie mir und meinen Kindern zur Unterstützung der Herausgabe von den Gesammtwerken meines verewigten Mannes und zum Schutz gegen den Nachdruck derselben in Gnaden huldvoll verliehen haben. Da aber dieser in den Staaten Ihrer Königlichen Majestät durch ein, nur wenig verschleiertes Nachdrucksunternehmen vereitelt und mein Privilegium wirkungslos gemacht werden soll und zum Theil schon gemacht ist: so muß ich nothgedrungen von Neuem unmittelbar zu Eurer Königlichen Majestät Gnade und hoher Gerechtigkeit meine Zuflucht zu nehmen, mich erkühnen.

Es hat nämlich der Buchhändler Ernst Klein in Leipzig eine Druckschrift in sechs Bänden unter dem Titel:

‚Jean Paul. Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen'

seit länger, als einem Jahre angekündigt und ungeachtet er von dem rechtmäßigen Verleger der sämmtlichen Werke Jean Pauls ermahnt worden war, von seinem unrechtmäßigen Unternehmen abzustehen: so hat er doch vor Kurzem, den ersten Theil dieses Nachdrucks mit der Ankündigung erscheinen lassen, daß der zweite ungesäumt nachfolgen soll. Dieser erste Theil enthält viel mehr als das, was man gewöhnlich unter Auszügen versteht, nämlich mehr, als einzelne Sentenzen, Aphorismen, Bemerkungen, Ermahnungen, die aus dem Ganzen eines Werks entnommen sind, aber nicht selbst ein solches Ganzes ausmachen.

Für ein Ganzes muß aber jeder Aufsatz, jede Abhandlung, jede Schrift — ohne Rücksicht auf die Bogenzahl — angesehen werden, welche irgend eine Materie, irgend ein Thema poetisch oder philosophisch oder historisch u. s. w. behandelt und ausführt. Jede solche Schrift und Abhandlung kann nur aus wenigen oder mehreren Seiten oder Bogen bestehen und macht, mag sie auch

noch so klein sein, eben so gut ein Werk des Schriftstellers, ein in sich abgeschlossenes Ganzes aus, als eine Schrift, die aus einem oder mehreren größeren oder kleineren Bänden besteht.

Wenn nun von Auszügen die Rede ist: so darf nicht mehr, als aus dem letzteren, aus jenen kleineren Schriften entnommen werden, nämlich nichts mehr, als einzelne Gedanken, Aussprüche u. s. w.; aber sie dürfen nicht vom Anfange bis zum Ende ab-, das ist nachgedruckt werden.

Machte die geringere Seiten- oder Bogenzahl einer Schrift oder eines gedruckten Aufsatzes, der als ein Ganzes anzusehen ist, den Nachdruck erlaubt: so würden die Werke eines der berühmtesten deutschen Autoren, Hamanns, die nur aus kleinen Heftchen bestehen, in den Staaten Eurer Königlichen Majestät dem verbotenen und verpönten Nachdruck preisgegeben werden können. Demungeachtet hat der Buchhändler Klein in dem erwähnten ersten Bande seiner unrechtmäßigen Druckschrift nicht etwa bloß Auszüge im eigentlichen Sinne des Worts mitgetheilt, sondern ganze Aufsätze, wie mir der Verleger der Gesammtwerke, Buchhändler Reimer zu Leipzig und Berlin, angezeigt hat, unabgekürzt und vollständig aufgenommen; mithin einzelne kleinere Werke meines verewigten Mannes nachdrucken lassen. Diesen Nachdruck hat er zu verhüllen gesucht durch die Verheißung des

‚Gediegensten und Schönsten aus Jean Pauls Schriften und Aufsätzen‘,

gleichwie er auf der anderen Seite das unterrichtete Publikum durch den ersten Theil des Titels

‚Jean Paul‘

in Versuchung führen und ihm die Meinung beibringen zu wollen scheint, daß durch sein dargebotenes, trügliches Nachdrucksepitome der Besitz der eigentlichen Werke Jean Pauls entbehrlich gemacht werde.

Wenn auch, in Ermanglung eines ausdrücklichen Verbots in den Staaten Eurer Königlichen Majestät, sogenannte Auszüge im eigentlichen Sinne des Wortes und deren Zusammenstellung in besonderen Druckschriften geduldet sein sollten: so kann doch unmöglich diese Duldung auf den Abdruck ganzer Abhandlungen und kleiner Werke von wenig Seiten oder Bogen auf kleinere Schriften, die ein Ganzes ausmachen, ausgedehnt werden, indem ein solcher Abdruck nichts weiter ist, als wirklicher Nachdruck und dessen Bewerkstelligung nichts, als eine Verspottung der Gesetze, die ihn verbieten, sowie in Beziehung auf die Gesammtwerke Jean Pauls und auf das, mir und meinen Kindern allergnädigst verliehene Privilegium nichts, als eine Verspottung des letzteren.

Diese freche Verspottung hat der Buchhändler Klein noch weiter getrieben, indem er, in einer überall öffentlich verbreiteten Ankündigung, von dem Erscheinen des ersten Bandes seines Nachdrucks ausdrücklich erklärte, daß sein Unternehmen ‚in dem, für litterarisches Eigenthum so guten sächsischen Gesetze begründet sei.‘

Das litterarische Eigenthum meines verewigten Mannes und seiner hinterlassenen Familie, eben das litterarische Eigenthum, welches Eure Königliche Majestät durch ein huldvoll verliehenes Privilegium zu sichern die Gnade für uns hatten, nennt er nun deswegen das Seinige, weil er unverkürzt ganze, vollständige Abhandlungen und Aufsätze oder Das, was er aus den kleineren Werken Jean Pauls von seinem unrechtlichen Helfershelfer hat auswählen lassen, nachgedruckt hat.

Unter diesen Umständen mußte ich es wagen, mit aller Freimüthigkeit die unangenehmen, schädlichen und gleichsam rechtlosen Verhältnisse zu Eurer Königlichen Majestät Kenntniß zu bringen, in welche ich durch das trügliche und

unseren Vortheil vernichtende Unternehmen des Buchhändlers Klein versetzt worden bin, und, weil Gefahr beim Verzug ist, unmittelbar bei Eurer Königlichen Majestät um Beschützung des mir verliehenen Privilegiums und um allergnädigste Verfügungen zur Unterbrechung des Kleinischen Unternehmens allerunterthänigst und mit dem größten Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe Eurer Königlichen Majestät demüthigst zu bitten.

Die Wohlthat, welche Ihr Königliches Herz, durch die Erhörung meiner früheren Bitte, den Nachkommen Jean Pauls, deren ganzer irdischer Wohlstand von der ungefährdeten Herausgabe der Werke ihres Vaters abhängt, werden Sie erhöhen und verdoppeln durch die gnädige Gewährung meiner Bitte."

Frau Richter wurde mit ihrer Forderung auf den Rechtsweg verwiesen. Ob sie ihn eingeschlagen habe, ist aus den gegenwärtig vorliegenden Akten nicht ersichtlich. Kleins Unternehmen zu hindern gelang ihr jedenfalls nicht; Goedekes Grundriß verzeichnet: „Das Schönste und Gediegenste aus Jean Pauls verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgewählt, gesammelt und geordnet. Nebst Leben, Charakteristik u. s. w. Leipzig 1827—37. XII. 8. Band 1—4 von A. Gebauer, 5 anonym von Ernst Klein, 6—8 Dörings Biographie, 9—12 von H. G. Numsen."

Dresden-Blasewitz. Theodor Distel.

Ein Urteil Carl Matthaeis über Frankfurt.

Schon in gar Manchem — es sei hier nur an W. Kaulbach erinnert — stieg, wann er Frankfurt a. M. kennen lernte, die Frage auf: Wie war es möglich, daß in dieser Stadt ein Mann wie Goethe auferstehen konnte?

Zu den Urteilen von Zeitgenossen Goethes über Frankfurt gehört folgendes. Es stammt aus der Feder Carl Matthaeis, des ruhelosen Wanderers, und findet sich in einem ungedruckten Briefe des Genannten an Lavater vom 1. Februar 1786.

Matthaei[1]) schreibt in diesem Briefe:

„In Frankfurt wo ich nun gewiß zehnmal war, ist mir immer die nämliche Empfindung wiedergekommen. Nie hab ich an einem Ort so viel kaufmännischen Kleingeist und alles, was daraus herkommt, gefunden, als hier, und was ich sehe und genieße, fühle ich bis zum Eckel, daß es ersäuft in diesem Unflat, und nie aus Frankfurt oder in Frankfurt was Großes oder Besseres entstehen kann."

Gernsbach. Heinrich Funck.

1) Ueber ihn vgl. Carl Scherer, Carl Matthaei, Goethe-Jahrbuch 15 (1894), 216—244 und Heinrich Funck, Die Wanderjahre der Frau von Branconi, Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte November 1895. — Der Beobachtungsgabe Matthaeis wird gedacht in der Handbibliothek für Freunde von J. K. Lavater, 5 (1791), 306.

Recensionen und Referate.

Lange K., Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Leipzig. Veit & Comp. 1895. 80 S.

Der Gegenstand der kleinen, aber sehr interessanten und gehaltvollen Schrift, welche, bis auf den beträchtlich erweiterten Schluß und geringfügige Aenderungen des Wortlautes, Konrad Langes Antrittsvorlesung in Tübingen wiedergiebt, deckt sich zum großen Teil mit demjenigen der Altschen Abhandlung über das Charakteristisch-Schöne, die vor Kurzem eine eingehende Besprechung in dieser Zeitschrift erfahren hat. Das damals Beigebrachte enthält daher auch schon vielfach die Gesichtspunkte für eine Kritik des Langeschen Vortrags. Da zahlreiche Erscheinungen, welche der Tübinger Kunsthistoriker aus seinem neuen Prinzip herzuleiten versucht, mit den von Alt erörterten und als Ausflüsse des Hutcheson-Zimmermannschen Prinzips dargestellten Thatsachen zusammenfallen, so müßte dieses letztere offenbar für überflüssig und somit wertlos erklärt werden, wenn Langes Anschauung für sich allein schon ein vollkommenes, keinerlei Dunkelheit zurücklassendes Verständnis brächte, und umgekehrt hätte man diese Anschauung wenn nicht als falsch, so doch mindestens als unzulänglich, das fragliche Problem nicht ganz und restlos erschöpfend zu betrachten, falls sich nachweisen ließe, daß Hutchesons und Zimmermanns Auffassung des Reizes charakteristischer Darstellungen bleibenden wissenschaftlichen Wert hat. Einen solchen Nachweis zu liefern war die ausführliche Anzeige jenes Altschen Schriftchens bemüht und darum darf die Recension der Vorlesung Langes wohl auf diese Anzeige sich zurückbeziehen.

Es sind freilich durchaus verschiedene Seiten an ein- und derselben Sache, auf welche die beiden Aesthetiker ihr Augenmerk richten, so daß die Verschiedenheit ihres Ergebnisses kaum Wunder nehmen kann. Stellt die Uebereinstimmung des Vor- und des Nachbildes als zweier im Bewußtsein vorhandener und eben vermöge ihrer teilweisen Gleichheit Lust gewährender Ideen das Moment vor, an welches sich Hutcheson und seine Nachfolger bei Deutung der charakteristischen Schönheit halten zu müssen glauben, so betrachtet Lange wohl in erster Linie das Verhältnis dieser zwei Ideen zur realen Welt und zieht er offenbar zunächst den Umstand in Erwägung,

daß im Augenblicke des Kunstgenusses das künstlerische Nachbild durch unmittelbare Sinneseindrücke hervorgerufen, von Seiten eines wirklichen, äußeren Gegenstandes, des Kunstwerks, erzeugt wird, während das mit ihm zu vergleichende Vorbild nur als Erinnerungsvorstellung gegenwärtig ist. Würde also der Kunstgenießende auf diese wahre psychologische Natur des Vorbildes vergessen, würde er glauben, es wirklich vor sich zu sehen, so fiele er einer Täuschung, einer Illusion anheim, und eine solche Illusion meint Lange faktisch annehmen zu dürfen, indem er zu jenen Thatsachen noch die Auffassung hinzufügt, daß es für die Kunstbetrachtung mit dem bloßen Zusammenhalten von Vor- und Nachbild nicht abgethan sei, daß vielmehr zum ästhetischen Genuß eine Art förmlicher, wenn auch nur momentaner Verwechselung der Kopie mit dem Original, der Darstellung mit ihrem Vorwurf oder Objekte, somit, da gerade die ächte Kunst bloß Aehnlichkeiten giebt und nicht auf Täuschungen ausgeht, welche derartige Verwechselungen begünstigten, eine absichtliche, jedoch im nächsten Augenblicke wieder richtig gestellte Verwandlung des künstlerischen Erzeugnisses in den Gegenstand selber gehöre, wie sie die Einbildungskraft vornimmt. Und eben dieser Akt der Phantasie, welche solcherart das Bild zur Sache ergänzt, dieses Wechselspiel der Erzeugung und Wiederauflösung einer Illusion, nicht aber das einfache Vergleichen ähnlicher Vorstellungen ist nach Lange der Quell unserer ästhetischen Freude an Kunstwerken.

Das eigentümliche Interesse der Langeschen Betrachtungsweise liegt nun vor allem darin, daß sie ihr Urheber auch auf die nichtnachahmenden Künste, wie Architektur, Musik, lyrische Poesie, anwendbar findet. Ist nämlich die letztere Gruppe von Künsten in der That nicht eigentlich und dem strengen Wortsinne nach darstellend oder nachbildend, so ist sie doch gefühl-, stimmungerweckend: auch hier fehle es also, meint Lange, nicht an der Illusion und dem sie schaffenden Phantasieakte; nur beruhe derselbe in dieser Gruppe auf dem Wachrufen von Stimmungen, Gefühlen, welche, da ihnen eine reale Basis abgehe, von dem Verfasser mit früheren Aesthetikern als „Scheingefühle" bezeichnet werden. Auf solche Art gelingt Lange das fast unmöglich scheinende Kunststück, die Principien von Hutcheson und von Dubos zusammenzuschmelzen, eine Formel zu finden, welche neben den Erscheinungen des Gefallens an der künstlerischen Naturnachbildung auch den Reiz der Gefühlsweckung seitens der verschiedenen Künste umfaßt, und da der Verfasser, wie seine Entwickelungen zeigen, beinahe ausschließlich Kunstwerke im Auge hat, deren Gegenstände beseelte, lebendige Wesen sind, Kunstwerke also, bei welchen die Erzeugung der Illusion mit der phantasiemäßigen Beseelung des Gebildes Hand in Hand geht und diese letztere, ohne die sie nicht vollständig wäre, geradezu in sich begreift, da ferner selbst das gänzlich Leblose von der Einbildungskraft mit Leben ausgestattet, vermenschlicht, als empfindend vorgestellt werden kann, so bringt er auch noch

die Vischersche Beseelung, das oft genannte „Einfühlen" — er selbst bedient sich gelegentlich dieses Wortes — in dem weiten Mantel seines kunstästhetischen Grundsatzes unter.

Könnte nun diese Vielseitigkeit der Leistungen ein günstiges Vorurteil für das Langesche Princip schaffen — eine Erklärung ist ja gewiß um so wichtiger und wertvoller, je mehr Einzelthatsachen sie begreiflich macht —, so unterliegt die ganze Vorstellungsart doch einigen ernsthaften Bedenken. Vor allem stößt schon die Durchführung der Centralidee auf Schwierigkeiten. Nicht, daß der Illusionsakt als lusterzeugend einfach hingenommen werden muß, ohne daß ersichtlich würde, wie und warum denn Lustgefühle aus solchem Spiele der Einbildungskraft entspringen, ist die Hauptschwierigkeit — denn schließlich muß sich auch der Vertreter des Hutchesonschen Princips dabei beruhigen, daß das Wohlgefallen an dem Zusammenstimmen von Vor- und Nachbild erfahrungsgemäß feststeht, ja, bei jeder Verknüpfung emotioneller mit repräsentativen Erscheinungen heißt es sich im Grunde an derlei letzten, nicht weiter erklärbaren Thatsächlichkeiten genügen lassen —: aber der Gedanke der „bewußten Illusion", der absichtlichen, daher sofort wieder korrigirten, dann neuerdings hervorgerufenen und abermals aufgehobenen, kurz im Schaukelgange der freiwilligen Erzeugung und Wiederauflösung längere Zeit hin- und herwogenden „Verwechselung" ist an und für sich etwas, dessen Möglichkeit von der Psychologie gewiß nicht ohne Weiteres zugestanden werden kann. Als der bestechendste Rechtfertigungsgrund für die fragliche Auffassung, auf den hinzuweisen Lange in der That nicht unterläßt, erscheint wohl das Spiel der Kinder, welche sich daran vergnügen, leblose Dinge durch ihre Phantasie in lebendige umzuwandeln, und deren Verhalten diesen Objekten gegenüber auf der einen Seite zum Mindesten die Frage nahelegt, ob bei ihnen nicht wirklich, wenigstens zeitweilig, eine „Verwechselung" der Phantasieschöpfungen mit Realitäten platzgreife, während es andererseits keinen Zweifel gestattet, daß die Illusion hier eine absichtliche, nach Willkür jederzeit wieder aufzuhebende und zugleich ein reicher, fast unversieglicher Quell sehr intensiver Lustgefühle ist. Ob man nun aber, selbst wenn jene Frage bejahend zu beantworten, das Spiel der Kinder sonach in einer der Langeschen Hypothese günstigen Art zu deuten sein sollte, diese kindliche Verfassung des Intellekts auch dem an gelungener Darstellung sich erfreuenden Kunstbetrachter zumuten darf, bleibt doch noch immer recht fraglich, und so lange, bis hierüber Gewißheit erlangt worden, ist auch die Vorstellung, daß „der künstlerische Genuß" sich „als eine Art schwankender, schwebender Zustand, als ein freies und bewußtes Schweben zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Ernst und Spiel" darstellt, daß er „in einem fortwährenden Hinundherpendeln zwischen Realität und Schein, zwischen Ernst und Spiel" besteht, nichts weniger als unanfechtbar.

Ein zweites Bedenken gegen die Haltbarkeit der Theorie Langes flößen die quantitativen Verhältnisse zwischen dem Maaße der jeweils erforderten Phantasiethätigkeit und dem Grade des genossenen Vergnügens ein, welches letztere ja bekanntlich bis zu einer gewissen Grenze wächst, wenn die Stärke des Imaginationsaktes, an der Größe der von ihm vollzogenen Umwandlung des Bildes zum Objekte gemessen, abnimmt. Eine solche umgekehrte Proportionalität scheint sonderbar, wenn in der freien Bethätigung der Phantasie der Grund des künstlerischen Genusses liegen soll. Indessen könnte man mit dieser Schwierigkeit allenfalls fertig werden durch den Hinweis auf die Erzeugung der Illusion als das Ziel der in der Kunstbetrachtung sich entfaltenden Phantasie-Thätigkeit, mit dessen Erreichung diese erst eine wirkliche Lustquelle zu werden anfängt, und durch die sich hierauf stützende Erwägung, daß eine vermehrte Anspannung der Einbildungskraft dem Kunstgenuß aus dem Grunde nicht nützen, sondern nur abträglich sein kann, weil sie mit einer Vermehrung der Hindernisse für das Hervorrufen der Illusion zusammenfällt. Bloß das Ins-Spiel-Kommen der Phantasie überhaupt wäre darnach notwendig, damit nicht etwa an Stelle der bewußten Selbsttäuschung eine ernsthafte Täuschung oder Verwechselung statt hat; im Uebrigen dürfte, ja müßte die Darstellung ihrem Gegenstande möglichst nahe kommen, so daß Langes warme, namentlich zum Schlusse der Schrift hervortretende Sympathie für die realistischen und naturalistischen Kunstrichtungen nicht weiter auffallen oder Befremden erregen kann.

Darauf, daß das Princip der bewußten Selbsttäuschung von vorneherein nur auf Erscheinungen des Kunstbereiches Anwendung fordert und gestattet, während sich aus dem Princip Hutchesons auch die Reize charakteristischer Naturschönheit ergeben, soll hier kein besonderes Gewicht gelegt werden: es wäre ja immerhin möglich, daß Kunst- und ästhetischer Naturgenuß zwei völlig verschiedene Dinge vorstellten, daß das Wohlgefallen an einem im zoologischen Garten, in der Menagerie oder im Museum uns leibhaftig entgegentretenden charakteristischen Exemplar einer Tierform aus ganz anderen psychologischen Quellen entspränge als die Freude, welche uns die gelungene, alle wesentlichen Artmerkmale glücklich ausprägende Darstellung dieser Tierspecies auf irgend einem Bilde einflößt. In unverkennbarer Weise jedoch zeigt sich das fragwürdige der Langeschen Auffassung wieder dort, wo sie dem Illusionsprincip, das zunächst die Lust an den Nachbildungen erklärt, auch die Phänomene der künstlerischen Gefühlserweckung unterordnet. Eine Illusion von Gefühlen ist strenge genommen ein Unding, da das Gefühl als ausschließlich subjektiver Zustand immer auf volle Realität Anspruch machen kann; auch der Ausdruck „Scheingefühle" darf daher nur in ganz bestimmtem Sinne, mit Rücksicht auf Verhältnisse der gefühltragenden Vorstellungen, gebraucht werden, und wenn der

Verfasser pleonastisch gar davon redet, daß durch das Kunstwerk „Scheingefühle, allgemeine Scheinstimmungen" „vorgetäuscht werden", so beweist dies bloß die große Unklarheit, welche bei vielen Kunstästhetikern in diesem Punkte herrscht. Für eine exakte Psychologie könnte es sich lediglich darum handeln, ob die nach der Bezeichnungsweise der englischen Aesthetik nicht „imitativen", sondern vorwiegend „effusiven" Künste außer den „Stimmungen" auch Ideen, wenngleich dunkle, verschwommene, entstehen lassen, die in Bezug auf den Grad ihrer objektiven Gültigkeit meßbar sind, und ob ferner solche Ideen unter Umständen, indem sie eine nicht vorhandene Wirklichkeit dem Bewußtsein vorspiegeln, den Charakter wahrer Illusionen annehmen können. Diese die Ausdehnung des Langeschen Princips rechtfertigende Vorstellungsbasis scheint nun bei den ästhetischen Wirkungen der Architektur unzweifelhaft vorhanden: die sehr schönen und lehrreichen Beispiele, welche der Verfasser aus dem Gebiete dieser Kunst bringt, betreffen ganz bestimmte, durch Architekturformen wachgerufene Ideen von Thätigkeiten lebender Wesen, an die sich dann freilich naturgemäß auch jene Gefühle oder Stimmungen heften, von welchen die Ausübung der fraglichen Thätigkeiten beim Menschen begleitet ist. Es würde zu weit führen, wenn hier untersucht werden sollte, ob derlei Gefühle — „statische und dynamische Scheingefühle" nennt sie Lange —, die wir thatsächlich in die Werke der Baukunst hineinlegen, ihren Namen nicht mit Unrecht führen, weil sie zum größten Teile keineswegs „Gefühle" im Sinne der Psychologie, d. h. Lust- und Unlustzustände, sondern Empfindungen, nämlich Muskel-, Sehnen- und sonstige Kraft-, Druck- oder Spannungs-Empfindungen wären; auch das mag dahingestellt bleiben, ob es zulässig ist, eine bewußte Illusion in diesen Fällen zu behaupten, da doch die Erfüllung des Steins mit Lebensregungen überhaupt, mit allgemein vitalen Funktionen ganz unbewußt und unwillkürlich stattfindet, eine Hineindichtung des Menschen in die Formen des Bauwerks aber, wie sie sich allenfalls in bewußter Weise vollziehen könnte, wohl schwerlich je mit solcher Bestimmtheit und Klarheit erfolgt, daß eine förmliche Illusion zu Stande käme, ob also die im Doppel- oder Mischbegriffe der bewußten Illusion — vorausgesetzt, daß dieser Mischbegriff nicht schon an sich ein Mißbegriff ist, — enthaltenen Momente: der „Bewußtheit" und der „Illusion" hier beide zugleich in Anwendung gelangen können. Für gewisse Architekturwirkungen alles zugegeben, dessen Lange bedarf, bleiben noch immer die anderen ästhetischen Faktoren der Baukunst und bleibt die ganze, wichtige Kunst der Musik übrig, deren Stimmungen sich zwar auch an Ideen anknüpfen, um so mehr, d. h. an um so deutlichere Ideen, je mehr diese Stimmungen oder atypischen Affekte die Farbe der echten, typischen Affekte an sich tragen, bei welcher jedoch die trotzdem fast stets noch vorhandene große Verschwommenheit der gefühltragenden Vorstellungen das Herbeiziehen des Illusionsgedankens sicherlich in hohem Maße erschwert.

Musik und Lyrik verhalten sich in diesem Stücke eben sehr ungleich. Für die Lyrik ist die Illusion recht wohl vorstellbar, soferne sich der Leser oder Hörer in den Zustand des Dichters versetzt: — welche bewußte Täuschung aber Derjenige in sich hervorrufen soll, der sich dem Genusse eines Tanzstückes oder sonst einer leichten, anspruchslosen Melodie hingibt, dürfte wohl Lange selber kaum zu sagen wissen.

Der Verfasser bemerkt einmal vortrefflich, daß „der künstlerische Genuß ein sehr zusammengesetztes Ding" sei, daß man „ihn im einzelnen Falle nie mit einem bestimmten Schlagwort abthun" könne. Der Reiz der bewußten Selbsttäuschung gilt ihm daher nur als „der vornehmste" von allen denjenigen, welche zu diesem Genusse mitwirken und worunter „der rein formale Reiz" in der Musik, „der Reiz des Inhalts" in der Poesie nach Langes ausdrücklicher Hervorhebung eine bedeutsame Rolle spielt; die Selbsttäuschung mittelst der Phantasie macht bloß „den eigentlich dominierenden Reiz" aus, so daß sie „nicht ein Reiz unter vielen, sondern der erste, der herrschende, gewissermaßen der Centralreiz" wäre. Aber angesichts jenes Zugeständnisses muß man fragen, ob es denn wirklich nötig oder auch nur wünschenswert ist, überhaupt nach einem solchen, alle Künste verbindenden Centralreize zu suchen, der dann die heterogensten ästhetischen Principien, das Hutchesonsche und das Dubossche, sozusagen unter einen Hut bringt. Die Betrachtungen, von welchen Langes Schriftchen den Ausgang nimmt, stellen es völlig außer Zweifel, daß er in seiner Conception wesentlich durch das Zusammentreffen der Folgerungen, die sich aus derselben für die Abgrenzung des Gesamtbereichs der schönen Künste ergeben, mit Demjenigen, was das gebildete künstlerische Gefühl unserer Zeit in Bezug auf diese Abgrenzung vorschreibt, bestärkt, wo nicht gar etwa durch die negative Seite dieses Verhältnisses, nämlich dadurch, daß er bei Kunstproduktionen, denen der geläuterte Zeitgeschmack die Anerkennung von Leistungen wahrhafter Kunst weigert, das Moment der Illusion vermißte, auf seinen Kardinalgedanken hingeführt worden ist. Es frägt sich also, ob für jene durch die künstlerische Bildung der Gegenwart geforderte Umschreibung des Gebietsumfanges der schönen Kunst, für die Ausschließung der Gartenkunst, der Pyrotechnik, des Ballets und dergleichen, nicht noch andere Motive ausschlaggebend sein können, und da scheinen sich denn in den Vorstellungen einer gewissen Geistigkeit, die wir mit dem ächten Kunstwerke verbinden, in dem Verlangen größerer Phantasiebegabung und höherer Bildung, das wir dementsprechend an den Künstler stellen, solche Motive in der That auf das Ungezwungenste darzubieten. Die Unsicherheit aber, welche trotz alledem noch bezüglich der Entscheidung, ob gewisse Produktionen als ächt künstlerische anzusehen sind oder nicht, in vielen Fällen zurückbleibt, spricht gewiß nicht für das fixe, einheitliche Kriterium. So wird z. B. die edelste und ernsteste Auffassung der Kunst heute wohl nur den Dichter oder Komponisten als

den wahren Künstler in Hinsicht auf das Drama und die Musikschöpfung gelten lassen, in dem Schauspieler und Virtuosen dagegen bloß lebende Darstellungsmittel erblicken, während es andererseits doch noch immer nicht an Vertretern der Anschauung fehlt, die auch diesen ausführenden Personen den Rang und Titel eigentlicher Künstler, womit sie von der Volks- und Journalsprache ja bekanntlich sogar vorzugsweise geschmückt werden, nicht vorenthalten zu dürfen glaubt. Zur Erledigung dieser Streitfragen trägt aber das Langesche Princip, welches das Vorhandensein wirklicher Kunst von einem bestimmten Gepräge des „künstlerischen Genusses" abhängig macht, offenbar gar nichts bei: denn hier handelt es sich eben um die Leistungen von Personen, die sich an der Herstellung ein und desselben Kunstwerkes beteiligen, somit auch — nur in verschiedenem Maße und durch verschiedene Specialthätigkeiten — daran mitwirken, uns ein und denselben künstlerischen Genuß zu verschaffen. Die Sonderung der Kunst von anderen Lebensgebieten, wie Religion, Wissenschaft, jedoch wird schon durch den eigentümlichen Zweck der ersteren zur Genüge ermöglicht, dadurch, daß die Kunst auf Erzeugung specifisch ästhetischer Gefühle abzielt oder, was dasselbe ist, bei den sie Aufnehmenden ein Verhalten beansprucht, welches der Verfasser im Wesentlichen richtig und übereinstimmend mit der ganzen modernen Aesthetik als Zustand der Loslösung von den praktischen Lebensinteressen bestimmt.

Zweierlei predigt durch ihre Schwächen sehr eindringlich die so geistvolle Langesche Hypothese. Erstens läßt sich aus ihr die Lehre ziehen, daß die Wissenschaft vom Schönen eine solide Psychologie als Grundlage benötigt, daß der Aesthetiker ohne genaue und sorgfältige psychologische Untersuchungen nicht zu sicheren Ergebnissen gelangen kann; zweitens muß sie wohl auch die Ueberzeugung beibringen, daß es für die Kunstästhetik nicht angeht, sich zu isolieren, sich bloß auf ihren nächsten, unmittelbaren Gegenstand zu beschränken, weil die überaus complicierte Natur der Phänomene des „künstlerischen Genusses" nur durch die Erforschung einfacherer, teils schon in der ästhetischen Naturbetrachtung gegebener, teils eigens erst zum Zwecke des psychologisch-ästhetischen Versuchs herbeizuführender Verhältnisse faßlich wird. Ein Schriftsteller des jungen Deutschland, Theodor Mundt, hat sich seinerzeit darüber lustig gemacht, „daß Kant, wenn er vom Schönen spricht, meistenteils an schöne goldene Dosen, schöne Ringe, schöne für einen Königsberger Professor seiner Zeit sich ziemende Schuhschnallen, oder auch an schöne Blumen und dergleichen dabei gedacht hat", und doch hat der Schöpfer der Vernunftkritik gerade durch sein verspottetes Vorgehen bewiesen, mit wie ächt wissenschaftlichem Geiste er auch an diesen Gegenstand herantrat, doch war gerade Das wirkliche Tiefe, was dem Hegelschüler als Trivialität und Oberflächlichkeit der Auffassung galt. Kunstästhetik zuerst und für sich allein treiben heißt einen Palast oder eine Kirche bauen wollen ohne Ahnung von den Elementen der Baukunst.

Zum Schlusse soll nicht verschwiegen werden, daß der Langesche Vortrag auch manche treffliche Ausführungen enthält, die mit dem Princip der „bewußten Selbsttäuschung" nicht notwendig zusammenhängen. Das schöne Raisonnement über die illusionsstörenden Elemente z. B. hat großenteils auch für denjenigen Gültigkeit, welcher den Reiz der künstlerischen Nachahmung im Sinne des Hutchesonschen Princips deutet: denn das Bewußtsein der Verschiedenheit von Vor- und Nachbild ist natürlich auch die unerläßliche Voraussetzung für das Zustandekommen einer Vergleichung. — Besondere Beachtung seitens der Fachleute verdient noch der ebenso kühne als originelle Versuch, die beiden bisher scharf getrennten, ja ganz unabhängigen, jedes Zusammenhangs entbehrenden Stylbegriffe, den Rumohrschen und den Winckelmannschen, einander näher zu bringen und dadurch zu verbinden, daß der historische Styl, also der Styl im Sinne Winckelmanns, aus der Ueberwindung eigenartiger technischer oder durchs Material bedingter Schwierigkeiten, wie sie zu Anfang einer Kunstepoche gegeben waren, und aus der nachherigen Fortpflanzung einer solchen typischen Ueberwindungsart, also einer Rumohrschen Stylgattung, auf dem Wege der Schultradition erklärt wird. Leider ist die Darlegung dieses Gedankens bei Lange sehr kurz und unausgeführt: aber schon die wenigen Sätze stellen der Kunstgeschichte eine neue, bedeutsame Aufgabe, nämlich durch eingehende Untersuchungen über die von den einzelnen Völkern im Anfang ihrer Kulturentwickelung hauptsächlich gepflegten Kunstgattungen, mit anderen Worten: über das von ihnen zuerst zu künstlerischen Darstellungen vorzugsweise benützte Material die Berechtigung und Durchführbarkeit des Langeschen Gedankens zu prüfen. — Kurz, Eines ist gewiß: ob das Princip der „bewußten Selbsttäuschung" künftighin sich bewähren und Anerkennung finden möge oder nicht, — wer immer an der Wissenschaft vom Schönen mitarbeiten will, darf die wertvolle, höchst anregende und ideenreiche Vorlesung Konrad Langes nicht unberücksichtigt lassen.

Graz. Hugo Spitzer.

Elster E., Die Aufgaben der Literaturgeschichte. Akademische Antrittsrede. Halle, Max Niemeyer. 1894. 80 S.

Der Recensent hat der Elsterschen Abhandlung gegenüber einen schweren Stand. Elster erklärt, daß er über denselben Gegenstand ein größeres Buch zu schreiben gedenke, und wie wir hören, ist er gegenwärtig mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt. Er spricht ferner in dem „Vorwort" die Befürchtung aus, daß sein Schriftchen, das wie alle Programmreden für die aufgestellten Behauptungen keine Beweise beibringen könne, von demselben Schicksal wie ähnliche Arbeiten ereilt und Angriffe erfahren werde, die aus Ideengängen hervorgehen, die den seinigen widerstreiten. Unter solchen Umständen nimmt auch der sachlichste Widerspruch

und die begründetste Kritik leicht einen gehässigen Beigeschmack an, der Recensent hat daher wohl das Recht sich zu fragen, ob die Elsterſche Abhandlung wirklich so bedeutend sei, daß er durch eine gründliche Prüfung ihres Inhalts sich dem Vorwurf der Böswilligkeit aussetzen solle. Wir heben daher nur hervor, daß Elster dem Literarhistoriker eine dreifache Aufgabe zuweist: die Erklärung des Einzelwerkes, die Beurteilung des Einzelwerkes und die Darlegung der historischen Zusammenhänge. Indem er das Wort „Erklärung" in einem doppelten Sinne nimmt, läßt er die erste Aufgabe wieder in zwei Teile zerfallen, in die Feststellung des Wortsinnes der kritisch gesäuberten Texte und in die historische und psychologische Erklärung, für welche ihm „die Entstehungsgeschichte als der beachtenswerteste Teil gilt." — Die für die Beurteilung dichterischer Werke dienenden Normen sucht er darauf selbständig abzuleiten. Er findet für die Darstellung des wirklichen Lebens zunächst die Norm der Lebenswahrheit — „der Dichter darf nichts darstellen, was der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Lebens widerspricht" — und die der Lebensfülle. Daraus, daß der dargestellte Inhalt ergründet werden soll, ergibt sich ihm ferner die Norm des national empfundenen und zeitgemäßen Inhalts. „Sehr oft", bemerkt Elster in diesem Abschnitt, „wird gegen das Gebot der Lebenswahrheit gefrevelt; Lessing hat in einigen der unanfechtbarsten Kapitel der „Hamburgischen Dramaturgie" (ich erinnere z. B. an die Besprechung der ‚Rodogune') gerade auch hierauf seine volle Aufmerksamkeit gerichtet." Unseres Erachtens läßt Lessing gerade hier viel von seiner sonstigen Schärfe vermissen, selbst wenn er in Bezug auf „Rodogune" in der Sache Recht haben mag. Lessing verwirft dort den Charakter der Cleopatra, „der wohl einmal, auch mehr als einmal, wirklich gewesen sein kann" (Stück 30), weil er eine „Ausnahme" und darum das minder Natürliche sei. Diese Verwerfung stützt sich im Grunde genommen auf allgemeine Erwägungen über den Frauencharakter und — das Gefühl des Kritikers: „Gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört sich das ganze Herz" u. s. w. Nicht viel anders begründeten auch klassisch gebildete Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts ihre Verurteilung der gewaltigen Charaktere Shakespeares. —

Weitere Normen gewinnt Elster durch Betrachtung der allgemeinen Gesetze der ästhetischen Anschauung und der besonderen aus den poetischen Darstellungsmitteln sich ergebenden Gesetze. S. 12 finden wir die Bemerkung, daß „durch die gefühlstiefe Erfassung des Stoffes ihm zugleich alles Zufällige und Kleinliche, das ihm ursprünglich eigen ist, abgestreift" wird, und lesen weiterhin, daß sich „aus dem Darstellungsmittel der Sprache die Norm rastloser Bewegung ergibt" (S. 19). Die Sprache, führt nämlich Elster aus, „reicht nicht aus zur sinnlichen Verdeutlichung materieller Dinge und reicht nicht aus zur letzten Ergründung

der Gefühle und Affekte" — die doch wohl auch nur Sache des Psychologen, aber nicht des Dichters sein kann. „Durch lange Beschreibungen können die natürlichen Schranken des Wortes nicht erweitert werden; es folgt daraus, daß die Poesie auf die umständliche (!) Schilderung äußerer und innerer Zustände verzichten und sich mit knappen Andeutungen begnügen muß, indem sie es unserer Phantasie überläßt, das Unausdrückbare zu ergänzen. Damit wird aber die Poesie auf die Darstellung äußerer und innerer Veränderungen als ihr unumschränktes Machtgebiet verwiesen" u. s. w. Derselbe Mangel haftet der Sprache wie als dichterischem, so auch als wissenschaftlichem Ausdrucksmittel an. Niemals aber scheidet der Verfasser zwischen wissenschaftlicher Analyse und dichterischer Darstellung seelischer Vorgänge. Rastlose Bewegung und Darstellung innerer Veränderungen finden wir in den psychologischen Romanen mancher Schriftsteller unseres Jahrhunderts, wie z. B. Stendhals: wer aber wird hier Poesie erblicken wollen?

Die dritte Aufgabe, die Schilderung des geschichtlichen Verlaufs der literarischen Ereignisse, kann nach Elster nur durch ausgedehnte Anwendung der vergleichenden Methode gelöst werden. Diese setzt immer eine genaue ästhetische Analyse der einzelnen Werke voraus, da immer nur die Teile, aus denen sich ein Kunstwerk aufbaut, mit denen eines anderen verglichen werden, um aus der Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit den historischen Zusammenhang zu ermitteln. Das Ziel der Vergleichung ist immer, das Neue, das der Dichter bringt, zu betonen. Die Vergleichung steigt von einfacheren Erscheinungen zu immer verwickelteren empor, von der einzelnen Schöpfung zu der Gesamtbethätigung eines Verfassers, einer Schule u. s. w.

Elster hat mehr philosophische Bildung als die meisten andern Literarhistoriker und liebt diese in der Sprache seiner Arbeit und den häufigen Anführungen Wundts zu zeigen.

Die Bemerkung (S. 4), „daß sich in jeder Schöpfung bestimmte Grundzüge von dem Gemüts- und Phantasieleben des Verfassers kundgeben, die keineswegs der wissenschaftlichen Forschung unzugänglich sind," steht so da, als ob nach dieser Seite hin die Forschung sich noch fast gar nicht versucht hätte. Nur für die Erkenntnis des Gemütslebens aus den Werken habe uns Schiller in der bekannten Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung vortreffliche Maßstäbe an die Hand gegeben. — Ueber die Frage nach der Phantasiebethätigung eines Dichters hofft dagegen Elster alle Aufschlüsse von der Psychologie; namentlich scheint es ihm sehr wichtig, ob ein Autor sich mehr durch anschauliche oder kombinatorische Phantasie auszeichne, wie jenes bei Goethe, dieses bei Schiller der Fall gewesen. Allein auch darüber, wie Phantasie und Intellekt eines Autors sich in seinen Werken spiegeln, hat man schon mancherlei Untersuchungen angestellt, und besonders sind hier die kritischen Arbeiten

Taines zu nennen. Taine, der übrigens trotz Wundt ein großer Philosoph ist, hat überhaupt unseres Erachtens diese Arbeiten am wissenschaftlichsten ausgeführt, indem er aus bestimmten Eigenschaften des Geistes und Charakters eines Dichters bestimmte Eigenschaften ihrer Werke ableitete, nachwies, wie diese mit ihren Vorzügen und Schwächen in der Persönlichkeit ihres Urhebers wurzeln. Hier ist übrigens die Bemerkung am Platz, daß eine wissenschaftliche Literaturforschung nicht bei der Feststellung der Thatsache stehen bleiben könnte, daß ein Autor sich mehr durch kombinatorische oder anschauliche Phantasie auszeichne, sondern daß sie zu zeigen hätte, wie dadurch die innere Beschaffenheit seiner Werke bestimmt wurde.

Jedoch wir brechen lieber ab, um nicht die zarte Empfindlichkeit des Herrn Verfassers durch kritische Einwände zu verletzen, „welche aus den seinigen grundsätzlich widerstreitenden Ideengängen hervorgehen."

Elster spricht (S. 4) das Bedauern aus, daß er für Forderungen, welche er vor Jahren aufgestellt hat, bei dem herrschenden Betrieb der literarhistorischen Forschung kein Entgegenkommen gefunden hat. Wir theilen dies Bedauern, da wir auf diese Weise die Reform der Literaturgeschichte nicht erlebt haben, die ein halbes Dutzend Arbeiten wie Elsters „Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos" zweifellos bewirkt haben würden.

Gießen. W. Wetz.

Volksliedersammlungen.

1) Böhme F. M., Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. I und II 1893. III 1894. 36 *M.*

2) Wolfram E. H., Nassauische Volkslieder. Nach Wort und Weise aus dem Munde des Volks gesammelt mit literarhistorischen Anmerkungen versehen und auf Veranlassung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Wiesbaden herausgegeben. Berlin, Verlag von Karl Sigismund. 1894. 4 *M.*

3) Treichel A., Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen. Danzig, Theodor Bertling. 1895. 3 *M.*

1) Die von Böhme besorgte neue Bearbeitung des Erkschen Liederhortes ist nun die umfänglichste, inhaltreichste und bedeutendste allgemeine deutsche Volkslieder-Sammlung, eine historisch-kritische Ausgabe der wertvollsten, schönsten, literarhistorisch denkwürdigsten oder kulturell interessantesten Volkslieder nach Wort und Weise vom Mittelalter bis in die neueste Zeit herauf. Gegenüber dem einzigen schmächtigen Bande des Erkschen Liederhortes vom Jahre 1856 (der nur neuere Lieder enthielt), bringt die neue Ausgabe in drei stattlichen Bänden an 3000 Lieder (wenn wir die Varianten mitrechnen) und ungefähr eben so viel Melodien. Der um die Durchforschung und Wiedereinführung der deutschen

Volkslieder hochverdiente Ludwig Erk hat ein halbes Jahrhundert lang von zahlreichen Freunden und Schülern unterstützt aus allen Teilen Deutschlands und aus den verschiedensten Zeiträumen etwa 12000 Lieder zusammengebracht. Da er durch seinen 1883 erfolgten Tod an der Vollendung seines Sammelwerks behindert wurde, beauftragte das preußische Kultusministerium den auf dem gleichen Gebiete schon altbewährten Forscher Böhme mit der Veröffentlichung einer Auswahl aus dem Erkschen Nachlasse. Böhme hat zur Durchführung dieser schönen, aber schwierigen Aufgabe sehr viel aus Eigenem beigesteuert. Er hat hiefür einen großen Teil seines „Altdeutschen Liederbuches" (1877) und seine für eine geplante neue Veröffentlichung vorbereiteten Sammlungen und Studien verwertet, den ganzen großen Schatz gesichtet und neu angeordnet. Auch die Anmerkungen und die Register rühren von Böhme her. Erk und Böhme haben natürlich für den Liederhort alle neueren Liedersammlungen von Herder und dem Wunderhorn angefangen bis zu den landschaftlichen Sammlungen der letzten Jahre benützt, außerdem haben beide Forscher aus den alten handschriftlichen oder gedruckten Liederbüchern, aus den Einzeldrucken und fliegenden Blättern früherer Jahrhunderte und aus der mündlichen Ueberlieferung unserer Zeit zahlreiche bisher gänzlich oder doch in dieser Form unbekannte Volkslieder gesammelt und so den bereits geborgenen Liederschatz bedeutend gemehrt.

Das ganze Werk gewährt ein entzückendes und erhebendes Gesamtbild des deutschen Volksgesanges in einem ganzen Jahrtausend. Es bringt Lieder vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Am reichsten vertreten ist die Zeit zu Beginn der Reformation und die letzten Jahrzehnte. Der üppige Reichtum des deutschen Liederschatzes, seine Entwicklung vom Mittelalter herauf und seine unverwelkliche Blüte bis in die neueste Zeit liegt hier offen zutage. Die wirklich vorhandenen deutschen Volkslieder sind natürlich unzählbar und in einer Sammlung überhaupt nicht vollständig zusammenzufassen, da sie noch heute im Wachsen und Werden begriffen sind, soviel auch verloren gegangen sein mag; doch Erk-Böhmes Liederhort bringt in der That nicht nur alle Perlen des deutschen Volksgesanges, sondern auch in charakteristischen Vertretern sämtliche Gattungen, Motive und Stoffe des Volksliedes in Varianten aus allen deutschen Landschaften von Flandern bis nach Siebenbürgen hinab. Die einzelnen Stücke sind nach der Zusammengehörigkeit des Inhalts und innerhalb dieser sachlichen Gruppen nach dem Alter angeordnet. Die inhaltsverwandten Lieder stehen also beisammen. Den ersten Band füllen die Balladen sagenhaften Inhalts; im zweiten Bande folgen die historischen Lieder, wobei Böhme sichtlich bestrebt ist, gegenüber der großartigen Sammlung von Liliencron neue Stücke oder doch neue Fassungen zu bringen. Auch in dieser Gruppe finden sich viele von Erk nach dem Volksmund aufgezeichnete Lieder aus den Freiheitskriegen und den letzten deutschen Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71. Den historischen Liedern folgen Liebes-, Wander-, Tage-, Hochzeits-, Tanz- und Spiellieder. Der dritte Band bringt in reicher Abwechslung Rätsel, Wunsch- und Trinklieder. Dann Lieder zu den verschiedenen jährlich wiederkehrenden Volksfesten, die in Verbindung mit den beigegebenen Erläuterungen ein lebendiges Bild von den volkstümlichen Bräuchen in Deutschland entrollen, ferner die ständischen Lieder aus den Kreisen der Soldaten, Jäger, Hirten, Schiffer, Bergleute, Bauern und der verschiedenen Handwerker. Den Studentenliedern (deren beschränkte Auswahl mir nicht befriedigend scheint) folgen Scherz- und Kinderlieder und eine Fülle von geistlichen Liedern und Legenden mit gleichmäßiger Berücksichtigung der beiden deutschen Bekenntnisse. Lieder über den Tod und das letzte Gericht bilden den Beschluß. Mit Recht nimmt Böhme auch einige geschmacklose, unpoetische oder derbe Lieder auf, soweit sie wirklich volkstümlich sind, weil sie die vorübergehende Geschmacks-

verirrung des Landvolks bezeichnen. Was der Pöbel in der Stadt singt, bleibt besser ungeschrieben und ungedruckt. Alles wahrhaft Gemeine und Anstößige hat der Herausgeber von seiner Sammlung überhaupt ferngehalten.

Der Liederhort ist für weitere Kreise berechnet; er soll mit seinen reichen Gaben die allgemeine Kenntnis der Volkslieder und deren Wiederbelebung fördern. Doch auch der Wissenschaft wird er treffliche Dienste leisten und mit der sicheren Grundlage, die er bietet, auch der Durchforschung der Volkslieder einen neuen Aufschwung geben. Jetzt braucht man vergleichender Studien wegen nicht mehr die zahllosen, vielfach schwer erreichbaren kleineren Volksliedsammlungen aufzuschlagen. In dem einen Werke kann man nun beobachten, wie einzelne Lieder vom 15. Jahrhundert herauf bis zum heutigen Tage sich wortgetreu oder in charakteristischen Wendungen erhalten haben, wie sie in verschiedenen Gegenden eine örtliche Färbung annehmen, die dem Charakter der betreffenden deutschen Stämme entspricht, wie die gleichen Motive in zahlreichen Liedern mannigfaltig verwertet werden und die sogenannten Wanderstrophen in ganz verschiedenartiger Umgebung wörtlich wiederkehren, wie Volkslieder fremdartigen Inhalts ineinander verschlungen, wie weltliche zu geistlichen Liedern umgeprägt werden und kleine Ansätze zu großen Balladen anschwellen. Hier, wo deutsche Lieder aller Zeiten und Landschaften beisammen sind, wird man den eigenartigen Stil der Volkslieder, ihre Formeln, Satzwendungen und typischen Reimbindungen feststellen, hier wird man die einzelnen Stücke kulturgeschichtlich untersuchen und so das Gefühlsleben des deutschen Volkes durch die Jahrhunderte verfolgen können.

Von einigen wichtigen Liedern, deren Text man ungern vermißt, giebt Böhme nur die Melodie und die Eingangsstrophe (z. B. Nr. 256, 257, 284, 296). Er hätte leicht Raum dafür schaffen können, wenn er bei einzelnen Liedern den vollständigen Abdruck fast gleichlautender Varianten unterlassen oder wenn er zahlreiche Stücke, die nicht Volkslieder sind, sondern Fälschungen (von Zuccalmaglio Nr. 13a, 15, 39c) oder volkstümliche Lieder bekannter Dichter (z. B. Nr. 647, 1309, 1426, 1449 u. a.) für den vorbereiteten Supplementband zurückbehalten hätte. Was die Textgestaltung betrifft, so hat für die neueren Lieder mündlicher Ueberlieferung zumeist schon Erk nach den vielen ihm vorliegenden Fassungen und Lesarten den zu veröffentlichenden Wortlaut festgestellt. Da Erk ein feines Gefühl für das Volkstümliche besaß, so durfte Böhme mit Recht daran festhalten, zumal bei dem im fortwährenden Fluß begriffenen Wortlaut der noch heute gesungenen Lieder von einem authentischen Text nicht die Rede sein kann. Anders scheint mir die Sache bei den älteren in Sammlungen und Einzeldrucken des 15. und 16. Jahrhunderts mitgeteilten Liedern zu liegen. Freilich ist auch der Text dieser Lieder häufig verderbt und verworren überliefert, und die neueren Herausgeber müssen darum den Wortlaut kritisch herstellen, doch ist hiebei ein denkbarst vorsichtiges und zartes Vorgehen, wie es z. B. Uhland geübt hat, allein zulässig. Böhme ging weit über Uhland hinaus, indem er die Texte einzelner älterer Lieder einschneidend und meiner Ansicht nach zuweilen nicht ohne Willkür redigierte. Böhme führte nämlich (im Gegensatz zu Uhland) auch für die älteren Lieder eine gleichmäßige moderne Schreibung ein. Das wäre an und für sich nicht von Uebel. Allein diese Schreibung verleitete ihn auch dazu, die überlieferten archaistischen oder mundartlichen Sprachformen ohne zwingende Gründe in moderne schriftdeutsche Formen umzuändern. So schreibt er (nicht in allen, aber in sehr vielen Liedern) statt des überlieferten nit: nicht, statt für: vor, statt stund: stand, statt ich befihl: ich befehl', statt des konditionalen wann: wenn, statt des alten Präteritums ich reit: ich ritt, statt ich forcht: ich furcht' (was nun weder Fisch noch Fleisch ist), statt kein größer Freud: kein' größre Freud u. a. Ich gebe zu, daß das nur Kleinigkeiten sind, doch zweifellos

wird durch eine Verwischung der alten, uns so treuherzig anmutenden Sprachformen das charakteristische Gesamtbild der alten Lieder getrübt. Auch die nur leise anklingende oberdeutsche Mundart gehört ihnen erb- und eigentümlich zu, weil die Meisten von ihnen in Oberdeutschland gedichtet und gesungen wurden. Um den Unterschied zwischen Uhland und Böhme in der Behandlung der überlieferten Texte zu kennzeichnen, dürften einige wenige Beispiele genügen.

Ambraser Liederbuch 1582
Nr. 42 Strophe 7.

Der uns dieses liedlein new gesang
ein freyer knab ist er genandt
hats so wol gesungen.
Er geht zu Lünneburg aus und ein,
bey der hertz allerliebsten sein
er bleibt wol unverdrungen.

Uhland Nr. 60.

Der uns diß liedlein neuw gesang,
ein freier knab ist er genannt,
hat es so wol gesungen;
er get zu Lüneburg auß und ein,
bei der herzallerliebsten sein,
er bleibt wol unverdrungen.

Erk-Böhme Nr. 401.

Der uns dieß Liedlein neu gesang,
Ein feiner Knab ist er genannt,
Er hats gar wol gesungen.
Er geht zu Lüneburg aus und ein,
Bei der Herzallerliebsten sein,
Er bleibt wol unverdrungen.

Bergreihen 1536
Nr. 52 Strophe 1.

Jvnckfrewlein sol ich mit euch gan
in ewern rosen garten?
vnd da die roten röselein stan
die feynen vnd die zarten
Vnd auch ein baum der blüet
von eschten ist er weyt
vnd auch ein küler prunne
der auch darunter leyt
2, 6
er leyt in güter hůt
6, 4
jch bot jr meynen grůß.

Uhland Nr. 52.

Junkfrewlein, sol ich mit euch gan
in ewern rosengarten
und da die roten röslein stan,
die feinen und die zarten
und auch ein baum der blüet,
von esten ist er weit
und auch ein küler brunne,
der auch darunder leit.
2, 6
er leit in güter hůt
4, 4 (2 Strophen inzwischen ließ Uhland weg)
jch bot jr meinen grůß.

Erk-Böhme Nr. 427.

Jungfräulein soll ich mit euch gahn
In euren Rosengarten
Und da die roten Röslein stahn,
Die schönen und die zarten,
Und auch ein Baum der blühet,
Von Aesten ist er breit
Sowohl ein kühler Brunnen,
Der auch darunter leit.
— — —
Er leit in großer Hut
— — —
Ich bot ihr einen Gruß.

Während also Uhland nur die dringendste Textkritik übt, ändert Böhme den überlieferten Wortlaut auch aus Gründen des persönlichen Geschmacks. Zuweilen auch in dem Bestreben, den Text aller Strophen mit dem Rhythmus der Melodie in den genauesten Einklang zu bringen, was bei dem in dieser Beziehung sehr freien Volksliede meiner Ansicht nach nicht erforderlich ist.

Etwas willkürlich geht Böhme auch in Bezug auf die mundartlichen Volkslieder vor. Er erklärt selbst in der Einleitung (S. V), daß er die Lieder „im häßlichen Dialekt des Kuhländchens" bloß in Uebersetzungen darbiete. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus kann keine Mundart als häßlich bezeichnet werden; das ist wieder nur Sache des persönlichen Geschmacks. In verschiedenen Gegenden Deutschlands hat man darüber verschiedene Ansichten. Der Berliner hält jede andere Mundart für ungebildet. Der Süddeutsche findet, daß die Sachsen unausstehlich singen. Der Norddeutsche bezeichnet die Mundarten der Alpenländer als rauh und derb, das Schwäbische als kindisch u. s. w. Dem Sprachforscher wird eine jede Mundart, die er näher kennen gelernt hat, unerschöpfliche, heimliche Reize enthüllen. Die Verwendung der Mundart im Volksliede ist nicht zufällig und bedeutungslos, was ich an einer anderen Stelle nachzuweisen versucht habe (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 2—4). In einem deutschen Liederhorte sind die mundartlichen Lieder ganz unentbehrlich. Die beste und geschickteste Uebersetzung ersetzt uns das Original nicht, weil sie nicht den vom Volke gesungenen Wortlaut bietet und gekünstelte Wendungen nicht vermeiden kann. Böhme ist in diesem Punkte ziemlich inconsequent. Er bringt eine große Zahl bairischer, österreichischer, schweizerischer, schwäbischer, elsäßischer, niederdeutscher Lieder in den heimatlichen Mundarten, daneben schlesische, kuhländische, siebenbürgische, sächsische, niederrheinische Lieder zumeist nur in Uebersetzungen. Auch von den niederländischen und flämischen Liedern bringt er bald das Original, bald nur die Uebersetzung, bald Original und Uebersetzung zugleich. Das mittelhochdeutsche Trougemundslied gibt Böhme in einer neuhochdeutschen Uebersetzung (Nr. 1061), läßt aber mehrere alte Wortformen aus ganz zufälligen Ursachen stehen. So schreibt er z. B. in der Frage der 1. Strophe bedacht (für mittelhochdeutsch bedaht = bedeckt) im Reime auf „Nacht" und in der darauffolgenden Antwort bedeckt im Reime auf „umsteckt".

Der Wert des großartigen Sammelwerkes wird wesentlich erhöht durch die Melodien, die fast jedem Liede (zuweilen in mehrfacher Fassung) beigegeben sind. Erk und Böhme konnten als Musiker vom Fach die vom Volke noch heute gesungenen Weisen richtig aufzeichnen, alte Melodien entziffern und in ihrer Reinheit wiederherstellen. Namentlich Böhme hat eine große Zahl bisher unbekannter oder verloren geglaubter Melodien zu berühmten Volksliedern aufgefunden. Er gibt alte Melodien nur einstimmig, was für die Feststellung der alten Volksweise vollständig genügt. Die vierstimmigen Melodien des 16. Jahrhunderts, die v. Liliencron (Deutsches Leben im Volkslied um 1530) veröffentlicht hat, sind wichtig für die Musikgeschichte überhaupt, doch nicht für die Geschichte des Volksgesanges; sie sind künstliche Bearbeitungen geschulter Tonsetzer und sind sicher nie vom Volk gesungen worden. Das Volk sang im 16. Jahrhundert wie heute zwei-, höchstens dreistimmig. Die erste Stimme, die die Melodie wiedergibt, ist allein feststehend; nur sie braucht vom Forscher aufgezeichnet zu werden. Die zweite und dritte Stimme sind wechselnd und überaus einfach, von jedem musikalischen Volkssänger leicht hinzuzufügen. Die zweite bewegt sich in Terzen, Quinten oder Sexten, die seltenere dritte Stimme in der Tonica. Ein Urteil darüber, ob Böhme in der Herstellung der alt überlieferten Melodien nicht zuweilen etwas zu frei verfahren ist, muß Fachleuten überlassen bleiben.

Ueberaus reichhaltig sind Böhmes Anmerkungen zu den einzelnen Liedern.

Sie sind zuweilen bei gedrängter Knappheit förmliche Abhandlungen über die betreffende Nummer. Sie bringen den Nachweis der Quellen für Wort und Weise, Untersuchungen über das Alter des Liedes, über seine Verbreitung und die verschiedensten Varianten mit ausführlichen Literaturangaben, Nachrichten bei älteren Schriftstellern und Chronisten, Urteile neuerer Schriftsteller, sprachliche und sachliche Erläuterungen des Textes, eine Geschichte und Erklärung des behandelten Motives, endlich, wo es nötig ist, eine Zeichnung des historischen Hintergrundes. Sie sind ein schöner Erweis der außerordentlichen Gelehrsamkeit und des unermüdlichen Forschungseifers Böhmes. Wenn ich nun im Folgenden zu den einzelnen Nummern einige Bemerkungen hinzufüge, so möchte ich nicht den Eindruck erwecken, als wollte ich damit Unterlassungssünden des Herausgebers treffen; es sind nur gelegentliche Ergänzungen zu seinen Angaben, für die ich auch zuweilen die neueste nach dem Liederhort erschienene Literatur heranziehe. — Zu Nr. 18 S. 51 ist als Ergänzung der angegebenen Literatur der übersichtliche Aufsatz von Erich Schmidt „Tannhäuser in Sage und Dichtung" (Nord und Süd 1893 S. 176—195) zu nennen. Ueber den gleichen Gegenstand hat Direktor L. Chevalier im Vereine für Linguistik und Volkskunde in Prag einen aufschlußreichen Vortrag gehalten, der im Jahre 1896 als Gymnasial-Programm veröffentlicht werden wird. — Zu Nr. 22 S. 71 (gleichzeitig zu S. 51 und 110) sei noch eine Aeußerung jener Zeit gegen die Hildebrands-Ballade und ähnliche Heldenlieder erwähnt. Der protestantische Prediger Marbach hielt bei dem Straßburger Examen eine Schulpredigt, worin er die „thörichten Eltern" rügt, weil sie ihren Kindern „zu lesen und sich zu üben fürlegen den Dannhüser, die Melusina, Dietrich von Bern, den alten Hiltenbrand, Ritter aus Steuermark; also geben sie der Jugend Anleitung zu bösen Gedanken" (vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 7, 109). — S. 177 Z. 16 muß es heißen „24. Februar". — Zu Nr. 57 S. 193 vgl. noch Boltes Aufsatz über Uhlands „Der Wirtin Töchterlein" (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 493 f.). — Zu Nr. 70 vgl. Euphorion 2, 29—39. — Nr. 73 wird auch in der Budweiser Sprachinsel gesungen (vgl. Hruschka und Toischer S. 118 Nr. 26). — S. 291 f. zur Literatur über die Hero- und Leandersage ist hinzuzufügen die Schrift von M. Jellinek, die Sage von Hero und Leander in der deutschen Dichtung, Berlin 1890 und die Nachträge in den Recensionen: Englische Studien 17, 124—130; Literaturblatt 1891 S. 27/29. — S. 329 sind die Angaben über die dichterische Behandlung des Agnes Bernauer-Stoffes ganz unvollständig. Vgl. Brahm in Edlingers Literaturblatt, Wien 1878, Heft 20 f. und Julius Petri, der Agnes Bernauerstoff im deutschen Drama (Rostocker Dissertation) Berlin 1892. — Nr. 107. In dieser Ballade verwundet Graf Friedrich seine Braut am Hochzeitstage unversehens so schwer, daß sie in der folgenden Nacht stirbt. Die Art der Verwundung wird verschieden angegeben: In dem Gedränge schoß des Grafen Schwert aus der Scheide und traf die Braut in den Fuß. oder: als er auf den Wagen stieg, glitt das Schwert aus der Scheide und fiel der Braut in den Schoß, oder: er traf sie indem er einen Freudenschuß abschoß u. a. A. G. Meißner hat dieses Volkslied zu einer geschmacklosen Ballade bearbeitet und hier die Verwundung so erklärt: als der Bräutigam die Braut umarmte und küßte, sei ihm das Schwert aus der Scheide gefahren (Fürst, 297 f.). In einer slowenischen Fassung der Ballade (Janežič, Cvetje slovanskega naroda I Nr. 1) springt die Braut, weil sie durstig ist, bei einem Brunnen vom Pferde und verwundet sich hiebei selbst an des Bräutigams Schwert. Natürlicher scheint mir die Situation in einem Gottscheer Liede andern Inhalts (in meiner Sammlung 74[a]) erklärt: die Braut gleitet von dem allzufeurigen Roß herab; der Bräutigam springt ihr nach, da fällt sein Schwert aus der Scheide der Braut ins Herz und tötet

sie. — Nr. 129. Das Lied vom Zimmergesellen und der Markgräfin wird in Deutsch-Böhmen auf einen Fleischhauer- und einen Schlossergesellen (Hruschka und Toischer S. 224 f. Nr. 221a f.), in Steiermark auf einen Zeugmachergesellen übertragen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1, 135). — Nr. 144. Die Geschichte vom Schüler im Korbe muß auch illustriert worden sein. Hans Sachs dichtete 1563 nach einem „gmalten Brieff an einer wand" den mit unserem Liede verwandten Schwank „Der jung Gesell fellet durch den Korb" (Sämtliche Fabeln und Schwänke herausgegeben von Goetze Nr. 356). „Virgil im Korbe" wurde im 16. Jahrhundert wiederholt gezeichnet und besungen, auch von Hans Sachs (vgl. Goetze Nr. 264 und die Anmerkungen). — Nr. 146. Mehrere Varianten dieses Liedes werden in Deutsch-Böhmen gesungen (vgl. Hruschka und Toischer S. 94 Nr. 8a — e). — Nr. 163g gehört nicht in den Liederhort hinein, denn es ist ja kein deutsches, sondern nur ein von Anastasius Grün übersetztes slowenisches Volkslied. Der angeführte slovenische Vers lautet übrigens nicht Čudo moribelli sondern Čudo more biti. — Nr. 197a S. 597 zur Literatur über die Lenoresage ist der umfassende Aufsatz von Erich Schmidt, Charakteristiken, 219—244 und Chevalier, Zur Poetik der Ballade I, 15 zu nennen. — Zu Nr. 220 vgl. die Schrift von Alex. Tille, Die deutschen Volkslieder vom Doctor Faust, 1890 und Szamatólski im Anzeiger für deutsches Altertum 18, 114—134.

II Nr. 281. Ueber dieses Spottlied vom Pabstaustreiben vergleiche Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen S. 317. Mathesius erzählt 1565, daß die Kinder in Joachimsthal mit diesem Liede „zu mitfasten den Antichrist austreiben, wie man etwan den Tod vnd die alten Römer jhren Bildern vnd Argeis thäten, die sie ins Wasser warfen". Das Lied ist weder von Luther noch von Mathesius gedichtet. — S. 108 meint Böhme, Fischart habe eine Uebersetzung des Marnixschen Liedes Wilhelm von Nassau 1579 (in zweiter Ausgabe 1580) herausgegeben. Diese Angabe muß wohl auf einem Irrtum beruhen. — Zu Nr. 304 f. ist als Ergänzung heranzuziehen der Aufsatz von R. Wolkan: „Der Winterkönig im Liede" in Quiddes Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II, 2, S. 390—409. Wolkan schätzt die Zahl der in den Jahren 1619—1621 auf den Winterkönig verfaßten Spottlieder auf etwa Zweihundert. — Zu Nr. 324 S. 135 fragt Böhme, wer Prinz Ludwig in dem berühmten Prinz Eugenliede sei. In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1, 53 f. hat R. v. Kralik die sehr schön begründete Vermutung ausgesprochen, daß damit Eugens älterer Bruder Ludwig Julius gemeint sei, der in Wirklichkeit schon 1683 im Gefecht bei Petronell gefallen ist. — Nr. 371 (und 630). Die Nachweise von heute gesungenen Vierzeilern mit dem schönen Bilde vom Herzensschlüssel ließen sich bedeutend vermehren (vgl. Hruschka und Toischer S. 275 Nr. 19 a b und die Anmerkungen dazu S. 515). Das gleiche Bild finden wir auch bei der noch lebenden deutschen Volksdichterin Johanna Ambrosius (herausgegeben von K. Schrattenthal,[5] Preßburg und Leipzig 1895). Dieser Frau ähnlich (und darum nenne ich sie hier) müssen wir uns die namenlosen Dichter und Dichterinnen von Volksliedern im 15. und 16. Jahrhunderte vorstellen. Doch während diese ohne Kenntnis der Kunstdichtung nur in den Formen der älteren Volkslieder weiterschufen, hat die ostpreußische Bäuerin Ambrosius trotz ihres weltabgeschiedenen, ärmlichen Lebens doch gelegentlich Blicke in die neuere Literatur werfen und daraus Anregung schöpfen können. Aeltere Volkslieder dürfte sie in ihrer Heimat kaum gehört haben, trotzdem finden wir in ihren Liedern zahlreiche echt volkstümliche Motive, so das Motiv vom Herzensschlüssel, das die Ostpreußin nicht für die irdische, sondern für die himmlische Liebe verwertet (S. 116);

„Verschließ, was dich bewegt,
In deines Herzens Schrein
Und händige nur Gott
Den kleinen Schlüssel ein." —

Nr. 426. Ueber das Verhältnis von Goethes Haideröslein zu dem Volkslied gleichen Inhalts ist in der letzten Zeit wiederholt ausführlich gehandelt worden. Vergleiche u. a. Hermann Dunger im Archiv für Literaturgeschichte 10, 193 f. Werner, Lyrik und die Lyriker 190—193; Chronik des Wiener Goethevereins 4, 10, 36 und 42; 5, 11; Zeitschrift für deutschen Unterricht 4, 147—152; 5, 336 bis 339; die Suphansche Herder-Ausgabe 25, 438 f., 680 f. u. a.[1]) In V. 7, 3 des Volksliedes ist Hacht weder Hecht, noch Hache = wilder Mensch, sondern Habicht, was hier ausgezeichnet zu dem gewählten Bilde paßt. Die gekürzte Form Hacht ist noch heute den bayerischen Mundarten eigen (Schmeller 2, 148). — Nr. 570 ist jetzt auch bei Neckheim, Kärntnerlieder 1, Nr. 139 in Kärntner Mundart und mit vierstimmiger Weise veröffentlicht. — Nr. 626. Volkstümliche Bearbeitungen des Goethischen Liedes „Kleine Blumen, kleine Blätter" sind auch im nordöstlichen Böhmen sehr verbreitet. Aus dem Braunauer Ländchen kenne ich drei längere von Erk abweichende Fassungen, die demnächst in anderem Zusammenhange veröffentlicht werden sollen. — Zu Nr. 719 vergleiche M. Friedländers Vortrag in den Verhandlungen der zweiunddreißigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1894 S. 400 f. — Zu Nr. 743 a S. 547 sei erwähnt, daß das Lied „Innsbruck ich muß dich lassen" auch unmittelbares Vorbild für das Liebeslied: „Schönes Lieb ich muß dich lassen" von Theobald Hoeckh (geboren 1573) wurde. — Nr. 898. Das Lied von der Reue des jungen Ehemannes ist überaus verbreitet; es wird auch in Tirol, Böhmen und Oesterreich gesungen. Doch es ist kein echtes Volkslied, sondern von dem Wiener Dichter Castelli gedichtet und zuerst 1822 veröffentlicht (vgl. Hruschka und Toischer, S. 512 zu Nr. 199 a). — Zu Nr. 927 vergleiche jetzt Arnold Mayer und Heinrich Rietsch, die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg (Acta Germanica III 4) S. 143. Das betreffende Lied ist also in der That dem Mönche Hermann von Salzburg zuzuschreiben. — Zu Nr. 942. Den „Nasentanz" hat Hans Sachs in zwei Schwänken geschildert (herausgegeben von Goetze Nr. 39 und 106). Der Vorgang besteht darin, daß Männer und Frauen mit besonders großen und garstigen Nasen um eine Stange einen Reigen tanzen, in dem sie sich gegenseitig bei den Nasen halten. Auf der Stange hängen die Preise: ein Kranz, ein Nasenfutteral und eine Hose. Wer die größte Nase hat, gewinnt den Kranz und wird „Nasenkönig". Dem älteren Schwank von Hans Sachs ist auf dem betreffenden Einzeldruck ein Holzschnitt beigegeben, der den ganzen Vorgang darstellt. Ein ähnliches Bild findet sich bei G. Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch 1, Nr. 327.

III. Zu Nr. 1383 und 1385 finden sich die älteren Fassungen bei Hruschka und Toischer S. 82 ff. Nr. 18 f. und 21. — Nr. 1688 S. 492. Die Literaturangaben zum Gaudeamus igitur lassen sich ergänzen: J. Bolte in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 248—253; J. Zupitza in Herrigs Archiv 87, 440 ff. und M. Friedländer, Commersbuch S. 155. — Zu Nr. 1761 vgl. M. Friedländer, ebenda S. 152. — Zu Nr. 1733. Das Motiv vom Esel als Richter im Sängerstreit zwischen Kuckuck und Nachtigall ist sehr alt. Im 16. Jahrhundert wurde es u. a. von Bebel (1508), Fischart (vor 1575) und Holtzwart (1581)

1) Am übersichtlichsten ist die Literatur über Goethes Haideröslein zusammengestellt von Erich Schmidt auf dem Blatt: „Heidenröslein. Gedruckt zu einer Besprechung in der ‚Gesellschaft für deutsche Literatur'. Berlin 24. Juni 1891". A. Sauer.

verwertet. — Nr. 1903 ff. Ueber das Kinderlied vom Herrn von Ninive vgl. jetzt die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 180—184 und 5, 106. — Zu Nr. 2089, S. 777 sind die Angaben über die Entstehung und Verwendung des Namens „Deutscher Michel" nicht ganz zutreffend. Der früheste Beleg dieser Bezeichnung findet sich in Seb. Francks Sprichwörtern I 24b (1541). Ueber weitere Stellen vgl. Deutsches Wörterbuch 2, 1056 und 6, 2168 f., über die Entstehung Pfannenschmid, Germanische Erntefeste 456 f. und Muncke, Gymnasial-Programm, Gütersloh 1870. Böhme betont, daß St. Michael auch in nicht katholischen Gegenden im Volke sehr beliebt ist. Dafür spricht u. a. auch ein bei den Siebenbürger Sachsen üblicher Hausspruch:

„O großer Himmelsfürst,
Erzengel Michael,
Beschütz' in aller G'fahr
Uns an dem Leib' und Seel'."

Eine Reihe von Ergänzungen zu Böhmes Ausführungen über die Stoffgeschichte und Verbreitung einzelner Lieder habe ich jetzt in den Anmerkungen zu den im Buche: „Die deutsche Sprachinsel Gottschee" veröffentlichten Liedern niedergelegt. Nur auf die wichtigsten davon möchte ich hier kurz hinweisen: Zu Liederhort Nr. 28 vgl. Gottschee S. 415 f.; zu Nr. 41 und 42 vgl. Gottschee S. 426—429; zu Nr. 50 vgl. Gottschee S. 106 f.; Nr. 57 vgl. Gottschee S. 425 f.; Nr. 58 vgl. Gottschee S. 423—425; Nr. 67 vgl. Gottschee S. 413—415; Nr. 197 vgl. Gottschee S. 412 f.; Nr. 212 vgl. Gottschee S. 434 f; Nr. 428 vgl. Gottschee S. 437; Nr. 1959 f. vgl. Gottschee S. 387 f.; Nr. 1970 vgl. Gottschee S. 402 f; Nr. 2127 vgl. Gottschee S. 398.

Zum Schlusse des dritten Bandes gibt Böhme Nachträge zu den bibliographischen Angaben seiner Einleitung. Hinzuzufügen wäre noch zu S. XXV das handschriftliche Zwickauer Liederbuch, das Stötzner im Euphorion 2, 294—304 beschreibt, und zu S. XL der Sammelband deutscher Lieder aus dem Jahre 1529 vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen, 12, S. 113—130. Zu S. XL Nr. 9. Von Jobins Sammlung der Lautenstücke erschien ein zweiter Band im Jahre 1573. Die Vorreden zu beiden Bänden sind jetzt abgedruckt in meiner Fischart-Ausgabe Band 1 S. LVI ff. Zu S. XLI, 7 ff. vgl. die Ausführungen Boltes in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 34, 167—169. S. XLVIII. Die „Tiroler Alpenlieder" (2, 1880) sind nicht von Hörmann. Zu S. LIII sei erwähnt, daß Dungers Kinderlieder jetzt in zweiter Auflage (1894) vermehrt um eine schöne Abhandlung über diesen Gegenstand erschienen sind.

Mit dem vorliegenden außerordentlichen Werke sind Böhmes Sammlungen und Arbeitskräfte glücklicherweise noch nicht erschöpft. Im Gegenteile, der betagte Forscher verspricht für die nächsten Jahre eine Reihe von Veröffentlichungen, denen wir mit Spannung entgegensehen: einen Supplementband mit volkstümlichen Liedern[1]) (von dem inzwischen schon mehrere Lieferungen erschienen sind), ein „Deutsches Kinderbuch" aus Erks und Böhmes reichen Schatz von

1) Der deutsche Volksgesangverein in Wien hat Herrn Professor Böhme nach dem Erscheinen des Liederhortes zu seinem Ehrenmitgliede ernannt. Professor Böhme erklärte in seinem Dankschreiben, er sehe ein, daß sein Liederhort „noch nicht die genügende Anzahl von Alpenliedern gebracht habe" und er wolle darum im Supplementbande an „20 deutsche Volkslieder aus österreichischen Ländern als Nachlese" veröffentlichen. Vgl. 5. Jahresbericht des Vereins. Wien, 1895 S. 20. Diesen Jahresbericht erwähne ich hier auch deßhalb, weil er ein Verzeichnis jener deutschen Volkslieder bringt, die in Deutschland und Oesterreich 1894 vorgetragen wurden. Dieses Verzeichnis soll mit möglichster Vollständigkeit fortgesetzt werden und so eine Uebersicht über die kunstmäßige Pflege des Volksliedes in der Gegenwart darbieten.

Kinderreimen und eine Abhandlung über „Wesen und Geschichte des deutschen Volksliedes nebst Einführung in die einzelnen Arten desselben".

2) Böhme selbst erklärt in der Einleitung, daß durch seinen Alldeutschland berücksichtigenden Liederhort die landschaftlichen Sammlungen nicht überflüssig gemacht worden seien, daß diese im Gegentheil auch in Hinkunft von der Wissenschaft dankbar begrüßt werden müßten. In der That sind gleich nach dem Liederhort mehrere derartige an örtliche oder zeitliche Grenzen gebundene Sammelwerke erschienen. Wolfram hat seine Sammlung Nassauischer Volkslieder schon als Handschrift Böhme zur Verfügung gestellt und darum sind mehrere Nummern davon in den Liederhort übergegangen. Ein Urteil über seine Sonderausgabe ist eigentlich schon vorweggenommen durch die dem Werke vorgedruckten schönen, anerkennenden Worte, die Gustav Freytag darüber gefällt hat: „Der Wert der Sammlung beruht zuerst darauf, daß sämmtliche Texte und Melodien aus dem Munde des Volkes gesammelt sind, genau und mit Aufzeichnung der zahlreichen Abweichungen, dann aber auf der großen Reichhaltigkeit der aufgefaßten Lieder, welche der Vollständigkeit so nahe kommt, als bei derlei Sammlungen überhaupt zu erreichen ist, so daß sie eine Vorstellung von dem Umfang und der Beschaffenheit des gesammten Volksliederschatzes giebt, welcher in Nassau bis zur Gegenwart erhalten blieb." Wenn Freytag ferner noch darauf hinweist, daß die älteren Lieder in ganz Deutschland verbreitet und mehrfach gedruckt sind, daß „aber Worte und Weisen jeder Landschaft irgend etwas Eigenes weisen, dessen Kenntnis sehr werthvoll sein kann", so ist mit diesem Gutachten Wert und Wesen der vorliegenden Sammlung völlig zutreffend gekennzeichnet.

Wolfram bringt über 500 Nummern, Legenden und Balladen, Liebes- und Heiratslieder, ständische und historische Lieder, fast alle mit den einstimmigen Weisen und mit einem knappen Verzeichnis der Parallelen in anderen Landschaften. Erfreulich ist es zu beobachten, daß so viele alte Balladen und Liebeslieder des 16. Jahrhunderts noch heute in einer mitteldeutschen Landschaft gesungen werden. Einige Liebeslieder und vor allem zahlreiche Soldaten- und Kriegslieder sind ganz neu. Die Sprache ist (mit Ausnahme von 217c und 269a) durchwegs hochdeutsch, wie das bei mitteldeutschen Volksliedern in der Regel der Fall ist (vgl. Zeitschrift für Volkskunde 4, 2 f.). Im Anhang giebt Wolfram mehrere Volkslieder für eine Singstimme und Klavier oder für Männerchor eingerichtet, mehrere Register und ein Verzeichnis der Anfangszeilen von allgemein bekannten volkstümlichen oder Volksliedern, die auch in Nassau gesungen werden, doch in der vorliegenden Sammlung nicht neuerdings gedruckt worden sind. Sehr bemerkenswert ist die „Einführung", weil Wolfram hier genau berichtet, wie er sich seine reiche Beute erworben hat und ferner anschaulich schildert, wie, wann und was das Nassauische Volk singt.

3) Minder reichhaltig ist die Sammlung westpreußischer Volkslieder und Reime. Treichel, der schon seit Jahren in verschiedenen preußischen Zeitschriften dankenswerte Abhandlungen zur westpreußischen Volkskunde veröffentlicht, hat diese durchwegs schriftdeutschen Lieder und Reime teils nach dem Volksmund, teils (wie Wolfram) aus handschriftlichen Liederbüchern — eine in Nord- und Mitteldeutschland beim Volke sehr verbreitete Sitte — ohne Melodien aufgezeichnet. Auch in Treichels Sammlung finden wir viele alte Balladen, die aber meist sehr gekürzt oder durch moderne, prosaische, derbe Aenderungen und Zuthaten verunstaltet sind. Neues bringen die Gruppe der Soldatenlieder und die zu bestimmten Bräuchen und Festlichkeiten üblichen Sprüche, die Kinderlieder und Abzählreime (gelegentlich mit polnischen Versen), die Scherzreime, die zu Tanz- und Marschweisen untergelegten Texte u. a. In den letzten Abteilungen findet sich

manches garstige Zeug, das kaum den Abdruck verdient hat. Bei den Nachweisen über die Verbreitung der Lieder wurde der Herausgeber durch Dr. Bolte unterstützt.

Prag. Adolf Hauffen.

Thalmayr F., Ueber Wielands Klassicität, Sprache und Stil. Programm der deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1894.

Hinter dem Titelwort „Ueber Wielands Klassicität" verbirgt sich eine warme, liebe- und verständnisvolle Charakteristik des Schriftstellers. Was im allgemeinen und ohne Verfolg der historischen Entwicklung als Kennzeichen gefunden und auf so engem Raume verzeichnet werden kann, hat Thalmayr gesagt. Daß nicht jedes Wort mir zutreffend erscheint, daß ich den Gegensatz gegen den „erzdeutschen" (?) Klopstock nicht so stark herauskehren möchte, daß ich Lessing nicht so hoch über Wieland erheben könnte u. a. m., fällt gegenüber der Richtigkeit des Ganzen nicht ins Gewicht. Thalmayr hebt Wielands Verdienste um Sprache und Stil, Vers und Reim, seine sich anpassende und doch erziehliche Wirkung auf die Gesellschaft und die öffentliche Meinung, die Wiederbelebung des Romantisch-poetischen und die näher rückende Modernisierung des klassischen Altertums heraus und trifft damit in den Kern.

Weniger ergiebig sind die Kapitel über Sprache und Stil. Thalmayr legt Oberon, Musarion, Agathon seinen Beobachtungen zu Grunde als „die drei Hauptwerke", in denen sich des Dichters individuelle Denk- und Darstellungsart am klarsten und treuesten spiegele. Gesetzt, daß dies richtig sei (ich finde andere Werke ebenso individuell), halte ich die Wahl doch nicht für günstig. Die drei Stücke stehen auf zwei sehr verschiedenen Stufen der Wielandischen Entwicklung, sind unter sich durch das Kostüm des Stoffes und durch die dreimal andere Form unterschieden: sollte der gräcisierende Prosaroman der Biberacher Zeit mit dem mittelalterlichen Stanzenepos der Weimarer Periode Sprach- und Stileinheit haben, dann wäre, fürchte ich, Wieland ein schlechter Künstler gewesen. Freilich könnte man sagen: die Individualität eines Dichters schlage immer durch, und wenn man Gemeinsames in zeitlich, stofflich und formal so weit von einander abliegenden Werken finde, so erfasse man eben jene Individualität. Aber bestimmte gleiche Charakteristika in allen dreien zu belegen, ist Thalmayr nicht gelungen, wenigstens nicht in wichtigeren Punkten; seine Beobachtungen greifen das eine da, das andere dort auf, wie es bei der Unähnlichkeit der Dichtungen zu erwarten ist, und erwecken nur dadurch den Eindruck der ebenmäßigen Geltung für alle, daß sie nach grammatischen Rubriken gut zusammengeordnet sind.

Außerdem habe ich das Bedenken, daß der Sammlung ein posthumer Wiener Nachdruck der sämmtlichen Werke zu Grunde gelegt ist. Thalmayr muß ja die Zuverlässigkeit dieses Textes geprüft haben, da er sagt, es sei darin „des Dichters Originalschreibweise beibehalten"; also ist zwar ein Zweifel an der Korrektheit des Druckes unnötig, aber es ist immer noch fraglich, welchem von den vier unter sich nicht durchaus gleichen Drucken der Leipziger Ausgabe letzter Hand er gefolgt ist. Außerdem aber, wie viele können denn in dem Wiener Druck die Citate aufschlagen? sollte er weiter verbreitet sein, als ich bisher anzunehmen Ursache habe? Und ferner, was wichtiger ist: darf man überhaupt eine wissenschaftliche Untersuchung über Sprache und Stil auf die letzte Gestalt von Werken stellen, die man in grundverschiedenen Bearbeitungen vor sich hat? wie viel ist vom 1766er Agathon, von der 1768er Musarion, dem 1780er Oberon noch stehen geblieben, weil es eben stand, obwohl diese Diktion dem Wieland,

der seine Ausgabe letzter Hand besorgte, nicht mehr möglich gewesen wäre! Wie sollte das, was in sechzehn, in achtundzwanzig Jahren wiederholt und gründlich verändert wurde, eine einheitliche Sprachgestalt zeigen? Da wäre es besser, dünkt mich, jeweils die erste Ausgabe zur Hand zu nehmen, wenn man schon nicht Wielands formale Absichten aus seinen Veränderungen selbst ablesen wollte.

Auch von einer Orthographie Wielands kann man nicht gut reden, er hat zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden geschrieben; und wenn man seine Schreibgewohnheiten feststellen will, muß man zu seinen Handschriften greifen, denn im Drucke ordnete er wie andere sich zumeist der jeweiligen Offizin unter. Ich möchte die Orthographie der Ausgabe letzter Hand keineswegs als Wielandische Originalschreibweise ansehen, so lange nicht urkundlich erwiesen ist, daß Göschen keinerlei Einfluß darauf nahm; um so weniger als die Rechtschreibung des gleichzeitigen Attischen Museums und der Briefe Ciceros, die anderwärts gedruckt und verlegt sind, nicht völlig mit jener identisch ist. Im Allgemeinen hat sich Wieland hierin den Regelbüchern gefügt; im Besonderen vertrat er eigene Ansichten, deren Apologie Thalmayr im deutschen Merkur 1794 hätte aufschlagen können; freilich wurde Wieland an seiner damaligen Meinung wieder irre: vgl. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 252.

Ebenso könnte für die Untersuchung über Wielands Sprache herangezogen sein, was im 38. Bande der Hempelschen Ausgabe bequem vereinigt ist, mindestens der doch auch von Socin, Schriftsprache und Dialekte, Heilbronn 1888 S. 420 ff. beachtete Aufsatz über die Frage: Was ist hochdeutsch? Wieland war sich seiner „Suevismen" wohl bewußt und schlug, um sich davon zu befreien, Adelungs Wörterbuch auf (Böttiger, a. a. O. 1, 164. 233). Die Erklärung seiner Wortformen aus dem Dialekt seiner Heimat, vielleicht auch aus dem der Schweiz und Thüringens ist wichtiger als die Prüfung, ob sie mit dem Mittelhochdeutschen verglichen historisch richtig oder unrichtig sind; das Altdeutsche, wenn auch Wieland sich dafür interessierte, wirkte auf ihn doch nur in den Erneuerungen Bodmers und anderer. Und außerdem bedürfen die Wortbilder oft einer Begründung aus der Wort-Umgebung: mit den Formen unterstützte der Dichter nicht nur Euphonie und Rhythmus, sondern er gab damit auch das zeitliche und örtliche Kolorit des Stoffes; es ist also bedenklich, bei einem so überlegten Stilisten Wortformen isoliert zu beurteilen. Und ebenso kommt das stilistische Element als Wertmesser im Kapitel Wortbildung und Wortbedeutung in Betracht. Für Wielands Stellung zu den Fremdwörtern wäre außer Hempel 38, 56 und Böttiger a. a. O. 1, 144. 165 auch der Briefwechsel mit J. W. Tampe (Leyser 2, 92 ff.) heranzuziehen. Seinen Stil knüpft Wieland an den Mosheims an (Raumers Historisches Taschenbuch 10, 390), das müßte einmal untersucht werden; früh war das Griechische für ihn von Belang, wenigstens Lucian; vom Klopstockischen behielt er nicht zu viel; mehr noch vom Kurialstil seiner Amtsthätigkeit und gar von französischen und lateinischen Mustern. Das zu erforschen, wäre für Wielands Schriftstellerkunst wertvoll, aber auch für den Geschichtschreiber der neuhochdeutschen Sprache: denn es ist sehr wahrscheinlich, daß aus Wielands Werken allerlei in die Schriftsprache eindrang, insbesondere Süddeutsches und Wendungen der Umgangssprache überhaupt.

Thalmayr hat dafür manches dienliche Material vorbereitet. Man wird seine Sammlungen trotz der Bedenken gegen ihre Basis und etliche ihrer Erklärungen dankbar aufnehmen; je weniger gründliche Einzeluntersuchungen über Wieland angestellt werden, desto erfreulicher ist jede ernste Studie über ihn. Und Thalmayr hat die Aufgabe, so wie er sie sich gesetzt hat, mit Aufmerksamkeit durchgeführt.

Graz. Bernhard Seuffert.

Thiele R., Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767 bis 1769). Beiträge zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. 1. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. Erfurt. Hugo Güther. 1895.

Wieder einmal hat es des Schicksals Tücke gewollt, daß sich zwei Forscher so gut wie gleichzeitig auf einen Gegenstand geworfen haben, ohne daß der Eine von dem Unternehmen des Andern gewußt hätte. Thiele hat in den letzten Dezembertagen des Jahres 1894 auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha die Zettel zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie aufgefunden und nichts davon erfahren, daß eben diese Zettel bereits im Juli und August des gleichen Jahres von mir bei der Abfassung einer Habilitationsschrift („Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne, 1767—1769, Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplans") benutzt worden waren. Die Verwaltung der Bibliothek trifft hieran keine Schuld, denn der Zufall hat so unglücklich gespielt, daß Thiele mit dem Herrn Oberbibliothekar Geh. Hofrat Pertsch, ich dagegen mit dem Herrn Bibliothekar Professor Georges wegen Ausleihung der Zettel verhandelt habe. Da ich meine Arbeit bereits im Februar 1895 der philosophischen Fakultät in Jena im Drucke überreicht habe, so darf ich wohl nicht nur die Priorität des Fundes, sondern auch den ersten öffentlichen Hinweis darauf für mich in Anspruch nehmen. Mit ausgiebigen Mitteilungen aus den Zetteln selbst ist umgekehrt Thiele mir zuvorgekommen: der Abdruck der sämtlichen Hamburgischen Zettel, den ich der Buchausgabe meiner Schrift (Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen, Heft XIII) angehängt habe, wird erst in diesen Tagen (Ende Oktober 1895) erscheinen, während die Mitteilungen Thieles aus den Zetteln mir schon jetzt vorliegen. Da auch die Erläuterungen, welche Thiele seinem Materiale beigiebt, sich mit meiner kurzen Einleitung in allem Wesentlichen decken und nur hie und da, namentlich in Betreff des Ballets, mehr bieten als die meinigen, so steht mir ein Urteil über Thieles Schriftchen nicht zu.

Im Uebrigen bedauere ich, Thieles Abhandlung nicht früher kennen gelernt zu haben; ich hätte alsdann bereitwillig auf den zwecklosen Wettbewerb mit ihm verzichtet und meinen Zettel-Anhang unterdrückt. Leider ist es jetzt zu spät dazu.

Jena. Rudolf Schlösser.

Neuere Goetheliteratur. I.

Wer aufmerksamen Blickes das uferlose Meer der Goetheliteratur betrachtet, dem kann es nicht entgehen, daß auch dieser Ocean klimakterischen Einflüssen unterliegt. Nicht, daß von Zeit zu Zeit ein wohlthuender Wechsel von Ebbe und Flut einträte; denn unaufhörlich rollen die Wogen immer mächtiger anschwellend heran und noch ist kein Ende des Steigens abzusehen. Aber in der Form der Erscheinungen treten Veränderungen hervor, die bezeichnend genug sind, um die scheinbar gestaltlose Masse in eine Folge von deutlich erkennbaren Schichten sondern zu können. Ich habe in einem früheren Referat (Euphorion 1, S. 625 ff.) die jüngsten Stadien der Faustforschung zu kennzeichnen gesucht, und wie auf diesem besonderen Felde hat sich auch auf dem Gesamtgebiet der Goethe-Philologie ein Umschwung vollzogen. Auch hier ist jetzt ein Fortschritt von Einzeluntersuchungen

zur Zusammenfassung der Resultate und zu darstellenden Arbeiten größeren Umfangs zu bemerken. Statt schmalen Abhandlungen und Heften erscheinen wieder Bücher, stattlich anzusehen. Schon drei Biographieen Goethes haben uns die beiden letzten Jahre gebracht, eine vierte ist im Erscheinen und von zwei weiteren weiß bereits die geschäftige Fama zu berichten. Daneben wird die Jugendentwicklung des Meisters in einem Werke von ungewöhnlichem Umfang so gründlich wie nie zuvor dargelegt.

Bedenkt man, daß seit dem Ende der siebziger Jahre überhaupt kein nennenswerter Versuch einer Gesamtdarstellung erschienen war, so wird man für diesen Segen, der da plötzlich auf uns herabströmt, nach einer Ursache suchen müssen. Sie liegt darin, daß durch die Arbeit des hinter uns liegenden Zeitraums eine Fülle von neuen Zügen für das Bild von Goethes Persönlichkeit, Leben und Schaffen gewonnen worden ist, die der Verarbeitung in umfassenden Gemälden harren und dazu anreizen, daß ferner die einseitige Betonung philologischer Detailforschung zu einer gewissen Uebersättigung geführt und es sich herausgestellt hat, daß die Beihilfe psychologischer und ästhetischer Mittel für eine vollständige Erkenntnis des großen Dichters unentbehrlich ist.

So bedeuten die wertvollsten unter den neuen Erscheinungen der Goetheliteratur einerseits die Ernte alles dessen, was die Specialforschung der letzten Jahre zu Tage gefördert hat, andererseits suchen sie neue Forderungen zu erfüllen und weisen so über das bisher Geleistete hinaus.

Freilich bleibt daneben die Art der früheren Generationen noch in so manchem Produkt unsrer Zeit unverändert erhalten. Als ein Zeuge längst vergangener Tage ragt unwandelbar in die Gegenwart der Patriarch der Goetheforschung hinein, dessen fleißige Hand unermüdet ein Buch nach dem andern in die Welt hinausgehen läßt. Das neueste ist betitelt

Düntzer H., Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1894. 3 *M*.

Was man in diesem Buche dem Titel nach zunächst zu finden hofft, ist eine übersichtliche Darstellung von Goethes Stammbaum (der Plural ist ganz unberechtigt) in der gewohnten tabellarischen Form. Aber eine solche Stammtafel fehlt, und die Aufzählung der einzelnen Namen im alphabetischen Personenverzeichnis am Schlusse bietet keinen Ersatz, zumal da sich an einer der wichtigsten Stellen ein ärgerlicher Irrtum eingeschlichen hat. Johann Siegfried Textor († 1704) ist nämlich ganz übergangen und der Sohn Johann Wolfgangs (1638—1701), Christoph Heinrich (1665—1719), wird als dessen Bruder bezeichnet. Dadurch gerät die Genealogie des mütterlichen Stammes völlig in Unordnung.

Düntzer liefert in der Hauptsache eine Zusammenstellung aller bisher bekannten Daten über die Familien Textor und Goethe, nicht unbeträchtlich vermehrt durch die Ergebnisse seiner eignen sorgfältigen Forschungen, die sich bis auf die entferntesten Seitenlinien erstreckt haben.

Für das aus kleinen Verhältnissen schnell emporgediehene Geschlecht Goethe war dabei mehr zu thun, als für die seit alter Zeit im Gelehrtenstande und in hohen Stellungen glänzenden Textors. Diese werden im ersten Hauptteil des Buches behandelt. Ein Georg Weber, der in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts als Beamter der Grafen von Hohenlohe in Weickersheim lebte, ist der älteste nachweisbare Vorfahre des Dichters, sein Sohn, gestorben 1650 in ähnlicher Stellung, führt bereits den Vornamen Wolfgang, sein Enkel (1638—1710), ein hervorragender Jurist, der den vollständigen Vornamen des Dichters trägt, verpflanzt 1691 das Geschlecht nach Frankfurt, wo es in dem zweiten Johann Wolfgang Textor (1693—1771), dem Großvater des Dichters,

die höchsten Würden der freien Reichsstadt erlangt. Noch heute blüht es dort in direkten männlichen Nachkommen und in zahlreichen Seitenverwandten fort.

Weit kürzer ist die Geschichte der Goethes, aber auch dunkler. Schon der Name giebt zu denken; mit Recht widerspricht Düntzer der unhaltbaren Ableitung Volgers von dem Stammwort Götz, und erklärt sich für die Herkunft von mittelhochdeutsch göt, götte = Taufpathe (Vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch unter „Gote"). Die Schreibung ist selbstverständlich ganz willkürlich; Düntzer brauchte nicht erst zu versichern, daß der Dichter nicht Go=ethe gesprochen sein wollte, „obgleich es einen schönen Reim auf Poete bildete."

Der älteste Ahn, den man mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen kann, ist der am Ende des dreißigjährigen Krieges lebende Joachim Göthe, Bürger und Schmied in Sangerhausen. Als seinen Sohn vermutet Düntzer den bisher als Urvater des Geschlechts angenommenen Hans Christian (1633—1694), seit 1656 Schmiedemeister in Artern im Mansfeldischen. Dort, nahe der Geburtsstätte Luthers, kam als erstes von neun Kindern Friedrich Georg im September 1657 zur Welt. Er wurde Schneider und erwarb Ende 1686 nach langen Wanderungen, die ihn bis nach Paris führten, das Frankfurter Bürgerrecht. Von nun an steigt, wie man aus seinen von Grotefend mitgeteilten Selbsteinschätzungen sieht, fast von Jahr zu Jahr sein Wohlstand in erfreulicher Weise, am stärksten, als er am 1. Mai 1705 die Witwe des Gastwirts zum Weidenhof, Cornelia Schelhorn, geborene Walther heiratet. Das war die Großmutter, die noch in die Tage des Dichters hineinragte und am letzten Weihnachtsabend, den sie erleben sollte, durch das Geschenk des Puppentheaters seiner Phantasie eine so starke Anregung gab.

Während ein Sohn aus der ersten Ehe Friedrich Georgs das Handwerk des Zinngießers ergriff, galt die volle Liebe der Eltern dem jüngeren Sohne der zweiten Ehe (der älteste starb in früheren Jahren). Dieser, Johann Kaspar, geboren am 29. Juli 1710, ist der Vater des Dichters geworden. Zu seinen längst bekannten Lebensschicksalen weiß Düntzer einige Vermutungen hinzuzufügen: nach welchem Lehrbuch wohl Senckenberg ihn in die Anfangsgründe der Jurisprudenz eingeführt hat, ist eine Hypothese, die S. 135 als Thatsache wiederholt, daß er wohl von Leipzig aus Dresden mit seiner Galerie besucht haben wird, daß er nach dem Tode Johann Christian Goethes und seiner Frau bei dem über ihr Vermögen ausgebrochenen Konkurse Verwalter der Masse gewesen sein mag, und einiges wertvollere über die italienische Reise, besonders im Nachtrag S. 167 f. Die Erzählung seiner späteren Erlebnisse nach der Verheiratung ist sehr umfangreich geraten, in der Hauptsache mit Daten aus dem Leben des Sohnes gefüllt. Mit Erfolg sucht Düntzer den kaiserlichen Rat in einem günstigeren Lichte darzustellen, als er in „Dichtung und Wahrheit" erscheint. Die Wirkung der Uebersiedelung Goethes nach Weimar auf den Vater ist zu stark geschildert; er habe das ganze Gebäude seiner so schön geträumten Zukunft zerstört gesehen, sich vereinsamt, um sein Glück betrogen, abgestorben für die Welt gefühlt, „wie ein Gespenst, das sein trauriges Geschick an der einst so hoffnungsvollen Stätte betrauert." Und doch zeigt Düntzer kurz darauf durch den bekannten, ganz befriedigt klingenden Brief an den Konsul Schönborn, daß der Vater sich leicht in die neue Stellung seines Sohnes gefunden hat.

Ebenso wie die Vorfahren werden auch die Nachkommen des Dichters in ihren äußeren Schicksalen vorgeführt, sonderbar genug jedoch nicht bei dem Geschlecht Goethe, sondern bei den Textors. Alles erreichbare Material ist zusammengetragen und findet die Art der Verwertung, die man bei dem unermüdlich fleißigen Verfasser gewohnt ist. An dem Faden der Zeitfolge reiht er wichtiges

und unwichtiges, ohne je im Ton des Vortrags zu wechseln, auf, und verbindet die einzelnen Thatsachen zu oft schwerfälligen Satzgefügen.

Von den zahlreichen Vorarbeiten nennt er nur wenige, willkürlich herausgegriffene; wichtige Punkte, über die man Aufklärung erwartet, sind nur flüchtig berührt, so besonders das spätere Dasein der Frau Rat. Er erwähnt z. B. gar nicht, wo sie ihre letzten Lebensjahre nach dem Verkauf des Hauses am Hirschgraben zugebracht hat, während er seinen Lesern sonst derartige Angaben von weit geringerem Werte nicht erspart, ihnen z. B. berichtet, daß der Materialist Karl Friedrich Mettenheimer am 30. April 1848 seine goldene Hochzeit feierte, nur weil er in einem früher der Familie Melber zugeschriebenen Hause wohnte. So wird der Leser durch Ueberflüssiges aufgehalten, während er zuweilen Notwendiges vergebens sucht.

Wir denken dabei noch nicht einmal an den höheren Anspruch, daß die Ahnen in innerer Beziehung zu ihrem großen Sprößling vorgeführt werden möchten. Wenn Düntzer erklärt, es werde „der Versuch einer eigentlichen Ableitung der Monas, deren rotierende Bewegung nach Goethes eigenem Ausspruch das Leben ist, aus den Anlagen der Vorfahren stets ein leeres Spiel bleiben", so tritt er mit gesicherten Errungenschaften der Wissenschaft, die Goethe selbst schon deutlich vorgeahnt hat, in Widerspruch. Wir können von Düntzer nicht verlangen, daß er, der immer neue Körbe voll Material herbeischleppt, es vollauf verwerte; nur müssen wir dagegen protestieren, daß er die Forderungen, die er nicht zu erfüllen vermag, für unberechtigt erkläre. Seine oberflächliche Charakteristik des Geschlechtes Textor (für die Familie Goethe versucht er gar keine solche) kann allerdings kaum etwas für die Vererbung bestimmter Eigenschaften auf den Dichter beweisen, er nimmt nur „des Lebens ernstes Führen", die gewissenhafte Treue in der Ausführung des einmal übernommenen Geschäfts, die Goethe selbst vom Vater zu haben behauptet, als Textorsche Erbschaft in Anspruch. Dagegen leugnet er, daß man Goethes Dichtertalent von seinem mütterlichen Stamme herleiten könne, trotzdem er zuvor auf das Ahnungsvermögen des Großvaters und die Gaben, mit denen die Mutter gesegnet war, hingewiesen hat. Was den Dichter ausmacht, ist nicht das Talent, sondern nach Goethe, „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." Das hat er von der Mutter überkommen, zugleich mit der sprudelnden Fülle der Phantasie, der unbefangenen Auffassung des Lebens und dem klaren Blick für alle großen und kleinen Verhältnisse.

Nimmt man noch den Kunstsinn und die musikalische Begabung des väterlichen Großvaters hinzu, so sieht man in den Vorfahren eine respektable Summe von denjenigen Eigenschaften vertreten, die dichterischer Begabung zur Voraussetzung dienen. Endlich mag es im Sinne moderner Theorieen, die die enge Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn behaupten, nicht bedeutungslos sein, daß ein Vertreter der Familie Goethe in der unmittelbar vorhergehenden Generation sicher, ein andrer wahrscheinlich geistig umnachtet war. Auch vom Vater dieser beiden behauptet eine, freilich trübe Quelle, er sei über seinen Hochmut von Sinnen gekommen.

Solche Momente können dazu dienen, die Voraussetzungen für Goethes Eigenart in den früheren Geschlechtern nachzuweisen, was gewiß von noch höherem Werte ist als die an sich verdienstvolle äußere Familiengeschichte, die Düntzer uns hier geliefert hat und für deren sorgsame Zusammenstellung wir ihm dankbar sein müssen.

Die Fundamente der Goethebiographie sind von ihm an einer wichtigen Stelle beträchtlich verstärkt worden. Freilich wurzelt ein solches, weltenumfassendes Dasein nicht nur im Boden der Familie; tief und weit hinaus in das Erdreich der gesamten Ueberlieferung sendet es die Arme, die ihm Nahrung zuführen, und

neben dem von Düntzer behandelten Stammbaum Goethes giebt es noch einen anderen, geistigen, der viel weiter verzweigt und in dem Gewirre seiner Aeste schwieriger zu verfolgen ist.

Das versucht das zunächst zu besprechende stattliche Werk:

Weißenfels R., Goethe im Sturm und Drang. Erster Band. Halle. Max Niemeyer. 1894. 10 *M.*

Keinem Zeitraum in Goethes Leben hat sich die Forschung mit solchem Eifer zugewandt, wie seinen Jünglingsjahren; für keinen hat sie mehr geleistet, für keinen bleibt ihr aber noch mehr zu thun übrig, als für diesen. Die Jahre des Werdens, in jedem Dasein die anziehendsten, werden hier zugleich die Zeit großer Leistungen, der unmittelbarsten und stärksten Erfolge. Diese Erfolge beruhen auf dem sieghaften Durchbrechen einer machtvollen Individualität, welche die Schranken der Konvention hinwegreißt und für die ganze Generation den Weg zu stürmischer Bethätigung eigener Art bahnt.

Die befreiende That des jungen Goethe bildet den eigentlichen Inhalt der umfangreichen Darstellung, deren erster Band uns vorliegt. Aber indem sie Genesis, Verlauf und Wirkung dieser That vorführt, erweitert sie sich zu einer vollständigen Geistesgeschichte des Helden, indem sie ferner in den Zeitverhältnissen die Grundlage seiner Entwicklung sucht, entwirft sie ein Gemälde der socialen und literarischen Strömungen der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Der Verfasser will, wie er in der Vorrede sagt, das Wichtige von dem, was in den letzten Jahren über den jungen Goethe und den Sturm und Drang geschrieben worden ist, zusammenfassen und es womöglich einem größeren Leserkreise zugänglich machen. Deshalb habe er auch darauf verzichtet, Eignes und Fremdes in seiner Darstellung zu scheiden, schon weil dadurch sein Buch für jeden Nichtgelehrten unlesbar geworden wäre.

Hinter dem Ziel, welches sich Weißenfels gesteckt hat, ist er in dem ersten Bande nirgend zurückgeblieben, er hat sogar an vielen Stellen weit mehr geleistet, als nach den einleitenden Worten zu erwarten war. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mit imponierender Kraft die ganze Entwicklung unter ein Prinzip gebracht und so seinem Werke die künstlerische Einheit gesichert hat. Von Anfang bis zu Ende wird der Gedanke durchgeführt, daß der junge Goethe die Ueberwindung jener Phase im deutschen Geistesleben darstellt, welche wir als die Aufklärung bezeichnen. Sie blieb auf halbem Wege stehen; an die Stelle der Orthodoxie in Religion, Staats- und Gesellschaftsleben setzte sie nicht die Freiheit, sondern einen neuen Despotismus, die Uebermacht des Verstandes, statt der Sittlichkeit wollte sie die Herrschaft der konventionellen Moralgesetze. Als den Typus eines solchen „moralisierenden Aufklärungsphilisters" stellt der Verfasser Goethes Vater hin. Das ist nicht ganz gerecht; denn er hat Jahre lang das geniale Treiben des Sohnes um sich herum geduldet, und er verdient diesen Titel deshalb noch nicht, weil Reibungen zwischen gesetztem Alter und überströmender, wilder Jugend unvermeidlich waren. Nur ein Mann, der selbst etwas vom Künstler besaß (und diese Eigenschaft betont auch Weißenfels) war fähig, den großen Unterschied des Alters und des Temperaments so weit zu überwinden, daß ein Zusammenleben möglich wurde.

Es ist unbillig, zu verlangen, daß der Vater von dem Punkte, an dem seine Entwicklung stehen geblieben war, mit dem Sohne in stürmischem Vorwärtsdringen zur Anerkennung der Freiheit des Individuums fortschreiten sollte. In allen Hauptfragen steht der Sturm und Drang der Aufklärung entschieden feindlich gegenüber, und wir wissen von keinem Manne aus der Generation des alten

Goethe, außer Hamann, daß er zu der neuen Richtung hingeneigt hätte und als ihr Vorläufer zu bezeichnen wäre, am wenigsten Lessing in seiner „Emilia Galotti", die weder „grimmige Tragik" besitzt, noch dem Stoffe nach ein „echtes Sturm- und Drangdrama" ist, oder Gellert, dessen Streben nach Natürlichkeit durch die ängstliche Schonung aller möglichen Vorurteile auf das bescheidenste Maß beschränkt war. Auch in der Dichtung der Anakreontiker und Wielands vermögen wir keine Spuren einer freieren Lebensauffassung zu entdecken, die auf die Geniezeit hindeutete. Der Genuß, den sie predigen, bedeutet nicht das freie Walten der Sinnlichkeit, sondern er behält (auch im „Agathon" und der „Musarion") etwas von dem lüsternen Schielen nach verbotenen Früchten, was auch durch den beständigen Gegensatz von Dichtung und Leben bei Gleim, Wieland und ihren Nachahmern bestätigt wird. Sie sehnen sich nach der Natur zurück; aber sie vermögen den Weg dorthin nicht zu finden und ihre Naivetät ist geheuchelt. Ob sie sich in griechische Gewänder oder in Schäferkleider hüllen, immer schauen unter der Maske die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts mit allen Zügen einer altgewordenen, verständigen Zeit hervor.

Nur nach einer Seite ist Weißenfels im Recht, wenn er die Wurzeln der späteren selbständigen Entwicklung Goethes im Boden der deutschen literarischen Tradition aufsucht. Nur bei Klopstock ist die Emanzipation des Gefühls, einer der Hauptfaktoren des Sturmes und Dranges, bereits sichtbar; aber weil er dadurch zu seiner Zeit im Widerspruch steht, richtet es sich auf das Uebersinnliche, während Goethe das reale Leben mit innigem Fühlen durchdringt.

Selbst hier also ist ein Gegensatz vorhanden, und so kann man den Sturm und Drang nirgend als die „Vollendung der Aufklärung" bezeichnen; alle Beweise, die der Verfasser dafür vorbringt, sind künstlich konstruiert und deshalb nicht stichhaltig.

Will man in den Frankfurter Kinderjahren Vorbedingungen und Anzeichen der späteren Entwicklung Goethes entdecken, so findet man sie außerhalb der Literatur, in dem Naturell der Mutter, in den unwillkürlichen Aeußerungen des selbständig empfindenden und denkenden Knaben, der keineswegs durch seine Abstammung eine Mischung norddeutscher und süddeutscher Art darstellt (die oft wiederholte falsche Behauptung wird auch von Weißenfels wieder verwertet), sondern ein echter Süddeutscher ist, in dem das Gefühl den Verstand weitaus überwiegt. Die kräftige Eigenart der Frankfurter Muttererde gab seiner Eigenart günstige Nahrung, daß er von früh auf der Fesseln der Konvention wenig achtete. Das Verhältnis zu Gretchen bezeugt das; ob wir aber die schüchterne Anbetung des älteren Mädchens durch den knabenhaften Liebhaber wegen des Standesunterschiedes „ein echtes Sturm- und Drangverhältnis" nennen dürfen (Weißenfels bezeichnet später auch die Liebe zu Käthchen Schönkopf als „eine revolutionäre That"), erscheint doch fraglich, ganz abgesehen davon, wie viel von der Gestalt, die der Goethe des Sturmes und Dranges mit demselben Namen schmückte, auf die Schilderung des Frankfurter Gretchens zurückgestrahlt ist. Die Faustsage, in deren dichterische Fassung er diesen Edelstein einfügte, ist Goethen mit dem übrigen Schutze der urkräftigen, phantasievollen und von der herrschenden Strömung unbeeinflußten Volksbücher sicher schon früh bekannt geworden und hätte neben den Aufführungen des Kindertheaters als wichtige und lange fortwirkende Anregung von Weißenfels erwähnt werden sollen.

Wie in Goethes äußerem und innerem Leben, so sucht Weißenfels auch in seinen poetischen Arbeiten schon in Frankfurt Sturm- und Drangtendenzen nachzuweisen. Aber wieder vermögen wir ihm nicht beizustimmen, wenn er in dem Uebergang vom Alexandriner zum fünffüßigen Jambus, im „Belsazar", ein Zeichen des Hinüberstrebens von der alten Verstandesdichtung zur neuen Ge-

fühlspoesie sieht, wenn er dasselbe von den ersten Liebesliedern rühmt, die wir nicht kennen. Auch wenn die Leipziger Ode „An den Schlaf" die Umarbeitung eines früheren Frankfurter Gedichtes sein sollte, was ich nicht glaube, so besitzen wir doch nicht die erste Fassung, die hier allein etwas beweisen könnte.

Im ganzen vortrefflich gelungen ist die Schilderung des Leipziger Goethe, besonders durch die intensive Ausnützung der an die Schwester und an Behrisch gerichteten Briefe. Gellerts Einfluß auf die Natürlichkeit ihres Stils wird betont, die Mischung von moralisierender Pedanterie und brausender Leidenschaft darin hervorgehoben und für die Erklärung des Seelenzustandes des Studenten verwertet. Wieder ist aber hier und da einige Gewalt angewendet, um die frischen Aeußerungen jugendlicher Kraft und frohen Uebermuts als Widerstand gegen alle Tradition, als Vorzeichen des Sturmes und Dranges auszunützen. Ist der Student, der gelegentlich einmal auf den Wiederbeginn der Kollegien schimpft, deshalb ein Stürmer und Dränger, ein Faust, der sich gegen die Büchergelehrsamkeit auflehnt?

Freilich nähert sich Goethes Stimmung zu Zeiten bereits in Leipzig der empfindungsseligen Naturschwärmerei Werthers und dem leidenschaftlichen Wühlen Fausts. Aber wir bestreiten, daß schon jetzt die Tendenzen des Sturmes und Dranges in ihm lebendig sind. Er bleibt durchaus in Leben und Dichtung in den Bahnen der Konvention, seinen Ideen und Gefühlen fehlt es nicht, wie Weißenfels sagt, an einer entschiedenen Richtung, sondern sie halten sich auf der durch die allgemeine Zeitentwicklung vorgeschriebenen Linie. Das beweisen seine Leipziger Dichtungen, die nichts von einer Auflehnung gegen die Tradition verraten.[1]) In den Oden an Behrisch Nachahmung Klopstocks, in der an Zachariä, Horazens oder Ramlers, in der „Laune des Verliebten", die Weißenfels von der Frankfurter „Amine" trennt, der alte Typus des Schäferspieles, nur mit unendlich erhöhter dichterischer Kraft neu belebt, in den Liedern durchaus überlieferte Motive und Formen, zwar mit warmem persönlichen Gefühl erfüllt, aber doch noch weit entfernt von Rousseauischer Stimmung, von der Weißenfels z. B. schon in dem Gedicht „Kinderverstand" einen Vorklang vernehmen will. Den Versuch, diese Lieder, zum Teil mit Bestimmtheit, in die Zeit nach der Rückkehr ins Vaterhaus zu verlegen, weist er mit Recht zurück, abgesehen natürlich von Nr. 1 und 20, deren Entstehung in Frankfurt feststeht.

Dagegen läßt er die Abfassung der „Mitschuldigen" erst dort beginnen. Die einaktige Form, die Weißenfels als die älteste ansieht, sei identisch mit dem „Lustspiel in Leipzig", von dem Goethe am 13. Februar 1769 an Friederike Oeser schreibt, die Lektüre von Wielands „Idris", den Goethe erst im November 1768 kennen lernte, müsse vorausgegangen sein, die Erinnerung an Gretchen sei bei der Conception des Dramas wirksam gewesen, sie habe den Dichter aber erst bei seiner Rückkehr nach Frankfurt überkommen, die Zeitanspielungen wiesen auf die Zeit zwischen dem Oktober 1768 und dem Februar 1769. Außerdem trägt die Handschrift der Fassung, die Weißenfels für die älteste hält, die Jahreszahl 1769. Alle diese Gründe machen seine Annahme höchst wahrscheinlich, daß die „Mitschuldigen" zu den Frankfurter und nicht zu den Leipziger Dichtungen gehören, trotzdem Goethe sie vierzig Jahre später im biographischen Schema und in „Dichtung und Wahrheit" unter diese gesetzt hat.

1) Eine nachträgliche, schlagende Bestätigung dafür liefert das neuentdeckte Liederbuch „Annette". Suphan bezeichnete als das Wesen dieser etwas „hingeleierten" Dichtungen Sinnlichkeit mit einem ungesunden Stich ins Lüsterne, eine charakterlose Minderwertigkeit, die sich an glatte und platte Muster anlehnt, und er fügte hinzu: „Wie alt ist doch dieser jüngste Goethe und wieviel gehörte dazu, daß er sich verjüngte!" Es läßt sich kein schärferer Gegensatz gegen den Sturm und Drang denken, als diese Gedichte.

Die Bedeutung der zweiten Frankfurter Zeit in Goethes Leben als eine Vorbereitung auf die in Straßburg vor sich gehende Revolution ist allgemein anerkannt, die Hinwendung zum Pietismus und Mysticismus ist ihr hervorragendstes Kennzeichen und wird von Weißenfels demgemäß gebührend betont. Daß Goethe schon vor der Abreise von Leipzig Pietist geworden sei, ist wohl zu viel behauptet; auch kann man unter diesem Namen nicht alle Geister des vorigen Jahrhunderts zusammenfassen, denen das reine Vernunftchristentum nicht genügte, da dann die Orthodoxie ganz ausfällt. Sehr gut wird Goethes Annäherung an die Herrnhuter erklärt als ein Versuch, aus dem quälenden Widerspruch zwischen den Forderungen seines Verstandes und den Bedürfnissen seines Herzens herauszukommen; von da aus werde uns auch seine spätere Beziehung zu Lavater, Hamann, Jacobi, Jung-Stilling begreiflich. Zugleich drückt sich darin das Sehnen aus, in die dunklen Regionen des Gefühlslebens einzudringen, die Freude an der „Dämmerung", die als Schlagwort diese Zeit in Goethes Dasein allenthalben, in Kunst, Religion, Naturauffassung, beherrscht. Die „Mitschuldigen" spiegeln das auf moralischem Gebiete wieder: das Verschwimmen der Grenzen von gut und böse, nicht auf Grund des leichtsinnigen Wielandischen Epikureismus, der hier wieder mit Unrecht als Vorläufer des Sturmes und Dranges angesehen wird, sondern aus Abneigung gegen das „Bemoralisieren", aus dem Streben, in der Dichtung die Erfahrung rein wiederzugeben. Darin ist aber nicht eine Vordeutung von Sturm und Drang zu erblicken, sondern der Durchbruch einer specifisch Goethischen Eigenschaft; denn die Dichtung der literarischen Revolution ist im Gegensatz dazu Tendenzpoesie.

Fast alles, was zum Sturm und Drang hinführt, bleibt bei Goethe bis zu der Straßburger Zeit latent. Kein Zweifel, daß die Keime in ihm längst vorhanden waren; aber nur an wenigen Stellen lassen sich ihre Spuren nachweisen, und die Zeugnisse geben der bisherigen, von Weißenfels bekämpften Annahme recht, daß sich in Straßburg in Goethes Fühlen und Denken ein entschiedener Umschwung vollzogen hat. Auch die frühere, fragmentarische Kenntnis Shakespeares hat ihn nicht von der Bahn der allgemeinen Zeitrichtung abdrängen können; er ist bis zum zweiten Scheiden von Frankfurt Anhänger des „regelmäßigen" Theaters, er nennt Oeser, Wieland und Shakespeare nebeneinander als seine Lehrer und zeigt dadurch schon, daß er noch keinen fundamentalen Unterschied in ihrer Kunst erkannt hat.

Diese Erkenntnis geht ihm erst in Straßburg auf und damit beginnt bei ihm der Sturm und Drang. Die Straßburger Periode, zu der Weißenfels mit Recht noch die darauf folgenden, in Frankfurt verlebten Monate zählt, ist einer der entscheidenden Wendepunkte in Goethes menschlichem und dichterischem Dasein, dem sich an Bedeutung nur die italienische Reise zur Seite setzen läßt. Unter den Stichworten Geselligkeit, Natur, Liebe und Poesie werden die Haupteinflüsse, die dazu mitwirkten, den großen Umschwung herbeizuführen, dargelegt; zumal das Verhältnis zu Friederike, das mit wohlthuender Ruhe behandelt ist, tritt in seiner ganzen Wichtigkeit für die Charakterbildung und die Produktion des jugendlichen Dichters klar hervor. Das Sesenheimer Liederbuch ist in seinem Uebergang von der petite poësie zur echten Lyrik das früheste und deutlichste Zeugnis dafür; das Bestreben, Lenz einen möglichst großen Anteil daran zuzuschreiben, wird von Weißenfels mit sorgfältiger Begründung zurückgewiesen; nur bei Nr. 4 scheinen ihm entscheidende Gründe gegen Goethes Autorschaft vorzuliegen. Unbegreiflich ist es nur, daß er den Kunstwert dieser Lieder geringer anschlägt, als den der Leipziger und Frankfurter, an ihnen die Geschlossenheit und Formvollendung jener vermißt. Geschlossen sind sie doch im höchsten Sinne, da sie sämtlich eine bestimmte Situation mit ihrem Gefühlsinhalt rein und voll wiedergeben; form-

vollendet scheinen sie mir in weit höherem Maße als die früheren, da ihre Form dem Inhalt völlig adäquat ist und die störende Einmischung „witziger" Pointen, die die früheren entstellt, hier ganz fehlt. Wenigstens sehe ich in dem Schlusse von Nr. 9:

Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' sie mir?

keine „pointierte Schlußwendung in der Weise der Anakreontik", sondern den Ausdruck zagenden Sehnens des Liebenden. Die Härten und Unklarheiten, die Weißenfels in den Liedern findet, sind berechtigte Attribute der echten Lyrik als reiner Gefühls- und Gelegenheitsdichtung, der Erdgeruch, der sie von den Treibhauspflanzen der Kunstdichtung zu ihrem Vorteil unterscheidet, und die „wahrhaft genialen Verbesserungen", durch die der gereifte Künstler bei der Aufnahme in die Werke dem wundervollen „Willkommen und Abschied" erst seine klassische Gestalt gegeben haben soll, schwächen den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung durch Reflexion und schädigen die Kraft und Wirkung des Liedes. Man vergleiche nur den Schluß der zweiten Strophe in beiden Fassungen.

Schon die Sesenheimer nnd die gleichzeitigen vereinzelten Lieder beweisen es, daß der Einfluß des ganz unlyrischen Herder für den Straßburger Goethe nicht so ausschließlich bestimmend war, wie manche uns einreden wollen. Vortrefflich bestimmt ihn Weißenfels dahin, daß Herder Goethen für alle die Sturm- und Drangelemente, die er schon in sich fühlte und die durch das Leben in Straßburg weiter entwickelt wurden, die theoretische Begründung, Bekräftigung, Rechtfertigung bot. Mit diesen Worten ist der Nagel auf den Kopf getroffen und alles umschrieben, was der große Gefühlskritiker und Gefühlshistoriker dem großen Gefühlsdichter geben konnte. Was er ihm im einzelnen überlieferte, wird an den leitenden Gedanken seiner bis dahin erschienenen und der damals im Keimen begriffenen Schriften, sowie vor allem des Reisetagebuchs dargelegt, zugleich der erziehende Einfluß seines doppelseitigen, begeisternden und bitter abstoßenden Wesens auf den „etwas vorlauten, verzogenen Goethe" ins rechte Licht gestellt.

Unter diesem Einfluß tritt die einheitliche, durch keine Macht der Tradition mehr abgelenkte Persönlichkeit des Stürmers und Drängers hervor, sie offenbart sich am deutlichsten in dem Aufsatz „zum Shakespearestag", den Weißenfels für eine Rede erklärt, trotzdem er zugeben muß, daß einzelne Stellen damit nicht in Einklang zu bringen sind. Der Einwand, daß schon Lerse eine Rede bei der Straßburger Shakespearefeier gesprochen habe und daß deshalb Goethe nicht ebenfalls einen Aufsatz zum Vorlesen dorthin habe schicken können, ist unbegründet. Es steht fest, daß die Worte nicht so, wie sie in der Handschrift stehen, gesprochen sein können, und daß sie einen schriftlichen Beitrag eines bei der Feier Abwesenden darstellen, und deshalb dürfen sie nicht als Rede bezeichnet werden.

Die zweite charakteristische Aeußerung der Sturm- und Dranganschauungen, die erste öffentliche, ist die Schrift „Von deutscher Baukunst". Im Verhältnis zu seiner sonstigen Gründlichkeit thut Weißenfels diese wichtige Arbeit etwas kurz ab; aber doch so, daß die Hauptpunkte, auf die es ankommt, klar hervortreten: begeisterte Anerkennung der verachteten Gotik neben, nicht gegenüber der Antike und Trennung der letzteren, die gleich der Gotik originale Kunst ist, von den (freilich ungerecht) verachteten Nachahmern der Renaissancezeit.

Ein drittes Dokument der Straßburger Periode sucht Weißenfels zu gewinnen, indem er die rätselhaften, von Schöll (Briefe und Aufsätze S. 21 ff.) zuerst mitgeteilten Fragmente ihr im Anschluß an Minor zuweist. Seine Hypothese, daß beide Bestandteile eines geplanten Romans in Briefen sind und zusammengehören, wird durch die Beschaffenheit der Handschrift bestätigt. Die Stimmung

des ersten, die Art des Räsonnements, die der Herders ähnelt, läßt an Straßburg denken; aber die leichte Auffassung der Liebe im zweiten möchte man doch dem Straßburger Goethe nicht mehr zumuten, ja sie eigentlich bei ihm, selbst in einer Dichtung, einer gedachten Person in den Mund gelegt, für unmöglich halten. Alle Motive darin weisen nach Leipzig, dessen Bild nach zwei Jahren doch wohl schon etwas verblaßt war, und ferner: wo ist hier in Sprache und Satzbau etwas von Sturm und Drang zu spüren? Der Geniestil, den Weißenfels so gut in seinen überall unverkennbaren Abweichungen vom herrschenden Sprachgebrauch gekennzeichet hat, müßte doch wenigstens an irgend einer Stelle zum Vorschein kommen. So überwiegen die Gründe, die für eine frühere Entstehung der Fragmente sprechen, und es wird das beste sein, wenn man nicht einfach ein non liquet aussprechen will, an Erich Schmidts Entscheidung für die zweite Frankfurter Zeit festzuhalten. Man stelle nur diese Prosa neben die der ältesten Form des „Götz von Berlichingen", und schwerlich wird man sie dann derselben Schaffensperiode zu vindicieren vermögen.

Mit einer überaus eingehenden, 163 Seiten umfassenden Erörterung dieses Werkes beschließt Weißenfels den ersten Band. Mit Erstaunen sieht man, wie viel Neues nach allen den Untersuchungen, die an den „Götz" schon geknüpft worden sind, noch über ihn zu sagen bleibt. Von Grund aus selbständig ist die Darlegung, von den Anregungen der Frankfurter und elsässischen Lokalitäten, ihren Rechtszuständen ausgehend, dann dem Einfluß Justus Mösers, auf den neuerdings auch Sauer entschieden hingewiesen hat, sorgfältiger und erfolgreicher als irgend eine frühere nachspürend, Herders vermittelnde Hinweisung erwähnend, den Plan der dramatischen Behandlung aber mit entscheidenden Gründen erst der Vaterstadt zuweisend, während die Bekanntschaft mit der Selbstbiographie schon nach Straßburg verlegt wird. Weißenfels schlichtet so die schwierige Frage der Entstehungszeit in der denkbar befriedigendsten Weise. Als Vorläufer erscheint der Caesar-Plan, der wohl im zweiten Bande noch weiter verfolgt werden soll, und dann wird die erste Fassung aufs gründlichste behandelt. Hier wäre an manchen Stellen einer abweichenden Ansicht Ausdruck zu geben: die Parallele Götz-Luther-Lessing, gleich im Eingang, ist doch gar zu gewaltsam und die Anerkennung des „Götz" als eines „vollendeten poetischen Kunstwerks", das allen Gesetzen der höchsten tragischen Dichtung vollkommen entspreche, dürfte Widerspruch finden, so gut es auch Weißenfels verstanden hat, den tragischen Gehalt und die Einheit der Handlung zu entwickeln. Nach beliebter Methode sucht er für jede einzelne Gestalt die literarische Tradition nachzuweisen, bringt z. B. den Helden zu Hamlet in Beziehung und meint, daß Georg, diese lebensvolle, aus einem Guß entstandene Gestalt auf Anselmo im „Ugolino", Philotas und einen Opferknaben der „Hermannsschlacht" zurückführe. Das ist um so mehr zu verwundern, da sich Weißenfels wiederholt (S. 129 und 478) gegen Nachweisung bestimmter Modelle dichterischer Gestalten aus dem Leben in trefflichen Worten ausgesprochen hat, und es schwer zu erkennen ist, warum er diese Abneigung nicht auch auf literarische Modelle, deren Einfluß nicht nachweisbar ist, ausgedehnt hat. Besonders müssen wir die Herleitung der Kinderscenen von „Messias", „Miß Sara Sampson", „Ugolino" entschieden abweisen. Die Kinderscenen sind unter allem neuen, was der „Götz" brachte, vielleicht der Bestandteil, bei dem sich am wenigsten in der früheren deutschen Dichtung Vorläufer aufweisen lassen. Man kann behaupten, daß das Kind hier erst in die neuere deutsche Literatur eingeführt worden ist, alle früheren sind altkluge oder schnippische oder pathetische, kurz unwahre Geschöpfe, denen die Eigenart des kindlichen Wesens fehlt.

Neben solchen, gewiß im Verhältnis zu dem Umfang des Götz-Kapitels

höchst geringfügigen Ausstellungen, wünschten wir nun doppelt, die Leser auf die leuchtenden Vorzüge dieser Arbeit hinweisen zu dürfen. Aber wir müssen uns begnügen, einzelne, besonders fesselnde Partien hervorzuheben: die tiefgründende Untersuchung des tragischen Gehaltes des Dramas, der Nachweis, wie stark Luthers Bibel und Tischreden auf Sprache und Gedanken eingewirkt haben, Adelheid als Typus des genialen „Machtweibes", und zumal der Vergleich der ersten und der zweiten Bearbeitung, aus dem sich als sicheres Resultat ergibt, daß bei allen formalen Vorzügen der zweiten Fassung die erste ihr an Poesie, Kraft und echter Tragik überlegen ist und daß damit doch die Absicht, ein wirksames, theatralisches Drama zu schaffen, nicht erreicht worden ist.

Immerhin war ja auch die zweite Gestalt noch so voll von überwältigender poetischer Gewalt, daß sie die Jugend, die nicht in den alten Anschauungen verknöchert war, fortriß. Aber Weißenfels hebt es mit Recht hervor, daß die Aufnahme des Stückes bei seinem Erscheinen keineswegs eine durchweg günstige war. Erst nach einigen Jahren stellte sich eine starke Wirkung ein, die dann bis in die Zeiten der Freiheitskriege fortdauerte.

Mit der Andeutung dieses in unserer Literatur beispiellosen Fortwirkens beschließt Weißenfels den ersten Band seiner Darstellung. Wir haben ihr nur andeutend folgen, nur hier und da einen Punkt daraus hervorheben können. Insbesondere mußten wir die Anmerkungen, welche 108 enggedruckte Seiten umfassen, fast ganz bei Seite lassen, damit unsere Besprechung nicht jedes erlaubte Maß überschritt. Denn sie bieten eine Fülle von Einzeluntersuchungen philologischer, historischer und philosophischer Art, überall zu weitgehenden Erörterungen anregend, für die hier der Raum fehlt. Ebenso vollwichtig ist der Text, und was er bietet, wird in einer Form vorgetragen, die zwar des raschen Ganges, der geistreichen Wendungen entbehrt, auch von Wiederholungen und einer gewissen Trockenheit nicht freizusprechen ist, die aber doch durch ihre Gründlichkeit und ihren reichen, selbständigen Gedankengehalt, durch die stete, energische Konzentrierung auf den Gegenstand fesselt und die Lektüre zu einer nicht nur in hohem Maße belehrenden, sondern auch zu einer genußreichen für alle die gestaltet, die sich über den wichtigen und interessanten Gegenstand gründlich unterrichten wollen. Hoffen wir, daß ihre Zahl auch außerhalb der Fachkreise groß genug sei, um Weißenfels die verdiente allgemeine Anerkennung zu sichern! —

Im stärksten Kontrast zu dem eben besprochenen Werke steht ein zweites, das ganz denselben Gegenstand behandelt:

Schultze S., Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung (1749 bis 1775). Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. 1894. Sieben Hefte. 9 ℳ

Wir müssen den Verfasser beschuldigen, daß er bei der Vorbereitung, Abfassung und Drucklegung seiner Arbeit die Pflichten eines wissenschaftlichen Schriftstellers entweder nicht gekannt oder sie bewußt völlig unerfüllt gelassen hat. Dieser Vorwurf ist ein so schwerer, daß wir uns verpflichtet fühlen, aus dem Buche eine genügende Anzahl von Belegen dafür zu liefern, so wenig es auch auf eine eingehendere Behandlung im „Euphorion" Anspruch erheben darf.

Beginnen wir mit dem Aeußerlichen. Der Umfang des dargestellten Zeitraumes entspricht weder der Angabe des Titels 1749—1775, noch die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Hefte der im Eingang aufgestellten Disposition. Statt der Abreise nach Weimar bildet die Entstehung des „Werther" den Schluß und so fehlt „Clavigo", „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", die Gedichte der letzten Frankfurter Jahre, „Der ewige Jude", es fehlt bis auf ein paar flüchtige Erwähnungen „Faust". Schultze glaubt, ihn ohne Schaden über-

gehen zu können, weil er die Haupttendenzen der Prometheus- und Werther-Dichtung wiederhole und für die Entwicklung der Literaturrevolution der siebziger Jahre gar nicht in Betracht komme, denn er sei ja erst in viel späterer Zeit veröffentlicht worden. Der Verfasser hält es nicht für nötig, diese Abweichungen von dem ursprünglichen Plane mit einem einzigen Worte zu begründen oder zu entschuldigen.

In der vierten Lieferung verspricht er für die folgenden an Stelle der den früheren beigegebenen Anmerkungen, die hier plötzlich aufhören, einige Diskurse. Sie fehlen gänzlich.

Der Mangel an Gewissenhaftigkeit und Rücksicht auf die Leser, der sich in den bereits berührten Mängeln des Buches ausspricht, zeigt sich in besonders hohem Maße in der nachlässigen Korrektur des Druckes. Ganze Bogen scheinen überhaupt nicht einer Durchsicht unterzogen zu sein, so wimmeln sie von den häßlichsten Fehlern, verstellten Zeilen und ähnlichen groben Verstößen gegen alle typographische Sorgfalt. Von irgend einem Versuch, nachträglich wenigstens die störendsten Druckfehler zu verbessern, ist nichts zu bemerken, trotzdem das bei dem allmählichen Erscheinen der Arbeit sehr leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Unter diesen Umständen ist es schwer zu erkennen, welche von den zahlreichen falschen Zahlen, Namen, Citaten auf Unwissenheit, welche auf Fahrlässigkeit des Verfassers zurückzuführen sind. Wenn er z. B. schreibt „Was ist denn an dem ganzen Witz original zu nennen?“, so mag wohl die zweite der angeführten Eigenschaften die Entstellung von Goethes Worten verschuldet haben. Auf dasselbe Konto möchten wir die häufigen Unrichtigkeiten in den Anführungen aus fremden Sprachen stellen: délouge, Baron von Etage (statt Etange), Thomsen, travaller, aber bedenklicher ist es doch, daß die drei Zeilen des Titels von Götzens Selbstbiographie nicht weniger als fünf Fehler enthalten.

Sehr gern würden wir auch die fast unbegreiflichen Verstöße gegen die deutsche Grammatik dem Drucker in die Schuhe schieben; aber es geht wirklich nicht an. Sollte man es für möglich halten, daß ein Privatdocent der germanischen Philologie durch sein ganzes dickes Buch hindurch stets lehren mit dem Dativ konstruiert? Daß er schreibt: „Ich schmeichle mir die Hoffnung“, „Meines Wissens nach“, „der ihm die Urquelle aller Poesie erkennen ließ“, „das geistige Leben der Stadt ließ dem Dichter nichts hoffen“, „die ursprüngliche Harmonie der Natur und sich“ (statt seiner), „in und um dem Städtchen“, „er bedurfte die Zeit“, „die in ihm vernarrt ist“! Die vielgeschmähte Zunft der Zeitungsschreiber mag stolz an die Brust schlagen; der schlechteste unter ihnen würde von seinem Brodherrn vor die Thür gesetzt werden, wenn er ihm mit einer solchen Leistung aufwartete.

Auch das Präteritum „er stack“ wird sich wohl kaum einer von ihnen ohne ernstliche Gefahr leisten dürfen, und das kräftig volkstümliche „reinweg“ wird vermutlich außer bei Schultze nur da, wo eine charakteristische Wirkung erzielt werden soll, Verwendung finden. Auch sonst weiß er seine Sprache mit Glück der Redeweise der minder Gebildeten anzunähern: „Karoline Flachsland klatscht hierüber an Herder“, „die Kritik, die sich um Shakespeares ‚Cymbeline‘ dreht“, „Goethes Schilderung über Merck“, „er bekam eine ähnliche Abweisung zu erfahren“, „Herder war ganz entzückt über die neue Heloise“. Man sieht, daß der Verfasser für das große Publikum schreibt, freilich kaum für „das große, gebildete Publikum, das unseren Dichter liebt“.

Anderes wieder ruft heitere Prachtleistungen von Schmock, Wippchen und Genossen ins Gedächtnis. Mit ihnen teilt er die Freude an kühn geformten Fremdwörtern wie Komfortabilität, kosmogenisch (richtige Ueberlieferung durch die Wiederholung bestätigt), nicht minder an überraschend gebauten Sätzen:

„Zum Götz hatte ihn Shakespeare, zu den neuen Werken sollte ihn der große französische Herz- und Naturdichter, Rousseau, anregen", oder „Wie viel Erlebnisse hatten sie sich einander aus zutauschen", oder „eine Ader zum Komischen, die in Goethe versteckt lag, die er aber zu wenig anbaute. Später in den Schönbart-Spielen tritt sie wieder hervor. Sie ist aber dann zu sehr den Tendenzen unterworfen", oder „Oefers Erziehung greift in Frankfurt weiter um sich", oder „Die Karolingerzeit bis auf die Jetztzeit sprach hier in Monumenten".

Da so die einfachsten Gesetze der Sprachrichtigkeit nicht befolgt sind, können natürlich die höheren Anforderungen an Schärfe und Schönheit des Ausdrucks noch weit weniger Befriedigung finden. Die bisher angeführten Beispiele zeigen das schon zur Genüge, und wir dürfen auf weitere Beweismittel verzichten. Grenzenlos ist die Ungeschicklichkeit des Verfassers in Bezug auf die Anordnung des Stoffes und die Uebergänge. Wiederholungen, zum Teil wörtlich auf engem Raume, fortwährende Verweisungen vor- und rückwärts mit „davon später", „weiter unten", und ähnliches, kaum ein Wechsel im Thema ohne „Ich will die Bemerkungen über . . . beenden", „Nachdem wir die Untersuchungen über . . . beendet haben" (beides gelegentlich auf einer Seite), — so wird notdürftig ein Flicken an den andern geheftet.

Aber vielleicht birgt sich in diesem ärmlichen Gewande ein königliches Wissen, das stolz allen äußern Schmuck verschmäht? Auch diese Illusion müssen wir leider unsern Lesern rauben. Die Form ist des Inhalts durchaus würdig. An thatsächlicher Belehrung erhalten wir kaum irgendwo mehr, als der recht bescheidene Kreis der Vorarbeiten, die Schultze kennt, umschließt. Mit der geringen Anzahl von Quellenschriften, die für den behandelten Zeitraum in Frage kommen, hat er sich wohl nicht sehr eingehend beschäftigt; wenigstens ist es doch ein schlimmes Zeichen seiner Kenntnisse, wenn er ohne Ausnahme stets von den „Frankfurter Gelehrtenanzeigen" spricht, wenn er als eines der Journale, zu denen die so bezeichnete Zeitschrift von 1772 in einen gewissen Gegensatz trat, den „Teutschen Merkur" Wielands nennt, der erst 1773 zu erscheinen begann, und wenn er sagt: „Mit 1760 können wir Rousseaus Einwirkungen auf Deutschland konstatieren." Wie tief er in das Verständnis der Quellen eingedrungen ist, lehrt die komische Umschreibung der Verse Klopstocks:

Aus dem Hain Thuiskons entflieh kein sanftes

Silbergetön hin zum parischen Maal (nämlich dem Denkmal der Fürsten), mit den Worten: „sie (die Fürsten) sitzen am parischen Mal". Was sich Schultze wohl unter einem parischen Mahl vorstellt?

Nicht weniger erheiternd ist für den Kenner der Leipziger Ortsgeschichte die Anmerkung: „Von den Kuchengärten Leipzigs sind folgende erwähnenswert: Apels, Bosens, Richters Garten. Alle Dörfer Leipzigs hatten solche Kuchen- und Kohlgärten: Plagwitz, Raschwitz, Reudnitz und Gohlis". Da sind die Angaben von Loepers (Dichtung und Wahrheit 2, 291 f.) oder von Biedermanns (Goethe und Leipzig 1, 10) arg durcheinander geraten.

Von gleicher Flüchtigkeit zeugt es, daß Schultze H. L. Wagner in Frankfurt geboren sein läßt, die Entstehung der zweiten Bearbeitung des „Götz" in den Herbst 1772 setzt, daß er noch immer die im „jungen Goethe" abgedruckten Ossianfragmente für ein Erzeugnis seines Helden ansieht, trotzdem längst Herders Autorschaft festgestellt ist (siehe Suphans Ausgabe 4, 494 und 25, 679). Auch hätte er jetzt nicht mehr die Behauptung v. Loepers und Minors, daß der Titel des „Briefes des Pastors zu *** deutlich an Rousseaus „lettre d'un vicaire" erinnere, wiederholen dürfen; denn es wurde bereits von mir darauf hingewiesen, daß es keine Schrift Rousseaus giebt, die diesen Namen führt.

Er hat sich eben offenbar nicht die Mühe genommen, die früheren An-

gaben nachzuprüfen, und alle Vorgänger besitzen für ihn die gleiche Autorität. Ohne ein Wort des Zweifels führt er die von Falk überlieferte, man kann wohl sagen unmögliche Aeußerung von Goethes patriotischem Schmerz an, und besonders bezeichnend erscheint es uns, daß er seinen Lesern als „gutes Hilfsmittel zu Goethes Leben und Dichtungen" Saupes chronologische Tafeln vom Jahre 1854 empfiehlt, von denen er selbst sagt, daß diesem Büchlein eine verbesserte Auflage dringend nötig sei.

Die Art nun, wie Schultze seine Quellen (die er übrigens fast nirgend nennt), benutzt, geht doch zuweilen über das erlaubte Maß hinaus. Er lehnt sich an sie bis zur Wiederholung geschmackloser Wendungen an, wie er z. B. Herbst nachschreibt, daß die Wetzlarer Zeit die Rüstezeit zur größten Erhebung der Jugendpoesie Goethes gewesen sei. An andern Stellen gibt er ohne jeden Skrupel Hypothesen anderer als Thatsachen, so Scherers Annahme der Entstehung des Concerto dramatico (es soll nach Schulze ein Absagebrief an die Schönseligkeit Darmstadts und Homburgs sein), ferner daß „Faust" im Anfang des Jahres 1773 begonnen worden sei, daß der geplante „Cäsar" Jugend, Mannesjahre und Tod des Helden umfaßt habe, daß die Gedichte „Ein grauer, trüber Morgen" und „Ein zärtlich, jugendlicher Kummer" erst in Frankfurt verfaßt seien, daß die letzten Abschnitte der Schrift „Von deutscher Baukunst" 1771 in Frankfurt entstanden sein mögen, was mindestens für den vierten nicht der Fall sein kann, daß die Recension von Homers Iliade von Küttner in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von Goethe verfaßt sei u. s. w. Immerhin ist doch da, wo der Verfasser sich auf seine Vorgänger stützen kann, für seine Behauptungen noch meist einiger Grund vorhanden. Ins Bodenlose gerät er aber, wo er auf eigene Entdeckungen ausgeht. Ein paar guten Einfällen in Bezug auf die Chronologie der Leipziger Lieder, die aus der früheren Schrift Schultzes herübergenommen sind, steht da eine Menge von Verfehltem gegenüber. Von den Grundsätzen philologischer, historischer und ästhetischer Kritik hat Schultze keine Ahnung. Nur Weniges sei zum Zeugnis dafür erwähnt. „Wir können annehmen," sagt er, „daß jede Persönlichkeit, die ihn (Goethe) zum Studium gereizt hat, irgendwo in seinen Dichtungen verborgen ist, und wir können hieraus uns auch die große Natürlichkeit seiner dichterischen Gestalten erklären." — „Bei Richardson hat die höchste Idealisierung seiner Helden den Weg von der Religion in die Poesie überbrückt." — Der neue „Roman", den Goethe in Leipzig, um mit Weiße zu wetteifern, verfassen wollte, soll ein „neuer Romeo", ein Seitenstück zur „neuen Heloise" gewesen sein. — Goethes Selbstmordgedanken seien durch den Druck des Advokatenamtes veranlaßt worden. — Eine Andeutung des beabsichtigten Selbstmordes liege in den Worten an Kestner vom 15. September 1773: „Ein Riß! und all die Siebenfache Bastseile sind entzwey." — „Nun verlaß' ich diese Hütte" sei kleine, manierierte Naturmalerei. — „Von Klopstock wurde der junge Goethe nur indirekt berührt, nur durch seine Nachahmer." — „Wie die französischen Dichter wendet auch Goethe den Alexandriner als Lustspielvers an. Denn sonst wurde das deutsche Lustspiel in Prosa geschrieben." —

Genug davon! Die Blumenlese, die wir aus dem Buche Schultzes zusammengestellt haben, wird genügen, unser oben ausgesprochenes Urteil zu begründen, und das war einzig ihr Zweck. Wir hätten wahrlich nicht so viele Worte daran gewendet, läge hier eines der zahlreichen dilettantischen Produkte vor, wie sie gerade die Goethe-Literatur so zahlreich hervorbringt und in denen der gute Wille sich mit der Unwissenheit paart. Aber Schultze stellt sich als Vertreter der Wissenschaft hin (und er darf es ja leider mit einem gewissen äußeren Rechte), und er behauptet anmaßend, etwas Neues und Bedeutsames geleistet zu haben. Dadurch fordert sein Machwerk die allerschärfste Zurückweisung

heraus; denn hier heißt es: Principiis obsta, damit nicht diese Art Nachahmung finde und damit ein für allemal solche Gehilfen aus unserer Werkstatt verwiesen werden.

Als nach dem Erscheinen der ersten beiden Lieferungen einer der berufensten Vertreter der Goethewissenschaft ein kurzes, gewiß nicht übermäßig strenges Urteil über sie abgegeben hatte, erwiderte es Schultze in der Vorrede zum vierten Hefte mit höhnischen Worten und sagte, er hätte es nicht für möglich gehalten, daß in akademischen Kreisen eine so wenig anständige, aller sachlichen Begründung so bare Kritik geübt werden konnte. Wird er gegenüber den von uns angeführten Thatsachen noch weiter in der Verblendung, von der diese Aeußerung zeugt, beharren? Es sollte uns für ihn leid thun. —

Schultze behauptet, daß das psychologische Element oft genug in der Literaturgeschichte fehle, und darin hat er Recht. Er betrachtet als Hauptsache den Nachweis des inneren seelischen Prozesses, nur reichen seine Kräfte zu dessen Darlegung nicht aus, wie diese Aufgabe überhaupt die schwierigste aller dem Historiker gestellten ist.

Mit Erfolg versucht ihre Lösung in Bezug auf das religiöse Innenleben Goethes eine kleinere Arbeit, die nicht von dem äußeren Lebenslauf, sondern von einigen Gedankendichtungen ausgeht und in ihnen die Spuren der Gesinnung des Dichters aufsucht:

Baumgart H., Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". Stuttgart 1895. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 2 *M.*

Die „Geheimnisse" stellen sich durch den Umfang des Planes und die Größe der Idee in die Reihe der gewaltigsten Schöpfungen Goethes, neben den „ewigen Juden", „Prometheus", „Faust". Das erkennt man deutlich aus dem Anfang, den wir besitzen, und aus den erläuternden Bemerkungen, die der Dichter selbst viele Jahre nach der Entstehung des Gedichtes geliefert hat. Aber das Fragment ist zu gering an Umfang, als daß es uns den Sinn und das Ziel dieses „wunderbaren Liedes" klar enthüllen könnte und Goethes Kommentar ist sicher aus getrübter, durch spätere Eindrücke beeinflußter Erinnerung hervorgegangen, so daß er kein reines Bild des ursprünglich Beabsichtigten gewährt.

Zuerst hat Düntzer versucht, die Schwierigkeiten, die sich aus diesem Sachverhalt für das Verständnis der Dichtung ergeben, zu beseitigen; indessen ist bei ihm noch vieles dunkel geblieben, manches falsch gedeutet, und die Erkenntnis von Goethes Seelenzustand in den Jahren des stillen Reifens, denen unser Gedicht angehört, hat sich seit dem Erscheinen seines Aufsatzes (1852 und 1861) bedeutend vertieft.

Fragmente wie dieses bieten der Erklärung einen unerschöpflichen Stoff. Baumgart hat schon durch seine Schrift über Goethes „Märchen" gezeigt, daß er in das Wesen von Goethes Symbolik tief eingedrungen ist; auch gegenüber der noch schwierigeren Aufgabe, die er hier in Angriff nimmt, bewährt sich seine Fähigkeit, die angeknüpften Fäden im Sinne des Dichters weiterzuspinnen. Das Fundament zu dieser spekulativen Arbeit gewährt ihm die philologische Feststellung des Textes und seiner Entstehung.

Nach Riemers Angabe umfaßt das Fragment der „Geheimnisse" 48 Strophen (nach den Briefen an Frau von Stein vom 2. und 3. April 1785 müßten es 51 sein, was Baumgart nicht erwähnt). Goethe hat nur 44 Strophen in die Dichtung aufgenommen, vier weitere sind an verschiedenen Orten zerstreut, zwei davon zusammen mit der zweiten Strophe des Gedichtes auf einem Blättchen aus dem Nachlaß der Frau von Stein überliefert. Diese letzteren dürfen aber deshalb nicht als zusammenhängend angesehen werden, vielmehr leitet die erste

(Für ewig, Weimarische Ausgabe 3, 44) von der „Zueignung" zu den „Geheimnissen" über, und bei der Bestimmung des Gedichtes für den Kreis der Nächsten, bei seinem Zwecke, der teuren Frau im Bilde zu sagen, wie er sie liebe, ist die (zum Teil schon von Düntzer ausgesprochene) Hypothese, daß im letzten Verse statt in ihr ursprünglich in Euch beziehungsweise in Dir gestanden habe, sicher zutreffend. Daran schließt sich dann die zweite der losgelösten Stanzen „Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne" (Weimarische Ausgabe 5, 1, 66) und es folgen die beiden Einleitungsstrophen, wie sie in den Ausgaben das Gedicht eröffnen. Die Fortsetzung sollen nach Baumgarts Ansicht die Verse „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet" (Weimarische Ausgabe 4, 60) bilden. Aber dem stehen gewichtige Bedenken entgegen, da die Worte, auf die Dichtung selbst bezogen, doch gar zu prunkhaft klingen, trotzdem sie der Dichter selbst „ein wunderbares Lied" nennt. Freilich ergeben sich auch an den anderen Stellen, die man der Strophe angewiesen hat (zwischen Vers 56 und 57 oder Vers 289 und 290), zumal an der letzten, beträchtliche Schwierigkeiten, die wohl nur so zu lösen sind, daß sie nach Vers 47 f.:

Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegen leuchtet

ihre Stelle finden. Die Strophe schildert den Gesamteindruck, den Markus beim Heranschreiten von der prächtigen Architektur des Gebäudes empfängt. Dieser Eindruck wird dann, wenn er unmittelbar davor steht, von dem des rätselhaften Kreuzeszeichens über dem Thore, das er jetzt erst erkennen kann, abgelöst.

Die letzte der nachträglich bekannt gewordenen Stanzen „Heut und ewig" (Weimarische Ausgabe 3, 163) gehört nach Düntzer der „Zueignung", und zwar der Rede des Dichters an; Baumgart hält sie für den Schluß der Einleitung der „Geheimnisse", wozu sie sich trefflich eignet; doch wird darüber bei der Allgemeinheit des Inhalts der Stanze keine Sicherheit zu erlangen sein.

Die Entstehungsgeschichte des Fragments läßt sich an der Hand von Goethes gleichzeitigen Briefen leicht verfolgen; ebenso wissen wir, daß er sich gemeinsam mit Herder in jenen Jahren aufs tiefste mit den darin behandelten Ideen beschäftigt hat, wofür erst vor kurzem in dem Spinoza-Aufsatz von der Hand der Frau von Stein (Goethe-Jahrbuch 12, 3 ff.) ein wichtiges Zeugnis bekannt gemacht worden ist. Speciell Herders „Ideen" haben nachhaltig eingewirkt, und zwar, wie Baumgart zeigt, nicht nur die damals erschienenen, sondern auch die späteren Bücher, wie denn der Titel des Gedichts von einem Satze im neunten Buche der „Ideen" hergenommen ist, mit dem sich auch ihr Gegenstand aufs engste berührt: das Verhältnis der geheimnisvollen Umhüllungen, der symbolischen Mythen der Religionen, zu dem Kern und Wesensgehalt der Religion darzustellen.

Es fragt sich nur, woher die äußere Einkleidung genommen ist, und darauf hat Baumgart so wenig wie irgend einer der früheren Erklärer hingewiesen. Stellt man sich die Situation vor, so ergiebt sich die Quelle leicht. Ein Wanderer, der an Offenheit, an Unschuld der Geberde wie ein Mensch von einer andern Welt erscheint, dringt auf verschlungenen Pfaden zu der Pforte eines prächtigen tempelartigen Gebäudes auf hohem Berge vor, von dem Befehle höherer Wesen gesendet. Sie wird ihm aufgethan, eine Schar von Rittern umgiebt ihn, deren Führer aber nicht zugegen ist, weil er von Schwäche aufs Lager geworfen wurde. Er bemerkt geheimnisvolle Symbole und Gebete und wird dann zum Schlafe in eine Zelle geleitet.

Wenn irgend eine Analogie schlagend genannt werden kann, so ist es die zwischen dieser Handlung und Parcivals Ankunft auf der Gralsburg. Nun war

im Januar 1784 der „Parcival" in Müllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" als vierte Lieferung erschienen. Daß Goethe sie sogleich kennen gelernt hat, ist keinem Zweifel unterworfen; gehörten doch Anna Amalia und Karl August zu den Förderern der Sammlung (siehe Müllers Vorbemerkung zur zweiten Lieferung). Von dort ist die Anregung zu den „Geheimnissen" ausgegangen, und so sehen wir Goethe hier so stark wie sonst nirgend von der deutschen Dichtung des Mittelalters beeinflußt. Freilich, mehr als die Anfangsscenen, die feierlich geheimnisvolle Stimmung und die Grundzüge für den Charakter des Markus konnte ihm Wolframs Epos nicht bieten, der weitere Fortgang blieb zu erfinden; denn der Gedankeninhalt, der poetisch umkleidet werden mußte, stand in keiner Beziehung zu dem des „Parcival". Schon die Gestalt des Humanus wuchs deshalb über den leidenden Amfortas hoch hinaus, Markus sollte gewiß neben der Einfalt Parcivals bedeutende Eigenschaften erhalten, wenn er auch nicht, wie Baumgart meint, auf Jesus von Nazareth hinweist. Von den neuen Symbolen, die Goethe einführte, deutet Baumgart die Bilder Vers 299—302 sehr treffend, dagegen können wir uns seiner Auslegung der fackeltragenden Jünglinge, daß sie nämlich die religiöse Kunst bedeuten sollen, deshalb nicht anschließen, weil die Annahme, daß diese Jünglinge aus dem Heiligtume kommen, in dem Gedicht nicht begründet ist.

In etwas äußerlicher Verbindung mit den „Geheimnissen" behandelt die Schrift Baumgarts die wundervolle Ballade „Der Gott und die Bajadere" und die drei unter dem Titel „Paria" vereinigten Gedichte. Kein Zweifel, daß sich in ihnen ebenso wie es in den „Geheimnissen" geschehen sollte, Goethes religiöser Standpunkt ausspricht; aber will man das als Grund der gemeinsamen Behandlung ansehen, dann könnte man noch eine Anzahl von anderen Dichtungen und sonstigen Aeußerungen Goethes aus früherer und späterer Zeit (Brief des Pastors, Religionsgespräch im Faust, Wanderjahre u. s. w.) mit höherem Rechte neben die „Geheimnisse" stellen. Freilich stehen die indischen Gedichte ihrer ersten Konzeption nach zeitlich jenen am nächsten, falls die Annahme Baumgarts richtig ist, daß ihre Stoffe unter den „sehr schönen Indianischen Geschichten" zu verstehen sind, die sich Goethen laut seinem Briefe an Frau von Stein vom 5. September 1785 aufgethan haben. Indessen mußte die Ballade bis 1797, die Trilogie gar bis zum Herbst 1823 der Vollendung harren. Die schöne „Legende" war indessen Goethen in der Zwischenzeit nicht aus dem Gedächtnis geschwunden, wie eine (von Baumgart nicht erwähnte Tagebuchnotiz vom 27. Mai 1807 zeigt. Die Ursachen des jahrzehntelangen Festhaltens an solchen Stoffen und des langen Zögerns, sie künstlerisch auszugestalten, legt Baumgart sehr gut dar. Wenn er jedoch bei dieser Gelegenheit behauptet, gegenüber den Versuchen, den Sinn der Kunstwerke aufzudecken, verwürfen viele das Unbeweisbare schlechthin als Vernünftelei und abstrakte Konstruktion, so wissen wir nicht, wohin dieser Angriff zielt. Jede Kritik, die ihrer Aufgabe gerecht werden soll, wird sich doch dessen bewußt sein müssen, daß dem Innerlichen des künstlerischen Schaffens weder nach der ästhetischen noch nach der philosophischen Seite hin mit exakten Beweisen beizukommen ist, und wer wäre banausisch genug, die Versuche, den philosophischen Kern großer Kunstschöpfungen bloszulegen, von vornherein abzulehnen? Nur dann muß Widerspruch erhoben werden, wenn der Genuß und das Verständnis des Kunstwerks durch eine Erklärungsart gefährdet wird, die seinem Wesen nicht gerecht wird und es zum bloßen Gefäß eines Gedankeninhalts erniedrigt, der zuweilen sogar erst künstlich von dem Ausleger hineingetragen ist.

Für die vorliegende Schrift braucht Baumgart einen solchen Widerspruch nicht zu befürchten. Denn sie fördert die richtige Auffassung der besprochenen Dichtungen und dringt tief in den Untergrund von Goethes religiöser Gesinnung,

aus der sie erwachsen sind, ein. Besonders glücklich ist der Nachweis, daß sich Goethes religiöse Anschauungen seit seinem Eintritt in die Mannesjahre nicht mehr geändert haben; Baumgart erbringt ihn, indem er die „Geheimnisse" mit der Religionsphilosophie der „Wanderjahre" zusammenstellt. Er zeigt dann weiter, daß die „Legende", (die er etwas zu enthusiastisch „ein Kunstwerk, wie es in der Poesie aller Zeiten ohne Gleichen dasteht", nennt), einen Mythus enthält, der in einer wunderbaren Vereinigung die höchsten Heilswahrheiten der Theologie und die letzten Aufschlüsse der Philosophie in sich birgt, und er erörtert im Anschluß daran Goethes Stellung zum Christentum in geradezu unübertrefflicher Weise.

Diese wenigen Seiten sagen uns über den wichtigen Gegenstand weit mehr als so manche von den umfangreichen Schriften, die ihn selbständig behandelt haben. Auch die jüngste unter ihnen reicht nicht an Baumgarts Darstellung heran, und entspricht nicht den Erwartungen, die ihre Aufschrift erweckt:

Ernst A. W., Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg. Conrad Kloß. 1895. 1 *M.*

Der Vortrag Ernsts stützt sich in der Hauptsache auf das im ersten Bande des „Euphorion" S. 622 ff. besprochene Buch von Filtsch. Der Standpunkt ist derselbe, wenn man hier überhaupt von einem Standpunkt reden kann. Denn es wird nur eine Kette von lose verbundenen Citaten geliefert, zuerst einiges aus „Dichtung und Wahrheit" über die Religion des Knaben Goethe (er soll durch den geplanten Roman in sieben Sprachen auf das Lesen und Uebersetzen der Bibel geführt worden sein, die Liebe zur Natur sei eine Frucht seiner religiösen Bildung), die Entwicklungszeit wird übersprungen und der Verfasser will nur noch eine zusammenfassende Uebersicht von dem religiösen Leben und Fühlen des Mannes Goethe geben. Darin ist dann weder eine historische noch eine logische Disposition zu bemerken, Stellen aus den frühesten und spätesten Werken sind willkürlich durcheinander gewürfelt, ein klares Bild wird Niemand daraus gewinnen können. Zwischen die Goethecitate schieben sich eine große Anzahl anderer: Ludwig Fulda, Tennyson, Gerok, Hamerling (der im „Ahasver in Rom" Fausts Glaubensbekenntnis etwas verallgemeinert habe!), George Sand, Jean Paul, Geibel u. a. müssen zu dem Ragout beitragen.

Ernst hält (S. 28) den Kirchenhistoriker Harnack für den Verfasser von „Goethe in der Epoche seiner Vollendung", er citiert (S. 16) „das Schändliche, was wir erfunden, ist ihrer Andacht eben recht", er nennt (S. 54) den Komponisten Konradin Kreutzer unter denjenigen, denen Goethe Seelentrost gespendet und offene Hand geboten habe, was wohl auf einer Verwechselung mit Kayser beruht.

Leipzig. Georg Witkowski.

Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 1895. 3 *M.*

Wie ungeheuer wertvoll und aufschlußreich zeitgenössische Berichte aus der Feder nahestehender Freunde unsrer großen Dichter sind, wie sie namentlich eine Menge von kleinen prägnanten Zügen dem Charakterbilde derselben einfügen, hat zur Genüge Biedermanns Sammlung von Goethes Gesprächen gezeigt. Als besonders wichtig, weil im Geiste herzlichster Liebe und kindlichster Hingebung aufgezeichnet, sind unter diesen Spiegelungen stets neben Eckermanns und Riemers Aufzeichnungen die Berichte des jüngeren Voß angesehen worden. Berlits Gedanke, sie in vollständiger Form aufs neue zusammenzustellen und so einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, wie er ihn in seiner etwas breiten, hie und da

phrasenhaften Vorrede und Einleitung ausführt, ist daher durchaus verständlich und eine geschmackvolle Ausführung desselben dürfte auf den Beifall aller derer rechnen, die Interesse an unserer großen klassischen Epoche haben. Berlit hat, wie mir scheint, alles gethan, sich diesen Beifall zu verscherzen. Die einzelnen Briefe sind nach den Adressaten (Boie, Niemeyer, Griesbach, Solger, Jden, Jean Paul) geordnet und man springt daher von dem Schluß der Weimarischen Zeit Vossens wieder zum Anfang, geht dann weit in die Heidelberger Jahre hinein, um wieder in den Anfang der Weimarischen versetzt zu werden, alles ohne innere Nötigung; Zusammengehöriges ist so auseinandergerissen und man muß es sich an zwei oder drei Stellen des Buches zusammensuchen, Ueberflüssiges ist nicht ausgeschieden (und das hätte mit allem geschehen müssen, was sich nicht eigentlich auf Goethe und Schiller bezieht); andrerseits fehlt zu Erwartendes entweder ganz (wie der in Holteis Dreihundert Briefen 4, 112 gedruckte Brief an Solger) oder steht, wo es nicht gesucht wird und nicht hingehört, in den Erläuterungen hinter dem Texte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine geschmackvolle, auf die ideale Gesamtwirkung sehende Behandlung (und eine solche dachte doch der Herausgeber zu liefern) sich einzig nur an den chronologischen Faden halten, die einzelnen Adressaten, deren individuelle Verschiedenheit nie sonderlich sich bemerkbar macht, ignorieren oder vielmehr in eine nirgends näher bezeichnete ideale Person vereinigen und endlich alles Ueberflüssige, alle Doppelberichte sorgsam ausscheiden mußte. Um dem Leser die Kombination des Zusammengehörigen noch eigens zu erschweren, wird in den Erläuterungen nicht nach den Seitenzahlen des Buches, sondern nach denen der ersten Drucke citiert. Wenn Berlit dann in diesen Erläuterungen wieder eine Menge überflüssigen Ballast auftischt, Erklärungsbedürftiges dagegen (wie z. B. das „G . . . ." von S. 135, was offenbar „Gänse" bedeuten soll) unerklärt läßt, so dürfte er sich die beabsichtigte Wirkung völlig verscherzt haben. Die Aufgabe, eine zeitgemäße wirkungsvolle Bearbeitung der Vossischen Berichte herauszugeben, ist als nach wie vor ungelöst zu betrachten.

Auf einen eingehenden kritischen Kommentar hat Berlit verzichtet: es kann nicht meine Aufgabe sein, hier einen solchen zu geben; ein paar Bemerkungen zu des Herausgebers Erläuterungen füge ich hier noch an, in denen ich Voß vor dem Vorwurf des Irrtums und der Beschränktheit retten möchte. Wenn auch seine Auffassungsgabe der großen ihm begegnenden Individualitäten (der Schrein seines Herzens konnte freilich so disparate Heilige wie Stolberg, Goethe und Schiller, Truchseß und Jean Paul nacheinander beherbergen) keine hohe, noch weniger gar eine kongeniale, oft sogar eine philiströse ist (wie dürftig sind z. B. seine Notizen aus eigentlichen Gesprächen!), so verdient er doch jene Vorwürfe am allerwenigsten an den Stellen, wo sie ihm Berlit macht. Die Hexen im Macbeth als junge zierliche Mädchen darzustellen (S. 192) dürfte doch wohl faktisch ein freilich uns schwer begreifliches Experiment Goethes gewesen sein: die Stelle des Briefes an Jean Paul spricht gerade dafür, daß kein Irrtum Vossens vorliegt, daß ihm vielmehr diese wunderliche Inscenierung im Gedächtnis blieb; vgl. auch Köster, Schiller als Dramaturg S. 114. Chauvinistisch schmeckt der Tadel Vossens wegen seines mangelnden preußischen Patriotismus (S. 202). Endlich sind Vossens Warnungen vor Ueberschätzung der altdeutschen Poesie weder „arg befangen" noch „beschränkt" (S. 249 Anm. 1). — Lotte Schillers Briefe an Knebel sind S. 202 als „Briefe von Schillers Gattin an eine vertraute Freundin" citiert.

Weimar. Albert Leitzmann.

Kleine Beiträge zur Schillerliteratur.

1) Rump H., der bildliche Ausdruck in den Dramen Schillers. Radautz. 1895 (15. Jahresbericht des k. k. Staatsobergymnasiums).

2) Stickelberger H., Parallelstellen bei Schiller. Burgdorf. Eggenweiler. 1893 (Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium).

1. Die Abhandlung von Rump erhebt sich nirgends über das genugsam bekannte Niveau gewöhnlicher Schulprogramme. Der Verfasser stellt eine Materialsammlung Schillerscher Gleichnisse von den Räubern bis zum Tell (warum nicht bis zum Demetrius?) zusammen; bei der Bearbeitung dieses Materials kommt er über die allgemeinsten auf der Hand liegenden Bemerkungen nicht hinaus; zu einem psychologischen Begreifen der Schillerschen Dichtersprache, einer Darstellung der Art und Richtung seiner Phantasiethätigkeit ist kein Ansatz gemacht. Von der Literatur scheint der Verfasser nur Minor und Bellermann zu kennen; Küsels Aufsatz über Schillers Gleichnisse hätte eingehender benutzt werden sollen; an eine historische Entwicklung der Schillerschen Bildersprache denkt Rump trotz der chronologischen Ordnung seiner Belege nicht.

2. Der Verfasser, der uns ein ausführliches Werk über Schillers Sprache in Aussicht stellt, gibt in der vorliegenden Abhandlung einen vorläufigen Beitrag zur Stilistik und Phraseologie Schillers. Die Beobachtung gewisser bei diesem Dichter geläufiger, so zu sagen stereotypierter Worte und Wendungen zum Ausdruck gewisser Vorstellungen ist keine neue: die Kommentatoren haben sie vielfach angemerkt, ausdrücklich hat Emil Kettner einmal in der Zeitschrift für deutsche Philologie 17, 412 Anmerkung ein paar Belege aus methodischer Rücksicht zusammengestellt, dem aufmerksamen Leser drängen sie sich massenhaft auf. Diese verhältnismäßig einförmige Phraseologie ist eine charakteristische Eigenheit Schillers, besonders in späteren Jahren. Stickelbergers Abhandlung gibt eine rein statistische Sammlung derartiger Dinge ohne den Versuch einer psychologischen oder entwicklungsgeschichtlichen Verwertung. Mancherlei Klippen hat er nicht immer zu umschiffen verstanden: so gehören nicht in sein Gebiet die Parallelen zwischen den ästhetischen Abhandlungen und den gleichzeitigen Gedankendichtungen, wofür kürzlich Erich Schmidt in den Anmerkungen zu den Xenien viele Beispiele beigebracht hat; ferner muß die Grenze zwischen Stilistischem und Reinsprachlichem strenger gewahrt werden, Sprachgebräuchliches und eigengeformtes Wandlungsfähiges schärfer auseinanderfallen. Goedekes Wortregister könnten doch manchmal mit mehr Erfolg herangezogen worden sein: „Sternenbühne" fehlt dort nicht, wie S. 61 behauptet wird (vgl. 1, 402). — Im Einzelnen bemerke ich noch Folgendes. Warum das „Punschlied im Norden zu singen" des Verfassers besondre Geringschätzung genießt (S. 3. 28), vermag ich nicht einzusehen. „Tod und Teufel" (S. 66) steht z. B. bei Goethe 24, 200 Hempel; ebenda vermisse ich den namentlich für Schillers erste Dramen so charakteristischen Ausruf „Himmel und Erde!", der außer den von Goedeke 5, 1, LVII angeführten Stellen auch am Schluß des Carlos sich findet. Das Verhältnis der Xenien 549—551 zum „Besuch" ist S. 87 falsch verstanden. Die S. 117 zitierte Stelle „meine Uhr ist abgelaufen" hat Schiller dem Werther (14, 104 Hempel) entlehnt.

Weimar. Albert Leitzmann.

Literaturbericht aus Tirol. II.

Die „Waltherfrage" ist bekanntlich eine literarische Domäne Tirols; daher muß ich zunächst einige neue Schriften darüber verzeichnen, obgleich sie jenen Standpunkt nicht einnehmen. H. Hallwich, Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide? (Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1893) hat in dem alten Duxer Stadtbuche „Vogelweider" entdeckt und die Heimat Walthers in jene, der „Elegie" entsprechende Gegend verlegt, indem er gleichzeitig die Anzeichen für Layen wegzudisputieren suchte; A. A. Naaff trat sofort in Johns Jahrbuch 5, 60 für diese neue Hypothese ein. Allein Hallwich hat, wie ihm besonders in zwei gehässigen Artikeln der „Politik" vom 27. und 28. Februar 1894 bewiesen wurde, oberflächlich gearbeitet und nur einen „Hof des Vogelweiders", aber keine Vogelweide aufgezeigt. Michael Mayr hat dagegen in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1894, 38. Heft, S. 517 im Anschluß an O. Redlichs Lehenurkunde für Stephlain von Voglwaid (1431) einen (bürgerlichen) Jacob Vogelwaider aus Layener Ried aus dem 17. Jahrhundert in einer Brixener Belehnungsurkunde aufgefunden. J. Lampel, Walthers Heimat (Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Neue Folge 26.—28. Jahrgang) vertritt in breiten, gründlichen Auseinandersetzungen die oberösterreichische Herkunft Walthers und wird im Verlauf seiner (noch nicht abgeschlossenen) Untersuchung unter der Annahme, daß der „closenaere" in dem bekannten Gedichte noch eine andere als die zunächst liegende Bedeutung haben könnte, auf das weitverzweigte oberösterreichische Geschlecht der Closener hinweisen (ähnlich wie K. Domanig auf einen „Klausener" hindeutete).

Eine interessante Analyse der in Wilten bei Innsbruck lokalisierten Haimosage lieferte J. Seemüller, die Wiltener Gründungssage, Zeitschrift des Ferdinandeums 3. Folge, 39. Heft (und besonders, Innsbruck 1895), worin nachgewiesen wird, daß diese Gründungssage verhältnismäßig jung sei. Im 15. Jahrhundert entwickelten sich die Keime dazu, die mit einer alten lokalen Drachensage den Namen jenes Uebermenschen verbanden, dessen Grabstätte in der Kirche gezeigt wurde und der im 16. Jahrhundert zum Gründer des Klosters gestempelt erscheint. Den von P. Paßler (Programm des Gymnasiums zu Horn 1893) behaupteten engen Zusammenhang mit der Haimosage dagegen lehnt Seemüller ab, er sei vielmehr ein ganz „loser". In demselben Hefte der Ferdinandeums-Zeitschrift bietet Seemüller Mitteilungen aus Handschriften: 1. Bozner Bruchstück der Christherre Chronik, 2. Innsbrucker Bruchstück aus Rudolfs von Ems „Wilhelm". Die Euphorion 1, 830 genannte und 2, 458 angezeigte Schrift von C. Fischnaler und die Passionsspiel-Ausgabe von Wackernell sind inzwischen er-

schienen. F. Waldner lieferte eine gründliche Abhandlung über den Hofkomponisten des Kaisers Max I., Heinrich Isaac, der auch das bekannte Volkslied „Innspruck ich muß dich lassen" (gedruckt zuerst bei Forster 1539) vertonte (Innsbrucker Nachrichten Nr. 135—140 vom 15.—21. Juni 1895 und besonders) und schrieb über den tirolischen Humanisten Petrus Tritonius und seinen „Hymnarius" (1524), vgl. Euphorion 2, 440. Ueber eine gleiche Arbeit von P. Bahlmann ebenda 2, 433. O. Kunzer handelte in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 10. Bd., 1. Heft, über den wahrscheinlich tirolischen Humanisten Gaza (Schatz?) und dessen Leichenrede auf Georg von Freundsberg.

Das Hans Sachs-Jubiläum ging auch in Tirol nicht spurlos vorüber. S. M. Prem trat in einem Festaufsatze des „Tiroler Boten" vom 5. und 6. November 1894 (gegen E. Goetze) für die Anwesenheit des Hans Sachs in Tirol, besonders in der Gegend von Schwaz ein, und E. Knoll berichtete bei dem Sachsabend des Innsbrucker Germanistenvereins über eine von ihm genau in Augenschein genommene und copierte „Poesie" des Hans Sachs zu Fresken im heutigen Gerichtsgebäude in Schwaz, das ehemals Kloster und im 16. Jahrhundert im Privatbesitze derer v. Jöchl war. Es sind Verse aus dem „Ehrenpord der zwölff sighafften helden des alten testaments" (Tübinger Ausgabe des literarischen Vereins 1, 211—20 = Nürnberger Ausgabe 1588, fol. 1—49) von „Der zechent helt Amazia" bis Schluß: (daß dein Name) „blüh und wachs, das winst dir von nuernberg hans sachs." Diese Verse sind auch im Tiroler Boten 1822, S. 172 und 176 abgedruckt worden und haben vielleicht die Tradition erzeugt, daß Hans Sachs während seiner Schwazer Arbeitszeit in diesem Hause gewohnt habe.

Kleinere Arbeiten, die in das Gebiet der Kulturgeschichte und der Volkskunde einschlagen, sind mehrere erschienen, so die Schnaderhüpfeln von L. v. Hörmann in 3. Auflage (mit Einleitung, 1894), Volksrätsel aus Tirol von A. Renk (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, 2. Heft), Grabschriften und Marterln von S. M. Prem (Tiroler Bote vom 13. Oktober 1894), Aufsätze von Renk und F. Tafatscher über das Thierseer Passionsspiel (1895) u. s. w. Dagegen wurde für neuere deutsche Literaturgeschichte in Tirol wenig geleistet, oder doch wenig Bedeutendes.

S. M. Prem wies in einem Aufsätzchen der „Neuen freien Presse" 10824 (1894) Heines Absteigequartier in Brixen 1828 (Trattengasse 60) nach, und schrieb „Etwas über Björnson" anläßlich von dessen Schwazer Aufenthalt (Innsbrucker Nachrichten 164 vom 20. Juli 1895). F. Tafatscher handelte in den Innsbrucker Nachrichten vom 30. Mai 1895 über Martin Greifs Beziehungen zu Tirol, die nunmehr in der zweiten Auflage der Greif-Biographie von S. M. Prem (Leipzig, Renger, 1895) verwertet sind. Prem hat ferner in der „Neuen freien Presse" 11131 und 11140 (1895) einen Artikel über den unglücklichen Tirolerdichter des Vormärz,

Johannes Senn, mit zahlreichen neuen Angaben geliefert. R. H. Greinz gab bei Reclam (Nr. 3391—3394) eine „Gesammtausgabe" der Gedichte von Hermann v. Gilm heraus, die zwar den strengwissenschaftlichen Anforderungen nicht entspricht, aber mit großem Fleiße nach Vollständigkeit strebt. Gegen die bisher vorhandenen 3 Sammlungen will Greinz ein Drittel des Materials mehr haben, ohne jedoch den Neuerwerb irgendwie kenntlich zu machen. Die Rezension scheint er nach rein subjektivem Ermessen besorgt zu haben, weshalb es fraglich ist, ob er dem Dichter und dem Publikum einen so großen Dienst erwiesen, wie ihn der beigegebene Prospekt hervorhebt. Auch die biographische Einleitung verrät Unkenntnis der neuesten Forschungen; so entging ihm der Umstand, daß die Komtesse Festi (S. 8) und die Komtesse „Berotoni" (S. 421) ein und dieselbe Person sind, nämlich die „schöne Roveredanerin" Valerie Gräfin Festi-Peretoni. Beigegeben ist ein bekanntes Porträt Gilms und ein Facsimile einer (späten) Handschrift der „Georgine" (1863). Ueber den 1890 verstorbenen Lyriker Hans v. Vintler finden wir ein fein abwägendes Urteil in der neuen Folge der „Essays" von E. Gnad (Nr. 8); über die „Jüngsten" handeln Prems „Briefe über tirolische Litteratur" in der Tiroler Landzeitung (10—14) und ein kurzer Artikel von Adolf Pichler „Poesie in Tirol" in Roseggers „Heimgarten" (20. Jahrgang. 1. Heft).

Marburg an der Drau. — S. M. Prem.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Band 2, Seite 642. E. F. Koßmann im Haag teilt mit, daß die Grosse zugeschriebenen Pseudo-Byronschen Gedichte (in Prosa!) im Gesellschafter vom 26. November bis 30. Dezember 1825 stehen: Nachgelassene Gedichte von Byron: Vorbemerkung. 1. An die Mitwelt. 2. Fornarina. 3. An Aphrodite. 4. An einen Priester. 5. Fanfare. 6. Im Frühling. 7. Im Mai. 8. An Napoleons Grabe. 9. An eine frühere Geliebte.

Band 2, Seite 652, Zeile 10 von unten und Seite 653, Zeile 1 lies: Hodiejowa; Seite 656, Zeile 2 lies: Leisentrit; Zeile 18 lies: Scharmützel; Seite 657, Zeile 14 lies: Protestanten statt: Katholiken; Zeile 16 lies: aus Eger.

Band 2, Seite 684, Zeile 9 von unten lies: 16. Juni 1870.

Band 2, Seite 823, Zeile 16 lies: Apotheose Schillers.

Band 2, Seite 835, Zeile 15 lies: Longobarborum.

Ergänzungsheft zum zweiten Bande, Seite 6. Wolfes Gedicht ist auch von Th. Fontane übersetzt: General Sir John Moores Begräbniß, Gedichte. 3. Auflage. 1889. S. 161 f.

Zu Band 3, Seite 134 trägt A. Hauffen folgendes nach: Zu Nr. 942. Ein Bilderbogen mit Versen über den Nasentanz aus dem Jahre 1530 ist nachgebildet in Könnekes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Beilage VI, zwischen Seite 124 und 125.

Bibliographie.[1]

1. Zeitschriften.

Jahresbericht über die Fortschritte der **klassischen Altertumswissenschaft.**

1894. Nekrologe: Stählin O., Friedrich Mezger. — Hintner V., Dr. Karl Friedrich Burkhard, geboren am 2. September 1824, gestorben am 19. Februar 1893. — Brandt S., Georg Thilo, geboren den 31. Juli 1831 zu Halle, gestorben den 4. April 1893 zu Heidelberg.

1895. Nekrologe: Brandt S., Karl Hartfelder, geboren 25. April 1848 zu Karlsruhe, gestorben 7. Mai 1893 zu Heidelberg.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie,** herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. 1. Abteilung.

I. Hartmann F., Allgemeine Lexikographie. Nr. 3—13 Wörterbücher; 14—22 Wortforschung. — II. Verse, Namenkunde. Nr. 1–15 Personennamen; 16—29 Ortsnamen. — III. Hartmann F., Allgemeine und vergleichende Grammatik, Metrik. — IV. Böttticher, (Bohm), Neuhochdeutsch. Nr. 1. 2 Wörterbücher; 3—11 Fremdwörter; 12—43 Grammatik; 44—63 Schriftsprache; 64. 65 Rechtschreibung; 66. 67 Schrift; 68—71 Unterricht; 72—78 Metrik. — V. Seelmann W., Deutsche Mundartenforschung (außer niederdeutsch). — VI. Böttticher, (Bolte), Literaturgeschichte. Nr. 31—33 Poetik. — VII. Bohm, Altertumskunde. Nr. 74—78 Deutsche Geschichte; 79—111 Einzelne Zeitalter; 112—141 Einzelne Landschaften; 142—161 Städte. — VIII. Kulturgeschichte. Nr. 1—16 Allgemeines; 17—26 Landschaften; 27—50 Städte; 51—56 Familien; 57—69 Buch- und Schriftwesen; 70—77 Chroniſten und Urkunden; 79—81 Gewerbe und Zunft; 82—113 Gottesdienst und Kirche; 114—120 Handel und Verkehr; 121—128 Haus; 129—134 Krieg; 135—169 Kunst; 170—178 Münzen; 179—186 Politik; 187—198 Schule und Bildungswesen; 199—217 Sociales; 218 Spiel und Tanz; 219. 220 Trachten; 221—231 Universitäten; 232—245 Wappen und Siegel; 246—248 Wirtschaft.

---

1) Ich wiederhole aus den früheren Bänden, daß es der Zweck dieser Bibliographie ist, die Leser der Zeitschrift über die für sie wertvollen und wichtigen neuen Erscheinungen rasch zu orientieren. Es ist daher jede Vollständigkeit ausgeschlossen, Unwesentliches von vornherein ausgeschieden. Recensionen sind in der Regel nur dann aufgenommen, wenn sie die Sache entschieden fördern und neue Behauptungen auch beweisen. An abgelegenen Orten Gedrucktes ist ausführlicher wiedergegeben als das allgemein Zugängliche, urkundliche Mitteilungen sind sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel. — Die Herren Autoren und Verleger bitte ich um möglichst rasche Zusendung der einschlägigen Bücher, Dissertationen, Programme, Sonderabzüge und Zeitungen, weil nur in diesem Falle eine genügende Berichterstattung erfolgen kann.
A. Sauer.

Jahresberichte für **Neuere deutsche Literaturgeschichte** Vierter Band (Jahr 1893). 1. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil I, 1. Harnack O., Literaturgeschichte. 1892, 1893. — I, 2. Golther W., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 3. Hase O. v., Schrift- und Buchwesen .... „Für die Kunde von den Wiegendrucken ist, abgesehen von den schon erwähnten Straßburger Repertorien, im Berichtsjahre die Ernte in Deutschland so wenig ergiebig gewesen, daß es fast scheint, als halte jedermann unwillkürlich mit nur mäßig fruchtbringender Einzelarbeit zurück, bis endlich eine Organisationskraft erstünde und für das wahrlich nicht übergroße Gebiet, das aber einen hervorragenden Ruhmestitel deutscher Arbeit angeht, Plan und Mittel schaffte." — I, 4. Liebe G., Kulturgeschichte. — I, 5. Vogt F., Volkskunde. — I, 6. Kehrbach K., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — I, 7. Goldscheider P., Die Literatur in der Schule. — I, 8. Wunderlich H., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. — I, 9. Heusler A., Metrik. Wird im 5. Bande nachgeliefert. — I, 10. Bolte J., Stoffgeschichte. — I, 11. Gurlitt C., Kunstgeschichte. 1892, 1893. Neuer Abschnitt.

Goethe-Jahrbuch Band 16.

Ruland, Ueber die dem Jahrbuch beigegebene Reproduktion einer Goethischen Zeichnung. Ein Aquarell aus Italien.

I. Neue Mitteilungen. I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Suphan B., Goethe und das Jubelfest der Reformation 1817. Goethes Vorschlag zur Feier (Entwurf eines Zeitungsartikels), Plan einer Reformations-Kantate und Entwurf zu einem Reformations-Denkmal für Berlin. — 2. Suphan B., Goethe an einen unbekannten deutschen Patrioten. Undatierter Entwurf eines Briefes, worin Goethe eine an ihm ergangene Mahnung, gegen vaterlandsfeindliche Bestrebungen mit dem Gewicht seines Namens einzutreten, bescheiden aber bestimmt ablehnt. Wahrscheinlich aus dem Anfang der Neunziger Jahre. Suphan vermutet Gentz als Empfänger. — 3. Suphan B., Aus schwerer Zeit. An Cotta, den 24. Dezember 1806. Goethe giebt seiner Entrüstung über die gemeinen Weimarer Korrespondenzen in der Ulmer Zeitung flammenden Ausdruck. — 4. Suphan B., Eine Charakteristik. Problematisch. Eine höchst wertvolle Selbstcharakteristik Goethes, vermutlich im August 1797 in Frankfurt diktiert. In den Anmerkungen dazu der Entwurf eines Briefes, wahrscheinlich der Antwort auf Schillers Brief vom 27. April 1798 Nr. 451. — 5. Suphan B., Goethe an Schiller. Oktober 1794. Unvollendet. Als Beilage zu Goethes Brief vom 19. Oktober (Nr. 18) bestimmt. — 6. Suphan B., Goethes ungedruckte Uebersetzung der Chöre von Racines Athalie (Frühjahr 1789). — S. 38 Anmerkung 2. Stelle aus einem ungedruckten Briefe Goethes an Reichardt, 8. November 1790, über den Plan zu einer nordischen Oper. — 7. Harnack O., Zwei Briefe von Goethe und einer von Caroline von Humboldt. Goethe an Dufour-Feronce, Handelsherrn in Leipzig, 30. September 1809, mit einem Empfehlungsbrief an Caroline von Humboldt nach Rom. Deren leider nur fragmentarisch erhaltenes umfangreiches Antwortschreiben aus dem Anfang des Jahres 1810 mit einer warmen Würdigung des ersten Teiles Faust und einer lebendigen Schilderung des römischen Kunstlebens, besonders Canovas und Thorwaldsens. — 8. Steiner R., Goethes Beziehungen zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin 1828. Nach einem Aktenstück seines Archivs. — 9. Genthe A., Acht Briefe Hegels an Goethe. — II. Verschiedenes. 1. Francke O., Goethebriefe in Sachen Böttigers. Vier Billete Goethes an Voigt; zwei 1799 über Böttigers Berufung nach Kopenhagen; zwei 1804 über dessen Abschiedsrede. —

2. Funck H., Zehn Briefe von Susanna Katharina von Klettenberg an J. K. Lavater. Aus dem Jahre 1774.

II. Abhandlungen. 1. Thudichum G., Goethe und unsere Zeit. Schulrede, gehalten den 14. September 1849. — 2. Schiemann Th., Aus Victor Hehns Vorlesungen über Faust. Von der Zueignung bis zur Scene „Vor dem Thor". — 3. Valentin V., Homunculus und Helena. Eine ästhetische Untersuchung. — 4. Pniower O., Die Abfassung der Scene „Vor dem Thor" im Faust.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie. I. Miscellen. Einzelnes zu Goethes Leben und Werken. 1. Tille A., Zwei Zeilen Faust. Parallelstelle. — 2. Morsch H., Zur Deutung der Epimenidesfigur. — Steig R., Ergo Bibamus. Goethes eigenhändige Niederschrift des Gedichtes mit der Beziehung auf den Geburtstag der Königin Luise. — 4. Herzfelder J., Zu der zahmen Xenie „Bürgerpflicht" (Weimarer Ausgabe I, 5, 153). Parallelstelle aus „Dichtung und Wahrheit". — 5. Fränkel L., Zu „Alles in der Welt läßt sich ertragen, Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen". Parallelstellen. — 6. Meyer R. M., Zur „inneren Form". Vermutet Einfluß von Sir Thomas Browne (1605 bis 1682) auf Goethe. — 7. Meyer R. M., „Das Blenden der Erscheinung". Faust V. 1239. — 8. Jastrowitz M., Historische Notiz über Aphasie. Aus der Berliner Klinischen Wochenschrift 1875, Nr. 23 abgedruckt. Hinweis auf die deutliche Beschreibung eines Falles von Aphasie im 6. Kapitel des 7. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahre". — 9. Petrovics P. v., Ein Beitrag zur Familiengeschichte des Geschlechts Goethe. — 10. Fränkel L., Zu Goethes Studentenerlebnissen. — 11. Fränkel L., Neues über Goethes Beziehungen zu den „Propheten" Basedow und Lavater. — 12. Fränkel L., L. Tieck in Weimar 1793. Abdruck aus dem von Klee veröffentlichten Brief, vgl. Euphorion 1, 470. — 13. Schlossar A., Goethe und Graf Prokesch-Osten. Der in J. Schnellers hinterlassenen Werken nur auszugsweise mitgeteilte Brief von Prokesch an Schneller (27. August 1820) über seinen Besuch bei Goethe wird ganz mitgeteilt. Hinweis auf Prokesch' Abfertigung der Schmähschrift Köchys, Hesperus 1823, Nr. 28 und 29, Kleine Schriften 5, 365 ff. — 14. Sieveking H., Goethe und Schopenhauer. Bei der Baccalaureusscene im zweiten Teil des Faust scheint Goethe sein Verhältnis zu Schopenhauer vorgeschwebt zu haben. — 15. Valentin V., Zu Goethe und Winckelmann. — 16. Müller Gustav A., Zu Goethes Sesenheimer Idylle. Ueber das Grab von Friederikens Schwester Maria Salome Marx. — 17. Funck H., Eine Reliquie der Frau von Branconi. Ein Brief von ihr an Lavater „den Weinacht Tag 1784". — 18. Distel Th., Zum Privileg der Ausgabe letzter Hand. — 19. Distel Th., Zu einem Goethebildnisse. Das aus Rochlitz' Nachlaß stammende Bild ist von Ehregott Grünler. — 20. Fränkel L., Eine Selbstbiographie Gustav von Loepers. — 21. Fasola C., Goethes Werke in italienischer Uebersetzung. Bibliographie. — II. Chronik. Nekrologe. 1. Schmidt Erich, Otto Devrient. — 2. Fränkel L., Karl Köstlin. — 3. Fränkel L., Rudolf Hildebrand. — 4. Bellermann L., Franz Kern. Worte der Erinnerung, gesprochen am 19. Dezember 1894 in der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin. — 5. Witkowski G., Wilhelm Arndt. — 6. Stephens T. A., Hermann Hager. — III. Bibliographie. Diese enthält wie in früheren Jahren den Bericht der Redaktoren und Herausgeber über die im Jahre 1894 erschienenen Bände der Weimarer Ausgabe, darin eine vorläufige knappe Zusammenfassung der wichtigsten Resultate von A. Fresenius' langwierigen und mühsamen Untersuchungen über die Cottaschen Ausgaben und einen Nachruf auf W. Arndt von B. Suphan. Im übrigen wurde

nach einem Beschluß des Vorstands der Goethe-Gesellschaft die referirende Bibliographie auf eine bloße Zusammenstellung der Titel reduciert.

Spielhagen F., Die epische Poesie und Goethe. Festvortrag, gehalten in der 10. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 8. Juni 1895. Zehnter Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft.

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des **Scheffelbundes** für 1895.

Werner A. v., Auszüge aus Briefen Scheffels an Anton v. Werner 1867—1875. — Ille E., Erinnerungen an Scheffel. — Müller G. A., Neues zu Scheffels Altertumsstudien. In der Anmerkung eine Stelle aus einem Briefe Scheffels an A. Ritzhaupt, 30. März 1876. — Höber K., Der Heini von Steier. Scheffel an Fräulein Pauline Brand, 8. Mai 1880. — Gageur K., Scheffel und die Fischer des Untersees. Prozeßgeschichten. — Oberbreyer M., Scheffel und die Gemeinde Gabelbach. — Weech F. v., Ueber Scheffels Großvater. Der Bericht v. Roggenbachs an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden 16. Oktober 1802 und der von Magnus Scheffel ausgestellte Dienstavers, als er in der Eigenschaft als Oberschaffner der Abtei Gengenbach in badische Dienste übernommen wurde. — Witter E., Scheffelerinnerungen. — Wurm, Ein neues Scheffelmonument. Denkstein in Bad Teinach. — Ackermann Thekla, Möngal und Scheffel. — Maier-Schwetzingen A. F., Wandersagen. 1. Ein badischer Tell und Geßler. 2. Der Enderle von Ketsch. — Scheffelfreunde. Zernin G., Ernst Pasqué, Gedenkblatt. — Breitner A., Friederike Goßmann — Bruch-Sinn Carola, An den Herrn Herausgeber des Scheffelbund-Jahrbuches (H. Kennel), Selbstbiographie. — H. K. [H. Kennel], Max Oberbreyer. — Münz B., Adolf Pichler. — Rabenlechner R., „Stiftinghaus" (Robert Hamerlings Sterbehaus). — Hamerling R., Traum und Erwachen. Facsimile. — Frielinghaus Josepha, Friedrich Wilhelm Weber. — F. S., Franz Scherer. Biographische Skizze.

Biographische Blätter. Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von A. Bettelheim. Berlin, Ernst Hofmann & Co. Band 1 Heft 3.

Barrentrapp C., Gneisenau. Ein Vortrag, in Straßburg gehalten. S. 254 f. Anmerkung. Ueber Matthissons Gedicht „Zuruf".

Karl Ludwig. A. Nachruf von A. Fick. B. Denkrede von R. Tigerstedt.

Malcher, Erzherzog Albrecht.

Muncker F., Moritz Carriere.

Beer R., Der Stand der biographischen Studien in Spanien.

Boelderndorff O. Freiherr v., Familiengeschichtliches.

Lehmann R., Aus den Erinnerungen eines Künstlers. II. Rom 1545 bis 1546. Papstwahl. Pio IX. — Robert Browning.

Lorenz O., Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges. Aus Berichten des Publizisten H. Orges an einen braunschweigischen Landsmann über seine nach Preußen und im Auftrag der preußischen Regierung nach Rußland und Oesterreich im Winter 1860 unternommenen Fahrten.

Anzeigen. Minor J., Schillers Briefe. — Waldberg M. v., Rich. M. Meyers „Goethe".

Beiträge zur Geschichte der **deutschen Sprache** und Literatur Band 20, Heft 1 und 2.

Meier J., Miscellen 1. Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen. — 2. Singulararticel vor Pluraldativen. Beispiele zu E. Schmidts Beobachtung im Anzeiger für deutsches Altertum 17, 138. — 3. Das beste Deutsch. Eine Stelle aus J. Hantschmanns Reden über das akademische Leben 1591.

— 6. Ein Irrtum in Goedekes Grundriß. 2, 32 Nr. 13 über die Gassenhawer und Reutterliedlein ist unrichtig; die beiden Liedersammlungen sind von Goedeke durcheinander geschoben. — 7. Zum Leben Johann Georg Schochs. Eine Notiz über ihn aus G. Reinwalds Akademien- und Studentenspiegel 1720.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** Band 39 Heft 4.

Meyer K., Niederdeutsches Schauspiel von Jacob und Esau. Ein in Göttingen aufbewahrtes Pergamentblatt, das nach der Schrift in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts gehört.

Stiefel A. L., Ritter Beringer und seine Quelle. Vgl. Euphorion 2, 825 f.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und deutsche Literatur Band 21.

Sauer A., Literatur über Lenz und Friederike Brion.

Strack A., Entgegnung auf Werners Recension von Stracks Schrift über Goethes Leipziger Liederbuch (Anzeiger 20, 353 f.) mit neuen Mitteilungen über den Wortschatz der Anacreontiker.

Zeitschrift für **deutsche Philologie** Band 28 Heft 2.

Schöne A., Zum Goethetext. 1) Weimarer Ausgabe 26, 381 Z. 14 lies „Genres" statt „Genies". — 2) Schriften der Goethegesellschaft 2, 166 oben lies „haben" statt „heben". — 3) Goethe-Jahrbuch 14, 286 Mitte nach „Julien" wahrscheinlich eine Zeile ausgefallen. — Ebenda S. 289 „Vorurteile gegen den Adel" = Bevorzugung des Adels.

Gering H., Oskar Erdmann. Gedächtnisworte, gesprochen am 17. Juni 1895 in der Aula der Universität zu Kiel.

Recensionen: Wunderlich H., Minor: Neuhochdeutsche Metrik.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.** Neue Folge. Band 8 Heft 3 und 6. Sulger-Gebing E., Dante in der deutschen Literatur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Uebersetzung der Divina Commedia (1767/69) Frühere Literatur S. 221. Fragliche Beziehungen: Moscherosch, J. Boehme, Barth. Ringwalt, Joh. Matthäus Meyfart S. 222 — I. Dante in der deutschen Literatur des 15—17. Jahrhunderts. 1) Aelteste Erwähnungen: „Von den 7 Graden"? Rulman Merswin? — Zuerst genannt 1416—17 auf dem Konzil zu Konstanz; in auf deutschem Boden entstandenen Drucken 1484 S. 224 und 1493 S. 227. Erste Erwähnung bei einem deutschen Gelehrten: Trithemius 1494 S. 228, Jakob Locher 1497 S. 230. — 2) Dante als Politiker und Gegner des Papstes: Johannes Nauclerus Verge 1501 S. 231; Josias Simler, Prof. theol. in Zürich 1555 S. 232; Mathias Flaccius 1556 S. 233: beruft sich wie Nauclerus auf Dante für die Unabhängigkeit des Kaisertums; dann Vergerius in Tübingen 1560 S. 234. Hierauf erschienen 1559 in Basel zwei wichtige Werke: Herolds Monarchey und der überhaupt erste Druck des lateinischen Originals, der somit auf deutschem Sprachgebiet entstand, und zwar auf protestantischem Boden, da das Buch noch immer auf dem Index stand S. 236. Beschreibung des Drucks; Nachrichten über Johannes Herold S. 238; seine Biographie Dantes S. 241 und ihre Quellen S. 242; Vergleich von Uebersetzung und Original S. 244. — Ein anonymes Buch von 1586; Johannes Wolfius, pfalzgräflich-zweibrückischer Rat, 1600 S. 248: lateinische Interlinearversion von Stücken der Commedia einer Besprechung der Monarchia im Sinn des Flacius beigegeben. — Matthias Bernegger zu Straßburg 1619 beruft sich auf Dante gegen das Wunder von Loretto und nimmt ihn ebenfalls als halben Protestanten in Anspruch S. 251. Joh. Gottfried Olearius in Halle 1673: „der letzte, der Dante ausschließlich von dieser Seite als Gegner des Papstes auffaßt und infolgedessen in der Monarchia sein Hauptwerk erblickt" S. 253. 3) Dante in

der deutschen Schwankliteratur: Dante und Cangrandes Narr bei Seb. Brant, Hans Sachs, Th. Zwinger in Basel, der zwei andere zusetzt. — Nicol. Reusner 1591 S. 462. — 4) Zeugnisse und Uebersetzungsversuche im 17. Jahrhundert: Ludwig von Anhalt-Cöthen, Markward Freher, Aegidius Albertinus, G. Fr. Messerschmid; bei ihm 1615 und einem Ungenannten 1619 Uebersetzungsproben. — Martin Opitz 1628, der Jesuit Inchofer 1635, Christian Brehme 1639, Harsdörffer 1643, Schirmer, Gryphius, Joh. J. Hoffmann in Basel, Morhof, Paul Freher in Nürnberg geben Erwähnungen oder kurze Uebersetzungsstücke.

Heft 3—5. Landau M., Die Dramen von Herodes und Mariamne. Quellen S. 175. — Italiener S. 182. — Hans Sachs S. 195. — Franzosen und Spanier S. 199. Calderon, Tirso de Molina, Cristóbal Lozano von Toledo, Rist (dessen „Herodes" verloren ist), Klaj (der sich auf Heinsius' auch von Gryphius benutzte Tragödie stützt S. 309) S. 305 f. — Hallmann; verschollen die Dramen von Faber und Dedekind S. 310 f.

Heft 3. Stern L. Chr., Die ossianischen Heldenlieder. Mit Uebersetzungen.

Valentin V., Dichterisch und Poetisch. Verteidigt sich gegen R. M. Werner, der Valentins Unterscheidung eines „poetischen Kunstwerkes" und eines „dichterischen Kunstwerkes" ein Spiel mit Worten genannt hat S. 217; Definition S. 218.

Vermischtes. L. Stiefel, Zwei Schwänke des Hans Sachs und ihre Quellen: I. Der Müller mit der Katze. II. Des Schäfers Wahrzeichen. — L. Stiefel, Ueber die Quelle der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners: v. d. Hagen Gesamt-Abenteuer 3, 179—85 geht mit einer „Spinnstubenerzählung", die aus Dijon überliefert ist, auf dieselbe Quelle zurück.

Heft 4—5. Müller Ernst, Schillers Alpenjäger und Kalidasas Sakuntala. Widerlegung von W. Sauers seltsamer Behauptung, Schillers Alpenjäger (der durch eine Sage in Bonstettens Schriften veranlaßt ist) habe mit Forsters Sakuntala-Uebersetzung etwas gemein. Der Ausdruck „Gazelle" für die „Gemse", durch Reimnot herbeigeführt, erklärt sich aus der Beliebtheit der Gazelle in der orientalischen Dichtung (Müller hätte besonders auf das Hohe Lied verweisen können).

Farinelli A., Deutschlands und Spaniens literarische Beziehungen (Spanien und die spanische Literatur im Lichte der deutschen Kritik und Poesie III. IV.). Reisebeschreibungen. Tychsen, Ernst Schulzes Freund, über spanische Unkenntnis S. 318. Caroline v. Humboldt in Spanien S. 320. Der Monserrat bei Goethe S. 321. Volkmann, Kaufhold, Baumgärtner, Herders Freund Moldenhawer ꝛc. S. 322 f. Ein Trauerspiel über spanische Weiberrache, von Herbst, Dresden 1794 S. 334 Anmerkung. — J. G. Rists Lebenserinnerungen S. 338. Der Graf von Schaumburg S. 340. — Beide Humboldt S. 341. — Deutsche Urteile über spanische Literatur S. 342 f.: Gerstenberg S. 342, Gleim S. 343, v. Murr ebenda; vergebliche Bemühungen J. F. Butenschöns, die spanische Literatur bekannter zu machen S. 347. — Eschenburg S. 352; Blankenburg ebenda (Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek S. 364 Anmerkung 2). Deutschland und die deutsche Literatur im Lichte der spanischen Kritik in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts S. 370 f.: 1728 nennt ein Spanier die höchsten Bergesspitzen deutscher Geistesgröße — Rabanus Maurus und Gaspar Schoppius S. 373; in der Hausbibliothek eines spanischen Offiziers Haller, Geßner, Rabener, Bürger ? S. 376 Anmerkung 1; spanische Reiseberichte S. 377 f. Der Abbé Juan Andrés von Herder

Goethen empfohlen S. 385 und von Herder benutzt, seine zweifelhafte Kenntnis der deutschen Literatur S. 386 f. Wien 1793 und seine Autoren S. 389. Deutsche Figuren und Namen in spanischen Dramen S. 394. Uebersetzungen: Geßner S. 398, Uz S. 399, Wieland ebenda, Lessing, Schiller S. 401, Kotzebue S. 402, Stellung zu Goethe und Schiller S. 403. Resultat S. 406.

Neue Mitteilungen. Distel Th., Die erste Verdeutschung des 12. Lukianischen Totengesprächs nach einer urtextlichen Handschrift von J. Reuchlin 1495 und Verwandtes; mit Ueberreichungsschreiben an Eberhard im Bart und Vorrede. — Schlösser R., Gotter und die Karschin; Brief in Versen von der Karschin; zwei Dankbriefe von Gotter mit eingemischten Versen. — Zipper A., Das Manuscript von Krassewskis Dante-Uebersetzung.

Heft 6. Heisenberg A., Die byzantinischen Quellen von Gryphius' „Leo Armenius": Kedrenos und Zonaras, die Gryphius selbst nennt, mit dem Drama verglichen; Resultat S. 447 f.

Zipper A., Uhlands „Harald" und Zaleskis „Lubor": Das deutsche Gedicht von dem polnischen zum Teil wörtlich benutzt.

Roth F. W. E., Joh. Bockenrod, ein vergessener lateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts, geboren zu Worms 1490—1494, studiert in Cöln; vorzugsweise politischer Dichter, Anhänger des Hauses Habsburg. — Bibliographie S. 481.

Stiefel L., Zu Hans Sachsens 31. Fastnachtsspiel und zum Eulenspiegel: Die Namen Coridus und Medius aus Eppendorffs Uebersetzung der Apophthegmata des Plutarch. — Eulenspiegel Nr. 92 aus Erasmus Colloquiorum familiarium opus.

Besprechungen. Pariser L., Wysocki: A. Gryphius et la Tragédie Allemande. Zweifelt an den neuen Entdeckungen des Verfassers. — Koch M., Zur Geschichte des Dramas und Theaters. II. Lobt Creizenachs Geschichte des neueren Dramas; zweifelt an R. Kögels dramatischen Spielen der germanischen Urzeit — Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, I. —; findet Köppens Beiträge zur Geschichte der Weihnachtsspiele wenig ergebnisreich; bespricht Hartmanns und Brenners Ausgaben altbayrischer Spiele; referiert über Vetters Wallenstein in der dramatischen Dichtung u. s. w., über Boltes Singspiele der englischen Komödianten, über Devrient, Schönemann und seine Schauspielergesellschaft, Hodermanns Geschichte des Gothaischen Hoftheaters, Schlösser, Fr. W. Gotter, Litzmanns Schröder Band II und sein „Deutsches Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart", wobei die Literaturhistoriker S. 449 gegen den Vorwurf, alle neuere Literatur zu ignorieren, in Schutz genommen werden; verteidigt seine Geschichte der deutschen Literatur gegen die Ausstellungen des Herausgebers dieser Zeitschrift und sieht sich durch Mahns Gerh. Hauptmann nicht überzeugt.

Band 9 Heft 1—2. Rötteken H., Weltflucht und Idylle in Deutschland von 1720 bis zur Insel Felsenburg. — I. Die Robinsonaden. Polemisiert gegen die Auffassung (Kippenbergs und Sterns), als beruhe die starke Nachahmung Robinsons auf deutschem Bedürfnis nach Weltflucht. Durchsicht der deutschen Robinsonaden S. 3—12. „Das insulare Leben des englischen Robinson wird vor allem als ein Abenteuer aufgefaßt wie eben andere Abenteuer auch sind" S. 12; die Erfindungskraft der vereinsamten Abenteurer tritt bei den deutschen Robinsons zurück S. 13. „Erst in der Insel Felsenburg finden wir ein Buch, in dem die von Kippenberg angegebene Tendenz deutlich ausgeprägt ist" S. 18. Durchsicht von Schnabels Werk S. 18. „Hier also haben wir echte und völlig reine Idylle vor uns" S. 26. Geringe Sentimentalität des Tons in den Robinsondichtungen S. 26; mehr in der Insel Felsenburg S. 30.

Sieper E., Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Literatur. Bibliographie Anmerkung S. 32. — 1) Die französischen Bearbeitungen S. 32 f. Die deutschen Bearbeitungen des Romans der Scudéry S. 58: Philipp v. Zesens Uebersetzung, Lohensteins Trauerspiel; Aug. Ad. v. Haugwitz.

Tille A., Neue Faust-Splitter aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Zeugnisse von 1587, 1661, 1680, 1690 (Widmann citiert), 1706 (Zeugnisse für die wirkliche Existenz Fausts zusammengestellt), 1711, 1715 (Pfitzer angeführt), 1792 (Widmann, Pfitzer, J. G. Neumann citiert).

Neue Mitteilungen. Bolte J., Jörg Schans Gedichte von Niemand: von Jörg Schan stammen zwei illustrierte Folioblätter, die auch Hutten benutzt hat; Bericht mit Bibliographie:

Zeidler J., Beiträge zur Geschichte des Klosterdramas. Zeugnisse und Belege für „Don Juan" auf dem Ordenstheater. — 1635 Iglau in Mähren (Spanische Dramen und opernartige „Don Juaniaden" im Spielplan der Neuberin, Prehausers ꝛc.). Volks- und Ordenstheater S. 92 f. (Crösus, Salzburg 1748 — Machiavello Osnabrück 1687) Referat über „Dux de Riperda" S. 94 f.; „Contraria iuxta se posita" S. 96; theoretische Empfehlung von Seiten des Jesuiten Masenius S. 98; „Larva mundi" S. 99; Auszug aus der „Thanatopsychia" S. 100 (Exkurs über das Theater der Jesuiten in Iglau S. 100). Vergleichender Rückblick S. 127; Puppenspiele verglichen S. 130.

Vermischtes. Distel Th., Zu Stephan Riccius sen. (Zeugnis für diesen sächsischen Philologen von 1572 und vor 1540). — Koch M., Zur Stellung des Faustbuchs im 17. Jahrhundert. S. 134: Theobald Höck 1601 erwähnt den Faust unter den Volksbüchern. — Bäumker Cl., Zu Hagedorns munterm Seifensieder. Aus einer Predigthandschrift des angehenden 13. Jahrhunderts. Richard M. Meyer.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht** Jahrgang 9.

Heft 5 und 6. Heydenreich E., Zur Methodik des beschreibenden Aufsatzes.

Thamhayn W., Die Quelle zu Uhlands Taillefer im Unterricht der Tertia.

Düntzer H., Der Schlußchor des Goetheschen Festspiels: „Des Epimenides Erwachen".

Düntzer H., Georg Leopold Weyland, Goethes Straßburger Genosse. Familiengeschichte und Lebensdaten.

Ein weiterer Brief und Reime Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä.

Dietrich R., Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1893.

Berlit G., Aus Rudolf Hildebrands Unterrichtspraxis.

Wirth R., Ein dunkles Wort bei Hölderlin. Jubat im „Fragmente von Hyperion" Thalia S. 217 ist Druckfehler für Inbat (= Imbatto, ἐμβάτης), in dieser Form übernommen aus seiner Quelle, der deutschen Uebersetzung von Richard Chandlers „Reisen in Griechenland".

Semler Chr., Willems Reinaert in dem deutschen Unterricht.

Mendheim M., Der ursprüngliche Text von Hauffs „Märchenalmanach auf das Jahr 1827".

Heft 7. Foß R., Einige Bemerkungen zu der Novelle C. F. Meyers: Der Heilige.

Schmitz J. P., Zu Goethes Fischer.

Menges H., Wer hat das Wörterverzeichnis in Adam Petris Nachdruck des neuen Testaments aufgestellt? Nach Menges Vermutung der durch seine Hauschronik bekannte Humanist Konrad Pellikan aus Rufach (1478—1556).

Franke C., Politische Thaten und Worte Jakob Grimms.

Branky F., Wie E. M. Arndt um Städte werben läßt.

Rinn H., Bild und Gleichnis in Luthers Briefen.

Glöde O., Ein Spottlied auf die Dänen aus dem Jahre 1657. Wiederholt aus dem Quartalbericht (LVII, 3) des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Eickhoff R., Zu Gellerts Gedicht „Der Bauer und sein Sohn".

Sprenger R., Zu Uhlands Ernst Herzog von Schwaben V, 1 (1832).

Wustmann R., Zu Schlössers Gotter.

Heft 8. Feist S., Die Sage vom Binger Mäuseturm in ihren geschichtlichen, literarhistorischen und mythischen Beziehungen. I. Geschichtlicher Teil. In verkürzter Form bereits in dem Jahresberichte der Binger Realschule zu Ostern 1893 veröffentlicht. — II. Literarhistorischer Teil. — III. Die mythische Grundlage der Sage. — Nachweise.

Haack K., Zur Namenforschung.

Zimmermann A., Zu dem Aufsatz von E. Mackel: „Zur Namenforschung". (Vgl. Jahrgang 8 S. 186 f.)

Glöde O., Niederdeutsche Verse auf alten Geschützen.

Sprenger R., Anfrage: Was bedeutet brechen in Anette von Drostes Gedicht „Der Knabe im Moor": „Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!" = brüllen?

Glöde O., Eine niederdeutsche Urkunde aus dem Jahre 1492.

Heft 9. Vogeler A., Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama.

Glöde O., Der Teufelsglaube in Mecklenburg.

Kopp A., Hans Sachsens Ehrensprüchlein. Auch ein Gedenkblatt. Geht dem Ursprung des Spruches: Hans Sachse war ein Schuh- / Macher und Poet dazu" nach und bespricht Hans Sachsens Wertschätzung im 17. und frühen 18. Jahrhundert.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1894—1895.

Heft 10. Sahr J., Zu Hans Sachs II. Leben und Wirken des Hans Sachs.

Jordan R., Deutsche Rechtschreibung vor 300 Jahren. Die Regeln über die Rechtschreibung aus Johann Becherers Synopsis grammaticae 1596.

Nestle E. Degen=Kriegsmann. Eine Stelle aus Johannes Freinsheims Teutschem Tugendspiegel 1639.

Zeitschrift für **deutsche Sprache** Jahrgang 9.

Heft 1. Sanders D., Eifernde Liebe. Roman von E. Wildenbruch.

Stümcke H., Schillers Mutter.

Sanders D., Der Vogel Hein. — Mißtrauen. — Zu einem kurzen Aufsatz von K. Pröll.

Friedländer M., Eine vergessene Gesellschaft. Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache.

Sanders D., Zu einem Aufsatz von Gumprecht.

* * * Etwas über Hermann Grimms Stil. Anklage und Verteidigung.

Sanders D., Zerstreute Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. in Baden.

Heft 2 und 6. Düsel Fr., Bürger und Schlegel. Ihre Sonettendichtung.

Heft 2. Schrader H., Die Uhr in Goethes Faust. Schrader tritt gegen E. Schulte dennoch für eine Turmuhr ein, wenn er auch nur auf einem Zeiger beharrt?

Sanders D., Zu einer Stelle in Schillers Räubern. I, 2 „Das ist ja recht alexandrinisch geflennt." Der Ausdruck wird zusammengehalten mit einem ähnlichen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und soll an das Weinen Alexanders beim Tode des Darius erinnern.

Ott L., Buntes Allerlei aus Oesterreich. Zeitungsausschnitte.

Sanders D., Graf Jarl. Roman von H. Heiberg. — Novellen von P. Heyse. — Haberbock und Habergeiß. — Naevus uniformis. Roman von G. von Amyntor. — Eingehen, 'reinfallen. — Kurze sprachliche Bemerkungen zu dem 1. Bande von A. Marbys Roman „Haus Dodendorf".

Schrader H., Radau. Weist jede etymologische Erklärung des Wortes ab und entscheidet sich für onomatopoetische Nachbildung, die er dem Berliner Volkswitz zuschreibt.

Sanders D., „Joshua Reynolds" von Korn. Gurlitt.

Heft 3 und 4. Sanders D., An der Heilquelle. Von Fr. Spielhagen.

Heft 3. Schrader H., Gelb.

Sanders D., Der Gefangene. Gedicht von Gustav Schwab. Nachweis der Quelle in Johann Stumpfs Schweizer Chronik Buch 5 Kapitel XXXVI. — Eintragen, Eintrag, einträglich; abtragen, Abtrag, abträglich; austragen, austräglich. — Geharnischte Sonette von Wilh. Jordan. — Beherrscht.

Latendorf Fr., Störkalb. = Doppellender oder Doppellendner.

Preuschen Hermine von, Ein Gespräch mit José Benlure.

Hintner B., Der oder die Dispens?

Heft 4. Stümcke H., Gustav Freytag †. Abdruck aus den „Neuen literarischen Blättern".

Sanders D., Ehre um Ehre. Roman von M. v. Pressentin-Rautter. — Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen. Abdruck aus Fleischers „Deutscher Revue", 20. Jahrgang. Aprilheft.

Aus einer Rede zu Schillers Geburtstag. Von Franz Muncker. Abdruck des Schlusses der Rede.

Heft 5. Aus dem vortrefflichen Buche: „Unter dem Zeichen des Verkehrs."

Die Ergebnisse einer Anfrage. Ueber die Redensart: Es geht mir etwas nicht zusammen.

Lessing und Friedrich der Große. Max Friedländer erklärt auf eine Anfrage aus Paris, daß Friedrich der Große keine Ouverture zu Lessings „Minna von Barnhelm" geschrieben habe.

Schrader H., Nichts ist gut für die Augen. Der lateinische Name eines Augenheilmittels, nix ferri, bietet die Handhabe zur Erklärung des volkstümlich beliebten Wortspiels.

Sanders D., Sich selbst ins Angesicht schauen. — Die Müllerstochter. Erzählung von J. v. Eötvös. — Schwänze. Dieser Börsenausdruck kommt dem englischen squeeze gleich. — Auf gleich! — Die Gnade haben. — Firnissen, Firnistag. Entspricht vernissage in der Bedeutung von: letzte Oelung geben. Als Theaterausdruck gleich: Generalprobe halten. — Deutscher Sang in den Niederlanden.

Heft 6. Schrader H., Der vierte Akt im zweiten Teile des Faust. Ver-

such einer harmonischen Einfügung des Aktes in die ganze Dichtung auf Grund einer ausführlichen Inhaltsanalyse.

Sanders O., Der Marschallstab. Von Schulte vom Brühl. — Erinnerungstücher. Tücher mit eingewirkten oder eingedruckten Bildern und Inschriften. — Kakelnest, eigentlich Gackelnest, soviel wie Quackelchen, auch Nesthäkchen. — Schauer. — Ein Brief nebst Antwort. Erübrigen; klägerisch, beklagtisch. Richard Rosenbaum.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins** Jahrgang 10.

Nr. 6 und 7/8. Idel W., Die Verdeutschung der Fremdwörter in unseren Jugend- und Volksschriften. (Antrag Wermelskirchen.)

Nr. 6. Streicher O., „Laut eines in Händen habenden Briefes".

H. H. Oelgötze.

Nr. 7/8 und 10. Pintsch P., Zu Hasenbrot.

Nr. 7/8. Streicher O., Zum Gedächtnisse Gustav Freytags.

Matthias Th., Joh. Gottlieb Fichte, ein Streiter im Geiste unseres Vereins.

Saalfeld, Von der Ausmerzung der Fremdwörter im Leben und in der Schule.

Nr. 9. Bericht über die VIII. Hauptversammlung am 20. und 21. Juli 1895.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.**

Heft 8. Kluge F., Die deutschen Namen der Wochentage, sprachgeschichtlich erläutert.

Hodermann R., Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache. Christian Thomasius, seine Vorgänger und Nachfolger.

Gartner Th., Das Gebiet der Sprachgesetzgebung.

Hoffs F. van, Ueber Vergleichungssätze der Nichtwirklichkeit bei Dichtern.

Jehle F., Zur Verteidigung. Gegen A. Kamphausen.

Dunger H., Die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache. Festvortrag.

Heintze A. und Pöschel J., Die Stellung des Zeitwortes nach „und".

Mitteilungen des deutschen **Sprachvereins Berlin** Jahrgang 6.

Nr. 4/5. Böhme R., Schrader: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache. Von Christoph Arnold (geboren 1650 in Sommerfeld bei Leipzig, gestorben 1695 in Leipzig). Gedicht.

Nr. 6. Streit W., Weise: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.

Violet F., Platen als Sprachkünstler. Auszug aus einem Vortrag.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin** 1895.

Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlaß. 2. Briefe an Niebuhr von Heinrich Christian Boie, Meldorf, 18. Februar 1796; von Ernestine und Johann Heinrich Voß, Heidelberg, 5. März 1815; von Heinrich Voß dem Jüngeren, Heidelberg, 1. Mai 1817; Bon Luise Boie, Heidelberg, 31. März 1826 über den Tod des alten Voß; von Ernestine Voß, Heidelberg, 30. April 1826; von Abraham Voß, Kreuznach, 22. Juni 1826.

Jahresbericht der **Literaturarchiv-Gesellschaft** in **Berlin** für 1894.

Geschenke: 23 Briefe Lachmanns an Klenze und Lachmanns Uebersetzung von Shakespeares Macbeth; Leon de Rosny, fünf Briefe an Steinthal; 6 Berichte aus Paris von Heinrich Julius von Klaproth 1834; 8 Briefe an Professor Carus in Dresden von Thienemann, Vogel v. Vogelstein, Graf Thun und Hermann Behn; der Briefwechsel des Bonner Zoologen Professor Troschel. — Ankäufe: 12 Briefe Alexander von Humboldts

an Carus; das Manuskript der Vorlesungen über Geschichte, welche Professor Süvern 1807 vor der Königin Luise in Königsberg gehalten hat; ein Teil des Nachlasses von E. M. Arndt.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins** Band 9.

Nr. 7—10. [Minor], Der Großherzog Carl August, Goethe und Okens Isis. Vortrag, gehalten im Goethe-Verein zu Weimar am 22. Dezember 1862 von Dr. Carl Vogel.

Nr. 11 und 12. Zellner J., Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Geschichte der Farbenlehre.

Ein Brief von Goethes Mutter an ihren Sohn in Italien. Frankfurt, 17. November 1786. Facsimile.

Seuffert B., Goethe an Carus. Der von Carus in seinem Buche „Goethe. Zu dessen näherem Verständnis" Leipzig 1843 mitgeteilte Brief Goethes vom 18. (21.) Februar 1822 ist vom Herausgeber verändert. Die Varianten des Originals werden mitgeteilt.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und Literaturen Band 94.

Heft 1 und 2. Tobler A., Julius Zupitza †.

Stiefel A. L., Ueber das Schwankbuch „Schertz mit der Warheyt". Dieses Paulis „Schimpf und Ernst" nahestehende Schwankbuch erschien 1550 in Frankfurt a. M. Es beruht auf einer verstümmelten und etwa auf die Hälfte verminderten Ausgabe Paulis aus dem Jahre 1545. Beide Sammlungen werden genau analysirt und die Quellen der einzelnen Schwänke angegeben. — Die Ausgabe von 1545 enthält 245 Erzählungen und Sinnsprüche; hiervon stammen 133 aus Pauli (aus der Straßburger Ausgabe von 1538) und 112 aus anderen Quellen. „Schertz mit der Wahrheit" ist eine Umarbeitung davon mit Weglassungen und Zusätzen. Egenolff wird als Bearbeiter beider Sammlungen vermutet. Es gibt auch eine zweite Ausgabe von „Schertz mit der Warheyt" 1563. — S. 62 f. Anmerkung. Ausführlicher Hinweis auf das wenig beachtete mittelalterliche Sammelwerk Mensa Philosophica, zuerst 1489 oder 1481 gedruckt.

Henkel H., Goethes satirisch-humoristische Dichtungen epischer, gemischt und rein lyrischer Gattung. Reineke Fuchs (1793). — Deutscher Parnaß (1798). Henkel nimmt seine frühere Meinung über das Gedicht (Archiv für Literaturgeschichte 9, 200 f.) zurück und schließt sich im wesentlichen Jacobys überzeugender Erklärung (Goethe-Jahrbuch 6, 278; 14, 206) an. — Der neue Alcinous (1803). — Musen und Grazien in der Mark (1796). — Hausparl (1797 und 1826?) Mit einem Hinweis auf Möser; aber ohne Rücksicht auf die zweite Epistel. — Gewohnt, gethan (1813). — Die Weisen und die Leute (1814).

Schmidt Immanuel, Zum Andenken an Adelbert Hoppe.

Zupitza J., Zum Märchen vom Tanze des Mönches im Dornbusch.

Heft 3. Napier A. und Roediger M., Julius Zupitza.

Sarrazin G., Die Abfassungszeit des „Sommernachtstraums."

Roth F. W. E., Joh. Haselberg aus Reichenau und Jakob Schenk aus Speier. Ein Beitrag zur Volks- und Uebersetzungsliteratur des 16. Jahrhunderts. Nachweis ihrer Arbeiten.

Literaturblatt für **germanische** und **romanische Philologie** 1895.

Nr. 7. Leitzmann A., Ehrmann: Die bardische Lyrik im 18. Jahrhundert. Tadelnd. „Ossians Einfluß auf die Bardenpoesie geht viel weiter, als Ehrmann vermuten läßt." Beispiele dafür.

Brenner O., Minor: Neuhochdeutsche Metrik.

Lambel H., Waag: Ueber Herders Uebertragungen englischer Gedichte.
Wunderlich H., Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band 9 und 12.

Neuphilologisches Centralblatt Jahrgang 9 Nr. 8.

Stengel, Friedrich Dietz und die Scholien zur Dietz-Gedenkfeier von Adolf Philippi.

Zeitschrift für **romanische Philologie** Supplementheft XV (Band 15 Heft 5).

Schmidt Kurt, Bibliographie 1890.

Bulletin hebdomadaire des cours et conférences I 29.

Ehrhard, Les tendances poétiques de Klopstock d'après Wingolf.

Revue de l'enseignements des langues vivantes 12° année.

Nr. 4. Hallberg L. E., La poésie lyrique contemporaine en Allemagne. Philosophie et religion (Suite.)

Nr. 6. Lyrisches Intermezzo de Henri Heine. Traduit par: Tavardet.

Modern Language Notes X 5.

Diekhoff, „Vergeben" in Goethes Tasso II, 3, V. 1404.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien** Jahrgang 46.

Heft 8—10. Ammann J., Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde. Auf Grund bisher unbekannter Briefe zusammengestellt. In der Einleitung stellt Ammann die Literatur über Stifter zusammen, beklagt die Verzettelung des Stifterschen Briefwechsels und verlangt eine umfassende biographisch-literarhistorische Arbeit über Stifter wie eine würdige Neuausgabe seiner Werke. 8 Briefe Stifters aus den Jahren 1828—1835 mit ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen. Alles für Stifters Jugendgeschichte höchst wertvoll.

Heft 8/9. Bauer F., Euphorion. Würdigung unserer Zeitschrift.

Heft 10. Hauffen A., Wolkan: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. Mit wertvollen Ergänzungen.

Oesterreichische Mittelschule Jahrgang 9.

Egger Ritter v. Möllwald A., Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Vortrag.

Scheich R., Grillparzers Dramen als Schullektüre. Interessante Zusammenstellung der an den österreichischen Gymnasien gelesenen Dramen Grillparzers.

Gymnasium Jahrgang 13 Nr. 11.

Matthias, Deutsche Schülervorträge im Anschluß an Goethesche und Schillersche Gedichte.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen** Band 31 Heft 7 und 8.

Reisert K., Zur Erklärung und Abfassungszeit der Eichendorffschen Lieder: „Wer hat dich, du schöner Wald", „O Thäler weit, o Höhen."

Süddeutsche Blätter für **höhere Unterrichtsanstalten** Jahrgang 3 Heft 6.

Nestle, Goethes Götz und die Fremdwörter.

Neue Jahrbücher für **Philologie** und **Pädagogik** Band 151 und 152 Heft 3 und 6.

Leitzmann A., Wilhelm von Humboldts Briefe an Friedrich August Wolf aus der Zeit seiner Leitung des preußischen Unterrichtswesens 1809 und 1810. 25 Briefe. Wichtige Beiträge zur Gelehrtengeschichte.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche **Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

Jahrgang 4 Heft 4. Steinhausen G., Die Idealerziehung im Zeitalter der Perrücke.

Richter W., Aus dem Tagebuche des Paderborner Studienpräfekten P. H. Rezing S. J. (1665—1667).

Falk, Schulmeister-Annahme und Schulmeister-Eid zu Steinheim am Main im Jahre 1518.

Knabe K., Lehrpläne von Bürger- und Realschulen der Provinz Hessen-Nassau aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft.

Jahrgang 5 Heft 1. Bauch G., Biographische Beiträge zur Schulgeschichte des 16. Jahrhunderts. Bringt neue Details zur Geschichte der in den Schulen als Rektoren und Lehrer wirkenden Humanisten: Andreas Winkler (Breslau), von Melanchthon hochgeschätzt, Hermann Trebelius Notianus (Eisenach), gekrönter Poet, Freund von Eobanus Hessus, Ulrich v. Hutten und Conradus Mutianus Rufus im Hader mit den Räten der Stadt; Johann Rhagius Aesticampianus (Freiberg in S., vgl. Archiv für Literaturgeschichte 12, 321 f. und 13, 1 f.), nicht zu verwechseln mit dem etwas älteren Krakauer Docenten Johann von Sommerfeld; Mathäus Lupinus Calidonius (Großenhayn) sein Schüler ist der berühmte Superintendent der Wiener Universität Joh. Cuspinianus); Bernhardinus Bogentantz (Liegnitz); Hermannus Tulichius (Lüneburg); Valentin Krautwald (Neisse); Joh. Langus (Neisse), dessen Nachfolger Nicolaus Winmann mit Unterstützung des Bischofs Balthasar von Breslau nach Wien berufen wird, wo er 1545 eine elegische Declamatio in verba Christi vorträgt (ungünstig beurteilt von Denis, Buchdruckergeschichte, Wien 1782, 415 f.); Mathias Funck (Stendal).

Heft 2. Sudhoff K., Gedanken eines unbekannten Anhängers des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim aus der Mitte des 16. Jahrhunderts über den Jugendunterricht. Das Buch führt den Titel: Cyclopaedia Paracelsa Christiana. Drey Bücher von dem waren ursprung und herkommen der freyen Künsten ꝛc. . . . . Die Vorrede ist von dem fürstlich Speyerschen Medicus Samuel Eisenmenger, datiert vom 23. Juni 1583.

Heft 3 (Austria-Heft). Schrauf K., Zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens.

Zeidler J., Eine Balde-Ausgabe als Prämium. Glossen zur Geschichte der ars docendi in Altösterreich. Emil Horner.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft** 1895 Band 4.

Heft 4—6. Keller L., Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. 2. und 3. Teil.

Heft 5 und 6. Baehring B., Zur Erinnerung an Moriz Carriere. — In Sachen der Universal-Universität des Großen Kurfürsten.

Die Bedeutung von Zünften und Gilden für die Entwicklung des religiösen Lebens in früheren Jahrhunderten.

Der Johanniterorden und die Akademie des Palmbaums.

Zur Charakteristik der sogenannten Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts.

Comenius-Blätter für Volkserziehung. Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. 3. Jahrgang 1895. März. April.

Baehring, Comenius und Fröbel. Ein Rückblick auf die letzte Versammlung des deutschen Fröbelverbandes zu Speyer.

Pädagogisches Magazin.

Heft 10. Flügel O., Ueber die Phantasie. Ein Vortrag. 2. Auflage.

Heft 56. Steinmetz Th., Die Herzogin Dorothea Maria von Weimar und ihre Beziehungen zu Ratke und zu seiner Lehrart. Ein Beitrag zur Geschichte des Ratichianismus.

Sammlung pädagogischer Vorträge.

Band 7 Heft 12. Sievert G., Ueber die philosophisch-pädagogische Lehre Frohschammers.

Band 8 Heft 1. Gräve A., Die Pflege der Volksdichtung und ihre Bedeutung für die heutige Zeit.

Zeitschrift für **weibliche Bildung** in Schule und Haus Jahrgang 23 Heft 10/11.

Bousset A., Dorothea von Rodde-Schlözer.

Die Mädchenschule Jahrgang 8 Heft 9.

Weber R., Vergleichung deutscher Schulausgaben. 2.

Ufer Chr., Zur Aussprache des Deutschen.

Kalender für **Lehrer** an **höheren Schulen.** II. Jahrgang 1896. Herausgegeben von J. Heinemann. Hamburg, C. Adler.

Eine Plauderei über ein Wort. Charakter.

Unterricht und Erziehung.

Johann Gottfried von Herder als Lehrer und Erzieher.

Archiv für **Philosophie** I. Abteilung. Archiv für **Geschichte** der **Philosophie** Band 9 Heft 1.

Gneisse K., Zu Schillers Lehre vom Schein. Nachtrag zu seinem Buche „Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung".

Archiv für **systematische Philosophie** Band 1 Heft 3.

Monrad M. J., Ueber den psychologischen Ursprung der Poesie und Kunst.

Philosophische Studien herausgegeben von Wundt Band 12 Heft 1.

Wundt W., Ueber die Definition der Psychologie.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** Neue Folge. Band 106 Heft 2.

Kühnemann E., Die Ethik des deutschen Idealismus.

Lind P. v., Immanuel Kant und Alexander v. Humbold. 2.

Theologischer Jahresbericht Band 14 (Jahr 1894).

2. Abteilung. Lüdemann, Krüger, Böhringer, Lösche, Werner, Kohlschmidt und Furrer, Historische Theologie.

3. Abteilung. Baur, Mehlhorn und Dreyer, Systematische Theologie.

Neue kirchliche Zeitschrift Jahrgang 6.

Heft 5. Kinast E., Moriz Carriere.

Heft 9. Blumstengel J. G., Die kirchenpolitischen Gedanken P. A. Pfizers.

Zeitschrift für **katholische Theologie** 1895 Quartalheft 3.

Michael E. S. J., Luther und Lemnius, Wittenbergische Inquisition 1538.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte** Band 16.

Heft 1. Meyer Christian, Der Wiedertäufer Nikolaus Storch und seine Anhänger in Hof. Aus Enoch Widmanns handschriftlicher Chronik der Stadt Hof mitgeteilt.

Vogt O., Ueber drei neue Bugenhagenbriefe (veröffentlicht von R. Thommen in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 12, 154 f.)

Heft 2. Haupt H., Eine verschollene kirchenfeindliche Streitschrift des 15. Jahrhunderts. Die Schrift, wahrscheinlich von Johannes de Castro Coronato entweder selbst verfaßt oder von ihm inspiriert, lag 1457 der Universität Erfurt vor, welche die Approbation verweigerte.

Barrentrapp C., Zwei Briefe Wimpfelings. 1) An Hermann, Schlettstadt, 2. November 1524. 2) An Brant, 15. August 1512.

Merx O., Zur Geschichte des Klosterlebens im Anfange der Reformationszeit. Schriftstücke, welche auf die Verhältnisse des Klosters Holzzella bei Eisleben ein grelles Licht werfen.

Funck H., Nicht Reuß, sondern Reventlow. Weist aus einem Briefe Lavaters vom 14. Dezember 1793 nach, daß dessen in seinen nachgelassenen Schriften mitgeteilte Briefe über die Schriftlehre von unserer Versöhnung mit Gott durch Christum nicht an den Grafen Heinrich XLIII. von Reuß, sondern an den Grafen Reventlow gerichtet seien.

Studien und Mitteilungen aus dem **Benediktiner-** und **Cistercienser**-Orden Band 16.

Heft 1—3. Hafner O., Regesten zur Geschichte des schwäbischen Klosters Hirsau. Fortsetzung 1802—1892.

Heft 2. Albers B., Ein Beitrag zur Geschichte der Abtei St. Maximin zu Trier. Abdruck der Visitations- und Reformationsstatuten für das Kloster aus den Jahren 1609 und 1610. S. 280 Nachtrag dazu: Vier Briefe des päbstlichen Legaten in Cöln an den Erzbischof von Trier bezw. an den Abt von St. Maximin über diese Visitation.

Heft 3. Ende Fr., Paul Troger, ein Künstler der Barockzeit. Dessen Werke in den Stiften zu Melk, Altenburg, Zwettl, Seitenstetten, Göttweig.

Straßburger theologische Studien Band 2 Heft 2.

Paulus N., Die Straßburger Reformatoren und die Gewissensfreiheit.

Zeitschrift für den **evangelischen Religionsunterricht** Jahrgang 6 Heft 4.

Sprenger, Zu deutschen geistlichen Liedern. 12.

Deutsch-evangelische Blätter Jahrgang 19.

Heft 8. Beyschlag W., Der Anteil Halles an der Entwickelung des deutschen Geistes. Festrede zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg.

Heft 10. Parisius A., Zur Erinnerung an die erste brandenburgische Generalkirchenvisitation 1540—1542.

Der Katholik. 3. Folge. 12. Band. September.

Der Mainzer Buchdrucker Franz Behem stammt nicht, wie Wiedmann („Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur") angibt, aus Meißen, sondern aus Dippoldeswalde. Sein Geburtsjahr ist 1500.

Emil Horner.

Stimmen aus **Maria Laach** 1895.

Heft 5. Hammerstein L. v., Prof. Dr. Wilhelm Roscher als National-Oekonom und als Christ.

Heft 6. Kreiten W., Aus dem Kernerhaus. Auszug aus Theobald Kerners Werk.

Emil Horner.

Jahrbuch der **kunsthistorischen Sammlung** des Allerhöchsten Kaiserhauses Band 16. 1895.

I. Teil. Domanig H., Peter Flötner (gest. 1546) als Plastiker und Medailleur, vornehmlich nach seinen in den Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses befindlichen Werken.

Ilg A., Das Neugebäude bei Wien.

Ilg A., Das Galeriewerk des Johann Christoph Lauch und Jakob Männl.

Boeheim W., Nürnberger Waffenschmiede und ihre Werke in den kaiserlichen und in anderen Sammlungen.

II. Teil. Quellen zur Geschichte der kaiserlichen Haussammlungen und der Kunstbestrebungen des allerdurchlauchtigsten Erzhauses: Zimmermann H., Inventare, Akten und Regesten aus der Schatzkammer des Allerhöchsten Kaiserhauses. (Fortsetzung.) — Uhlirz K., Urkunden und Register aus dem Archive der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien I (1289—1439.) — Davari S., Urkunden und Inventar aus Archivio Storico zu Mantua.

Repertorium für **Kunstwissenschaft** Band 18.

Heft 2. Gurlitt C., Zur Lebensgeschichte Albrecht Dürers.

Heft 3. Pfau W. C., Die Rochlitzer Steinmetzen.

Heft 4. Bach M., Schongauerstudien.

Zeitschrift für **bildende Kunst** Jahrgang 7 Heft 1.

Valentin V., Zum Gedächtnis Alfred Rethels.

Der Kunstwart Jahrgang 8.

Heft 23. Freie Rhythmen betreffend.

Heft 24. Der Landschaftssinn.

Bayreuther Blätter.

Jahrgang 1894 Stück 10—12. Jaensch Th., Niederdeutsch und Alldeutsch.

Meinck E., Die Verben in Wagners Dichtersprache. Eine grammatisch-sprachliche Betrachtung.

Santen Kolff J. van, Der Faust-Ouverture Werden und Wachsen. Geschichtliches. — Biographisches. — Aesthetisches. V—VIII.

Koch M., Zu Hans Sachsens Ehrentag.

Jahrgang 1895. Stück 1—5. Wolzogen H. v., E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher. 6. Kapitel: Er spricht zu uns. (Zweistimmige Sätze). Introduktion: Von der Musik bis zur Religion. — 7. Kapitel: Und so weiter. (Leuchtende Töne.) Durchführung: Von der Religion bis zum Drama.

Stück 1—3. Wagner R., Briefe an Louis Köhler I. St. Moritz, 24. Juli 1853. — II. Luzern, 3. Dezember 1869.

Glasenapp K. F., Louis Köhler (1820—86). Nachwort zum Gedächtnis eines Getreuen.

Schlösser R., Wieland der Schmiedt. Seine Entstehung, seine Quellen und seine Bedeutung.

Wittmer G., Johann Amos Comenius, ein deutscher Friedensapostel.

Stück 4 und 5. Thorel J., Die französischen Uebersetzungen von Richard Wagners Dramen.

Centralblatt für **Instrumentalmusik**, Solo- und Chorgesang Jahrgang 9.

Nr. 17—19. Stillke F., Zur Geschichte des Deutschen Liedes.

Nr. 21/22. Geißler F. A., Der Humor bei Wagner.

Nr. 24. Roth F. W. G., Zur Geschichte der Musik am Pfälzer Hof zu Heidelberg im 15. Jahrhundert.

Gregoriusblatt Jahrgang 19.

Nr. 1. Widmann B., Musik und Architektur.

Nr. 10. Widmann B., Religion und Kunst.

Gregoriusbote. Beilage des Gregoriusblatt Jahrgang 11 Nr. 12. Karl Löwe.

Harmonie.

1894 Nr. 81. H. R., Hans von Bülow.

Nr. 86. Die drei Perioden des Beethovenschen Schaffens.

Nr. 87. Lehrbrief eines Lübeckischen Stadt- und Feldtrompeters.
Nr. 90. Fränkel W., Helmholtz' Bedeutung für die Musik.
1895 Nr. 103. Fritsche E., Das Hannoversche Orchester zur Zeit Händels und Bachs.

Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1895 Jahrgang 10 (Jahrgang 20 des Cäcilienkalenders).

Walter K., Archivalische Excerpte über die herzogliche Hof-Kapelle in München. Aus dem schriftlichen Nachlasse des verstorbenen k. Custos Jul. Jos. Maier zusammengestellt. III. Cantoreiknaben 1596—1675. — IV. Diskantisten 1568—1625. — V. Altisten 1586—1611. — VI. Tenoristen 1568 bis 1577. — VII. Bassisten 1591—1618.

Werra E. v., Johann Buchner (1483 bis circa 1540). Archivalische Mitteilungen. Insbesondere der „Revers des Meister Hans Buchner des Jüngeren von Ravensburg über seine erneute Anstellung als Domorganist am Münster zu Konstanz." 9. Januar 1512.

Monatshefte für **Musikgeschichte.**

1894 Nr. 11. Kade R., Zu der Auricher Liederhandschrift.
Nr. 12. Waldner F., Eine Urkunde betreffend Paul Hofhaimer.
1895 Nr. 1. Nagel W., Die Nürnberger Musikgesellschaft (1588—1629).
Nr. 4. Bäumker W., Der Hymnarius von 1524. Widerlegung des Aufsatzes von Waldner (vgl. Euphorion 2, 440). Der übrigens den Hymnologen wohlbekannte Hymnarius von Sigmundslust 1524 kann nicht als Gesangbuch aufgefaßt werden.
Nr. 8. Eitner R., Konrad Höffler (17. Jahrhundert).
Nr. 9. Eitner R., Johann Krieger, geboren zu Nürnberg 1. Januar 1652, gestorben zu Zittau 17. Juli 1735.
Nr. 10. Kalischer A. Chr., Die Beethoven-Autographe der k. Bibliothek zu Berlin.
Beilage: Zwickauer Musikkatalog Bogen 23—30.

Musikalische Rundschau Jahrgang 9. 1894.
Nr. 5. Reinhardt H., Hans von Bülow.
Nr. 11. Briefe von Hans von Bülow.
Nr. 12/13. Was im 17. Jahrhundert von einem Organisten verlangt wurde.
Nr. 20. Lesimple A., Hans Sachs.

Oesterreichische Rundschau für bildende und darstellende Kunst vormals **Musikalische Rundschau** Jahrgang 10. 1895.
Nr. 8. Kalkbrenner A., Der Coburger Josias-Marsch. Historische Studie.

Signale für die **musikalische Welt** Jahrgang 52. 1894.
Nr. 24. Steuer M., Ludwig August Frankl.
Nr. 47. Steuer M., Wilhelm Müller. Gedenkblatt.

Musikalisches Wochenblatt Jahrgang 25. 1894.
Nr. 23. Bülow H. v., Prophetischer Musikkalender.
Nr. 27—35. Aus dem Tagebuche P. Tschaikowskys.
Nr. 27. Smolian A., Richard Wagner als Revolutionär.
Nr. 40. Ein Brief Richard Wagners.
Nr. 43. Wiedmann F., Die Lobwasserschen Psalmen.

Zeitschrift für **Instrumentenbau.**
Jahrgang 14. 1894 Nr. 30. Zum 100jährigen Geburtstage des Orgelbaumeisters Eberhard Friedrich Walcker.

Jahrgang 15. 1885 Nr. 1. Hiller A., Hermann von Helmholtz und seine Verdienste um die Musik.

Neue Zeitschrift für **Musik** Jahrgang 61. 1894.

Nr. 22/23. Simon P., Franz Liszt als Förderer des Allgemeinen Deutschen Musikvereins. Mit ungedruckten Briefen Liszts.

Pohl R., Bülow-Reliquien. I. Zwei poetische Episteln von Peter Cornelius und Hans von Bülow. Ausgetauscht nach einer gelungenen Aufführung von „Sängers Fluch" im Konzert vom 25. Dezember 1868 zu München.

Nr. 25. 27. 28. 43—46. Kühn A., Ueber die Grenzen zwischen Musik und Poesie (Fortsetzung).

Allgemeine Musik-Zeitung (Allgemeine Deutsche Musik-Zeitung).

1894. 21. Jahrgang Nr. 21—23. 25. 26. Ziehn B., Raffs „Wagnerfrage" und „Leonore."

Nr. 21. O. L., Hans von Bülows Briefe.

Nr. 22/23. Ein Brief Adam Liszts.

Bie O., Hans Sachs.

Nr. 31/32. Bie O., Richard Wagner-Briefe.

Nr. 36—39. Leßmann O., Hans von Bülows Briefe an Richard Pohl. II.

Nr. 37. Dütschke H., Eine scenische Bemerkung zu Richard Wagners „Rheingold."

Nr. 39. Bie O., Etwas über nationale Kunst.

Nr. 50. Ziehn B., Ueber Altertümeln. Zusätze zu Raffs „Wagnerfrage" (Fortsetzung.)

Ein Brief Bethovens an L. Spohr vom 17. Februar 1823.

Jahrgang 22. 1895 Nr. 1—9. Heintz A., „Der fliegende Holländer" von Richard Wagner. Nach Dichtung und musikalischer Entwicklung dargestellt.

Nr. 1. Seiffert M., Hexachord-Komik. Bei Owen, den Maulbronner Mönchen (Tob. Wagner, Evangelische Censur, Tübingen 1640 S. 652) und Scheffel.

Nr. 2. Ziehn B., Aegir und die Aegir-Strophe. Aus Illinois-Staatszeitung 15. Dezember 1894. Verfolgt die Strophe ins 16. Jahrhundert zurück.

Nr. 15/16. Ziehn B., Das Hexachord bei Albertinus und Moscherosch.

Nr. 21. Leßmann O., Allerlei Tannhäuseriana.

Nr. 24/25. Leßmann O., Zu dem Portrait von Franz Liszt. Schöne Kreidezeichnung von Raabe.

Kienzl W., Neu aufgefundene Skizzen von Beethoven. Skizzen zu dem Klavierkonzert in Es-dur, der Chor-Fantasie op. 80, dem Liede „Mignon" und zu einer ungedruckten und unbekannten Komposition des Liedes „Oesterreich über alles" von Collin.

Neue Musik-Zeitung.

Jahrgang 15. 1894 Nr. 11—12. Schäfer R., Hoffmann von Fallersleben und Franz Liszt.

Nr. 11. Richard Wagner in Frankreich.

Nr. 15. Kretschmar M., Erinnerungen an Robert Franz.

Batka R., Ein Beitrag zur Schumannbiographie.

Beyer J., Theodor Storm und die Musik.

Nr. 16—18. Mey C., Das dreihundertjährige Jubiläum der ersten Oper.

Nr. 16. 17. Neue Briefe von Richard Wagner.

Nr. 16. Winterfeld A. v., Prinzessin Amalie von Sachsen und die Musik.

Nr. 17. 18. Plaudereien mit Liszt.

Nr. 18. Henkel H., Zwei unveröffentlichte Briefe Felix Mendelssohns.

Nr. 19. Franz Dingelstedt und die Musik.

Rud. Ibach Sohn (1794—1894).

Bock H., Rosenzauber. Aus dem Leben Richard Wagners.

Nr. 20. 21. Payer O., Der Ausdruck der „Waldstimmung" in der deutschen Musik.

Nr. 20. Glücksmann H., Aus dem Leben von Johann Strauß.

Nr. 22. Jansen F. G., Robert Schumann und Stephen Heller.

Roßbach J. v., Robert Schumann und die Romantiker.

Robert Schumann als Kritiker.

Procházka R. Freiherr, Ernestine von Fricken, Schumanns erste Braut.

Kretschmar M., Robert Schumann als Liederkomponist.

Nr. 25. Schäfer R., Die Nibelungen im modernen Drama.

Schumann über Wagner.

Winterfeld A. v., Schumann und Chopin.

Jahrgang 16. 1895 Nr. 1. Kretschmar M., Intimes über Robert Franz.

Nr. 3. Frimmel Th. v., Beethovenstudien. Eine Bildnisangelegenheit und ein ungedrucktes Briefchen. An Zmeskall von Domanowetz.

Nr. 4. 5. Batka R., Fr. Schubert und Beethoven.

Nr. 6. Richard Wagner und Ferd. Präger.

Nr. 7. Stillcke Fr., Ignaz Lachner. Nekrolog.

Nr. 9. 10. Schreiber A., Authentische Mitteilungen über F. Prägers Buch: „Wagner wie ich ihn kannte."

Nr. 9. Valentin Caroline, Zur Erinnerung an Professor Dr. Gustav Gunz.

Nr. 10. Stillcke F., Weiteres aus dem Leben Ignatz Lachners.

Nr. 11. Rubesch Th. A., Die Unglücksoper. Auch eine Richard Wagner-Erinnerung. Ueber Hellers Oper „Zamora."

Neue Berliner Musikzeitung Jahrgang 48. 1894.

Nr. 23. Ein Brief Bülows.

Nr. 24. Bülow und Leipzig.

Nr. 29. 30. Französische Romankuriositäten über Wagner, Bayreuth und „Parsifal".

Nr. 32—38. Kailer E., Die Wagner-Literatur in Deutschland.

Nr. 37. Ein Brief Richard Wagners.

Deutsche Kunst- und Musikzeitung Jahrgang 21. 1894.

Nr. 16. 17. Robert Schumann als Kritiker.

Nr. 17. Kapff O. v., Das Passionsspiel zu Höritz im Böhmerwald.

Nr. 23. Kosch H., Rubinsteins erstes Auftreten in Wien.

Musica sacra 1895.

Nr. 1. Historisches über Einführung des deutschen Volksgesanges. Aus einem Vortrage des Seminarlehrers Wisniewskis nach Nr. 39 der Katholischen Schulzeitung.

Nr. 3. Notizen über Kirchenmusik und Liturgie im 17. und 18. Jahrhundert.

Rivista Musicale Italiana Anno II Fascicolo 1°.
Jadassohn S., L'art de la fugue de J. S. Bach.

Centralblatt für **Bibliothekswesen** Jahrgang 12.

Heft 5 und 6. Schreiber W. L., Darf der Holzschnitt als Vorläufer der Buchdruckerkunst betrachtet werden?

Knod G., Hugo Blotius in seinen Beziehungen zu Straßburg. Anhang: Hugo Blotius an Karl Lorcher. Wien, 26. Januar 1576.

Heft 7. Roth F. W. E., Zur Bibliographie der liturgischen Drucke des Erzstifts Mainz.

Heft 8 und 9. Bauch G., Wolfgang Schenck und Nikolaus Marschalk. Wichtige Beiträge zur Buchdruckergeschichte von Erfurt und Wittenberg. 1. Wolfgang Schenck. — Exkurs S. 358. Paul Hachenborg. 2. Nikolaus Marschalk und die Wanderungen seiner Druckerei. A. Marschalk in Erfurt. B. Marschalk und Hermann Trebelius in Wittenberg. C. Trebelius in Eisenach. D. Wolf Sturmer in Erfurt. E. Wolfgang Stöckel in Wittenberg. F. Symphorian Reinhart in Wittenberg. G. Johann Gronenberg in Wittenberg. H. Joseph Klug. I. Marschalk in Rostock. — Nachträge.

Voulliéme E., Nachträge und Berichtigungen zum Bonner Inkunabeln-Katalog.

Heft 10. Rabe H., Aus Lucas Holstenius' Nachlaß. Die zahlreichen Notizen, welche Holstenius (1596—1661) in jeder erreichbaren Handschriftensammlung machte, sind wertvoll für die Geschichte jener Bibliotheken wie zur Auffindung neuer oder verschollener Handschriften. I. Codex Barberinianus XXXVIII 90. II. Die Handschriftensammlung des Holstenius. III. Die Hamburger Holstenius-Handschriften. Der Kardinal Barberini.

Roth F. W. E., Die Marienthaler Drucke der Seminarbibliothek zu Mainz.

Bergmans P., Un noël historique allemand de 1478. Fragmentarisch erhaltener Einblattdruck.

Rieu W. N. du, Welche Bücher gaben die Leidener Professoren heraus?

Nachrichten aus dem **Buchhandel** 1895.

Nr. 126. Werke und Schriften von † Dr. Heinrich Pröhle.

Nr. 134. Charles Dickens. Zusammenstellung seiner im deutschen Buchhandel, 1870—1895, erschienenen Schriften. A. Englische Ausgaben. B. Deutsche Gesamt-Ausgaben. C. Deutsche Einzelausgaben. D. Schulausgaben. E. Schriften über Dickens.

Nr. 141/142. Burger, Eine Schriftprobe vom Jahre MDXXV. Abdruck einer nur in 100 Exemplaren zur Ostermesse 1895 hergestellten Monographie über den Verleger und Drucker Johannes Petreius, geboren um 1497 in Langendorf bei Hammelburg in Franken — gestorben 1E. März 1550. Mit einer Beilage: Das Verlagswerk des Petreius.

Nr. 158. 159. 161. Sauer A., Johann Leonhard Schrag und Jean Paul. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und zur Charakteristik Jean Pauls. Mit einer Einleitung von R. Koch. Vgl. Euphorion 2, 616 ff.

Nr. 187—189. A. L. J[elline]k, Die literarischen Aufgaben des zwanzigsten Jahrhunderts.

Nr. 225. Der Philosoph Friedrich Albert Lange als Buchhändler.

Nr. 226. Festblatt zur Begrüßung der Teilnehmer des 17. Kongresses der Association littéraire et artistique internationale beim Besuche des deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig, 28. September 1895. Die deutsche Literatur der letzten zehn Jahre über die Rechtsbeziehungen des Buchs und des Buchhandels (mit Ausschluß des Preßrechts). — Die wichtigsten Aufsätze und Mitteilungen über Urheber- und Verlagsrecht aus dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" 1885—1895 und den „Nachrichten aus dem Buchhandel" Oktober 1894 bis Oktober 1895. — Martinsen W., Zur Geschichte des Urheberrechts. — Biedermann F. Freiherr v., Was ist ein literarisches Geisteswerk? Urheberrechtliche Plauderei. — Hase O. v., Der unlautere Wettbewerb auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechtes. — Hase O. v., Schutz des Aufführungsrechtes musikalischer Werke. — Unlauterer Wettbewerb, begangen mit deutschen Dramen-Uebersetzungen im Auslande. — A. L. Jellinek, Buchhandel und Wissenschaft. Gekürzte Umarbeitung der Aufsätze in Nr. 187—189.

Nr. 236. 238. Oesterwitz H., Zur Geschichte des Buchhandels in Anhalt. Aus dem Verlagskatalog der Handlungen des Herrn Oesterwitz in Dessau. Wichtig. Z. B. wird ein satirischer Roman „Karl Engelmann" erwähnt, von J. G. D. Schirmack oder J. Chr. Schmohl, den man bei Goedeke vergebens sucht.

Nr. 241. Lier L., Vom 17. Kongreß der Association littéraire et artistique internationale zu Dresden vom 21. bis 27. September 1895.

Nr. 248. Schriften von und über Conrad Ferdinand Meyer, geboren am 11. Oktober 1825 zu Zürich.

Nr. 253. Der internationale Kongreß zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst, abgehalten in Dresden vom 21. — 28. September 1895. (Uebersetzung des Berichts in „Le Droit d'Auteur", dem amtlichen Organ des Bureaus der in der Berner Literar-Union vereinigten Staaten. 1895 Nr. 10. 15. Oktober. — Berichtigung und Nachtrag zur C. F. Meyer-Bibliographie.

Sitzungsberichte der Königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.** 1895.

Nr. 4. Vahlen, Rede in der öffentlichen Sitzung vom 24. Januar. Die Beziehungen der Akademie zu Herder. Würdigung von dessen Preisschriften. S. 41 Anmerkung hebt Vahlen hervor, daß es etwas verdrießliches habe, in Suphans Herderausgabe die bessere, oftmals vom Verfasser selbst herrührende Gestaltung aus den Noten sich zusammenlesen zu müssen, während die schlechtere, vom Autor für verbesserungswürdig gehaltene, im Text dem Leser sich aufdrängt.

Nr. 23. Antrittsrede des Hrn. Erich Schmidt. Antwort des Hrn. Mommsen, Sekretärs der phil.-hist. Klasse. Die ungewöhnliche Bedeutung von Mommsens Rede mag es entschuldigen, wenn wir sie hier ihrem vollen Wortlaute nach wiedergeben:

„Eben wie Ihnen, geehrter Kollege, bei dem Eintreten in unseren Kreis als erstes Wort der Name Wilhelm Scherer auf die Lippen kam, so gedenke auch ich an diesem Leibniztage mit tiefer Bewegung desjenigen von 1884, an dem ich ihm, so wie heute Ihnen, bei seinem Eintritt in die Akademie das Glückauf zuzurufen hatte. Es hat sich nicht erfüllt; nur wenige Jahre haben wir diese Jugendkraft, diese männliche Anmut, diese den frischen Reiz unseres Südens und den Ernst unseres Nordens so harmonisch in sich verschmelzende Persönlichkeit unser nennen können. Goethes Wort, daß es nichts Abgeschmackteres gibt als den Tod, in diesem Fall wenigstens traf es zu. Ihnen, der Sie früh die Arbeit begonnen haben und in frischer Kraft unserer Thätigkeit sich anschließen, sollen günstigere Sterne leuchten; wir hoffen viel von Ihrem rüstigen Schaffen.

Leicht ist die Aufgabe des deutschen Literarhistorikers nicht. Schwere durch Jahrhunderte andauernde Geschicke drohten unsere Nation sich selbst zu entfremden, und als die deutsche Muse sich endlich auf sich selbst besann, waren die Götter Griechenlands für sie mehr bestimmend als diejenigen, welche einst über die deutschen Felder und Wälder walteten, und ist vor dem dichtbelaubten Hain Iphigeniens und den glänzenden Sälen des Hofes von Ferrara das deutsche Wesen kaum zu Worte gekommen. Fausts Vermählung mit Helena und Euphorions Verschwinden in das Schattenreich haben leider ironische Wahrheit. Während bei anderen Völkern die politische und die literarische Blütezeit gleichzeitig eingetreten ist, hat bei dem unsrigen, nachdem die staatlose Nation sich eine Literatur geschaffen hatte und der Poet wegen der geteilten Erde sich mit dem eröffneten Himmel hatte trösten müssen, erst in unsern Tagen Volk und Staat die notwendige Durchdringung wenigstens annähernd vollzogen. Ihre und Ihrer Arbeitsgenossen Aufgabe ist es eine in der Kleinstaaterei erwachsene und tief von ihr durchdrungene Literatur in den Großstaat überzuführen und zu bewirken, daß die Nation wie Wilhelms des Ersten, so auch Goethes und Schillers nicht vergesse. Bei der unter dem mächtigen Eindruck geschichtlichen Werdens und kriegerischer Thaten herangewachsenen Generation scheint die Neigung dazu nicht allzu kräftig zu sein; und Ihre Aufgabe ist schwierig. Unsere an das Altertum angelehnte Jugendbildung geht zu Ende; aber es ist leichter die klassischen Studien zu deklassieren als an die Stelle, die vor Zeiten Horaz und Homer eingenommen haben, Lessing und Goethe zu setzen. Freilich hängt diese gesunde Entwickelung der Nation nicht viel mehr von dem Literarhistoriker ab als die körperliche Gesundheit von dem Arzt. Dennoch ist Ihr Beruf ein großer und schöner. Wir hoffen mit Ihnen, daß Sie es verstehen werden einerseits die Abwege der sogenannten Goethe-Philologie zu vermeiden und der Kleinmeisterei des Text- und Apparatmachens und des Abdruckens seelenloser Epistolarien gebührende Schranken zu setzen, andererseits durch Klarlegung desjenigen Kernes der poetischen Produktion, der nicht von selbst verstanden wird, sondern Studium fordert, durch die Vorführung der noch über der einzelnen Produktion stehenden Persönlichkeit der großen Meister, durch die Klarlegung des großen Zusammenhangs der Weltliteratur die Wirkung unserer Literatur zu vertiefen und zu adeln. Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben; bewahret sie!"

Sitzungsberichte der Gelehrten **Estnischen** Gesellschaft 1894.

Böhm M., Ueber das v. Kügelgensche Wieland-Portrait. Nach Weizsaecker. Conjektur zur Hasse: „Das im Erdenstaub schon halb verkörperte (? entkörperte ?) Muskelspiel".

Kallas O., Einiges über die Setud. Sitten und Gebräuche.

Reiman W., Zweiter Nachtrag zum „Codex livo-esthonicus". Aus dem „Missiv Buch de Anno 1704—1708" des livländischen Konsistoriums. Zwei Schreiben an den Pastor Johann Hartmann Creidius.

Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu **Göttingen.**

Geschäftliche Mitteilungen 1895 Heft 1. Cohn G., Gedächtnisrede auf Georg Hanssen (geboren 31. Mai 1809 zu Hamburg, gestorben 19. Dez. 1894 zu Göttingen.) — Lehmann M., Gedächtnisrede auf Ludwig Weiland.

Historisch-philologische Klasse 1895 Heft 3. Meyer (aus Speyer) W., Der Berliner Annalist von 1434.

Mathematisch physikalische Klasse 1895 Heft 2. Voigt W., Zur Erinnerung an F. E. Neumann, gestorben am 23. Mai 1895 zu Königsberg i/Pr. (Nach einer am 28. Mai im mathematischen Verein zu Göttingen gehaltenen Gedächtnisrede.)

Göttingische gelehrte Anzeigen 1895.

Nr. 7. Kolde Th., Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Band 9.

Wichtige Kritik. Der Recensent wendet sich besonders gegen die Hypergenauigkeit in der Wiedergabe der Handschriften.

Nr. 9. Kolde Th., Schnorr von Carolsfeld: Erasmus Alberus.

Nr. 10. Kawerau G., Kolde: Andreas Althamer.

Seuffert B., Hans Sachs-Forschungen.

Berichte über die Verhandlungen der königlich **sächsischen** Gesellschaft der Wissenschaften zu **Leipzig.** Philologisch-historische Klasse.

1894. II. Miaskowski v., Nekrolog auf das verstorbene Mitglied Wilhelm Roscher. S. 222: Verzeichnis von W. Roschers Schriften in der Originalsprache und in Uebersetzungen.

Distel Th., War Christian Reuters „Graf Ehrenfried" (von Lüttichau) wirklich Graf? In dem Fremdenbuch des Schlosses zu Nossen ist Ehrenfried am 21. Dezember 1695 gleich nach dem Kurfürsten mit dem Zusatz „Graf von Futach" eingetragen, wurde also wahrscheinlich nur scherzweise Graf genannt.

1895. I. II. Förstemann E., Mitteilungen aus Urkunden und Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leipzig. I. Fragmente von Akten zweier Provinzialkapitel der sächsischen Provinz des Dominikanerordens. 1. Provinzialkapitel zu Soest (zwischen 1409 und 1416). 2. Provinzialkapitel zu Marburg, 1420.

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der kgl. **bayerischen** Akademie der Wissenschaften zu **München** 1895.

Heft 1. Lossen M., Ueber die Verheiratung der Markgräfin Jakobe von Baden und Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg 1581—1583.

Heft 2. Nekrologe: von Pettenkofer, Adolf Friedrich Graf von Schack. — Christ H., Moriz Carriere.

Dove A., Das älteste Zeugnis für den Namen Deutsch. Nachtrag zu Sitzungsberichte 1893, 1, 201 ff.)

Heft 3. Reber v., Ueber die Stilentwicklung der schwäbischen Tafel-Malerei im 14. und 15. Jahrhundert.

Almanach der **kaiserlichen** Akademie der Wissenschaften 1894.

Huber A., Nekrolog auf A. Freiherrn von Bach.

Hann J., Nekrologe auf E. Weyr und Th. Billroth.

Schrauf A., Ueber den Einfluß des Bergsegens auf die Entstehung der mineralogischen Wissenschaft im Anfange des 16. Jahrhunderts. Ueber Georg Agricola.

Anzeiger des **germanischen Nationalmuseums.**

1894 Nr. 12. Bösch H., Das Hänseln der Fuhrleute in Nürnberg.

1895 Nr. 2. Hampe Th., Ein Lobspruch auf das Kammmacherhandwerk von Thomas Grillenmair und Wilhelm Weber 1657.

Schaefer K., Eine oberschwäbische Bildschnitzerschule am Bodensee.

Nr. 3. R. S., Ein Brief Sebastian Schertlins von Burtenbach an Kaiser Karl V., 25. Januar 1547.

H. St., Die Krönung Kaiser Friedrich III. durch den Papst Nikolaus V. Gemälde im germanischen Museum.

Schaefer K., Stadtpläne und Prospekte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Berichtigung dazu S. 88.

Braun E., Ein Porträt H. L. Schäuffeleins im germanischen Museum.

Nr. 4. Fuhse F., Zur Dürerforschung im 17. Jahrhundert.

Nr. 5. Weiß K. Th., Zur Geschichte der Chirurgie. Abdruck der Examensordnung der Chirurgenzunft in Villingen aus dem Jahre 1608.

Hampe Th., Ueber einen Holzschuherschen Grabteppich vom Jahre 1495.

Schaefer K., Eine Nürnberger Stadtansicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Berichte der Deutschen **botanischen Gesellschaft** 1894. Generalversammlungsheft.

Molisch H., G. Adolf Weiß.

Annales de l'Est 1895 **Juillet.**

Reuß R., Le peintre J. J. Walter et sa „Chronique strasbourgoise", texte et traduction. Suite 1673—1674.

Zeitschrift für **Ethnologie** Band 27 Heft 3 und 4.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie: ein Citat aus Chamissos Weltreise S. 268. Richard M. Meyer.

Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkkunde. Band 6.

Heft 4—7. Haas A., Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Post A. H., Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Kulke E., Judendeutsche Sprichwörter aus Mähren, Böhmen und Ungarn.

Schell O., Woher kommen die Kinder? Eine Umfrage. Beiträge von A. Schoettl und Jf. — Ferner von H. Eschenburg, R. Krause, J. D. E. Schmeltz und A. Treichel.

Heft 4—5. Krauß F. S., Schimpfwörter. Eine Umfrage. Beitrag von Joz. Cornelissen.

Sartori F., Zählen, Messen, Wägen.

Köhler R., Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen. Eine Umfrage. Beiträge von O. Schell, R. Sprenger, P. Dittrich und D. Bahlendick.

Feilberg H. F., Warum gehen Spukgeister kopflos um? Eine Umfrage. Beiträge von A. Englert und C. Schumann.

Volksmann H., Der Mann im Monde. Eine Umfrage. Beiträge von Hösler 2c.

Hoffmann M., Gründonnerstagseier. Eine Umfrage. Beitrag von A. Englert.

Alter Volksglaube bei neuen Dichtern. Beiträge von L. Fränkel und R. Sprenger.

Diebglauben. Eine Umfrage. Beiträge von Eschenburg und Osterding.

Haase K. E., Vergrabene Schätze. Eine Umfrage. Beiträge von L. Mátyás, H. Hoffmann, Eschenburg, H. Carstens und Asmus.

Mestorf J., Ausbuttern. Eine Umfrage.

Hennicke C. R., Zähne. Eine Umfrage. Beiträge von P. Dittrich und H. Volksmann.

Krauß, Katzensporn. Eine Umfrage. Beiträge von P. Dittrich, M. Rösler und H. Volksmann.

Heft 6—7. Wiedemann A., Bienensegen und Bienenzauber.

Schmeltz J. D. E., Ueber einen Hochzeitsgebrauch in Hamburg.

Sprenger R., Das Oldenburger Trinkhorn und das „Glück von Edenhall". Eine Umfrage. Beitrag von L. Fränkel.

Dittrich, Ostergebräuche in Niederschlesien.

Wiedemann A., Ungerecht Gut. Eine Umfrage. Beitrag von S. R. Steinmetz.

Liebeszauber. Eine Umfrage. Beiträge von E. und H. Eschenburg, H. und A. Carstens, H. Volksmann.

Schurat V., Zaubergeld. Eine Umfrage. Beiträge von H. Carstens jun. und H. Eschenburg.

Kulke E., Lied beim Ausgang des Sabbath (Mähren).

Forschungen zur deutschen **Landes-** und **Volkskunde,** herausgegeben von A. Kirchhoff Band 9 Heft 2.

Wittstock O., Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen.

Scheiner A., Die Mundart der Siebenbürger Sachsen.

Globus.

Band 67 Nr. 3. Hoffmann W. J., Zur Volkskunde der Deutschen in Pennsylvanien.

Band 68 Nr. 13. Deecke W., Geologische Sagen und Legenden.

Jensen Ch., Aegir in der Sylter Sage.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.**

Band 2 Heft 4. Simonsfeld H., Ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492. Andrea de Franceschi, Beigeordneter einer venetianischen Gesandtschaft an Friedrich III., führt ein Tagebuch über seine Reise; er erwähnt Trient, wo ein (genau beschriebener) Possenreißer die von einer Frau gesungenen deutschen Lieder auf sonderbaren Instrumenten begleitet; Bozen: ein Jongleur; Klausen: zwei Musikmeister mit fünf Knaben tragen Gesänge a capella vor; Brixen: Feiertagstanz zur Querpfeife; Innsbruck, Hall, Schwaz; mehrere kleinere bayerische Orte; Passau, Linz. Für den Kaiser beantwortet der Humanist Fuchsmagen die Ansprache des Gesandten. Pfeifer spielen bei Hof, Frauen singen zum Dudelsack. Dichterkrönung eines Herrn Delius. Wieder ein Possenreißer. Rückreise über Salzburg, München, Memmingen, Ulm: die Tochter des Wirts singt und spielt Flöte; Eßlingen, Stuttgart, Pforzheim, Straßburg: Musikanten und Possenreißer; König Max von einer ganzen Kapelle begleitet; Offenburg, Villingen: Pfeifer; Konstanz, Chur. Hiermit wird das deutsche Gebiet verlassen. — Der Reisebericht ist merkwürdig durch seine genauen Angaben über Trachten und Musik; welche Rolle die Spielleute in der täglichen Unterhaltung und bei der Aufnahme von Gästen spielten, wird daraus besonders anschaulich. Leider fehlt jede Andeutung über den Inhalt der vorgetragenen Gesänge.

Müller R., Ueber die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges (Schluß). Innere Polemik der protestantischen Parteien S. 284; gegen die Jesuiten S. 285; Standes-Dialoge: Landsknecht und Bauer u. dergl. S. 287; politische Einsicht in Sentenzen und Gedichten S. 288; König Ferdinand, Tilly, Gustav Adolf, Wallenstein im Volkslied S. 290; Höhepunkt der Produktivität um 1632 S. 300.

Silbermann J., Berlinisches Gesindewesen im 17. und 18. Jahrhundert.

Mitteilungen und Notizen. Volkskundliche Bestrebungen: Mecklenburg, Baden, Böhmen. — Reichhaltige Bibliographie.

Besprechungen: Döhler, M. Hoffmann: Pförtner Stammbuch (Notizen über Klopstock, J. E. Schlegel, Krug, Bahrdt u. A.).

Nachtrag: John Meier zum Schmählied gegen Halle 1336.

Heft 5 und 6. Goette R., Zur Geschichte deutschen Volksgeistes im Mittelalter bis zu den Zeiten Heinrichs des Vierten.

Liebe G., Sitten und Einrichtungen der Universität Greifswald vom 15.—17. Jahrhundert. Stiftung der Universität Greifswald S. 373; für die Vorbildung der Studenten bedenklich eine Inskription von 1647: „cifis Treptowgensis filigus honoris kesa gratis inschriptus." — 1509 Ulrich v. Hutten gratis immatrikuliert „quia spoliatus omnibus bonis." — Einrichtung und Besitz S. 375. — Vorlesungen S. 376; Sittenzucht S. 377; Feste S. 378.

Bahlmann P., Zur Geschichte der Juden im Münsterlande.

Chrousť A., Fünf Briefe des Burggrafen Christoph v. Dohna an seine Braut Gräfin Ursula v. Solms-Braunfels, geschrieben 1618—19; französisch, sorgfältig ausgearbeitet, konventionell; entlehnt Bilder und Sprechweise der „Astraea" des H. d'Urfé. Angehängt eine Aufzählung von 71 Spielen S. 415.

Einert E., Die Landstreicherplage in Thüringen nach dem siebenjährigen Kriege.

Wünsche A., Teufelswetten. Mythen, Volksmärchen.

Mitteilungen und Notizen: Nekrologe an G. Freytag und Otto Bähr, den Schopenhauer-Freund und Autor des Büchleins: „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren". — Historikertage. — Professoren der Kulturgeschichte. — Konferenzen von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute. — Studieneinrichtung am Leipziger Historischen Seminar. — Bestrebungen in Richtung auf Publikationen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte: steiermärkische Landeskommission S. 444.

Besprechungen. Janssen J., Geschichte des deutschen Volkes VII bis VIII, herausgegeben von L. Pastor, von G. Steinhausen. Bezweifelt, daß Janssen die Fähigkeiten zu einem wirklich großen Geschichtschreiber besaß: das Sammeln verstehe er, nicht das Herausarbeiten des Typischen. Bei Pastor klinge die konfessionelle Tendenz weniger grell durch. — Berichtigungen, besonders zur Auffassung der Schul- und Universitätszustände. Bei der Schilderung der geselligen Verhältnisse hätte der Einfluß des Auslandes stärker betont werden sollen. — Tollin H., Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg. Band 3 Abteilung 1B, von Döhler: Die Gunst der Hohenzollern sei den Réfugiés durch die Beamten verkümmert worden.

Band 3 Heft 1 und 2. Steinhausen G., G. Freytags Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. Geschichtsschreibung und Journalismus S. 3. Anfänge der Kulturgeschichtsschreibung: Herder S. 5, Gatterer und Schlosser S. 6.

Heidenheimer H., Ein Mainzer Humanist über den Karneval (1495). — Dietrich Gresemund von Speier verteidigt den vorher von Seb. Brant, nachher von Geiler v. Kaisersberg angegriffenen Karneval. — Ueber die Trunksucht der Deutschen S. 29, Gefräßigkeit S. 30. — Dem Gespräch über den Mummenschanz sind Lobreden von Cuspinian und Jakob Canter, später in Böhmen, vorausgeschickt S. 39. Gresemunds Verhältnis zu Konrad Celtes S. 40; seine politischen Ansichten S. 42 f.; seine späteren Schicksale, sein Uebergang zu Wimpfeling S. 46; wird geistlich S. 48; Beziehungen zu andern Humanisten S. 50; Nikolaus von Wyle citiert S. 53; Nachruhm: Erasmus S. 55.

Thuemmel C., Das Einlager der altdeutschen Rechtsgeschichte.

Barges W., Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Wernigerode im Mittelalter.

Miscellen: Meier John, Aufzählung von Spielen. — Moser J., Ein Himmelsbrief.

Besprechungen: Ein großartiges Plagiat: Mannhart W., Zauberglaube und Geheimnisse (Joh. Moser). — Bibliographie. — Berichtigung.

Richard M. Meyer.

Historische Zeitschrift.

Band 74 Heft 1. Gebhardt B., Wilhelm von Humboldts Ausscheiden aus dem Ministerium 1810.

Koser R., Zum Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Band 75 Heft 1. Lossen M., Römische Nuntiaturberichte als Quellen der Geschichte des Kölnischen Kriegs.

Krauske O., Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Anhalt-Dessau.

Sybel H. v., Neue Mitteilungen und Erläuterungen zu Band 6 und 7 der Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Literaturbericht. Köster A., Hellinghaus: Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an J. H. Voß. Mit Besserungsvorschlägen. Schreibt das 1781 im Februarheft des „Deutschen Museum" und im Einzeldrucke zu Dessau erschienene, mit B..r unterzeichnete Gedicht „Die schöne Bäckerin" Bürger zu.

Heft 2. Bailleu P., König Friedrich Wilhelm II. und die Genesis des Friedens von Basel.

Neues Archiv der Gesellschaft für **ältere deutsche Geschichtskunde** Band 20 Heft 3.

Wattenbach W., Matthäus Grabow. Verdammung und Widerruf des Dominikaners Matthäus Grabow vom Jahre 1419.

Gießener Studien auf dem Gebiete der **Geschichte** VII.

Lohr E. E., I. Die schleswig-holsteinische Frage, ihre Vorgeschichte und Entwickelung bis zur Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark. (Am 24. März 1848.) Mit einer Stammtafel der Oldenburger. II. Der Kampf bei Eckernförde und die koburgische Legende. (Am 5. April 1849.) Mit einer Textskizze.

Geschichtsblätter des deutschen **Hugenotten-Vereins** IV. Zehnt.

Heft 7 und 8. Tollin H., Die wallonisch-französischen Kolonien zu Oranienburg und Umgegend.

Heft 9. Bonin, Die Waldenser-Dörfer Rohrbach, Wembach und Hahn.

Heft 10. Tollin H., Urkunden zur Geschichte der hugenottischen Gemeinden in Deutschland. Register.

Militär-Wochenblatt 1895.

Nr. 12—13. Zur Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813.

Nr. 14. Beiträge zur Geschichte der Jahre 1847 und 48.

Revue des études juives 1895 Janvier—Mars.

Popper M., Les Juifs de Prague pendant la guerre de Trente ans.

Schweinburg-Eibenschitz, Documents sur les Juifs de Wiener-Neustadt. fin: 1480—1515.

Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des **Antisemitismus** Jahrgang 5 Nr. 35.

Zwei Flugblätter Berthold Auerbachs aus dem Kriege 1870/71.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge Band 32 Heft 1 und 2.

Zum 70. Geburtstag des Herausgebers Dr. Rudolf Reicke (mit Porträt).

Conrad G., Zwei Verzeichnisse von Archivalien des ehemaligen Erbhauptamts zu Gilgenburg (Ostpreußen).

Schwenke P., Zwei Lieder für den Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Nebst Notizen zur altpreußischen Buchdruckergeschichte. 1) „Ein

Liedt wie der Hochmeister in Preußen Mariam anruft". Abdruck und Reproduktion des Einblattdruckes aus der Weinreichschen Druckerei in Danzig. Stammt aus dem Jahre 1520. Es ist wahrscheinlich nicht von Albrecht selbst verfaßt, sondern für ihn von einem unbekannten Verfasser, einem Franken, der aus der Schule des süddeutschen Meistergesanges hervorgegangen ist. Es wird mit zwei anderen, bekannten Liedern für Albrechts Brüder Kasimir und Georg verglichen. 2) Verbesserter Abdruck des in den Neuen Preußischen Provinzialblättern 1861 S. 339 ff. abgedruckten Liedes auf Albrecht, das Schwenke auf Grund weitgehender Uebereinstimmung mit Lazarus Spenglers Schrift „Die Hauptartikel, durch welche gemeine Christenheit bisher verfürt worden ist" diesem als Verfasser zuweist und in das Jahr 1522 (oder 1523) versetzt. — Wiederholt die Resultate eines in Dziatzkos Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten (Heft 8, 1895, S. 64—83) veröffentlichten Aufsatzes über den altpreußischen Buchdruck.

Rühl F., Ein Brief von Friedrich Jacobs an Carl Lehrs. Posen, 25. Februar 1827. Wichtig für die Würdigung der Elegikerausgaben Lachmanns. — Ein Brief von Lobeck an Voß, in welchem sich Lobeck über Creuzers Recension seines Phrynichos äußert, hätte sich hier anschließen sollen, war aber in der Bibliothek des königl. Gymnasiums zu Düsseldorf zur Zeit nicht aufzufinden.

Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Herausgegeben und redigiert von L. Stierböck, Wien. Gilhofer & Ranschburg. Jahrgang 4.

Nr. 6—9. Prisching A., Wiener Stimmen über Literatur, Kunst, Musik und Theater. Mit einem Gesamtregister über die Monate Jänner bis Mai 1895.

Nr. 6—8. Wiener Patrizier. Die Familie Daum. — Fritz M., Die Familie Toldt.

Nr. 6. A. L., Haiderl pupaiderl. Widerlegung einer etymologischen Fabel. Nicht aus dem Griechischen abzuleiten, sondern mundartliche Form des Eia popeia.

Castle E., Grillparzer und Zedlitz (Schluß). Auf die inneren Beziehungen beider wird nicht eingegangen.

Prisching R., Berichtigung und Ergänzung zu dem Aufsatze „Ferdinand Raimunds Verhältnis zur Musik".

Nr. 7. Bermann Moriz, Der Wiener Volksgarten vor fünfzig Jahren. Kurze Zeit vor Bermanns Tod geschrieben.

Bacciocco F. A., Eija popeja, das älteste deutsche Wiegenlied.

Pfalz A., Aus dem „Pantaiding-Buch der Stadt Groß-Enzersdorf am Marchfeld" (17. Jahrhundert).

Nr. 9. Stifter A., Ein Gang durch die Katakomben. Aus dem Buche „Wien und die Wiener" 1845.

C. A., Zu Hebbels Judith.

Prisching R., Zu Franz Grillparzers Tragödie „Sappho". Sucht leise Einflüsse von Wielands Agathon nachzuweisen.

Mareta H., Proben eines Wörterbuchs der österreichischen Volkssprache.

Mitteilungen und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde** 1895 Jahrgang 1.

Nr. 2. Der Deichbaum. (Eine Umfrage.)

Beyhl J., Bastlösereime. Bericht über den Erfolg der Umfrage.

Unser vorläufiger Sammelplan umfaßt III. Glaube und Sage. IV. Sitte und Brauch.

Nr. 3. O.B., Etwas über Mundartforschung in der Schule. Höfler, Der Mond und das Leben auf der Erde. Umfrage. Volksmedicin.

Englert A., Zum Kinderlied. Mehrere Anfragen.

Schriften des Vereins für die Geschichte **Berlins.**

Heft 31. Holtze F., Die Berolinensien des Peter Hafftitz.

Hintze O., Denkschrift [des Geh. Kriegsrats Kunth] über Berliner Manufakturverhältnisse aus dem Jahre 1801.

Clauswitz P., Kritische Uebersicht über die Literatur zur Geschichte Berlins.

Berner E., Denkschrift des Berliner Stadtrats Dracke über die Nachteile der Gewerbefreiheit aus dem Jahre 1818.

Heft 32. Holtze F., Lampert Distelmeier, kurbrandenburgischer Kanzler.

Clauswitz P., Zu einigen, angeblich von Herrn v. Bismark-Schönhausen herrührenden Artikeln der Kreuzzeitung aus dem Jahre 1848.

Brendicke H., Der Berliner Volksdialekt.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte **Berlins.**

Nr. 6. Geiger L., Achim von Arnim als Geschichtsschreiber des Berliner Theaters.

Uebersicht über die Leistungen der Deutschen **Böhmens** auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur im Jahre 1893. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Für uns besonders wertvoll der Abschnitt über deutsche Philologie und über Literatur.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.**

Nebst der literarischen Beilage. Jahrgang 34 Heft 1 und 2.

Weber O., Die Okkupation Prags durch die Franzosen und Bayern 1741—1743. S. 80: Deutsche Verse über das Elend des Kriegsjahres 1742 in Prag.

Rebhann A., Einige der wichtigsten Ereignisse aus Oesterreichs Geschichte des XVIII. Jahrhunderts im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. 25 historische Gedichte aus der Zeit von 1735—1757. Leider hat es der Herausgeber unterlassen, Ditfurths einschlägige Veröffentlichungen und H. M. Richters Aufsatz „Oesterreichische Volksschriften im siebenjährigen Kriege" (Oesterreichische Revue 1866 Heft 6) zu Rate zu ziehen. Er hätte sich sonst überzeugt, daß einige der mitgeteilten Gedichte bloße Abschriften gedruckter Gedichte sind; vgl. z. B. die Ode: „Prag ist entsetzt" bei Richter S. 27.

Hauffen A., Die vier deutschen Volksstämme in Böhmen. Vortrag. Literarische Beilage. Wolkan R., Loesche: Johannes Mathesius. Mit kleinen Nachträgen.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und Preußischen Geschichte Band 8 erste Hälfte.

Donalies H., Der Anteil des Sekretärs Westphalen an den Feldzügen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig (1758—1762). I. Teil, 1758—1759.

Hintze O., Zwei Denkschriften aus dem Jahre 1800 über die Preußische Seidenindustrie.

Immich M., Preußens Vermittelung im Nuntiaturstreit (1787—1789).

Hirsch F., Die Briefe der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg an den Oberpräsidenten Otto von Schwerin. Abdruck einiger neu aufgefundenen und Erklärung der bekannten Briefe.

Friedländer E., Aktenstücke zur Geschichte der Universität Frank-

furt a. O. I. Vom schwarzen Brett. Anschläge des ersten Rektors Conradus Wimpina für die Universitätsmitglieder. — II. Reform der Universität. Verordnung vom 14. September 1542, die eine vollständige Reform der Universität nach erfolgter Visitation dnrch kurfürstliche Delegierte enthält, ein vielumfassendes Schriftstück, das uns ganz neue Kunde von dem studentischen Leben zu Frankfurt a. O. gewährt.

Granier H., Die kronprinzlichen Schulden Friedrichs des Großen. Brief von Gleim an Nicolai, Halberstadt 19. November 1789, aus den Vorarbeiten zu dessen Fortsetzung der „Anekdoten über Friedrich II."

Roeschen A., Zehn Briefe des Feldmarschalls Blücher an den Oberpräsidenten Grafen Konrad Daniel von Blücher-Altona. I—V: 1814, VII—IX: 1815, X: 1819.

Herrmann O., M. Lehmann über Friedrich den Großen und den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Prutz J., Zur Kontroverse über den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Bailleu P., Aus einem Stammbuch der Königin Luise. Eintragungen aus dem Jahre 1803, 1807 und 1809. Eine Stelle aus Pestalozzis „Lienhardt und Gertrud."

Mitteilungen des Vereins für **Chemnitzer** Geschichte Jahrgang 1891/94.

Kirchner, Zwei Chemnitzer Schulordnungen.

Lauckner A., Zur Erinnerung an das Kriegsjahr 1644.

Uhle, Chemnitz im Freiheitskrieg 1813.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu **Eisenberg** Heft 10.

Löbe R., Nachrichten über die ältesten Einkünfte und Rechte der dem Kloster Eisenberg inkorporierten Marienkirche zu Zwickau.

Inhalts-Verzeichnis der Mitteilungen Heft 1 bis 10.

Mitteilungen des Vereins für **Hamburgische** Geschichte 16. Jahrgang 1893/4.

Schrader Th., Ein Aufruf des Rittmeisters Hanfft. 1814.

Wohlwill A., Ein Hamburgischer Auswanderungs- und Kolonialpolitiker am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Eine Flugschrift von Johan Becher aus dem Jahre 1698.

Wohlwill A., Das Urlaubsgesuch Joh. Georg Rists vom 18. Mai 1813.

Walther, C., Bemerkungen zu früheren Aufsätzen in den „Mitteilungen." I. Joh. Christoph Neubert (vgl. Band III, Jahrgang 7, S. 31). II. Hamburger Mützen (vgl. II, 1, 52). III. Zum Namen Störtebeker.

Ehrenberg R., Geschriebene Hamburger Zeitungen im 16. Jahrhundert.

Stieda W., Hamburger Avisen in Mecklenburg. Zur Geschichte des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert.

Hagedorn, Die Anfänge der Hamburgischen Zeitungspresse. (Mit der Nachbildung einer Zeitung [Keyserliche Priviligirte Postzeittung Nr. 12] aus dem Jahre 1639.)

Schrader Th., Hamburger Flugblatt von 1629. Beschreibung der Belagerung von Herzogenbusch durch den Prinzen von Oranien in holländischer Sprache.

Wohlwill A., Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Hamburg und Gustav Adolf 1630—1632.

Heyden W., Stammbuchvers. Eintragung des Hieron. Herm. Guill. Hansinger in das Stammbuch des Arend Heinrich Schultz am 18. Mai 1778.

Jahrbuch der **Hamburgischen** wissenschaftlichen Anstalten 1894 Jahrgang 12.

Wohlwill E., Galilei betreffende Handschriften der Hamburger Stadtbibliothek.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 28 Heft 1.

Jacobs E., Ludwig August Unzer, Dichter und Kunstrichter, geb. zu Wernigerode am 22. November 1748, gestorben zu Ilsenburg am 13. Januar 1774, der Verkündiger des Princips der Geniezeit. Umfangreiche wertvolle Monographie auf Grund des gesamten gedruckten und handschriftlichen Materials. Als Anlage Unzers Briefwechsel mit Göckingk. 20 Briefe aus den Jahren 1771—1773.

Heinemann O. v., Die Zellerfelder Chronik des Magisters Albert Cuppius (1604—1629). Zum ersten Male vollständig herausgegeben. Nach der kürzlich aufgefundenen Wolfenbütteler Handschrift. Ein Anhang enthält die chronikalischen Nachrichten, die in der Berliner Handschrift hinter der Zellerfelder Chronik aus einem Klausthaler Manuskript mitgeteilt werden und sich über die Jahre 1617—1642 erstrecken.

Doebner R., Eine Harzreise im Jahre 1579. Henni Arneken, der Bürgermeister von Hildesheim, besucht die Baumannshöhle und den Brocken.

Jacobs E., Zur geschichtlichen Ortskunde des Brockengebiets.

Jacobs E., Parzival und Parzivalsbreite in der Grafschaft Wernigerode.

Jacobs E., Graf Wolf Ernsts zu Stolberg Reise nach Schweden 1562/63.

Krieg R., Das Alter und der Bestand der Kirchenbücher im Herzogtum Braunschweig.

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum **Hessen** Neue Folge Band 1 Nr. 17.

Anthes, Hessen-Darmstadt nach dem Bericht eines Italieners von 1668.

Mitteilungen des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde zu **Kahla** und Roda Band 5 Heft 1.

Bergner H., Neue Untersuchungen über die Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Amtsbezirk Kahla. Gegen eine Streitschrift von Lehfeld (Berlin 1894).

Fritzsche F. H. M., Das Uhlstädter Gemeindebuch. Angelegt 1684 von Georg Kecke, früherem (1654—1662) Organisten zu Kahla und damaligen Lehrer von Uhlstädt (1662—1694).

Nachrichten über Adeliche aus den Kirchenbüchern der Ephorie Kahla (Fortsetzung). VIII. Stolze F. W., Parochie Niederkrossen.

Löbe E., Ausgestorbene Adels-Familien. Die Mauer. Die Familie v. Welnitz.

Bergner H., Ein Judenhandel in der Stadt Kahla. Nach einer Briefsammlung aus den Jahren 1530—1534.

Neues Lausitzisches Magazin Band 71 Heft 1.

Schulze E., Diarium des Görlitzer Konsul Paul Schneider. Aus den Jahren 1532—1545. Betrifft mit wenigen Ausnahmen interne städtische Angelegenheiten und Ereignisse. Die Einleitung orientiert über Schneiders persönliche und Familienereignisse.

Thürmer E., Sonnewalde zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. I. Allgemeines über Stadt und Herrschaft; erste Zeit des Krieges bis 1620. II. Zeit der sächsischen Besatzung; 1620—24. III. Die Zeit der Durchzüge; 1624—42. IV. Die Zeit der schwedischen Besatzung; 1642—44. V. Zeit der erneuten sächsischen Besatzung; 1644—50.

Korschelt G., Geschichte der Ortsherrschaften von Hörnitz. I. Alt-Hörnitz, II. Neu-Hörnitz.

Helbig J., Friedländer Geschichtsquellen.

Knothe H., Die Oberlausitzer auf Universitäten während des Mittelalters und bis zum Jahre 1550. I. Bologna. II. Prag. III. Leipzig. IV. Wittenberg. V. Frankfurt an der Oder.

Jahrbuch der Gesellschaft für **lothringische** Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 6.

Graf J., Deutsch-lothringische Volkslieder, Reime und Sprüche aus Forbach und Umgegend.

Geschichtsblätter für Stadt und Land **Magdeburg.**

1894 Jahrgang 29. Schütze Th., Die Haupt- oder Amtleute des Schlosses und Amtes Sandau.

Kawerau W., Johann Fritzhans. Biographie und Charakteristik des Magdeburger Franziskaners und späteren lutherischen Geistlichen (gestorben Anfang 1540). Analyse und Würdigung seiner zahlreichen, „frischen und packenden Volksschriften."

Kretschmann C., Magdeburger Schöffensprüche.

Hertel G., Nachrichten über Bottmarsdorf während des dreißigjährigen Krieges.

Dittmar M., Zur Bevölkerungsstatistik des Magdeburgischen Landes im Jahre 1635.

Dittmar M., Die Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631. Offene Antwort an Herrn Professor Dr. Wittich.

Kawerau W., Joachim Greff. Nachträge.

Vereins-Chronik. Sitzung am 15. März 1894. Neubauer hielt unter Benutzung der Aufzeichnungen Dittmars einen Vortrag über die Nachkommen Ottos von Guericke. — Sitzung am 15. November 1894. Hertel, Ueber Kulturgeschichtliches aus der Börde. Die Quelle für diesen Vortrag bildet ein der Pfarre zu Bottmarsdorf bei Wanzleben gehöriges Buch, das in chronikalischer Folge die Geschichte dieses Dorfes seit dem dreißigjährigen Kriege enthält.

Jahrgang 30 Heft 1. Kawerau W., Das literarische Leben Magdeburgs am Anfang des 17. Jahrhunderts. Literarische Persönlichkeiten: Siegfried Sack, Georg und Gabriel Rollenhagen, Balth. Voigt und Andreas Hartmann. Volkstümlicher Zug. Der spekulative Verlagsbuchhändler Johann Francke. Ausführlich behandelt wird die literarische Thätigkeit der Landpfarrer: Johann Sommers Schwank-, Sprichwörter-, Rätsel- und Leberreimsammlungen. Predigt von der Martinsgans. Das Magdeburger Drama: Joach. Lonemanns „Lazarus", Ambrosius Papes „Zwei Spiele vom Laster des Ehebruchs", „Jonas", Joh. Sommers „Aretino und Eugenia", „Cornelius relegatus" (Uebersetzungen), die „Ehebrecherin" (Versificierung des Dramas von Herzog Julius v. Braunschweig). Didactik: A. Pape „Bettel- und Gartteufel", Johann Sommer „Lobschrift auf die Kaufmannschaft", „Recht der Obrigkeit" (Uebersetzung des Encomium ebrietatis).

Hertel G., Ein Kopialbuch der Ulrichskirche zu Magdeburg (1542).

Wittich K., Noch einmal die Zerstörung Magdeburgs.

Wittich K., Zur Politik des Kaisers Maximilian II. und des Kurfürsten von Brandenburg Joachim II.

Hertel G., Französische Requisitionen im Distrikt Calbe (1806).

Dittmar M., Der erste Versuch zur Wiederaufrichtung des magdeburgischen Schöffenstuhls nach dem 10./20. Mai 1631.

Dittmar M., Aktenstücke zur Geschichte der Gegenreformation in Magdeburg.

Schriften des Vereins für **meiningische** Geschichte und Landeskunde Heft 18.

Human A., Die französische Kolonie in Hildburghausen.

Kleemann M., Programm zur Neubearbeitung der Landeskunde des Herzogtums Sachsen-Meiningen.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt **Meißen** Band 4 Heft 1.

Wolf, Die naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis zu Meißen (gegründet 1845).

Loose W., Altmeißner imperativische Familiennamen.

Markus P., Joh. Friedrich Ursinus 1735—96, Lokalhistoriker. Mit Benutzung von Briefen. Verzeichnis seiner gedruckten Werke und der von ihm hinterlassenen Handschriften.

Loose W., das Begängnis des Herzogs Albrecht im Dom zu Meißen (1500).

Loose W., Auszüge aus den Predigten des Meißner Superintendenten Mag. Gregor Strignitz (1548—1603).

Neubauer E., zur Geschichte des Kreuzklosters.

Markus P., Meißen während der Napoleonischen Kriege (Schluß).

Leicht A., zur Geschichte der Meißner Jahrmärkte.

Annalen des Vereins für **Nassauische** Altertumskunde und Geschichtsforschung Band 27.

Florschütz, Karl August Cohausen †.

Otto F., Goethe in Nassau. Nach den Briefen und Tagebüchern zusammengestellt, wonach Goethe in den Jahren 1764, 1765, 1772, 1774, 1793, 1814 und 1815 in Nassau weilte. Mitteilungen über die Personen, mit denen Goethe daselbst verkehrte, Bemerkungen über die Werke, die er da verfaßte. Beigegeben ist ein Plan Wiesbadens 1817 und eine Karte zu den Ausflügen und zur Lahnreise Goethes 1815.

Sauer W., Christian Daniel Vogel. Nassauischer Historiker. Gestorben 1852. Zuerst veröffentlicht im Rheinischen Kurier 1895 Nr. 46. 47. 51.

Vereinsnachrichten. Referat über den Vortrag von Meinardus: „Das politische Testament des Grafen Johannes zu Idstein-Wiesbaden. 1603—77."

Schriften des Vereins für Geschichte der **Neumark** 1894 Heft 2.

Schwartz P., Die Politik des Markgrafen Johann von Küstrin unter dem Einfluß der Astrologie.

Nießen P. van, Die Burg Zantsch und ihre Geschichte, ein Beitrag zur Grenzgeschichte der Neumark.

Schwartz P., Ein Menschenalter im Frieden. Königsberg in der Neumark von 1680—1750.

Verein für Geschichte der Stadt **Nürnberg. Jahresbericht** über das 17. Vereinsjahr 1894.

Vorträge. 8. Februar 1894. Hampe Th., Einige Kapitel aus der Theatergeschichte Nürnbergs. Vor 1667/68. — 20. Dezember 1894. Hampe Th., Ueber Lienhard Nunnenbeck. Ueber die Traumgedichte des Hans Sachs.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt **Nürnberg** Heft 11.

Joachimsen P., Hans Tuchers Buch von den Kaiserangesichten (1487). Beschreibendes, handschriftliches Verzeichnis einer Münzensammlung, verfaßt von Steffan Fridolin. Ausgabe.

Kreß G. Freiherr v., Briefe eines Nürnberger Studenten aus Leipzig und Bologna (1556—60). Der Student ist Chr. Kreß. Er wohnte in Leipzig bei Joach. Camerarius. 55 Briefe.

Hampe Th., Lienhard Nunnenbeck. Vortrag. Bespricht Nunnenbeck als Dichter. Der Naglersche Codex ist nicht von Sachs geschrieben. Nunnenbeck hat nicht bloß geistliche Gedichte. Seine Passionsgedichte durch bildliche Darstellungen beeinflußt. Marienlieder. Dogmatische Streitgedichte. Vernachlässigte Form. Einfluß auf den jungen Hans Sachs.

Kleinere Mitteilungen: Kreß G. Freiherr v., Dr. A. v. Scheurl †; Hofbuchhändler Sigm. Soldan †. — Oelhafen S. v., Instruktion an Sixt Oelhafen, was er im Namen des Kaiser Maximilian I. dem Churfürsten zu Maintz wegen des kaiserlichen Siegels anzeigen soll 1502. — Kreß G. Freiherr v., Ein Nürnberger Stammbuch aus dem 16. Jahrhundert. Besitzer des Stammbuches war der Nürnberger Patrizier Johann Christoph Oelhafen von Schöllenbach, der von 1596—1601 auf auswärtigen Universitäten studierte. Aus dieser Zeit stammen an mehr als neunzig Eintragungen. Philipp Harsdörfer schrieb sich am 7. Januar 1596 zu Vicenza ein, Carolus Pfinzing von Henfenfeld am 8. März 1596 zu Verona und Gabriel Harsdörfer am 12. Mai 1596 zu Peschiera am Gardasee. — Tucher Chr. Freiherr v., Krypten und Geschlechtergrüfte bei St. Sebald.

Oesterreichisches Jahrbuch. Für den österreichischen Volksschriften-Verein herausgegeben und geleitet von Frhrn. v. Helfert Jahrgang 19.

Plazer Marie v., Nicolaus von Jacquin. I. Ein österreichischer Weltreisender. — II. Biographische Notizen. — III. Einer unserer Holländer. Mit Benutzung ungedruckter Papiere.

Helfert J. A. Frhr. v., Graf Leo Thun, k. k. Gubernial-Präsident in Böhmen. Zweiter Abschnitt. Landeschef und National-Comité. 1. Wirre Zustände. 2. Antritt des neuen Landeschefs. 3. Wachsender Unfrieden und Zwiespalt. 4. Wiener Sturm-Petition und Barrikaden. Rückschlag und Gegenstimmung in Prag. 5. Provisorischer Regierungsrat. — Anhang. S. 180 f. Ueber einen politischen Aufsatz K. E. Eberts.

Vereins-Mitteilungen. S. 325 f. Verhandlungen in Betreff der von Baron d'Albon angeregten Schaffung einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus** in **Oesterreich** Jahrgang 16 Heft 2.

Loserth J., Aus der protestantischen Zeit der Steiermark. Stammbuchblätter aus den Jahren 1582—1616. Besitzer war Hans Jacob von Steinach. 86 Eintragungen, meist von Professoren, werden reproduziert.

Scheichl, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation. I. Unterrichtswesen.

Scheuffler, Oesterreichische Exulanten, die Ahnen des deutschen Kaiserhauses.

Schmidt Arthur, Das Evangelium in Gablonz und Umgebung. III. Abschnitt. Der Ausbau der evangelischen Gemeinde in Gablonz und die Ausbreitung des Evangeliums in Nordböhmen. 1. Die evangelische Kirche in Gablonz, 2. Die Diener am Worte Gottes und das innere Leben der Gemeinde.

Oesterreichisch-Ungarische Revue Band 18 Heft 2 und 3.

Bormann W., Franz Nissel.

Herrmann A., Beiträge zur Wetterzauberei in Ungarn.

Illustrierter österreichischer Volkskalender 1896 Jahrgang 52.

Reiterer K., Almleben im Ennsthaler Gebiete.

53. Jahres-Bericht des Museums Francisco-Carolinum. Nebst der 47. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von **Oesterreich ob der Enns.**

Vermehrung der Sammlungen (1. April 1894 bis 31. März 1895). Manuskripte, Autographen. 1. König Chlodwig, Gedicht von Eduard Samhaber in Linz. — 2. Brief des Dr. F. Kortüm, Professors der Geschichte, Bern 13. Dezember 1835.

Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich und Böhmen (1610—11) von Franz Kurz. Aus dessen Nachlaß mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen von A. Czerny. I. Teil. Die Veröffentlichung der vollständig druckfertigen Arbeit wurde durch den Krieg des Jahres 1809 vereitelt.

Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des **Osterlandes** Band 10 Heft 4.

Chronik der Stadt Altenburg von 1814 bis 1820 von Aug. Friedr. Karl Wagner †. Herausgegeben von Geyer. Fortsetzung zu dem von Wagner (1792—1859) im Jahre 1827 herausgegebenen ersten Band einer „Chronik der Herzogl. Residenz- und Hauptstadt Altenburg vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1825."

Löbe, Einige Nachträge zu den Pleißnischen Archidiakonen und Dechanten in Band 7, 508 ff.

Löbe, Ueber eine von dem Altenburgschen Stiftsprobst Johann v. Kitscher an den König Sigismund von Polen in Petrikau 1512 gehaltene Rede.

Löbe, Nachträge zur Geschichte einiger der ausgestorbenen Adelsfamilien des Osterlandes. 1. Die Familie v. Flemingen (6, 331 f.; 7, 143). 2. Die Familie der von der Gahna oder Fahne (6, 336; 7, 279). 3. Die Familie v. Hageneſt (6, 347 ff.; 7, 281). 4. Die Familie v. Kitscher (6, 356 ff.; 7, 145. 285 f.). 5. Die Familie Knut (6, 361; 7, 145. 286). 6. Die Familie v. Kohren (6, 367; 7, 145. 288). 7. Die Familie v. Zschadras (6, 459 ff.; 7, 151. 305). 8. Die Familie v. Dera.

Geyer, Generalsuperintendent Suarinus über Altenburger Zustände im Jahre 1612.

La Revue de Paris 1895 1er juillet.

Maréchal Davoût, Journal historique de la campagne de Prusse.

Monatsblätter der Gesellschaft für **Pommersche** Geschichte und Altertumskunde 1894.

M. W., Aus Ewald Friedrich v. Hertzbergs Schulzeit. Berichte von Professoren des akademischen Gymnasiums zu Stettin.

Deutscher Volkskalender für 1896. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in **Prag.** Redigiert von Julius Lippert. Jahrgang 26.

Hruschka A., Gustav Freytag.

Hauffen A., Das glückhafte Schiff von Zürich 1576.

A. G. Meißner.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in **Prag** über das Jahr 1894.

Fürst R., Hans Sachs. Ein Vortrag, gehalten anläßlich der Feier der Lese- und Redehalle zum 400. Geburtstage des Hans Sachs.

Mitteilungen der **Schlesischen** Gesellschaft für Volkskunde Jahrgang 1895/96 Heft 2.

Nr. 2. Drechsler, Streifzüge durch die schlesische Volkskunde. 1. Jugendbrauch und Jugendspiel.

Vogt F., Der Tod im schlesischen Kinderliede und die Interjektion hunne.

Nr. 3. Bericht über die Feier des Stiftungsfestes. Vogt F., Ueber die Bedeutung und die Fortschritte der deutschen Volkskunde mit besonderer Rücksicht auf Schlesien. — Nehring, Ueber den gegenwärtigen Stand der slavischen Volkskunde, speciell in Schlesien. — Jiriczek, Die Pflege der Volkskunde in germanischen Ländern außer Deutschland (Holland, England, Skandinavien).

Entstehung der Pilze und Morcheln (Volksglaube).

Warnatsch, Der Tod auf der Stange.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum **Schlesiens** Band 29.

Troska F., Die Bewerbung des Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg um den Breslauer Bischofssitz im Jahre 1520 und 1521.

Grünhagen C., Die katholische Kirche in Schlesien am Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

Grünhagen C., Die Breslauer Kaufmannschaft im Kampfe gegen das Merkantilsystem 1786/87.

Konrad P., Die beiden ersten evangelischen Geistlichen des Hospitals zum heiligen Geist in Breslau (1525—1553). Dr. Petrus Nadus (Fontinus) und Franz Hanisch (Gallicianus, gestorben 1553). Nach den Akten.

Bauch G., Hieronymus Gürtler von Wildenberg. Der Begründer der Goldberger Partikularschule. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des deutschen Ostens im XVI. Jahrhundert. Gürtler lebte von 1464 oder 1465 bis 30. September 1558. Der Aufsatz ist besonders wertvoll durch die Analyse von Gürtlers Lehrbüchern.

Wutke K., Der Durchzug der Brandenburgischen Hilfstruppen durch Schlesien. 1663/1664.

Knötel P., Eine schlesische Soldatenbibliothek des 17. Jahrhunderts. In der Lehrerbibliothek des katholischen Gymnasiums zu Glogau befindet sich der größere Teil der Bibliothek des Glogauer Kommandanten Jobst Hilmar Freiherrn von Knigge, der selbst schriftstellerisch, wenigstens als Uebersetzer, thätig war. Der Katalog der Bibliothek ist vorhanden. Kulturhistorisch merkwürdig sind die erhaltenen Bücher durch die verschiedenartigen Eintragungen der Spender oder Besitzer.

Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Bologna. 1453—1500.

Krebs J., Archivalische Funde zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Briefe Karl Hannibals von Dohna und des Herzogs von Sachsen-Lauenburg.

Hoffmann, Zu Johann Christian Günthers zweihundertstem Geburtstage (8. April 1895).

Hoffmann, Aus dem Tagebuche des Glasmeisters Preußler zu Freudenburg (XVIII. Jahrhundert). S. 325 Transparentinschriften von einer Illumination nach dem Fall von Neisse 1741. — S. 330 Poetische Eintragungen mehrerer in seinem Hause einquartierten Offiziere und eigene Verse Preußlers 1745. — S. 334 Zwei Spottgedichte. Ueber die Hofbeamten beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm I. 1713; über die beiden österreichischen Generäle Walis und Neipperg 1740.

Tippel O., Der Urgroßvater des Fürsten Bismarck.

Wachter, Der Namslauer Chronist Joh. Froben. Lebensdaten.

Wutke K., Reisebrief eines Schlesiers aus Straßburg i. E. d. a. 1608.

72. Jahresbericht der **schlesischen** Gesellschaft für vaterländische Kultur. Ergänzungsheft.

Partsch J., Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien.

Zeitschrift der Gesellschaft für **Schleswig**-Holstein-Lauenburgische Geschichte Band 24.

Schubert H. v., Die Entstehung der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche. Vortrag, gehalten auf der theologischen Konferenz zu Kiel.

Steffenhagen E., Eine Verordnung des Herzogs Karl für die Kieler Universitätsbibliothek 1724.

Hedemann P. v., Mitteilungen aus dem Archiv von Deutsch-Nienhof. Nr. 2. Aus der Korrespondenz des dänischen Geh. Rates Christ. Friedr. von Heespen und des russischen Geh. Rates Caspar von Saldern (1752—68).

Jansen K., Zur Lornsenschen Bewegung. Aus Briefen König Christians VIII., des Landgrafen C. v. Hessen, der Minister O. J. v. Moltke und von Mösting, sowie der Deputierten Höpp und Rothe (1830).

Batsch H., Aus dem ersten Seekrieg zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Ein Beitrag zur Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Marine.

Archiv des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde. Neue Folge. Band 25 Heft 2.

Seraphin F. W., Aus den Briefen der Familie v. Heydendorff. (Fortsetzung.) Briefe vom Januar 1785 bis Dezember 1791. Kulturhistorisch außerordentlich interessant. Wichtig für die Verbreitung deutscher Bildung und deutscher Lectüre in jenen Gegenden. Bücher werden sehnlichst erwartet, als kostbarer Schatz gehütet, verliehen, eingefordert. Von den Troppauer, den bewunderten Schraemblischen Nachdrucken, ist viel die Rede. Auch die Karlsruher Ausgabe E. v. Kleists wird erwähnt. — Nr. 234. Versifizierter Glückwunsch Johann Peter v. Heydendorffs an seine Mutter, Clausenburg, 15. Februar 1785. — Nr. 282. 288. 294. 303. 309. 310. Michael v. Heydendorff d. J. an seinen Vater, Mediasch, 2. August, 10. September, 5. November, 18. Dezember, 1. und 10. Mai 1787 über seine Studien. —. Nr. 301. Derselbe an einen Freund, Mediasch, 30. November 1786, Schilderung der Mediascher Schule. Er liest Wielands Werke. — Nr. 311. Pfarrer Daniel Graeser an Michael v. Heydendorff d. Aelt., Sáros, 16. August 1787. Wendet eine Stelle aus Zimmermanns Einsamkeit auf den Adressaten an. — Nr. 322. Joseph v. Heydendorff an seinem Bruder Michael v. Heydendorff d. Aelt., Sáros, 25. Dezember 1787: „Schade, daß der Sároser Pfarrhof mit Ziegeln gedeckt ist, sonst wollte ich der Frau Schwägerin das Favorit-Liedchen ‚Mein kleines Haus — — —‘ hier absingen, denn wie ruhig ist es hier". — Nr. 359. 367. 375. Michael v. Heydendorff d. J. an seinen Vater, Klausenburg, 16. September, 22. November 1789, 7. Februar 1790 über seine Universitäts-Studien. — Nr. 360. 385. 411. Theater in Hermannstadt. — Nr. 362. Ueber die Anrede mit „Du". — Nr. 368. Die Arie „Liebe, Liebe, welche Freuden". — Nr. 369. Die „Litteraturzeitung" kostet 14 fl. . . . . Das Lied des „Wiener Haus-Masters" habe gleichfalls bis dato nicht erhalten können . . . . Bürger. — Nr. 378. Geßner. — Nr. 382. Hermannstadt, Ende März 1790. Bornhausen will auf Pränumeration herausgeben: „Der verunglückte Winter-Supplicant en Chapeau bas." Blumauers „Bittschrift der verwittibten Erzherzogin Austria an ihren neuen Geliebten Leopold II." — Nr. 384. Die Volksschrift „Die Siebenbürger Sachsen" von J. A. Müller. 1790. — Nr. 397. „Meine Briefe, das Damenkalender, einen Teil vom Sonnenfels und das andre von mir geschriebene Buch". — Nr. 404. Lieutenant Johann Peter v. Heydendorff an seinen Bruder 23. August 1790 über seine Bücher: Sonnenfels, Cramers Gedichte, Campes Robinson, Fortis Reise nach Dalmatien, Langbein, Musäus,

Pfeffel u. a. — Nr. 405. Gellert, Jacobi, Kleist, Bürger, Blumauer. — Nr. 413. Campe. — Nr. 418. Lieutenant Johann Peter v. Heydendorff (19. November 1790) liest mit Anhandnehmung der Landkarten Reisebeschreibungen, dann zur Erlernung der Sprache die Briefe des Cicero an seine Freunde in dem Französischen. — Nr. 426. 440. G. Friedrich Krauß aus Tübingen über die Universität. Ein ausgelassener gereimter Neujahrswunsch eines Tübinger Kandidaten J. G. D—r abgedruckt. — Nr. 428. Michael v. Heydendorff d. Aelt. über seine Morgenandacht. — Nr. 430. Geßner. — Nr. 431. Briefe eines Hottentotten über die gesittete Welt. — Nr. 488. Theater in Klausenburg.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde Band 18.

Nr. 5. Schullerus A., Zum Kronstädter lateinisch-deutschen Glossar.

Nr. 6. Schullerus A., Zur Literatur der Hameler Rattenfängersage.

Zeitschrift des Vereins für **thüringische** Geschichte und Altertumskunde. Band 16. Neue Folge Band 8 Heft 3 und 4.

Böhme E., Die weimarischen Dichter von Gesangbuchsliedern und ihre Lieder. Literargeschichtlich dargestellt und beurteilt. Besondere Blüte des Kirchenliedes in Weimar. Joh. Friedrich der Großmütige. Franciskus Burcardus. Johann Walther. Johann Stoll. C. Melissander (Bienemann). Michael Styfel. Martin Rutilius. Joh. Maior. Joh. Gerhard. Joh. Mich. Dilherr. Herzog Wilhelm II. Neumark. E. Chr. Homburg. Basilius Förtsch. Burckard Großmann. Volkmar Happe. Ahasver Fritsch. Adam Drese. Theoderich Schuchard. Joh. Friedr. Helwig. Hartmann Schenck. Laurentius Schenck. Joh. Weißenborn. Joh. Wilh. Baier. Georg Wolfgang Wedel. Samuel Rodigast. Salomo Franck. G. M. Pfefferkorn. Joh. Eusеb. Schmidt. Joh. Ernst Greding. Joh. Burkhard Rösler. Hermann Rösler. Joh. Stemler. Ernst Stockmann. Conrad von der Lage. Joh. Kleffen. Joh. Jacob Lairitz. Chr. H. Zeibich. Joh. Gottfr. Hillinger. Joh. Georg Weber. M. Friedr. Christ. Joh. Friedr. Hirt. J. G. Herder. Joh. Daniel Falk. Joh. Zach. Hügel. Joh. Christ. Töpfer. Friedr. Aug. Koethe. Chr. W. Aug. Hopfensack. Joh. Wilhelm Fink. Dav. Friedr. Schottin. Friedr. Ludwig.

Hertel L., Der Name des Rennsteigs (= Reitweg).

Neumaerker C. H., Drei Erlasse Ernst Augusts, das Kirchen- und Schulwesen Apoldas betreffend. 28. Januar 1734. 5. Dezember 1735. 10. Januar 1736.

Einert E., Ein Streitlied aus der Reformationszeit. („Herr Jesu Christe, Gottes Sohn.")

Geschäftliche Mitteilungen. S. 498: Bericht über einen Vortrag von O. Lorenz über die Kyffhäusersage.

Band 17. Neue Folge Band 9 Heft 1. Richard Adalbert Lipsius. Zwei Gedächtnisreden, gehalten in der Rose zu Jena. 1. Lipsius, Lebensbild von G. Richter. S. 15: Jugendgedichte. — 2. Lipsius, historische Methode. Von F. Nippold. — J. E. August Martin. Ein Gedächtniswort von G. Richter.

Heft 2. Dobenecker O., Uebersicht der neuerdings erschienenen Literatur zur thüringischen Geschichte und Altertumskunde.

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des . . . **Thüringisch-Sächsischen** Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben. Band 19 Heft 1.

Krieg R., Bestand und Alter der Kirchenbücher in der Provinz Sachsen, dem Herzogtum Anhalt und einigen thüringischen Staaten.

Schmidt J., Zur Geschichte des Thüringisch-sächsischen Geschichts- und Altertumsvereins. Entnommen aus dem Aufsatz „Das Museum für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen in Halle a. d. Saale" in Heft I der seit 1894 neu erscheinenden „Mitteilungen des Provinzial-Museums der Provinz Sachsen."

Ungarische Revue 1895.

Heft 3—4. Ráth Z., Volkswirtschaftslehre und Ethik. Vortrag.

Heft 5—7. König J., Helmholtz und die deutsche Gelehrsamkeit der Gegenwart.

Die neueste ungarische Heine-Uebersetzung. Die unter dem Pseudonym Ivanhoe 1894 in Budapest erschienene Uebersetzung von Heines ausgewählten Gedichten rührt von Andor von Sponer her.

Lázár B., Ueber das Fortunatus-Märchen. I. Entstehung der schönen Prosa in der westlichen Literatur. II. und III. siehe Ungarische Revue 13, 334. IV. Ueber das Volksbuch. V. Fortunatus im Volksliede.

Deutsch G, Die aufgehobenen Klöster in Oesterreich-Ungarn.

Wiener Almanach Jahrgang 4.

Paoli Betty, Aufgegeben. Gedicht aus dem Nachlaß.

Byr R., Grillparzers „Unstern." Schildert an der Hand der Selbstbiographie die widrigen Ereignisse seines Lebens. Anekdote aus den 60er Jahren: Der Verfasser hört, bei einem Freunde in Baden zu Besuch, eine Stimme im Nebengemach schelten und fluchen; es ist die Grillparzers, der seiner bösen Laune in Selbstgesprächen Luft macht.

Frankl Ludwig Aug., Glanz und Klang. Macht der Dichtung. Der Magnet. Gedichte aus dem Nachlaß. Emil Horner.

Deutsche Rundschau 1895.

Juni. Stein L., Das Princip der Entwicklung in der Geistesgeschichte. Einleitende Gedanken zu einer Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Renaissance. Vorgelesen in der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Schmidt Erich, Dem Andenken Gustav Freytags. Rede zur Gedächtnisfeier, die am 19. Mai vom Verein „Berliner Presse" im Festsale des Berliner Rathauses veranstaltet wurde.

Friedländer L., Drei ostpreußische Lehrer.

Juli. Suphan B., Das Buch Annette. Unbekannte Jugendgedichte Goethes. Bericht, der Goethe-Gesellschaft in ihrer zehnten Generalversammlung, Weimar den 4. Juni, erstattet. Charakteristik der im Nachlasse des Frl. v. Göchhausen aufgefundenen, von Behrisch geschriebenen Sammlung Goethescher Jugendgedichte, Leipzig 1767. Abdruck der Widmung des Schlußgedichtes und eines Epigramms.

August. Miaskowski A. v., Wilhelm Roscher (1817—1894). Erweiterter Vortrag.

J. R., [J. Rodenberg], Gustav zu Putlitz.

September. Curtius E., Zur Erinnerung an Gustav Hirschfeld.

Billroth Th., Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift. III. Die Entwicklung des Musikalischen zur „Tonkunst."

Lang W., Aus Karl Friedrich Reinhards Leben. Am Bundestag in Frankfurt a. M. (1816—1829).

Oktober. Bailleu P., Heinrich von Sybel. Geboren 2. Dezember 1817 zu Düsseldorf, gestorben 1. August 1895 zu Marburg.

Pfleiderer O., Die Idee des ewigen Friedens. Rede zur Gedenkfeier des 3. August 1895 in der Aula der Königl. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin.

Baechtold J., Neue Briefe von Gottfried Keller. 14 Briefe aus dem dritten Bande der Biographie.

Nord und Süd 1895.

Juni. Hassencamp R., Aus alten Briefen. Die Familie La Roche und ihr Freundeskreis in den Jahren 1760—1780. I. Julie von Bondeli über Rousseau. J. G. Zimmermann. Diakonus Brechler aus Schwaigern. Ueber Wielands Liebesverhältnisse. Pfarrer Merck von Ravensburg über Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit", J. G. Jacobis „Sommerreise", Wielands „Diogenes" und „Beiträge", Herrn von Tux, Hofbeamten des Stuttgarter Hofes. Gräfin Maximiliane Stadion. — C. v. Dalberg an Herrn v. La Roche. — II. Bondeli über Leuchsenring, über Götz und Werther. — Isaak Iselin. Salomon Geßner. Lenz. Gräfin Schall. — Jung-Stilling. Familie Stolberg. Boie.

Juli. Gerhardt Amyntor D. v., Ernst Eckstein, der Dichter. Ein Charakterbild.

Bardeleben K. v., Goethe als Anatom.

Horn F., Des Schriftstellers Ziele.

Oktober. Steinhausen G., „Das gelehrte Frauenzimmer." Ein Essay über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo- und Zopfzeit.

Ruhemann A., Die Sage vom Ewigen Juden in Italien.

Deutsche Revue 1895.

Juni. Gittermann W., Erinnerungen an Lothar Bucher II.

Litzmann B., Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans. Vortrag.

Schlossar A., Hamerling-Erinnerungen. Neue Mitteilungen über den Dichter, nebst ungedruckten Briefen von demselben und von Berühmten seiner Zeitgenossen. K. E. Ebert an Hamerling, Prag, 30. Dezember 1865 über den Ahasver. — Prokesch-Osten an Hamerling, Konstantinopel, 14. Mai 1867 über die 2. Auflage des Ahasver. „Es ist eine gewaltige Arbeit, eine Dantische Schöpfung in Dantischer Sprache." Konstantinopel, 21. Mai 1868 über Hamerlings Festprolog „Je weiter der Weg, den er wandern muß". Auf dem Nil, 23. Januar 1869. Ueber den König von Sion. — Gespräche Schlossars mit Hamerling. — Albumblatt für und Briefe an den Bildhauer Brandstetter. — An einen Wiener Kritiker mit „Sinnen und Minnen", Graz, 4. Januar 1864. — Jugendbrief an einen Kremser Freund, 25. Juni 1846. — Kurze Mitteilung des Freiherrn v. Czedik über seine Berührung mit Hamerling. — Tagebuchblatt 18. März 1853.

Juli—September. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Hans Hugo von Kleist-Retzow. S. 4 Ein Gedicht Bismarcks. Unterredung mit Möring und Wolffson 5. Mai 1880. — von Schalscha. — Freiherr von Huene.

Juli. Gottschall R. v., Glossen zur Aesthetik des Häßlichen.

August. September. Wiedemann Th., Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense. Ungedruckter Briefwechsel. Wichtige Briefe Rankes, aus denen ich nur literarischen Verkehr und literarische Urteile verzeichne. Ranke an Varnhagen, Wien, 21. Oktober 1827. Gentz. F. Schlegel. Frau

Brede. — Varnhagen an Ranke, Berlin, 8. November 1827. — Ranke an Varnhagen, Wien, 9. Dezember 1827. Gentz. Metternich. Brede. Zedlitz, Totentänze. F. Schlegel. Hammer. Ueber Rumohrs Italienische Forschungen, über Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. F. Schlegels Ausspruch darüber. — Varnhagen an Ranke, Berlin, 21. März 1828. Ueber die beiden Schlegel. Stadtschreiber Avenarius in Hameln, „der mit Goethen in Leipzig studiert hatte und ein eifriger Literatus geblieben war". Die Großfürstin Marie über Goethe. — Varnhagen an Ranke, Berlin, 3. Februar 1828. Ueber die „Denkwürdigkeiten des Philosophen Erhard". F. Schlegel. Vergleich der Wiener und Berliner Gelehrten. Ueber H. v. Humboldt und dessen Vorlesungen. Hegel. Leo. Gans. Arnims. Ueber zeitgenössische Historiker. — Ranke an Varnhagen, Wien, 10. März 1828. F. Schlegel. Ueber Zedlitz und seinen Streit mit Wit-Dörring (Literatur dazu in der Anmerkung). — Ranke an Varnhagen, Wien, 8. April 1828. Charakteristik der Bettina v. Arnim. — Ranke an Rahel, Wien, 25. April 1828. Er widerlegt das Gerücht über seinen Uebertritt zum Katholizismus: er gehe mit keinem entschiedenen Katholiken um, der einzige Mensch, an dem er eigentlich Geschmack gefunden, sei Gentz. Ueber H. Leos Recension seiner Erstlingswerke. — Ranke an Varnhagen, Wien, 26. April 1828. Desselben Inhalts. — Ranke an Varnhagen, Wien, 14. Juni 1828. Ueber seine Replik gegen Leo.

August. Kobell Luise v., Friedrich August von Kaulbach.

Aus der Gelehrtenwelt. Von Napoleon bis heute, ein Professorenleben. Mit Benutzung einer Skizze von Geheimrat Professor Dr. Stickel, bearbeitet von P. Holzhausen.

September. J. M. [Jakob Maehly?]. Aus Böcklins Lehrjahren. Nach Mitteilungen eines Freundes.

Reuß E., Liszt und seine Paladine.

Brasch M., Zeitgeist und öffentliche Meinung. Eine volkspsychologische Studie.

Oktober. Poschinger H. v., Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878.

Reinecke C., Erinnerungen an Franz Liszt. Eine Plauderei.

Fitger E., Hat die Politik Einfluß auf die Kunstentwicklung?

Preußische Jahrbücher 1895.

Juli. Conrad H., Hamlet und Robert Essex.

Titus, Mirabeaus kurländisches Projekt.

Besprechungen. Harnack O., Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 3. Band. Mit beherzigenswerten Einwendungen. — Stengel P., Arthur Ludwig, Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs (aus der „Wochenschrift für klassische Philologie" 1895).

August. Aly F., Der Einbruch des Materialismus in die historischen Wissenschaften.

Bernheim E., Die Herrscher der deutschen Kaiserzeit in den ursprünglichen Volksüberlieferungen.

Neue Deutsche Rundschau 1895.

Juni. Homosum, Die Wahrheit über Gustav Freytag?

Juli. Zerbst M., Nietzsches christliche Täuschungen.

Osborn M., Unsere Literaturgeschichte.

September. Kienzl W., Die Revolution. Eine unbekannte Dichtung von Rich. Wagner. Gedichtentwurf Dresden 1879.

Westermanns Illustrierte Deutsche **Monatshefte** 1895.

Juli. Schröder H., Goethe in Göttingen.

Gumprecht O., Jenny-Lind.

Oktober. Hamerling Robert, Ueber die deutsche Venus-Tannhäuser-Sage. Mit Beziehung auf die Dichtung „Venus im Exil." Nachgelassene Arbeit.

Velhagen & Klasings Monatshefte 1895.

Juni. Schumacher Tony, Erinnerungen eines Kindes an Justinus Kerner. Aus dessen letzter Lebenszeit.

Juli. Pantenius Th. H., Gustav Freytag. Mit 7 Illustrationen und einem Faksimile. Brief an L. Tieck, Leipzig, 12. Dezember 1852. Ueberreicht ihm ein Exemplar der Journalisten.

Heimgarten 1895.

Juli. M., Freie Kunst, freie Kritik. Zeit- und unzeitgemäße Gedanken.

Weber H. L., Wie man im Böhmerwalde stirbt.

Oktober. Reiterer K., Volkssprüche in Mundart.

Rosegger P., An Herrn Georg Schönerer in Rosenau. Anregung zu einer billigen Gesamt- oder Volksausgabe von Hamerlings Werken.

Die Gesellschaft Jahrgang 11.

Heft 6. Steiger E., Gustav Freytag.

Heft 10. Steiger E., Friedrich Engels.

Frankhauser K., Schopenhauers Kunstanschauung.

Deutsche Worte 1895 Oktober.

E. P. [Engelbert Pernerstorfer], Friedrich Engels. Ein Wort der Erinnerung und des Protestes.

Das zwanzigste Jahrhundert Jahrgang 5.

Heft 9. Johann Michael Moscherosch.

Heft 10 und 11. Wirth M., Wagner in der Schule?!?

Revue des deux mondes 1895.

1. Juillet, 1. Août, 1. Septembre. Rod E., Essai sur Gœthe.

1. Juillet. Vogué Vicomte E. M. de, Jean Jacques Rousseau et le cosmopolitisme littéraire.

15. Août. Schuré E.. L'individualisme et l'anarchie en littérature. — Frédéric Nietzsche et sa philosophie.

1. Octobre. Brunetière F., Le cosmopolitisme et la littérature nationale.

15. Octobre. Chamberlain H. St., La doctrine artistique de Richard Wagner.

Nuova Antologia Anno XXX. 3. Serie. Vol 59. Fasc. 18.

Zardo A., Augusto Platen e Venezia.

Die Musen. Zwanglose Hefte für Produktion und Kritik. Zweites und drittes Heft. Oktober 1895.

Ueber „Subjektiv" und „Objektiv" in der Poesie. (Auf Grund einer Anregung Strouβbergs aus dem Jahre 1880.)

Haße C., Naturalismus und Décadence. Ein Beitrag zur modernen Literaturfrage.

Deutsche Dichtung.

Band 18 Heft 7 und 10. Band 19 Heft 1. Paul v. Portheim, Die Falle. Erinnerung. Trost. Ungedruckter Nachlaß.

Band 18 Heft 6—8. Gustav Freytag.

Heft 6. Franzos K. E., Briefe an Bauernfeld. Von Graf Dietrichstein, 1. Juli 1847 mit Bauernfelds Randnotiz aus dem Jahre 1887.

Verteidigt sich und seine Theaterleitung gegen Bauernfelds Vorwürfe. Wichtig. — Gedicht von Castelli (1858?). — Von Holtei, 29. Mai 1869.

Heft 9. 11. 12. Gottfried Keller. Nach seinen Briefen und Tagebüchern. (Jakob Bächtold, Gottfried Kellers Leben.) IV. Der Student. V. Der Verfasser des „Grünen Heinrich". VI. Der Herr Staatsschreiber.

Heft 10. Minor J., Zur Geschichte des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland. Bespricht Roberts Drama: Die Macht der Verhältnisse (1819 gedruckt) und dessen wichtige zwei Briefe „über das antike und moderne" und „über das sogenannte bürgerliche Trauerspiel".

Aus der „guten alten Zeit". Brief des Malers Ludwig Schnorr von Carolsfeld an Deinhardstein, 23. Juli 1840, über Erzherzog Johann und den „Oesterreichischen Kunstverein".

Band 19 Heft 1. Aus dem Goethe-Kreise. Briefe von Friedrich Wilhelm Riemer an die Weidmannsche Buchhandlung. 1830 und 1845. Betreffen Goethes Beiträge zum Weidmannschen Musenalmanach und die heimlich betriebene Veröffentlichung des Buches „Briefe von und an Goethe ꝛc." (Leipzig 1846).

Eine Selbstbiographie Ludwig Feuerbachs. Wichtiger Brief, Bruckberg, 23. Juni 1846.

Neue Literarische Blätter. Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Literatur. Herausgegeben von H. Stümcke. Braunschweig, C. A. Schweschke und Sohn. Jahrgang 4 Heft 1.

Stümcke H., Vom deutschen Roman.

Lachmanski H., Kleists Penthesilea.

Schrattenthals Rundschau Jahrgang 2.

Nr. 18—23. Schmidt Marie, Den Manen Gustav Freytags.

Nr. 18. Schmiedt Auguste, Louise Otto Peters („Neue Bahnen").

Nr. 20. 21. 24. Scheufler G., Isolde Kurz. Eine psychologische Skizze.

Nr. 22. 23. Reinhold-Ortmann, Marie v. Borch †.

Nr. 24. Nitschke Anna, Amanda Ullmann. Gedenkblatt für eine frühverstorbene Dichterin. Geboren 21. Juni 1860 in Leisewitz, gestorben 18. März 1895 in Breslau.

Die Aula Jahrgang 1.

Nr. 9. Valentin V., Realismus und Naturalismus (Schluß).

Thode H., Die altkölnische Malerschule in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Schluß).

10/11. Besser L., Philosophie und Naturforschung.

Mielke H., Hermann Sudermann und der moderne Roman.

Nr. 12/13. Kirchner Fr., Die idealistische Weltanschauung.

Nr. 13. Wolff E., Geschäftliche Einflüsse in der Literatur.

Nr. 15/16. Schmidt J., Komik und Humor in der Volkssprache.

Nr. 16. Leitschuh F., Die Form in der Landschaftsmalerei.

Nr. 17. Jacobowski L., Primitive Erzählungskunst.

Nr. 17/18. Jodl Fr., Neuere Versuche der Systembildung in der deutschen Philosophie.

Nr. 20. Eisler R., Experimentelle Psychologie.

Wolff E., Michael Bernays.

Nr. 22. Moos F., Richard Wagner und die Baukunst.

Nr. 23/24. Kirchbach W., Ein Goethebuch und Neues über Goethe. Wolffs Biographie. Ueber Faust, Iphigenie und Tasso.

Nr. 23. Servaes F., Friedrich Nietzsches Geistesnaturell.

Nr. 25/26. Schmidkunz H., Fin-de siècle-Krankheiten und ihre Einwirkung auf Kunst und Dichtung.

Wille B., Wilhelm Ludwig Wekhrlin.

Nr. 25. Moos P., Richard Wagner und die Malerei.

Die Grenzboten 1895.

Nr. 27. 30. 34 und 37. Bartels A., Friedrich Hebbel und Otto Ludwig.

Nr. 28. Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie.

Nr. 34. Gensel J., Anselm von Feuerbach als politischer Schriftsteller.

Nr. 38. Ungewitter W., Nikolaus Becker und sein Rheinlied.

Nr. 40. Kretzschmar H., Sachsen in der Musikgeschichte.

Beiträge zu einer künftigen Anthologie.

Romeo und Julie auf dem Dorfe. Erzählung des der Kellerschen Novelle zu Grunde liegenden Ereignisses aus Bruchstücken einer Predigt darüber nach Pastor Volbedings „Mitteilungen aus der Parochie Schönefeld."

Nr. 41. Seidlitz W. v., Der Dresdner Kongreß.

Nr. 43—45. Heimat und Volkstum. Mit beherzigenswerten Winken für die Literaturgeschichte.

Nr. 46. Jansen G., Robert Schumann und Robena Laidlaw. Eigene Mitteilungen derselben und Briefe von Schumann an diese.

Deutsches Wochenblatt Jahrgang 8.

Nr. 32. Heinrich von Sybel †.

Nr. 35. 36. Wolzogen H. P. Frhr. v., Deutsche, Franzosen, und Wagner!

Die Nation.

Jahrgang 12 Nr. 48. Meyer Alexander, Goethe und die chemische Industrie. Im Anschluß an einen Aufsatz von O. N. Witt in der Zeitschrift „Prometheus" Nr. 272, 12. Juni 1894.

Nr. 49. Widmann J. V., Bouillys „Léonore" und der Text zu Beethovens „Fidelio".

Jahrgang 12 Nr. 52. Jahrgang 13 Nr. 1—3. Hartwig O., Kurhessische Erinnerungen.

Jahrgang 13 Nr. 2. Bunsen G. v., König Friedrich Wilhelm IV. Zum hundertsten Geburtstage.

Das Magazin für **Literatur** Jahrgang 64.

Nr. 23. Meyer R. M., Die neue Nietzsche-Ausgabe.

Nr. 24. Poppenberg F., Die Aesthetik des Epikers. Spielhagens Weimarer Rede.

Nr. 27. Witkowski G., Euphorion. Charakteristik und Würdigung unserer Zeitschrift.

Nr. 28. Lemmermayer F., Ungedruckte Briefe von Friedrich Hebbel. I. An den Wesselburer Kirchspielvogt Voß.

Nr. 40. Poppenberg F., Dichter als Aesthetiker. Ueber Sudermanns und Spielhagens Reden.

Blüthgen V., Julius Lohmeyer und „Die Deutsche Jugend". Ein Gruß zum 6. Oktober 1895. Geboren 6. Oktober 1835.

Literarische Statistik. Wünsche.

Nr. 41. Nekrologe: Julius W. Braun. Gestorben in Halensee bei Berlin, 52 Jahre alt. Sammler der Kritiken über unsere Klassiker. Dichter. — Hjalmar Hjorth Boyesen, gestorben in New-York. — Dr. Walter Robert-tornow.

Nr. 45. Schacht H., Aus Hebbels Jugendtagen. Hebbels erstes gedrucktes Gedicht Sehnsucht aus dem Ditmarser und Eiderstedter Boten 18. Juni 1829. Mitteilungen aus Briefen Hebbels an seinen Jugendfreund Dr. Schacht. Dessen Erinnerungen. Briefe an Hebbel. Wichtig.

Die Gegenwart Band 48.

Nr. 26. Isolani E., Wilhelm Wolfsohn. Mit ungedruckten Gedichten.

Nr. 27. Isarius, Goethetage als Nationalfest.

Karpeles G., Ein Gespräch von Heine und Alexandre Dumas père. Uebersetzung eines Briefes von Heine an Dumas mit des Letzteren Randglossen.

Nr. 28. Brasch M., Das Schopenhauer-Denkmal. Ein kritischer Rückblick.

Nr. 33. 34. Stelter K., Briefe von Gustav Freytag. Aus den Jahren 1885—1888. Freundschaftlich. Wenig Literarisches.

Nr. 33. Röckner H., Heinrich Marschner. Zum 100. Geburtstage des Meisters.

Nr. 35. Sommerlad F., Ein Jünger Schopenhauers. Berichtigung zu Nr. 28. Philipp Mainländer ist das Pseudonym des aus einer christlichen Familie in Offenbach stammenden Philosophen Philipp Batz.

Nr. 36. 37. Brasch M., Goethes Beziehungen zur Philosophie.

Nr. 36. Hartmann E. v., Bemerkungen über Friedrich Nietzsche. Abfällig.

Nr. 37. Schultes C., Der Grundstein zur Meiningerei. Erinnerungen.

Nr. 39. Ehrlich H., Ueber Gesangsrollen-Studium. Mit ungedruckten Briefen von Ludwig Barnay und Otto Devrient.

Nr. 40. 41. Schultes Carl, Aus meinem Zusammenleben mit Gustav Freytag. Auch Erinnerungen an Geibel und Laube. Stammbuchblatt von Geibel: „Aus krystallnem Strudelbecher." Briefe von Freytag, Wiesbaden, 20. März 1877. Für seine Arbeitsweise wichtig. 6. Juli 1882, 26. Juli 1884. Ueber die Journalisten. Ein merkwürdiger Ratschlag Wilbrands an einen italienischen Uebersetzer. 11. September 1883 gegen moderne Festfreude und Zersplitterung.

Nr. 40. Wolff E., Gegen das Schauspiel.

Nr. 41. Poppenberg F., Conrad Ferdinand Meyer. Zum siebzigsten Geburtstag des Dichters. Vortreffliche Charakteristik.

Die Zukunft.

Jahrgang 3 Nr. 36. Mittelstädt O., Georg von Gizycki. Aus persönlichen Erinnerungen.

Nr. 40. Ein Brief an Lothar Bucher. Von Gustav Freytag, Siebleben, 8. September 1866, über die zukünftige politische Gestaltung Sachsens.

Jordan W., In Sachen Spielhagen contra Goethe und Jordan. Streitgedicht.

Nr. 47. Gustav Freytag, Drei Briefe. An Salomon Hirzel. I. Koburg, den 4. Oktober 1860. Launige Schilderung des Koburger Hofes. II. Ligny, 24. August 1870. III. Siebleben, 17. September 1870. Wertvolle Berichte aus der Zeit des Krieges.

Nr. 49. Tille A., Deutsche Literaturgeschichte. Im wesentlichen eine gedankenreiche Besprechung der Jahresberichte. Verlangt neben der Stoffgeschichte auch eine Problem- und Weltanschauungsgeschichte.

Nr. 51. M. H. [M. Harden], Pentheſilea. Kleist.

Nr. 52. Berger W., Eine Geheimschrift von Bacon-Shakespeare. Hier sei nur erwähnt, daß in Bacons Geheimschrift das Wort Honorificabilitudinitatibus (vgl. Euphorion 1, 283) eine wichtige Rolle spielt.

Jahrgang 4 Nr. 1. Ein Pariser Brief Bismarcks. Entwurf eines Berichtes an Manteuffel, Frankfurt, 29. April 1857.

Sombart W., Friedrich Engels.

Nr. 2. Sombart W., Friedrich Engels und der Marxismus.

Nr. 3. Sombart W., Friedrich Engels und die soziale Bewegung.

Nr. 9. M. H., Die Jüdin von Toledo. Grillparzer.

Die Zeit 1895.

Nr. 36. Naumann V., Erinnerungen an Gustav Freytag.

Nr. 37. Menzer P., Schopenhauer in der modernen literaturgeschichtlichen Forschung.

Nr. 49. Ein ungedruckter Brief Moriz von Schwinds an Bauernfeld, München, 8. Mai 1869. Makart. Bauernfelds „Moderne Jugend."

Nr. 50. Bahr H., Laube (zum neunzigsten Geburtstag).

Nr. 51. 52. Schmidt Erich, Aus dem Goethe-Archiv. Abdruck eines für Amerika geschriebenen, im August-Heft der New-Yorker Monatsschrift The Forum mit Kürzungen und Veränderungen erschienenen Artikels. Geschichte des Goethischen Nachlasses. Persönliche Erinnerungen.

Nr. 53—55. Fuchs C., Ein Brief Friedrich Nietzsches über den Vortrag antiker Verse. 6 Thesen, für Fuchs bestimmt, unter der Ueberschrift: „Zur Auseinanderhaltung der antiken Rhythmik (Zeit-Rhythmik) von der barbarischen (Affekt-Rhythmik)."

Nr. 53. Bahr H., Medea. Grillparzer.

Nr. 54. 55. Kanner H., Friedrich Engels.

Nr. 54. Simmel G., Zur Psychologie der Mode.

Neue Revue Jahrgang 6.

Nr. 26. Hallström P., Humor und Satire.

Nr. 28. Bernstein E., Ein ungedruckter Brief Lassalles. An Müller-Tellering, Düsseldorf, 24. Dezember 1849.

Daheim 1895 Nr. 43.

Witte L., A. H. Francke und die Franckeschen Stiftungen.

Ueber Land und Meer.

Band 74 Jahrgang 37 Nr. 50. Schloß Zdislavic, die Heimat der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach.

Das Gustav-Schwab-Denkmal in Friedrichshafen.

Band 75 Jahrgang 37 Nr. 1. Neue Goethebilder.

Deutsches Dichterheim 1895 Nr. 5.

Bienenstein K., Ferdinand Avenarius.

Ostdeutsche Reform Jahrgang 4 Nr. 11.

Die Königsberger Richtung. (Aus der Geschichte der freien religiösen Gemeinde zu Königsberg.)

Deutsch-soziale Blätter Jahrgang 10 Nr. 357. 358.

Der „Dichter" Heine als Börsenspekulant.

Historisch-politische Blätter für das **katholische Deutschland** Band 116.

Heft 1. Preußen und die katholische Frage von 1793—1797.

Heft 2 und 3. F(ranz) B(inder), Erinnerungen an Emilie Ringseis († 4. Februar 1895). Münchener Dichterin religiöser Dramen. Im Hause

ihres Vaters, des berühmten Dr. J. N. Ringseis, verkehrten Cornelius, Brentano, Schubert, Martius, Lasaulx, Phillips, G. Görres.

Heft 3. P. M., Die „Lutherforscher" in Verlegenheit. Johann Aurifaber habe in seiner Ausgabe von Luthers Tischreden (1566) dessen Derbheiten nicht vergröbert, sondern gemildert.

Heft 4 und 5. Paulus N., Matthias Sittardus. Ein kaiserlicher Hofprediger des 16. Jahrhunderts.

Heft 7. Ein Künstlerleben. P. Gabriel Wüger aus der Beuroner Kunstschule.

Godfrid Adolf Volusius, Weihbischof von Mainz 1617—1679.

Emil Horner.

Deutscher Merkur Jahrgang 26 Nr. 35.

Zur Geschichte der Jesuiten im Elsaß.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung 1895.

Nr. 19. Zur 400jährigen Gedenkfeier des Reformators der Siebenbürger Sachsen, Johannes Honterus.

Nr. 28. 29. Ein Leipziger Fakultätsgutachten vom Jahre 1688.

Nr. 36—39. Die Wirkung der Reformation auf das sociale Leben des deutschen Volkes.

Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland 1895.

Nr. 19. Horn, Emanuel Geibel als religiöser Dichter. 3 (Schluß).

Eggeling O., Gerhart Hauptmann.

Nr. 27. 28. Ziegler H., Aufklärung und Romantik im deutschen Vaterlande.

Nr. 28. Gerold Th., Ludwig Horst †.

Nr. 29. Schmidt P. W., Friedrich Nietzsches „Antichrist."

Baumgärtner P., Albert Dulk und sein Christusdrama.

Benzinger J., Paul Baumgärtner †.

Literarisches Centralblatt 1895.

Nr. 29. C. [Creizenach], Weißenfels: Goethe in Sturm und Drang. 1. Band. „Auch müßte man . . . wünschen, daß der Verfasser versucht hätte, ob sich nicht durch energisches Eindringen in unbenutzte Quellen ein neues Licht über manche Partien verbreiten ließe, z. B. über Goethes Berührung mit Herrnhutern und Alchymisten. Auch über die Geschichte von Goethes englischen Studien und über sein Verhältnis zur bildenden Kunst hätte sich gewiß noch manches Neue sagen lassen."

Nr. 30. K. Brdch [K. Burdach], Wolkan: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. Mit Ergänzungen.

Nr. 41. L. F. [L. Fränkel], Neuer Bücherschatz. Vermutet als Besitzer der Sammlung Herrn Dr. Karl Biltz in Berlin.

Deutsche Literaturzeitung 1895.

Nr. 34. Seuffert B., Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 46—50. Textkritische Ergänzungen zu Rosenbaums Ausgabe von Thümmels „Wilhelmine."

Nr. 37. Meyer v. Knonau G., Haffter: Georg Jenatsch. Citiert eine Briefstelle C. F. Meyers über dessen Roman.

Nr. 40. Weilen A. v., Theatergeschichtliche Forschungen Band 9—11. Mit kleinen Ergänzungen.

Nr. 41. Bolte J., Schwering: Die Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Mit Berichtigungen.

Nr. 47. Toischer W., Wolkan: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. Mit Berichtigungen.

Oesterreichisches Literaturblatt 1895.

Nr. 11. Minor, Gerhard: Johann Peter de Memels Lustige Gesellschaft. Wichtige Besprechung mit weiteren Ausblicken.

Nr. 21. Minor, Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Ergänzt das Buch nach der biographischen wie nach literarhistorischer Seite in wesentlichen Punkten.

Revue critique 1895.

Nr. 21. Morel-Fatio A., Farinelli: Grillparzer und Lope de Vega.

Revue politique et littéraire 1895.

Nr. 19. Alberti C., La littérature bourgoise en Allemagne; Gustave Freytag.

Potez H., Les chansons madécasses de Parny. Eine Fälschung, mit welcher Parny 1787 der Liebhaberei für Erzeugnisse der Naturvölker entgegenkam und durch die sich Herder täuschen ließ.

C. S., Les amis de jeunesse de Guillaume de Humboldt.

Oesterreichische Badezeitung 1895.

Nr. 14. Brudniok K., Unveröffentlichte Briefe Alexander v. Humbolds. Adressat ist Dr. Ghillany in Nürnberg, später in München. Interessant ist Brief I. Humboldt beschwert sich darüber, daß Ghillany unter seinen (Humboldts) Ordensauszeichnungen auch einen bayerischen angeführt habe; dies sei ihm, der zu bescheiden sei, auch nur den „Dr." vor das A. v. H. zu setzen, peinlich; denn nie habe er einen bayerischen Orden erhalten. Oder sollte er ihm während seiner Abwesenheit verliehen worden sein? Rudolf Fürst.

Das Volk Beilage 3. März 1895.

Soldatensprache.

Frei Deutschland 4. Mai 1895.

Pfister-Schwaighusen H. v., Niederdeutsch und Hochdeutsch.

Steirische Alpenpost Jahrgang 11 Nr. 37. 39.

Arnold R., Deutsche Dialekt-Dichtung im Westen und Osten.

National-Zeitung (Berlin) 3. März 1895.

Gillhoff J., Die Tiernamen im Volksmunde.

Tägliche Rundschau (Berlin) 27. und 28. Februar 1895.

Gillhoff J., Den leiwen Gott sin Dummerjahn.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung (Berlin)** 1895 Nr. 23. 24.

Rötteken H., Die romantische Poesie in Deutschland.

Braunschweigisches Magazin. Beilage zu den Braunschweigischen Anzeigen 1895.

Nr. 3. 4. Schüddekopf C., Johann Arnold Ebert und der Braunschweigische Hof. Auf Grund ungedruckter Briefe wird geschildert, wie es Ebert verstanden habe, sein Fürstenhaus für deutsche Literatur, für Ramler, Klopstock, Lessing, Knebel, Matthisson zu interessieren. Neue Mitteilungen über Lessings Berufung nach Wolfenbüttel. Wiederholung des Euphorion 2, 633 abgedruckten Briefes. Könnte man nicht die Briefe der Braunschweiger Dichter sammeln und in Auswahl gedruckt vorlegen?

Frankfurter Zeitung 1895 Nr. 233.

A. Hammerer, Ein Volksheiligtum im Rheingau. Epilog zum Rochusfeste.

Kamenzer Wochenschrift 20. Juni 1895 Nr. 49.

Distel Th., Vielleicht auch einer zu „Lessings Ringen". Distel erwarb 1874 in Leipzig einen silbernen Ring mit der Gravierung Jesus und G. E. L. 1743, den er für Lessings Konfirmationsring hält.

Wissenschaftliche Beilage der **Leipziger Zeitung** 1895.

Nr. 67. 82. 95. 113. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen. 15. Rom und römisches Leben.

Nr. 70. Albrecht G., Eine seltsame Trauung. Ein interessanter Kriminalprozeß aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Nr. 71. Aus der Geschichte der Nord- und Ostsee und ihrer Namen.

Goehrlich K., Der Teufelsname in der organischen Natur.

Nr. 97. Harzen-Müller A. N., Schattenlos.

Albrecht G., Hausaberglauben.

Nr. 99. Fränkel L., Eine typische Frauengestalt der deutschen Romantik.

Nr. 100. Das Reisen im Lichte der Sprache.

Nr. 102. Fränkel L., Erinnerungen an das „Rheinlied".

Nr. 105. Bräß M., Die Wünschelrute.

Nr. 110. Sohnrey H., Spinnstuben und anderes Volkstum.

Nr. 114. Der Bart und seine Geschichte.

Nr. 118. Aus dem Leben eines deutschen Gelehrten des 16. Jahrhunderts.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München)** 1895.

Nr. 150. Vom schwäbischen Schillerverein.

Nr. 154. Ludwig I. von Bayern auf der Universität Göttingen 1803—1804.

Nr. 163. Stieve F., Andreas Althamer.

Nr. 164/65. His W., Karl Ludwig und Karl Thiersch.

Nr. 167. Wunderlich H., Oskar Erdmann.

Nr. 178. Düntzer H., Neuentdeckte Briefentwürfe Goethes an Schiller.

Nr. 179/80. Loening E., Rudolf v. Gneist.

Nr. 188. Wilhelm G., Ein Anfang Hauffs in der Novelle.

Nr. 195. Geiger L., Heinrich Voß über Schiller und Goethe.

Nr. 196. Werner K., Eine Neuausgabe von Franz Stelzhamers Werken.

Nr. 200. Schurtz H., Volkssage und Volkslied.

Nr. 207/209. Sadger J., Nicolaus Lenau.

Nr. 208. Elverfeld H., Ein Aufruf „An das deutsche Volk" aus dem Jahre 1813. Wird Arndt zugeschrieben.

Nr. 210. L. G. [Ludwig Geiger], Randbemerkungen zu Goedekes „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Stellt nach allgemeineren Betrachtungen die Kapitel über Armin, Brentano ꝛc. in der alten und neuen Auflage gegenüber, verlangt Zurückdrängung subjektiver Meinungen der Bearbeiter und liefert kleine Nachträge zu diesen Abschnitten.

Nr. 212. Kawerau W., Ein Kapitel aus der Geschichte der Mode.

Nr. 214. Schultheiß F. G., Berichtigung zum Aufruf von 1813. Er rührt von Jahn her und steht in dessen Werken.

Nr. 216. Achelis Th., A. H. Post.

Nr. 224. Mayer F. A., Auf Goethes Schweizer Wanderpfad im Jahre 1797. Nebst Glossen über Fußreisen heutzutage und ehedem.

Nr. 228/229. Sander F., Gerhard Mercator und sein Atlas (1595.)

Nr. 229. Rupprecht Ch., Praktische Wünsche zur Bücherherstellung.

Nr. 235. Beetschen A., Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer. Zu des Dichters 70. Geburtstag 11. Oktober 1895.

Nr. 245. Groß H., Ein Augsburger Philosoph. Jakob Brucker 1696—1770.

Bohemia (Prag) 1895.

16. Juli. Beilage H. T. [H. Teweles], Linguistische Plaudereien.

15. September. Hf. [A. Freund], Das Seume-Denkmal in Teplitz.

17. September. Beilage. Hf., Die Enthüllung des Seume-Denkmals in Teplitz. Auszug aus A. Sauers Festrede.

Deutsches Abendblatt (Prag) 24. Oktober 1895.

Eine Blüte auf Karl Egon Eberts Grab. Ein ungedrucktes Gedicht Eberts: „Johannas Fehler", Donaueschingen Juni 1832.

Tetschen-Bodenbacher Zeitung 28. September 1895.

Lorenz F., Ueber das Sonett. Ein Beitrag zur Geschichte der Poetik.

Thüringer Zeitung 21. Februar 1895.

Kunje F., Mutterseelenallein.

Wiener Abendpost 1895 Nr. 188.

Schlossar A., Lenau und Reinbecks. Ungedruckte Briefe des Dichters.

Wiener Extrablatt 1895.

22. Juni Nr. 169. Richard Genée, Unveröffentlichte Epigramme.

23. Juni Nr. 170. Jgn. Friedr. Castelli. Mit ungedruckten Bauern-g'stanzeln.

26. Juni Nr. 173. Castellis Leiche.

Fremdenblatt (Wien) 1895. Nr. 105. Abendblatt.

Vincenz Rich. Webers „Spartakus". Erste Aufführung im Hofburgtheater am 17. April 1845.

Neues Wiener Journal 9. August 1895.

Hirschfeld L., Aus Bauernfelds Jugend. (Ungedruckte Tagebuchblätter.) Aus seinem 17., 18. und 20. Lebensjahre.

Presse (Wien) 24. April 1895. Nr. 111.

Hörmann L. v., Die Erdbeben im Volksglauben.

Neue Freie Presse (Wien) 1895.

26. April. Abendblatt. Ein Spruch Gustav Freytags. Aus dem Künstleralbum der Damen Zürichs.

2. Juni. Briefe von Gustav Freytag. An einen Redakteur der Neuen Freien Presse. 15. Juni 1889; 3. und 25. Oktober 1889 über seine Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone"; 30. Dezember 1893.

18. und 19. Juni. Brandes G., Eine Doppelanlage in dem Wesen Goethes.

21. Juni. Necker M., Betty Paoli.

29. Juni. Brandes G., Goethe und Marianne v. Willemer.

29. September. Sudermann H., Literarische Wandlungen in Deutschland. Vortrag, gehalten auf dem Literarischen Kongreß in Dresden.

Reichspost (Wien) 16. Juli 1895.

Eine Wallfahrt nach Maria-Zell vor 203 Jahren (27. August 1692). Nach einer gleichzeitigen lateinischen Handschrift im Archive des Stiftes Heiligenkreuz.

Montags-Revue (Wien) 1895.

Nr. 15. 22. Beer R., Unveröffentlichte Briefe Eckermanns (2. und 3. Folge). Zwei undatierte; drei aus dem Jahre 1828.

Nr. 24—26. Zahn, Martin Zeiller.

Ostdeutsche Rundschau (Wien) 1895.

13. und 15. Juni Nr. 160. 162. Ricek-Gerolding L. G., Die Linde im deutschen Gemüt und Lied.

18. und 27. Juni Nr. 165 und 174. K[arl] P[tak], Zur Geschichte des Schwankes.

19. Juni Nr. 166. Haller K., Franz Stelzhammer.

11. 18. und 31. Juli Nr. 187. 194. 207. Fr. K., Die tierischen Unholde in der Sage des deutschen Alpenvolkes.

Wiener Tagblatt 1895.

28. Mai Nr. 145. R-r., Das Haus „zum goldenen Engel." Wohnhaus des Dichters Christof von Schallerberg † 1597.

22. Juni Nr. 169. R. K., Ein Alt-Wiener Dichter. Ein Brief L. A. Frankls an Castelli. Undatiert.

Deutsches Volksblatt (Wien) 1895.

4. Juli Nr. 2333. Dombrowsky E. v., Stifters Studien und und ihre Frauengestalten.

Wiener Allgemeine Zeitung 1895.

31. Mai Nr. 5172. Grillparzers „Sappho" und „Goldenes Vließ" in russischer Sprache.

Deutsche Zeitung (Wien) 1895.

28. Mai. M., Thaler: Gedichte von Sauter. Nachweis, daß eine Anzahl der Gedichte bereits publiciert war.

26. Juli Nr. 8465. Barmeister W., Ein deutscher Volkssänger aus den Jahren 1870/71. Eine Erinnerung an den Komponisten Ludolf Waldmann.

Le Correspondant 25 juin 1895.

Lecanuet, La jeunesse de Montalembert; l'Allemagne catholique en 1834. Auszüge aus dem Briefwechsel von Lamennais und Montalembert. Für Deutschland wichtig.

Egyetemes philologiai közlöny. (Allgemeine philologische Zeitschrift.) Unter Mitwirkung von G. Heinrich und E. Thewrewk de Ponor, herausgegeben von Géza Némethy und Gideon Petz. Erscheint in ungarischer Sprache im Auftrage der Philologischen Gesellschaft zu Budapest und mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Jährlich 10 Hefte, das Heft zu 5—6 Bogen. Die Zeitschrift bringt Abhandlungen, Recensionen, kleinere Notizen und bibliographische Zusammenstellungen aus dem Gebiete der klassischen Philologie, wie der modernen Sprachen und Literaturen. Der modern-philologische Teil berücksichtigt in erster Reihe das Ungarische, dann die deutsche, französische, englische und andere Sprachen und Literaturen.

XIX. Jahrgang (1895), 1. Heft (Januar). Wilh. Lehr, Alexandriner und Zrinyi-Vers. Handelt von der Geschichte des französischen und deutschen Alexandriners; konstatiert dann, daß der Alexandriner nach deutschen Mustern auch in die ungarische Literatur eingeführt worden sei: der ungarische Dichter Gr. Gideon Ráday wandte ihn zuerst (1735), wohl unter Gellerts Einflusse, an. Von diesem Verse ist streng zu scheiden der Zwölfsilbler der ungarischen Volksdichtung, der auch in der Kunstpoesie weite Verbreitung gefunden und der nach dem Dichter Nikolaus Zrinyi (1616—1664) am passendsten „Zrinyi-Vers" genannt werden kann. — Mich. Maurer handelt von den poetischen Vergleichen und Gleichnissen, die der ungarische Dichter Stefan Gyöngyösi (1620—1704) unter dem Einflusse Ovids in seinen Dichtungen angewendet hat. — Recensionen: Hausknecht, The English Student, recensiert von Béla Schack. — E. Binder, Néhány Mátyás királyról szóló trufánk s rokonaik (im Programm der Staatsoberrealschule zu Kronstadt, 1894), recensiert von Gideon Petz (Binder weist in seiner Abhandlung nach, daß viele von den Schwänken und Facetien, die sich an den Namen des Königs Mathias Corvinus knüpfen,

fremden Ursprungs sind). — Vermischtes: Neuere Literatur über Körners Zrinyi.

2. Heft (Februar). Simon Bauer, Zur Erläuterung von Schillers „Bürgschaft". Sucht die „Hindernisse" des Möros in ein Schema zu bringen: „Die Feinde des Menschen, die er in all seinen ernsten Bestrebungen zu bekämpfen hat, sind: I. Aeußere. 1. Die Natur, 2. die Gesellschaft; II. Innere. 1. Unser physischer Organismus, 2. unser moralisches Wesen." — Eduard Reményi stellt die Beschreibungen in den Epen Miltons zusammen, bespricht sie im Hinblick auf die im Laokoon aufgestellten Gesetze und bekämpft Lessings Meinung, daß „die Blindheit des Milton auf seine Art zu schildern und sichtliche Gegenstände zu beschreiben einen Einfluß gehabt hat," indem er darauf hinweist, daß auch Miltons Dichtergenossen (Thomson, Pope) jene „geflissentliche Ausmalung sichtbarer Gegenstände" liebten und daß auch jene Werke Miltons, die vor seiner Erblindung geschrieben sind, dieselben Eigentümlichkeiten aufweisen. — Recensionen: C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778; K. Müller-Fraureuth, Der Ritter- und Räuberroman, recensiert von Gustav Heinrich. — Vermischtes. Referate über F. Riedl, Schillers Wallenstein als tragischer Charakter; R. Heinzel, Wolframs Parzival; Fränkel, Shakespeare und das Tagelied.

3. Heft (März). E. Reményi, Beschreibungen in den Epen Miltons (Schluß-Artikel). — Recensionen: K. Szakal, A Faust-monda keletkezése és legrégibb prózai feldolgozásai (Die Entstehung und die ältesten Prosabearbeitungen der Faustsage, Programm des ref. Obergymnasiums zu Pápa), recensiert von Gustav Heinrich.

4. Heft (April). Gustav Heinrich handelt über Grillparzers Drama „Ein treuer Diener seines Herrn", bespricht die Haltung des Kaisers Franz dem Grillparzerschen Drama gegenüber und teilt die Ergebnisse der Forschungen August Sauers (Grillparzer-Jahrbuch III) mit. — Recensionen: Goethe, Torquato Tasso, herausgegeben von Dr. V. Demek (für ungarische Schulen bestimmte Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen), recensiert von Paul Timár. — V. Hehn, Ueber Goethes Hermann und Dorothea, recensiert von Isidor Heller. — Vermischtes: Referate über die Vita Karoli Magni ed. Rauscher; Notiz über Karoline Günderode.

5. Heft (Mai). Anton Czeczkó über zwei Schuldramen des ungarischen Dichters Christoph Simai (1742—1833) und über ihre Quellen (Plautus). — Recensionen: A. Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn (München 1894), recensiert von Gustav Heinrich; E. Koschwitz, Les parlers Parisiens (Paris 1893), recensiert von J. Balassa; Fr. van Hoffs, Der ungarische Volksdichter Alexander Petöfi (Leipzig 1895), recensiert von Adolf Havas; E. Cserny, Goethe mint regényköltö (Goethe als Romandichter, Programm des katholischen Gymnasiums zu Gyöngyös 1894), recensiert von J. Schneeberger. — Vermischtes: Referat über J. Spengler, Martinus Bohemus, über Mogks Abhandlung: Die älteste Wanderung der deutschen Heldensage nach dem Norden (Forschungen zur deutschen Philologie 1894) und über Mörikes Briefe, herausgegeben von K. Krauß.

6./7. Heft (Juni und Juli). Josef Felsmann handelt von der „Legende des heiligen Georg von Ungarn", die sich in einer deutschen Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts (im Besitze des Nationalmuseums zu Budapest) aufgezeichnet findet. Der ungarische Ritter Georg, im Jahre 1329 geboren, zieht mit König Ludwig nach Neapel, wird der Befehlshaber Apuliens, begeht viele Grausamkeiten, unternimmt eine Bußfahrt, kommt auf dieser zur Höhle des hl. Patrik in Irland, steigt dort in die Unterwelt hinab, wird von

seinen Sünden gereinigt und beschließt sein Leben im Kloster. — Recensionen: V. Demek, Német olvasókönyv a német irodalomtörténet vázlatán belül (Deutsches Lesebuch mit einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte), recensiert von Gideon Petz; — Italo Pizzi, Storia della poesia persiana, recensiert von Alexander Kégl. — Bibliographische Zusammenstellung sämtlicher Erscheinungen der ungarischen philologischen Literatur des Jahres 1894 von A. Hellebrant.

8. Heft (Oktober). Wilh. Lehr liefert einen Beitrag zur Literatur der Sage vom Ewigen Juden. Lehr hat in der Bibliothek des Preßburger evangelischen Lyceums ein Exemplar der ersten Auflage der Dissertation des stud. theol. et phil. Martin Schmied „De Judaeo Non-Mortali“ aus dem Jahre 1689 gefunden; in Deutschland gibt es nur spätere Ausgaben dieser Schrift (ein zweites Exemplar der ersten Auflage findet sich in der Pariser Nationalbibliothek). Da Schmied all jene Schriftsteller namhaft macht, die sich vor ihm (bis auf Joh. Hadeck 1681) mit dem Gegenstande befaßten, so hat die Dissertation besonderen literarhistorischen Wert. — Recensionen. S. Székely, A középkori franczia végjáték különös tekintettel a „Farce Patelin“-re (Das französische Lustspiel des Mittelalters mit besonderer Rücksicht auf die „Farce Patelin“, Programm der Staatsoberrealschule zu Arad 1894), recensiert von G. Moravcsik. — Vermischtes: Referat über die im Göchhausenschen Nachlasse aufgefundene erste Liedersammlung Goethes. — Notiz über Andr. Friedr. Halszky, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Lehrstuhl der deutschen Sprache und Literatur an der Pester Universität innegehabt hat. In seiner Antrittsrede (1792) preist Halszky die deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur; als Dichter ersten Ranges nennt er Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller und Willamov, — Goethe wird merkwürdigerweise nicht erwähnt.

Gideon Petz.

---

2. Bücher.[1])

Literaturgeschichte. Bibliographie. Poetik. Sammelwerke.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 14. Heft [VI. Band, Bogen 1—7]. Dresden, Ehlermann. 2.50 *M.*

Im ersten Heft dieser Zeitschrift habe ich die Vorzüge und Schwächen der neuen Auflage des Grundrisses ausführlich dargelegt. Bei der fortgesetzten Benutzung des fünften Bandes hatte ich oft Gelegenheit, die damals gemachten Ausstellungen stets vom Neuen bestätigt zu finden. Ein Beispiel für viele. Aus äußeren Gründen veranlaßt, mich rasch über Seumes Leben und Werke zu orientieren, nahm ich Goedeke 5, 419 zum Ausgangspunkt. Ein neueres Buch über Seume steht dort nicht verzeichnet und doch führt sogar die fünfte Auflage Kobersteins die kleine Schrift von W. Buchner: „Seume. Ein Lebensbild“ (Lahr 1870) an. Weder der Aufsatz von Ph. Kohlmann „Seumes Aufenthalt in Emden“ in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 10, 104 ff., noch die diesem Aufsatze zu Grunde liegenden Artikel in der Ostfriesischen Zeitung 1863 und im Ostfriesischen Monatsblatt 1873 sind notiert, ja nicht einmal auf Band 4 des Grundrisses, wo S. 191 die Briefe Wielands an

1) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1895 zu ergänzen.

Seume registriert sind, und auf Goedeke, Deutsche Dichtung 2, 225, wo Seumes erstes gedrucktes Gedicht „Der Richter und der Bauer" aus dem Vossischen Musenalmanach für 1787 wiederholt ist, wird verwiesen. Was Wunder, daß der Brief an Tiedge (Falkenstein 2, 135), daß das merkwürdige Schreiben an Gottfried Hermann (Köchly, Gottfried Hermann, Heidelberg 1874 S. 164 f.), fehlt, da doch in Band 4 mit den ganzen Beziehungen Goethes zu Gottfried Hermann auch sein letzter Brief an diesen (Köchly S. 227 f.) nicht erwähnt ist. Und doch hätte man hier auch noch erfahren sollen, ob in Archenholz' Archiv für Literatur und Völkerkunde wirklich der erste Bericht über Seumes Amerikafahrt steht und was die „Minerva" von 1812 über ihn enthält. — Es freut mich nun dem gegenüber feststellen zu können, daß der Anfang des sechsten Bandes mit Hilfe ausgezeichneter und mitten in den Dingen stehender Fachmänner dem Grundriß den alten Ruhm wieder zu gewinnen wohl geeignet ist. Die Bearbeiter der elf Paragraphen (112 Seiten = 55 Seiten der ersten Auflage) sind nicht genannt. Der zweifellos beste darunter, § 286, über Brentano und Achim von Arnim, dürfte wohl von R. Steig herrühren. Mit minutiöser Detailkenntnis sind hier alle, auch die kleinsten Arbeiten verzeichnet und mit Recht ist der ganze Familienkreis bis auf Bettinens hochbegabte Kinder miteinbezogen. Bei Gisela Grimm wäre vielleicht ein Hinweis auf Gottfried Kellers jüngst bekannt gewordenes Lob ihrer Dramen ersprießlich gewesen. Für Brentano hätte ich noch auf Springer, Dahlmann 1, 277 und auf Riehl, Kulturhistorische Charakterköpfe S. 133 verwiesen, wo über Emilie Linder gehandelt ist. Von Arnims „Halle und Jerusalem" gibt es einen Neudruck in der „Volksbibliothek" von R. Bergner, Leipzig, Bruckner Heft 3. Auch die Paragraphen über die Schlegel, über Tieck und Novalis scheinen mir musterhaft gearbeitet zu sein. Besonders erfreulich ist es, daß nun von den wichtigen Zeitschriften, dem Athenäum, dem Deutschen Museum, der Concordia, sowie später vom Phöbus und Prometheus genaue Inhaltsangaben mitgeteilt sind. Bei Friedrich Schlegel ist die Einzelausgabe der „Philosophischen Vorlesungen insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes" Wien 1830 übersehen. Die Uebersetzungen seiner Vorlesungen, die italienische derjenigen über Geschichte der alten und neueren Literatur von F. Ambrosoli (2. Auflage Mailand 1857) wie die englische derjenigen über Philosophie der Geschichte von J. Burton Robertson (London 1859) hätten wohl Erwähnung verdient. S. 27, 43) ist der Name Silbert in „Sibot" entstellt. Bei Tieck wäre nachzutragen der Aufsatz: Zur Würdigung Ludwig Tiecks in H. Th. Rötschers Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen (Leipzig 1859), eine Recension des Buches von Köpke. Unangenehmer aber ist, daß bei Novalis Hayms wichtige Recension der „Nachlese" (Preußische Jahrbücher 31, 56), auf die ich schon Euphorion 2, 159 aufmerksam gemacht habe, und Minors Kritik der Wörnerschen Dissertation (Deutsche Literaturzeitung 1888 Nr. 12) übergangen ist, die auch J. Bing zu seinem Nachteil unbekannt blieb. — Mehr Ergänzungen ergeben sich zu § 287: Zacharias Werner. Zunächst ist die Literatur über ihn ausgedehnter als der Bearbeiter ahnen läßt, besonders über seine spätere Lebenszeit ist in österreichischen Zeitschriften und Memoirenwerken manches zu finden, was teilweise bei Wurzbach verzeichnet steht, den der Bearbeiter zwar citiert aber sonderbarer Weise nicht benutzt hat. Ich erwähne nur, was auch bei Wurzbach fehlt: Die Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler 3, 64; J. Schnellers Artikel im Hesperus 1819: „Zacharias Werner zu Maria Trost in Steyermark" und „Zacharias Werner bei den Ursulinerinnen zu Wien" (wieder abgedruckt in Schnellers hinterlassenen Werken 3, 119 ff.) mit den anschaulichsten Schilderungen

seiner Predigtweise; Werner antwortete darauf in der Vorrede zur „Mutter der Makkabäer", vgl. Schnellers Werke 1, 110 ff.; Veiths Nekrolog in Passys Oelzweigen Jahrgang 5 Wien 1823 Stück 15 S. 56—64 nach Loewe, Veith S. 61; Hurter, Ausflug nach Wien und Preßburg im Sommer 1839 S. 150 ff. Auch in Alfred Meißners auf Aufzeichnungen seines Vaters beruhendem Roman „Norbert Norton" wird Werner S. 18 und sonst geschildert, wenn auch vielfach aufgeputzt und zugestutzt. — Auch die Briefe waren nach Wurzbach zu ergänzen. Außerdem ein Brief an Dalberg bei Sebastian Brunner, Clemens Maria Hofbauer und seine Zeit; an Peguilhen in Gubitz „Erlebnissen" 1, 217 ff. — Zu den Gedichten außer Wurzbach noch F. Poppenberg in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 312. Von dem im Anhang zu Brunners Buch abgedruckten Lied auf den Erzbischof Graf von Hohenwart gibt es einen Einzeldruck: „Lied, zum Gedächtnisse des Hochwürdigsten, Hochseligen Herrn, Sigismund Anton, aus dem Hause der Grafen von Hohenwart in Gerlachstein, Fürst-Erzbischof zu Wien ꝛc. ꝛc. Im Namen seiner Getreuen gedichtet von Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Wien, 1820. Gedruckt bei J. B. Wallishausser." 8 S. 8°. — Ueber den zweiten Teil vom „Kreuz an der Ostsee" ist zu vgl. Kuh, Hebbel 2, 730 f. — Beim „vierundzwanzigsten Februar" fehlt der Hinweis auf Goethes Gespräche 2, 307 f. — Vom sechsbändigen Wiener Nachdruck des „Theaters" scheinen mehrere Ausgaben zu existieren. Mein Exemplar trägt durchwegs die Jahreszahl 1816. — Von der Tragödie „Die Mutter der Makkabäer" erschienen Bruchstücke zuerst im „Conversationsblatt" 1819 Nr. 45. 46, nachdem in Nr. 42 die Vollendung des Werkes angezeigt war; 1820 Nr. 19 wird die Ausgabe angekündigt. Gräffers und Hebenstreits Urteile darüber ebenda Nr. 28 und 31 schon bei Wurzbach erwähnt. Dieser Paragraph wird also in einer künftigen Auflage einer gänzlichen Neubearbeitung zu unterziehen sein. — Bei Heinrich von Kleist § 288 wäre eine größere Ausführlichkeit wohl am Platze gewesen. Nur ungern vermißt man das Verzeichnis der Adressaten, das leicht herzustellen gewesen wäre. Die englische Biographie (Lloyd und Newton, Prussia's representative man, London 1875), welche sogar Scherer in den Anmerkungen zur Literaturgeschichte erwähnt, durfte hier nicht fehlen. — Von Heinrich v. Collin stehen zwei Briefe an Ziegler in Lemberts „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde" auf 1822. Briefe an ihn „Aus dem Nachlasse Fr. v. Gentz" 1, 18—31; auch mußte Kleist als sein Korrespondent genannt werden. Ferner war Schnellers Aufsatz „Collin und Hormayr" Werke 3, 139 ff. und Grillparzers Satire: Epistolae virorum obscurorum, Werke 5, 13, 143 zu erwähnen. Wären hier und bei H. v. Kleist wie sonst im alten dritten Bande des Grundrisses die Recensionen mehr herangezogen worden, so hätte neben den „Annalen" das Schreyvogelsche Sonntagsblatt oft citiert werden müssen. Vom Regulus kenne ich auch einen Augsburger Nachdruck „Bey Christoph Friedrich Bürglen" ohne Jahr. Meinem Exemplar des Aachener Nachdrucks sind „Auserlesene Gedichte von J. H. v. Collin" mit neuer Paginierung angeschlossen. Die Abdrucke in der „Familien-Bibliothek der Deutschen Klassiker" (Hildburghausen und Amsterdam) sind hier wie sonst nicht verzeichnet. Auch in Hauffens „Dramatiker der klassischen Periode" (Kürschners Deutsche Nationalliteratur) ist der Regulus abgedruckt. Der erste Druck des Mäon ist schon 1809 (Berlin bei Johann Friedrich Unger) erschienen. Die dreibändige Ausgabe der Trauerspiele von 1828 ist kein Neudruck, sondern eine Titelausgabe der Einzeldrucke. — Matthäus v. Collin ist für die Literaturgeschichte weniger durch seine Dramen als durch seine Aufsätze und Kritiken von Bedeutung geworden; daher sollten die wichtigsten derselben im Grundriß

nicht fehlen. Seine Beiträge zu den „Wiener Jahrbüchern" verzeichnet Deinhardstein in deren 40. Band S. 250 bei Gelegenheit der Anzeige seiner „Nachgelassenen Werke" 1827. Auf den Aufsatz „Ueber das historische Schauspiel" in Schlegels Deutschem Museum 2, 103—123 hätte rückverwiesen werden müssen, wenn dieses Heft mit solchen Verweisungen nicht gar so karg wäre. Noch wichtiger ist sein älterer Aufsatz: „Ueber die nationale Wesenheit der Kunst" in Hormayrs Archiv für Geographie ꝛc. 1811, Nr. 122—124. Als dritter reiht sich an der Aufsatz „Ueber das Verhältnis der Kunst zum Staate", Conversationsblatt 1819 Nr. 10. Hormayrs und M. v. Collins eifrige Bemühungen um die Schaffung einer nationalen Kunst in Oesterreich verdienten eine zusammenhängende Darstellung. — § 289 wären bei Loeben wie bei Seckendorff die Briefe Uhlands (Leben S. 26. 79) und Seckendorffs Antwort (ebenda S. 79) zu verzeichnen gewesen. Ueber letzteren vgl. auch Mayer Uhland 1, 38 ff. 146; Steig, Arnim 1, 275; und das Sonntagsblatt 2, 312. 325; 3, 18. 41. A. S.

Koch M., Geschichte der deutschen Literatur. (Sammlung Göschen Nr. 31.) Geschenkausgabe. Stuttgart, Göschen. 3 *M.*

Könnecke G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 2. Auflage, enthaltend 2200 Abbildungen und 14 blattgroße Beilagen, wovon 2 in Heliogravure und 5 in Farbendrucken. 7.—11. Tausend. Lieferung 4—11. Marburg, Elwert. à 2 *M.*

Wir benutzen den Abschluß des Werkes, um noch einmal auf die überaus reiche Vermehrung hinzuweisen, welche es in dieser zweiten Auflage erfahren hat, und um unserer Freude über die wissenschaftliche und technische Vollendung dieser lebendigsten aller Literaturgeschichten Ausdruck zu geben. Die Unterschiede der neuen Bearbeitung von der alten, wie Euphorion 2, 482 begonnen worden ist, auch weiterhin im Einzelnen darzulegen, müssen wir uns mit Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum leider versagen. Nur auf ein Gebiet, das sich die neue Auflage neu erobert hat, sei mit wenigen Worten hingewiesen: das Theater- und Schauspielwesen, das in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis zum Abschluß der klassischen Periode (1832) in charakteristischen Abbildungen vorgeführt wird. Die Passionsspiele sind durch einen Abschnitt aus der Dirigirrolle des Alsfelder Spieles, durch die Wiedergabe der Scene von der Verspottung Christi aus den Passionsskulpturen des Xantener Doms, die nach der Darstellung eines Passionsspiels gearbeitet sind, und durch den Grundriß der Scenerie in der Handschrift des Donaueschinger Passionsspieles S. 88 ff. vertreten. In die Art der Darstellung im frühen 16. Jahrhundert führen uns ein: die Holzschnitte aus dem Schauspiel des Pamphilus Gengenbach „Die Gouchmat" 1516 als die ältesten Figuren eines deutschen oder in Deutschland gespielten Schauspiels, von denen man annehmen darf, daß sie in diesen Costümen gespielt sind, bei denen man sogar den während des Stückes vorgenommenen Kostümwechsel beobachten kann; die meisterhaften Federzeichnungen zu Jakob Ruffs Spiel „Von deß herren Wingarten", unter denen insbesondere die der mittelalterlichen Auffassung nahestehende Darstellung der Hölle bemerkenswert ist; die Scenen aus dem zu Fastnacht 1520 auf Veranlassung des Bischofs Johann IV. in Hildesheim aufgeführten niederdeutschen Schimpfspiele „Der Scheveklodt" nach den Wandgemälden im Kreuzgang des Doms zu Hildesheim; der älteste erhaltene gedruckte deutsche Theaterzettel für eine Rostocker Aufführung um 1520; Scenen aus dem „Job" des Ruff 1535, darunter die interessanteste: Hiob nackend auf dem Miste, umgeben von Satan und seinen Gesellen, und Scenen

aus dem von Ruff bearbeiteten „Tell“ S. 95. In das spätere 16. Jahrhundert leiten: die Abbildung des Pickelhärings der englischen Komödie, der Theaterzettel zu einer Aufführung des Kaspar Schönhuttius im Fechthause zu Nürnberg 1650 und Abbildungen dieses Fechthauses sowie des Hailsbrunner Hofs in Nürnberg als der ältesten deutschen (den ältesten englischen ähnlichen) Schauhäuser S. 171 f., die Abbildung der Straßburger Akademie mit ihrem Theatrum S. 169. Dem 17. Jahrhundert gehören an: Das Bild eines Schauspielers aus Veltens Truppe (Christian Janetschky), als das älteste bekannt gewordene Bildnis eines deutschen Berufsschauspielers; Figuren aus der italienischen Komödie, der Theaterzettel einer in Bremen am 16. Mai 1688 durch Veltens Truppe gegebenen Vorstellung eines Wallensteindramas und Scenen aus den Aufführungen auf den prunkvollen Hoftheatern jener Zeit S. 198—201. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist durch die Neuberin charakterisiert, deren Porträt zwei Theaterzettel und eine Abbildung ihres Denkmals beigegeben sind S. 221. Es folgt ein Bild des Hanswurst (Stranitzkys), das man mit dem des Kilian Brustfleck S. 205 vergleichen kann, und eines des starken Mannes (Eckenberg) mit der Darstellung seiner Kraftproduktionen S. 222, ferner der Theaterzettel einer Haupt- und Staatsaktion um 1740 S. 223. In zusammenhängender Reihe bieten endlich S. 340 bis 348 Bilder zur Geschichte der Schauspielkunst in der klassischen Zeit bis zum Tode Ludwig Devrients (1832): Intendanten, Theaterdirektoren, Schauspieler und Schauspielerinnen in guten Porträts und in verschiedenen Rollendarstellungen: Schönemann, Döbbelin, Mad. Koch, J. G. Koch, Großmanns; Ekhof, Schröder, Brandes mit Frau und Tochter; Brockmann, Charlotte Ackermann; Dalberg, Böck, Beil; Nieſen, Brückner; Fleck, Iffland; Sophie Albrecht, Bethmann-Unzelmann als Maria Stuart, Lady Macbeth, Nina, Fanchon), Frau Seyler; Corona Schröter, Christiane Neumann, P. A. Wolff und seine Frau; L. Devrient in vier Rollen. Hier ist zugleich der Punkt, an dem eine spätere Bearbeitung des Bilderatlas einzusetzen haben wird. Die Wiener Bühne ist ganz vernachlässigt. Es fehlen die großen Wiener Schauspieler aus dem Anfang des Jahrhunderts. Es fehlt ein Bild Schreyvogels. Ludwig Loewe und Sophie Schröder dürfen künftig nicht übergangen werden. Gerne sähen wir auch Raimund und Nestroy (S. 383), vielleicht auch Holtei (S. 393) in der einen oder andern Rolle dargestellt. Für die neuere Zeit scheint uns überhaupt der Norden Deutschlands auf Kosten des Südens bevorzugt zu sein. Oder ist es Zufall, daß neben dem greisen Ranke und dem greisen Hase die ehrwürdige Gestalt Döllingers nicht erscheint? Oder soll uns die Gräfin Ida Hahn-Hahn für ihn entschädigen, die wie jene beiden durch zwei Bildnisse vertreten ist? Vielleicht könnte eines davon in Zukunft zu Gunsten der Rahel, die man ungern vermißt, geopfert werden. Aber freilich, der Wünsche, wenn sie einmal angerückt kämen, gäbe es kein Ende.

Weddigen O., Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden, Lützenkirchen. 5 *M.*

Foà A., Studi di letteratura tedesca. Florenz, Succ. Le Monnier. 4 l.

Tetzner F., Unsere Dichter in Wort und Bild. 5. Band. Leipzig, Claußner. 3.50 *M.*

Das Berlinertum in Literatur, Musik und Kunst von einem Unbefangenen. Erste und zweite Auflage. Wolfenbüttel, Zwißler. 50 *Pf.*

Henckell R., Moderne Dichterabende. Zwanglose Citatenplaudereien. Zürich, Schröter. 1.60 *M.*

Rauber A., Fragen der Liebe. Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Leipzig, Besold. 2 M.

Ziel E., Das Princip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemäße Betrachtungen. München, Karl Rupprecht. 50 Pf.

Verspätete aber gut formulierte Polemik gegen den Naturalismus S. 23: Allzu oft übertreiben diese Verfechter der „experimentalen" Dichtung ihr an sich gesundes Prinzip; sie wollen in einer Art naturalistischen Radikalismus alles herausbeobachten, nichts herausfühlen und herausahnen, was doch ewig das eigentlich Dichterische bleibt, und auf diesem Wege geraten sie mitunter auf einen Standpunkt, der den Hochflug der Empfindung wie den Tiefblick des Gedankens gleich unmöglich macht; sie verrennen sich nicht selten in den Kleinkram der Beobachtung und bleiben am Groben und Sinnlichen jämmerlich hängen; sie sehen die Welt, wie sie aussieht, aber nicht, wie sie ist. Innerlich schauen ist eben etwas anderes als äußerlich beobachten."

Hirzel R., Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. 18 M.

Inhalt: I. Wesen und Ursprung des Dialogs. II. Die Blüte. 1. Sokrates. 2. Die Sokratiker. III. Der Verfall. 1. Aristoteles. 2. Die Zeitgenossen des Aristoteles. IV. Ueberreste bei den Alexandrinern. V. Wiederbelebung des Dialogs. 1. Anfänge derselben bei den Griechen. 2. Der Dialog bei den Römern. VI. Der Dialog in der Kaiserzeit. VII. Der Dialog in der altchristlichen Literatur. VIII. Der Dialog im Mittelalter und den neueren Zeiten. Mittelalter. Renaissance. Reformation. (Erasmus. Hutten.) Nachzügler (Leibnitz). Achtzehntes Jahrhundert. England. Frankreich. Deutschland. Kant. Mendelssohn. Engel. Justus Möser. Friedrich der Große. Stürmer und Dränger. Schubart. Klinger. Wieland. Klopstock. Schiller. Goethe. Herder. Lessing. Georg Schlosser. Heinse. Rehberg. F. H. Jacobi. Schleiermacher. F. Schlegel. A. W. Schlegel. Solger. Delbrück. Fichte. Schelling. — Hollmann. Crusius und Erneſti. — Symptome des Verfalls (W. v. Humboldt. Jean Paul. Schelling). IX. Rückblick. In der Gegenwart (Strauß. Schopenhauer. Vischer. Büchner). Individuen. Nationen. Charakter der Zeiten.

Singer S., Apollonius v. Tyrus. Untersuchungen über das Fortleben des antiken Romans in späteren Zeiten. Halle, Niemayer. 6 M.

Soldini Emilia, Del Pathos nella poesia greca e del sentimento nella moderna: conferenza. Catanzaro, Caliò.

Günthner E., Studien zu Lope de Vega. I. Bibliographische Uebersicht über die Lope de Vega-Literatur. II. Leben und Werke Lope de Vegas. Sein Einfluß auf das Drama außerhalb Spaniens. Programm, Rottweil.

Texte J., Jean Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Paris, Hachette & Cie. 3 fr. 50 c.

Streuli W., Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. Zürich, Schultheß. 2 M.

Inhalt: Einleitung. Beziehungen Englands zur deutschen Literatur vor dem Auftreten Carlyles. — Carlyles Thätigkeit auf dem Gebiete deutscher Literatur. — Carlyles „Geschichte Friedrichs des Großen" und seine Parteinahme für Deutschland im deutsch-französischen Kriege. — Carlyles Briefwechsel mit Goethe. — Ueber Carlyles philosophische und ethische Anschauungen. — Carlyles Stil. — Schluß.

Tales by Musaeus, Tieck, Richter. Translated from the German by Th. Carlyle. 2 vols. London, Chapman and Hall. 2 sh. 6 d.

Mokrauer-Mainé O., die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Leipzig und Baden-Baden, Wild. 1 *M.*

Inhalt: Patriotische Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Die Marseillaise. „God save the king." Die Wacht am Rhein. „Was ist des Deutschen Vaterland." Das Rheinlied. „Deutschland, Deutschland über Alles." Rakoczy-Marsch. Dessauer-Marsch. Das Preußenlied. „Gott erhalte Franz den Kaiser." „Heil dir im Siegerkranz."

Reimann H., Das deutsche geistliche Lied. Von der ältesten bis auf unsere Zeit nach den Quellen bearbeitet. 6 Bände. Berlin, Simrock. à 3 *M.*

Wustmann G., Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. Grunow. 7 *M.*

Das von außen und von innen gleichmäßig wunderschöne Buch hat sich rasch eingebürgert und die sorgfältige Pflege, die ihm der kundige Sammler von Auflage zu Auflage angedeihen läßt, birgt neue Keime des Erfolges in sich. Von 236 Stücken in der ersten Auflage stieg es auf 388 in der zweiten, und wurde in der vorliegenden dritten Auflage um weitere 20 Nummern vermehrt; außerdem ist der Text und die Zeitbestimmung einzelner Gedichte berichtigt und ein zweites nach Dichtern geordnetes Inhaltsverzeichnis beigegeben worden. Die Zahl der Gedichte, bei denen der erste Druck noch nicht bekannt geworden, ist jetzt auf einen kleinen Rest herabgesunken. Am meisten scheint die Forschung bei Pfeffel zurückgeblieben zu sein. Anderes ist inzwischen nachgewiesen worden, so verzeichnet z. B. Walzels Ausgabe von Chamissos Werken in Kürschners Deutscher Nationalliteratur S. 138 für das Gedicht „Böser Markt" als ersten Druck den Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834 S. 127. — Bei Claudius' Romanze Phidile S. 267 ist nicht der erste Druck in den Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten 1770, wonach ich es im dritten Bande meines „Göttinger Dichterbundes" S. 247 wiederholt habe, sondern der spätere im Göttinger Musenalmanach 1772 zu Grunde gelegt; aber die Abweichungen sind nicht von Bedeutung. — Für Schubarts Lied „Die Forelle" giebt der letzte Herausgeber Gustav Hauff die Jahreszahl 1783 als Entstehungsjahr an (Reclams Universalbibliothek Nr. 1821—1824, Inhaltsverzeichnis); nach Mendheims Angabe (Lyriker und Epiker der klassischen Periode 1, 357) steht es unter der Chiffre T im Schwäbischen Musenalmanach auf 1783. — Von Schmidt von Lübeck scheint außer den beiden von Wustmann aufgenommenen Gedichten „Zitherbubens Morgenlied" und „Des Fremdlings Abendlied" noch ein drittes in der ersten Hälfte unseres Jahres große Verbreitung und Beliebtheit genossen zu haben. „Ein gutes Gedicht ist genug zum ewigen Leben, z. B. ‚Das Herz' von Schmidt von Lübeck" sagt Lenau bei Frankl S. 67. Er meint das Gedicht „Das Menschenherz": „Im unermeßnen Weltsysteme" (Lieder, 3. Auflage, Altona 1847, S. 276). — Aus Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" ist — wenigstens in Oesterreich — noch weit populärer als die S. 574 aufgenommene Arie „D' Mariandel ist so schön" das Abschiedsduett: „Mariandel, Zuckerkandel Meines Herzens, bleib' gesund", das ich ebenso vermisse wie die erste Strophe des Schlußgesangs aus dem „Bauer als Millionär": „Vergessen ist schön Und 's ist gar nicht schwer". Und gehört Bäuerles von der Geschichte zwar längst überholtes: „Ja nur ein Kaiserstadt, ja nur ein Wien" nicht eben deswegen in ein Liederbuch für altmodische Leute?

Böhme F. M., Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 12 *M.*

Busse C., Neuere deutsche Lyrik. Mit einer literarhistorischen Einleitung

(Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 879—885). Halle, Händel. 3 M.

Sander H., Dichterstimmen aus Vorarlberg. Ein Dichter-Büchlein aus den Werken der heimischen Sänger und Erzähler des 19. Jahrhunderts zusammengestellt. Innsbruck, Wagner. 3.20 M.

Inhalt: Vorwort. I. Beiträge in ungebundener Rede: Albert Ritter, Josef Wichner, Robert Byr, Karl Freiherr v. Seyffertitz. II. Gedichte: Anderlitz H., Bergmann Josef Ritter v., Biedermann Joh. Bapt., Byr Robert, Felder Franz Michael, Feldkircher Josef, Feuerstein Josef, Fitz Gibbon Elsa, Gaßner von Omisberg, Gmeiner Elisabeth, Häfele Karl, Hämmerle Casimir, Hagen Caspar, Hensler Josef, Hörmann Ludwig v., Kleber Michael, Ritter Albert, Sander Bonifaz, Seeger an der Lutz, Seyfried Franz Josef, Steiner Franz, Vonbank Franz Josef, Vonbank Johann Georg, Vonbun Franz Josef, Waldegg Erna, Walser Christoph Anton, Weiß Gebhard, Wichner Josef, Winder Engelbert, Wölfle Gebhard.

Kayser Ch. G., Vollständiges Bücher-Lexikon, enthaltend die vom Jahre 1750 bis Ende des Jahres 1894 im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher. Der ganzen Reihe 27. und 28. Band oder 11. Supplements-Band 1. und 2. Hälfte. Enthaltend die vom Jahre 1891 bis Ende des Jahres 1894 erschienenen Werke und Landkarten, sowie Nachträge und Berichtigungen zu den früheren Bänden. Bearbeitet von O. Wetzel. Hiezu ein Sach- und Schlagwortregister, bearbeitet von A. Dressel und A. Hilbert. 1.—5. Lieferung. Leipzig, Tauchnitz. à 9 M.

Neuer deutscher Bücherschatz. Verzeichnis einer an Seltenheiten ersten Ranges reichen Sammlung von Werken der deutschen Literatur des XV. bis XIX. Jahrhunderts. Mit bibliographischen Bemerkungen und einem Anhang: das wieder aufgefundene Wittenberger Gesangbüchlein vom Jahre 1526. Berlin, Imberg & Lefson. 4 M.

Ackermann K., Bibliotheca hassiaca. Repertorium der landeskundigen Literatur für den preußischen Regierungs-Bezirk Kassel, das ehemalige Kurfürstentum Hessen. 6. Nachtrag. 75 ₰. — Autoren-Register für den Hauptteil und die Nachträge. Kassel, Selbstverlag Ackermann. 50 ₰.

Burckhardt M., Aesthetik und Socialwissenschaft. Stuttgart, Cotta. 1.50 M.

Inhalt: I. Die Kunst und die sociale Frage. II. Volkstümliche Klassikeraufführungen. III. Die Kunst und die natürliche Entwicklungsgeschichte.

Marshall H. R., Aesthetic principles. London, Macmillan & Co.

Herzog H., Zur Lehre vom poetischen Genießen. Ein Beitrag zur psychologischen Poetik. Programm. Wien, Konegen. 1 M.

Inhalt: Einleitung. I. Formen und Gattungen der Poesie. II. Zuhörer und Lesepublikum. III. Dichtung und Wahrheit. IV. Der Gefühlsgehalt der Poesie. Schlußwort.

Chevalier L., Zur Poetik der Ballade. IV. Schluß. Programm. Prag.

Allgemeine Deutsche Biographie 192.—196. Lieferung. (Band XXXIX Lieferung 2—5. Band XL Lieferung 1.) Uhle-Voggenhuber. Leipzig, Duncker und Humblot.

Hervorzuheben ist Adam Gottfried Uhlich, Schauspieler, Komödiendichter, Uebersetzer und Journalist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (F. Heitmüller). — Gottfried Uhlich, Dramatiker und Schriftsteller 1743—1794. (A. v. Weilen). — Friedrich August Ukert, Bibliothekar und Geograph 1780—1851 (W.) — Christian Samuel Ulber (1714—1776), Prediger, Erbauungsschriftsteller, Verfasser geistlicher Lieder (l. u.). — Maximilian Ulbrich, Komponist und Dramatiker 1752—1814 (A. v. Weilen). —

Kaspar Ulenberg, katholischer Theologe 1549—1617 (Reusch). — Niklas Ulenhart, Bearbeiter zweier Schelmenromane nach spanischen Vorbildern im 17. Jahrhundert (Reinhardstoettner.). — Philipp Ulhart, Augsburger Buchdrucker des 16. Jahrhunderts (K. Steiff). — Titus Ullrich, Dichter, Dramaturg und Kunstkritiker 1813—1891 (L. Fränkel). — Johann Konrad Ulmer, Verfasser von geistlichen Liedern 1519—1600 (l. u.). — Hermann Ulrici, Philosoph 1806—1884 (L. Fränkel). — Hermann Wilhelm Franz Ueltzen, Dichter 1759—1808 (Pröhle). — Bartholomäus de Unckel, Kölner Buchdrucker des 15. Jahrhunderts (Schnorrenberg). — Friedrich Gottlieb Unger (1753—1804), Buchhändler in Berlin, und dessen Frau Friederike Helene, geborene v. Rothenburg, Schriftstellerin (L. Geiger). — Karoline Unger-Sabbatier, Sängerin (H. Welti). — Peter Alexander Freiherr v. Ungern-Sternberg, Romanschriftsteller 1806—1868 (H. Pröhle). — Meinard Ungut, einer der deutschen Pioniere der Buchdruckerkunst auf der Pyrenäischen Halbinsel (K. Steiff). — Bertha Unzelmann, Schauspielerin 1822—1858 (H. A. Lier). — Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, Schauspieler und Sänger 1753—1832 (H. A. Lier). — Karl Wolfgang Unzelmann, Schauspieler 1786—1843 (H. A. Lier). — Johanne Charlotte Unzerin, geborne Zieglerin, Dichterin 1725—1782 (Roethe). — Johann Christoph Unzer, Dramatiker und Romandichter 1747—1809 (E. Jacobs). — Ludwig August Unzer, Dichter und Kunstrichter 1748—1774. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen (E. Jacobs). — Karl Ludwig Urlichs, Philologe und Archäologe 1813—1889 (Wecklein). — Johann August Urlsperger, Dogmatiker und Stifter der Christentumsgesellschaft 1728—1806. Aus einer größeren handschriftlichen Arbeit ausgezogen (E. Jacobs). — Samuel Urlsperger, evangelischer Geistlicher 1685—1772. Mit Benutzung seines handschriftlichen Briefwechsels (E. Jacobs). — Kaspar Velius Ursinus, lateinischer Dichter, circa 1493—1539 (G. Bauch). — Zacharias Ursinus, reformierter Theologe 1534—1583 (J. Ney). — Rudolf Usinger, Historiker 1835—1874 (F. Frensdorff). — Johann Martin Usteri, Dichter und Künstler 1763—1827 (D. Jacoby). — Leonhard Usteri, schweizerischer Schulmann 1741—1789 (Hunziker). — Leonhard Usteri, reformierter Theologe 1799—1833 (P. Tschackert). — Bernhard v. Utzingen (Ussigkheim?), Spruchdichter des 15. Jahrhunderts (Roethe). — Johann Peter Uz, Dichter 1720 bis 1796 (E. Schmidt). — Erdmann Uhse, Polyhistor 1677—1730 (M. v. Waldberg). — Emile Mario Vacano, Romanschriftsteller 1840—1892 (L. Fränkel). — Friedrich Christian Eugen Freiherr v. Vaerst, Schriftsteller 1792—1855 (M. Hippe). — Christoph Valdorfer, Buchdrucker des fünfzehnten Jahrhunderts (K. Steiff). — Ernst Joseph Gustav de Valenti, Arzt und Theologe 1794—1871 (G. Frank). — Cornelius Valerius, Philolog 1512—1578 (D. Jacoby). — Johann Weikhard Freiherr von Valvasor, Historiker, Topo- und Ethnograph 1641—1693 (P. v. Radics). — Valentinus Vannius, reformierter Theologe † 1567 (P. Tschackert). — August Varenius, lutherischer Theologe 1620—1684 (P. Tschackert). — Hans Varnier, zwei Ulmer Buchdrucker und Buchhändler des 16. Jahrhunderts (K. Steiff). — Johann Severin Vater, Sprachforscher 1771—1826 (E. Kuhn). — Johann Karl Wilhelm Vatke, Theolog 1806—1882 (Heinze). — Emmerich v. Vattel, sächsischer Diplomat und publicistischer Schriftsteller 1714—1767 (Eisenhart). — Daniel Vechner, Schulmann 1572—1631 oder 1632 (F. Koldewey). — Georg Veesenmeyer, Historiker 1760—1833. — Michael Vehe, Herausgeber eines katholischen Gesangbüchleins 1537 (W. Bäumker). — Karl Eduard Vehse, Geschichtschreiber 1802—1870 (F. Schnorr v. Carolsfeld). — Elias

Veiel, lutherischer Theologe 1635—1706 (P. Tschackert). — Valentin Karl Veillodter, protestantischer Prediger 1769—1828 (P. Tschackert). — David Veit, Mediciner und Schriftsteller 1771—1814 (L. Geiger). — Moritz Veit, Schriftsteller, Buchhändler, Politiker 1808—1864. — Mit Benutzung von Veits Nachlaß (L. Geiger). — Franz Anton Veith, Augsburger Buchhändler und Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts (W. Vogt). — Johann Emanuel Veith, katholischer Theologe 1787—1876 (Reusch). — Karl Franz van der Velde, Romanschriftsteller 1779—1824 (M. Hippe). — Johann Veldener, einer der frühesten Buchdrucker der Niederlande (K. Steiff). — Benedikt Vellinger, Pritschmeister des 16. Jahrhunderts (Roethe). — Velpius, eine namhafte Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie der Niederlande im 16. und 17. Jahrhundert (K. Steiff). — Johannes Velten, Schauspieler des 17. Jahrhunderts. Mit neuen Mitteilungen (G. A. Lier). — Hans Graf v. Veltheim, dramatischer Dichter 1818—1854. Auf Grund neuen Materials (P. Zimmermann). — Valentin Veltheim, protestantischer Theologe 1645—1700 (P. Tschackert). — Johann Kaspar Velthusen, evangelischer Theologe 1740—1814 (Carstens). — Thomas Venatorius, protestantischer Theologe des 16. Jahrhunderts (P. Tschackert). — Jakob Venedey, Publizist 1805—1871 (Wippermann). — Karl Heinrich Georg Venturini, Theologe und Geschichtsschreiber 1768—1849. Mit Benutzung brieflichen Materials (P. Zimmermann). — Peter Paul Vergerius 1498 bis 1565 (Th. Elze). — Johann Bernhard Vermehren, Romantiker 1774—1803 (O. F. Walzel). — Nicolaus Vernuläus, neulateinischer Dichter des 17. Jahrhunderts (J. Bolte). — Hermann Vespasius,, Dichter geistlicher Lieder in niederdeutscher Sprache; 16. Jahrhundert (l. u.). — Felicita v. Vestvali, Sängerin und Schauspielerin 1828—1880 (H. A. Lier). — P. Konrad Vetter, jesuitischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, Uebersetzer lateinischer Kirchenlieder (G. M. Dreves). — Jacob Vielfeld, theologischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts (L. Keller). — Franz Michael Vierthaler, Pädagog 1758—1827 (Zillner). — Otto Hermann v. Vietinghoff, russischer Staatsmann, Begründer des Rigaer Theaters 1722—1792 (A. Buchholtz). — Vieweg, Buchhändlerfamilie in Braunschweig (P. Zimmermann). — Césaire Villatte, Lexikograph 1816—1895 (L. Fränkel). — Charles François Dominique de Villers, französisch-deutscher Gelehrter und Schriftsteller 1765 bis 1815 (Sander). — August Friedrich Christian Vilmar, Schulmann, Theologe, Politiker und Literarhistoriker 1800—1868 (Wippermann und E. Schröder). — Heinrich Vincas, Pseudonym für Heinrich Hermann Meyer, philosophisch-theologischer Schriftsteller 1802—1852 (Heinze). — Petrus Vincentius (Vietz), Schulmann 1519—1581 (Schimmelpfennig). — Karl Friedrich Gisbert Freiherr v. Vincke, Dichter, Shakespeareforscher und Dramaturg (L. Fränkel). — Karl August und Rahel Varnhagen von Ense, umfassende Charakteristiken; auffallend ist nur, daß die bedeutendste ältere Arbeit über Varnhagen, Hayms Artikel in den preußischen Jahrbüchern 11, 444, auf den ich schon Euphorion 2, 159 hingewiesen habe, nicht genannt wird (O. F. Walzel). — Friedrich Karl Adolf v. Vechelde, Schriftsteller 1801—1846 (O. Zimmermann). — Hans v. Vintler, Dichter 1837—1890 (A. Schlossar). — Michael Virdung, neulateinischer Dichter 1575—1637 (J. Bolte). — Christoph Vischer, Piscator 1510—1600. Nachträge zu 7, 51: Fischer (l. u.). — Friedrich Theodor Vischer, Aesthetiker und Dichter 1807—1889 (R. Weltrich). — Ludwig Friedrich Vischer, der Robinson-Uebersetzer (L. Fränkel). — Wilhelm Vischer (der Aeltere), Philolog 1808—1874 (Th. Burckhardt-Biedermann). — Wilhelm Vischer (der Jüngere), Historiker 1833—1886 (A. Bernoulli). —

Jakob Vivarius, neulateinischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Christian Daniel Vogel, Nassauischer Historiker, † 1852. Nach Korrespondenzen und Akten (W. Sauer). — Jacob Vogel, Dichter des 17. Jahrhunderts (F. Eichler). — Johannes Vogel, geistlicher Dichter 1589—1663 (L.). — Johann Jakob Vogel, sächsischer Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts (Georg Müller). — Johann Karl Christoph Vogel, Schulmann 1795—1862 (Albert Richter). — Niklas, Hans und Michael Vogel, drei Nürnberger Meistersänger des 16. Jahrhunderts (Roethe). — Wilhelm Vogel, Schauspieler und Dichter 1772—1843. Mit Benutzung handschriftlicher Stücke (A. v. Weilen). — Johannes Vogelgesang, Avicinius, Dichter des 16. Jahrhunderts (Reusch). — Johann Konrad Vögelin, schweizerischer Geschichtschreiber 1792—1847 (Meyer v. Knonau). Salomon, Anton Salomon und Friedrich Salomon Vögelin, Zürcherische Theologen und Historiker in drei sich folgenden Generationen (Meyer v. Knonau). — Heinrich Joseph Vogelsang, katholischer Theologe 1803—1863 (Reusch). — Hermann Voget, Publizist und Dramatiker 1838—1883 (L. Fränkel).

Lose Blätter im Interesse der Frauenfrage. Nr. 13. Dresden, Tittmann. 30 ₰

Inhalt: Meißner M., Das Liebeslied der neuen Zeit. Frauenliebe und Leben. Vortrag.

Julius Duboc, Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, Henkler. 1896.

Inhalt: Die Bebel-Bibel; Kunstfiechtum und Gesundheit; Gleiche Bildung für Ungleiche; Friedrich Nietzsches Uebermenschlichkeit.

Falke J. v., Aus alter und neuer Zeit. Neue Studien zu Kultur und Kunst. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5 *M.*

Müller-Guttenbrunn A., Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. 3. (Titel-)Auflage. Leipzig, G. H. Meyer. 3 *M.*

Gelehrtengeschichte. Geschichte der Wissenschaften.

Billroth Th., Briefe. Hannover, Hahn. 10 *M.*

Friedrich Engels, Sein Leben, sein Wirken, seine Schriften. Berlin, Verlag des „Vorwärts". 20 ₰.

Bechmann A. v., Feuerbach und Savigny. Programm. München 1894.

Erinnerungen an Albrecht v. Graefe. Zu seinem 25. Todestage zusammengestellt aus Werken und Briefen L. Jacobsons. Mit 11 Graefeschen Briefen als Beilage. Königsberg, Koch. 1.60 *M.*

Pahde A., Der erste deutsche Afrikaforscher Fr. K. Hornemann, geb. 1772, gest. 1801. Vortrag (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 222. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 1 *M.*

*** Die wahren Ursachen vom Tode Ferdinand Lassalles. Leipzig, Pfau. 50 ₰.

Kries J. v., Carl Ludwig †. Freiburg i/B., Mohr. 80 ₰.

Frey M. v., Carl Ludwig †. (Aus: „Biologisches Centralblatt.") Leipzig, Besold. 50 ₰.

His W., Karl Ludwig und Karl Thiersch. Akademische Gedächtnisrede. Leipzig, Vogel. 50 ₰.

Karl Marx vor den Kölner Geschwornen. Prozeß gegen den Ausschuß der rheinischen Demokraten wegen Aufrufs zum bewaffneten Widerstand (9. Februar 1849). (Aus: „Neue rheinische Zeitung".) Mit einem Vorwort von F. Engels. Berlin, Buchhandlung des „Vorwärts". 20 ₰.

Dühring E., Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhundert, und die Gelehrtenunthaten gegen bahnbrechende Wissenschaftsgrößen. 2. Teil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen. Leipzig, C. G. Naumann. 2.50 M.

Barthold Niebuhrs Leben und Wirksamkeit. Moskau, Lewenson.

Pauli Elisabeth, Reinhold Pauli. Lebenserinnerungen nach Briefen und Tagebüchern zusammengestellt. (Als Manuskript gedruckt für Verwandte und Freunde.) Halle, Karras.

Simson B. v., Ueber L. von Ranke und seine Schule. Gelegenheitsschrift. Freiburg.

Seitz Ch., Joseph Juste Scaliger et Genève. Programm. Genf.

Asbach J., Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schäfer. Leipzig, Teubner. 3.60 M.

Schasler M., Ueber ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsbilder aus dem Leben eines alten Burschenschafters. Jena, Bopelius. 2.50 M.

Schuberg A., Carl Semper †. Mit einem Porträt in Heliogravure nach dem Original-Gemälde von M. Lübbes in München. Wiesbaden, Kreidel. 3 M.

Kambli C. W., David Friedrich Strauß. Vortrag. Basel, Schwabe. 80 Pf.

Schultz H., Rede am Sarge des Professors Dr. Ludwig Weiland, gehalten am 8. Februar 1895. Göttingen.

Baas J. H., Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Berlin, Wreden. 11 M.

Laehr H., Die Literatur der Psychiatrie, Neurologie und Psychologie im 18. Jahrhundert. 2. Auflage. Berlin, G. Reimer. 7.50 M.

Historiographie. Politische und Kultur-Geschichte.

Joachimsohn P., Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland. 1. Heft. Die Anfänge. Sigismund Meisterlin. Bonn, Hanstein. 10 M.

Wyß G. v., Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Herausgegeben durch die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz. Schluß-Abteilung. Zürich, Fäsi & Beer. 4.30 M.

Bibliothek deutscher Geschichte. Herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Stuttgart, Cotta. à Lieferung 1 M.

Lieferung 101. 104. Zwiedineck-Südenhorst H. v., Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches. I. II.

Lieferung 102. Heigel K. Th., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. IV. Darin der Abschnitt: Die französische Revolution und der deutsche Volksgeist.

Lieferung 105. Kraus V. v., Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters (1438—1519).

Lamprecht K., Deutsche Geschichte 2. und 3. Band. 2. Auflage. Berlin, Gaertner. à 6 M.

Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe (Dispacci di Germania). Herausgegeben von der historischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. III. (Schluß-)Band. Bearbeitet von G. Turba. Leipzig, Freytag. 11 M.

Englert S., Der Mässinger Bauernhaufe und die Haltung der bedrohten Fürsten. Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges 1525. Würzburg, Stuber. 1.20 M.

Krebs K., Beiträge und Urkunden zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. I. Leipzig, Roßberg. 3 M.

Inhalt: Haugold v. Einsiedel auf Gnandstein, der erste Lutheraner seines Geschlechts.

Mühlen A., Der schmalkaldische Krieg nach seinen historischen Ursachen und Wirkungen betrachtet. Programm. Gleiwitz.

Fischer K., Die Stifter Magdeburg und Halberstadt im Schmalkaldischen Kriege. Dissertation. Berlin.

Moritz H., Der Wahltag zu Regensburg im Jahre 1575. Dissertation. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1.20 M.

Ehses S. und A. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585—90. 1. Abteilung. Die Kölner Nuntiatur. 1. Hälfte. Bonomi in Köln, Santonio in der Schweiz, die Straßburger Wirren (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görresgesellschaft. Band 4.) Paderborn, Schöningh. 15 M.

Keller L., Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Aktenstücke und Erläuterungen. 3. Teil. 1609—23. (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 62. Band.) Leipzig, Hirzel. 22 M.

L. v. Rankes Sämtliche Werke. 3. Gesamtausgabe. XXIII. Bd. Geschichte Wallensteins. 5. Auflage. Leipzig, Duncker. 7.20 M.

Schmidt R. v., Ein Kalvinist als kaiserlicher Feldmarschall im 30jährigen Kriege. Nach den Akten der Wiener Archive dargestellt. Berlin, Fussinger. 3 M.

Struck W., Das Bündnis Wilhelms von Weimar mit G. Adolf. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Stralsund, Kgl. Druckerei. 4.50 M.

Pflug, Aus der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung unseres Vaterlandes von 1640 an bis zur Jetztzeit. Programm. Waldenburg.

Eschbach P., Der Krieg des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegen Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg 1651. Programm. Duisburg.

Böhtlingk A., Der Rastatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine aktenmäßige Darstellung. Heidelberg, Hörning. 1 M.

Böhtlingk A., Zum Rastatter Gesandtenmord. Ueber eine Aktenpublikation der badischen historischen Kommission oder ein Vademecum für den Archivrat Dr. R. Obser und Wen es sonst angeht. Heidelberg, Hörning. 1.20 M.

Schultheiß F. G., Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reiches. Vortrag (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 219. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 ₰

Siebert H., Beiträge zur deutschen Einheitsbewegung. Kaisergeburtstagsrede. Programm. Cassel.

Sybel H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 6. und 7. Band. 5. Ausgabe. München, Oldenbourg. 7.50 M.

Benedetti Comte, Essais diplomatiques. Ma mission à Ems. L'Empereur Guillaume I. et le prince de Bismarck. La Triple Alliance. La paix armée et ses conséquences. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 7.50 fr.

Lindenberg P., Kaiser Friedrich als Student. Mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlasse Kaiser Friedrichs I. Titelbild und 16. Abbildungen, autographierte Blättern ꝛc. Berlin, Dümmler. 1.50 M.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom königlichen böhmischen Landesarchive. VIII. 1592—1594. Prag, Rivnáč. 16 M.

Breysig K., Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640—1697. Darstellung und Akten. I. Band. Die Centralstellen der Kammerverwaltung, die Amtskammer, das Kassenwesen und die Domänen der Kurmark. (Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der inneren Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. I. Teil. 1. Band.) Leipzig, Duncker. 24 M.

Candreia J., Das bündnerische Zeitungswesen im 18. Jahrhundert. Chur, Rich. 2 M.

Mestwerdt, Zur clevischen Geschichte aus der Zeit der französischen Herrschaft. II. 1795—1798. Programm. Cleve.

Riemann H. W., Kleine Aufsätze zur Geschichte Jeverlands. 1. Heft. 18. Jahrhundert. Jever, Mettcker. 50 Pf.

Bähr O., Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. Kassel, Brünnemann. 1.80 M.

Hanncke R., Pommersche Kulturbilder. Studien zur pommerschen Geschichte. 1.50 M.

Paulig F. R., Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen (1744—1797). Sein Privatleben und seine Regierung im Lichte neuerer Forschungen (Familiengeschichte des Hohenzollerischen Kaiserhauses. 4. Band). Frankfurt a. O., Paulig. 3 M.

Eckart R., Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Ein Gedenkblatt zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages. 15. Oktober 1895. (Mit Bildnis.) Leipzig, B. Franke. 30 Pf.

Friedemann E., Friedrich Wilhelm IV. Zu seinem 100jährigen Geburtstag. 15. Oktober 1895. Eine geschichtliche Betrachtung. Berlin, Dümmler. 1 M.

Wendler O., Geschichte Rügens von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Bergen a. R., Becker. 1.50 M.

Lohr E. E., Die Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Frage bis zum Jahre 1810. Dissertation. Gießen.

Seelig W., Die innere Kolonisation in Schleswig-Holstein vor 100 Jahren. Rektoratsrede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1 M.

Eckart R., Geschichte südhannoverscher Burgen und Klöster. V. Geschichte von Adelebsen. Leipzig, Francke.

Volger F., Die älteste Geschichte des Schützenwesens in Altenburg. Altenburg, Bonde. 50 Pf.

Straßburger E., Zur Geschichte Aschersiebens während des siebenjährigen Krieges. Programm. Aschersleben.

Basler Chroniken. Herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel. 5. Band. Bearbeitet von A. Bernoulli. Leipzig, Hirzel.

Biberach einst und jetzt. Festschrift zum 24. Liederfest des schwäbischen Sängerbundes in Biberach am 21. und 22. Juli 1895. Herausgegeben vom Preß-Ausschuß. Biberach, Dorn. 1 M.

Berger A., Urkunden-Regesten aus dem alten Bistritzer Archiv. III. von 1517—1526. Programm. Bistritz.

Bretholz B., Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Belagerung der Stadt Brünn durch die Schweden in den Jahren 1643 und 1645. Herausgegeben von der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung der Landwirtschaft, der Natur- und Landeskunde anläßlich ihrer 250jährigen Erinnerungsfeier. Brünn, Winiker. 2 M.

Averdunk H., Geschichte der Stadt Duisburg bis zur endgültigen Vereinigung mit dem Hause Hohenzollern (1666). 2. Abteilung. Duisburg, Ewich. 5 M.

Brüll W., Chronik der Stadt Düren. Düren, Vetter. 2.50 M.

Schattenberg C., Aus vergangenen Zeiten. Eine chronikalische Schilderung des Dorfes Eitzum, hauptsächlich nach Kirchen-, Pfarr- und Schulakten bearbeitet. Braunschweig, Wollermann. 1.50 M.

Hauser K., Geschichte der Stadt, Herrschaft und Gemeinde Elgg. Herausgegeben von der Civilgemeinde Elgg. Winterthur, Kieschke. 6 M.

Stauber E., Geschichte der Gemeinde Ellikon an der Thur. Winterthur, Kieschke.

Rietsch K. F., Das Stadtbuch von Falkenau (1483—1528). Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Stadtrechtes in Böhmen. Prag, Dominicus.

Inhalt: Einleitung. — I. Beschreibung der Handschrift und Inhaltsübersicht. II. Wortlaut des Stadtbuches. — Anhang: Zwei Testamente.

Fischer-Treuenfeld Ph. v., Die Rückeroberung Freiburgs durch die kurbayerische Reichsarmee im Sommer 1644. Erinnerungsblatt an eine schwere Leidenszeit der Stadt. Leipzig, Stock. 5 M.

Strauß F. W., Geschichte der Stadt M.-Gladbach von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. In kurzen Umrissen dargestellt. M.-Gladbach, F. W. Strauß. 1 M.

Schmidt L., Urkundenbuch der Stadt Grimma und des Klosters Nimbschen. (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrag der kgl. sächsischen Staatsregierung herausgegeben von O. Posse und H. Ermisch. II. Hauptteil. 15. Band.) Leipzig, Giesecke & Devrient. 24 M.

Hölscher, Kurzer Ueberblick über die Geschichte der Abtei und Stadt Herford. Mit statistischen und historischen Erläuterungen und kleinem Führer.) Festschrift zum 19. westfälischen Städtetag am 21. und 22. Juni 1895. Herford, Wolff. 75 ₰.

Hoffmann G., Geschichte der Stadt Kattowitz. Im Auftrage des Magistrats bearbeitet. Kattowitz, Siwinna. 1 M.

Beiträge zur Geschichte vornehmlich Kölns und der Rheinlande Zum achtzigsten Geburtstag Gustav v. Mevissens dargebracht von dem Archiv der Stadt Köln. Köln, Du Mont-Schauberg. 6 M.

Aus dem Inhalt: Diemar H., Johann Brunt von Köln als Protonotar (1442—1448). — Hansen J., Die erste Niederlassung der Jesuiten in Köln 1542—1547. Zugleich ein Beitrag zur Kritik der Literatur des Ordens. — Keussen H., Kaspar Ulenberg in Köln als Erzieher der badischen Markgrafen Wilhelm und Hermann 1600—1606.

Aus Alt-Krems. Festgabe zum 900jährigen Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Krems. Herausgegeben vom städtischen Museum. Krems, Oesterreicher. 14 M.

Aus dem Kremser Stadtarchiv. Herausgegeben vom städtischen Museum. Mit Beilage: Urkunde Königs Otto III., welche dem 900jährigen Jubiläum der Stadt Krems zu Grunde liegt. Krems, Oesterreicher. 24 M.

Mužik H., Geschichte des Schützenvereins in Krems an der Donau. Krems, Oesterreicher. 4 M.

Wichner J., Kremser Simandln. Ein humoristischer Vortrag. Mit der Abbildung eines Original-Simandlbriefs aus dem Jahre 1771. Krems, Oesterreicher. 60 ₰.

Meyer Ch., Quellen zur Geschichte der Stadt Kulmbach und der Plassenburg. Mit einer Ansicht: Kulmbach im 17. Jahrhundert. München, Selbstverlag. 5 M.

Bodewig R., Beiträge zur Lahnsteiner Geschichte. II. Lahnstein in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Programm. Oberlahnstein.

Schmelzer A., Die Massenburg. Beiträge zur Geschichte der Burg und der Herrschaft auf dem Massenberge und deren Besitzer, mit Rücksicht auf die Beziehungen derselben zur Stadt Leoben. II. Programm. Leoben.

Ruborn J., Beitrag zur Geschichte der St. Sebastianus-Bruderschaft oder der Schützengesellschaft in Luxenburg. Programm. Luxenburg.

Aufleger O. und R. Trautmann, Alt-München in Bild und Wort. 1. und 2. Lieferung. München, L. Werner. à 2 M.

Borkowsky E., Aus der Vergangenheit der Stadt Naumburg (Schluß). Programm. Naumburg.

Eckart Th., Gedenkblätter aus der Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Nordhausen. Leipzig, Francke. 1 M.

Schotte E., Bilder aus Nürnbergs Mauern. 50 Photogravuren nach Zeichnungen. Mit erläuterndem Vorwort von H. Bösch. Nürnberg, Soldan. 20 M.

Osnabrücker Geschichtsquellen. Herausgegeben vom historischen Verein zu Osnabrück. 3. Band. Osnabrück, Rackhorst. 10 M.

Ortvay Th., Geschichte der Stadt Preßburg. Herausgegeben durch die Preßburger 1. Sparkassa. Deutsche Ausgabe. 2. Band 1. Abteilung und 3. Band. Preßburg, Stampfel. à 5 M.

Wachter F., Pottenstein, Geschichte des ehemaligen Pflegamtes und der Pfarrei Pottenstein, sowie der Filiale Kirchenbirkig und des Herrschaftssitzes Kühlenfels. Bamberg, Schmidt. 1.50 M.

Müller R., Geschichte der k. k. priv. Reichenberger Schützen-Gesellschaft. Reichenberg, Verlag des Vereins. 2 M.

Widmann v. Mieringen H., Chronika der fürnemben, fürstl. Vestung Hochen-Saltzpurg von der Römer Zeiten bis auf gegenwärtiges Jahr Christi 1650. Salzburg, Kerber. 90 ₰.

Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. I. Leipzig, Francke. 1.50 M.
Inhalt: Lemcke P., Geschichte des freien Reichsstiftes und der Klosterschule Walkenried.

Wibel F., Die alte Burg Wertheim am Main und die ehemaligen Befestigungen der Stadt. Nach architektonischen, geschichtlichen und kulturhistorischen Gesichtspunkten untersucht und mit Benutzung der hinterlassenen Arbeiten des K. Wibel dargestellt. Freiburg i. B., Mohr. 12 M.

Schlögl F., Wienerisches. Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau (Kollektion Hartleben 3. Jahrgang 25. Band). Wien, Hartleben. 75 ₰.

Nover J., Das alte und neue Worms in Schrift und Bild. Mit 2 Kunstbeilagen von P. Becker. Worms, Fischer. 2.50 M.

Vogt O., Aus vergangenen Tagen. Geschichtliche Mitteilungen über Wüstegiersdorf und sämtliche Ortschaften der Umgegend. Wüstegiersdorf, Jacob. 2 M.

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausgegeben von einer Kommission der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, bearbeitet von H. Escher und K. Schweizer. 3. Band 2. Hälfte. Zürich, Fäsi & Beer. 7.60 M.

Hausen C. v., Auszugsweise Beiträge zur Familiengeschichte der Freiherrn v. Hausen. Dresden, Bänsch. 1.50 M.

Schmitz M., Die Grafen und Fürsten von Hohenzollern. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Sigmaringen, Liehner. 1.60 M.

Holleben W. v., Geschichte der Familie v. Holleben. Gotha, Perthes. 8 M.

Hensel S., Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Mit 8 Portraits, gezeichnet von W. Hensel. 2 Bände. 8. Auflage. Berlin, Behr. 12 M.

Durrer R., Die Familie von Rappenstein genannt Mötteli und ihre Beziehungen zur Schweiz. Dissertation. Zürich 1894.

Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 5. und 6. Band (Schluß). München, Beck. à 5 M.

Kraemer H., Reden des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1847—1895. 1. Band (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 860 bis 865). Halle, Hendel. 1.50 M.

Fürst Bismarcks Reden. Mit verbesserter geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Ph. Stein. III Bd. Graf Bismarck, Ministerpräsident und Bundeskanzler. 1866—68. Mit Bismarcks Bildnis aus dem Jahre 1868. (Universal-Bibliothek 3411—13.) Leipzig, Reclam. 60 ₰.

Brandt P., Martin Gottl. Wilh. Brandt. Erinnerungen von ihm und an ihn. Für die Freunde des Entschlafenen. Gütersloh, Bertelsmann. 1.20 ℳ.

Zernin G., Das Leben des kgl. preußischen Generals der Infanterie August von Goeben. In 2 Bänden. 1. Band (mit Bildnis). Berlin, Mittler. 7.50 ℳ.

Conrady E. v., Leben und Wirken des Generals der Infanterie und kommandierenden Generals des V. Armeekorps Karl v. Grolman. Gestorben am 15. September 1843. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte der Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen verfaßt. 2. Teil. Die Befreiungskriege 1813—15. Mit 3 Uebersichtskarten und 9 Skizzen. Berlin, Mittler. 8.50 ℳ.

Behm E., Die Schicksale eines Fremden-Legionärs (Alfr. Hafner) nach dessen Berichten erzählt. Hamburg-Borgfelde, W. Behm. 75 ₰.

Heinzen K., Sechs Briefe an einen frommen Mann. Mit einer Biographie des Verfassers. Bamberg, Handelsdruckerei. 1 ℳ.

Bartolomaeus, Der General der Infanterie v. Hindersin. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Berlin, Mittler & Sohn. 60 ₰.

Drechsler P., Albert v. Hoditz, der Wundergraf von Roßwald. Ein Lebensbild. Leobschütz, Witke.

Maag A., Erinnerungen des Herrn Oberst Bernhard Isler von Wohlen i. A., weil. Lieutenant in napoleonischen Diensten. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben. Mit Islers Bild und Original-Unterschrift. Aarau, Sauerländer & Co. 1.80 ℳ.

Lentz L. C., Erinnerungen aus meinem Amtsleben, besonders in Amsterdam. Mit einem Vorwort von J. G. F. Rahn. Amsterdam, Delsmann & Nolthenius. 2.60 ℳ.

Klemm M., Wolff Friedrich Lindenspur, älterer Bürgermeister zu Stuttgart, Ein Lebens- und Sittenbild aus Stuttgarts Stadtgeschichte. Stuttgart, Wildt. 1 ℳ.

Martens Ch. v., Das Gottesgericht vom Jahre 1812. Der Feldzug Napoleons gegen Rußland nach dem Tagebuch des württembergischen Offiziers Ch. v. Martens. Calwer Familienbibliothek, 37. Band. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1.50 ℳ.

Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen von Roon und Clemens Theodor Perthes, Professor der Rechte in Bonn, aus den Jahren 1864—1867. Ein Nachtrag zu den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers. Herausgegeben von O. Perthes. Breslau. Trewendt. 2 ℳ.

Newald J., Friedr. Schlögl. Erinnerungen an einen alten Wiener. Ein Gedenkblatt zur 3. Wiederkehr seines Todestages. Wien, Braumüller. 1 ℳ.

Struve H. v., Ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Leipzig, Ungleich. 1.75 ℳ.

Süren L., Friedrich Süren. Lebensbild eines preußischen Offiziers und Patrioten. Berlin, Mittler. 2.25 ℳ.

Poschinger H. v., Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor v. Unruh (geb. 1806, gest. 1886). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 ℳ.

Wachenhusen H., Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus 30 Kriegs- und Friedensjahren. Volksausgabe. 1. Lieferung. Straßburger Druckerei. 25 ₰

Wagner Ph., Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Erdachtes. 2. Ausgabe. Leipzig, Claußner. 3.50 M.
Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha, Perthes. 2 M.
Steinhausen G., Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter. Eine Jenaer Rosenvorlesung (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Heft 225). Hamburg, Verlagsanstalt. 80 Pf.
Schranka E. M., Annalogie. Ein Annenbüchlein. Wien, Fromme. 1 M.
Andreae E., Die Geschichte der Jagd im Taunus. Frankfurt, Selbstverlag. 1894.

Kirchengeschichte. Theologie.

Knöpfler A., Lehrbuch der Kirchengeschichte. Auf Grund der akademischen Vorlesungen von K. J. v. Hefele. Freiburg i. Br., Herder. 9 M.
Grössel W., Die Stellung der lutherischen Kirche Deutschlands zur Mission im 17. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig.
Görigk E., Johannes Bugenhagen und die Protestantisierung Pommerns (Aus „Der Katholik"). Mainz, Kirchheim. 1.20 M.
Segmüller F., Blätter aus der Kirchengeschichte der Schweiz zur Zeit der Helvetik. Programm. Einsiedeln, Benzinger. 2 M.
Bähler E., Jean le Comte de la Croix. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der Westschweiz. Biel, Kuhn. 2 M.
Müller E., Geschichte der Bernischen Täufer. Nach den Urkunden dargestellt. Frauenfeld, Huber. 5.60 M.
Lackner, Rückblick auf die Geschichte der altstädtischen Kirchengemeinde zu Königsberg i. Pr. zur Feier des 50jährigen Bestehens ihres neuen Gotteshauses. Beigegeben ist das Bild der alten und der neuen Kirche. Königsberg, Hartung. 1 M.
Wieland M., Das Augustinerkloster und die adelige Schwesterschaft der Agelblume zu Königsberg. Würzburg, Göbel. 50 Pf.
Hertel G., Die Annahme der Reformation durch das Magdeburger Domkapitel. Programm. Magdeburg.
Zeugen und Zeugnisse aus dem christlich-kirchlichen Leben von Minden-Ravensberg. Bielefeld-Gadderbaum, Bethel. 40 Pf.
Pirazzi E., Die Gründung der deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach a./M. und die ihr vorausgegangenen und nachfolgenden Ereignisse des Jahres 1845. Eine Festschrift zur ersten Halbjahrhundertfeier ihres Bestehens, nach den vorhandenen Urkunden und eigenen Erinnerungen verfaßt. Offenbach, Strauß. 1 M.
Weech F. v., Codex diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cisterzienser-Abtei Salem. 13. (Schluß-)Lieferung. Karlsruhe, Braun. 20 M.
Ritter O., Geiler von Kaisersberg und die Reformation in Straßburg. Programm. Döbeln.
Stoffregen H., Chronik von Wülfinghausen und Wittenburg. Zur Jubelfeier der vor 300 Jahren erfolgten Säkularisation des Jungfrauenklosters Wülfinghausen und der vor 400 Jahren geschehenen Erbauung der Kirche zu Wittenburg. Leipzig, Fiedler. 1.20 M.
Baier J., Geschichte des alten Augustinerklosters Würzburg. (Gegründet 1262.) Würzburg, Stahel. 1.50 M.
Schnabel J., Geschichte der protestantischen Pfarrei Würzburg. Festschrift zur Einweihung der St. Johanniskirche. Würzburg, Ballhorn & Cramer. 1.35 M.
Corpus Reformatorum. Vol. 81. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. G. Baum, E. Cunitz, E. Reuss. Vol. 53. Braunschweig, Schwetschke. 12 M.

Baudissin W. W., Graf, August Dillmann. (Aus „Allgemeine Zeitung, Beilage".) Leipzig, Hirzel. 80 ₰.

Rupprecht E., Geheimrat Professor Dr. v. Frank. Ein Wort dankbarer Erinnerung für seine Schüler und Verehrer. (Erweiterter Sonderdruck aus „Korrespondenzblatt der bayerischen Geistlichkeit".) Rothenburg o/T., Peter. 30 ₰.

Eisslöffel L., Franz Kolb, ein Reformator Wertheims, Nürnbergs und Berns. Sein Leben und Wirken. Mit 15 Beilagen, darunter die von Kolb im Jahre 1524 eingeführte erste evangelische Gottesdienstordnung und das von ihm im gleichen Jahre verfaßte erste evangelische Bekenntnis der Stadt Wertheim a./M. Dissertation. Erlangen.

Pfülf O., Cardinal v. Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert. 1. Bd. Freiburg i./B., Herder. 9 ℳ

Gothein E., Ignatius v. Loyola und die Gegenreformation. Halle, Niemeyer. 15 ℳ

Köhler W. E., Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation im Spiegel der Kultur und Zeitgeschichte. Ein Beitrag zum Verständnis dieser Schrift Luthers. Halle, Niemeyer. 6 ℳ

Inhalt: Vorwort. I. Literarhistorische Uebersicht. II. Die Bibel als Quelle Luthers. III. Die Kirchengeschichte als Quelle Luthers. IV. Die Profangeschichte als Quelle Luthers. V. Die Verfassungsgeschichte als Quelle Luthers. VI. Das geistliche Recht als Quelle Luthers. VII. Adel und Humanismus in ihrem Einfluß auf Luthers Schrift. VIII. Die eigene Erfahrung, insbesondere die Romreise als Quelle Luthers. IX. Schluß.

Schreckenbach P., Luther und der Bauernkrieg. Dissertation. Leipzig.

Rogge B., Luthers Wartezeit auf der Wartburg. Festpredigt am Tage der Enthüllung des Lutherdenkmals zu Eisenach. Eisenach, Kahle.

Evers A., Das Verhältnis Luthers zu den Humanisten. Dissertation. Rostock.

Späth A. D., Wilh. Julius Mann, ein deutschamerikanischer Theologe. Erinnerungsblätter. Reading, Pa., Pilgerbuchhandlung. 8 ℳ

Flügel O., A. Ritschls philosophische und theologische Ansichten. 3. Auflage. Langensalza, Beyer. 2 ℳ

Knodt E., Dr. Joh. Westermann, der Reformator Lippstadts und sein sogenannter Katechismus, das älteste literarische Denkmal der evangelischen Kirche Westfalens. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Reformation und des Katechismus. Gotha, Schlößmann. 2 ℳ

Wick J., Aus meinem Leben. Aufzeichnungen zu meinem 50jährigen Priester-Jubiläum für den mir stets wohlgesinnt gewesenen schlesischen katholischen Klerus und das katholische Volk. Breslau, Aderholz. 80 ₰.

Bibliothekswesen. Buchdruck und Buchhandel.

Grahl W., Katalog der Stadtschulbibliothek. Programm. Greiz.

Oechelhaeuser A. v., Die Miniaturen der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg, beschrieben. 2. Teil. Heidelberg, Koester. 60 ℳ

Holder A., Die Handschriften der großherzoglich badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. III. Die Durlacher und Rastatter Handschriften. Karlsruhe, Groos. 4 ℳ

Lorenz W. und Grühn, Katalog der Bibliothek des Gymnasiums in Meldorf. Programm. Meldorf.

Kuthe A., Nachtrag zum Katalog der Bibliothek (1893) der Großen Stadtschule. Programm, Wismar 1894.

Zimmermann H., Katalog der Schulbibliothek (1869—1895). Programm. Zwickau.

Hanauer A., Diebolt Lauber et les calligraphes de Hagnenau au XVe siècle (Aus: Revue cathol. d'Alsace). Straßburg, Noiriel. 1.20 M.

Schürmann A., Der deutsche Buchhandel der Neuzeit und seine Krisis. Halle. Waisenhaus. 3 M.

Inhalt: I. Der deutsche Buchhandel der Neuzeit. II. Einleitung der Reform. III. Die Statutenänderung des Börsenvereins. IV. Die Verkehrsordnung. V. Die Verlagsordnung.

Theater- und Musikgeschichte.

Lindau P., Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen. Dresden und Wien, Verlag des Universum. Alfred Hauschild. 3.50 M.

Inhalt: Regie und Inscenierung. — Dichter und Bühne in Deutschland und Frankreich. — Ueber die Kunst des Schauspielers.

Freytag G., Technique of the drama: an exposition of dramatic composition and art; an authorized tr. from the 6 th German ed. by E. J. Mac Ewan. Chicago, Griggs. 50 c.

Benedikt M., Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Leipzig, Reisland. 6 M.

Im Anhange: Zwei dramaturgische Studien.

Schwering J., Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen. Münster, Coppenrath. 2 M.

Inhalt: I. Einleitung. II. Rederijker in Deutschland. III. Die niederländische Wanderbühne im 17. und 18. Jahrhundert. 1) Allgemeines. 2) Jan Baptista von Fornenburg. 3) Jakob von Ryndorp. 4) Anthony Spatsier. 5) Die Schauspielergesellschaft von Ryndorp und Noseman in Hamburg. IV. Niederländische und spanische Dramen auf dem Repertoire der deutschen Wanderbühne. V. Der Einfluß des niederländischen Theaters auf die deutsche Bühnentechnik.

Struck F., Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund (1697—1834). Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Mit einem Situationsplan des alten Stralsunder Schauspielhauses und der Nachbildung eines Stralsunder Theater-Zettels aus dem Jahre 1731. Stralsund, Kgl. Druckerei. 3 M.

Waneck A., Die Bühnenreform unter Kaiser Joseph II., ihre Vorgeschichte und Bedeutung. Programm. Mährisch-Ostrau.

Auf eingehendes Studium der besten Quellenwerke gestützt, erzählt der Verfasser dieses wichtige Kapitel der österreichischen Literaturgeschichte mit warmer Heimatsliebe und mit Betonung mancher weniger bekannten Einzelheit.

Das Passions-Schauspiel in Selzach (Schweiz) im Jahre 1895. Mit einer ausführlichen Beschreibung des Dorfes, einer kurzen Skizze der Sehenswürdigkeiten in der Umgebung, Reiserouten und historischen Einleitungen zu den Spielen. Solothurn, Petri. 65 ₰.

Gesangstext des Passionsspieles in Selzach (Ct. Solothurn, Schweiz). Redigiert und mit Liedertexten versehen von G. Vögeli-Nünlist. Herausgegeben von der Passionsspielgesellschaft Selzach. Solothurn, Petri. 65 ₰.

Thomas E., 40 Jahre Schauspieler. Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Carl Duncker. 3 M.

Rolland R., Histoire de l'opéra en Europe avant Lully et Scarlatti. Paris, Thomi. 10 fr.

Naumann E., Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis Richard Wagner. 6. Auflage. Leipzig, List & Francke. 3 M.

Sandberger A., Beiträge zur Geschichte der bayerischen Hofkapelle unter Orlando di Lasso. Drittes Buch: Dokumente. I. Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7 M.

Bader F., Die Pflege der Musik in Jever. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Singvereins. Jever, Mettcker. 1.20 M.

His W., Johann Sebastian Bach. Forschungen über dessen Grabstätte, Gebeine und Antlitz. Bericht an den Rat der Stadt Leipzig, im Auftrage einer Kommission erstattet. Nebst Schluß-Urteil der Kommission. Leipzig, Vogel. 16 M.

Beethoven L. v., As-dur-Sonate op. 26. Facsimile. Herausgegeben von E. Prieger. Bonn, Cohen.

Billroth. Wer ist musikalisch? Herausgegeben von Hanslick. Berlin, Paetel. 5 M.

Schubert Fr., Sämtliche Lieder und Gesänge. Serie XX Bd. 7—10. Leipzig, Breitkopf & Härtel. à 7.50 M.

Wagner R., Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4.80 M.

Wagner R., Tristant et Iseult. Traduction par M. Lyon. Paris, Maulde.

Hartmann L., Richard Wagners Tannhäuser. Festschrift zum Gedenktage der ersten Aufführung am 19. Oktober 1845 in Dresden. Unter Benutzung zeitgenössischer Quellen. Dresden, Bertling. 1 M.

Quinze lettres de R. Wagner, accompagnées de souvenirs d'éclaircissements, par E. Wille, née Sloman, trad. de l'allemand par A. Staps. Bruxelles Monnom. 4 fl.

Hébert M., Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners. Jesus von Nazareth — Tetralogie. — Tristan und Isolde. — Parsifal. Mit einer Einleitung von H. P. Freiherrn von Wolzogen. Uebersetzt von A. Brunnemann. München, Schupp. 2 M.

Thieme K. L., Richard Wagner im Dienste französischer Maler. Eine kritische Studie. (Zum Teil aus: „Die Grenzboten." Leipzig, Constantin Wild. 1 M.

Skalla F., Karl Maria von Weber. Geboren 18. Dezember 1786, gestorben 5. Juni 1836. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag). Prag, Härpfer. 30 H.

Weingartner F., Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums „Die Erlösung". Kiel, Lipsius & Tischer. 4 M.

Kunstgeschichte.

Meyer Julius, Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von C. Fiedler. Leipzig, Grunow. 5 M.

Inhalt: Vorwort des Herausgebers. — Die Münchner Maximiliansstraße und der moderne Baustil (1863). — Die moderne Architektur und ihr Verhältnis zu den verschiedenen Baustilen, mit besonderer Beziehung auf München (1865). — Die bayrischen Könige Ludwig der Erste und Maximilian der Zweite (1865). — Die neueste deutsche Kunst. (Bei Gelegenheit der zweiten allgemeinen deutschen und historischen Kunstausstellung zu Köln 1861). — Die Gegensätze in der modernen Kunst. (Bei Gelegenheit der internationalen Kunstausstellung in München 1863). — Die deutsche Kunst und Kaulbachs Zeitalter der Reformation (1863). — Die Bildung des modernen Künstlers (1865).

Piper O., Burgenkunde. Forschungen über gesamtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes. München, Ackermann 28 M.

Reineck C., Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge 215. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1 M.

Büttner Pfänner zu Thal, Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler nebst Wüstungen. Mit Illustrationen in Lichtdruck, Heliogravuren und Phototypen. 9. und 10. Heft. Dessau, Kahle. à 2.50 M.

Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern vom 11. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Beschrieben und aufgenommen im Auftrage des kgl. Staatsministeriums 1. Band 11. Lieferung. Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirks Oberbayern. Bearbeitet von G. v. Bezold und B. Riehl unter Mitwirkung anderer Gelehrter und Künstler. 10 M.

Zimmermann M. G., Die bildenden Künste am Hof Herzog Albrechts V. von Bayern (Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 5). Straßburg, Heitz. 5 M.

Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben durch eine im Auftrage Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellte Kommission. (V.) Provinz Oberhessen. Kreis Friedberg. Von R. Adamy. Mit 184 Abbildungen im Text nach Original-Zeichnungen von C. Bronner und 13 Tafeln in Lichtdruck. Darmstadt, Bergstraeßer.

Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Im Auftrage des Provinzial-Verbandes bearbeitet von J. Kohte. 3. Band: Die Landkreise des Regierungs-Bezirkes Posen. 1. Lieferung. Berlin, J. Springer. 2 M.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Herausgegeben vom k. sächsischen Altertumsverein. 17. Heft. Dresden, Meinhold & Söhne.

Inhalt: Gurlitt C., Stadt Leipzig. 1. Teil.

Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. II. Serie, 1. Lieferung. Wien, Graeser. 5 M.

Reiter J. M., Ueber kirchliche Kunst in Tirol in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Programm. Hall.

Ludorff A., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Herausgegeben vom Provinzial-Verbande der Provinz Westfalen. (IV und V.) Der Kreis Dortmund (Stadt und Land). Mit geschichtlichen Einleitungen von E. Roese. Paderborn, Schöningh. à 5.80 M.

Baugeschichte des Basler Münsters. Herausgegeben vom Basler Münsterbauverein. Nebst 2 Mappen mit Zeichnungen. Berlin, Wachsmuth. 40 M.

Baur Ch., Die Brixner Malerschule des XV. Jahrhunderts. Studie (Aus: „Kunstfreund"). Bozen, Auer & Co. 50 H.

Lochner v. Hüttenbach Freiherr O., Die Jesuitenkirche zu Dillingen, ihre Geschichte und Beschreibung mit besonderer Berücksichtigung des Meisters ihrer Fresken Christ. Thom. Scheffler (1700—56). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Stuttgart, Neff. 3.60 M.

Battenberg F. W., Die alte und die neue Peterskirche zu Frankfurt am Main. Frankfurt a/M., Kesselring. 3.80 M.

Staehle W., Die Kilianskirche in Heilbronn. Nach alten und neuen Quellen dargestellt. Heilbronn, Salzer. 50 ₰.

Wanckel O. und C. Gurlitt, Die Albrechtsburg zu Meißen. Unter Benützung amtlicher Quellen herausgegeben. Dresden, Baensch. 30 ℳ.

Wagner H., Münchener Plastik um die Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts. Eine kunstgeschichtliche Studie. München, A. Ackermanns Nachfolger. 2 ℳ.

Hertkens F., Wilhelm Achtermann. Ein westfälisches Künstlerleben. Trier, Paulinus-Druckerei. 50 ₰.

Baldung, gen. Grien H., Die Handzeichnungen, in Original-Größe und Lichtdruck-Abbildungen nach den Originalen. Mit Unterstützung der Regierung von Elsaß-Lothringen und der Stadt Straßburg zum ersten Male herausgegeben von G. v. Térey. Straßburg, Heitz. II. Band. 100 ℳ.

Sach A., Hans Brüggemann und seine Werke. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schleswig-Holsteins. 2. Auflage. Schleswig, Bergas. 2.40 ℳ.

Cranach Lukas, Sammlung von Nachbildungen seiner vorzüglichsten Holzschnitte und Stiche. Herausgegeben v. F. Lippmann. Berlin, Grote. 100 ℳ.

Voretzsch O., Friedrich Ludwig Theodor Doell, Professor der Malerkunst weiland in Altenburg. Nach einem Vortrag. Altenburg, Bonde. 30 ₰.

Knackfuß H., Künstler-Monographien. 5. Band. Dürer. Mit 127 Abbildungen. 2. Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Lehmann Rudolf, Erinnerungen eines Künstlers. Mit 15 Porträtzeichnungen in Lichtdruck und einem Titelbilde. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1896. 7 ℳ.

I. Erlebnisse 1813—1867. II. Charakterköpfe: König Friedrich Wilhelm IV. — Ferdinand Gregorovius. — Adolf Stahr; Fanny Lewald. — Friedrich Overbeck. — August Riedel. — Ernst Meyer. — Franz Liszt. — Ferdinand Hiller. — Alexander von Humboldt. — Goethes Nachkommen. — Anhang. Briefe von Franz Liszt, Karl Eckert, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Ferdinand Hiller.

Semper M., Hasenauer und Semper. Eine Erwiderung und Richtigstellung. (Aus: „Allgemeine Bauzeitung".) Hamburg, Boysen & Maasch. 6 ℳ.

Geschichte der Philosophie.

Drews A., Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Leipzig, Fock. 12 ℳ.

Tille A., Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik. Leipzig, C. G. Naumann. 4.50 ℳ.

Inhalt: Vorwort. — Entwicklungslehre und Entwicklungsethik. — Die Ueberwindung des Glücksutilitarismus. — Der physiologische Utilitarismus. — Nächstenmoral und Gattungsmoral. — Die deutsche Entwicklungsethik. — Humanität und Darwinismus. — Das neue Ideal.

Comenii J. A. opera. Tom. I. Physicae ad lumen divinum reformatae synopsis. Disquisitiones de caloris et frigoris natura. Cartesius cum sua philosophia a mechanicis eversus. Cum versione germanica edita et notis illustrata a. J. Reber. — Entwurf der nach dem göttlichen Lichte umgestalteten Naturkunde und dessen beide Abhandlungen: „Untersuchungen über die Natur der Wärme und des Lichtes" und „Descartes mit seiner Naturphilosophie von den Mechanikern gestürzt." Herausgegeben, übersetzt und erläutert von J. Reber. Gießen, Roth. 12 ℳ.

Engels F., Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach vom Jahre 1845. 2. Auflage. Stuttgart, Dietz. 75 ₰.

Cesca G., L'Idealismo Sogettivo di J. G. Fichte. Padua und Verona, Fratelli Drucker.

Adickes E., Kant-Studien. Kiel, Lipsius & Tischer. 4 M.

Brenneckam M., Ein Beitrag zur Kritik der Kantschen Ethik. Dissertation, Greifswald.

Ferber E. O., Der philosophische Streit zwischen J. Kant und Johann August Eberhard. Dissertation. Gießen. 1894.

Hoar R., Der angebliche Mysticismus Kants. Dissertation. Bern.

Herz M., Kritische Psychiatrie. Kantische Studien über die Störungen und den Mißbrauch der reinen spekulativen Vernunft. Teschen, Prochaska. 3.50 M.

Gneisse K., Das sittliche Handeln nach Kants Ethik. Programm. Colmar.

Müller C., Ueber Kants Stellung zum Idealismus. Programm. Berlin.

Schröder P., Kants Lehre vom Raum. Ein Beitrag zur Kritik der „transscentendalen Aesthetik." Festschrift. Halle 1894.

Thon O., Die Grundprincipien der Kantischen Moralphilosophie in ihrer Entwickelung. Berlin, Mayer & Müller. 2 M.

Krause K. Ch. F., Le système de la philosophie. La théorie de la science. II tom. Trad. de l'Allemand par L. Buys. Weimar, Felber. 6 M.

Lange F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 5. wohlfeile Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen. 1. Heft. Leipzig, Baedecker. 60 ₰.

Bodemann E., Die Leibniz-Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Hannover, Hahn. 7 M.

Mandl S., Kritische Beiträge zur Metaphysik Lotzes. Dissertation. Bern.

Förster-Nietzsche E., Das Leben Friedrich Nietzsches. 1. Band. Leipzig, C. G. Naumann. 9 M.

Steiner R., Friedrich Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit. 2. Auflage. Weimar, Felber. 3 M.

A. Schopenhauers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. Band 7—9. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 257., 260., 263. Band.) Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Schopenhauer A., Counsels and Maxims: Being the Second Part of Aphorismen zur Lebensweisheit. Trans. by T. Bailey Saunders. London, Swan Sonnenschein. 2 sh. 6 d.

Bäck L., Spinozas erste Einwirkungen auf Deutschland. Dissertation. Berlin.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Stöckl A., Das Verhältnis der Pädagogik zur Religion und Philosophie. (Pädagogische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von J. Pötsch. 11. Heft.) Kempten, Kösel. 60 ₰.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen. Herausgegeben von J. Gansen, A. Keller und B. Schulz. Paderborn, Schöningh.

6. Band. Salzmanns Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder. Für Schule und Haus bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Wimmers. — Felix Molmann oder das Leben und Wirken eines christlichen Mustererziehers vor 100 Jahren. Nebst Auszügen, pädagogischen Lehren und Grundsätzen aus dessen Tagebuche. Bearbeitet von J. Pieper. 2. Auflage. 1.20 M.

20. Band. J. Demeters Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Für den Schulgebrauch und zum Selbststudium neu bearbeitet und mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von J. Nießen. 1.60 M.

21. Band. J. F. Herbarts pädagogische Schriften. II. Band. Ausgewählte kleine pädagogische Schriften. Mit einem Lebensbilde Herbarts und mit Anmerkungen versehen von J. J. Wolf. 2.20 M.

22. Band. J. M. Sailers, Ueber Erziehung für Erzieher. Bearbeitet und zum schulmäßigen Gebrauch eingerichtet von J. Gansen. 2. Auflage. 1.60 M.

Eickershoff E., Dr. Hermann Artopé, Direktor der Oberrealschule zu Elberfeld, geboren den 25. März 1827, gestorben den 16. November 1893. Programm. Elberfeld 1894.

Keller L., Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft 3. Jahrgang 1. Stück). Münster, Bredt. 2.25 M.

Haage R., Rede über die Bedeutung des Johann Amos Comenius, gehalten am 22. März 1892. Programm. Lüneburg 1894.

Stötzner P., Sigismund Evenius. Ein Beitrag zur Geschichte des Ratichianismus. Programm. Zwickau.

Vetter T., Aus den Jugendjahren der Höheren Töchterschule: Jungfer Susanna Goßweiler. Programm. Zürich.

Eben H., Lorenz Götz, der Neuwieder Rektor. Neuwied, Heuser. 50 ₰.

Rowe S. H., Herbarts Ansichten von dem Zwecke des lateinischen und griechischen Unterrichts dargestellt und beurteilt. Dissertation. Jena.

Duproix P., Kant et Fichte et le problème de l'éducation. Paris Fischbacher. 7.50 fr.

Viereck L., Wilhelm Krumme. Ein Lebensbild. Programm. Braunschweig.

Jungwirth P. T., P. Augustin Obenaus. Nachruf. Programm. Melk.

Pestalozzis sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von H. Morf und O. Hunziker herausgegeben von L. W. Seyffarth. 19. Band. 1.—3. Lieferung. Liegnitz, Seyffarth. à 60 ₰.

Pestalozzi H., Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Erster und zweiter Teil mit sechs Bildern in Lichtdruck nach Chodowiecki und einer Ansicht des Neuhofs. Nach der Original-Ausgabe von 1781/83 neu herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzistübchen in Zürich zum 12. Januar 1896. Zürich, F. Schultheß. 1. Lieferung. 80 ₰.

Kayser W., Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung dargestellt (mit Bildnis). Zürich, Fr. Schultheß. 3.20 M.

Morf H., Pestalozzi als Begründer unserer Armen-Erziehungs-Anstalten. (Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. 8. Band, 4. Heft.) Bielefeld, Helmich. 75 ₰.

Seyffarth L. W., Pestalozzi, ein Vater und Anwalt der Armen. Liegnitz, Seyffarth. 50 ₰.

Schneider K., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und auf französischem Boden. Zwei Vorträge. 5. Auflage. Berlin, Gärtner. 1 M.

Lehner T., P. Simon Rettenbachers pädagogisch didaktische Grundsätze. Ein Beitrag zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. Programm. Kremsmünster.

Zelter J., Der selige Johann Baptist de la Salle. Ein Pädagoge vor 200 Jahren. Eine biographisch-pädagogische Studie. (Pädagogische Vorträge

und Abhandlungen. Herausgegeben von J. Pötsch. 13. Heft.) Kempten, Kösel. 70 ₰.

Freyer J. G., Rede zur Feier des 100. Geburtstages Dr. Karl Vogels, ehemaligen Direktors der Bürgerschule und der Realschule zu Leipzig. Leipzig, Fleischer. 60 ₰.

Eickershoff E., Oberrealschullehrer Theodor Wallis, gestorben am 21. Januar 1894. Programm. Elberfeld 1894.

Morf H., 32 Jahre aus dem Leben eines Waisenvaters. (Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. 7. Band, 9. Heft.) Bielefeld, Helmich. 50 ₰.

Lichtenfeldt C., Die Poesie im Schulhause. Ernste und heitere Bilder aus dem Lehrerleben. Breslau, Woywod. 40 ₰.

Kehrbach K., Jahresbericht über die Literatur zur deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte. (Aus: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte IV.) Stuttgart, Göschen. 1.50 ℳ.

Paulsen F., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2. Auflage. 1. Halbband. Leipzig, Veit. 7 ℳ.

Weber K., Kurzer Abriß der Geschichte der Leibesübungen in Deutschland vom Jahre 1774—1895. Beobachtungen und Betrachtungen. Anhang: Das Turnen an der isolierten Lateinschule und nachher am Gymnasium in Burghausen. Programm. Burghausen.

Krampe W., Die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Jugenderziehung und der Leibesübungen. Breslau, Korn. 3 ℳ.

Frey J., Zur Geschichte der lateinischen Schulgrammatik. Programm. Münster.

Gebhard F., Dr. Ludwig v. Müller, k. b. Staatsminister, und das bayerische Gymnasialschulwesen. (Aus: Blätter für das Gymnasialschulwesen.) München, Lindauer. 80 ₰.

Eckart R., Die Fürsten des Welfenhauses in ihren Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft. Festgabe zum 150jährigen Jubiläum des Collegium Carolinum in Braunschweig. Braunschweig, Schwetschke. 1.50 ℳ.

Frankfurter S., Graf Leo Thun-Hohenstein. Biographische Skizze. (Aus „Allgemeine deutsche Biographie".) Leipzig, Duncker & Humblot. 1.60 ℳ.

Moldenhauer F., Geschichte des höheren Schulwesens der Rheinprovinz unter preußischer Regierung. Köln, P. Neubner. 3 ℳ.

Festschrift für die 22. Hauptversammlung des Lehrerverbandes der Provinz Sachsen. Den Teilnehmern gewidmet vom Ortsausschuß. Magdeburg 1894.

Inhalt. Mackeprang P., Die früheren Lehrerbildungsanstalten Magdeburgs: Das Seminar zu Kloster Bergen, das Seminar am Dom, das Königliche Seminar. — Weber Fr., Zur Geschichte des Magdeburger Schulwesens. 1. Die Zeit bis zur Zerstörung der Stadt im Jahre 1631. 2) Von der Zerstörung der Stadt bis zur Reorganisation der Schulen 1631—1819. 3) Von der Reorganisation des Magdeburger Schulwesens im Jahre 1819 bis auf unsere Zeit.

Beringer U., Geschichte des Zofinger Vereins. Kulturbilder aus dem schweizerischen Studentenleben des 19. Jahrhunderts. Im Auftrage des Zofinger Vereins bearbeitet. 1. Buch. Der Zofinger Verein während der Restaurationszeit 1819—30. Basel, Reich. 6 ℳ.

Glatzer K., Aus der Geschichte der Universität Halle. Die Gründung der Friedrichsuniversität und ihre Geschichte bis zur Vereinigung mit der Universität

Wittenberg nebst einer Darstellung des studentischen Lebens in Halle bis zu zu den Freiheitskriegen. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 1 M.

Kroschel, Beitrag zur Geschichte des Programms nebst einem Verzeichnis der seit 1839 in den Programmen des Arnstädter Gymnasiums erschienenen Abhandlungen. Programm. Arnstadt.

Schneider G. J., Zur Geschichte der Cottbuser Stadtschule. Programm. Cottbus.

Kühn G., Regesten zur Geschichte des Karl Friedrich-Gymnasiums. Programm Eisenach.

Hellmann W., Ueber die Anfänge des mathematischen Unterrichts an den Erfurter evangelischen Schulen im 16. und 17. Jahrhundert. I. Nebst einer Schulordnung für die Erfurter Trivialschulen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Programm. Erfurt.

Schneider H., Geschichte des königlichen Friedrich-Gymnasiums in den Jahren 1869—1894. Festschrift. Frankfurt 1894.

Braun P., Illustris scholae Hanoviensis leges et album civium academicorum inde ab anno 1665 usque ad annum 1812. I. 1665—1724. Programm. Hanau.

Baran A., Geschichte der alten lateinischen Stadtschule und des Gymnasiums in Krems. Krems, Oesterreicher. 2.80 M.

Wustmann G., Urkundliche Beiträge zur frühesten Geschichte der Nicolaischule. Programm. Leipzig.

Wesemann H., Zur älteren Schulgeschichte Löwenbergs. Programm Löwenberg.

Jordan R, Beiträge zur Geschichte des städtischen Gymnasiums in Mühlhausen in Thüringen. Programm. Mühlhausen.

Werner E., Geschichte des kgl. Gymnasiums zu Oels. Gelegenheitsschrift. Oels 1894.

Fritzsche R., Die lateinische Stadtschule zu Oschatz im 17. und 18. Jahrhundert. Programm. Oschatz.

Beckhaus H., Zur Geschichte des königl. Gymnasiums zu Ostrowo. Festschrift. Ostrowo.

Inhalt: Beckhaus H., Zur Geschichte des k. Gymnasiums zu Ostrowo. Brandt H., Beiträge zur Geschichte der Stadt Ostrowo in südpreußischer Zeit.

Hense J., Das Gymnasium Theodorianum zu Paderborn unter der preußischen Regierung (1802—1895). Programm. Paderborn.

Schönborn E., Zur Vorgeschichte der evangelischen Fürstenschule in Pleß. I. Vor hundert Jahren. Programm. Pleß.

Heinisch H., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Gymnasium poeticum zu Regensburg I. Programm. Regensburg.

Lemcke H., Urkunden zur Geschichte der Stettiner Ratsschule in fünf Jahrhunderten. III. Bestallungen und Besoldungsverhältnisse. Programm. Stettin.

Ewen J., Zur Geschichte der Trierischen höheren Schulen. I. Trierische Höhere Schulen im Altertum. Fortsetzung. Kirchliche Schulen zu Trier. Programm. Trier 1894.

Fritze, Verzeichnis aller Abiturienten des Wiesbadener Gymnasiums von 1847—1894. Festschrift. Wiesbaden 1894.

Festschrift zur Gedenkfeier des 50jährigen Bestehens des königl. Realgymnasiums zu Wiesbaden. Wiesbaden, Moritz & Münzel. 1 M.

I. Hochhuth, Kurze Geschichte des königl. Realgymnasiums. II. Schedtler, Verzeichnis der Lehrer der Anstalt. III. Fries, Kühn, A. Metzer, Ruppel und J. Weber, Verzeichnis der Abiturienten von 1847—1895.

Spieß B., Verzeichnis aller Lehrer des Wiesbadener Pädagogiums (1817 bis 1844) und des Gymnasiums (1844—1894). Festschrift. Wiesbaden 1894.
Pachler, Geschichte des Wiesbadener Pädagogiums. I. Festschrift. Wiesbaden 1894.

Die Literatur in der Schule.

Hildebrand R., Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt, mit einem Anhang über die Fremdwörter und einem über das Altdeutsche in der Schule. 5. Auflage. Leipzig, Klinkhardt. 3 *M.*
Klee G., Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Dresden, Bondi. 2 *M.*

Eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur während der letzten Jahre. Ein geschulter Fachmann, der in der neueren wissenschaftlichen Literatur wohl zu Hause ist und des sicheren Untergrundes der eigenen selbständigen Forschung nicht entbehrt, verwertet seine pädagogischen Ueberzeugungen und seine bisherigen Erfahrungen im Unterricht zu der Abfassung eines Handbuches, welches „nicht die Aufgabe des Lehrers lösen, nicht ihm ins Handwerk pfuschen, auch nicht dem Schüler die Freude an eigener Arbeit rauben, sondern dem Lehrer die Mühe erleichtern und die Zeit ersparen, mit ihm den Lernenden anregen und weisen, seinen Fleiß befruchten, Verständnis und Liebe wecken helfen" will. „Die jetzt sehr beliebten Analysen der klassischen Dramen" und „die üblichen breiten Inhaltsangaben der Dichtungen" fehlen darum ebenso, wie an die Stelle zusammenhängender Biographieen der einzelnen Dichter knappe Skizzen getreten sind, welche die wichtigsten Daten ins Gedächtnis rufen sollen. Den pädagogischen Wert des bei aller Kürze und Gedrängtheit klar und vornehm ja fesselnd geschriebenen Buches abzumessen, müssen wir andern überlassen, uns wenigstens scheinen die Urteile des Verfassers durchaus maßvoll und gerecht, die Charakteristiken lebendig und anschaulich. Ohne in den Chauvinismus der Gallophoben zu verfallen und einseitig nationalen Sport zu betreiben, geht er voll des wärmsten Patriotismus vor allem den nationaldeutschen Strömungen nach und reicht der volkstümlichen Dichtung den Kranz dar. Seinem wissenschaftlichen Gehalte nach beurteilt, schöpft das Buch wirklich überall aus den besten Quellen, denen es doch selten blindlings folgt — ein paar lange wörtliche Citate aus Goedeke und Lehmann stören uns allerdings — und gibt, worauf der Verfasser in der Vorrede Gewicht legt, bis an die Schwelle der neuesten Zeit heran wirklich ein Bild der literarischen Entwicklung, wobei nur im 16. Jahrhunderte das lateinische Drama, das nach Goedeke und Scherer in keiner deutschen Literaturgeschichte mehr fehlen sollte, mit Unrecht bei Seite geschoben ist. Im 19. und teilweise schon im 18. Jahrhundert, wo die Fäden sich immer mehr verschlingen, wird dies schwieriger. Ich kann mir nicht denken, daß der Leser ein Bild von der Entwicklung Wielands und des deutschen Romans aus einem Buche gewinnt, worin der „Agathon" gar nicht genannt wird, und daß jemand sich auch nur ungefähr eine Vorstellung von Raimunds und Grillparzers Stellung in der deutschen Poesie machen kann, wenn ihm kein Wort von der Art und Bedeutung des Wiener Theaters gesagt wird. Im 19. Jahrhundert wird das Nacheinander überhaupt gerne durch ein Nebeneinander abgelöst: Fritz Reuter und Klaus Groth z. B. haben den Platz (S. 171) zu tauschen und der Quickborn hat an den Anfang der neuen plattdeutschen Dichtung zu rücken als Anreger auch der Produktion Reuters; ebenso stehen andere, wie Chamisso oder Grabbe, nicht an der richtigen Stelle. Darüber und über die

für das Buch getroffene Auswahl von Dichternamen und Dichtwerken ließe sich vieles sagen. Klee hat nach Vollendung des Manuskriptes aus pädagogischen Gründen das Ganze wohl um 50 Druckseiten gekürzt und ebenso viele Schriftstellernamen gestrichen. Wir nehmen an, daß Namen wie Erasmus Alberus, Lauremberg, Liscow, Pyra, Uz, Forster dem Rotstift zum Opfer gefallen sind, weil wir uns sonst deren Abwesenheit nicht leicht erklären könnten. Und darf nach Scherers Literaturgeschichte auch eine kürzere Darstellung den Pater Martin von Cochem heut noch übergehen? Oder sollte da doch protestantische Voreingenommenheit mitspielen, der es dann auch zuzuschreiben wäre, daß Thomas Murner als der „boshaft witzige" in $1^1/_2$ Zeilen abgethan wird, daß F. Spee und Angelus Silesius, ohne daß der leiseste Versuch gemacht wird, sie durch eine kurze Charakteristik emporzuheben, im Gedränge der protestantischen geistlichen Dichter an die Wand gedrückt werden? — Im Einzelnen nur Weniges: S. 49 ist die Erwähnung von Uhlands „Des Sängers Fluch" in diesem Zusammenhange störend. — S. 50 Der Satz: „Jedes Volkslied geht, wie jedes andere poetische Erzeugnis, auf einen Dichter zurück, dessen Name nur vergessen wurde" erweckt eine falsche Vorstellung von der Verbreitung der Volkslieder. — Statt des verwirrenden Zusatzes S. 60: „in seiner Flugschrift . . . ‚Wider Hanß Worst', deren Derbheit allerdings in Erstaunen setzt", hätte doch der grobianische Charakter der Zeit geschildert werden sollen. — S. 67 bei der Erwähnung des Amadis zusammen mit älteren Volksbüchern herrscht chronologische Verwirrung. — S. 71 fehlt Ramlers Name. — S. 76 lies „Barthold" statt „Berthold". — S. 106 Wielands Shakespeareübersetzung ist nicht durchwegs in Prosa abgefaßt. — S. 147 Warum ist Fichte in die Anmerkung verbannt, er, der doch in die vorderste Reihe gehört? — S. 163 Bauernfeld ist nicht 1812, sondern 1802 geboren und wenn „Großjährig" als seine „erste Kommödie" bezeichnet wird, so wird er dabei um nicht weniger als um drei Jahrzehnte fruchtbaren dichterischen Schaffens gebracht! A. S.

Lemmermeyer F., Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. II. Teil. Vom Ausgang des 13. Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Krieg (Breitensteins Repetitorien Nr. 63 a). Leipzig und Wien, Breitenstein. 1.10 *M.*

Kietz H. Zur Einführung in die Literaturkunde. Erläuterungen zu 230 epischen und lyrischen Dichtungen für die Schulpraxis. Langensalza, Greßler. 4.50 *M.*

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Leipzig, Freytag.

Goethe, Gedichte (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Bachmann. 60 *Pf.*

Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Hachez. 2 Bände. 80 *Pf.*

Der Göttinger Dichterbund. Gedichte von Hölty, Voß, den Brüdern Stolberg, Bürger, M. Claudius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Windel. 60 *Pf.*

Klopstocks Oden. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von R. Windel. 60 *Pf.*

Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Mauk. 90 *Pf.*

Lessing, Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Langer. 70 *Pf.*

Schiller, Gedichte (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Bachmann. 80 *Pf.*

Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Scheich. 80 ₰.

Schiller, Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. H. Stoklaska. 90 ₰.

Uhland, Gedichte (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Bachmann. 70 ₰.

Uhland. Ernst, Herzog von Schwaben. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Eichhoff. 60 ₰.

Dichter der Freiheitskriege. Gedichte von E. M. Arndt, Th. Körner, M. von Schenkendorf, F. Rückert. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Windel. 60 ₰.

Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch. 2. Heft. Wien, Hölder. 50 ₰.

Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Schiller. Herausgegeben von J. Pölzl. 3. Auflage.

Meisterwerke der deutschen Literatur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von K. Holdermann, L. Sevin, M. Evers und B. Uellner. Berlin, Reuther & Reichard.

11. Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht von G. E. Lessing. Schulausgabe von B. Uellner. 2. Auflage. 60 ₰.

14. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel von J. W. v. Goethe. Schulausgabe von B. Uellner. 2. Auflage. 50 ₰.

Schiller H. und B. Valentin, Deutsche Schulausgaben. Dresden, Ehlermann.

10. 11. Lessing G. E., Hamburgische Dramaturgie (Auszug). Herausgegeben von P. Primer. à 50 ₰.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 22. Band. Paderborn, Schöningh. 1 ℳ.

Körner Th., Zriny, Trauerspiel. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. Dahmen.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

72. Schiller, Briefe über den Carlos. Herausgegeben von M. Schneidewin. 50 ₰.

73. Herder, Ausgewählte Prosa. II. Herausgegeben von R. Franz. 75 ₰.

Heinze H. und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen. Leipzig, Engelmann. à 80 ₰.

4. Bändchen. Aufgaben aus „Götz von Berlichingen“ und „Egmont“ zusammengestellt von Heinze.

5. Bändchen. Aufgaben aus „Iphigenie auf Tauris“ zusammengestellt von Heinze.

Grosse E., Uebersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Zum Schulgebrauch. Programm. Königsberg.

Geisel J., Der Glockenguß. Materialien zur Besprechung des Schillerschen Gedichtes von der Glocke. Für den Gebrauch in höheren Lehranstalten bearbeitet und herausgegeben. Leipzig, Dürr. 75 ₰.

Schmidt O. E., Lieder der Deutschen aus den Zeiten der Freiheitskriege und der Kämpfe um die nationale Einheit. Für Schule und Haus zusammengestellt. Leipzig, Teubner. 80 ₰.

Riehl W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Th. Matthias. Stuttgart, Cotta. 1.20 ℳ.

Stoff- und Sagengeschichte. Volkstümliches.

Böhtlingk, Neuere und ältere Versuche, die Fabel vom Bock und dem Messer zu deuten. Nebst einem Exkurse. Akademieschrift. Leipzig.

Lewin M., Aramäische Sprichwörter und Volkssprüche. Ein Beitrag zur Kenntnis eines ostaramäischen Dialektes, sowie zur vergleichenden Parömiologie. Dissertation. Erlangen.

Reissenberger R., Zum armenischen Märchen „Der Fuchs und der Sperling". Programm. Bielitz.

Thümen F., Die Iphigenienſage in antikem und modernem Gewande. 2. Auflage. Berlin, Mayer & Müller. 1 M.

Schöne A., Ueber die Alkestis der Euripides. Rede am 27. Januar 1895. Kiel. S. 16. 25—27 über Wielands Singspiel und Goethes Farce „Götter, Helden und Wieland" mit wertvollen Nachweisen über die von Goethe benutzten Quellen.

Mazzoleni A., Aci e Galatea nella leggenda. Acireale, Donzuso.

Richter K., Der deutsche St. Christoph. I. Die Vorgeschichte der Christophlegende. Dissertation. Berlin.

Kohler J., Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig, Pfeiffer. 3 M.

In dieser weitausgreifenden, auf einem überaus reichen Material aufgebauten Untersuchung faßt Kohler den Melusinenmythus im weitesten Sinne als „den Kindheitstraum der Weltgeschichte" auf und findet in dem Wiederkehren dieses Mythus bei allen Völkern ein Zeugnis der wunderbaren Einheit des Menschengeschlechtes und des menschlichen Geistes. Das Charakteristische des Mythus sieht Kohler darin, daß ein Wesen anderer Ordnung sich zum Menschen gesellt und, nachdem beide wie zwei Menschen zusammengelebt, bei einem bestimmten Ereignis wieder verschwindet. Dieses Ereignis, das die Trennung herbeiführt, kann verschieden sein: die Geburt eines Sohnes, oder der Wegfall des Hindernisses, das die Rückkehr des Zauberwesens hemmt, oder eine bestimmte Kränkung, Eifersucht, Nichtbeachtung eines ausdrücklichen Verbotes u. a., für alle diese Varianten bringt Kohler im ersten Abschnitte zahllose Beispiele aus dem Märchenschatz der verschiedensten Völker. In den folgenden Abschnitten behandelt Kohler eingehend und vom mythenvergleichenden Standpunkt aus das dem Melusinenmärchen zukommende Motiv von der Verwandlung eines Tieres oder Halbtieres in menschliche Gestalt, ferner die rechtliche Frage dieses Mythus, seine enge Beziehung zum sogenannten „Mutterrecht" zahlreicher Volksstämme und zeigt endlich, daß der (später an ein historisches Geschlecht geknüpfte) Melusinenstoff seine Wurzeln in „der animistischen Gestaltung" besonderer socialer Verhältnisse in der Jugendzeit der Völker habe. — Zu den Sagen von den engen Beziehungen zwischen Mensch und Tier (S. 46 ff.) könnte erwähnt werden, daß ähnliche Beziehungen, so das Säugen junger Tiere durch Frauen und der fleischliche Umgang zwischen Menschen und Tieren als wirkliche Vorkommnisse bei den verschiedensten Völkern für Vergangenheit und Gegenwart erwiesen sind (vgl. Ploß-Barthels, Das Weib 1, 199 f. 322 f.). Die Anschauung vom Wehrwolf (S. 45) findet ihre Parallele in der allgemein verbreiteten Meinung von der zeitweiligen Verwandlung der Hexen in Katzen. — Eine Sammlung und Bearbeitung der wichtigsten in den Melusinentypus einschlagenden internationalen Märchen und Sagen bereitet Kohler für die nächste Zeit vor. A. H.

Radlkofer M., Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph L. Aurbacher. Vortrag. Mit einer Abbildung aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, heraus-

gegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 121. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1 *M.*

Gisler A., Die Tellfrage. Versuch ihrer Geschichte und Lösung. Zur Enthüllung des Telldenkmals in Altdorf am 28. August 1895. Verfertigt im Auftrage der hohen Regierung des Kantons Uri. Bern, Wyß. 4.20 *M.*

Probst E., Der Prozeß der Jungfrau von Orleans. Programm. Basel.

Zürcher J., Jeanne d'Arc. Vom psychologischen und psychopathologischen Standpunkte aus. Eine Studie. Dissertation. Zürich.

Cosquin E., Les contes populaires et leur origine, dernier état de la question. Paris.

Mallock W. H., Studies of contemporary Superstition. London. 7.20 *M.*

Mannhardt W., Zauberglauben und Geheimnisse im Spiegel der Jahrhunderte Leipzig, Barsdorf. 4 *M.*

Saubert B., Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, eine zum Verständnis der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung. Hannover, Helwing. 3 *M.*

Das Buch verfolgt einen praktischen Zweck: es will weiteren Kreisen ein Bild von der germanischen Mythologie in ihren Hauptzügen entwerfen und deren Spuren in den noch heute üblichen Volksfesten, in Märchen, Sagen und Liedern aufdecken, ja es will dazu beitragen, daß das deutsche Volk aus seiner altheidnischen Weltanschauung die Anregung empfange zur Schärfung seines Geistes und Willens, zur Veredlung seines Strebens und Wirkens. Eine Besprechung des zuletzt ausgesprochenen Gedankens, der heutzutage bezeichnender Weise sehr häufig auftaucht, gehört nicht in eine literargeschichtliche Zeitschrift. Die erst erwähnte wissenschaftliche Aufgabe aber, die sich der Verfasser gestellt hat, ist gewiß sehr schön und dankbar, nur müßte sie tiefer gefaßt und eindringlicher durchgeführt werden, als es hier geschehen ist. Saubert beherrscht nicht die jüngere wissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand — eine Forderung, die auch für populäre Bücher, wenn sie gut sein sollen, unerläßlich ist, — er kennt nur zum geringeren Teile die heute noch lebendige volkstümliche Ueberlieferung in Poesie, Sitte und Aberglauben. Ganz zufällig greift er einzelne Märchen heraus, die er mit willkürlichen Aenderungen wieder erzählt und in (oft erzwungene oder unmögliche) Beziehungen zur germanischen Götterwelt bringt. In ähnlicher Weise bespricht er einzelne Kinderlieder und seltsam genug — einzelne moderne Kunstlieder von Kopisch, Geibel u. a., um das Fortleben heidnischer Anschauungen zu erweisen, ohne die vielen alten wirklich mythische Kerne bergenden Volkslieder zu berücksichtigen. Daß Saubert auch die jüngsten Schößlinge der nordischen Mythologie ohneweiters als Bestandteile der uralten deutschen Mythe auffaßt, sei nur nebenbei erwähnt. Denn dieser Irrtum, den mit Saubert sämtliche populäre Darstellungen der deutschen Mythologie teilen, wird nur langsam auszurotten sein. A. H.

Hellmann G., Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. 2. Auflage (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin. Nr. 8). Berlin, Paetel.

Merkens H., Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt. 2. Band. Jena, Costenoble. 3 *M.*

Dem ersten Bande, der 1892 erschienen ist, folgt nun der zweite mit ganz gleichartigem Inhalt. Er bringt Schwabenstreiche, Legenden und Teufelsgeschichten, Kölsche Krätzcher (Kölnische Anekdoten) und allerlei lustige Geschichten, einzelne nach alten, die meisten nach neuen Quellen oder nach mündlicher Ueberlieferung. Ein großer Teil dieser zumeist kurzen Stücke ist

mundartlich aufgezeichnet. Bei vielen rührt der Wortlaut von Merkens selbst her, der auch mundartliche Gedichte von L. Eichrodt, G. Seuffer, W. Zipperer u. a. in Prosa nacherzählt. Viele Nummern geben uns also streng genommen nicht „was sich das Volk erzählt" und noch weniger: wie es sich das Volk erzählt. Die „Nachweise und Bemerkungen" sind dankenswert, wenn auch sehr unvollständig. Wissenschaftlichen Zwecken will das Buch wohl nicht dienen, sondern nur der Erheiterung weiter Leserkreise, was ihm zweifellos gelingen wird. A. H.

Padberg A. v., Hausſprüche und Inſchriften in Deutſchland, in Oeſterreich und in der Schweiz. Paderborn, Schöningh. 60 ₰.

Schwartz W., Sagen und alte Geſchichten der Mark Brandenburg. Aus dem Munde des Volkes geſammelt und wiedererzählt. Berlin, Hertz. 2 ℳ.

A. v. B., Die Felſenburg Buchfart in Geſchichte und Sage. Weimar, Thelemann. 75 ₰.

Reſſel G. A., Das Erzgebirge in Sage und Geſchichte. In zwanglos erſcheinenden Bändchen. II. Teplitz, Im Selbſtverlage des Herausgebers. 1 ℳ.

Aus dem Inhalt: Stamm F., Zwei Märchen aus dem Erzgebirge. — Hutter Th., Die Wünſchelruten und Schatzgräber in Böhmen. — Wächter W., Die Ruinen des Kloſters „Allerheiligen" in Graupen. — Wächter W., Die Sage vom „Todtenſtein" in Graupen. — Reſſel G. A., Die St. Wolfgangkapelle auf dem Rückenberge bei Graupen. Zur 200jährigen Gedenkfeier ihres Wiederaufbaues (1892). — Bernau F., Schloß Eiſenberg. — Wächter W., Ruine „Geiersburg". — Reſſel G. A., Der Nonnenraub bei Kloſtergrab.

Wettig H., Hörſelberg-Sagen. (Neue [Titel-]Ausgabe.) Leipzig, Francke. 75 ₰.

Dörler A. F., Sagen aus Innsbrucks Umgebung mit beſonderer Berückſichtigung des Zillerthales. Innsbruck, Wagner. 1.80 ℳ.

Dirkſen C., Volkstümliches aus Meiderich (Niederrhein). (Zur deutſchen Volkskunde Nr. 2.) Bonn, Hanſtein. 1 ℳ.

Da der Ort Meiderich in den letzten Jahrzehnten infolge des Kohlenbetriebes und reicher Induſtrie raſch angewachſen iſt und in ſeine Umgebung eine ſtarke Arbeiterbevölkerung herangezogen hat, war die volkskundliche Erforſchung dieſes Gebietes nicht leicht. Das Meiſte von den verhältnismäßig reichen und intereſſanten Beiträgen Dirkſens bezieht ſich auch nicht auf die Gegenwart, ſondern auf die erſte Hälfte unſeres Jahrhunderts. In einzelnen Kapiteln beſpricht er das alte Bauernhaus, die Bräuche bei Hochzeiten, Taufen, Todesfällen, bei landwirtſchaftlichen und kirchlichen Feſten; er bringt ferner Zaubermittel, durchwegs mundartliche Kinderlieder und Spiele, Rätſel und Sprichwörter. Die Letzteren dienen zur Ergänzung des trefflichen (1893 bereits in 2. Auflage erſchienenen) „Meidericher Sprichwörterbüchleins" desſelben Verfaſſers. A. H.

Priem J., Nürnberger Sagen und Geſchichten. 3. Auflage. Nürnberg, Sebald. 2 ℳ.

Eigl J., Charakteriſtik der Salzburger Bauernhäuſer. Mit beſonderer Berückſichtigung der Feuerungsanlagen. Wien, Lehmann & Wentzel. 8 ℳ.

Hoffmann J. J., Volkstümliches aus Schapbach in Baden. (Zur deutſchen Volkskunde Nr. 3.) Bonn, Hanſtein. 1 ℳ.

Vorliegende Schrift bildet eine Beantwortung des von Kluge, Elard H. Meyer und Pfaff herausgegebenen Fragebogens zur Sammlung der Volksüberlieferungen in Baden. Mit Ausnahme des ſprachlichen Materials, das für eine gemeinſame große Veröffentlichung zurückbehalten wurde, ſind alle Fragen ausführlich beantwortet. Bemerkenswert ſind beſonders die Beſchreibung

eines aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bauernhauses und die vielen Gespensteriagen. Die Bräuche werden nicht in einem allgemeinen, trockenen Berichte, sondern in anschaulicher, humorvoller Weise an bestimmten Fällen geschildert, so daß man Ausschnitte aus Dorferzählungen zu lesen meint. Warum aber Hoffmann für sein Hochzeits-Kapitel gerade eine Braut wählt, die schon vor der Trauung gar mit einem Anderen ein Kind hatte? Sollte dieser Fall auch für die Gegend typisch sein! — Beigegeben sind dem Hefte die Abbildungen von 32 Schapbacher Hausmarken. A. H.

Hansen C. P., Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen mit Beschreibung und Karte der Insel Sylt. 3. Auflage. Bearbeitet von Ch. Jensen. Garding, Lühr & Dirck. 3 M.

Häcker C., Thüringer Sagenschatz. Leipzig, Gottwald. 80 Pf.

Zingerle A., Ueber Berührung tirolischer Sagen mit antiken. Innsbruck 1894. Im Selbstverlag des Verfassers.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Meringer R. und K. Mayer, Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart, Göschen. 4.50 M.

Inhalt. I. Vorbemerkungen. II. Wie man sich verspricht. III. Wie man sich verliest. IV. Wie man sich verschreibt. V. Wie man sich verhört. VI. Ueber die Intensität und den relativen Wert der inneren Sprachlaute. VII. Einige Thatsachen der Sprachgeschichte.

Aeltere deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von J. Meier. Band 1 und 3. Straßburg, Trübner.

I. Das Büchlein gleichstimmender Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius (1531) herausgegeben von J. Meier. 2 M.

III. Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus (1573) herausgegeben von C. Müller-Fraureuth. 5 M.

Kauffmann, Deutsche Grammatik. 9. Auflage. Marburg, N. G. Elwert. 1.60 M.

Blatz F., Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. 3. Auflage. 1. Band. Karlsruhe, Lang. 9 M.

Voß E., Der Genitiv bei Thomas Murner. Dissertation. Leipzig.

Singer L., Grammatisches zu Wielands Geron. Programm. Wien.

Grimm J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Weigand und E. Wülcker. Leipzig, Hirzel. à 2 M.

4. Band, 1. Abteilung, 2. Hälfte. 11. Lieferung. Gesetz — Gestüm. Bearbeitet von R. Hildebrand und K. Kant.

9. Band, 5. Lieferung. Schloß — Schmecke. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne.

Heyne M., Deutsches Wörterbuch. 6. Halbband. (Schluß.) Leipzig, Hirzel.

Hammer W., Ortsnamen der Provinz Brandenburg. II. Teil. Programm. Berlin.

Bremer O., Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs. Mit 11 Karten im Text (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten Band III). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 M.

Baldes, Die Birkenfelder Mundart. Ein Beitrag zur Kenntnis des Südmittelfränkischen. I. Die Lautlehre. A. Der Vokalismus. Programm. Birkenfeld.

Schiepeck J., Untersuchungen über den Satzbau der Egerländer Mundart. I. Programm. Saaz.

Drechsler P., Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache (Germanistische Abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausgegeben von F. Vogt, Heft 11). Breslau, Koebner. 11 M.

Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch, A. Bachmann und H. Bruppacher. Band 3 Heft 29. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Schullerus A., Die Vorgeschichte des siebenbürgisch-deutschen Wörterbuchs. Programm des theologisch-pädagogischen Seminars in Hermannstadt.

Jacobi J., Magyarische Lehnworte im Siebenbürgisch-Sächsischen. Programm. Schäßburg.

Schmidt Ch., Wörterbuch der Straßburger Mundart. Aus dem Nachlasse. Mit einem Porträt des Verfassers, seiner Biographie und einem Verzeichnisse seiner Werke. (In 3 Lieferungen.) 1. Lieferung. Straßburg, Heitz. 2.50 M.

Eickhoff P., Der Ursprung des romanisch-germanischen Elf- und Zehnsilbers (der fünffüßigen Jamben) aus dem von Horaz in Od. 1—3 eingeführten Worttonbau des sapphischen Verses. Wandsbeck, Selbstverlag. 3 M.

Helm K., Zur Rhythmik der kurzen Reimpaare des 16. Jahrhunderts. Heidelberger Dissertation. Karlsruhe, Braun. 2 M.

Spina F., Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius und sein Einfluß auf den tragischen Styl. Programm. Braunau.

Böhm K., Zu Grillparzers Metrik. Programm des Staatsgymnasiums in Nikolsburg (Mähren) 1894/95.

Die Arbeit, die sich auf die Gedichte beschränkt, fördert unsere Erkenntnis der Grillparzerischen Metrik sehr wenig. Von den neun Abschnitten sind bloß fünf der metrischen Untersuchung gewidmet (Betonung, Elision und andere lautliche Erscheinungen, Hiatus, Enjambement, Cäsur, Uebersicht über die Versarten), während die einleitenden Abschnitte in sogenannter „schwungvoller" Sprache sich über eine allgemeine Würdigung Grillparzers, über die Entwicklung der neuhochdeutschen Metrik und über den Nachweis, daß Grillparzer metrischer Empiriker gewesen ist, verbreiten. Die Beispiele sind recht dürftige und willkürlich gewählte Stichproben, die sehr oft nicht treffend beweisen, oft geradezu unrichtig sind. Vgl. die Beispiele für die Betonung S. 15 und besonders die für das Enjambement S. 20. Der Abschnitt über die Cäsur ergibt S. 26 das ziffernmäßig festgestellte Resultat, daß im fünffüßigen (gereimten und reimlosen) Jambus männliche Cäsur in der vierten Silbe überwiegt. Die Darstellung ist mangelhaft, über die metrischen Grundbegriffe hätte sich der Verfasser aus dem Minorschen Buche, auf das er sich bezieht, besser orientieren sollen. F. S.

---

16. und 17. Jahrhundert.

Stern E., Das deutsche Epos des XVII. Jahrhunderts. Programm der k. k. deutschen Staatsrealschule in Budweis.

Interessante stoffliche Gruppierung des umsichtig gesammelten Materials, die vor Kobersteins formaler Einteilung (Literatur-Geschichte 2, § 209 ff.) den Vorzug verdient. Stern unterscheidet drei Gruppen: I. Kleinere, moralisierende, geradlinige epische Dichtungen nach dem Vorbilde des „Proefsteen van den Trouwring" des Holländers Jacob Cats (G. Neumark „Verhochdeutschte Fryne Bozene", P. Titz „Lucretia" ꝛc.). Seite 12—14 eingehende Würdigung

des Einflusses Cats' auf diese Gruppe. Einfluß auch auf Harsdörffer. II. Epische Dichtungen, die Zeitereignisse behandeln. (S. Wieland „Der Held von Mitternacht", G. R. Weckherlin „Des großen Gustav Adolfen Ebenbild", der zweite Teil des „Teutschen Tugendspiegels" von J. Freinsheim ꝛc.) Merkmale: Scheu vor wirklicher erzählender Darstellung der Thatsachen, keine fortschreitende Handlung, überschwenglichste Panegyristik, feststehende Bilder. Schwierigkeit bereitet hier die Abgrenzung gegen das historische Volkslied, das in der äußeren Form vielfach mit den Gedichten dieser Gruppe übereinstimmt. Unterabteilung: Dichtungen, welche ihren Stoff der Geschichte entlehnen, indem sie das Leben auf einander folgender Regenten durchreimen. Muster: Hallmann „Schlesische Adlersflügel". III. Die wichtigste Gruppe: Das Renaissanceepos im engeren Sinne. Vorbild: Vergils Aeneide. Höfisch-panegyrischer Charakter. Typische Form: Der historische oder fingierte Ahnherr der Dynastie, dessen Thaten besungen werden, erfährt von einem überirdischen Wesen die Schicksale der Nachkommen. Dem gegenwärtigen Herrscher wird gehuldigt. Seite 18 f. instruktive Tabelle, die diesen Typus durch die verschiedenen europäischen Renaissanceliteraturen durchführt. Hieher gehört: Hohbergs „Habsburgischer Ottobert". Daneben aber Einfluß der schäferlichen Dichtung mit den Merkmalen: Morgenspaziergang des „Schäfers" (Dichters), eingestreute Lieder, genealogische Erklärung des „Ehrentempels" oder „Bildersaales" des zu feiernden Fürstengeschlechtes. Interessante Vermischung dieser beiden Typen im ersten Teile von J. Freinsheims „Teutschem Tugendspiegel", der S. 22—26 eingehend charakterisiert wird. Die Einleitung beleuchtet mit steter Rücksicht auf die fremden Literaturen die Stellung der Renaissancepoetik zum Epos. Die besonnene Arbeit verdient um so mehr Anerkennung, als der Verfasser auch sehr entlegenes Material berücksichtigt hat. Eine Fortsetzung der Arbeit wird Hohbergs „Habsburgischen Ottobert" und Postels „Großen Wittekind" behandeln. F. S.

Bäumer R., Untersuchungen über die Bergreihen von 1531, 1533, 1536 und 1537. I. Dissertation. Jena, Pohle.

Reich M., Erasmus von Rotterdam. Untersuchungen zu seinem Briefwechsel und Leben. Dissertation. Berlin.

J. Fischarts Werke. Eine Auswahl. 1. Teil. Herausgegeben von A. Hauffen (Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bandausgabe 215). Stuttgart, Union. 2.50 *M.*

Inhalt: Einleitung. — Flöh Haz, Weiber Traz. — Das Glückhaff' Schiff von Zürich. — Bündnus zwischen Straßburg, Zürich und Bern. — Das Jesuiterhütlein. — Vom Ritter Peter von Staufenberg. — Kleinere Dichtungen.

Ellmer W., Rabelais' Gargantua und Fischarts Geschichtsklitterung. Programm. Weimar.

Strauß D. F., Ulrich v. Hutten. 4.—6. Auflage. Als Anhang Vorrede zu: „Gespräche von Ulrich v. Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß." Bonn, Strauß. 4.50 *M.*

Eichhorn K., Mays Spiel von der Vereinigung göttlicher Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. Programm. Meiningen.

W. Pirckheimers Schweizerkrieg. Nach Pirckheimers Autographum hergestellt von K. Rück. Beigegeben ist die bisher unedierte Autobiographie Pirckheimers, die im Arundel. Mpt. 175 des britischen Museums erhalten ist. München, Franz. 3 *M.*

Losch Ph., Johannes Rhenanus, ein Casseler Poet des 17. Jahrhunderts. Marburger Dissertation. Leipzig, Fock. 1.60 *M.*

Amdohr O., Zwei Elegien des Frankfurter Rektors Georg Sabinus übersetzt und mit einer historischen Abhandlung versehen. Festschrift. Frankfurt 1891.

Koellner R., Heinrich Tolle, ein Göttinger Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Göttinger Dissertation. Hannover 1894.

Inhalt: § 1. Biographisches. § 2. Tolles wissenschaftliche Arbeiten. § 3. Die Schäferspiele. § 4. Aufführungen am Göttinger Gymnasium. § 5. Stellung der Tolleschen Schäferspiele in der dramatischen Literatur des 17. Jahrhunderts. § 6. Namen. § 7. Motive. § 8. Einzelentlehnungen. § 9. Rhythmik und Metrik. § 10. Grammatik der niederdeutschen Scene. § 11. Schluß. — Verzeichnis eigentümlicher Wörter.

18. Jahrhundert.

Muncker F., Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker. Zwei Teile in einem Bande. Hagedorn. Gleim. Uz. Kleist. Ramler. Karschin. (Kürschners Deutsche National-Literatur. Bandausgabe 216.) Stuttgart, Union. 2.50 M.

Bodmer H., Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse (1721—1723). Dissertation. Zürich.

Schüddekopf C., Von und über Bürger. 1765. 1778. 1794. Zur Weihe des Göttinger Denkmals am 29. Juni 1895 in Druck gegeben. Als Handschrift gedruckt.

Inhalt: 1) Stammbucheintragung Bürgers, Halle, 30. September 1765; wie Schüddekopf nach einem Wink von Bernays selbst berichtigt: C. F. Weißes Gedicht „Der Zweifel" (Gedichte 1772, 1, 79). — 2) Bürger an Dieterich, Wöllmershausen, 16. März 1778. Ueber die Geburt seiner Tochter Marianne. Ueber die Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1778. Eine andere Bemerkung über dieselbe Sammlung aus einem Brief vom 10. April 1778. — 3) Eine rührende Stelle aus Lichtenbergs Brief an Heyne vom 14. Juni 1794 über Bürgers Begräbnis und letzte Lebenszeit.

Nigg M., Leopold Chimani 1774—1844. Kornenburg, Selbstverlag. 50 H.

Kannengießer A., Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Werken. Programm. Schalke.

Pawel J., Joh. Wilh. Ludwig Gleim, der Freund und Dichter der Jugend. Aus handschriftlichen Quellen dargestellt. II. Programm. Wien.

[Heuer O.], Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Juli bis November 1895. Frankfurt a. M. Druck von Gebrüder Knauer. 7.50 M.

Inhalt: I. Goethe in Frankfurt. 1. Die Familie. 2. Bekannte und Freunde. 3. Die französische Okkupation. 4. Das Theater in Frankfurt zu Goethes Jugendzeit. 5. Die Krönung Josephs II. 6. Literarische Freunde und Besucher. 7. Lili. 8. Frankfurt zu Goethes Zeit. — II. Goethe und Frankfurt. 1. Goethe. 2. Der Frankfurter Freundeskreis. 3. Besucher der Frau Rat. 4. Theater. 5. Goethe und Willemers. 6. Goethe und seine Mitbürger.

Nach der Faust- und der Wertherausstellung hatte man in Frankfurt die glückliche Idee einer neuerlichen Ausstellung zu dem Zweck, um das alte Frankfurt des vorigen Jahrhunderts, wie es Goethe in Dichtung und Wahrheit dargestellt, mit seinen originellen Figuren, mit dem würdigen Stadtschultheissen, dem ehrenfesten Herrn Rat und der sonnig heitern Rätin, diese ganze versunkene Welt gleichsam wieder erstehen zu lassen, sie in Bild und Handschrift, den treuesten Zeugen der Vergangenheit, dem sinnigen Beschauer vorzuführen.

Aber nicht mit dem Scheiden Goethes aus Frankfurt sollte ihr ein Ziel gesetzt sein, sondern auch Goethes spätere dauernde oder flüchtigere Beziehungen zu seiner Vaterstadt sollten hier verkörpert werden. Der künstlerisch ausgestattete Katalog beweist, wie vorzüglich den Veranstaltern ihr Plan gelungen ist und wie viel des Kostbaren und Seltenen aus nah und fern sie hier vereinigen durften. Er enthält 21 Abbildungen der wertvollsten Ausstellungsobjekte, neben Ansichten der Stadt und einzelner Oertlichkeiten mehrere Faksimiles und vorwiegend Porträts: Schattenrisse von Goethe und seinen Eltern, Goethe nach dem Oelgemälde von Bayer 1773, Cornelia nach einer Bleistiftzeichnung von Goethe, J. G. Schlosser nach dem Aquarell von Schmoll und Schellenberg, Klinger nach einer Zeichnung von Lips, J. A. Horn nach einer Kreidezeichnung von Goethe, Merck nach einer Tuschzeichnung von Schmoll, Maximiliane Brentano; eine Liebhaberausgabe bringt noch um drei Abbildungen mehr: Das Goethische Familienbild von Seekatz 1762, Anna Amalia und Karl August nach Pastellgemälden. Durch die musterhafte Katalogisierung, durch bibliographische Verweise und endlich durch den bildlichen Schmuck erhält dieses Verzeichnis auch selbständigen Wert weit über die Zeit der Ausstellung hinaus und neben den illustrierten Goethebiographien und Literaturgeschichten.

Heinemann K., Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. (In 2 Bänden). 1.–3. Halbband. Leipzig, Seemann. à 3 M.

Mezières A., Goethe. Les oeuvres expliquées par la vie (1749—95) Nouv. édit. 2 vols. Paris. Hachette. 7 fr.

Weitbrecht C., Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Stuttgart, Frommann. 3.60 M.

Inhalt. 1. Standpunkte und Maßstäbe. 2. Bis zum Götz. 3. Götz von Berlichingen. 4. Possen und Satiren. 5. Werther. 6. Clavigo. Stella. Singspiele. 7. Fragmente. Frankfurter Lyrik. 8.—10. Faust.

Hehn V., Gedanken über Goethe. Mit einem Bildnis des verstorbenen Verfassers. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Borntträger. 8 M.

Inhalt. 1. Südwest und Nordost. 2. Goethe und das Publikum. Eine Literaturgeschichte im Kleinen. 3. Naturformen des Menschenlebens. 4. Stände. 5. Naturphantasie 6. Gleichnisse. 7. Einiges über Goethes Vers. 8. Goethe und die Sprache der Bibel. 9. Register.

Volbehr Th., Goethe und die bildende Kunst. Leipzig, Seemann. 3.60 M.

Inhalt. Einleitung. I. Frankfurter Eindrücke. II. Leipziger Lehren. III. Straßburger Lehren. IV. Weimar. V. Nach Rom! VI. Rom. VII. Nachklänge und Ausblicke.

Frank H., Kulturbilder aus Italiens halbvergangener Zeit. Zweite Ausgabe. Leipzig, Wiegand. 1894.

Darin ein allgemein gehaltener Umriß der literarischen Beschäftigung der Italiener mit Goethe.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

I. Abteilung Band 18. — 3.80 M. — Inhalt: Die Aufgeregten (R. Koegel). — Das Mädchen von Oberkirch. Fragment eines fünfaktigen Trauerspiels aus der Revolutionszeit. Das Manuskript bricht mitten in der zweiten Scene des ersten Aufzuges ab. Ein Schema liegt vor. Zeit der Entstehung unbestimmt (G. Roethe.) — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (A. Strack). — Die guten Weiber (B. Seuffert). Neu mitgeteilt die vielleicht vom Künstler herrührende Beschreibung der 12 Darstellungen wie sie Goethe wohl durch Cotta erhielt. — Novelle (G. Roethe). — Der Hausball (A. Sauer). — Reise der Söhne

Megaprazons (L. Geiger und J. Wahle). — In den Lesarten neue Mitteilungen zur Charakteristik von B und C, resp. C^1 und C^2. Redaktor des Bandes: B. Seuffert.

I. Abteilung, Band 25. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zweiter Teil. 3.70 M.

III. Abteilung, Band 7. Tagebücher 1819—1820. Bearbeiter: F. Heitmüller unter gelegentlicher Mitwirkung von J. Wahle. Redaktor B. Suphan. 4.20 M.

IV. Abteilung, Band 17. Briefe Anfang 1804 bis 9. Mai 1805. 3.60 M. — Band 18. Undatiertes und Nachträge. Register zu Band 9—18. 2.60 M. Bearbeiter: A. Leitzmann. Redaktor: B. Suphan.

Band 17 enthält Goethes Briefe von Anfang 1804 bis zu Schillers Tod (9. Mai 1805); nur 50 Nummern sind bisher ungedruckt. Goethes wissenschaftliche und gelehrte Bestrebungen erfahren einige neue Aufschlüsse: die Verstaatlichung der mineralogischen Societät in Jena behandelt ein Schreiben an Karl August (4913); die ersten Schritte der neugegründeten Jenaischen Literaturzeitung begleitet Goethe mit regem Eifer: die ersten fertigen Nummern bringt er dem Herzog zum Neujahrstage 1804 dar (4801), der Wortlaut der Vorerinnerung zum ersten Bande wird mit Voigt besprochen (4823), Schmalz in Halle zur Mitarbeiterschaft aufgefordert (4862); die Beratungen mit dem Grafen Potocki, die Berufung deutscher Gelehrter nach Charkow betreffend, setzen sich fort (4858. 4929. 4964); wissenschaftliche Beziehungen zu Krause in Hannover (4899), Schmidt-Phiseldeck in Wolfenbüttel (4926), Windischmann in Aschaffenburg (4989) knüpfen sich an. Auf künstlerischem Gebiete sind außer den Briefen an Heinrich Meyer (4831. 4879. 4911. 4921) folgende zu nennen: ein Schreiben an Karl August, die Herausgabe eines malerischen Werkes über das Innere des neuen Weimarischen Schlosses befürwortend (4824); ein Empfehlungsbrief an den Grafen von Thürheim in Würzburg für den Maler Wagner (4834); ein menschlich schöner Beileidsbrief an Wilhelm Christoph von Diede über den Tod seiner Gemahlin (4930) erörtert architektonische Grabmonumente, ein Brief an den Münchener Galleriedirektor von Mannlich (4948) die auch heute noch interessierende Frage der Beeinträchtigung eines wahrhaft künstlerischen Genusses malerischer Werke durch ihre massenweise Zusammenstellung in größeren Räumen. Vier Briefchen an Christiane (4927. 4931. 4937. 4941) sind in dem herzlichen Tone gehalten, den wir aus früheren Jahren kennen; Goethes Sinn für strenge Disciplin zeigt das Billet an Vent (4923); zwei Briefe an den Prinzen August von Gotha (4947. 4984) enthalten tiefe Betrachtungen und viel Laune. Von geringerer inhaltlicher Bedeutung sind die übrigen bisher ungedruckten Briefe: an Lenz (4826. 4861. 4934. 4950. 5038), an die Herzogin Luise (4833), an Rochlitz (4835. 4978), an Voß (4846. 4956), an die Professoren Fuchs und Ackermann in Jena (4847. 4955), Theaterschreiben an Genast und Becker, Lindenzweig und Kirms (4848—4850. 5027), an Frege in Leipzig (4874), an Georg Karl von Richter in Dresden (4883), an die beiden Maler Langer (4918, 4960), an Senator von Welser in Nürnberg (4936), an die Herzöge von Gotha und Koburg (4944. 4958), an Frommann (4993), an Zelter (4995), an Cotta (5011). Zwei äußerliche Veränderungen des Bandes werden den Beifall aller Leser der Sammlung finden: im kritischen Apparat sind die eigentlichen Lesarten von den kommentierenden Anmerkungen unter jeder Nummer durch einen Scheidestrich getrennt; dem Verzeichnis der Postsendungen folgt eine Zusammenstellung der Notizen in Goethes Tagebüchern, die seine Korrespondenz betreffen.

Band 18 ist ein Nachtrag- und Registerband. Auf 39 undatierte Billete

und Briefe aus der Zeit von 1788—1805 (darunter 18 ungedruckte an Batsch in Jena, Kirms, Knebel, Karl August [5066, die Disciplin der jenaischen Akademie betreffend], Voigt), folgen als Nachzügler zu den Bänden 3—17 84 Briefe Goethes aus den Jahren 1779—1804, dann Berichtigungen zu Band 1—17, endlich ein Generalregister zu den Bänden 9—18, das sich an die früheren in Band 7 und 8 anschließt. Von den erwähnten 84 Briefen sind nur 15 bisher bekannt gewesen. Am wertvollsten sind die beiden inzwischen von Bernhard Suphan im letzten Goethejahrbuch behandelten Stücke an Schiller vom Oktober 1794 (3094 c) und an einen unbekannten Adressaten (3207 a) und ein an Schiller gerichtetes fragmentarisches Selbstbekenntnis vom April 1798 (3784 a). Zwölf Briefe an Göschen aus den Jahren 1788 und 1789 (2651 a. 2671 a. 2682 a. b. 2687 a. 2690 a. 2708 a. 2710 a. 2711 a. 2756 a. 2777 a. 2779 a) erörtern Einzelheiten der Drucklegung der ersten autorisierten Ausgabe von Goethes Schriften. Opernpläne Goethes behandelt ein Brief an Reichardt (2845 a), den Bürgergeneral einer an Bertuch (2983 a), Osteologisches ein Concept an Merck (2039 b), Optisches Schreiben an Johann Voigt in Jena und Soemmering (2877 a. 3015 a). Menschlich berühren wohlthuend die Briefe an den Prinzen August von Gotha und Marianne von Eybenberg aus dem Jahre 1796 (3315 a. 3354 a). Von geringerem Werte sind die übrigen ungedruckten Stücke: An Stein (848 a), Johannes Müller (1438 a), Voigt (1795 a. 1869 a. 3068 a. 3183 a. 4284 a), Bibliothekar Müller in Jena (2208 a), an die Schloßbaukommission (2876 a), an Bentzel-Sternau in Erfurt (2880 a), an die Bannmeister Arens und Steiner (2903 a. b), an Clérisseau (2926 a), Einsiedel (2927 a), Kirms (3022 a. 3094 a. 3096 a), an das Kammerkollegium (3024 a. 3026 b), an Blumenbach (3026 a. 3030 a), an einen Unbekannten (3033 a), an Karl August (3043 a), Bertuch (3043 b), Batsch (3044 a), Lyncker (3078 a), Vohs und Willms (3078 b. 3084 a), Koppenfels (3087 a), Griesbach (3094 b), Schönborn (3560 a), Escher in Zürich (3661 a), Gädicke (3875 a), Steffany (4054 a), Tieck (4254 a), Nahl (4293. 4871 a), Heinrich Meyer (4459 a. 4549 a. 4615 a), Langer (4548 a), an die Maler Hummel und von Rohden (4570 a), Koch (4757 a), Primavesi (4757 b), Riepenhausen (4758 a), Wagner (4777 a). A. L.

Goethes Werke. Auswahl in 16 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von S. M. Prem. Leipzig, Fock. 6 M.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke 27.—31. Band. Stuttgart, Cotta. à 1.10 M.

Goethes Werke. 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von Alfred Gotthold Meyer und G. Witkowski. (Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe herausgegeben von J. Kürschner. 217. Band.) Stuttgart, Union. 2.50 M.

Goethes Gedichte. Mit einer Einleitung und zahlreichen Illustrationen namhafter deutscher Künstler. Berlin, Minerva. 4.20 M.

Goethe, Hermann und Dorothea. Illustriert von Flintzer (Illustrierte Elzevier-Ausgaben Nr. 9). Leipzig, Seemann. 2 M.

Goethes Hermann und Dorothea. Mit 8 Bildern und Textzeichnungen von W. Weimar. Jubiläumsausgabe. 50. Tausend. Berlin, Grote. 12 M.

Goethe, Iphigenia Taurisban. Dráma öt felvonásban. Ford. Kis. J. Budapest, Franklin-Verein. 20 Kr.

Goethe, Torquato Tasso. Skuespil. Paa Dansk ved H. C. Roede. Kjöbenhavn, Roede. 2 Kr.

Goethe W. v., Faust. 1. Teil. Illustriert von H. Flintzer (Illustrierte Elzevier-Ausgaben Nr. 8). Leipzig, Seemann. 2 M.

Goethe, Faust. Elsö része. Fordította és kiadta Szabó Mihály. 2. Auflage. Debreczin. 1 fl. 20.

Goethe, William Meister's Apprenticeship and Travels. Trans. by Th. Carlyle. 3 vols. London. Chapman and Hall. 2 sh. 6 d.

Goethe, Dichtung und Wahrheit (The First Four Books). (German Classics). London, Clarendon Press. 4 sh. 6 d.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit einleitenden Abhandlungen und Anmerkungen von O. Roquette. 1. und 2. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur Band 262 und 264). Stuttgart, Cotta. à 1 *M.*

Fischer K., Goethes Sonettenkranz (Goethe-Schriften 4). Heidelberg, Winter. 1896. 2 *M.*

Inhalt: I. Das Frommannsche Haus. II. Goethe und Minna Herzlieb. III. Frommanns Bericht. IV. Die Sonette und die Epimetheusslieder. V. Bettina. VI. Minna Herzliebs Briefe. VII. Die siebzehn Sonette. VIII. Der Sonettenkranz.

Zehnte Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft Weimar, 7. und 8. Juni 1895. Vortrag Goethescher Lieder und Balladen in Kompositionen von Zeitgenossen.

Texte mit erläuternden Anmerkungen von Herrn Dr. M. Friedländer.

Der Göttinger Dichterbund. 3. Band. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Matthias Claudius. Herausgegeben von A. Sauer. (Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von J. Kürschner. Band 50. II.). Stuttgart, Union. 2.50 *M.*

Bei beiden Dichtern ist im Gegensatz zu den bisherigen Ausgaben auf die ersten Drucke, teilweise auch auf Handschriften zurückgegangen; die späteren Aenderungen der Dichter werden in den Anmerkungen verzeichnet. Ein Anhang vereinigt in Ergänzung anderer Bände der deutschen Nationalliteratur Gedichte von J. F. Hahn, Schönborn, Gräfin Agnes Stolberg mit den von mehreren der Göttinger Freunde gemeinsam hergestellten scherzhaften Produkten. Ein Nachwort und Nachträge zu Band 1 und 2 schließen die Sammlung ab.

Tonetz A., Ueber Herders nationale Gesinnung. Programm. Brieg.

Lavater J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2 *M.*

G. E. Lessings Werke. Illustriert von Wiener Künstlern. Herausgegeben von H. Laube. 2. Auflage. 4 Bände. Wien, Bensinger. à 10 *M.*

Briefwechsel zwischen Lessing und E. König. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Dörffel. 2. Band (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 258. Band). Stuttgart, Cotta. 1 *M.*

Lessing G. E., Laokoon, vagy a fertészet és költészet határaiból. Fordította és bevezette Braun Zs. Budapest, Franklin-Verein. 40 Kr.

Pohl O., Die Lehre Lessings von der Tragödie verglichen mit der aristotelischen. Programm. Breslau.

Bard P., Das untrügliche Kennzeichen der rechten Religion und Lessings Nathan. Vortrag. Schwerin, Bahn.

Weiß R., Ueber Matthissons Gedichte, mit besonderer Berücksichtigung der Sprache und des bildlichen Ausdruckes. Programm. Komotau.

Cleve K., Nicolais feyner kleyner Almanach. Ein Beitrag zur Geschichte der Würdigung des Volksliedes. Programm. Schwedt.

Wychgram J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit 48 Lichtdrucken und autotypirten Beilagen. Bielefeld Velhagen & Klasing. 9.60 *M.*

Schillers Werke. Herausgegeben von L. Bellermann. Kritisch durchgesehene

und erläuternde Ausgabe. 1. und 2. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 2 M.

Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von G. Karpeles. Leipzig, Fock. 4.50 M.

Schiller, Oeuvres historiques de Schiller. Avec notices et notes par L. Schmitt. 5e édition. Paris, Delagrave.

Schillers Dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben von G. Kettner. Zwei Bände. Weimar, Böhlau.

Band 1. Schillers Demetrius. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archives herausgegeben.

Band 2. Schillers kleinere dramatische Fragmente. Nach den Handschriften herausgegeben. Inhalt: Vorwort. Die Maltheser. Die Polizey. Die Kinder des Hauses. Elfride. Warbeck. Die Gräfin von Flandern. Die Prinzessin von Zelle. Themistokles. Agrippina. Das Schiff. Die Flibustiers. Das Seestück. Die Braut in Trauer. Rosamund. Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethes Bürgergeneral. Lesarten und Anmerkungen.

German classical plays. Nr. 10. Cabale und Liebe. A middle class tragedy by F. v. Schiller. Translated into English by E. S. Pearson. Dresden, Pierson. 1 M.

Schiller, Maria Stuart, ein trauerspiel; ed. with introd. and notes by E. S. Joynes. New York, Holt. 60 c.

Schiller Fr., Dziewica orleańska, tragedya romantyczna w 5 aktach, z prologiem, przekład A. E. Odyńca. Warschau, Orgelbrand. 25 Kop.

Schiller, Der Neffe als Onkel: The Nephew his own Uncle: A Comedy. Adapted for the Weimar Stage from the French of Picard. With Introduction, Notes and Exercises by L. Dyer. London, Macmillan. 2 sh.

Schiller F., il nipote qual zio. Commedia. Soggetto dal francese il Picard. Versione italiana di G. Arnstädt. Dresden, Warnatz & Lehmann. 3 M.

Schiller Fr., Gedichte. Leipzig, Fock. 1 M.

Grudzinski St., Reflexionen über Schillers Romanzen und Balladen. I. Krakau. Als Handschrift gedruckt.

Inhalt. Der König im „Taucher" und der Götterneid im „Ring des Polykrates".

Lampadius F., Die Geburtsstätte des Liedes an die Freude. Das Schillerhaus in Gohlis. Zweite Auflage. Leipzig, Just. Naumanns Sortiment. 30 Pf.

Kraner C. F., Ueber Schillers Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung. Dissertation. Leipzig.

Mühlenbeck E., Eulogie Schneider 1793. Straßburg, Heitz. 10 M.

Mareſch J., Denkschrift anläßlich der Enthüllungs-Feier des Seume-Denkmals Teplitz, 15. September 1895. Herausgegeben vom Denkmal-Comité. Druck von C. Weigend in Teplitz.

19. Jahrhundert.

Arndt E. M., Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze (Meyers Volksbücher Nr. 1096). Leipzig, Bibliographisches Institut.

B. Auerbachs Schriften. Neue Ausgabe. 18. Band. Stuttgart, Cotta. 1 M.

Inhalt: Schwarzwälder Dorfgeschichten. 10. Band.

Chamisso A. v., Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein. Ein Spiel (1806). Aus der Handschrift zum ersten Male herausgegeben von E. F. Koßmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben

von A. Sauer. Nr. 54 und 55. Neue Folge Nr. 4 und 5). Stuttgart, Göschen. 60 ₰.

Die Einleitung zu diesem ungedruckten Jugendwerke Chamissos behandelt: I. Die Entstehung von Chamissos Fortunat. II. Analyse des Werkes. Ein Anhang enthält Chamissos französische Uebersetzung des Gedichtes „Katzennatur". Anmerkungen und Lesarten sind beigegeben.

Chamisso A. v., Lebenslieder und Bilder. Lieder-Kreis. Illustriert von P. Thumann. 13. Auflage. Leipzig, Titze. 12 *M.*

Chamisso A. v., Gedichte. Illustriert von C. Storch, O. Herrfurth, G. Graf u. A. (Illustrierte Klassikerbibliothek Nr. IX). Berlin, Bong. 4 *M.*

Chamisso A. v., Peter Schlemihls wundersame geschichte; with introduction and notes by F. Vogel; with Cruikshank's il. New-York, Holt. 25 c.

Dahn Felix, Erinnerungen: Viertes Buch. Würzburg—Sedan—Königsberg. (1863—1888.) 2. Abteilung (1871—1888). Mit drei Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12 *M.*

Felix Dahn fügt den 4 Bänden seiner Erinnerungen im Umfange von 766 Seiten einen fünften hinzu, mit dem die weitschweifigste aller Selbstbiographien wenigstens vorläufig, wie wir hoffen wollen, abschließt. An Genauigkeit läßt auch dieser Band wirklich nichts zu wünschen übrig. Die Königsberger Häuser werden beschrieben bis auf die „— sinnreich! meist der Eingangsthür gegenüber stehenden Cabinettchen", in denen man der Blockierung durch jeden Besuch ausgesetzt ist (S. 67), die Königsberger Sitten bis auf die ortsüblichen russischen Gummischuhe, von denen dem Dichter 11 Paare im Verlaufe jener 16 Jahre verwechselt wurden; „die meisten im Sprechzimmer der Universität von einem immer zerstreuten theologischen Amtsgenossen!" (S. 75. 82.) Dieselbe statistische Genauigkeit geht durch das ganze Buch. Gewiß sind wir über die Tageseinteilung keines andern deutschen Schriftstellers so genau orientiert, wie es hier S. 114 und öfters geschieht: S. 120 f. erfreut uns ein leider nicht erschöpfendes Verzeichnis der Vögel, die sich im Laufe von 20 Jahren 1874—1894 nach einander in seinem Hause einfanden, allerdings „für gleich gestimmte Seelen" zusammengestellt; die nähere Bekanntschaft mit den stundenlang frei im Zimmer umherfliegenden „Einzelhäftlingen" vermitteln uns die zahlreichen „Erinnerungen" an diese Stunden, die seine Bücher aufweisen S. 122; andere „Erinnerungen" an zahlreiche Rinder findet man S. 284 verewigt, wo die Stiere, die den „unentwegten" Wanderer attakierten, verzeichnet werden. S. 133 zur Abwechslung die Sammlung seiner Patenkinder. Er rechnet S. 149 f. seinen Lesern vor, daß er in seinem Leben „nicht weniger als 402 Tage, d. h. ein Jahr, ein Monat und eine Woche auf dem Katheder sprechend zugebracht habe, in München 32 Tage, in Würzburg 93 Tage, in Königsberg 213 Tage, in Breslau 94 Tage, im Ganzen über 9600 Stunden!" Er stellt die Themen seiner populären Vorträge zusammen, verzeichnet die Städte, in denen er sie gehalten S. 530 f., die ostpreußischen Vereinsfeste, für die er Prologe gedichtet S. 551 f. Er notiert S. 335 die Berliner Hotels, in denen er auf seinen Reisen von und nach Königsberg abzusteigen pflegte und auch die Stockwerke, in denen er die Zimmer wählte. Er tischt die Geschichte einer aus Furcht vor der Bayreuther Hungersnot in Nürnberg „*erworbenen*" riesigen Wurst auf, „die sich bald als überflüssig erwies, aber doch bis Amalfi, ja in ihren Endstücken bis nach Königsberg mitgeschleppt ward" S. 316. Wir erfahren, daß er auch am 19. Dezember 1894 es nicht unterlassen hatte, aus jenem Bierhumpen zu trinken, den ihm seine ostpreußischen Schüler zu seinem 25jährigen Doktor-

jubiläum geschenkt hatten und aus dem er „seither allabendlich der Albertina und ihrer Söhne Minne“ getrunken (S. 162); wir hören, daß in Breslau am 22. Mai 1895 von 38 Eingeschriebenen nur 12 in der Vorlesung über Deutsche Rechtsgeschichte waren, und wir erfahren das weltgeschichtliche Datum, wann er zum ersten Male jene schmeichelhafte Selbsteinschätzung: „ich war und bin nur ein Gelehrter und Lehrer zweiten und ein Dichter dritten Ranges“ aufgezeichnet habe, nämlich am 9. Februar 1891.

Man begreift, daß bei so genauer Buchführung über das eigene Leben dem vielseitigen Schriftsteller nicht Zeit bleibt, die neuere deutsche und außerdeutsche Literatur zu verfolgen und daß er seit 22 Jahren kaum je ein Buch außerhalb seiner wissenschaftlichen Fächer zu seiner ästhetischen Erfreuung habe lesen können (S. 188); man begreift aber schlechterdings nicht, woher er, da ihm auch der Besuch von Theatern, Konzerten, Bilderausstellungen neben seiner Arbeitslast unmöglich ist, die Berechtigung zu jenen verdammenden Urteilen nimmt, die er, durch eine pöbelhafte anonyme Zuschrift gereizt, über diese neuere Literatur ausspricht und die Witze, mit denen er sie abthut, scheinen uns gar zu billig zu sein: S. 186 „nach Herrn Hartmann (oder Sudermann oder Hauptmann? ich weiß es wirklich nicht mehr!)“; S. 188 „Sudermanns ‚Ehre‘ oder (ich glaube) Hartmanns ‚Hannele‘“; S. 184 „Ein Herr Oskar Blumenthal“; S. 627 „Der spätere Lustspieldichter Kadelsburg“; S. 650 „Der Herr, der unter dem Namen Julius Rodenberg (ich weiß wirklich nicht, wie er heißt) schreibt.“ Dieser Kenntnis neuerer Literatur entspricht die tiefe Auffassung der Poetik, nach welcher der Unterschied zwischen Drama und Epos in dem Erfolg, in der größeren oder geringeren Abhängigkeit von Zwischengliedern, Agenten, Kritikern ꝛc. liegt. „Warum soll ich den Erfolg meiner Dichtungen von der Mitwirkung so viel un- — nun sagen wir: unberechenbarer Kräfte bedingt machen? Veröffentliche ich eine Erzählung, so sind von Oktober bis Weihnachten sechs Auflagen zu je tausend Exemplaren vergriffen: — so stark ist nach langjährig festgestellter Statistik die Zahl meiner ‚*Käufer*‘: *Leser* sind es etwas mehr, da in Deutschland auf einen Käufer doch mindestens zwanzig Leser treffen; und ich habe dabei nicht nötig, Intendanten, Direktoren, Agenten, Schauspielern — und am Ende gar noch den Herren Theater-Recensenten —! — gute Worte zu geben. Was *ich* will im Drama, wollen offenbar die Theaterleiter nicht: — denn keines meiner mit wärmstem Beifall gegebenen Stücke „hat sich gehalten“: d. h. man hat sie nicht mehr gegeben, *obwohl* sie gefielen, allerdings nicht *jeder* Art von Theaterbesuchern! — und was diese Herrschaften wollen, das will *ich* nicht: also brauchen wir uns ja gegenseitig nicht zu suchen“ (S. 635 f.). Und dieser reine Erfolgspoetiker wagt es aus Rache für eine abfällige Kritik des „Kampfes um Rom“ einem feinfühligen Manne wie Scherer „die Spur eines Schattens eines Scheins von Verständnis für Dichtung, d. h. für das Entstehen und das Wesen und die Aufgabe der Poesie“, abzusprechen und dessen Poetik „eine bedauerliche Erscheinung in der deutschen Literatur“ zu nennen. Und indem er ihm eine herausfordernde Unwahrheit in dieser Kritik vorwerfen zu können meint, gefällt er sich selbst in Verunglimpfungen ungenannter Persönlichkeiten aus Scherers Berliner Kreis und dichtet diesem eine „äußerst zahlreiche, ganz unglaublich strebsame Anhängerschaft“ an, die seitdem nichts anderes zu thun habe, als Felix Dahn planmäßig bei jeder Veröffentlichung zu verfolgen — „übrigens *gewiß* in gutem Glauben, wie die Aschaschin des ‚Alten vom Berge‘, blind seinem Worte vertrauend und gehorchend“ (S. 652 f.). Bei Gott, sie hätten viel zu thun; denn wie heißt es S. 643 von Hermann v. Schmidts Dorfgeschichten: „Die späteren sind in Folge maßloser Vielschreiberei *immer* schwächer, unwahrer, wertloser geworden“! *Ein Aschasch.*

Kennel A., Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr, Schauenburg.
Inhalt: I. Jugendzeit. II. Studentenzeit. III. Berufswahl. IV. Veröffentlichungen. V. Wanderjahre. VI. Lehrerzeit. VII. Ausgang.

Freytag G., Soll und Haben. Roman in 6 Büchern. 43. Auflage. 2 Bände. Leipzig, Hirzel. 5 M.

Freytag G., Die verlorene Handschrift. Roman. 2 Teile. 25. Auflage. Leipzig, Hirzel. 6 M.

Freytag G., Die Ahnen, Roman. 2. Abteilung. Das Nest der Zaunkönige 18. Auflage. 3. Abteilung. Die Brüder vom deutschen Hause, 15. Auflage. Leipzig, Hirzel. à 6 M.

Freytag G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 1. Band. Leipzig, Hirzel. 6.75 M.
Inhalt: Aus dem Mittelalter. 22. Auflage.

Hanstein A. v., Gustav Freytag. Gedächtnis-Rede. Heidelberg, Hörning. 50 Pf.

Lepp E., Die deutsche Art und der protestantische Geist in Gustav Freytags Werken. Programm. Pforzheim.

Fritz A., Gustav Freytag in den „Grenzboten." I. Programm. Aachen.

Grabbe G. D., Napoleon oder die 100 Tage. Schauspiel. Für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von O. G. Flüggen. München, Lukaschik. 50 Pf.

Gotthelf Jerem., Cyrill, chudý čeledín. Povídka. Dle překlada J. K. Tyla a J. V. Rozuma k novému vydání upravil J. Bartocha. 4. Auflage. Prag, Bačkowský. 90 Kr.

Prem S. M., Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen. 2. Auflage. (Mit Bildnis und 2 Abbildungen.) Leipzig, Renger. 3 M.
Gegen die erste Auflage (1892) um ein Bild des Kraiburger Theaters und § 12 (die neuesten Dramen Greifs besprechend) vermehrt. Auch neue biographische Einzelheiten.

Bojardo, Der verliebte Roland. Aus dem Italienischen übersetzt von J. D. Gries. Neu herausgegeben, überarbeitet und eingeleitet von L. Fränkel. 1. und 2. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur 259. und 261. Band). Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Müller H. F., Euripides Medea und das goldene Vließ von Grillparzer. I. Programm. Blankenburg.

Hackländer F. W., Der geheime Agent. Lustspiel. Ed. with an Introd. and notes by E. L. Milner-Barry. London, Cambridge Warehouse. 3 sh. New-York, Macmillan. 90 c.

Hansjakob H., Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 3. Auflage. Volksausgabe. Heidelberg, Weiß. 2.60 M.

Flaischlen C., Otto Erich Hartleben. Beitrag zu einer Geschichte der modernen Dichtung (mit Bildnis). Berlin, S. Fischer. 50 Pf.

W. Hauffs sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von A. Kosahl. Leipzig, Fock. 3.50 M.

W. Hauffs sämtliche Werke in 2 Bänden. Halle, Hendel. 4.50 M.

Hauff W., Phantasien im Bremer Ratskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Leipzig, Fock. 1 M.

Hauff W., La Ligue de Souabe. Traduction d' A. Lavallé. Illustr. d' A. Closs. Paris, Delagrave. 3.90 fr.

Hebbel Fr., Demetrius. Trauerspiel. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von H. Teweles. Regie- und Soufflierbuch mit dem vollständigen Scenarium. (Universalbibliothek Nr. 3438.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Heine H., Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 12 Bänden. Mit Biographie von G. Karpeles. Leipzig, Fock. 6 M.

Heine H., Wyjątki z poezyi, przełozyla Wera P. Wadowice, Foltyn.

Heine H., emlékiratai. Valóság és költészet. Forditotta és bevezette Zollner B. Budapest, Franklin-Verein. 40 Kr.

Niatzki M., Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher & Rötschel. 2.25 M.

Keller G., Clothes make the Man, and other Swiss Stories. Translation and Critical Introduction by K. F. Kroeker. London, Fisher Unwin. 3 sh. 6 d.

Schrattenthal K., Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin. Dritte um den poetischen Nachlaß und die „Erinnerungen" der Dichterin vermehrte Auflage. Preßburg, Heckenast. 3 M.

Th. Körners sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von A. Kosahl. Leipzig, Fock. 1.60 M.

Körner Th., Leier und Schwert. Kriegs- und Freiheitslieder. London, Mudie. 1 sh. 3 d.

Gruber E. H., Th. Körner in Dichtung und Wahrheit (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge, Heft 223). Hamburger Verlagsanstalt A.-G. 60 Pf.

Kloß J. E., Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. Dresden, Pierson. 1 M.

Kutschkes (G. Hoffmann) ausgewählte Gedichte. Ein patriotisches Liederbuch für alte und junge Krieger. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 2 M.

Laube H., Dramatische Werke. Volksausgabe. 1. und 2. Band. (1. Die Karlsschüler. 8. Auflage. — 2. Graf Essex. 7. Auflage.) Leipzig, J. J. Weber. à 1 M.

N. Lenaus sämtliche Werke in 2 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von G. Karpeles. Leipzig, Fock. 1.75 M.

Margelik F., Ausgewählte Gedichte in ob der Ennsscher Mundart. Herausgegeben von K. Kaltenbrunner. Linz, Ebenhöch. 1.20 M.

Meßner P., Joseph Meßner. Ein Lebensbild. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Lobzów bei Krakau. Im Selbstverlage des Verfassers.

Eine frische, warmherzige Würdigung des begabten, mit Unrecht verschollenen Böhmerwalddichters, an die sich eine Auswahl der besten seiner Werke in nicht allzu ferner Zeit anschließen soll.

Riehl W. H., Die Ganerben. Die Gerechtigkeit Gottes, zwei Geschichten. Edit., with Notes and a Compl. Vocabulary, by H. J. Wolstenholme. London. Cambridge Warehouse. 3 sh.

Rolff K. (Therese Thonner), Unter Buchen und Birken. Gesammelte Dichtungen und Uebersetzungen. Wien, Konegen.

Therese Thonner, geboren zu Wien 30. Januar 1861, gestorben zu Franzensfeste in Tirol 4. Juni 1892. — Inhalt: Eigene Dichtungen. Gedichte 1876—1880. 1881—1885. 1886—1891. Ladgerde, ein Operntext. — Märchen, Humoresken und Skizzen. Uebersetzungen aus dem Dänischen. Gedichte. Novellistisches. Hakon Jarl, der Gewaltige, ein Trauerspiel von Oehlenschläger.

Lieder eines Todten. (Karl Rotter.) Herausgegeben von M. Knitschke. Mährisch-Schönberg, Bode. 80 Pf.

Firdosis Königsbuch (Schahname) übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. III. Band. Sage XX bis

XXVI. (Nebst einem Anhang: I. „Rostem und Suhrab" im Nibelungenmaß. II. Alexander und der Philosoph.) Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Berlin, Georg Reimer. 8 M.

Fietkau H., Auswahl aus Rückerts Weisheit des Brahmanen nebst einem Vorwort. Programm. Königsberg.

Scheffel J. V. v., Bergpsalmen. Dichtung. Bilder von A. v. Werner. Lichtdruck von J. Schober. 6. Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 6 M.

Scheffel J. V. v., Reisebilder. 2. Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 5 M.

Scherr J., Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. 7. Auflage. 2 Bände. Leipzig, Abel & Müller. 6 M.

Shakespeares sämtliche dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Mit einer biographischen Einleitung von R. Prölß. 12 Bände. Leipzig, Fock. 6 M.

Spindler C., Der Vogelhändler von Imst. Volksroman in vier Bänden. Stuttgart, Malcomes. 3 M.

Spitta C. J. Ph., Psalter und Harfe. Zwei Sammlungen christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Bremen, Heinsius. 4 M.

Dieter H., Franz Stelzhamer und seine Beziehungen zu Groß-Piesenham und Salzburg. Vortrag. 3.—7. Auflage. (Aus „Linzer Tages-Post".) Salzburg, Dieter. 40 ₰.

Rubner H., Bomhards und Stadelmanns Briefwechsel. Amor und Psyche und Sechs Grimmsche Märchen aus H. Stadelmanns Nachlaß auf Wunsch seiner Familie herausgegeben. Ansbach, Brügel & Sohn. 4 M.

Stieler K., Habts a Schneid?! Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart. 9. Auflage. Mit Illustrationen von H. Engl. Stuttgart, Bonz. 3 M.

Stieler K., Ein Winter-Idyll. 18. Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 4 M.

Stieler K., Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—1871. Mit einem Vorwort von F. Ratzel. 2. Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 4 M.

Stifter A., Studien. Illustrierte Ausgabe in drei Bänden. Mit Abbildungen von F. Hein und F. Kallmorgen. Leipzig, Amelang. 1. Lieferung. 50 ₰.

Stifter A., Brigitta. Beszély. Németből ford. B. J. Budapest, Franklinverein. 1 fl. 50 kr.

Stolz A., Gesammelte Werke. 18. Band. Legende oder der christliche Sternhimmel. 10. Auflage. Mit Bildern von A. und L. Seitz. 3. Band. Freiburg i. B., Herder. 3 M.

Julius von der Traun, Zwei Novellen. Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen. Der Gebirgspfarrer. (Deutsche Novellen-Bibliothek aus Oesterreich, Band 2.) Leipzig, G. H. Meyer. 1.50 M.

L. Uhlands Gedichte mit einer Einleitung. Illustrierte Ausgabe. Berlin, Minerva. 2.50 M.

Uhland, Poésies choisies. Trad. par A. Pottier de Cyprey préc. d'une étude biographique et littéraire. Paris, Perrin & Cie. 3.50 fr.

Umlaufts Werke. Gesammelt, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von einem Verehrer des Dichters. Eberswalde, Lemme. 1 M.

Schmidt M., Otto Weddigen, sein Leben und seine Dichtungen. Eine literarische Studie. Bielefeld, Siedhoff. 75 ₰.

Reinöhl R. v., Studien zu Wildenbruchs Harold. Programm. Baden.
Inhalt. 1. Geschichte der Schlacht bei Hastings. 2. Sage von Harolds Meineid. 3. Die Motivierung in Wildenbruchs Harold. Anmerkungen.

Beyschlag W., Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama (H. Sudermann, G. Hauptmann) vom Standpunkt der inneren Mission. Referat auf

der Thüringer Konferenz für i. M. zu Weimar, 8. Mai 1895. Halle a. S., Eugen Strien. 50 ₰.

Herr Beyschlag gehört nicht zu den zelotischen Eiferern, die die Bühne an sich unterdrücken und sie der besonderen Aufmerksamkeit des Staatsanwalts empfehlen wollen. In seinem Vortrage will er nur den sittlichen Geist des Christentums gegen die angebliche Verseuchung des Volkes durch den Naturalismus aufrufen. Er mißt ihm eine verrohende, das Gemüt abstumpfende Wirkung bei, wenn er auch vom rein literarischen Standpunkt die beiden Vertreter des modernen Dramas als „wirklich berufene, gottbegnadete Dichter" bezeichnen muß. Aber da die Naturalisten keine sittliche Welt über der sinnlichen anerkennen, so müssen ihre Werke, ohne daß es beabsichtigt ist, unsittlich wirken. Es ist schade, daß Beyschlag nur als bestellter Referent einen kurzen Blick auf das moderne Drama geworfen hat; bei näherer Kenntnis wäre er wahrscheinlich auf andere Schlüsse gekommen. Seine kurzen, aber ausgiebigen Inhaltsangaben dürften manchen langatmigen Kritiker beschämen, und einige sehr treffende Urteile, namentlich über Sudermann, zeugen von einem sicheren literarischen Geschmack. Aber es kommt dem Referenten nicht auf die ästhetische, sondern ausschließlich auf die ethische Wirkung an. Wir könnten uns hierbei beruhigen; es bleibt aber noch eine höchst willkürliche Auffassung Goethes zu berichtigen, die Beyschlag bei Besprechung von Hauptmanns „Hannele" äußert. Er hat den genialen Weihnachtstraum „nicht ohne Thränen" gelesen und in der Phantasie des Kindes die „tröstende, beseligende, verklärende Welt des Christenglaubens" gefunden. „Aber ach, ein Schauspiel nur!" Der Dichter glaubt nicht daran. Dagegen soll Goethe, dem er eine „christliche Weltanschauung" zuspricht, an seinen Himmel im Faust auch als Mensch geglaubt haben. Dem widerspricht doch alles und Goethe selbst (zu Eckermann): „Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." Begründeter als die Beyschlagsche Auffassung von Goethes Christentum ist das verdammende Urteil seines Biographen Baumgartner — in Wahrheit die schönste Anerkennung, die man dem Genie zollen kann: — „Ihm war es weder um Dogmen noch um Toleranz zu thun, sondern lediglich um Poesie." A. E.

Nachrichten.

Die Comenius-Gesellschaft beabsichtigt von 1896 ab eine Ausgabe der philosophischen und theologischen (besonders der irenischen) Schriften des Comenius zu veranstalten.

Es hat sich eine Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte gebildet, welche auch eine eigene Zeitschrift herausgeben wird.

Bei Karl Kielmann in Heilbronn soll erscheinen: Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung (mit 48 autotypischen Bildnissen im Text), 300jährige Offenbarungen des stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes der Schwaben, kulturgeschichtlich beleuchtet von August Holder.

Oskar Dähnert in Münster i/W. bereitet für den Stuttgarter Literarischen Verein pro 1897 eine Ausgabe von Spangenbergs und Fröreisens Uebersetzungen griechischer in Straßburg aufgeführter Dramen vor.

Im Verlage von K. J. Trübner in Straßburg wird demnächst erscheinen: Michels V., Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele.

Marius Sepet hat für die Pariser Nationalbibliothek einen Catalogue des ouvrages et documens relatifs à la littérature dramatique contenus dans le fonds des nouvelles acquisitions françaises vollendet.

In Sesenheim wurde von G. A. Müller eine Goethesammlung begründet, deren Katalog in Straßburg i/E. bei J. Zenker erschienen ist.

In der neuen Novellensammlung von Catulle Mendès „Rue des Filles-Dieu 56 ou l'héautonparatèroumène (Paris, Charpentier) befindet sich unter dem Titel L'enfant trouvé eine Uebersetzung von Heinrich von Kleists Findling.

In Fernand Baldennes Poésies „Mezza voce" (Paris, Chailley) finden sich Uebersetzungen deutscher Gedichte von Goethe, Hamerling, Heine, G. Keller, Lenau, Leuthold, Lingg und Petri.

Das Journal intime de Benjamin Constant (Paris, Ollendorff 1895) enthält auch Aufschlüsse über Constants Verkehr mit Goethe, Schiller, Herder, den Kreis der Staël ꝛc.

Zur Feier der hundertsten Wiederkehr von Immermanns Geburtstag (24. April 1796) ist eine Festschrift geplant.

Der Testamentsvollstrecker und Vormund der minderjährigen Erben Gustav Freytags hat folgende Bestimmungen aus dessen Testament veröffentlicht: „Aus meinem literarischen Nachlaß soll nichts veröffentlicht werden, was ich nicht ausdrücklich für den Druck bestimmt habe. Unfertiges und Mißlungenes gehören nicht auf den Markt, und ich wünsche nicht, den Lesern durch Jugendwerke lästig zu werden. Die in meinem Nachlasse befindlichen Briefe Anderer sind, soweit sie in adressierten Konvoluten befindlich sind, den Briefschreibern oder deren Rechtsnachfolgern zurückzugeben, damit den Schreibern nicht etwa durch Verzettelung ein Nachteil erwachse."

Prof. Robert Vischer in Göttingen bereitet die Vorlesungen seines Vaters Friedrich Vischer zum Drucke vor.

Im Laufe des Jahres wurden eine Reihe von Dichterdenkmälern enthüllt: Am 29. Juni 1895 das Grabdenkmal Bürgers in Göttingen (Broncebüste von Eberlein), am 15. September das Seumedenkmal in Teplitz und ein Scheffeldenkmal in Mürzzuschlag, am 18. September das Laubedenkmal in Sprottau, am 20. Oktober ein Denkmal Justinus Kerners in Stuttgart, auf der Landeskrone ein Denkmal für Theodor Körner, gestiftet vom Riesengebirgsverein. An Vischers Sterbehaus in Gmunden wurde eine Gedenktafel angebracht.

Erklärung.

Meine streng sachliche, jeder persönlichen Spitze entbehrende und wie die zweite Auflage (vgl. Deutsche Wacht 1895 Nr. 170) beweist nicht unberechtigte Kritik seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (Euphorion 2, 160 ff.), die als ein auch pädagogisch unbrauchbares Buch von anderer Seite (O. Mensing in der Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 556 ff.) weit schärfere Verurteilung erfahren hat, beantwortet Herr Professor Max Koch in Breslau in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“ (Neue Folge 8, 500 f.) mit unehrlichen und feigen Verdächtigungen meines Charakters, die ich mir ein für alle Mal verbitten muß. Zieht Herr Max Koch diese seine Verdächtigungen nicht öffentlich zurück, so wird er mit seinen ferneren Aeußerungen von jetzt ab außerhalb des Kreises meiner Beachtung stehen.

Prag, am 1. November 1895.

August Sauer.

Im Manuskript abgeschlossen am 1. November 1895, im Satz am 3. Januar 1896.

Wahrheit und Lüge
auf dem Theater und in der Literatur.

Ein Vortrag.[1])

Von Jacob Minor in Wien.

Nicht für theoretische Fragen, wie es vielleicht manchem unter Ihnen scheinen könnte, will ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitten. Nicht mit dem sogenannten Verismus und mit seiner Berechtigung in der Kunst habe ich es zu thun. Sondern mit dem, was die Ultras unter den jüngsten Veritismus nennen, um auf diese nicht eben geschickte Weise den Inhalt von der Form zu unterscheiden. Ich betrachte, kurz gesagt, Wahrheit und Lüge als Gegenstand der Dichtung. Unsere neueste Literatur beruft sich ja mit einem gewissen Recht darauf, daß die Liebe nicht mehr ihr ausschließliches Thema bildet. Und in der That ist dieses Urmotiv aller Dichtung, das keine Zeit ganz wird entbehren können, im Laufe dieses Jahrhunderts namentlich unter den Händen der Franzosen mit einem solchen Raffinement behandelt worden, daß kein Fortschritt, sondern nur eine Umkehr möglich war. Wir haben die sogenannten interessanten Frauen herzlich satt, wir sehnen uns nach einem Tropfen Gretchen, und Halbes „Jugend" führt uns wieder die natürliche Hingabe junger und jugendfrischer Menschen vor, wie Shakespeares „Romeo und Julie". Freilich: austreiben läßt sich der Teufel Amor aus der Dichtung nicht; er kommt sonst unter anderem Namen bei der Hinterthüre wieder herein. Was man früher aus dem unveränderten Gesichtspunkte des menschlichen Herzens oder unter den schon schwankenden Begriffen von Natur und Unnatur betrachtet

[1]) Gehalten am 17. Dezember 1895 in der Wiener Grillparzer-Gesellschaft.

hat, das beurteilt und verurteilt man heute vom Standpunkt der Wahrheit und der Lüge. Auch dieser Standpunkt ist ein veränderlicher; und die Pilatusfrage: was ist Wahrheit? werden wir auf unserer raschen Wanderung immer wieder aufwerfen und ganz verschieden beantworten hören. Auch sie ist ja kein neues, sondern ein sehr altes Thema der Dichtung; schon das unläugbare Raffinement, mit dem Ibsen in neuester Zeit den Spiegel der Wahrheit bald dahin bald dorthin wendet, läßt erkennen, daß man es hier mit keinem jungen, sondern mit einem uralten, schrittweise vertieften Motiv zu thun hat. Was für ein weiter Weg von Hans Sachs zu Grillparzer, in dessen Namen und Geist wir hier versammelt sind! Von der Zeit, wo Wahrheit und Lüge bloß an das Wort gebunden sind, bis zu der Erkenntnis, daß der Mensch nicht mit Worten allein lügt und daß Lüge und Wahrheit sich in den feinsten Falten unseres Empfindungslebens am sichersten verbergen. Oder von dem brillanten Charaktertypus des Lügners, der absichtlich und selbstbewußt seine Umgebung virtuos belügt, bis zu dem feinen unbewußten Lügner Ibsens, der nur sich selbst belügt, den nur die Lebenslüge über dem Wasser hält.

Wollen Sie den Gegensatz verschiedener Weltanschauungen mit einem Blick übersehen, dann halten Sie das Altertum und das Mittelalter gegen die moderne Zeit. Ohne Zweifel ist der höhere Wert der Wahrheit auch im Altertum auserlesenen Geistern fühlbar gewesen, wie uns eine Scene in Sophokles' Philoktet beweisen wird. Aber in der Idealgestalt des Odysseus verehrte der Grieche doch als höchsten Mannesruhm den Bund von Gewalt und List, in denen der moderne Philosoph (Schopenhauer) nur die zwei verschiedenen Wege des Unrechtes, der Verneinung des fremden Willens, sieht. Und eine der herrlichsten Dichtungen des Mittelalters erzählt uns, wie der Neffe und Lehensmann Tristan für seinen alten Oheim, den König Marke, auf die Brautwerbung auszieht, sich selber in die Braut des Oheims verliebt und nach der Rückkehr am Hofe das Liebesverhältnis ungescheut fortsetzt. Die Liebenden machen sich keine Vorwürfe über ihren heimlichen Betrug; und auch nach der Meinung des Dichters findet ihre natürliche

Empfindung nur an der Ehre (im ritterlichen Sinne) und an der Treue gegenüber dem Lehensherrn ihre äußeren Schranken. Wenn also Tristan nach modernen Grundsätzen dem Gebot der Wahrhaftigkeit folgte und mit der schon auf der Brautfahrt ungetreuen Braut durchginge, dann wären Ehre und Treue verletzt, die ihm befehlen, dem Oheim die Braut zu bringen und den Skandal zu vermeiden. Der Zwerg, der dem König die Augen öffnet, wird von dem Dichter der unhöveschcit geziehen, und die Liebenden halten alles für erlaubt, um Marke zu betrügen. Sie schieben ihm in der Brautnacht die Magd Brangäne unter; ohne Vorwurf klagt der Dichter, wie die Liebe oft brave, edle Herzen zum Betrug verführe. Als Marke sie vom Hof verjagt hat, stellen sie sich in der Minnegrotte schlafend und legen ein Schwert zwischen ihre Leiber, um ihn neuerdings zu blenden und Versöhnung mit dem oft betrogenen Gatten zu finden. Auch nach der Meinung des Dichters thut der eifersüchtige Gatte unrecht so eifrig auf die Wahrheit zu pürschen: Zweifel und Argwohn seien in solchem Fall noch leichter zu ertragen, als die Wahrheit, die das Leid nur größer mache. „Ich glaube", sagt er, „wähnen wäre dem König Marke besser gewesen als wissen"; und seine Wahrheitsbeflissenheit nennt er seinen lebenden Tod. Also gerade wie auch Othello jammert: „wenn der Betrogene nicht den Raub vermißt, sagt es ihm nicht, so ist er nicht betrogen"; und: „es ist besser sehr betrogen sein, als auch nur etwas wissen". Ein moderner Dichter würde nicht die Wahrheit allein auf die Seite Markes und die Lüge allein auf die Seite der Liebenden stellen, sondern er würde umgekehrt den Bund zwischen Marke und Isolt als ehelichen Betrug und als den Ausgangspunkt aller Lügen betrachten. Das hat auch schon Immermann, mit Benutzung von Motiven des Volksbuches, gethan. Bei ihm wirft sich Tristan, noch ehe Isolt die seine ist, vor, daß er als Markes Freiwerber den ältesten Bund auf Schwänke, Ränke und tollen Trug gegründet und mit lügentriefender Lippe der Wahrheit Uranfang verletzt habe.

In dem ältesten deutschen und englischen Drama tritt die Wahrheit als Personifikation auf, entweder in weiblichem Gewande

als Frau Wahrheit oder in männlichem als Bruder Wahrheit. Sie gehört hier schon in die kleine Familie der elenden Verbannten, die (wie die Redlichkeit oder der rechte Glaube) nirgends in der Welt geduldet werden. Wir alle haben an Hans Sachs' Ehrentage die Frau Wahrheit auf der Scene gesehen, wie sie, überall vertrieben, zuletzt in einer schlechten Taverne unter Bauern ihre Herberge sucht. Sie erzählt in schlichten, aber ergreifenden Worten ihre Schicksale seit ihrem ersten Erscheinen unter den Menschen und verbindet damit ganz unfreiwillig eine scharfe Satire auf alle Stände. Ein gerührtes Bauernpaar will ihr die lang vermißte Herberge gewähren. Aber als sie sich nun mit ihrem strengen Ja, ja — Nein, nein selbst charakterisiert, da tritt eine plötzliche Wendung ein: die Wirtsleute erforschen ihr Gewissen und müssen sich sagen, wie wenig sie die Wahrheit bisher haben anwenden und vertragen können. Frau Wahrheit muß wieder in die Einöde hinaus! Die ganze schlichte Ehrlichkeit und der lautere Sinn des Nürnberger Meisters lebt in den Reden der Frau Wahrheit — so daß man fast übersieht, wie das kleine Ding noch ganz in den Kinderschuhen des dramatischen Dialoges stecken geblieben ist. Man erwartet die Selbstcharakteristik in Handlung umgesetzt und die Herberge an einem besondern Fall scheitern zu sehen. Dramatisch wirksamer ist darum der lustige Schwank, den der Verfasser von „Schimpf und Ernst" erzählt. Bei ihm nimmt der Bauer einen Gaukelmann mit nach Haus, der sich in den Kopf gesetzt hat, allen Leuten die Wahrheit zu sagen. Er findet unter dem Dach drei Einäugige: den Bauern, sein Weib und eine Katze. Aufgefordert, auch hier einmal die Wahrheit zum Besten zu geben, ruft er grob aus: „drei Personen und nur drei Augen" und wird von den empörten Wirten natürlich vor die Thüre gesetzt. Die Lehre, die Pauli nach seiner Gepflogenheit aus dem Schwank zieht, kommt uns ganz modern vor: er wendet sich gegen die, welche Wahrheiten sagen, auch wo sie nicht nützen sondern nur schaden, wo also besser geschwiegen wäre. „Die Wahrheit ist so edel, daß sie nicht von allen Menschen an allen Orten zu allen Zeiten soll gesagt werden"; ungefähr so redet die Großmutter bei Paul Heyse auch,

sie stammt also wirklich aus der guten alten Zeit. Hans Sachs aber hält die Partei der Wahrheit und er klagt mit dem Propheten Hosea, daß alle Welt voll von Lügen ist. Dieser Satz wird zum Gemeinplatz und namentlich in Kotzebues Wahrheitsdramen immer fort wiederholt. Kotzebue hat auch die Wahrheit noch als Personifikation auf die Bühne gebracht: in der Figur des Verax, den er im Personenverzeichnis selbst als „groben Kerl" bezeichnet. Ein parodistischer Sultan aus dem Geschlecht des Schach Lolo läßt ihn zum Zeitvertreib nach der Tafel vor sich kommen; eine Scene, die zugleich die strenge Kantische Wahrheitsforderung und die Weisen parodiert, die wie Nathan und Posa vor dem Throne Wahrheit reden. Aber der Sultan hat Wahrheit im Stile der abgedankten Hofnarren und seines Hofpoeten erwartet; er verlangt weder über seine Minister, noch über seine Maitresse, am allerwenigsten über sein Volk rücksichtslose Aufklärung. Der Grobian soll hingerichtet werden, wenn sich nicht ein Weib entschließt, ihm in der Ehe das Schweigen anzugewöhnen. Aber wie bei Hans Sachs niemand die Frau Wahrheit beherbergen will, so will bei Kotzebue keine der zahlreichen allegorischen Frauengestalten den Bruder Wahrheit heiraten: die Schönheit und die Häßlichkeit, die Jugend und das Alter, die Politik, die Gelehrsamkeit, die Dichtkunst — niemand will ihn zum Manne. Nur die Armut erbarmt sich zuletzt seiner und wiederum wie bei Hans Sachs müssen die Neuvermählten in der Einöde ihre Zuflucht suchen.

Frau Wahrheit hat eine ernste Miene und nicht einmal die parodistische Behandlung Kotzebues konnte ihr possenhafte Züge abgewinnen. Dagegen gehört ihr Widerpart, der Lügner, zu den ältesten Typen des europäischen Charakterlustspiels, dessen Anfänge uns bekanntlich nach Spanien führen. Es ist kein Zufall, daß uns das germanische Drama die Wahrheit, das romanische die Lüge vor Augen führt; Goethe hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß der schwerfällige und ernste Deutsche den drolligen Betrügereien eines Scapin keinen Geschmack abgewinnen könne und nirgends steht bekanntlich die Lüge in so hoher gesellschaftlicher Acht als in England.

Das ältere spanische Theater besitzt eine wahre Prachtfigur des Lügners. Ihr Schöpfer ist Alarcon; nur durch einen Irrtum späterer Herausgeber wurde das Stück vielfach Lope de Vega zugeschrieben. Ein Student, der eben von der Universität Salamanka nach Hause zurückgekehrt ist, spielt mit Verwegenheit hinter einander drei Lügen aus. Einer jungen Dame, in die er sich bei flüchtiger Begegnung sogleich ernstlich verliebt hat, glaubt er besser zu gefallen, indem er sich für einen reichen Amerikaner ausgibt, der schon seit einem Jahr in Madrid ihren Spuren folge. Seinen Freund und Nebenbuhler, der ihm von einem glänzenden Fest am Manzanares erzählt, macht er glauben, daß Er der Festgeber und ihre Angebetete die Gefeierte gewesen sei, wodurch er zugleich die Geliebte in den Augen dieses älteren Bewerbers bloßstellt und mit ihm in ein Duell verwickelt wird. Um der ihm von seinem Vater zugedachten Braut zu entgehen, gibt er sich drittens für verheiratet aus. Durch einen Zufall (die Verwechslung des Namens der Geliebten) und dann durch die Intrigue der Dame, die mit ihrer Freundin die Rolle tauscht, wird nun ein Gegenspiel eingeleitet und der Held aus dem Lügner, den man durchschaut und dem man auch die Wahrheit nicht mehr glaubt, der Belogene und Betrogene. Mit prächtiger Ausnützung der Situationen läßt der Dichter den Lügner Spießruten laufen, sich in immer neue Lügen verstricken und zuletzt ein Opfer unfreiwilligen Selbstbetruges werden. Seine echte und tiefe Leidenschaft wird für Heuchelei erklärt — denn er ist ja verheiratet; obwohl gerade die Wahrheit seiner Empfindung ihn verleitet hat, sich für verheiratet auszugeben. Als ihm zuletzt seine angebetete Lukretia wirklich zu teil werden soll, erfährt er zu seinem Schrecken, daß es die unrechte ist — und daß die ihm von seinem Vater bestimmte Braut seine wahre Liebe ist, daß also ohne seine Lüge alles glatt abgelaufen wäre, daß er sich durch die Lüge von seinem Ziel nur entfernt, sich sein Glück nur verscherzt hat. Aus dem trivialen Sprichwort: „einem Lügner glaubt man nicht" — ist auf diese Weise ein feines Lustspiel mit prächtigen Charakteren, einem zwar verwickelten, aber geistreichen Intriguenspiel und mit einer ausgezeichneten ironischen Schlußwendung geworden.

Namentlich der Charaktertypus des Lügners ist von keinem der Nachfolger erreicht worden. Don Garcia ist ein vollendeter Cavalier; aber von der Universität hat er den studentischen Mutwillen und die Phantasterei mit nach Hause gebracht, die ihn blindlings aufsprudelnd zu unbedachten und in ihrer Tollkühnheit handgreiflichen Lügen fortreißen. Das Motiv seiner Lügen ist Renommisterei. Um sich besser zur Geltung zu bringen, um sich namentlich bei Damen ein Relief zu geben! Sein jugendlicher Ehrgeiz hat etwas dämonisches: man soll seinen Namen überall kennen, ihn wenns sein muß verfluchen — aber berühmt will er sein, gleichviel um welchen Preis — hat doch einer darum den Tempel in Ephesus angezündet! Und er versteht sich auf die Lüge wie auf eine Kunst. Er ist ein Virtuose in der Improvisation. Seine farbenreiche Schilderung des Gastmahls macht selbst seinem Diener den Mund lecker, obwohl er weiß, daß sie erlogen ist. Seine Lüge von der Zwangsheirat hat wieder einen ganz anderen Stil und Ton, sie liest sich wie eine Geschichte aus Boccaz. Er ist angeblich von dem Vater bei Nacht in den Armen der Tochter überrascht worden; in seinem Versteck hat ihn die schlagende Uhr verraten; als die Tochter auch dafür eine Ausrede gefunden hat und die Uhr auf Geheiß des Vaters aus seiner Weste ziehen soll, streift sie an seine Pistole an, die losgeht und ihn verrät. Leider verwechselt er später den Namen dieses angeblichen Schwiegervaters und sein Diener meint warnend, ein Lügner brauche ein gutes Gedächtnis; aber auch da hilft er sich durch seine Geistesgegenwart heraus. Die Scene, wo er sogar den oft gewitzigten Diener mit der Erzählung vom Tod seines Nebenbuhlers im Duell aufsitzen läßt, und die Partie nicht verloren gibt, als dieser von der andern Seite lebendig und kerngesund auftritt, erinnert an Falstaff und ist eine der ergötzlichsten Situationen des komischen Theaters aller Zeiten.

Vom Standpunkte unserer modernen Wahrheitsforderer freilich läßt das Stück viel zu wünschen übrig. Der Held muß zu seiner Strafe ein ungeliebtes Wesen heiraten, weil er es mit Handschlag gelobt hat. Das ist für unser Gefühl doppelt verletzend. Denn

die äußere Wahrheit, das Worthalten, wird hier mit einer inneren, der Ehelüge, erkauft. Und wie kann zweitens eine Zwangheirat, eine erlogene Ehe, die Moral herstellen und den Lügner bestrafen? Auch der Vater des Lügners, ein Mann von strengen kastilianischen Ehrbegriffen, verurteilt die Lüge mehr aus dem äußerlichen Grund, weil sie seinen Sohn in den Augen der Gesellschaft kompromittiert und ihm die gute Partie verderben könnte; der Biedermann ist selber nicht weit von der Lüge entfernt, wenn er schnell den Freiwerber macht, ehe dieser Makel seines Sohnes bekannt wird. Und die heißen spanischen Mädchen, die sich mit dem Helden nur einlassen, weil ihr älterer Freier keine Anstellung hat, denen sein Renommieren recht gut gefällt, haben dem Lügner, den sie später so geschickt übertrumpfen, just nichts vorzuwerfen.

Die Komödie von Alarcon bildet die Grundlage der Charakterluſtspiele vom Lügner in allen Literaturen; sogar die drei berühmten Lügen kehren mit allen Details im französischen bei Corneille, im englischen bei Steele und Foote, im italienischen bei Goldoni wieder. Corneille hat sich in der Vorrede zu dem ältesten französischen Charakterluſtspiel ausdrücklich zur Bewunderung und zur Nachahmung des Spaniers bekannt. Daß sich sein Lügner nur von der gloire Erfolg bei den französischen Damen verspricht, daß er also mit Kriegsthaten renommiert, die er im Krieg mit Deutschland vollbracht haben will, ist zwar nur ein kleiner, aber ein sehr bezeichnender Unterschied. Er betont auch stärker als der Spanier die Eitelkeit des Lügners, der sich mit geckenhafter Einbildung auf seine Pfiffigkeit und seine romanhaften Erfindungen viel zu Gute thut. Er hat aber leider in der klugen Absicht, den Schluß zu verbessern, das spanische Stück von Grund aus verdorben. Um nicht mit der Zwangheirat zu schließen, läßt er den Lügner sich allmählich auch für die Freundin interessieren und zuletzt sehr plötzlich umsatteln. Aber auf diesem unwahrscheinlichen und gewaltsamen Wege hat er nichts erreicht, sondern nur verloren. Denn bei dem Spanier ist die Liebe des Helden wahr, seine Empfindung echt; darin findet der Lügner zuletzt eben seine Strafe. Bei dem Franzosen verliert er durch den raschen Wechsel der Geliebten um so

mehr, als Absicht und Ueberlegung mit hineinspielt. Der Lügner merkt nämlich durch, daß er von den Mädchen mystifiziert wird; und um nicht übertrumpft zu werden, behauptet er, auf ihren Betrug nur zum Scherz eingegangen zu sein, von Anfang an aber nur die geliebt zu haben, die ihm zuletzt zu Teil wird. Die Eitelkeit des Lügners wird also geschont; er wird nicht entlarvt, sondern im Epilog des Dieners ausdrücklich als seltenes Beispiel eines stets glücklichen Lügners hingestellt. Mit einer erlogenen Ehe schließt also im letzten Grunde auch dieses Stück; nur hat nicht der Held, sondern der Dichter die Heirat erzwungen. Corneille scheint das selbst gefühlt zu haben, denn in seiner Fortsetzung des Lügners kommt die Heirat doch nicht zu Stande; der Held macht sich aus dem Staube, ehe sie vollzogen ist.

Bei Goldoni ist der Lügner schon ein fertiger Hochstapler, der sich falschen Namen und Stand beilegt, um Mädchenherzen zu gewinnen und die Braut zu erkapern. Auch Er bildet sich auf die „sinnreichen Erfindungen" viel ein, die sein lebhaftes und munteres Genie unerschöpflich hervorbringt. Sich jeder Gelegenheit zu bedienen wissen oder einem Dinge forthelfen — so nennt er sein Thun. Immer weiß er sich von den diskreten Huldigungen, die andre der Geliebten darbringen, die Urheberschaft und den Vorteil zuzuwenden; immer fallen die üblen Folgen seiner Lügen auf Unschuldige. Goldoni häuft die Lügen ins massenhafte. Eine Lüge bringt hundert hervor. Um eine zu behaupten, muß der Held zu einer andern greifen; und während die eine noch herumgeht, sieht er sich gezwungen, eine neue in Kurs zu setzen. Nach und nach wird er von allen durchschaut. Immer schlechter werden seine Ausflüchte und immer aussichtsloser — aber er kann es nicht lassen, denn es liegt in seiner Natur. Jetzt verwünscht und verflucht er die verdammten Lügen und will sich die lügenhafte Zunge ausreißen, und gleich darauf lügt er wieder. Das Zusammentreffen und Entlarven aller seiner Lügen bildet eine wirksame Schlußscene in dem lebhaften und beweglichen Possenspiel.

Der Charaktertypus des Lügners ist aus dem spanischen Urstück auch nach England gedrungen, wo ihn auch die moralischen

Wochenschriften in das Repertoire ihrer Sittenschilderungen aufgenommen und nach Deutschland verpflanzt haben. Aber weder die deutschen Wochenschriften noch die Satire Rabeners haben zu seiner Vertiefung beigetragen; sie bilden keine Meilensteine auf unserem weiten Wege. Noch in unserem Jahrhundert hat eine fürstliche Lustspieldichterin, die Prinzessin Amalia von Sachsen, ein weibliches Seitenstück geliefert, und der kapriziösen Lügnerin, die sich aus bloßem Hang zur Intrigue und zur Heimlichkeit ihren ersten Anbeter verscherzt, den rauhen Wahrheitsfreund gegenübergestellt, der ihr endlich den Kopf zurecht setzt. Die Eitelkeit des virtuosen Lügners aber werden wir bei Immermanns Münchhausen wiederfinden; und ein altväterisches Lustspiel von Benedix sucht zu zeigen, wie schwer es ist ohne Talent zu lügen: der Lügner wider Willen hat hier unter den abenteuerlichsten Folgen seiner Lüge zu leiden.

In der Zeit der Aufklärung und des weichlichen Eudämonismus betrachtet man die Lüge wieder von ihrer Kehrseite, als Notlüge. Als das oberste sittliche Princip gilt, „unser eigenes und anderer Leute bestes auf alle Weise zu befördern." Der populärste Vertreter der Wolffischen Sittenlehre, Gottsched in seiner Weltweisheit, schließt daraus weiter: folglich sind wir auch verbunden, in gewissen Fällen die Unwahrheit zu sagen, wenn sie niemanden schadet, aber uns und anderen wohl gar nützlich wird. Schon Corneille hatte in seiner Fortsetzung des Lügners die Lüge aus Motiven des Edelmutes abgeleitet. Je mehr im 18. Jahrhundert die Empfindsamkeit zunimmt, um so häufiger begegnen wir der Lüge aus Liebe, aus Großmut, aus Edelmut u. s. w. in der Literatur. Das Recht des Herzens steht in jenen Zeiten über der Wahrheit. Fast empörend wirkt die „edle Lüge" in Kotzebues Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue." In diesem ältesten Ehebruchsdrama des deutschen Theaters wird der gefallenen Frau am Schlusse verziehen; aber das Folgestück zeigt uns Eulalia immer noch unglücklich, unter Gewissensbissen leidend. Um sie zu heilen, ersinnt der Gatte die „edle Lüge": er läßt sich von dem Stubenmädchen als Verführer anklagen; wenn sie einander nichts mehr vorzuwerfen hätten und

beide gleich schuldig wären, denn, meint er, werde Eulalia ihren Frieden wieder haben. Die eine Lüge hat natürlich weitere im Gefolge: der Wächter lügt; der Bräutigam muß für eine gute Aufnahme des Heiligen bei den Freunden sorgen; und Eulalia rafft sich, um das Äußerste zu verhüten, zu der neuen Lüge auf, daß ihr der Gatte ehrlich alles gestanden, daß sie sich bloß verrückt gestellt habe. Und alle diese Lügen zu nichte! denn das betrogene Volk vergißt sofort in Bewunderung der edelmütigen und großmütigen Lüge ihres Gatten, aber ein ernstes, ungetrübtes Glück weist sie als unverdient zurück.

Unberührt von der herrschenden romantischen Weltanschauung hat uns diese Zeit Goethe in dem eigenen Inneren die Quelle der Wahrheit gefunden. In dem Verhältnis zur Frau von Stein hatte er sich selbst zur Klarheit und Wahrheit durchgerungen und unter ihren Händen wurde das hohe Gedicht der Iphigenie auch zur Verherrlichung der Wahrheit. Die künstlichen Mittel des Betruges, der List und der Lüge, welche Euripides seinen Helden gegenüber den Barbaren unbedenklich gestattet, hat Goethes lauterer Sinn verschmäht:

> Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
> Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
> Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
> Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Es wäre nicht zu weit gegangen, wenn ein großer Kenner der antiken Dichtung hier einen fundamentalen Gegensatz zwischen antiker und moderner Weltanschauung finden wollte. Denn freilich zerreißt auch im Philoktet von Sophokles Neoptolemus das Truggewebe des Odysseus, wie Iphigenie die List des Pylades enthüllt. Aber Sophokles steht hier eben über seinen Zeitgenossen, während Euripides die hellenische Weltanschauung vertritt. Und auch das antike Ideal von Gewalt und List, den edlen Dulder Odysseus wollte Goethe in seiner Nausikaa zu neuem Leben erwecken. Ich werde kaum fehlgreifen, wenn ich das Motiv von Lüge und Wahrheit als den Angelpunkt auch dieser, leider bloß fragmentarisch erhaltenen Tragödie betrachte. „Du bist," so sollte Nausikaa zu

dem vielgewandten Helden sagen, der seinen Namen verbirgt und sich für unverheiratet ausgibt:

„Du bist nicht von den Trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts falsches ahnet und zuletzt betrogen
Sie unvermutet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverläss'ger Mann;
Sinn und Zusammenhang hat Deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort." —

Daß der Mann, zu dem sie so gesprochen, ihr dennoch gelogen hat, das sollte Nausikaa in den Tod treiben. Noch in der Zeit der Schlacht von Jena wünschte Goethe einmal die Frage, ob ein nützlicher Irrtum, eine nützliche Lüge einer schädlichen Wahrheit vorzuziehen sei, dichterisch zu behandeln, obwohl sie seiner Meinung nach schon in der Iphigenie durchgeführt war. Aber wie sehr er, trotz einzelnen grellen satirischen Blitzen, der List und dem Betrug kleiner Leute im großen Spiele dann doch wieder Geschmack und sogar Spaß abgewinnen konnte, das beweisen der Reineke Fuchs und die Dichtungen der Revolutionsjahre.

Ganz anders gab der Weise in Königsberg seinem unbedingten und grenzenlosen Abscheu gegen die Lüge Ausdruck, die er als die größte Verletzung der Pflicht betrachtete, welche der Mensch gegen sich selbst als moralisches Wesen begehen könnte. Ob der Lügner sich selbst oder andern schadet, kommt für ihn gar nicht in Betracht; die Lüge ist unbedingt verwerflich, auch aus gutem Zweck, als Wegwerfung und Vernichtung der Menschenwürde. Kant ist der älteste Wahrheitsfanatiker in unserer Literatur. Er verfolgt nicht bloß die äußere Lüge, sondern auch die innere, die Selbstlüge, mittels deren der Mensch sich selbst betrügt. Und von dieser Seite kam ihm die Dichtung der Zeit entgegen: namentlich der Engländer Sterne war es, der die Beobachtung für den Selbstbetrug im Kleinen wie im Großen, für alle lügnerischen Regungen der Menschenseele schärfte, die sich dem ungeübten Blick des Selbstbeobachters so gern entziehen. Das Steckenpferd, auf dem seine Helden reiten, ist die

älteste Form der kleinen Lebenslügen von der Art der Erfindung des Photographen Hjalmar. Sterne hat aber auch Wieland und den Dichter des Wilhelm Meister im Kampf gegen die falschen Ideale, die Lebenslüge im Großen, bestärkt und angeeifert.

Ganz voll von Kantischem Geiste treten nun auch in der Dichtung die Wahrheitsfanatiker auf. Natürlich ist Kotzebue auch hier wieder am Platz; in allen Sätteln gerecht, weiß er auch den Sitz flink und geschickt zu wechseln. Sein Lügenfeind hat sich bei Hof so unmöglich gemacht wie der „grobe Kerl" Verax. Er ist nach Kantischer Forderung ein so unerbittlicher Wahrheitsfreund, daß er sogar den Räubern, die ihn ausplündern, gewissenhaft den Ort angezeigt hat, wo das Kistchen mit den Diamanten versteckt ist; nicht bloß Paul Heyse, sondern auch Schopenhauer gestattet in der gleichen Lage unbedenklich die Notlüge. Nach der Schablone des alten Charakterlustspiels will er seine Tochter nur einem durchaus wahrhaftigen Menschen zur Frau geben und führt deshalb die Freier beständig auf das Glatteis der Lüge. Der Baronet, der um die Mitgift der Tochter zu retten seine politische Ueberzeugung zu wechseln bereit ist, sitzt ihm auf. Aber in einem stolzen und geraden Maler findet er seinen Mann, der nun nicht mehr ein grober Verax ist, sondern zur rechten Zeit auch taktvoll zu schweigen weiß, während der Baronet seine Gesinnung verleugnet. Der Wahrheitsforderer behält hier zwar Recht; nur niedrige Personen mißverstehen seinen Standpunkt. Aber auch hier findet die Wahrheit in der Welt keine Freistatt; die drei wahrhaften Menschen ziehen sich auf eine einsame Insel zurück, „eine Bevölkerung, deren sich kein Land in Europa rühmen darf." Der Dichter aber scheint gar nicht bemerkt zu haben, wie sein Held, indem er den Freiern Fallen legt, nicht bloß mit Worten, sondern noch mehr mit Thaten selber beständig lügt. Ganz ähnlich ist es auch dem Dramatiker Spieß ergangen, der in einem sehr anfechtbaren Schauspiel die Folgen einer einzigen Lüge zeigen wollte. Ein junger Mensch, der ohne Kaution nicht heiraten kann, erhält die nötige Summe von einer der zahlreichen wohlthätigen Unbekannten, an denen das Drama der Humanitätszeit so reich ist, gegen das ausdrückliche

Verbot weiterer Nachforschung zugeschickt. Er begeht die unschuldige Lüge, daß er das Geld von seinem Onkel erhalten habe, und wird dadurch in den Verdacht des Diebstahls und in eine kriminalistische Untersuchung verwickelt, welche die edle Unbekannte zuletzt als deus ex machina niederschlägt. Auch dieser wahrheitsliebende Dichter hat übersehen, daß es sich nicht um die Folgen Einer Lüge handelt; sondern es sind ihm unbewußt noch zwei andere unter die Feder gekommen. Die geheimnisvolle Unbekannte hat gelogen, daß sie die Stadt sogleich verlassen werde; und ihr Schützling wird bloß deshalb als nächtlicher Dieb eingezogen, weil er darauf besteht, zu Hause gewesen zu sein, während er gegen ihr Verbot seiner Wohlthäterin nachgespürt hat. Man sieht, es ist auch für den Dichter gar nicht so leicht, den Lügen auszuweichen. Nach einer wahren Begebenheit hat wiederum Kotzebue in einer kleinen Novelle die Gefährlichkeit auch der kleinsten Lüge zu zeigen gesucht. Zwei Liebende, die das väterliche Gebot getrennt hat, treffen verheiratet wieder zusammen und verraten durch unschuldige Verlegenheit ihre früheren Beziehungen. Die Lüge beginnt nun bei den anderen Ehehälften, die sich ihres Mangels an Vertrauen schämen und trotz reger Eifersucht ihre Gatten zur Aufnahme gesellschaftlicher Beziehungen nötigen. Die Lüge nimmt hier also schon feinere, fast raffinierte Formen an! Ein harmloser Spaziergang, auf dem sich die früheren Geliebten zu beiderseitiger Verlegenheit im Tiergarten getroffen haben, führt zum Zweikampf und zum Tod des einen der beiden Gatten. Aus der kleinen, unbewußten Selbstlüge sind bis zur Katastrophe neun kleine, ganz unschuldig scheinende Lügen geworden, an denen alle vier Personen ihren Anteil haben und die der Erzähler jedesmal markiert und mit fortlaufenden Nummern versieht. Ibsen würde die erste Lüge aber noch um einen Posten früher ansetzen; er würde sagen: daß Emilie ihrem Vater nachgegeben und dem Geliebten entsagt hat, darin liegt der Ausgangspunkt, die große Lüge ist die Quelle der kleinen. Kotzebue sieht darin nur väterliches Vorurteil und kindliche Ergebenheit der sanften Tochter. Aber ein gleichzeitiger Dramatiker, der die Novelle Kotzebues recht ungeschickt dramatisiert und mit einem guten Aus-

gang versehen hat, betont den Kampf des „deutschen Weibes" gegen die noch nicht ganz erstorbene Neigung schon etwas kräftiger.

Die humoristische Seite der strengen Wahrheitsforderung stellt sich uns in den Wahrheitsproben dar und wiederum ist hier der gewandte Kotzebue unser Mann. Wie sein „Lügenfeind", so stellt auch der aus dem gelobten Land zurückgekehrte Bruder des Ritters Hans von der Kolbe die falschen Freunde auf die Probe, die seinen Bruder umschmeicheln, um die Hand und die Mitgift der Tochter zu erhalten. Er hat aus Palästina die Nachtmütze des Propheten Elias mitgebracht; wer sie aufsetzt, dem reden alle Wahrheit. Aber nur der arme Junker Edwin besteht die Probe; und mit der Mütze wird zuletzt ein übermütiges und loses Spiel getrieben, wobei die Personen einmal Lüge und dann wieder Wahrheit aufsagen und und nur der Trinker sich immer gleich bleibt — denn auch im Wein ist Wahrheit. Kraft eines ähnlichen Zaubermittels stellt in Raimunds Diamant des Geisterkönigs der Held die Probe an. Der Diamant soll ihm gehören, wenn er ein Mädchen zur Stelle schaffen kann, das im achtzehnten Jahr noch keine Lüge über ihre Lippen gebracht hat. Das Kennzeichen für diese Priesterin der Wahrheit ist sein Diener Florian: sobald er die Hand einer Lügnerin ergreift, fühlt Florian ein Reißen und Stechen im ganzen Körper, im andern Fall aber das größte Wohlbehagen. Die Reisenden kommen in das Land des Veritatius, des Beherrschers der Insel der Sittsamkeit. Sie fürchten nicht ohne Grund, daß Zwang nur zur Verschlossenheit und diese zur Lüge führe. Bis hinauf zur Königstochter versagen die prüden Schönen des Landes. Aber die Waise eines englischen Kapitäns, die man ihrer freien Sitten wegen eben als Verbrecherin zum Tode führen will, besteht die Probe und das wahrhaftige Mädchen entpuppt sich als der schönste Diamant des Geisterkönigs.

Die strenge Kantische Wahrheitsforderung bestand niemals ganz unangefochten. Nicht bloß Nicolai machte dem ganzen kategorischen Imperativ den Vorwurf asketischer Strenge und mönchischer Lebensanschauung. Aus dem Lager der Kantianer selbst erhoben sich die Gegner. Am umfassendsten hat Friedrich Schlegel seine Ein-

wendungen in einem Brief an seinen Bruder zusammengefaßt, wo ihm Karoline Böhmer zu soufflieren scheint. Die Lüge, meint er in seinem radikalen Tone, sei der Menschheit so notwendig, wie die Wahrheit, deren Furchtbarkeit die schönsten Freuden zerstören würde. Er kennt solche, die sich stets selbst belügen und die der Schmerz in dem Augenblick töten würde, wo sie der Wahrheit ganz teilhaftig würden. Ihn selbst habe die wenige Wahrheit, die er erkannt, unglücklich gemacht; und nur seiner zu großen Wahrheitsliebe wegen wichen ihm die Menschen aus. Er habe in der Wirklichkeit noch nie ein Gesicht gesehen, das ganz wahr sei, und auch in der Kunst könne kaum die höchste Begeisterung ein Bild der Wahrheit erschwingen. In vieler Menschen Leben sei kein einziger Moment ohne Lüge; so trivial es sei, daß wir uns stets selbst belügen. Er wendet diese flüchtigen Gedanken über einen unerschöpflichen Gegenstand auch schon auf den Umgang an; er findet die gesellschaftliche Lüge unentbehrlich, um auch nur geduldet zu werden, geschweige denn, um Liebe und Achtung zu erringen. „Das Wenige, was in menschlichen Verhältnissen Kunst ist, ist mit Geschick lügen können, und dies läßt sich lernen. Mit Weisheit lügen, will unendlich viel sagen, und ist mehr als Kunst." Auch hier redet die Großmutter bei Paul Heyse im Stil der alten Zeit, wenn sie das Leben als eine Kunst betrachtet, die nicht ohne Lüge zu behaupten sei.

Von einer andern, der theoretischen Seite kam auch Schiller, der schon seinem Marquis von Posa eine auch von Schopenhauer gebilligte Notlüge in den Mund gelegt hatte, zu einer Einschränkung der rücksichtslosen Wahrheitsforderung. Aber er befindet sich nicht in Widerspruch, sondern in Uebereinstimmung mit Kant: denn es handelt sich für ihn nicht um die Wahrheit reden oder thun, sondern um die Wahrheit suchen. Hier steht er auf streng Kantischem Boden, wenn er die Grenzen respektieren lehrt, die unserer Erkenntnis gesetzt sind. Wenn er dem Jüngling zu Sais zuruft: „Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein". Oder wenn er, das dynamische Wagnis in ein intellektuelles umsetzend und das Problem von der theoretischen Seite erfassend, die Schuld des Tauchers nicht darin sieht, daß er den Kampf mit der überlegenen Naturgewalt auf-

genommen, sondern daß er die Grenzen der menschlichen Erkenntnis überschritten hat: „Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen." Aber auch dem schönen Schein des Lebens redet der Dichter der Ideale gegenüber dem strengen Wahrheitsforderer das Wort, der die Wahrheit entblößt sehen will, und wenn mit seinem Wahn auch sein ganzer Himmel schwinden sollte. Ganz gleich dem ihm so ungleichen Schlegel, erscheint auch ihm die Welt in nackter Wahrheit als ein Grab: „Auf deinen Lippen selbst erkaltet Der Liebe Kuß und in der Freude Schwung Ergreift dich die Versteinerung."

In den Zeiten der französischen Fremdherrschaft ertrug man willig das Gebot des kategorischen Imperativs, der denn doch zuletzt die Schlachten gegen Napoleon schlug. Nach dem glücklichen Ausgang der Befreiungskriege aber sah man ein Geschlecht von jungen Männern mit ernsten Mienen und mit altkluger Strenge in Blick und Wort herum wandeln, deren drittes Wort die Berufung auf die ewige und heilige Wahrheit war. Der Wahrheitsfanatismus dieser teutonischen Jünglinge forderte laut zum Spott heraus, den ihnen niemand freigebiger und feiner zu Teil werden ließ als der altdeutsche Tieck, der jetzt das romantische Kostume abwarf und der Gegenwart ins Auge blickte. Seine ersten Novellen bekämpften, mitunter zu theoretisch, durch den Mund von eigens bestellten Sprechern und Raisonneuren, aber nie ohne Geist und Witz, die falschen und übertriebenen Begriffe von Wahrheit, die man selbst im gesellschaftlichen Umgang und in der feineren Unterhaltung zur Geltung bringen wollte, wo nicht immer nur das blanke Ja und Nein gilt. Wie Friedrich Schlegel verlangte auch Er für die gesellschaftliche Unwahrheit einen schmalen Raum. Mit feiner Beobachtungsgabe, die an der Lektüre Sternes geschult ist, schildert er die bewußte und die unbewußte Lebenslüge; z. B. den köstlichen Amtmann Römer, der sich als Husaren Friedrichs II. ausgiebt und erst nach seinem Tode als Lügner erkannt wird. Oder er stellt seinen Helden, der sich für den Verfasser gefeierter patriotischer Schriften und für das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung

gegen Napoleon ausgiebt, als bewußten Lügner einem harmlosen Wahrheitsfeind gegenüber, dem die Lüge im kleinen, in den gleichgültigsten Dingen und zum bloßen Scherze zur Natur geworden ist: was für ein Triumph für die Tieckische Ironie, wenn der große Lügner, von dem kleinen geärgert, gegen den Splitter im fremden Auge eifert und den Balken im eigenen vergißt!

Auch Immermann bei seinem besonnenen und nüchternen Wesen war mit den Teutonen von Anfang an zerfallen. Dem Helden in den „Epigonen" verbirgt sich bei seiner Ankunft in Berlin überall unter der Hast der Erscheinung der wahre Kern: den ganzen Zustand der werdenden Großstadt bezeichnet er bald als eine große Lüge. Auch der pedantische Wilhelmi sieht in dem modernen Leben überall nur Affektation und Verfälschung; wie die modernen Jünger Max Nordaus meint auch Er: wir müssen die Besserung bei uns selbst anfangen, mit unserm Selbst den ersten Baustein zum Tempel der neuen Andacht tragen, Gesinnung auch in das kleinste Thun legen! nichts sprechen, als was wir wirklich gedacht! wahr sein in jedem Atemzuge! Aber sein Bund der Wahrheit trägt die Lüge schon im Keime mit sich und wird von dem Dichter mit souveräner Tieckischer Ironie behandelt. Auch die Lebenslüge hat vor Ibsen niemand schärfer definiert als Immermann. In seinen „Andreas Hofer" hat er nachträglich eine Scene eingeschoben, wo der Kanzler dem Legationsrat, seinem Jünger in der Diplomatie, eine derbe Lektion erteilt. Es ist Metternich, der in der Kanzlei zu Wien etwa dem jungen Gentz die folgenden Lehren gibt: „Wir Menschen sind eigen zusammengesetzt; wir kommen mit der dürren Wahrheit nicht aus — bedürfen immer einer schönen Lüge, die unser Leben fortspinnen hilft, wenn wir auch nicht an sie glauben. In meiner Jugend war es die Liebe, die Gesellschaft, die Persönlichkeit, womöglich etwas Poesie. Das ist vorüber, ein neues Geschlecht wächst heran. Du gehörst ihm an und teilst mit ihm die geltenden Träume der Zeit," — er meint die politischen Freiheitsideale — „Du hast von ihnen freilich bei mir heute einen unpassenden Gebrauch gemacht. Aber ich rate Dir sie nicht gänzlich zu unterdrücken. Sie werden

in Dir ein Feuer erhalten, welches Du zu gelegener Stunde mit dem besten Erfolge verwenden kannst. Ein gewisser Schmelz thut unserm Wesen not; um hinzureißen, muß man hingerissen sein können, und nie wird der etwas ausrichten, dem man den kalten Verstand in jedem Augenblick ansieht." Die höchsten Ideale der großen Zeit der Befreiungskriege werden hier als Lebenslüge in den diplomatischen Dienst gestellt. Immermann hat auch den alten Freiherrn von Münchhausen, einen der Ahnherrn der Lügendichtung, zu neuem Leben erweckt, der einem Beleidiger ein kurzes, aber sehr radikales Kollegium über Lüge und Wahrheit liest. Alle Menschen, sagt er mit Friedrich Schlegel, sind Lügner, nur mehr oder weniger entwickelte. Die sogenannten tugendhaften und edlen Charaktere haben nur nicht den Verstand zur echten und vollkommenen Lüge, sie taugen höchstens zur Halblüge, zur egoistischen Lüge. Hinz lügt, wenn er zu Kunz sagt: ich freue mich, Sie wohl zu sehen. Kunz lügt, wenn er an Hinz schreibt: der Ihrige. Der Prediger auf der Kanzel, der Richter im Richterstuhl, der Fürst auf dem Thron — sie lügen Alle, Alle. Nur haben sie nicht die Virtuosität darin, sie bringen ungeschickte, phantasielose, entkräftete Lügen hervor; diese Halblügen nennen sie Tugend. Wie die Helden des spanischen, französischen und italienischen Lustspiels, rühmt sich auch Immermanns Münchhausen seiner phantasievollen Lügen, gegenüber dem was man später die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit genannt hat, die bis auf die Lüge der Umgangssprache hier fix und fertig vor uns stehen. Münchhausen nennt sich einen Don Juan der Lüge, seine Lügen sind tolle Kinder der Liebe, an denen freilich kein gutes Haar und kein wahres Wort ist. „Ich bin der Cäsar der Lügen, und kann von mir sagen: ich kam, ich sah und — ich log."

Das alte Thema von Wahrheit und Lüge war also nach allen Seiten variiert und fast bis zu dem modernen Raffinement ausgebildet, als Grillparzers „Weh dem, der lügt" erschien. Aber schon in seiner Jugend hatte er sich, wie es scheint noch vor Kotzebues „Lügenfeind", mit dem Wahrheitsfanatismus dichterisch beschäftigt, der dem Schüler Kants nahe genug lag. Ein längst verstorbener Lügenfeind hat seinen beiden Söhnen den Schwur abgenommen, niemals

mit einem Lügner Gemeinschaft zu pflegen. Der eine der beiden Brüder will seine Schreibfeder in den Händen seines zukünftigen Schwiegersohnes gesehen haben; dieser leugnet und der Vater weist ihm die Thüre, bis sich die Feder zuletzt wieder findet und er sein Unrecht einsieht. Echt Kantisch handelt es sich nicht um die Bagatelle, die Sache, sondern um die Lüge an und für sich. Aber Grillparzer gibt doch hier schon dem strengen Wahrheitsfreund Unrecht. Er widerlegt ihn nicht bloß durch die Thatsachen, sondern er bahnt auch dadurch eine mildere Auffassung an, daß er zwar jeden der beiden Brüder den Schwur seinerseits steif und fest aufrecht halten, zugleich aber dem Bruder die Befolgung auf jede Weise erleichtern oder gar ersparen läßt; die beiden Brüder fühlen sich also doch mehr durch den geleisteten Schwur als durch die strenge Wahrheitsforderung gebunden. Aus einem ganz beiläufigen anekdotischen Zug seiner Quelle hat Grillparzer später die Handlung von „Weh dem, der lügt" herausgesponnen. Dort sagt Leon zu dem Diener seines deutschen Herrn einmal ganz offen, daß er entfliehen wolle — aber er sagt es doch nur, weil der andere es als bloßen Scherz auffassen muß, also gerade um die Wahrheit zu verbergen. Es ist also Lüge im Gewande der Wahrheit: wortwörtlich ist sie wahr — dem Sinn nach falsch. Für den tiefsinnig grübelnden Dichter war das der Ausgangspunkt; auf diesen Punkt hat er alles bezogen. Schon daß das Thema überhaupt aufgeworfen wird, beruht auf einer halben Wahrheit. Der König hat den Bischof gefragt, ob er etwas bedürfe? Der Bischof hat ihm trotzig abweisend geantwortet — obwohl er doch lieber seinen Neffen freigekauft hätte, der nun in der Gefangenschaft schmachten muß. Aus seinem eigenen Gewissen heraus beschäftigt sich der Bischof also mit der Predigt von der Wahrheit. Und nun tritt ihm der kecke Koch entgegen, wiederum mit einer versteckten Lüge: der Braten, den er ihm selber verschafft hat, soll ein Geschenk frommer Leute sein! Und den Atalus getraut er sich ganz nackt und offen herauszulügen, denn „mit der Wahrheit geht es nicht." Gerade mit der Wahrheit soll ers nun nach dem strengen Gebot des christlichen Bischofs versuchen; und so wenig der halbe Heide

davon hält, so will er es wenigstens versuchen. „Man wird ja sehen!", er nimmts nicht gleich ernst. So hat Grillparzer das Thema ganz originell gewendet. Während es sich sonst darum handelt, wie es dem Lügner ergehen wird, handelt es sich hier darum: ob man mit der Wahrheit durchkommen wird? Aber der Dichter vertieft das Thema noch im Lauf der Handlung. Leon geht von der buchstäblichen, wörtlichen Befolgung des Gebotes aus und wird dadurch immer mehr von der Wahrheit selbst abgeführt, er sündigt gegen den Geist. Nur mit derben und groben Worten genügt er der Pflicht, aber sein ganzes Thun ist Lüge und Betrug. Das Naturkind Edritha ist viel wahrer als er: auch sie ist listig, aber sie hält ihr Thun nicht für Wahrheit, sondern nur für Recht gegenüber denen, die es nicht besser verdient haben. Aus ihrem Munde muß er es erfahren: „Es lügt der Mensch mit Worten nicht allein, auch mit der That!" Leon aber scheut die ganze Wahrheit und auch die Konsequenzen seiner halben Wahrheit, bis seine List und Klugheit, wie die des Pylades, zu Schanden werden: „Man ist nicht klug, wenn man nur klügelt." Von dem äußerlich befolgten Wahrheitsgebot wird er zu dem echten Wahrheitssinn, der inneren Wahrhaftigkeit geführt. Das Princip gilt mehr als der Buchstabe, wahr handeln mehr als die Wahrheit reden. Und so stellt sich, nachdem der Dichter geistreich wie seine spanischen Vorbilder mit den Worten Wahrheit und Lüge auch im Dialog Fangball gespielt hat, zuletzt ein milderer, versöhnlicherer Geist auch bei dem Bischof ein. Die strengen Wahrheitsforderer werden abgewiesen, denn „am Ende zwingt die Wahrheit jeden doch, sie braucht nicht äußre Helfer und Beschützer!"; und Toleranz wird gepredigt, denn „das Unkraut rottet man nicht aus; Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber!" Keiner der früheren und keiner der späteren Bearbeiter unseres vielbehandelten Themas hat das Thema geistreicher aufgefaßt und keiner glücklicher gelöst als Grillparzer. Er entläßt uns nicht wie die modernsten Bearbeiter einfach mit dem trivialen Gellertischen oder Wielandischen Achselzucken über die Schwäche der menschlichen Natur, sondern er führt uns auch in ihre Tiefe.

Die jungdeutsche Zeit hat sich meines Wissens nur mit einer besonderen Form der Lüge, mit der Ehelüge, beschäftigt. Sie bildet das Bindeglied zwischen den Romantikern, über die sie wenig hinausgekommen ist, und zwischen Ibsen und Nordau. Der Verfasser der Lucinde und sein beredter Anwalt Schleiermacher haben das Thema vor hundert Jahren zuerst angeschlagen, das bis auf unsere Tage fast mit ihren Worten wiederholt wird. Ihre Athenäumsfragmente bezeichnen fast alle Ehen als bloße Concubinate, als Ehen an der linken Hand, oder vielmehr als provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, in der mehrere Personen eine werden sollen. Mißglückte Eheversuche sollten daher nicht mit Gewalt zusammengehalten werden, weil dadurch die Möglichkeit der wahren Ehe durch glücklichere Versuche nur hindangehalten werde. Friedrich Schlegel stellt der Convenienz- und Vernunftehe in seiner Lucinde die freie Liebe als Ideal gegenüber, nicht bloß der Prüderie seines Jahrhunderts, sondern auch der wahren Scham geflissentlich mit der Faust ins Gesicht schlagend. Unter dem Gesichtspunkt eines bloßen Versuches betrachten die romantischen Wortführer auch die erste Liebe, recht im Gegensatz zu dem Schillerischen Hymnus in der „Glocke"; das gegebene Wort behaupten zu wollen, wo die wahre Liebe schon geschwunden ist, heißt für sie nicht Moral, sondern Immoralität. Unschuld und Schamhaftigkeit haben nur dort einen Wert, wo sie nicht aus Unwissenheit stammen, sondern sich der Erkenntnis zum Trotz behaupten. Heine kennt dann die Lebenslüge überhaupt bloß in den Formen der Fleischeslüge und der religiösen Lüge, die bei ihm wie man weiß aus einer Wurzel sprossen. Dem nackten antiken Götterglauben stellt er die gotische Lüge gegenüber, die nur blinde Genüsse im Verborgenen erlaubt und sich das heuchlerische Feigenblättchen vorklebt. Gutzkow hat nicht bloß Schleiermachers Verteidigung der Lucinde neu herausgegeben, er ist auch als Dichter der Wally nicht über ihr Programm hinausgekommen. Auch Max Nordau, der radikalste Bekämpfer der Ehelüge, welcher Geldheirat und Prostitution auf eine Bank verweist, ist gerade hier am wenigsten originell. Mit Heine betrachtet er die Verleugnung des Fleisches im Nazarenismus als Quelle der

Lüge, der Vernunft- d. h. Geldheiraten. Den Satz, daß der Priester nicht frage, ob die Braut den Mann liebe, sondern nur ob sie ihm treu sein wolle, haben ihm die Verfasser von „Wer lügt?" im gleichen und Paul Heyse im entgegengesetzten Sinne nachgesprochen. Wie Friedrich Schlegel scheint auch ihm die Monogamie kein natürlicher Zustand des Menschen zu sein und ein Bund für das ganze Leben nicht einmal wünschenswert, wenigstens bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft, wo die Frau die Kinder nicht ernähren kann. Auch nach seiner Meinung findet sich unter tausend Paaren kaum eines, das einander während des ganzen Lebens ausschließlich angehört. Und über die erste Liebe redet er so kühl wie die Romantiker, wenn er sie nur als die „Zusammenfassung und Uebertragung der bevorstehenden allgemeinen Neigung zum andern Geschlecht auf eine bestimmte Verkörperung desselben, gewöhnlich die erste, die man näher zu kennen Gelegenheit hatte," betrachtet. Treue fordern sei Egoismus; der sie fordert, übt sie nicht immer, und der Mann beachtet das Gesetz nicht, das er dem Weibe diktiert. Unbedingte Treue liege überhaupt nicht im Menschen; und so kommt der Verfasser dazu, die Abschaffung der Ehe und die Rückkehr zur freien Paarung der Tiere der Heuchelei der liebelosen Ehe vorzuziehen. Er verlangt auch das im Namen der Wahrheit anstatt der Lüge; denn die Reinheit der Ehe werde dadurch untergraben, daß der Mut zum öffentlichen Bruch, aber nicht zur geheimen Sünde fehle.

Die Dichtungen der alten wie der neuen Zeit, welche das eheliche Thema behandeln, sind Legion. Für uns kommen sie nur so weit in Betracht, als sie es unter dem Schlagwort von Lüge und Wahrheit betrachten. In einer feinen Novelle hat unser Ferdinand von Saar zwei für einander bestimmte Leute an der Prüderie des Mädchens scheitern lassen. Sie geben sich ein Rendezvous, aber das Mädchen verliert den Mut und zieht ihre meduſenhafte, altjüngferliche Schwester ins Vertrauen; die ihr rät sich möglichst zurückhaltend und abweisend zu benehmen. An dieser Lüge wider Willen scheitert das Verhältnis; das Mädchen fällt einen ungeliebten und unwürdigen Mann zum Opfer und verkommt.

Dem Mann, der sich um Geld verkauft, begegnen wir in der „Goldenen Lüge" von Faber. Ein junger Bildhauer aus wohlhabendem Hause, ganz von modernen Ideen erfüllt, arbeitet um die Wette mit seiner hochbegabten Kameradin Sabine Vogt. Aber durch den Tod des Vaters verliert er die Mittel, seinen Idealen zu leben; und ohne den Mut, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, heiratet er die Tochter eines reichen Mannes, die ihn so wenig als er sie versteht. Er heuchelt Liebe und er verleugnet auch seine künstlerischen Ideale, um durch eigenen Verdienst seine Abhängigkeit weniger drückend zu empfinden. Die Erscheinung Sabinens in diesem Kreise öffnet ihm die Augen: „Nur reine Hände schaffen ein Kunstwerk! ich habe mich und andere betrogen!" Er will zu Sabinen zurück und hofft bei ihr wieder Flügel zu bekommen — aber auch sie glaubt nicht mehr an seine Zukunft und an sein Werk, und er tötet sich endlich selbst.

Den zusammenfassenden theoretischen Ausdruck haben die in der Zeit liegenden Ideen in dem schroffen und radikalen Buch von Max Nordau: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" gefunden. Kant wirft bloß die „kasuistische Frage" nach der Unwahrheit aus bloßer Höflichkeit auf. Schlegel, Tieck und Immermann leiten aus den unentbehrlichen phraseologischen Lügen nur den Satz ab, daß die reine und unbedingte Wahrheit überhaupt für den Menschen in unserer Welt unmöglich sei. Aber schon Schopenhauer betrachtet finsterer das gegenseitige einander belügen als die obligate Begleitung des Lebens in der großen Welt: „Wie unser Leib in die Gewänder, so ist unser Geist in Lügen verhüllt. Unser Reden, unser ganzes Wesen ist lügenhaft; und erst durch diese Hülle hindurch kann man bisweilen unsere wahre Gesinnung erraten, wie durch die Gewänder hindurch die Gestalt des Leibes." Das Buch von Nordau geht noch weiter: es sucht den Abgrund aufzudecken zwischen dem, was wir als Wahrheit empfinden, und allen herkömmlichen Einrichtungen. Es betrachtet alle unsere heutigen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen unter dem Gesichtspunkt von Lügen, die jeder Gebildete als solche kenne und dennoch dulde. Auch Nordau hofft aber, daß auf die Civilisation von heute,

deren Kennzeichen Pessimismus, Lüge und Selbstsucht sei, eine Civilisation von Wahrheit, Nächstenliebe und Frohmut folgen werde.

Zwei Anhänger Nordaus (Blum und Alexander) haben es auf dem Umweg über die Schweiz unternommen, seine Gedanken in belletristischer Form darzustellen und gleichsam in Aktion zu setzen, an einzelnen Fällen zu erläutern. Sie führen uns in eine Gesellschaft ehemaliger Schulkameraden, der „Muster-Neun", die alljährlich beim Sacher in Wien zusammen kommen. Einer von ihnen, der am weitesten in der Welt herumgekommen ist, giebt der pessimistischen Ueberzeugung Ausdruck, daß alles, was wir Civilisation oder Kultur nennen, nichts anderes ist als Schwindel, der Vernichtung verdient: „Die Civilisation ist Schwindel, die Kultur Betrug und beide auf nichts als Lüge gegründet". Alle Lebensverhältnisse beruhten auf Heuchelei und Lüge: das Verhältnis der Eltern zu einander, der Kinder zu den Eltern, der Ehegatten und der Freunde unter einander, der Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer, zwischen Brotherrn und Arbeitgebern u. s. w. Er bietet die Wette, daß es seinen Freunden nicht möglich sein werde, in ihren verschiedenen Ständen und Berufszweigen auch nur eine Woche lang an der Wahrheit festzuhalten. Acht Wetten zu tausend Gulden werden geschlossen; die Freunde versuchen es wie Grillparzers Leon mit der Wahrheit. Die Erfahrungen eines jeden an dem ersten wahrheitstreuen Tag werden uns nun in einzelnen Bildern vorgeführt, zum Teil dialogisiert, zum Teil erzählt. Der Doktor und der Advokat verlieren ihre Patienten und Klienten, der Kaufmann seine Kunden und sein Personal, der Redakteur seine Leser, der Politiker die Stimmen, der Professor seine Anstellung, der Geistliche wird exkommuniziert und der ehrliche Bankier kann kein einziges Geschäft abwickeln. Auch die eheliche Lüge wird berührt: dem Doktor, der seine Jugendsünden am wahrheitstreuen Tag beichtet, wirft die Braut wie die Heldin Björnsons den Handschuh ins Gesicht; und die Frau des Kaufmanns, der seinen ehemaligen Verkehr mit den Balletratten nicht länger verheimlichen darf, fürchtet Ibsens Gespenster für ihren Sohn. Wie bei Nordau, so weicht auch hier die pessimistische Schilderung der Gegenwart dem rosigen

Bild der Zukunft, wo nur die Wahrheit regieren wird — aber dieses Land der Wahrheit ist zugleich auch das sociale Utopien und auf Bellamys Grundsätze der Verstaatlichung läuft zuletzt alles hinaus. Schon am ersten Tag haben in dieser schlechtesten aller Welten die Freunde ihre Wette verloren: die Wahrheit, die bei Hans Sachs niemand beherbergen, bei Kotzebue niemand heiraten will, wird auch hier in keinem Stand oder Beruf geduldet und der Pessimist hat gewonnen. Aber wie Immermanns Wilhelmi, so fordert auch Er die Freunde auf, die Arbeit nicht mit der Weltreform, sondern still bei sich selbst zu beginnen, die Wahrheit zuerst in sich selbst zu begründen. Wenn sie nur selbst erst fest bei der Wahrheit blieben, würden sie auch siegen: sobald es bekannt wird, daß ein Arzt, ein Advokat, ein Kaufmann ꝛc. wahr reden und handeln, werden sie sicher viel mehr gesucht werden u. s. w. So stellt er den Freunden die Verkündigung des „Veritismus" als Lebensaufgabe hin und fordert sie zu einem neuen Kreuzzug für die Wahrheit gegen die Lüge auf. Indem die Freunde jubelnd zustimmen, haben sie zuletzt doch die Wette gewonnen, und die achttausend Gulden fallen dem Veritismus zu, dürften aber als Kapital für das zu begründende Wochenblatt bald zu schmal werden.

In der Dichtung hat niemand die Wahrheitsforderung allseitiger ventiliert als Ibsen, der gewöhnt ist, alle Lebensverhältnisse unter dem Gesichtspunkt von Lüge und Wahrheit zu betrachten, der zwar nicht den Begriff, aber das Wort von der Lebenslüge erfunden und die schwierige Kunst entdeckt hat, die unbewußte Selbstlüge auf der Bühne sichtbar zu verkörpern. Was sind die offenen Lügner in der Weltliteratur gegenüber Ibsens heimlichen Sündern! Er hat kaum eine neue Form der Lüge ersonnen und unserem Thema auch theoretisch keine neue Seite abgewonnen: aber er ist der Künstler, der zu verkörpern versteht, was andere nur gedacht oder gesagt haben. Auf ihn als den dichterischen Höhepunkt hat unsere Darstellung vorausblickend immer Bezug genommen; aber der Vortrag würde zum Buch, wenn wir auf diesem Gipfel in andächtiger Kunstbetrachtung verweilen wollten. Nur ein kurzer Abstieg sei noch vergönnt, bei dem wir den Blick

wieder nach rückwärts in die Höhe wenden müssen. Denn es zeugt von der großen künstlerischen Wirkung, die Ibsen wie keiner vor ihm mit dem Thema des Lügners erzielt hat, daß fast alle folgenden Bearbeitungen in offenem oder heimlichem Gegensatz zu seiner vermeintlichen oder wirklichen Weltanschauung entstanden sind. Die meisten haben dabei freilich gegen Windmühlen gekämpft; denn der Dichter der Wildente steht über den Parteien und den Schlagworten. Es macht ihm nur Freude, seinen Menschen ins Herz zu schauen. Er weiß so gut wie Grillparzer, daß man die Lüge nicht mit einem Wort ausrotten wird. Aber auch Er glaubt an den endlichen Sieg der Wahrheit.

Gegen ihn hat zuerst in Deutschland Karl Frenzel einen Wahrheitsfanatiker mit dem altväterischen Gellertischen Namen Wahrmund ausgespielt. Ein hinreißender, aber zelotischer Prediger, der in Lehre und Thun den Geist unbarmherziger Wahrheit vorstellt, und keine Lüge an den andern, keinen Betrug vor dem eigenen Gewissen duldet. Eine Frau von romantischem Sinn und Neigungen hat er durch seinen Wahrheitseifer erst gewonnen, dann aber bald wieder von sich abgestoßen; sie vergeht sich mit einem adeligen Offizier und lebt in stillem Schuldbewußtsein als geduldige Gattin und musterhafte Hausfrau, umgeben von einem unbeschreiblich elegischen Zauber, an der Seite des argwöhnischen, aber nicht klar sehenden Gatten weiter. Auch auf ihrem frühen Totenbette hat sie nicht das Bedürfnis, sich zu bekennen. Der Gatte umgekehrt lechzt nach Wahrheit und Klarheit; sein Wahrheitsdrang achtet auch das Grab nicht, er spürt mit der Wollust der Selbstzerfleischung der Untreue seiner Frau nach. Die Tochter erzieht er nach dem Gesetz der Vererbung: um ihr das romantische Gift, das Erbteil der Mutter und des Großvaters, aus dem Blut zu treiben, zeigt er ihr von Jugend an die ganze Nichtigkeit und Dürftigkeit des menschlichen Daseins, und die Welt liegt in ihrer dürren Wahrheit vollkommen reizlos vor ihrer jungen Seele. Sie wird das Opfer des väterlichen Wahrheitseifers. Als sie im Begriff steht sich zu verheiraten, ruft ihr der Vater die Schande ihrer Mutter ins Ohr und das Gesetz der Vererbung, nach dem der

Apfel nicht weit vom Baume fällt. Er zwingt vor den Augen der Tochter ihrem wahren Vater, dem Grafen, das Geständnis seiner Schuld ab; und stürzt vom Schlag gerührt zusammen, während er über den Sieg der Wahrheit frohlockt. Die Tochter aber bleibt über den Tod hinaus im Banne seiner Gedanken: kalt und starr, ohne die Fähigkeit Liebe zu empfinden oder zu lügen, löst sie das Verhältnis mit dem Bräutigam. Im Gegensatz zu dem Wahrheitsfanatiker und seiner Tochter sind alle Personen bestrebt, wie die verstorbene Frau das Geheimnis zu bewahren, dessen Enthüllung nur schaden kann. Die kühle und verständige Freundin Ulrike hat der gefallenen Frau abgeraten ihre Schuld zu gestehen, mit der nicht ganz passenden Motivierung, die Ehe gründe sich nicht auf Jugend und Schönheit, sondern auf Pflicht und Ehre. Und wie die Frau dem Mann die Aufklärung aus Schonung, nicht aus Schwäche vorenthält, so verhüllt auch der Graf seinem Kind mit der größten Zartheit und Schonung das Geheimnis, ohne sich als ihren Vater zu erkennen zu geben. Und auch der erzählende Held, der im Gegensatz zu Ibsens Gregor das willenlose Werkzeug zur Entschleierung der Wahrheit wird, meint, wenn das ihre Wirkung sei, möge uns nie die Wahrheit entschleiert werden. Der Bodensatz des Menschenlebens sei nicht zum Anschauen für empfindliche Seelen da; was für die roheren Naturen der Rausch, sei für die feineren die Lüge. Mit einer Kleistischen Wendung hält er „bei der Gebrechlichkeit dieser Welt und bei der Schwäche unseres Willens" die Lüge und die Sünde der Menschlichkeit eingeboren.

Bei Frenzel klärt der wahrheitsuchende Vater die Tochter über die Schande der Mutter auf; bei dem Dänen Heiberg („König Midas") erfährt die Witwe von dem rauhen Wahrheitsfreund die Untreue ihres Gatten, der ihr auf dem Totenbett ungefragt geschworen hat, daß er nur sie geliebt habe. Für die rücksichtslos in offener Gesellschaft hingeworfene Behauptung schafft er die von dem Gatten verführte Magd als Zeugin herbei. Immer in der Meinung, die Wahrheit werde ihr nach einer kurzen Krisis wohlthun. Aber die Wahrheit ist für sie zu stark, sie wird wahnsinnig und Ramseth ruft entsetzt aus: „Aber es war doch die Wahrheit!" Mit der Ibsenischen

Wahrheitsforderung ist auch hier die Björnsonische Keuschheitsforderung verbunden. Leider aber ist Ramseth nicht bloß Wahrheitsfanatiker, sondern auch der alternde Mann, der, eifersüchtig auf die Jugend, selber nach der Hand seiner Schülerin strebt; dadurch werden seine Motive unrein und verwirrt und sein stark betonter Mangel an Menschenkenntnis macht ihn fast zur komischen Figur. Seine Gegner, der Freund und der Liebhaber der Witwe, verlangen die Notlüge von ihm, wieder mit der Motivierung: daß die Wahrheit hier doch niemanden nützen, der Witwe aber schaden könne. Sie halten dem Wahrheitsapostel die Pilatusfrage entgegen: „Was ist eigentlich Wahrheit?" — während Er umgekehrt sich auf sein Gefühl beruft: „Was ich glaube, was ich fühle, das ist Wahrheit; . . . denn ich habe die Kraft zur Wahrheit." Gegenüber seinem Wahrheitsmonopol verlangen die anderen ein wenig Takt: „es ist keine Schande, Takt zu besitzen, und es kann geradezu ein Verbrechen werden, ihn nicht zu haben." Sie werfen ihm Schwarzseherei vor; „wir sind jung und gesund und sehen die Dinge dieser Welt nicht schwärzer an als nötig." Niemand lüge so sehr wie die Wahrheitspropheten, denn sie richten sich nicht nach dem Leben und vergessen, daß die Wahrheit doch einen menschlichen Inhalt, einen Zweck und Nutzen haben müsse. Am meisten aber machen sie dem Weltverbesserer zum Vorwurf, daß er alle Freude am Dasein zerstöre: „Wir brauchen Humor und es wäre recht gut, wenn all das Geträtsch von Wahrheit bald ein Ende hätte, wir werden ganz verrückt davon!" Einer der beiden Freunde glaubt denn auch seine Lebensaufgabe darin gefunden zu haben, alle Wahrheitszeugen zu erwürgen; er thut es aber leider nicht. Seine gestotterten Reden sind nicht neu: sie enthalten nicht mehr, als was Nicolai und Schiller im vorigen Jahrhundert gegen den mönchischen und asketischen Charakter des kategorischen Imperativs und was Heine gegen den Nazarenismus vorgebracht hat.

Bei Paul Heyse ist es wiederum die geheime Liebe der Schwägerin zu dem Schwager, die von dem Wahrheitsfreund rücksichtslos erpreßt und verlautbart wird; auch hier hat es der Wahrheitsfreund auf ihre Hand abgesehen gehabt. Die Frau ist eine hübsche

Puppe, wie Nora von ihrem Manne mehr angebetet als erzogen. Ihre kluge ernsthafte philosophische Schwester aber bildet sich mit Fleiß zur Erzieherin aus. Der schwerfällige und derbe Normann (schon in dem Namen ist seine nordische Abstammung gekennzeichnet), diesmal kein Redakteur sondern ein wahrheitsuchender Gelehrter, liest ihr gelegentlich seiner eigenen verunglückten Bewerbung die Liebe zu dem Schwager aus dem Herzen; trotz ihrer Empörung über diesen Eingriff in die Rechte ihrer Seele leugnet sie nicht, sondern sie bekennt sich mutig zu ihrem heiligsten Gefühl. Auch dieser Wahrheitsfreund hält es wie Gregor Werle für seine Pflicht, vermittelnd einzugreifen und zunächst der versammelten Familie Mitteilung zu machen: Bruch des Beichtgeheimnisses nennt der Schwager seine That! Die Lösung, die der fanatische Normann von der rücksichtslosen Wahrheit erwartet, kommt nur auf Umwegen und durch eine Notlüge zu stande. Die Schwägerin erfährt nämlich, daß sie die Frucht eines ehebrecherischen Bundes zwischen ihrer Mutter und einem Maler ist. Das Schicksal ihrer Mutter warnt sie, selber der Leidenschaft Gehör zu geben, und so entschließt sie sich ihrem Vater nach Italien zu folgen. Aber aus Zartgefühl, um in dem Herzen ihrer Halbschwester nicht das Bild der Mutter zu trüben, greift sie, die ihre eigene Empfindung nie verleugnet hat, nun doch zur Notlüge: der Maler wolle sie an Kindes Statt annehmen. Das Stück enthält also eigentlich zwei Wahrheitsforderungen; die zweite, das Geheimnis der mütterlichen Schande, trifft in vielen Motiven mit Frenzel zusammen. Die Handlung ist nicht ohne Bedenken. Der Schwager, der im ersten Akt ganz die Miene eines Liebhabers hat, liebt die Schwägerin dann doch nicht; und die rasche Bekehrung der Salonpuppe ist gewaltsam. Schlimmer noch, daß die Wahrheit diesesmal zufällig glücklich gewirkt hat; denn in der That gibt nicht die Großmutter, welche die Handlung vorsichtig überwacht, aber mit ihrem Raisonement doch nur immer hinterher kommt, den Anstoß zur Klärung der Verhältnisse, sondern der täppische Wahrheitsfreund. Bedenklich viel und viel bedenkliche Sentenzen füllen das Stück; namentlich die Großmutter ist voll davon. Was Nordau gegen die kirchliche Ehe ausspricht:

daß der Priester nicht frage, ob die Braut den Mann liebe, sondern nur ob sie ihm treu sein wolle, das wird von ihr im Gegenteil, wortwörtlich aufgefaßt, zur Empfehlung der Vernunftehe. So habe sie es auch selbst gemacht und ihrem Mann auf seinem Totenbett gegen die genaue Wahrheit mit der Antwort getröstet, daß er sie voll und ganz glücklich gemacht hätte; der freiwilligen Lüge des Gatten auf dem Totenbette bei Heiberg steht hier die der Gattin auf dem Totenbett abgeforderte Notlüge gegenüber. Auch hier dient die Pilatusfrage zur Entschuldigung: unser Herz hält meistens nur das für wahr, was ihm gerade angenehm ist. Mit der Wendung: die Wissenschaft beruhe wohl auf Wahrheit, aber das Leben sei keine Wissenschaft sondern eine Kunst, und in der Kunst gelte neben der Wahrheit die Schönheit, — mit dieser Wendung bahnt sich die Großmutter, die aber dann selbst wieder zugibt nichts von Musik und Malerei zu verstehen, den Uebergang zu den kunsttheoretischen Fragen, sie bekämpft neben dem Veritismus auch den Verismus. Höher als die Wahrheit, die sich überall hin flegelt und die Menschen ohne Bedenken kreuzunglücklich macht, steht ihr die Liebe, die auch eine Notlüge entschuldigen kann. „Die Wahrheit ist so was Vortreffliches wie starker Wein, der hitzigen Personen zu Kopf steigt, sie hat wie alles seine Zeit. Nur Liebe und Güte sind immer zeitgemäß" . . . Diesem Satz gemäß läßt auch der Dichter alle Personen, die Wahrheit fordern, immer rücksichtslos, zur Unzeit und ungeschickt handeln. Aber wenn nun die Schwägerin dem Rat der Großmutter zufolge den unzarten Wahrheitsfreund geheiratet hätte, wäre das etwa besser gewesen? Die Handlung beweist nicht, was der Dichter will, und die Grundsätze der Großmutter sind nur von bedingtem Werte. Die polemische Tendenz zieht den Dichter herunter; der Adel seiner Seele entfaltet sich gerade dort, wo er gegen die Tendenz die Wahrheit verficht. Zwar beruft sich die Heldin gegenüber dem Zudringlichen, der ihr die innersten Gedanken abfragen will, auf das Recht der Seele und sie bedient sich dabei des Gleichnisses von dem Räuber, der dem Ueberfallenen das Geständnis abzwingen will, wo das Geld versteckt ist, also desselben Beispiels, das der Kotzebuesche Lügenfeind zur

Bestätigung des strengen Wahrheitsgebotes, Schopenhauer aber zur Verteidigung der Notlüge gebraucht. Aber die Aufrichtigkeit und der Mut, mit dem sie sich als Schülerin des Wahrheitsfanatikers doch offen zu ihrem Gefühl bekennt, ist auch von dem Dichter mit deutlicher Vorliebe und geflissentlich stark betont.

Nur in einem, aber in einem wesentlichen Zuge kommt auch Daudets Hindernis, in dem der Verfasser die Vererbungstheorie mit unglaublich seichten Gründen bekämpft, für uns in Betracht. Die Abstammung des Sohnes von einem lang nach seiner Geburt geisteskrank gewordenen Vater wird von einem betrügerischen Vormund, der selbst die Braut und ihr Vermögen wegkapern will, als Ehehindernis mißbraucht. Die Mutter, um den Sohn zu retten, ist zu der Lüge bereit: er sei gar nicht der Sohn seines vermeintlichen Vaters, sondern er stamme aus einem sündhaften Verhältnisse zu einem Andern, zu Hornus, den sie ihrem Sohn als Begleiter mit in die Welt gegeben hat. „Ein Körnchen Wahrheit steckt ja in der Lüge" — weil Hornus wirklich die Frau im Stillen geliebt und sie es gemerkt und gelitten hat. Diese Voraussetzungen sind aus Ibsens Gespenstern genommen und dem Verhältnis zwischen Frau Alving und dem Pastor nachgebildet. Aber ohne den Mut Ibsens, der die Verleugnung dieser Liebe und die daraus folgende Vernunftheirat mit dem rückenmarkleidenden Mann zu dem Ausgangspunkt aller tragischen Folgen macht! Für den Franzosen ist dieses einseitige Verhältnis natürlich keine Ehelüge, auch keine Lebenslüge des stillen Anbeters, sondern vielmehr sein Stolz und sein Selbstbewußtsein. Er widerstrebt denn auch, das zu erniedrigen und zu beschmutzen, was sein Leben Schönes und Reines enthalte; und die Marquise muß in einer unerhörten Scene sich dem Sohn gegenüber selbst zur Ehebrecherin lügen. Die Pistole ist glücklicher Weise nicht geladen und der Sohn lacht hell auf, als die Mutter „wie eine Heldin" lügt, um ihn von dem Verdacht der erblichen Krankheit zu befreien, den er ohnedies nie gehegt hat.

Ohne direkten Bezug auf Ibsen hat nur ein junger österreichischer Dichter, R. Lothar, in einer noch recht ungelenken und ungeleckten Jugendarbeit das Thema der Lüge behandelt. Der

Held seines Stückes ist ein Komödiant, ein Prinz der Lüge, der mit einem Grafen seinen Namen tauscht, um sich einer hochgeborenen Frau nähern zu können, die er liebt. Nicht ohne schweren innern Kampf setzt er das Spiel fort, einmal im Begriff sich zu bekennen, dann wieder entschlossen, die Lüge aufrecht zu halten. Die Geliebte bekennt sich, als der Betrug entdeckt wird, zu dem Grundsatz des Betrügers: „Des Herzens Lüge ist die einzige Sünde", und so wird ihm verziehen, weil seine Liebe wahr ist und sein Herz. Scaramuz, der Komödiant geworden ist, um der Lüge zu entfliehen — denn nur auf der Bühne bekennt sich Lüge frei — stellt sich den egoistischen Lügnern wie Immermanns Münchhausen als Künstler gegenüber, und findet wie Grillparzer die Wahrheit nur im Traum. Und so sind wir im Grunde wieder bis auf die ältesten romanischen Lügendramen zurückgeführt worden: denn auch bei Alarcons Lügner war nur das Herz und die Empfindung wahr.

* * *

Nahezu ein halbes Hundert von Dichtungen haben wir auf unserer Wanderung gestreift, von denen die einen für die Wahrheit, die andern für die Lüge Partei ergreifen. Auf beiden Seiten haben wir Treffer und Nieten gefunden; denn den Ausschlag gibt nicht der Standpunkt, sondern der künstlerische Wert, der freilich nicht bloß von der Form, sondern mehr noch von dem Gehalt abhängig ist. Eine Entscheidung ist daher auch nicht in Bausch und Bogen, sondern nur von Fall zu Fall möglich. Während die Moral es mit der Legalität zu thun hat und allgemein giltige Gesetze aufstellt, ist der Dichter in der Lage, die Sonde tiefer einzuführen, und nicht bloß nach den Handlungen, sondern auch nach den Motiven zu forschen. Für ihn giebt es keinen allgemein giltigen Satz, sondern nur besondere Fälle, die nicht immer unter dasselbe Gesetz fallen. Für den Moralisten ist die Regel, für den Dichter die Ausnahme das interessantere Objekt. Er kann uns die Wahrheit und er kann uns die Lüge in einem bestimmten Fall glaublich machen. Das erstere wird ihm immer leichter gelingen als das letztere. Wer für ein sittliches Ideal eintritt, macht von Haus aus eine ernste und würdige Figur; während der andere

leicht trivial wird und den Vorwurf zu umgehen hat, als ob er der sittlichen Laxheit das Wort reden wollte. Darum sind die Dichtungen weit in der Minderzahl, in denen uns die Lüge nicht bloß moralisch, sondern auch dichterisch möglich erscheint. Keinem aber ist es so sehr geglückt, die Forderung einer höheren Wahrheit zur Anschauung zu bringen, als unserem Grillparzer.

Anmerkungen.

Vollständigkeit konnte in einem zeitlich begrenzten Vortrag, der ohnedies bei Grillparzer Halt machen mußte, nicht mein Ziel sein; auch hier gebe ich nur, was ich eben habe, da ich auf das Thema nicht mehr zurückkomme. Die Lügendichtungen gehören so wenig hieher, wie die Betrügereien eines Eulenspiegel, Scapin oder Harlekin; nur wo das moralische Moment in der Lüge betont wird, finde ich unser Thema. In den folgenden Analysen war ich bestrebt, namentlich die principiellen Erörterungen, alles Sententiöse, Sprichwörterweisheit u. s. w. möglichst vollständig und getreu wiederzugeben, um einem Nachfolger die Möglichkeit zu bieten, spätere Funde nicht bloß chronologisch, sondern auch in den ideellen Zusammenhang einzureihen. Die Wahrheitsforderung muß ferner im Mittelpunkt der Dichtung stehen; denn gelegentliche Erörterungen über Lüge und Wahrheit kommen so oft vor, daß es weder möglich noch ersprießlich wäre, jede Sentenz oder Dialogwendung zu buchen. Einiges, wie den Revisor von Gogol habe ich weggelassen, weil es sich nicht in den Zusammenhang meines Vortrages schicken wollte, der sich zuletzt um Ibsen bewegt. Materialiensammlungen aus der Lyrik erwartet kein billig Denkender, wo keine Vorarbeiten vorliegen; mit dem Wenigen, was ich bis auf die Gedichte der M. delle Grazie in Händen hatte, bin ich lieber gar nicht hervorgetreten. In manchen Fällen wird mich auch das Gedächtnis, das in solchen Dingen durch Aufzeichnungen nicht entbehrlich gemacht wird, im Stiche gelassen haben. Ist erst einmal eine Rubrik geschaffen, dann kann jeder seine mehr oder weniger zufälligen Funde ablagern.

Verständigen Lesern brauche ich nicht erst zu sagen, daß direkte Abhängigkeit oder Benutzung bloß dort angenommen wird, wo sie ausdrücklich behauptet wird.

Den Tristan von Gottfried von Straßburg hat auf meine Bitte Kollege M. H. Jellinek für mich durchgesehen; die in Betracht kommenden Stellen sind (nach Bechsteins Ausgabe) V. 12451 ff., 12511 ff., 13618 ff., 13795 ff., 16681 ff., 18219 ff. Die Stelle aus Immermanns Tristan bei Hempel 13, 214:

Ich habe, sprach Tristan, begründet
Auf Schwänke, Ränke, tollen Trug

Den ältsten Bund, den unser Buch
Mit heilger Zeugenschaft verbriefend
Vom Herren selber heißt gesetzt.
So hat die Lippe lügentriefend
Der Wahrheit Uranfang verletzt,
Dies Licht, das nimmer untersinket,
Stets wie der Polstern droben blinket.

Er will nach Jerusalem, in den Kreuzzug.

Aeltestes deutsches und englisches Drama: Das Lübecker Verzeichnis (Walther im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 6, 173 ff.) enthält die Titel zweier verlorener Spiele, wo 1460 der „Bruder Wahrheit" (vgl. den „Bruder Freiheit" des Fastnachtsspieles) und 1486 die „Frau Wahrheit" auftrat, wie sie überall in der Welt verstoßen wurde. Aehnliche Personifikationen sind die gemarterte Theologie; oder der Glaube, der auf der ganzen Welt gesucht, aber nirgends gefunden wird u. dgl. m. Vor Heinrich VIII. wurde 1516 ein englisches Spiel von Henry Medwall aufgeführt, wo die Wahrheit von Unwissenheit und Heuchelei weggeschleppt worden ist und zuletzt gefunden wird (Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 479). Das Spiel von Hans Sachs in der alten Nürnberger Ausgabe von 1561 III 3, 25; in Braunes Neudrucken Heft 31 f. S. 130 ff. Aber die Quelle ist nicht, wie Götze angibt, die dritte Erzählung in Paulis Schimpf und Ernst.

Schwanksammlungen. Eulenspiegel (Nr. 30, Einleitung; bei Lappenberg 42) kommt auf seiner Wanderschaft zu einer Frau, die auf seine Bitte um Herberge erwidert: sie gebe allen Leuten gern Unterkunft, welche die Wahrheit reden. Als aber Eulenspiegel gleich darauf fragt: „Scheele Frau, wo soll ich meinen Stab und Sack hinlegen?", ruft sie empört: das habe ihr noch niemand gesagt. Eulenspiegel antwortet: „ei, ich soll ja die Wahrheit reden!" und sie nimmt es lachend auf. In Paulis Schimpf und Ernst handeln die ersten neun Schwänke von der Wahrheit; die gemeinsame Ueberschrift fehlt im Texte, steht aber im Register. In den meisten Geschichten besteht die Pointe darin, daß diejenigen geprügelt werden, die die Wahrheit reden. Wiederholt beruft sich Pauli auf den Propheten Hosea (4. Cap. V. 1 f.), den er nach der Vulgata citiert, wo es heißt: non est veritas, während Luther übersetzt: „denn es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande; sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhand genommen" . . . . . „Niemand darf die Wahrheit sagen, niemand will sie mehr hören"; aber auch öfter: „niemand will mich beherbergen, ich hab kein eigen Haus" — das ist die oft wiederholte Moral, die also schon vor Hans Sachs Gemeinplatz war. Dagegen scheint die einfache Handlung des Hans Sachsischen Fastnachtsspiels von dem Nürnberger Meister erfunden zu sein; er hat blos die bildliche Redewendung vom Beherbergen sichtbar vergegenwärtigt. Aber dieselbe Erzählung in Schimpf und Ernst, in der dieses Bild gebraucht wird (Nr. 4), hat ihm den Stoff zu

seinem Spruchgedicht (Nürnberger Ausgabe von 1558 I 3, 255, Keller 3, 311) geliefert. In Paulis knappem Schwank unterredet sich die Wahrheit mit drei Elementen; Hans Sachs fügt das vierte, die Erde, hinzu und macht einen weitläufigen Dialog daraus. Die fünf (bei Pauli: vier) Jungfrauen wollen sich beim Scheiden mitteilen, wo sie künftig zu finden seien. Jede hat ihre Wohnung: das Feuer im Feuerstein; die Erde, wo Gras wächst; das Wasser, wo Binsen stehen; die Luft, wo sich die Blätter bewegen — nur die Wahrheit hat keine Behausung, niemand will sie beherbergen. Auch hier schon die Satire auf alle Stände, wie im Spiel. Die Elemente wollen sie rächen. Die Lehre wie bei Pauli nach Hosea, also indirekt nach der Vulgata. — Die im Text citierte Geschichte von dem Gaukelmann ist die dritte bei Pauli. Aehnliches verzeichnen Oesterleys Anmerkungen.

1634. Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, und seine Nachfolger. Text bei Hartzenbusch, Bibliotheca de Autores españoles, 1852, Band 20. Französische Uebersetzung im Théâtre d'Alarcon, traduit par Alph. Royer, Paris 1865. Deutsche Uebersetzungen im Spanischen Theater von Dohrn (IV) und von Rapp (VII). Vgl. J. Wolf in den Blättern für literarische Unterhaltung 1849 Nr. 81—90 = Studien 635 ff.; Ticknor 1, 681; von Schack 2, 624 f.; Klein XI 1, 36 ff. Schlechte Inhaltsangaben bei A. Laun (Archiv für Literaturgeschichte 2, 49 ff.), Prölß, Schäffer (1, 386 ff.) und in dem Programm der Realschule zu St. Johann in Danzig 1872 (Fincke).

Der Titel lautet: La verdad sospechosa (Die verdächtige Wahrheit). Nur in dem spanischen Stück kommt die Expositionsscene vor zwischen dem Vater und dem Hofmeister, der den Sohn von der Universität nach Hause begleitet hat. In dieser Scene wird der Charakter des Lügners („ein vollendeter Kavalier bis auf den einen Fehler") durch direkte Charakteristik von vorn herein deutlich exponiert. Der Vater nimmt den Fall gleich anfangs sehr schwer: „welch ein häßlich Ding für seinen Stand!" Lieber würde er ihm alle andern Laster und Jugendsünden verzeihen, ihn lieber tot zu seinen Füßen sehen! Was für ein Makel auf seiner Ehre! Unter den Augen eines Königs, der wie ein Heiliger ist, werden ihn alle Granden, Beamten und Kavaliere verachten! Er will ihn rasch verheiraten, ehe die Sache stadtkundig und ihm die gute Partie verloren ist.

Es folgt (womit seit Corneille die Handlung beginnt) die Begegnung des Lügners mit den beiden Damen. Ganz wie auch bei Corneille erhält Don Garcia durch einen Fehltritt der einen beim Aussteigen Gelegenheit, sich galant zu erzeigen. Wie dort wird durch die Nachfrage des Dieners bei dem Kutscher die Verwechslung der Namen der beiden Damen herbeigeführt. Den Damen gegenüber begeht der Held seine erste Lüge: er erweckt durch seine Herkunft aus Indien (es ist natürlich Westindien gemeint, woher auch der Dichter Alarcon stammte, und später heißt es geradezu Peru) die Vorstellung fabelhafter Reichtümer und er ladet die Damen ein ihm gleich zu dem nächsten Juwelierladen zu folgen, wo er ihnen ein Geschenk verehren will. Die à parte des erstaunten

Tristan, des Grazioso, den ihm der Vater eben erst mehr als freundlichen Ratgeber denn als Diener beigegeben hat und der seinen lügenhaften Charakter noch nicht kennt, sind hier ganz an ihrem Platze, während man es bei Corneille unbegreiflich findet, daß der Diener seinen Herrn nicht längst durchschaut. Gegenüber seinem Freund und Nebenbuhler spielt er dann die zweite Lüge aus: das Fest am Manzanares; und gegenüber dem Vater die dritte: seine erdichtete Heirat. Als der Vater später die Frau zu sehen verlangt und nach Madrid kommen lassen will, muß er sie sogar in interessante Umstände versetzen.

Auch die Balkonscene kehrt bei Corneille und Goldoni wieder. Aber nur bei Alarcon macht sie die rechte Wirkung. Er hat ja seine Heirat nur erlogen, um der Geliebten treu bleiben zu können; und nun antwortet sie auf das Bekenntnis seiner Liebe: sie wolle nichts davon wissen, es sei alles erlogen, er sei ja verheiratet. Er: gerade seine Lüge müsse ihr die Wahrheit seiner Liebe offenbaren! Aber leider muß er auch zugeben, daß er sie heute zum erstenmale gesehen habe — also nicht seit einem Jahre ihren Spuren folge. Er redet die Geliebte mit dem verwechselten Namen (ihrer Freundin Lukrezia) an und erscheint nun auch darin der Lüge überführt, daß er einmal Jacinthen und dann wieder Lukrezien seine Liebe erklärte.

Garcia.

Bin ich verrückt! Die Wahrheit selbst gilt nichts mehr.

Tristan.

In einem Munde nicht, der nur gelogen.

Garcia.

Was ich auch sagen mag, nichts glaubt sie mehr.

Tristan.

Ist das ein Wunder, Herr, nachdem sie dich
Kaum über vier bis fünf Lügen ertappt hat?
Daraus kannst du bei weitrer Muße schließen:
Wer im Spaß lügt, dem traut man auch im Ernst nicht.

Ausgezeichnet ist dargestellt, wie der Lügner nun Spießruten laufen muß! „Wie fang ichs an", ruft er verzweifelt, „daß sie mir glaubt!" Darauf Jacinthe:

Eur wahres Selbst klingt falsch aus Eurem Munde,
Das ist der Fluch der lügenkundigen Zunge,
Daß sie die Wahrheit selbst verdächtig macht.

Auch der Vater glaubt ihm zuletzt nicht, daß er die vermeintliche Lukrezia heiraten will; er muß sich auf das Zeugnis seines Dieners berufen, was den Vater noch mehr empört:

Versinkst Du jetzt in Scham nicht? kannst Dus tragen,
Daß Du des Dieners Zeugnis mußt anrufen,
Um Deinem Worte Glauben zu verschaffen?

Bis ans Ende wird die Demütigung des Lügners festgehalten. Er gratuliert seinem Rivalen zu seiner Braut — da erscheinen die beiden Bräute, und beide eilen auf Jacinthe zu! Trotz seiner Berufung, daß er sich nur im Namen, nicht in der Person geirrt habe, daß seine Empfindung wahr sei, muß er die ungeliebte Lukrezia heiraten, die freilich ihn liebt und nach Tristans Worten auch nicht zu verachten ist. Der Vater droht ihn zu töten, wenn er sie nicht heiratet. Tristan schließt das Stück mit den Worten, die den Titel des Stückes bilden:

Daran erkenne, wie das Lügen thut!
Und die verehrliche Versammlung lerne:
Welchem die Lüge zur Gewohnheit ward,
An solchen ist die Wahrheit selbst verdächtig.

Tristan betrachtet die Lügen seines Herrn als Reminiscenz aus der Studentenzeit von Salamanka, sie hätten alle einen Beigeschmack von mutwilliger Studentenphrase. „Blindlings aufsprudeln, unbedacht herlügen, allem was kommt sich überlegen fühlen, ganz ohne Maß und Ziel“ — das sei seine Art; so werfe er in einer Stunde 5 bis 6 Lügen hin und zwar so tollkühn, daß jeder ihn darüber ertappen könne. Garcia selbst weiß, als er seine erste Lüge ausgibt, daß Fremdlinge und Reiche bei den Damen am meisten gelten — wenn er einmal ihr Herz erobert habe, dann möge die Wahrheit aufkommen. Und gegenüber dem Freunde prahlt er mit dem Fest, weil er keinen, der etwas erzählt, bewundern oder beneiden will: das thut nur der Thor; er stopfe einem „jeden gleich das Maul mit einer noch viel größern Neuigkeit, daß der Andere vor Aerger darüber bersten möchte.“ Er will nicht wie ein Tier in der Welt leben, ohne daß man ihn bemerkt, nur als eine Nummer zählen mit Andern und nur das thun, was andere auch. Er will im Munde der Leute sein, man soll seinen Namen kennen aller Orten, ihn wenn's sein muß verfluchen — aber nur berühmt sein, gleichviel durch welche Mittel! Hat doch einer in Ephesus den Tempel angezündet, um berühmt zu werden. In solche Illusionen treibt ihn jugendlicher Ehrgeiz.

Die Frauen beurteilen ihn viel milder, ehe sie sich selbst für Opfer seiner Lüge halten müssen, also ehe die Eitelkeit mit ins Spiel kommt. Jacinthe nennt ihn harmlos einen Spaßvogel, und ihr Kammermädchen findet es ganz begreiflich, daß er sich als Millionär ausgab, weil auf Frauenherzen ein Midas mehr Eindruck mache als ein Narcissus. Am strengsten urteilt, aber immer aus den Standesbegriffen eines spanischen Edelmanns heraus, der Vater. Er findet die Lüge auch unklug, denn jedes andere Laster biete einen Vorteil, nur beim Lügen komme nichts heraus als Verachtung. Aber der Sohn macht ihn gleich darauf zum Opfer seiner Lüge und triumphiert dann in einem Monolog:

Jetzt sag' mir einer, Lügen sei
Weder mit Vorteil noch Genuß verbunden!
Mein Hochgenuß ist, daß er mir geglaubt,

Mein ausgemachter Vorteil aber, daß ich
Einer verhaßten Heirat so entgangen!
Es ist doch lustig, daß er erst mich schilt,
Mir gehe nur Unwahrheit aus dem Munde,
Und in demselben Augenblick mir alles
Was ich auftisch' als bare Wahrheit einstreicht!
Wie leicht kann ein Verliebter doch beschwatzen!
Wie leicht ist der, der niemals lügt, beschwatzt!

Don Garcia rühmt sich auch sonst seines schlau verschlagenen Kopfes, nur nicht so oft, als die Lügner von Corneille und von Goldoni. Man beachte aber die feine Ironie! Die verhaßte Heirat, der Don Garcia durch seine Lügen entgangen sein will, ist die mit seiner wahren Geliebten, deren Namen er verwechselt!

Seine Virtuosität im Lügen rühmt Tristan mit den Worten:

Das ist ein Teufelskerl von einem Menschen,
Der aus dem Stegreif euch ein Gastmahl schildert,
Daß es noch besser schmeckt als auf der Zunge —

und als er ihm den unglücklichen Ausgang des Duells geglaubt hat:

So, auch ich
Herzens geheimer Rath muß nun dran glauben?
Bei Gott, obwohl ich seine Finten kenne,
Glaubt' ich ihm diesmal; aber wen auch möchte
Nicht solche durchgeführte Lüge täuschen?

Ja, er weiß sogar mit einer neuen Lüge Lügen zu strafen, wenn er zu seinen Vater sagt: „Wer von mir sagt, ich lüge, hat gelogen."

1642 (?). „Le Menteur" von Corneille, das älteste Charakter-Lustspiel der Franzosen, dem Molière entscheidende Anregung (besonders im Misanthropen) verdankte. Sowohl in der Epître, als in der Zuschrift Au Menteur und im Examen du Menteur bekennt sich Corneille zu seiner spanischen Quelle; während er aber das eine Mal nur wenig entlehnt haben will, nennt er seine Arbeit richtiger das andere Mal eine halbe Uebersetzung. Den Vergleich mit der Quelle haben Viguier in der Sammlung Grands écrivains (Corneille 4, 241 ff.) und Ernst Schmid im Archiv für Literaturgeschichte 4, 166 ff. (leider sehr oberflächlich auf Grund der schlechten Inhaltsangabe des spanischen Stückes bei Fincke) geführt.

Natürlich ist das Stück in Paris lokalisiert: der erste Akt spielt in den Tuilerien, die folgenden auf der Place royale. Die Universität ist Poitiers; und die Redewendung „aus Poitiers kommen" wurde nach dem Erscheinen des Stückes in Paris sprichwörtlich für Lügen.

Wie bei Alarcon das Kammermädchen den Lügner entschuldigt, der sich für einen Millionär ausgibt, so beschönigt sie hier (Akt III, Scene 3) sein Prahlen mit der Gloire als typische Lüge galanter Stutzer:

Eh bien! cette pratique est-elle si nouvelle?
Dorante est-il le seul qui, de jeune écolier,
Pour être mieux reçu s'érige en cavalier?
Que j'en sais comme lui qui parlent d'Allemagne,
Et, si l'on veut les croire, ont vu chaque campagne;
Sur chaque occasion tranchent des entendus,
Content quelque défaite, et des chevaux perdus;
Qui, dans une gazette apprenant ce langage,
S'ils sortent de Paris, ne vont qu'à leur village,
Et se donnent ici pour témoins approuvés
De tous ces grands combats qu'ils ont lus ou rêvés!
Il aura cru sans doute, ou je suis fort trompée,
Que les filles de coeur aiment les gens d'épée;
Et, vous prenant pour telle, il a jugé soudain
Qu'une plume au chapeau vous plaît mieux qu'à la main.
Ainsi donc, pour vous plaire, il a voulu paroître,
Non pas pour ce qu'il est, mais pour ce qu'il veut être,
Et s'est osé promettre un traitement plus doux
Dans la condition qu'il veut prendre pour vous.

Die Eitelkeit des Lügners spricht sich wie bei Alarcon nach der erlogenen Heirat (Akt II, Scene 6) aus:

Que dis-tu de l'histoire et de mon artifice?
Il bonhomme en tient-il? m'en suis-je bien tiré?
Quelque sot en ma place y seroit demeuré;
Il eût perdu le temps à gémir et se plaindre.
Et, malgré son amour, se fût laissé entraindre
Oh! l'utile secret que mentir à propos!

Aber auch unabhängig von Alarcon z. B. Akt III, Scene 4:

Le ciel fait cette grâce à fort peu de personnes:
Il y faut promptitude, esprit, mémoire, soins,
Ne se brouiller jamais et rougir encor moins,

und auf den Vorwurf des Dieners, daß ein Lügner ein gutes Gedächtnis brauche, antwortet er (Akt IV, Scene 5):

L'esprit a secouru le défaut de mémoire.

In dem Epilog stellt Cliton, der Diener, den nicht entlarvten Lügner geradezu als Beispiel hin (Akt V, Scene 6) für einen seltenen Lügner, dem es überall gelungen ist.

Comme en sa propre fourbe un menteur s'embarasse!
Peu sauroient comme lui s'en tirer avec grâce.
Vous autres qui doutiez s'il en pourroit sortir,
Par un si rare exemple apprenez à mentir.

Dazu stimmt freilich wenig die Rede des Vaters Géronte, der wie bei Alarcon den Sohn mit den Worten zerknirschen will (Akt V, Scene 3):

Laisse-moi parler, toi, de qui l'imposture
Souille honteusement ce don de la nature:
Qui se dit gentilhomme, et ment comme tu fais,
Il ment quand il le dit, et ne le fut jamais.
Est-il vice plus bas? est-il tache plus noire,
Plus indigne d'un homme élevé pour la gloire?
Est-il quelque foiblesse, est-il quelque action
Dont un coeur vraiment noble ait plus d'aversion,
Puisqu'un seul démenti lui porte une infamie
Qu'il ne peut effacer s'il n'expose sa vie,
Et si dedans le sang il ne lave l'affront
Qu'un si honteux outrage imprime sur son front?

Auf die stilistischen Grundsätze der Bearbeitung (das Intriguenspiel nach den Regeln des französischen Theaters vereinfacht, die à parte eingeschränkt u. s. w.) gehe ich hier, wo ich es bloß mit dem Thema des Lügners zu thun habe, so wenig ein als später.

1643 (?). Corneilles Suite du Menteur beruht, wie der Dichter selber in der Epître und im Examen zugibt, auf einer der berühmtesten Komödien von Lope de Vega: Amar sin saber à quien (Ausgabe der Werke Lopes von 1604 ff. Band XXII; Grillparzer 17^5, 245 ff.; Klein 10, 239 ff.; von Schack 2, 370 ff.; Prölß 1, 299).

Bei Lope de Vega ist Don Juan (bei Corneille der Lügner Dorante) auf einer Reise zufällig Zeuge eines Duelles geworden; er will die Duellanten trennen, aber unter seinem Degen fällt der eine tot nieder und der Mörder (Don Fernando = Cléandre) flieht auf seinem Pferde. Don Juan, der allein bei dem Toten bleibt, wird als sein Mörder verhaftet. Der eigentliche Mörder erzählt seiner Schwester Leonarda (= Melisse) die Wahrheit und aus Mitleid schickt ihm diese nun Geschenke in den Kerker. Es entspinnt sich zwischen den beiden Unbekannten, die sich nie gesehen haben, eine Liebschaft, die den eigentlichen Inhalt der Komödie ausmacht, so weit sie für Corneille in Betracht kommt. Die Dienerin (Ines = Lyse), welche die Geschenke überbracht hat, schildert ihrer Herrin die körperlichen Vorzüge und das ritterliche Wesen des Fremden in so hellen Farben, daß Leonarda ihm nun auch ihr Porträt schickt und endlich in Verkleidung selber im Kerker erscheint. Der Held hat als ein Muster von spanischem Edelmut ihre Liebe immer mehr entflammt: er hat bei der Konfrontation mit Don Fernando, obwohl er ihn recht gut erkannt hat, doch geleugnet, daß dies der Mörder sei; und er will zuletzt vor seinem Freunde Don Luis (= Philiste) zurücktreten, dem er seine Befreiung verdankt und der Leonarda gleichfalls liebt. Aber Leonarda will nur ihn und löst selber die Verwicklung,

indem sie sich als die Schwester des Mörders, für den Don Juan die Kerkerhaft erlitten hat, zu erkennen gibt.

Mit dem Thema des Lügners hat also das spanische Stück gar nichts zu thun. Erst Corneille hat es hineingebracht, indem er den Helden mit dem Lügner Dorante, dem Helden seines ersten Stückes, identificierte, und auch zwei Nebenfiguren aus diesem wieder auftreten ließ: den Diener Cliton und Philiste, der im ersten Stücke die Rolle eines Vertrauten spielte und der hier zum Freund und Nebenbuhler des Helden wird. Im Uebrigen ist die Verbindung zwischen den beiden Stücken eine ganz lose; die Voraussetzungen des ersten werden in dem einleitenden Dialog des Helden mit seinem Diener einfach bei Seite geschoben. Dorante hat sich in den Gedanken einer Heirat mit Lukrezia nicht finden können, soviel Mühe sich auch der Dichter im ersten Stück gegeben hat, diese Heirat plausibel zu machen. Die Motivierung ist hier ebenso äußerlich wie dort: er wollte nicht so jung gleich nach der Heimkunft von der Universität heiraten u. s. w., die Ehe wird hier so gewaltsam vom Dichter gelöst wie er sie dort geknüpft hat. Besonders verletzend wirkt, daß Dorante die Braut nach dem Abschluß aller Förmlichkeiten sitzen gelassen hat und mit ihrem Gelde auf Reisen gegangen ist; das stimmt noch weniger zum Helden des zweiten als zu dem des ersten Stückes. Der Vater hat sich Lukreziens erbarmt und sie selber geheiratet, ist aber nach zwei Monaten gestorben und nun haust ihre Sippschaft in seinem väterlichen Besitz. Auf der Rückkehr von seinen Reisen erlebt der Held in Lyon, was dem Lopeschen Don Juan in Toledo zugestoßen ist; und von da ab werden die Voraussetzungen des älteren Stückes ganz fallen gelassen. Der Dichter fühlt es offenbar selbst, daß der Zusammenhang ein gar zu loser ist. Er nimmt deshalb im Dialog gern auf das erste Stück Bezug. Bei ähnlichen Situationen weist etwa der humoristische Diener Cliton darauf hin, wie es dem Helden dort ergangen sei. Es wird aber nicht bloß auf die Vorgänge des Menteur angespielt, sondern das Corneillesche Lustspiel kommt als Stück im Stücke vor, der Held ist eine berüchtigte Lustspielfigur und sogar der Name des Darstellers der komischen Figur wird durch den Mund ihres Urbildes Cliton verewigt. Auch Lope citiert übrigens in dem spanischen Stück einmal sich selber.

Auch der Charakter des Lügners ist in dem Folgestück völlig verändert worden. Schon als der Diener auf die Erzählung der romanhaften Erlebnisse, die seinen Herrn in den Kerker geführt haben, mit ungläubigem Lachen antwortet, gibt sich dieser als honnête homme zu erkennen; die Zeit habe ihn einsehen gelehrt, was für eine Unwürdigkeit die Lüge ist und was für Uebel daraus entstehen könnten. Er lügt freilich auch jetzt noch, aber aus andern Motiven, und jede seiner Lügen wird von Cliton ziffernmäßig gebucht und ausdrücklich motiviert. Als er Cléandre bei der Konfrontation herauslügt, ruft dieser aus: „O generosité qui n'eut jamais d'exemple“ und der Held selbst rechtfertigt sich damit: „J'ai cru devoir mentir pour sauver un brave homme? ... Je ne mens plus, Criton, je t'en donne assurance, Mais en

un tel sujet l'occasion dispense.“ Aber nicht nur aus Großmut lügt er; um das Porträt der Geliebten behalten zu können, läßt ihn der Dichter von einer Lüge Gebrauch machen, deren sich auch Lopes Held bedient: er will einen Goldschmied unter den Gefangenen wissen, der die nötige Reparatur vornehmen wird; und als Philiste die verkleidete Meliſſe mit ihrer Dienerin in seinem Kerker findet, da lügt er zum dritten Mal, indem er sie für Leinwandhändlerinnen ausgibt. Denn nicht bloß die Lüge aus generosité, sondern auch aus adresse d'amour und aus necessité ist erlaubt.

Dorante.

Conserver un secret,
Ce n'est pas tant mentir qu'être amoureux discret;
L'honneur d'une maîtresse aisément y dispose.

Cliton.

Ce n'est qu'autre prétexte, et non pas autre chose.
Croyez moi, vous mourrez, monsieur, dans votre peau,
Et vous mériterez cet illustre tombeau,
Cette digne oraison que naguère j'ai faite:
Vous vous en souvenez sans que je la répète.

Dorante.

Pour de pareils sujets peut-on s'en garantir?
Et toi-même, à ton tour, ne crois-tu point mentir?
L'occasion convie, aide, engage, dispense;
Et pour servir un autre on ment sans qu'on y pense.

Wirklich lügt auch Cliton, um seinem Herrn bei der Geliebten Zutritt zu verschaffen und dieser muß wieder eine Lüge ersinnen, um seinen Diener nicht bloßzustellen.

Cliton.

J'ai gaigné votre mal.

Dorante.

Eh bien! l'occasion?

Cliton.

Elle fait le menteur, ainsi que le larron.
Mais si j'en ai donné, c'est pour votre service.

Mit dieser Parodie des Herrn durch den Diener wird das Motiv schon im vierten Akt fallen gelassen. In dem vorwiegend ernsten Folgestück, in dem nur ein komisches Dienerpaar für den Spaß sorgt, ist es ohnedies zu keiner rechten Geltung gekommen. (Falsch ist die Darstellung in Schnorrs Archiv 4, 174 ff.; seinen Namen verleugnet der Lügner nicht, es ist vielmehr ein Zeichen seines geänderten Charakters, wenn er sagt, er hätte seinen Namen nennen müssen: J'ai cru le devoir et l'ai fait avec joie).

1679. In Paulsens Repertoire: Der künstliche Lügner, indirekt nach Calderons Lances de amor y fortuna. Vgl. Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert, S. 120 und 143 f., und die dort verzeichnete Literatur und Klein XI 2, 161 ff.

1702. The lying lover or the ladies friendship von Steele (erst 1704 gedruckt; aber 2. Dezember 1702 gegeben. Vgl. R. Hartmann, Steele als Dramatiker, Programm Königsberg 1880; Hettner 1, 265; Brandl im Anzeiger für deutsches Altertum 8, 36). Steele kennt und benutzt nur Corneille, wie er selbst in den Worten der Vorrede andeutet: the spark of this play is introduced with as much agility and life, as he brought with him from France. Natürlich lokalisiert auch er die Handlung: London mit dem St. James' Park tritt an die Stelle von Paris, die Universität ist Oxford. Der Gang der Handlung folgt in den ersten drei Akten fast ganz dem Corneilleschen Drama; nur ist sie mittels Umstellungen auf einen kleineren Raum zusammengedrängt, um für das zweite Motiv, welches der Titel ankündigt: die Freundschaft der Frauen, Raum zu gewinnen. Es soll an den Freundinnen gezeigt werden, wie die Frauen, äußerlich voll Süßigkeiten und Schmeicheleien, innerlich aber falsch, sich um den galanten Fremden streiten. Jede will die andere verheiraten, angeblich aus Freundschaft, in Wahrheit aber um den Lügner für sich zu behalten. Bei dem Spanier und bei Corneille ist das Motiv bloß im Keim vorhanden. Erst Steele führt auf der Scene vor, wie Penelope (= Clarisse) und Victoria (= Lukrezia) sich gegenseitig zu überlisten trachten. Während bis zum vierten Akt nur der Dialog und etliche Scenen dem Engländer gehören, setzt mit diesem Akt eine ganz neue Handlung an, die in manchen Zügen an Corneilles Folgestück erinnert. Bei Alarcon und bei Corneille bildet es die ergötzlichste Lüge des Helden, daß er seinen Nebenbuhler im Duell getötet haben will. Als dieser unmittelbar darauf, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt ist, von der anderen Seite auftritt, zieht sich der Lügner seinem Diener gegenüber mit einer seiner sinnreichen Erfindungen heraus: es gebe Sympathiemittel, die sogar Halbtote wieder lebendig machen könnten. Steele läßt diese Lüge unglaublicherweise zur Wahrheit werden. Sein Held rennt seinem Nebenbuhler wirklich den Degen in den Leib, wird verhaftet und erscheint in einer realistisch behandelten Kerkerscene mitten unter Straßenräubern, die zum Tod verurteilt sind. In dem Bewußtsein, einen Mord vollbracht zu haben, faßt ihn die Reue an: „Oh this unhappy tongue of mine! Thou lawless voluble destroying Foe, that, still run'st on, nor wait'st command of reason, oh! I cou'd tear thee from me." Der Vater fällt beim Wiedersehen mit dem verbrecherischen Sohn, der ihm das Herz gebrochen habe, in Ohnmacht; der Lügner hält ihn für tot und muß sich nun auch des Vatermordes anklagen. Aber nicht nur der Alte erwacht wieder zum Leben, auch der Nebenbuhler ist durch ein Heilmittel gerettet worden und naht sich in der Kleidung eines Gerichtsbeamten der geliebten Penelope, die er früher durch seine heftige Eifersucht nur immer mehr von sich abgestoßen hat, um die

Wirkung zu beobachten, die sein Tod, sein letzter Abschied und sein Testament zu Gunsten der Geliebten auf diese macht. Penelope vergeht in Schmerz um den verlorenen treuen Liebhaber, der sie auf Geheiß eines Freundes für ihre Falschheit und Untreue lange genug büßen läßt, bis er sich ihr zu erkennen gibt. Die völlige Wendung zum Ernst wird noch dadurch bewirkt, daß der angebliche Diener des Lügners, der bei Steele in Wahrheit ein Gentlemann, ein Universitätsfreund des Helden, ist und nur zum Spaß seinen Diener vorstellt, seinen Freund retten will, indem er sich selbst als den Mörder des Nebenbuhlers ausgibt; ein Wettstreit zwischen befreundeten Männern, der wohl im Gegensatz zu der falschen Freundschaft der Frauen ersonnen ist. Seine geliebte Penelope verliert also der Lügner; er erhält aber Aussicht auf die Hand der Victoria, obwohl er sich ihr nicht wie der Held Corneilles im Laufe des Stückes genähert hat. Das Stück schließt mit den Worten des Lügners:

„Since such deserv'd Misfortunes they must share,
Who with gay falshoods entertain the fair,
Let all with this just maxim guide their youth,
There is no gallantry in love, but truth."

Auch hier die Motivierung wie bei Corneille: als Schüler und Gelehrter mißtraut sich der Held, einem Soldaten gelingt es leichter bei den Frauen, daher seine militärischen Allüren. Auch hier läßt es sich der Held gefallen, wenn sein Begleiter (er heißt sehr charakteristisch Latine) sagt: you were an excellent man to write Romances; aber das Wort Lüge läßt er ihn nicht aussprechen: „Call it not by that coarse name a Lye. 'Tis wit, 'tis fable, allegory, fiction, hyperbole, — or be it what you call it, the world's made up almost of nothing else. What are all the grave faces you melt in publick? — mere silent lyes, dark solemn fronts, by which they wou'd disguise vain empty silly noddles. — But after all, to be serious, since J am resolved honestly to love, J don't care how artfully J obtain the Woman J pitch upon." Und ein anderes Mal rühmt er sich: „These are gifts, mere gifts; 'tis not to be learnt — the skill of lying — except humour, wit, invention, presence of mind, retention, memory, circumspection &c. — were to be attained by industry — you must not hum, nor haw, nor blush for't —". Abgesehen von der tragischen Schlußwendung ist der Charakter des Lügners durch Steele kaum um einen neuen Zug bereichert worden; außer den drei alten Lügen kommt, wenn ich mich recht erinnere, keine vor.

1750. Goldoni's Lügner (vgl. Goldonis sämtliche Lustspiele [übersetzt von Saal] II., Leipzig 1768) steht Corneille, den er allein kennt, freier und selbständiger gegenüber als Corneille dem Spanier, und Steele dem Franzosen; aber die drei großen Lügen bilden immer noch das Gerippe. Natürlich ist Venedig der Schauplatz, und unter den zahlreichen Personen begegnen wir allen Charaktertypen

des venetianischen Lustspiels. Der Begleiter des Helden ist der Harlekin, der seinen Herrn von vornherein durchschaut und weiß, daß da nichts mehr hilft. In dem Charakter des Helden betont Goldoni stärker das lügenhafte Naturell, die unaufrichtige Natur, während es sich bei Corneille um eine konventionelle Unart der modischen Stutzer handelt, die alle mitmachen müssen, um Erfolge zu erzielen. Darum endet sein Stück auch mit der Entlarvung des Lügners, der hier seinen Zweck ganz verfehlt. Goldonis Lügner ist kein Student, sondern ein Kaufmann, der (wie ausdrücklich gesagt wird) schon des Kredits halber zuverlässig sein sollte. Er ist kein Kavalier, sondern ein Schmutzian, der den Kaufmannsburschen und den Fuhrmann um ihr Trinkgeld prellt. Er geht gewohnheitsmäßig auf Mädchen los, macht beiden Schwestern zugleich den Hof, scheut sich nicht ihren guten Ruf zu untergraben und ist zwar nicht, wie er lügt, verheiratet, hat aber doch zu Rom eine Braut verlassen, die zwar außerhalb des Stückes bleibt, aber zuletzt in Venedig erscheint und den Lügner für sich in Anspruch nehmen wird, nachdem er von der Bühne mit Schimpf und Schande abgegangen ist. Auch Goldonis Held will seine Lügen nicht mit dem rechten Namen benannt hören: es sind nur sinnreiche Erfindungen, die die Fruchtbarkeit seines lebhaften und munteren Genies hervorbringt. „Sich jeder Gelegenheit zu bedienen“ oder „einem Dinge fortzuhelfen“ wissen, so bezeichnet er selbst sein Thun und ist stolz darauf. Jede Gelegenheit weiß er zu seinem Besten auszunutzen; das Ständchen, die Spitzen und das Sonett (lauter Huldigungen des blöden Florindo) macht er sich zu nutze, er erscheint als der diskrete Spender. Seine Lügen sind ihm bis ins kleinste Detail gegenwärtig. Auch er vergleicht sich mit einem Romandichter und bietet dem besten Zeitungsschreiber von Europa Trotz, ob er ein Ding umständlicher ersinnen könne als er; nicht einmal Don Quixote habe dergleichen Abenteuer gehabt! Goldonis Lügner lebt nicht allein von den drei großen Lügen, seine ganze Existenz ist erlogen. Er verwünscht und verflucht zuletzt die verdammten Lügen und will sich die lügnerische Zunge aus dem Munde reißen, wenn er noch einmal lüge. Aber Hanswurst weiß es besser: „Das Liedchen kenn ich auswendig! Zeitlebens keine Lüge mehr, aber bisweilen eine sinnreiche Erfindung!“ Harlekin verspottet seinen Herrn, glaubt ihm nicht einmal die Wahrheit mehr, kopiert ihn aber gelegentlich selber, nur zu grob. (Vgl. Tiecks Dramaturgische Blätter; Kritische Schriften 3, 219 ff.)

1760 ist in Cronegks Schriften der Aufsatz über das spanische Theater erschienen (1, 391 f.), worin zum erstenmal der Stoff des Lügners in der europäischen Literatur verfolgt und zwischen Lope (d. i. Alarcon), Corneille, Steele und Goldoni eine Parallele gezogen wird. Cronegk ist mit keinem dieser Stücke zufrieden und wünschte den Charakter zum fünftenmal auf die Bühne gebracht zu sehen. Schon der Titel Mentiroso, den er dem spanischen Stücke gibt, zeigt aber, daß er es nicht selber kennt; er hätte sonst auch nicht sagen können, daß es wie das französische und englische für die Hauptperson einen glücklichen Ausgang nehme, was er durchaus nicht billigen könne. „Die Fertigkeit in der Un-

wahrheit ist in meinen Augen ein so schändliches Laster, daß man es auf alle mögliche Art zu bestrafen suchen sollte. Ich habe bei allen dreien gewünscht, daß der Lügner beschämt und durch den Verlust der Geliebten bestraft werden sollte; ich habe mich auch allezeit geärgert, wenn ich es nicht fand." Er kann auch Corneilles Examen unmöglich in Erinnerung haben, wo der Schluß des spanischen Dramas ausdrücklich bekämpft wird. Einen Versuch in der vergleichenden Literaturgeschichte werden wir also in diesen oberflächlichen Bemerkungen nicht mit Genfel (Cronegk, Dissertation, Leipzig 1894 S. 33) sehen. Trotzdem ihm der Schluß bei Goldoni am meisten zusagt, gibt Cronegk dem spanischen Stück den Vorzug. Vielleicht verwechselte er dieses mit dem, den gleichen Stoff behandelnden Drama der Brüder Figueroa, das neben dem Haupttitel Mentir y mudarse à un tiempo den Nebentitel El mentiroso en la corte führt und wo der Lügner allerdings die Hand der Geliebten erhält. Nach Schäffer (1, 204) soll das Stück noch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen und Alarcon sehr frei benutzen. Nach Rapp (Spanisches Theater 7, 181) ist es eine Bearbeitung Corneilles (??), nach v. Schack (3, 405) eine glückliche Nachahmung von dem älteren spanischen Stück Alarcons.

1762. S. Foote's Komödie The Liar. Nach Rapp (Herrigs Archiv 21, 208 = Studien über das englische Theater 164) hätte Foote bloß einen prosaischen Auszug aus dem spanischen Drama geliefert und die Katastrophe völlig umgeändert, Corneille und Goldoni aber gar nicht gekannt. Diese Angaben sind durchaus falsch. Allerdings beruft sich Foote in dem Prolog zweimal auf das spanische Urdrama, das er Lope zuschreibt:

We bring to-night a stranger on the stage:
His sire de Vega; we confess this truth,
Lest you mistake him for a British youth ...
What gallant Briton can be such a sot,
To own the child a Spaniard has begot?

Und soweit seine freie Behandlung erkennen läßt, war ihm das spanische Stück wirklich bekannt: das beweisen die einleitenden Scenen, wo der Diener seinen bisherigen Lebenslauf, wie bei Alarcon seine Liebesgeschichten, erzählt, und das beweist auch die erste Lüge, wo der Held vorgibt aus Amerika zu stammen. Aber viel stärker ist doch der Einfluß Corneilles: wie bei dem Franzosen prahlt der Held nicht mit Reichtum, sondern mit Kriegsthaten, und der Dialog schließt sich trotz großer Selbständigkeit doch mitunter wörtlich an Corneille an, z. B. an den folgenden Stellen:

Cliton.
Votre ordinaire est-il de rêver en parlant?

Dorante.
Où me vois-tu rêver?

Papillon.
Pray, Sire, are you often visited with these waking dreams?

Young Wilding.
Dreams! what doest mean by dreams?

Cliton.	Papillon.
J'appelle rêveries Ce qu'en d'autres qu'en maître on nomme menteries. Je parle avec respect.	These ornamental reveries, these frolics of fancy, which, in the judgement of the vulgar, would be deemed absolute flams.
Dorante.	Young Wilding.
Pauvre esprit!	Why, Papillon, you have but apoor, narrow, circumscribed genius ... a plebeian soul!

Schon der Herausgeber Jon Bee hat daher in seinen Remarks (The Works of Samuel Foote, London 1830, 2, 71) mit Recht behauptet, daß Foote auf Grundlage des Menteur gearbeitet habe; und das wird auch durch den ersten Druck bestätigt, der in einer Sammlung von französischen Uebersetzungen unter dem Titel Comic Theatre erschienen ist. Aber Foote kennt natürlich auch Steele, mit dem er die starke Betonung der Rivalität der beiden Frauen gemein hat. Auch Goldoni dürfte ihm bekannt geworden sein: an ihn erinnert es, wie der Held den Spieß umkehrt und seine Lügen immer andern in die Schuhe zu schieben weiß. Foote war bekanntlich Schauspieler und hat vielleicht sogar in einem oder dem andern Stück seiner Vorgänger gespielt.

Er hat die Handlung auf die knappe Form von drei Akten reduziert, die bei späteren Aufführungen sogar in zwei zusammengezogen wurden; sein Stück hat von allen den einfachsten Bau und die geschlossenste Form. Auch den Dialog hat er meistens gekürzt und z. B. die drei Lügen, bei seinen Vorgängern deklamatorische Kunststücke, wie Goldoni durch Zwischenreden in Dialog umgesetzt. Wie Steele lokalisiert er die Handlung im St. James' Park. Die Expositions-Scene des spanischen Stückes fehlt auch hier: der Vater weiß (wie bei Goldoni) nicht einmal, daß sein Sohn von der Universität Oxford zurückgekehrt ist. Wie bei Alarcon tritt aber der den Helden begleitende Diener in der ersten Scene ganz ungebührlich hervor. Er ist hier eine Existenz wie Bauernfelds Unruh oder wie Freytags Schmock: er hat als Recensent der Monthly Review eine üble literarische Vergangenheit hinter sich, hat es aber als Bedienter erst dann zu etwas gebracht, als er sich valet de chambre nannte, seine Muttersprache verleugnete und sich für einen Franzosen ausgab, als welcher er überall willkommen war und nun zum Reisebegleiter und Mentor emporgestiegen ist. Nach seiner ganzen Erzählung, in der er sich darauf beruft, daß in einer großen Stadt jeder oft etwas anderes vorstellen müsse als er wirklich sei, erwartet man, daß er den Helden zur Lüge verführen würde. Aber bald lenkt der Dichter gewaltsam in die alte Tradition ein: ganz unpassend wirft der Diener, der sich selber für einen französischen Marquis ausgibt, seinem Herrn den gefährlichen Hang die Dinge zu verschönern, zu lügen vor. Es folgt wie sonst die Begegnung mit den beiden Damen: aber sie ist nicht durch Ausgleiten beim Auftreten motiviert,

sondern die begehrliche Miß hat es gleich darauf abgesehen, sich mit dem Fremden bekannt zu machen; und die Freundin geht früher ab, ehe der Held mit seiner Schönen ins Gespräch kommt. Hier spielt er die erste Lüge aus: er erzählt ganz im Ton des miles gloriosus von Eroberungen, die er in Amerika gemacht hat, er ist groß im Krieg und in der Politik. Aber, wiederum recht ungeschickt, läßt ihn der Dichter sogleich bei der ersten Lüge ausgleiten: er will ein ganzes Jahr am Hausthor der Dame Wache gestanden sein und stellt dann die dumme Frage, wo sie wohne? Die Dame lacht ihn aus und sein Diener meint:

Papillon. That last was an unlucky question, sir.

Y. Wilding. A little mal-à-propos, J must confess.

Papillon. A man should have a good memory who deals much in this poetical prose.

Man glaubt es diesem ungeschickten Lügner nicht mehr, wenn er später auf die Erinnerung seines Dieners, daß ihn seine Lügen noch einmal in arge Verlegenheiten bringen werden, selbstbewußt antwortet: „And whenever that happens, if I do not lie myself out of it again, why then I will be content to be crucified". Durch die zweite Lüge (von dem nächtlichen Fest) erfährt der Vater erst die Heimkunft des Sohnes, den er deswegen zur Rede stellt: aber der Lügner kehrt den Spieß um und schreibt die Lüge dem Freund und Nebenbuhler zu, dem er sie erzählt und der sie bloß weiter getragen hat: Sir James sei schon auf der Universität ein bekannter Lügner gewesen, ein moderner Mandeville, dessen Kunst der Lügner hier ebenso zu rühmen weiß wie sonst sich selbst.

Die Verwechslung des Namens der Geliebten, die hier die Tochter eines indianischen Gouverneurs von unermeßlichem Reichtum ist; die Werbung des Alten für den Sohn, den die Frauen vom Fenster aus als den Fremden erkennen — wie sonst. Die Eifersucht der Frauen und die Eifersucht Sir James' wegen des nächtlichen Festes wie bei Steele. Unter dem Fenster sucht sich der Held durch die dritte Lüge vor dem väterlichen Heiratsplan zu retten. In dieser Scene hat sich der Dichter gegenüber der Tradition sehr frei verhalten: der Lügner versucht zuerst alle möglichen anderen Auswege (u. a. er sei zu jung, vgl. Corneilles Suite); er schiebt dann, wieder recht ungeschickt, Papillon vor, der ihm durch eine Lüge aus der Verlegenheit helfen soll, dem aber nichts einfällt; dann erst zeigt der Held selber in der höchsten Not seine Kunst, wobei der Dichter die typische Gestalt der Lügen verläßt, indem er den Helden nicht durch die Uhr, sondern durch eine Katze verraten werden läßt, auf die er in seinem Versteck zufällig getreten ist. Die Herausforderung zum Duell findet statt, bleibt aber ohne Folgen, da das Stück im letzten Akt eine ganz andere Wendung nimmt, als seine Vorläufer.

Bei dem Rendez-vous schiebt der Held die Lüge von dem nächtlichen Fest gar der Miß unter, deren Namen er mit dem der Freundin verwechselt und bloß als den der ihm zugedachten Braut kennt: diese sei geschminkt, buckelig, ungebildet, und er verschwört hoch und teuer sie je zu heiraten. Dadurch erzürnt, übernimmt

die Miß im letzten Akt selbst die Bestrafung des Lügners. Was sonst der Zufall herbeiführt, wird nun zur Intrigue in ihrer Hand. Sie hat, wie der Dichter sehr bequem annimmt, durchgemerkt, daß hier eine Verwechslung der Namen vorliegt, und schickt zuerst den Alten ins Feuer. Dieser muß sich anstellen (sonst ist es ihm damit Ernst!), als ob er die Frau des Sohnes kommen lassen wollte — der Lügner ist also schon hier nicht mehr der Betrüger, sondern der Gefoppte. Er ist es auch, als er dann die Hand der Geliebten begehrt, deren Namen er verwechselt, und der Vater, der davon weiß, ihm einen Ehekontrakt mit dem falschen Namen zur Unterschrift vorlegt. Eine Menge von Gläubigern melden sich und legen Rechnungen vor, die noch von dem großen Fest herrühren und die der Held als vorgeblicher Veranstalter bezahlen soll. Der Vater führt ihm die im Kontrakt genannte Braut zu, die er (hier allein!) noch nie in seinem Leben gesehen hat. Und zuletzt meldet sich gar eine verkleidete Dienerin als die angebliche Frau, die der Lügner als Student geheiratet haben will und die ihm seine Untreue zum Vorwurf macht (bei Goldoni trifft die wirklich verlassene Braut zuletzt hinter der Scene ein). In ein Kreuzfeuer von Fragen verwickelt, die er alle mit Nein! beantworten muß, läuft der Held endlich beschämt und wie toll davon. Sein Rival heiratet die Lady; ihm wird, wie es scheint, noch äußerlicher als bei Corneille auf die Freundin Hoffnung gegeben, falls die Kur gelungen ist. Der Vater schließt das Stück mit den Worten:
To the ladies, indeed, no character is so dangerous as that of a liar.

They in the fairest fames can fix a flaw,
And vanquish females whom they never saw.

In einem Epilog zwischen der Miß und dem Vater vertritt dieser den strengeren, jene den milderen Standpunkt in der Beurteilung der Lüge: denn wohin käme es, wenn jeder Lügner geächtet würde?

Auch in diesem letzten Charakterlustspiel finden wir noch die Züge des spanischen Lügners. Auch hier ist die Universität noch seine Heimat: „Oxford, you know, is the seat of the Muses, and a man is naturally permitted more ornament and garniture to his conversation than they will allow in this latitude.“ Auch hier ist der Lügner voll Selbstbewußtsein: „Genius, the mere effects of genius, Papillon. But, to deceive you, who so thorougly know me“ .... „Aye, as to matter of fancy, the mere sport and frolic of invention: but in case of necessity [vgl. Corneilles Suite] — why, miss Godfrey was at stake, and I was forced to use all my finesse.“ ... Und Papillon meint: „There are two things, in my conscience, my master will never want: a prompt lie, and a ready excuse for telling it.“ Wir haben aber schon gesehen, daß die Bravour dieses Lügners gegenüber dem Spanier gar viel zu wünschen übrig läßt. Auch Er beschließt auf Zureden seines Dieners umzukehren und offen und ehrlich zu sein, um seinen Ruf nicht zu untergraben — aber auch Er vermag es nicht. Leider sind

die liebenswürdigen Züge des Charakters hier fast ganz verwischt. Der Lügner, der es planmäßig darauf angelegt hat, den guten Ruf der Geliebten zu untergraben, der auch von dem Vater nur mit Verachtung redet, ist doch keine so harmlose Figur, wie die Lady meint, wenn sie den Vater zu beruhigen sucht: „J can't think Mr. Wilding bad-hearted at the bottom. This is a levity ... take my word for it, no more; inflamed into habit by the approbation of his juvenile friends." Aber freilich ist auch die Dame selbst, die sich in den ersten Akten sehr frei aufführt, immer zugleich mit mehreren Liebhabern rechnet und sich mit ihrer Rivalin recht derb herumzankt, zuletzt ernster und edler geworden. Der Dichter hat es nicht verstanden, die Charaktere festzuhalten.

1779. Gotters einaktiges Lustspiel: Trunkner Mund, wahrer Mund, nach Collés La Verité dans le vin. (R. Schlösser, J. W. Gotter S. 246 f.)

Salieris „Lügnerin aus Liebe", komisches Singspiel mit Musik (o. J.), war mir weder in Wien noch in Dresden zugänglich.

Goethe hat bekanntlich in Leipzig Corneilles Lügner zu übersetzen begonnen (Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, Weimar 1857, 2. Auflage, S. 5 ff.; dazu Jahrbuch 3, 338 und Friedwagner, Goethe als Corneille-Uebersetzer, Programm, Wien 1890). In dem Gespräche mit Riemer (Biedermann 2, 125) sagt Goethe, er wolle die Frage „in einer Fabel" behandeln; das heißt doch wohl, wie der Hinweis auf die Iphigenie zeigt: in einer Dichtung.

Kant hat seine Gedanken später am bündigsten zusammengefaßt in dem Kapitel seiner „Tugendlehre" (1797) über die Lüge (Werke 9, 282 ff. Rosenkranz).

1792. Den Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder Wilhelm vom 21. Februar 1792 lese man bei Walzel 62 f. vollständig nach; statt „erregen" habe ich „erringen" conjiciert.

1792. C. H. Spieß: „Die Folgen einer einzigen Lüge." Schauspiel in vier Aufzügen, Prag und Leipzig. Der Bräutigam erwartet die Kaution, ohne die er nicht heiraten kann, vergebens von seinem Onkel. Eine unbekannte Wohlthäterin hat ein Gelübde gethan, zwei Liebende glücklich zu machen, weil sie selbst ihr Glück von ihrer Heirat erwartet. Sie sendet ihm die Summe gegen das ausdrückliche Verbot weiterer Nachforschung: die Welt mutmaße immer Böses hinter jeder arglosen Handlung. Sie gibt deshalb vor, daß sie noch heute abreisen werde und alles Nachsuchen umsonst sei (vgl. die edlen Unbekannten bei Mercier, Weiße, Wagner u. s. w., und neuerdings Saars „Wohlthat"). Der Bräutigam folgt ihrem Verbot und begeht die unschuldige Lüge: er habe das Geld, wie erwartet, von seinem Onkel erhalten. Aber es drängt ihn zu danken: „danken zu wollen und nicht zu können" ist diesem Kinde der Empfindsamkeitsperiode ein unerträgliches Gefühl. Er hält also bei Nacht an den Thoren Nachfrage, wer heute abreise — und begeht vorher, ohne daß es der Dichter merkt, die eigentlich entscheidende Lüge, indem er dem Diener aufträgt, seinen Ausgang

niemand wissen zu lassen, sondern nur zu sagen, daß er schlafe. . . . Die ganze Exposition ist mißraten und führt nur irre. Das Kind, welches das Geld im Auftrag der Unbekannten heimlich zu überbringen hat, ist bei dem ersten Versuch von der Geliebten gesehen worden, die den rasch wieder zurückgezogenen Brief als Liebesbrief beargwohnt. Man erwartet daher im folgenden eher häusliche Konflikte, oder Konflikte mit der Welt: eine Mißdeutung der Wohlthat durch die Geliebte oder durch die Welt, die im Stück durch eine adelstolze Tante und ihren Galan, einen abenteuernden Baron, vertreten ist. Der ganze zweite Akt ist mit Festlichkeiten ausgefüllt: am nächsten Tage, dem Hochzeitstag der Urgroßeltern, wird rasch die Hochzeit improvisiert — erst am Schlusse des Aktes schreitet die eigentliche Handlung fort, sie nimmt jetzt durch die Verhaftung des Dieners eine kriminalistische Wendung. Auch der Bräutigam wird verhaftet und, mit allen Förmlichkeiten, ein Protokoll aufgenommen, aus dem sich ergibt, daß man ihm den Diebstahl beim Kaufmann Richter zur Last legt. Der Indicienbeweis ist gegen ihn: die Herkunft des Geldes und seine Behauptung, daß er bei Nacht seine Wohnung nicht verlassen habe, stellen sich als falsch heraus. Sonderbarer Weise macht der Held gar keinen Versuch, sich wenigstens vor den Augen der Braut zu rechtfertigen, die sich des geheimnisvollen Briefes auch nicht mehr zu erinnern scheint. Alle halten den dankbaren Schweiger für schuldig, sie beurteilen aber den Diebstahl im Sinne der Humanitätszeit sehr milde: er hat es ja aus Liebe gethan! In sentimentalen Tiraden wetteifern sie ihn zu retten: der Urgroßvater will als Bettler durch die Welt ziehen, der Großonkel-Major seine Gage verpfänden u. s. w. Die ganze Familie macht sich endlich auf, um beim Justizminister Gnade zu erflehen. Diese Rührscene ist der Gipfel des Stückes und sehr charakteristisch für die Zeit. Denn nicht bloß die junge Frau, die überhaupt nur schwärmt („liebe Phantastin"), betrachtet das Einschreiten der Justiz als Gewaltmaßregel! Zufällig geht zuletzt die Tochter des Ministers durch das Zimmer und entpuppt sich als die geheimnißvolle Unbekannte.

Daß es sich nicht um die Folgen von einer, sondern von drei Lügen handelt, ist im Text gesagt. Es scheint aber, daß der Dichter überhaupt im Unklaren war, welche er meint? Die Unbekannte wirft sich selbst vor, daß ihre erlogene Abreise am ganzen Unglück schuld gewesen sei. „O nie, nie will ich mehr lügen!" Hier scheint es also, daß die Lüge eines andern als Ausgangspunkt betrachtet wird; der Held aber antwortet: „Auch ich nicht! um keinen Preis in der Welt mehr! eine einzige" — vielmehr zwei — „Lüge hätte für mich bald die schrecklichsten Folgen gehabt", damit ist wieder seine eigene Lüge gemeint.

Das Stück leidet an großen Unwahrscheinlichkeiten, besonders im Gerichtsverfahren. Der Bräutigam hat schon, ehe der Diebstahl geschehen ist, erzählt, daß er die Kaution nun besitze. Er müßte also das Gelingen seines Diebstahls am Abend vorher gewußt und verraten haben! Der eigentliche Dieb, natürlich der adelige Abenteurer, trägt einen der gestohlenen Ringe offen am Finger! Der Bräutigam verbrennt den Brief der Wohlthäterin, aber nicht den abschlägigen

Bescheid des Oheims, der ihn am meisten verdächtigt! Alle Schlagworte und Tendenzen der Empfindsamkeitsperiode sind in das Stück hineingearbeitet. In den Familienscenen erscheinen vier Generationen auf der Bühne; der ganze zweite Akt ist damit ausgefüllt. Besonders rührend ist die Gratulation zur Hochzeitsfeier der Urgroßeltern, die als eine Art Philemon und Baucis geschildert werden; sehr ausführlich wird auch die Hochzeit der jungen Leute dargestellt. Auch die Tendenz gegen den falschen Adel gehört der Zeit an: der Baron ist wie Riccaut ein Spieler, ein Abenteurer, der sich zuletzt als Friseur entpuppt. Treue Bediente ahmen die Sitten der Herren nach: auch der Diener des Bräutigams sucht in der Dienerin der Braut eine gefühlvolle, schwärmende Geliebte. Wieland und Emilia Galotti werden citiert.

1792. Kotzebues einaktiges Schauspiel: Die edle Lüge (Wiener Ausgabe des Theaters Band III). Die einleitenden Scenen gehören dem Liebespaar: dem Stubenmädchen und dem Jägerburschen. Ihr Gespräch, unterstützt durch Schürzenzupfen, Hutzerarbeiten u. s. w., soll durch seine Albernheit und durch den plötzlichen Umschlag aus Thränen in Lachen u. s. w. den Eindruck der Naivetät machen. In Wahrheit aber ist dieser Diskurs über die geraubte Jungfernschaft unglaublich frivol. Kotzebue bedurfte aber dieser Voraussetzung, um dem edlen Lügner den Vorwurf zu ersparen, daß er einem unschuldigen Mädchen ihren guten Namen geraubt habe, und um es glaublich erscheinen zu lassen, daß das Mädchen und ihr Bräutigam auf die Lüge eingehen. Erst nachdem er erfahren hat, daß Röschen von ihrem Geliebten verführt sei, taucht in Mainau der Gedanke der edlen Lüge auf, die sich in der Sprache Kotzebues womöglich noch widerlicher ausnimmt:

Röschen: Aber das ist ja gelogen!

Horst (Vertrauter, bei Seite): Eine edle Lüge!

Mainau: Die Sünde nehme ich auf mich!

Röschen: Dann mags drum sein . . . . .

Eulalia (das leidende Weib, zu Röschen): Was da vorgefallen ist, habe ich längst gewußt. Der Herr hat mirs selbst gesagt, das ist natürlich. Ich stellte mich nur unwissend, um zu versuchen, ob Röschen mir die Wahrheit sagen würde.

Konrad (der Jägerbursche): Nein, gnädige Frau, das ist mit Respekt zu melden, nicht wahr, weil der gnädige Herr das nicht gesagt haben kann, und weil Röschen, mit Verlaub zu melden, gelogen hat. Ja zupfe nur und zwinkre Du nur. Eine Lüge taugt nun und nimmermehr und diese Lüge ist eine der schlechtesten, die ich in meinem Leben gehört habe. . . . .

Eulalia: Dieses freiwillige Bücken, um mich glauben zu machen, auch Er trage schwer und weil er weiß, wie dem armen Lastträger seine Bürde leichter wird, wenn ein anderer neben ihm trägt — ach ja! es ist schön und edel! aber — gesteh es nur, Eulalia — es ist Dir doch lieb, daß es nur eine Lüge war.

Die Handlung spielt an dem Geburtstag des Gatten; die Gratulation ebenso ausführlich und sentimental wie bei Spieß, die Kinder sagen Verse auf. Freund Horst ist zu dem Familienfest nur deshalb eingeladen, damit ihm Mainau als Vertrautem sein Glück und seinen einzigen Wunsch, Eulalia froh zu sehn, erzählen kann. Natürlich siedelt er sich zuletzt bei diesen einzigen Leuten an, so gut hat ihm die edle Lüge gefallen.

Das älteste Ehebruchsdrama unseres Theaters nenne ich „Menschenhaß und Reue", weil Klingers „Leidendes Weib" bekanntlich nur der Literatur angehört.

1794. Kotzebues Erzählung: Die kleinste Lüge ist gefährlich (in: „Die jüngsten Kinder meiner Laune" 2. Band). Eine „wahre Begebenheit"; spielt in B(erlin). Emilie hat dem Hauptmann, den sie liebt, aus Gehorsam gegen den Vater entsagt: man hat dem sanften Mädchen soviel von Ergebung in den väterlichen Willen vorgeschwatzt, daß sie nachgab und ihre aufkeimende Neigung zu unterdrücken versprach. Der Graf wirbt um Emilie „oder eigentlich zu sagen um Emiliens Vater, der seinen Reizen nicht widerstehen kann." Emilie sagt Ja, teils weil der Graf wirklich ein ziemlich angenehmer Mann ist, teils weil sie Erlösung von dem eintönigen Leben wünscht. Schon nach den Flittertagen (wie Kotzebue ironisch sagt) wird ihr aber das Landleben zu langweilig und die jungen Gatten ziehen in die Stadt, wo sie mit dem Hauptmann wieder zusammentrifft, der inzwischen ihre Freundin Laura geheiratet hat. Der Graf heuchelt, obwohl er ihre Verlegenheit bemerkt, daß es sein Wunsch sei, sie möge ihre Freundin ja nicht vernachlässigen — erste Lüge. Der Hauptmann fragt seine Gattin: „Bist Du eifersüchtig?" — „Nein!" — zweite Lüge. So nach einander neun kleine, unschuldig scheinende Lügen, in deren Beobachtung sich Sternes Einfluß verrät. Die Verlegenheit wegen des unfreiwilligen Spazierganges im Tiergarten wird dem Hauptmann als schlechtes Gewissen ausgelegt: es folgt das Duell und die Katastrophe.

Dramatisiert wurde diese Erzählung unter dem gleichen Titel als Nachspiel in zwei Akten (Gratz 1800) von einem anonymen österreichischen Dramatiker, der sich unter der Vorerinnerung mit XYZ unterzeichnet. Der zur dramatischen Behandlung ganz untaugliche Stoff wird unter wörtlicher Benützung des Kotzebueschen Textes mit Hilfe von mutwilligen Zofen und rührseligen alten Bedienten, welche die Rollen der Vertrauten spielen, einfach in Dialog umgesetzt; aber ganz glücklich ist, gegenüber Kotzebue, das psychologische Moment erfaßt. Es wird gleich anfangs stärker betont, daß die Macht der Vorurteile oder des Eigennutzes oft die Blumenkette der Liebe abreiße. Emilie hat ihr Herz getäuscht: sie glaubt bloß den Grafen zu lieben, und beruft sich im Gespräch mit der Zofe zwar auf ihre Pflicht gegenüber dem Gatten und der Freundin, gesteht sich aber in einem Monologe selbst, daß der Hauptmann ihre erste und einzige Liebe war (bei Kotzebue sagt sie sich nur, daß sie seine erste und, wie ihr die Eitelkeit zuflüstert, einzige Liebe war). Sie ruft sich zu: „Sei ein deutsches Weib. Du mußt überwinden und siegen!" Und auch Er, der Haupt-

mann will zuerst als guter Soldat den Feind, der sich in seine Hände geliefert, nicht entwischen lassen, d. h. die alte Geliebte, die in sein Haus kommt, wieder erobern — erst die Berufung auf sein Wort, also auf die Pflicht, muß auch bei ihm nachhelfen. Der Graf wird ganz folgerichtig herabgedrückt: er geht, während seine Frau ihre Freundin besucht, in eine unwürdige Gesellschaft von alten Bacchusbrüdern! Mit den schrittweisen neun Lügen weiß also der Dramatiker nichts anzufangen. Er leitet alles aus einer Lüge ab, die bei Kotzebue schon die 7. und 8. ist: die beiden alten Liebenden leugnen aus bloßer Verlegenheit, daß sie sich im Tiergarten getroffen haben. Das ist jetzt freilich schon keine kleine Lüge mehr! Der gute Ausgang, an Stelle des tragischen bei Kotzebue, paßt darum hier noch weniger, er ist auch äußerlich sehr unwahrscheinlich herbeigeführt. Die Gattin des Hauptmanns hat das Billet geöffnet, das die Herausforderung enthält, und kommt an Stelle ihres nichts ahnenden Gatten, um das Duell auszufechten, d. h. die Aufklärung zu geben. So gut sie eben kann: was im Innern der eigentlich an der Sache Beteiligten vorgegangen ist, bleibt unberührt.

1795. Der Lügner, Singspiel von Tost, Preßburg; mir unbekannt.

1800 siehe unter 1794

1804. Kotzebues moralische Heroi-Tragi-Komödie: Sultan Bimbambum oder der Triumph der Wahrheit (Theater XVI.) Der Hofmarschall Bückling schlägt dem Sultan nach der Tafel vor, zum Zeitvertreib den groben Kerl Verax kommen zu lassen, der ein Gelübde gethan hat, jedem die Wahrheit ohne Maß und Ziel ins Gesicht zu sagen. Dem Sultan ist's Recht:

> Die Wahrheit ist ja sonst nur ein verborgner Dachs,
> Laß die sich aus dem Loch in meinen Palast setzen,
> So ist das Schauspiel neu und wird mich baß ergetzen ....
> Die Krone auf dem Haupt, den Schaumwein in dem Glase
> Mag ich die Wahrheit wohl, versteht sich nur zum Spaße,
> Der Verax wird wohl so ein' Art von Hofnarr sein,
> Die schlugen vormals oft mit Hasenschwänzen drein,
> Von wegen Amt und Pflicht die Wahrheit sie gesagt;
> Doch machten sie's zu toll, man hat sie fortgejagt.
> Seitdem ist dieses Amt — weil Wir so was nicht lieben —
> Mit gutem Vorbedacht stets unbesetzt geblieben.

Der Minister kommt schmeichelnd, warnt vor der Wahrheit als bloßem Schwindel: „Verschließe den Palast solch luftigem Gesindel!" Auch die Maitresse, die Liebe nur heuchelt, ruft vor Verax aus: fidonc! Verax sagt dem Sultan die Wahrheit: das Volk verwünsche ihn, die Maitresse betrüge ihn, der Minister bestehle ihn. Auf Befehl des Sultans wird er fortgeschleppt und zum Tod verurteilt; bei der Beratung über die Todesart macht der Hofmarschall den Vorschlag, ihn zu begnadigen, wenn sich ein Weib fände, die ihn zum Manne nehme. Sie würde ihm in der Ehe schon das Schweigen beibringen, das sei die schönste Rache.

Das Stück nimmt nun eine satirische Wendung gegen die Frauen, bei denen Verax auch nicht hoch im Kurse steht. Eine ganze Reihe von allegorischen Frauengestalten: die Schönheit und die Häßlichkeit, die Jugend und das Alter, die Gelehrsamkeit, die Dichtkunst, die Politik u. s. w. — alle haben die Wahrheit verschmäht! Nur Frau Armut, seine Muhme, Verwandte und Freundin, nimmt ihn zuletzt. Der Sultan läßt ihnen eine Wüste anweisen; die Maitresse gibt ihnen Spott, der Minister seine Verachtung mit auf den Weg.

Verax: Laß, holde Braut, uns froh in unser Schicksal fügen.
Den Spott empfangen wir, die Wüste soll uns g'nügen.
Nur dort bleibt Wahrheit rein, gleich selt'nen Bergkrystallen;
Und aus der Wüste selbst soll meine Stimm' erschallen,
Soll über Berg und Meer bis zu dem Throne dringen!
Soll durch den Sternenplan sich bis zur Gottheit schwingen!
Und wenn Ihr Alle einst, von meiner Stimm' erschüttert,
Vor meinem Antlitz bloß und nackend steht — dann zittert!

Der Sultan ist empört über den Charlatan, der ihn so empfindlich geschröpft hat:

Die Wahrheit? Ja, o ja, die lieben Wir wohl auch,
Doch eine solche nicht, die ist nicht mehr im Brauch!
Allein die echte Wahrheit ist uns oft vonnöthen,
Drum rufe man sogleich den Hofpoeten.

1812. Kotzebues einaktiges Lustspiel: Der Lügenfeind (Theater XXXVII). Spielt in Schottland. Lord Derby hat die Lügenscheu und daher auch die Menschenscheu; er würde alle Menschen lieben, wenn sie nur die Wahrheit redeten. Sein Wahrheitsfieber hat ihn bei Hof unmöglich gemacht. Seine Geliebte hat er verloren, weil er ihr, als sie Wahrheit zu hören verlangte, eine genaue Liste aller ihrer Fehler gegeben hat; seinen Freund, weil er ihm aufrichtig gestand, daß sein Buch schlecht sei. Sogar den Räubern, die ihn auf einer Reise überfielen, hat er den Ort angegeben, wo sein Kistchen mit Diamanten versteckt war . . . Mit seiner Tochter hat er sich aus der lügenhaften Welt auf eine einsame Insel, in einen Wahrheitstempel zurückgezogen. Gleich bei seinem Auftreten schickt er zwei Diener fort, weil sie gelogen. Nur ein ehrlicher, durchaus wahrhaftiger Mann soll sein Eidam werden. Er sucht daher die Freier auf Lügen zu ertappen und führt genau Buch darüber: „Schon die vierte Lüge!" So wird der Baronet entlarvt, trotzdem er es fein genug angelegt hat. Er sagt dem Lügenfeind eigentlich immer Schmeicheleien, die er dann jedesmal in einem Nachsatze, mit einem „Aber", wieder zurücknimmt unter Berufung auf seine verdammte Freimütigkeit: c'est plus fort que nous. Entlarvt wird er erst, als der Lord Erbschaftsschwierigkeiten fingiert: seine Tochter verliere das Vermögen, wenn sie einen Mann heirate, der wie er zur Opposition gehöre. Da beginnt er zu lavieren: man könne ja auch schweigen, es gebe so viele

bessere Redner; und erklärt sich endlich bereit, seine politische Ueberzeugung zu wechseln. Als ihn der Vater daraufhin aus dem Hause weist, sagt er ihm aus Zorn endlich die volle Wahrheit. Den richtigen Mann findet der Lord dann in einem Maler, der stolz und grad ist wie Schillers Romano, aber nicht grob. Nicht aus Zorn, sondern aus Eifer für seine Kunst sagt auch Er dem Lord die Wahrheit, der absichtlich einen häßlichen Park angelegt und die schlechten Bilder in seine Galerie gehängt hat, um die Besucher auf die Probe zu stellen. Während der Baronet seine Gesinnung verleugnet, weiß der Maler taktvoll zu verschweigen, daß er die Tochter längst im Geheimen liebt.

Maler. Sagen kann ich die Ursache nicht.

Lord. Warum denn nicht? Die Wahrheit muß man nie verleugnen.

Maler. Nie verleugnen, ganz recht. Aber mich dünkt, es sei ein Unterschied zwischen Schweigen und Verleugnen.

Lord. Kein großer.

Maler. Wenn Wahrheit nur mir und andern schaden würde —

Lord. So halten Sie für erlaubt zu schweigen.

Maler. Ja.

Lord. Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung. Doch es mag gelten. Es ist zum mindesten kein Verrat an der Wahrheit, folglich auch schon selten genug.

Auf die direkte Frage des Vaters, ob er die Tochter liebe, hält sich der Maler verpflichtet, mit Ja zu antworten. Der Lord gibt sie ihm: „Seit 20 Jahren hab' ich in meiner Einöde auf einen wahrhaften Menschen gewartet, endlich ist einer gekommen! ich werde kein Narr sein, ihn wieder fort zu lassen." Schluß: „Glück und Wahrheit finden, wenn es auf dem festen Lande stürmt, ihre Freistatt auf dieser kleinen Insel. Drei wahrhafte Menschen, die sich lieben, auf Einer Quadratmeile! Wahrlich! eine Bevölkerung, deren kein Land in Europa sich rühmen darf." Hoffentlich wird dann aber der Held selber, der (wie der Bischof bei Grillparzer) in Scherz und im Ernst an jedes Wort der handelnden Personen den Maßstab der Wahrheit legt und mit der Tochter ganze Examina anstellt, weniger lügen, als bei der Erprobung der Freier. Im Stück selbst eifern nur die Diener gegen den strengen Herrn; sie werden bloß zu dem Zweck in der Exposition eingeführt, denn die eingeleitete Intrigue hat keine Bedeutung für die Handlung. Rudolf nennt die Wahrheitsforderung eine kuriose Prätension: „Die Rolle des Wahrhaften ist keine für vornehme Leute. Die Wahrheit ist für unser einen gut genug, für den John Bull." Zofe: „Meinst du, daß man dem ehrlichen John Bull die Wahrheit sage, der wird überall am ärgsten belogen. Kurz, sie taugt im Grunde nicht einmal in der Ehe; denn wenn Eheleute sich immer sagen wollten, was sie von einander denken, es gäbe täglich Spektakel." Dem stimmt der Baronet bei: „In unsern Tagen will kein Mensch die Wahrheit hören. Dem ist sie eine Thorheit, dem andern gar ein Verbrechen. Der nennt sie unzeitig, weil sie keinen Nutzen bringe; der andere nennt sie kühn und warnt mit dem Zeigefinger; ein dritter schilt sie wohl gar

eine Lüge." Auch auf die Lüge aus Höflichkeit wird angespielt: besonders unsere Empfehlungsschreiben wimmeln von Lügen.

1814. Kotzebues einaktige Posse: Die Nachtmütze des Propheten Elias (Theater XXIX). Der Ritter Hans von der Kolbe ist das Gegenstück zu dem Lügenfeind: so leichtgläubig, wie dieser argwöhnisch. Seine falschen Freunde, die es auf die Tochter oder ihre Mitgift abgesehen haben, treten der Reihe nach hervor und heucheln edle, uneigennützige Motive: nur aus Liebe zu ihm wollen sie die Tochter. Nur Einer, aus dem der Wein redet, meint es aufrichtig: er lobt bloß den Wein seines Freundes. Der Bruder Max kommt unerkannt in Pilgerstracht aus dem gelobten Land zurück und durchschaut sie sofort. Er hat die Nachtmütze des Propheten Elias aus Palästina mitgebracht: wer sie aufsetzt, erfährt die Wahrheit. Ganz in derselben Reihenfolge treten nun die Freier wie im Gänsemarsch auf, und werden gezwungen die Wahrheit zu reden; nur der Trinker redet noch wie früher: die Mütze und der Wein besitzen einerlei Kraft. Wie der arme Maler im „Lügenfeind", so besteht hier der arme Junker Edwin, der Pflegesohn des Ritters, allein die Probe. Nachdem er wahr befunden ist, muß er auch wie dort der Maler seine Liebe zur Tochter wider Willen gestehen. Dann wird das Töchterlein vorgenommen: sie will ins Kloster, überhaupt nicht heiraten u. s. w. — aber vor der Mütze muß auch sie zuletzt ihre Liebe bekennen. Dieses Motiv: daß den Liebenden unter der Wahrheitsforderung zuletzt auch das Geständnis ihrer Liebe abverlangt wird, kehrt dann bei Grillparzer wieder. Auch das übermütige Spiel mit der Mütze, die aufgesetzt und wieder abgenommen wird, um die Personen Wahrheit oder Lüge reden zu lassen, erinnert an den Schluß von „Weh dem, der lügt". Aus Zorn wird die Mütze zuletzt von den abziehenden Rittern zerhauen und auch hier die Lehre gezogen: „Die Mütze des Propheten Elias taugt nicht in unsere Welt. Denke Dir, was daraus werden würde, wenn die großen Herren solche Nachtmützen trügen . . . Und die Ehemänner, wie?" (Vgl. J. Hopps dreiaktige Posse: Doctor Fausts Nachtkäppchen.)

1824. Raimund: Diamant des Geisterkönigs. Das uralte Motiv des Castellans von Cursit hat Raimund wohl aus der Tieckischen Novelle „Die Gemälde" (1821) kennen gelernt.

1823—1825. Tiecks Novellen. Vgl. darüber meine ausführliche Abhandlung in den Akademischen Blättern 1, 141 ff.

1833. Der Lügner und sein Sohn, Singspiel von Ludwig Wilhelm Reuling (Wien 1833); mir ebenso unbekannt wie das spätere Stück: „Der Lügner und sein Sohn, Posse in einem Akt nach dem Französischen von A. Jahn (o. J.). Ein Lustspiel von Kotzebue unter diesem Titel scheint nur A. Laun (Archiv 2, 57) zu kennen; vielleicht meint er eine Bearbeitung von Picards „Les deux Philiberts". Auch: „Ein Lügner, der die Wahrheit spricht", Schwank in einem Akt nach dem Französischen von Paul Hübner (o. J.) war mir nicht zugänglich.

Bei Heine genügt der Hinweis auf einzelne Stellen nicht; vgl. jedoch Elster 3, 318. 328.

Immermann: 1833 Andreas Hofer (Hempel 16, 525 f.); 1836 Die Epigonen (5, 125 ff.; 6, 177); 1839 Münchhausen (3, 183 ff.).

1836. Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen: Lüge und Wahrheit, Schauspiel in 4 Akten (zuerst in den Originalbeiträgen I; dann in den dramatischen Werken, herausgegeben von Waldmüller 1873 2, 1 ff.). Die Heldin, eine Bankierstochter, gehört zu den kapriciösen und übermütigen Frauen der jungdeutschen Zeit. Sie hat, wie der Held des spanischen Charakterlustspiels, einen gefährlichen Hang zur Intrigue, eine bedenkliche Freude an unschädlicher Lüge. Auch sie ist stolz auf ihren Witz: „Es machte mir Vergnügen meinen Scharfsinn zu üben, mein Uebergewicht über andere kleinere Geister zu bewähren und dabei habe ich mir das abscheuliche Lügen angewöhnt, das doch ein häßlicher Fehler ist, den ich ablegen werde — sobald ich nur Herrn Mannsfeld los bin". Wie Goldonis Lügner lügt auch sie gleich darauf wieder, um den verhaßten Freier los zu werden. Selbst die Liebe ist ihr nur reizend unter dem Schleier des Geheimnisses erschienen. Sie verleugnet deshalb auch ihren Geliebten, behandelt ihn schlecht vor den Augen anderer, angeblich weil sie das Gerede fürchtet, in Wahrheit aus bloßer Lust am Versteckspiel und an ungeraden Wegen. Auch ihre Lügen erweisen sich als zwecklos: der Vater hätte sie heiraten lassen, wen sie will; nur ihre Geheimnisthuerei hat es verschuldet, daß er ihr zuvorkommt und, nachdem er ihr einmal einen Gatten erwählt hat, nun auch auf ihm besteht, um nicht als Narr oder als Einfaltspinsel vor ihm zu erscheinen. Der Geliebte, zu dem sie sich nicht offen zu bekennen den Mut hat, leidet unter dem verstohlenen Liebesverhältnis, besonders in Hinblick auf ihren Vater, der sein Wohlthäter ist. Da er jetzt eben Sekretär geworden ist und seine Stellung ihm die Heirat gestattet, will er alles bekennen — sie aber will noch immer nicht! Ja selbst als der Vater den Geliebten auf den Knieen vor ihr überrascht, hat sie, die eben die Lüge verschworen hat, eine „armselige Notlüge" zur Hand: er habe um die Hand Friederikens, einer entfernten Verwandten, geworben, die als Aschenbrödel im Hause lebt und unter den Launen ihrer reichen Base viel zu leiden hat! Sie treibt also auch mit diesem Mädchen ein unwürdiges Spiel, das sie für bloßen Spaß hält, und gräbt damit ihrer Liebe selber das Grab: denn nur durch ihren Betrug lernt ihr Geliebter das Mauerblümchen, eine Art falscher Agnese, kennen und lieben; er macht aus der Lüge Wahrheit und die Lügnerin verliert den Mann.

Aber noch eine zweite „letzte Lüge" droht ihr verhängnisvoll zu werden: um den ihr vom Vater bestimmten Bräutigam, einen reichen Hamburger Kaufmann, los zu werden, lügt sie ihm vor: ihr Vater sei bankerott. Diese Lüge wird durch einen Horcher (!) ins weite getragen und sie zerstört, durch einen Zufall bewahrheitet (!!), den Kredit des Bankiers. Auch hier wird also aus

ihrer Lüge Wahrheit, der Vater durch sie zum Bettler. Der Bräutigam zieht sich zwar zurück, weil er sich vom Vater betrogen glaubt, gleicht aber die Schulden des Bankiers aus, um zu zeigen, daß es ihm nicht um das Vermögen der Tochter zu thun war. Er wird also der Retter der Lügnerin und zuletzt natürlich ihr Mann. Er ist das gerade Gegenstück zu ihr: natürlich, derb, schroff, bis zur Unhöflichkeit aufrichtig, ungalant, unfähig zur Schmeichelei oder Heuchelei — dieser rauhe Wahrheitsfrennd, der ihr immer gleich sagt, was er an ihr anders wünscht, imponiert ihr zuerst nur durch seine Originalität, er schüchtert sie dann ein und erweist sich zuletzt als der rechte Mann, das lügenhafte Kätchen zu zähmen. Feierlich lauten ihre Schlußworte an ihn: „Sie sind ein Freund der Wahrheit, Wahrheit sei die Losung unseres Bundes! O, ich habe es heute erfahren, daß die Lüge zuletzt den Lügner selbst umgarnt, indeß die Wahrheit fest steht mitten unter den Stürmen des Lebens!“ . . . . Auch hier ist es der Vater, der die Handlungen des Lügners am schroffsten verurteilt, sie dumm und sogar schlecht schilt. Hier allein, wie später bei Paul Heyse, wird die Wahrheitsforderung auch auf das literarische Gebiet bezogen: Friederike, die Wahrheitsliebende, nur auf das Nützliche Bedachte, hält nichts davon, wenn man Geschichte in poetisches Gewand kleidet, denn die Wahrheit müsse doch immer darunter leiden, wenn sie mit Dichtung verwebt sei. Deshalb erscheineu ihr die historischen Romane (von W. Scott und seinen deutschen Nachfolgern) für Ungelehrte eine unpassende Lektüre: „denn ists nicht beinahe besser gar nicht, als falsch unterrichtet zu sein.“

1838. Grillparzer: Weh dem, der lügt! Vgl. meinen Aufsatz im Grillparzerjahrbuch 3, 41 ff.

1848. R. Benedix' einaktiges Lustspiel: Die Lügnerin (früher: Der Barikadenbauer betitelt; Dramatische Werke, Band 6). Eine reiche Erbin wird von ihrem Vormund mit Heiratsanträgen verfolgt, der die Briefe ihres Liebhabers unterschlägt. Die Liebenden haben vom Fenster aus Bekanntschaft gemacht (wie in Kotzebues „Der gerade Weg der beste“), sich aber bisher nie gesprochen. Aus bloßem Mutwillen, um die Bürgerwehr ein wenig zu necken, hat er (das Stück spielt im Jahre 1848) an einem Barikadenbau mitgeholfen und muß mit zwei Spießgesellen aus dem Handwerkerstand die Flucht ergreifen. Sie fliehen in der höchsten Not in das Zimmer seiner Geliebten, die sich nicht entschließen kann, den Geliebten der Wache preiszugeben. Die erste Lüge begeht sie aus Verlegenheit, indem sie den Geliebten vor ihrer Hauswirtin für einen Boten von ihrem Vormund ausgibt. „In welche Verlegenheit bin ich gekommen, ich mußte lügen, Ihretwegen lügen. Ich habe noch niemals gelogen.“ Als der Hauptmann der Bürgerwehr erscheint, muß sie weiterlügen: sie gibt den einen der Eindringlinge für einen Engländer, den Geliebten für seinen Dolmetsch aus. Alles scheint glücklich abgelaufen — da kommt der intriguante Vormund dazu und enthüllt den Betrug. Die Lügnerin wird dadurch gezwungen, ihre Taktik zu ändern: sie gibt den Liebhaber für ihren Bräutigam aus, den sie nur aus

Scham unter falschem Namen vorgestellt habe, und findet Glauben. Der Vormund muß wegen der unterschlagenen Briefe das Weite suchen; zufällig ist in ein paar Stunden ohnedies die Vormundschaft zu Ende. Die Lügnerin aus Liebe wird von allen beglückwünscht, daß sie lügen könne wie gedruckt. Sie: „Ich schäme mich vor mir selbst, so viel Unwahrheiten zu sagen." Er: „Sie haben Recht, so viele Unwahrheiten würden Ihr Gewissen zu schwer drücken, Eins wenigstens muß zur Wahrheit werden," — seine Braut soll sie bleiben; er verspricht dagegen keine Barikaden mehr zu bauen, höchstens um sein süßes Weib zu verteidigen. (In dem Stück tritt ein Handwerker, als einer der Eindringlinge, auf, den die Liebhaberin in die Kleider ihres Bruders stecken will, um ihn unkenntlich zu machen. Sie fürchtet nur: „Die — die — die etwas breite Aussprache dieses Herrn wird ihn verraten." Der Liebhaber fordert deshalb das „edle, souveräne Volksmitglied" auf, etwas Hochdeutsch zu reden. Der Arbeiter antwortet, ohnedies im besten Hochdeutsch: „Ne, anders kann ich nicht reden, so habe ich es von meiner Mutter gelernt." So groß war damals noch die Scheu vor dem Dialekt auf der Bühne!)

1852. R. Benedix' dreiaktiges Lustspiel: Das Lügen (Dramatische Werke VIII). Die Braut eines streng rechtlichen, wahrheitliebenden Mannes hat es auf sich genommen, Liebesbriefe ihrer verheirateten Schwester aus einer Jugendlöffelei wieder zu erlangen (vgl. Sardous Letzter Brief). Sie hat aber die Briefe samt ihrem Armband auf einer Bank im Walde liegen lassen und war genötigt, ihren Weg in den Wald mit einer kleinen Notlüge zu motivieren: mit einem Besuch bei einer Freundin. Mit Entsetzen hat der Bräutigam zu Beginn des Stückes erfahren, daß sie gelogen; er hält die Lüge ganz Kantisch für das Unwürdigste, was der Mensch thun kann. Sie: „Mein Gott! eine Neckerei, eine kleine Notlüge!", sie sei ja ein Frauenzimmer, es soll ja in deren Natur liegen zu lügen, eine kleine Flunkerei verdiene noch nicht den Namen Lüge! . . . Er: „Wer die kleine Unwahrheit nicht meide, komme bald zu den großen; man müsse sich vor dem ersten Schritte hüten, man könne nicht streng genug in seinen Grundsätzen sein. Bei ihr sei es fast zur Neigung geworden, die Unwahrheit zu sagen!" . . Sie: „Ich habe manchmal Vergnügen daran, andere mit kleinen Erfindungen zu necken, sie hinters Licht zu führen; es schärft den Geist, den Verstand. Das Lügen ist nicht so leicht." — Er: „Was soll dabei Schweres sein?" . . . Sie: „Etwas zu erfinden, etwas glaubwürdig zu machen, sich nicht in Widersprüche zu verwickeln, eine Erdichtung durchzuführen, dazu gehört Geist Witz, Achtsamkeit, Selbstbeherrschung und oft sage ich etwas Unwahres bloß, um mich zu üben, um meinen Witz geltend zu machen!" Sie redet also wie die alten Lügner bei Alarcon, Corneille, Goldoni. Er dagegen meint: „Lügen kann der dümmste Mensch, die Lüge liegt am nächsten." Sie: „Nein, es gehört Geist zum Lügen!" Er: „Dem widerspreche ich entschieden; Wahrheit und Geist sind ebenso verwandt wie Lüge und Dummheit." Während sie sich nun in einem Monolog beklagt, daß der strenge Mann wahrhaftig zu weit gehe („Wer kann

denn immer die Wahrheit sagen?"), und voraussieht, daß sie, wenn das Armband sich nicht finden sollte, zu einer neuen Lüge werde greifen müssen, entschließt er sich in einem parallelen Selbstgespräch, ihr durch die That zu beweisen, wie leicht das Lügen sei, und selbst einmal die harmlose Lüge hinzuwerfen: er sei gestern spazieren geritten!

Aber sofort entstehen aus dieser Lüge Verwicklungen. Seine ungeschickte Lüge begegnet zunächst Zweifeln, da er sich im Reitfach gar nicht auskennt; um sie zu behaupten, muß er wieder lügen („Mein Gott, was habe ich in den paar Minuten schon zusammengelogen!"). Er findet bald, daß es gar nicht so leicht sei, als er sichs dachte: „Aber durchsetzen muß ich es. Ich werde doch so viel Witz und Erfindungsgabe besitzen, um wenigstens lügen zu können, sonst ginge meine Wahrheitsliebe aus Unfähigkeit hervor und hätte gar kein Verdienst." Während sich schon das böse Gewissen des Lügners in ihm zu regen beginnt, zieht der erlogene Ritt weitere Folgen nach sich. Sein Schwager, der Student Bernhard, hat nämlich gelegentlich eines Liebesabenteuers wirklich einen heimlichen Ritt unternommen und dabei allerlei angestellt, was nun infolge seiner Prahlerei dem Lügner zur Last gelegt wird. Ein Gutsbesitzer, dem die Saatfelder zerstampft sind, klagt auf Schadenersatz. Der Besitzer des Erlenhofes, wo der Student sein Abenteuer bestanden hat, klagt wegen Einbruches. Der Lügner, der den Zusammenhang nicht ahnt, findet, daß Lügen doch schwerer sei als er gedacht: „Mir wäre nicht eingefallen, daß so viel Nebenumstände berücksichtigt werden müssen, um etwas glaubhaft zu machen". Aber wieder setzt er seine Ehre darein: es wäre eine Schande vor seiner Braut, wenn er bekennen müßte, daß er nicht eine so einfache Lüge durchzuführen imstande sei. Aber wenn er sich auch sagt: „Einmal im Leben gelogen und nicht wieder!" — so macht sich doch bald der geheime Reiz der Lüge geltend. Er gibt seiner Braut Recht, es möge wohl eine gewisse Lust darin liegen, eine Unwahrheit festzuhalten und andern die Ueberlegenheit seines Witzes und seiner Erfindungsgabe zu zeigen: „Es reizt mich jetzt meine Behauptung durchzuführen, und je größer die Schwierigkeiten, desto mehr werde ich aufgestachelt. Ich denke, ich habe mich bis jetzt ganz gut durchgelogen, niemand ahnt die Unwahrheit meiner Aussage, für einen Anfänger leiste ich wirklich alles mögliche . . . Ich lache und sollte doch ernst sein; am Ende empfinde ich schon Wohlgefallen an der Lüge . . ach, so wahr ist es: gib der Lüge nur den kleinen Finger und bald hat sie dich ganz. Doch mich soll sie nicht bekommen; dies sei mein letzter Betrug, will ich mit Carlos sagen." Er begibt sich nach dem Erlenhof, um das Lokal für seine Lüge auszukundschaften. Auf diesem Spaziergang findet er das Armband und die Briefe; wieder ertappt er seine Braut auf einer Lüge, denn sie wollte das Armband zum Reparieren gegeben haben („So bleibt es doch wahr, jede Lüge kommt an den Tag!"). Als er aber hier seiner Braut und seiner Schwägerin begegnet, die das Armband und die Briefe suchen, muß er wieder lügen, daß er bloß um Eriken zu suchen ausgegangen sei — jetzt schon fühlt er die Schamröte in seine Wangen steigen:

„Das Lügen wird mir unerträglich, ich setze es nicht durch!“ Als Wilddieb angeklagt, kämpft der Lügner wider Willen schon mit sich selber, ob er nicht die Wahrheit gestehen soll. Zuletzt wird er durch ein sehr unwahrscheinliches Zusammentreffen von Zufällen, die der Dichter nach seinen Absichten arrangiert, sogar noch der Entführung eines jungen Mädchens beschuldigt, die wieder sein Schwager verübt hat. Jetzt wirft er die Lüge weg und geht mit der Wahrheit heraus — aber niemand glaubt sie ihm, weil man ihn zu gut als Lügenfeind kennt, als daß er gelogen haben sollte! Erst als man die Entführte wirklich in seinem Hause findet, wendet sich alles gegen den Verräter, dem man jetzt wieder nur die Lüge, nicht aber die Wahrheit glaubt. Der Held muß zwar gestehen, daß es doch nicht so leicht sei eine Lüge durchzuführen; aber auch die Braut erkennt, daß jede Lüge Verlegenheit und Beschämung mit sich bringt und zuletzt doch an den Tag kommt . . . Das Stück ist voll von trivialer Sprichwörterweisheit.

Schopenhauer; vgl. besonders 1, 436; 3, 605 f.; 4, 469 (Grisebachs Ausgabe bei Reclam).

1869. Adolf Glasers zweibändiger Roman: Was ist Wahrheit? (Braunschweig). Ein junger Baron verliebt sich in eine Gärtnerstochter, die Schauspielerin werden will. Die adelsstolze Mutter ist dagegen; sie nimmt ihm das Versprechen eines Probejahres ab, während dessen sie die Liebenden durch Intrigue zu trennen weiß. Das Mädchen wird dadurch in Schande, Verzweiflung und Selbstmord getrieben. Der junge Baron studiert das Fabrikenwesen, gewinnt Interesse an bürgerlicher Thätigkeit, heiratet die reiche und zartfühlende Tochter eines Fabrikanten und söhnt sich zuletzt auch mit der Mutter aus . . . Der Held erinnert an Wilhelm Meister und Immermanns Hermann. Er nimmt, wie Wilhelm Meister, ein Kind (aber ein Arbeiterkind) zur Erziehung an. Sogar eine Lisette, eine geistreiche Kammerjungfer, wird noch eingeführt. Aber neben dem Theaterwesen kommen doch auch Fabriken, die Proletarierfamilie eines Schustergesellen, ein Lazareth von 1866 vor; freilich wird alles mehr beschrieben (auch das Musiklehrerelend!), als dargestellt.

Die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ begleitet als Refrain die ganze Dichtung und wird in verschiedenem Sinn gebraucht. Meistens so: was ist für den Menschen das Wahre, das Echte, das Richtige? wo liegt die Wahrheit in der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen? Sie ist also hier mehr Etikette oder Devise; mit dem Kern des ganzen Romans hat sie wenig zu thun. Die Heldin Ida, von Jugend auf voll Eitelkeit und Ehrgeiz, hat auch die Sucht zu heucheln und vor der Welt eine falsche Rolle zu spielen. In ihrem eigentlichen Wesen bleibt sie ihrer Umgebung fremd, niemand weiß daß sie Schauspielerin werden will, niemand hat Interesse für sie. Die absichtliche und bewußte Täuschung ist es, die sie zur Schauspielkunst lockt; obwohl sich später, wie bei W. Meister, herausstellt, daß sie kein Talent hat. Als sie mit einer gut gemeinten Frage gegen ihren Willen Böses angerichtet hat, meint sie: „Man

müßte nur immer fragen, was gut und wahr ist in der Welt, wenn man sieht, wie oft die Lüge Gutes und die Wahrheit Schlechtes bewirkt?" Als sie auf den Weg nach abwärts gerät, gibt ihr eine Freundin den Rat, demütig zu ihren Eltern zurückzukehren und das künftige Leben als Buße zu betrachten; dazu bemerkt der Dichter: „Wer an Gott und Jenseits glaubt, schöpft sogar aus der bittersten Demütigung die lauterste Hoffnung. Aber Ida glaubte nicht. Was ist Wahrheit? hieß es bei ihr und eine Antwort auf diese Frage gibt es nicht, denn wer die Wahrheit nicht in sich trägt, für den bleibt diese Frage immer eine offene." Ida wird als Gefallene von Elvira, der späteren Frau des Helden, schonungslos abgewiesen; wieder redet der Verfasser: „Auch hier wieder drängt sich uns die Frage auf: wo liegt die Wahrheit? Je reiner und vortrefflicher das Herz eines Mädchens ist, umso unerbittlicher, grausamer wird es dort verurteilen, wo oft Schuld und Schwäche kaum getrennt werden können." Auf den Denkstein der Selbstmörderin kommen dann die Worte: „Was ist Wahrheit?" und Elvira, von dem Knaben um die Bedeutung gefragt, antwortet: „Wir Menschen sind kurzsichtig und wissen wenig, so daß Irrtum und Zweifel überall auftauchen. Guten Menschen steht im Jenseits Licht bevor, für fehlende hoffen wir Verzeihung von Gottes Güte: daher manche Frage bei außergewöhnlichen Todesfällen, die wir nicht beantworten können." Der Held endlich sieht in seiner zweiten Geliebten Elvira „einen der Engel, die Gott auf die Erde sende, uns zu lehren, daß es nur Eine Wahrheit gebe, die Wahrheit, daß der Glaube an die Liebe uns stets mit Hoffnung beseligt und uns zu Gott, der Quelle alles Glücks, aufwärts leite." Man sieht, daß das Wort Wahrheit hier einen starken religiösen Beigeschmack hat.

1880. F. von Saar: Der Excellenzherr, Novelle. (Später in: Drei neue Novellen, Heidelberg 1883.)

1883 ist die erste Auflage von M. Nordaus: Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit erschienen; 1889 schon die vierzehnte. Der große Erfolg zeigt, wie zeitgemäß das Thema war.

1889. Karl Frenzels Novelle: Wahrheit (zuerst Deutsche Rundschau 15. Jahrgang, 10. bis 12. Heft). In der Exposition redet der Pfarrer, wie mir scheint nicht ganz seinem Charakter gemäß, über die modernen Wahrheitstendenzen: „Die Zeitgenossen lieben es, jeden verborgensten Winkel im Leben und im Herzen eines Menschen aufzustöbern. Jedes boshafte Gelüst, die Verachtung des Heiligsten, der dämonische Hochmut alles wissen zu wollen, versteckt sich hinter der Losung: Wahrheit. In der Kunst, im Staat, in der Kirche, in der Erziehung: Wahrheit. Aber was ist, wenn wir von der Offenbarung Gottes durch unsern Heiland absehen, Wahrheit? Ist sie nicht in den meisten Fällen ein Glauben und Meinen? Auf der Wahrheit Gottes beruht die Welt, durch die Wahrheit des Menschen ... Vergeben Sie, ich stehe ja nicht auf der Kanzel. Der Gegenstand reißt mich hin: Lüge und Wahrheit — ich fürchte, wir leben nur, weil sich beide für uns in einander weben, unauflöslich und wie oft un-

unterscheidbar" ... Der Argwohn des Predigers wird nach dem Fall der Frau sofort rege, aber durch die Mahnungen der Freundin Ulrike besänftigt. „Die Ehe stellte sich bald auf Grundlage der meisten Einrichtungen dieser Welt wieder her: in der Gewohnheit, bei dem Mangel eines Besseren und dem Vorzug, den wir aus der Schwäche unserer Natur heraus der einmal zugestandenen Bedürftigkeit des Irdischen vor dem Fall ins Ungewisse geben." ... Die Frau hat auf dem Totenbett nicht das Bedürfnis, ihren Fehltritt zu gestehen: „Die Wahrheit, nach der Wahrmund lechzte, obgleich er ahnte, daß sie Gift für ihn sein würde, war für Gerdas Seele kein Bedürfnis gewesen. War sie darum die gemeinere Natur? Wer möchte es behaupten, wenn er in seinen Busen greift!" Nach ihrem Tode aber gibt sich der Superintendent immer mehr dem Argwohn hin, seine Ehe wäre eine traurige Lüge gewesen; in seinem Hause muß alles auf Wahrheit und Klarheit gestimmt sein! „Die Wahrheit sucht man um der Wahrheit willen. Auf Kosten seines Glückes, seiner Zufriedenheit, seiner Ideale trachtet und ringt man nach ihr, und jeder magische Schimmer der Wahrheit ist stärker als die Lust am Leben und die Furcht vor dem Tode. In ruhigen Stunden sagt man sich, alles Irdische ist ein Traum und eine Spiegelung und die kalte Verständigkeit setzt hinzu, es gibt keine Süßigkeit, der nicht eine Bitternis, keine Wahrheit, der nicht eine Lüge beigemischt wäre — wenn aber der Geist über mich kömmt, würde ich mit Gott ringen, um die Wahrheit von ihm zu erfahren. Wie der Jüngling von Sais den Schleier von dem Götzenbild entfernte! Es wird mich einen hohen Preis kosten, aber dann wird Licht um mich sein: Das Licht der Wahrheit!" Er leidet an Wahnvorstellungen, die alle Wochen oder Monate wiederkehren und fast in Tobsucht ausarten. Seine Tochter warnt er vor dem Sumpf des Lebens, der Lüge der Liebe, und „was die Mutter ihrer Tochter verschwiegen hatte, das hat er ihr ohne Scheu enthüllt": „Du sollst die Wahrheit der Dinge erfahren und nicht durch Unwissenheit und Schwärmerei sündigen, war die Losung seiner Erziehung." Die Tochter aber meint: „Wozu ist ein Mädchen gut, das weder Illusionen noch Wallungen hat? Zur barmherzigen Schwester." Zuletzt tritt er vor den schuldigen Grafen hin mit den Worten: „Da bin ich, zwischen uns ist der Tod und sein Abgrund. Alles seelische ist von uns abgefallen; keine Rücksichten und keine Lüge sollen die freie Seele mehr binden. Hier stehe ich und fordere Wahrheit!" Und als der Graf um der Tochter willen um Verzeihung bittet, also seine Schuld bekennt, da schaut er wie triumphirend zur Sonne auf: „Die Wahrheit siegt, die Wahrheit! Da ist sie, ich halte sie! Vor der Sonne gibt es keine Lüge, sie bringt alles an den Tag. Ein Reif ist von meiner Stirn gesprungen, ein Stein ist von meinem Herzen gefallen. Was liegt daran, ob wir zu Grunde gehen? Lobsinget der Wahrheit! Her zu mir, Marie! Unauflöslich gehören wir zu einander! Mit mir ist das Elend, mit Dir ist der Fluch. Deine Mutter war —" vom Schlage getroffen sinkt er zusammen.

Dem Wahrheitsfanatiker stehen alle übrigen Personen gegenüber. Wie

die Frau so will auch der schuldige Graf die Lüge aufrecht halten und aus Schonung für sein Kind das Geheimnis mit in das Grab nehmen, ohne sich ihm zu erkennen zu geben. Die Freundin Ulrike hat der Frau abgeraten, sich ihrem Manne zu bekennen: „Mit den Einwänden der Leidenschaft, mit den Sophismen, daß die Ehe eine Lüge geworden, wenn sich das Herz des einen Teils von dem andern gewandt, durfte Gerda ihr nicht kommen. Wie lange dauert Leidenschaft? entgegnete sie ihr mit kühlem Verstande. Wenn es hoch geht, so lange wie die Jugend währt und die Schönheit besteht. Aber nicht auf Jugend und Schönheit ist die Ehe gegründet, sondern auf Pflicht und Ehre." — Der Zeichenlehrer Fritzlaw, eine echte Tieckische Nebenfigur, hat selber eine kleine Lebenslüge: er arbeitet oder gibt wenigstens vor seit Jahren an einer Geschichte der christlichen Malerei zu arbeiten. Ulrike, die Kluge, bestärkt ihn darin, um ihn mit einem Spielzeuge zu beruhigen, da er doch zum Künstler kein Talent hat. Aber auch er eifert gegen den Superintendenten: „[Ich] Aergere mich nur, wenn ich seinem Stolze, seiner Selbstgerechtigkeit und seiner Wahrheitsliebe zu nahe komme. Sieht er uns nicht alle durch und durch? in die innerste Lüge unseres Herzens? Hole der Teufel die Wahrheit, die das Leben ungesellig macht. . . . Wenn der fressende Zorn und das Wahrheitsfeuer aufloderte, besänftigte ihn seine Frau, so lange sie lebte. . . . Wie hätte seine Tochter anders werden können! Immer unter dem Gesetz der Wahrheit, in der Furcht vor der Lüge in ihr und außer ihr, schüttelt sich jeder vor Ekel oder Grauen, der den Dingen auf den Grund sieht. Muß man hübsch den Schleier drüber lassen, sagte ich." Ebenso der Held der Novelle, der zugleich der Erzähler ist. Er ist zwar das „willenlose Werkzeug" zur Entschleierung der Wahrheit, aber er wird bald selber von dem Wahrheitsfieber angesteckt und sucht, wie Ibsens Gregor Werle, die Wahrheit über die gefallene Hilda, eine Nebenfigur, zu erfahren. Er hält still, wenn er zur Entschleierung der Wahrheit eine kleine Lüge nötig hat: „Welche geborenen Lügner sind wir Menschen doch! Mit welcher Geschicklichkeit des alten bösen Feindes habe ich hier Wahres und Falsches verflochten!" Er fürchtet, daß ihm die Wahrheit sein lügnerisches Spiel verderben könnte; und vergleicht die Lüge mit dem Rausch: beide sind unentbehrlich, denn sie helfen uns über das Elend und die Gemeinheit der Wirklichkeit hinweg. Er schließt die Erzählung mit den Worten: „Die Wahrheit hat Mariens Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen, die nur in der trostlosen Erkenntnis vernarben kann, daß in der Gebrechlichkeit dieser Welt und bei der Schwäche unseres Willens die Lüge und die Sünde der Menschlichkeit eingeboren sind. Noch fällt diese Erkenntnis ihrer empfindlich gekränkten Seele zu schwer und edler dünkt es sie, den täuschenden Schein der Dinge zu fliehen und die stürmische Wallung des Gefühls zu bemeistern, als sich an dem holden Spiel des Irrlichts zu erfreuen und der Hinfälligkeit unseres Wesens nachzusehen. Aber kann es eine Liebe geben, die nicht blind und nicht schwach ist, eine Liebe, welche die Langmut und die Vergebung nicht kennt?" Im Princip steht also Frenzel auf dem Standpunkt Schillers: ohne den schönen

Schein ist die Welt ein Grab. Eine andere Frage ist es aber, ob dieser Standpunkt in dem vorgeführten Fall taugt.

1890. A. Ronners Roman: Die Lüge ihres Lebens (Berlin 1890) kenne ich nicht.

1891. Daudets Drama: Das Hindernis (gegeben in Berlin zum 1. Male 31. Oktober 1891. Universalbibliothek 2902.).

1891. R. Lothars vieraktiges Schauspiel: Lügen (Wien). Das Stück spielt 1718 in Frankreich unter der Regentschaft Philipps von Orleans und ist ein Rahmenstück. Im ersten Akte vertauscht der Komödiant Cäsar mit seinem Kollegen Scaramouche, der von Haus aus Graf und erst nachdem er sein Vermögen durchgebracht hat Komödiant geworden ist, Namen und Titel, um sich der angebeteten Gräfin nahen zu können; im IV. Akt legt er Rechenschaft ab, was er damit erreicht hat. Cäsar beginnt also mit der Lüge, vor der er anfangs, gequält von seinem überängstlichen Herzen, zurückscheut. Bald aber spricht er sich Mut zu: „Das Herz ist ja wahr — das Herz kennt keine Lüge! Drum darfst Du stolz Dein Haupt erheben." Die Geliebte kommt ihm mit vollstem Vertrauen entgegen. Sie fragt nicht, woher und wohin er gehe; sie vertraut auf sein Wappen, das die Inschrift hat: „mit wahrem Sinn"; sie schwört auf seine Augen, die nicht lügen, und auf sein treues Herz. So wird er in harte innere Kämpfe verwickelt. Einmal ist er schon im Begriff, alles zu gestehen: „Nein, keine Lüge trete zwischen uns! Ich bin —" Da wird er durch einen Zufall unterbrochen und ist nun wieder entschlossen auszuharren: „Der Lüge habe ich mein Glück verschrieben, dem Gott der Lüge bring' ich dieses Glas!" — Ein anderes Mal ist er im Begriffe zu fliehen — da tritt ihm, wieder durch Zufall, die Gräfin mit dem lüsternen Herzog entgegen, dem sie ihn als ihren Verlobten vorstellt. Wieder ist er entschlossen zu leben und später zu reden! Da wird er von einer andern Seite her in einen Herzenskonflikt verwickelt. Es tritt ihm als Page verkleidet eine Tänzerin entgegen, mit der er einmal eine glückliche Nacht verlebt hat. Sie hält ihn für was er sich ausgibt, für den Grafen; und erfährt zugleich, daß der Graf ihr Vater ist! In der höchsten Seelennot wegen der begangenen Blutschande windet sie sich zu seinen Füßen — um sie davon zu befreien, gesteht der Held, daß er nicht der Graf, sondern ein Komödiant sei. Die Gräfin gibt ihn aber doch nicht frei; sie ist bereit, dem Mann der Lüge zu folgen. Cäsars Meinung war:

Was ist Wahrheit?
Wohnt Wahrheit in den Falten eines Kleides?
Wohnt Wahrheit in den Silben eines Namens?
Trat Recht und Sitte aus der Wahrheit Schoß
Hervor wie ein gewappnet Götterbild,
Den Kranz der Ehre in der starren Faust?
Ist's nicht ein Götzenbild aus Menschenhand,

Zu dessen taubem Ohr die Menschheit ruft?
Erleuchtung lodert flammend über mir:
Nur Eine Wahrheit gibt es auf der Erde,
Und die wohnt tief in jedes Menschen Brust,
In seines Herzens Heiligtum verborgen.
Und wenn die Stunde kommt mit bangem Schauer,
Die eines Heiligtumes Pforte öffnet,
Dann spricht ein Gott aus ird'scher Menschen Mund.
Und darum tret' ich rein vor meine Braut,
Denn wahr ist meine Liebe, wahr mein Herz.

In diesem Grundsatz trifft nun die Geliebte mit ihm zusammen: weil sein Herz von Lüge frei geblieben, ist er nur vor Menschen schuldig, vor Gott und der Geliebten aber frei von Schuld. Und der Held fällt wieder ein:

Des Herzens Lüge ist die einz'ge Sünde,
Die unsühnbar auf Erden und im Himmel,
Wer ist wie wir von dieser Sünde rein? . . .
Wir lieben uns — und Liebe nur ist wahr?

Aber auch sonst ist von Lüge und Wahrheit viel im Stück die Rede; alle Personen führen die Worte im Munde. Scaramouche, der verbummelte Graf, ist Komödiant geworden, um der Lüge zu entfliehen, denn nur auf der Bühne bekennt sich Lüge frei. Auf der Bühne und im Traum (vgl. Grillparzer) sei allein Wahrheit und Glück. Leben ist Lüge und der Geist der Lüge wandelt durch die Welt: der Erfolg des Schauspielers und der Sieg des Helden — alles Lüge. Das ist das große Geheimnis, das Priester und Weise (Faust!) sich von Mund zu Mund zuflüstern . . . Aber auch die Gräfin hat am Hof zu Paris gelernt, daß das Glück ein Märchen, ein Phantasiegebilde, „daß dort das Herz nur lügen kann, nur lügen." „Im Glanz und Pomp war elend ich und arm, verzweifeln wollt ich an dem Wert des Lebens." Aber dieses Grillparzerische „Schatten sind des Lebens Güter" kommt nicht aus der Tiefe eines verstimmten Gemütes, der jugendliche Dichter gefällt sich darin, altklug zu empfinden und mit der Empfindung zu kokettieren. Oft recht gekünstelt und geklügelt, wie in den Worten Cäsars:

Was sprichst Du da? Das Glück hat nicht gelogen,
Das Glück ist Wahrheit, ich hab' sie erschaut.
Ich führt' den köstlich reinen Trank zum Munde,
Da barst in tausend Stücke mir das Glas.
Der Trank war göttlich — doch aus ird'schem Stoff
War das Behältnis: gold'ne, blanke Lüge!
Der Gott in mir lag mit dem Mensch (!) im Kampf,
Der Gott sprach Wahrheit und der Mensch sprach Lüge,
Da trieb der Mensch die Gottheit vom Altar.

Darauf antwortet Scaramouche:

Ein Gott spricht Wahrheit. Nicht, so sagst Du? . . .
Doch Gott wie Wahrheit sind nur Traumgebilde,
An die ein schwacher Mensch sich klammern muß . . .
Noch keiner sah den Göttern ins Gesicht,
Noch keiner riß den Schleier von der Wahrheit,
Noch keinem hielt des Glückes Kugel Stand!
Wach auf! Du hast geträumt! Der Spuk verfliegt,
Und in der Lüge sieh das ganze Leben!

1892 (?). Gunnar Heibergs vieraktiges Schauspiel: König Midas (Universalbibliothek 2654).

1892. Wer lügt? Ein soziales Fragezeichen von Karl Blum und S. E. Alexander. Zürich 1892. — Die Musterneun vertreten die folgenden Stände: Mediziner, Kaufmann, Bankier, Professor, Redakteur, Advokat, Politiker, Priester.

1892. Paul Heyses dreiaktiges Schauspiel: Wahrheit (Dramatische Dichtungen 25. Band). Der ganze Dialog des Stückes ist mit der Wahrheitsfrage ausgefüllt, die mitunter ganz ohne Rücksicht auf die dramatische Situation dogmatisch und lehrhaft, mit direkter Polemik gegen Ibsen, erörtert wird. Die alte Großmutter redet für den Dichter. Sie ist so unmodern, daß sie sich sogar die „gnädige Frau" verbittet, weil heute jede Hebamme so heißt; Großmutter will sie genannt sein. Ihre Grundsätze sind: „Die Wahrheit! Als ob alles was so ein dummes junges Herz dafür hält, auch immer das Wahre wäre. Als ob das trotzige und verzagte Ding nicht immer nur das für Wahrheit hielte, was ihm gerade angenehm ist! Ueberhaupt, die Wahrheit! Ich werde immer ganz wild, wenn ich sehe was für ein schädlicher Mißbrauch heutzutage mit dem ehrwürdigen Wort getrieben wird. Zu meiner Zeit galt Lügen noch für was Häßliches, aber es gab noch häßlichere Dinge. Seinem Nebenmenschen weh thun, ihm alles Unangenehme schonungslos unter die Nase reiben, sich noch etwas darauf einbilden, daß man sich mit der sogenannten Wahrheit überall hinflegelt — das durfte man sich damals nicht erlauben! Heute ist Wohlerzogenheit, Diskretion, Schonung von Schwächen — alles alter Trödel! Wenn man einem Menschen das Leben retten könnte mit einer unbarmherzigen Lüge, stößt man ihm lieber die blanke Wahrheit ins Herz wie ein grobes Küchenmesser und läßt ihn sterben und verderben. Es ist ein Skandal!" Die Großmutter durchschaut die Liebe der Schwägerin zu ihrem Schwager und rät ihr deshalb den Wahrheitsfreund zu nehmen: „wenn man nicht bekommen kann, was man liebt, so muß man zu lieben suchen, was man bekommt", so hat fies auch gemacht und ist doch glücklich geworden. „Der Geistliche fragt bei der Heirat nicht, ob wir verliebt sind und ohne ihn nicht leben können und nicht einen andern lieber zum Manne nähmen, nur: ob wir ihm ein treues Weib sein und zu ihm stehen

wollen in guten und bösen Tagen." So hat fies gemacht. „Als er mich aber auf seinem Sterbebette fragte, ob er mich ganz glücklich gemacht hätte und ich ihm antwortete: „Ja, Fritz, ganz", da raunte mir freilich mein Herz ins Ohr, ich hätts mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen. Aber ich brachte das dumme Ding zum Schweigen und schämte mich der Lüge gar nicht. Hätte ich dem Armen, der jetzt so selig starb, noch zu guter Letzt das Küchenmesser ins Herz treiben sollen?" Und zu dem Wahrheitsfanatiker sagt sie: „Ich finde nichts borornierter als beständig mit seiner Wahrheitsliebe groß thun. . . . Von der Wissenschaft versteh ich nichts. Aber das Leben, liebes Kind, ist keine Wissenschaft, das Leben ist eine Kunst, und eine höllisch schwere, und in der Kunst hat mans neben der Wahrheit doch auch ein ganz klein wenig mit der Schönheit zu thun. Ist das nun schön, wie Sie sich hier aufgeführt haben? Freilich auch in der Kunst soll die Schönheit ja abgeschafft werden. Ich war da neulich in der Ausstellung, da zeigte man mir ein Bild (Uhde!), auf dem saß eine häßlich schmutzige Frauensperson neben einem alten Mann, der wie ein Hausknecht aussah und sie hatten ein Wickelkind in ein paar karrierte Lappen gewickelt zwischen sich. Ich fand das häßlich; aber da kam ich schön an. Das sei ein Meisterwerk, hieß es, und stelle die Geburt Christi dar, nicht mehr wie sonst, daß man sich dran erbauen könne, sondern ganz wahr. Nun, ich bin eine altmodische Person und dachte: wenn ihnen das Freude macht, mir kanns gleich sein. Wie ich aber nach Hause kam und die sixtinische Madonna über meinem Sopha wiedersah, da sagte ich ganz vergnügt zu ihr: Du bist doch die Wahre und wirst es bleiben, so lange die Welt steht." Höher als die vielgerühmte Wahrhaftigkeit, die die Menschen kreuzunglücklich macht, steht ihr die Liebe: „Ich meine natürlich nicht die sogenannte Verliebtheit, sondern was der Sohn der sixtinischen Madonna meinte, als er sagte: Kindlein, liebet euch untereinander. Er hat auch große Stücke auf die Wahrheit gehalten und sich selbst darum kreuzigen lassen, aber die Liebe ging ihm noch drüber." Der Wahrheitsfanatiker nennt das den besten Weg zur Jesuitenmoral und zu allem schlimmen Betrug, die Großmutter antwortet: „Wird eine gute Sache, wofür ich mit Ihrer Erlaubnis auch die Notlüge halte, darum schlecht, weil man sie auch mißbrauchen kann? Und müssen nicht auch die besten Sachen richtig gebraucht werden, wenn sie nicht manchmal Schaden stiften sollen? Sehen Sie, die Wahrheit ist so was Vortreffliches, wie ein starker Wein; Kindern aber und etwas hitzigen Personen, wie meine teure Schwiegertochter, steigt er zu Kopf. Darum muß man ihnen etwas Wasser hineinthun." Der Fanatiker sieht ein, daß er ein großer Esel war. Großmutter: „Die Wahrheit kann ich Ihnen leider nicht bestreiten." (Aktschluß.) Als zuletzt die versöhnte und bekehrte Frau von ihrem Gatten, der sie bisher verzärtelt hat, immer schonungslose Wahrheit verlangt, sobald ihm etwas an ihr mißfalle, da fällt ihr die Großmutter ins Wort: „Immer? Und schonungslos? Wollt ihr am Ende auch noch Wahrheitsfanatiker werden? Nein, Kinder, alles hat seine Zeit, auch die Wahrheit! Nur Liebe

und Güte, die sind immer zeitgemäß"... Auch das Zeitgemäße bei der Wahrheit wird im Laufe des Stückes betont. Als der Maler Werner sich seiner Tochter zu erkennen geben will: „Sie muß endlich die Wahrheit wissen, es koste was es wolle!" — da sucht ihn die Großmutter vergebens zurückzuhalten: „Nein, die Wahrheit soll Ihre Tochter nicht durch ein kaltes, Stück Papier erfahren, auf dem ihr ein herzzerreißender Roman erzählt wird. Wenn es Zeit ist, daß sie ihn erfährt, werd ich ihrs erzählen, so wie es für sie am schonendsten ist." Ueber die Rechte der Seele aber sucht Bernd seine Schwägerin aufzuklären, die dem Wahrheitsfanatiker ihre Liebe zum Schwager eingestehen zu müssen geglaubt hat: „Niemand hat ein Recht mir meine innersten Gedanken abzufragen. Wenn ein Räuber in mein Zimmer tritt und mit vorgehaltener Pistole mir das Geständnis abdringen will, wo ich mein Geld aufbewahre, bin ich da verpflichtet ihm die Wahrheit zu sagen? Darf ich ihn nicht auf eine falsche Fährte schicken? Und wo sichs um ein Geheimnis handelt, an dem mir mehr liegt, als an Geld und Gut, da wäre in der Notwehr eine Lüge nicht gestattet? Daß Du den Mut dazu nicht erschwingen konntest, das haben wir nun zu büßen, da wir uns so übereilt trennen müssen."

1892 (?). Hermann Fabers vieraktiges Drama: „Goldene Lüge" (Universalbibliothek 3126).

1893. G. Ebers: Geschichte meines Lebens S. 23 ff.

1895. Giacosa: Rechte der Seele. Mir nur durch die Aufführung bekannt.

Die folgenden Dramen kenne ich nur aus Referaten und Zeitungsartikeln, die nicht immer deutlich erkennen lassen, ob es sich um Verismus oder um Veritismus handelt: Wildenbruch: Heiliges Lachen; Paul Lindau: Der Schatten und die Sonne; Lubliner: Im Spiegel; Jaffé: Bild des Signorelli; Daudet: Die Lügnerin.

Die Dichtungsarten.[1]

Von Hubert Roetteken in Würzburg.

Wenn man etwa die Poetik von Carriere aufschlägt, so findet man, daß das Kapitel von den Dichtungsarten einen unverhältnismäßig großen Raum einnimmt. Carriere stellt zunächst im Anfange seines Buches eine Reihe von Betrachtungen an, die geeignet sind, das Wesen der Poesie, ihre Vorbedingungen und ihre Stellung in unserem Leben ins Licht zu setzen, dann behandelt er noch die poetischen Darstellungsmitel und den Unterschied zwischen Volks- und Kunst-Poesie, und den ganzen übrigen Inhalt seiner Poetik teilt er auf in die drei großen Abschnitte von der Lyrik, der epischen Poesie und dem Drama. Sieht man näher zu, so erkennt man sofort, daß diese Aufteilung nicht ohne Zwang abgeht: das Tragische und Komische wird z. B. unter Drama behandelt, während es doch auch tragische und komische Epik und Lyrik gibt. Wir werden besser thun, diese Stimmungen, die in allen Dichtungsarten vorkommen, lieber in einem besonderen Kapitel zu behandeln. Indem wir es ausscheiden, trennen wir gewissermaßen durch einen Querschnitt ein Stück von den drei Kapiteln Epos, Lyrik, Drama, ab. Die Aesthetik hat das längst so gemacht: sie behandelt das Tragische, Komische u. s. w., bevor sie in die Kunstlehre eintritt. Auch Scherer löst die Klassen der Wirkungen von den Dichtungsarten ab. Und er thut noch mehr: er teilt überhaupt sein Material durch Querschnitte ein. Die drei Kapitel: Stoff, innere Form, äußere Form, behandeln drei durch solche Querschnitte gefundene Schichten der Dichtung, und auch innerhalb der drei Kapitel gibt Scherer noch Querschnitte. Ich weiche nun von Scherer sehr vielfach ab, aber das Einteilungsprinzip nach Querschnitten scheint

[1] Nachstehende Erörterungen wurden der Germanistischen Sektion der Kölner Philologenversammlung vorgetragen. Sie erscheinen hier in etwas erweiterter Fassung. Den Charakter der vorläufigen Mitteilung haben sie freilich durch diese Erweiterungen nicht verloren und manches ist mit etwas einfacheren Konturen gezeichnet, als sonst angängig wäre.

mir richtig. Führt man es konsequent durch, so bleibt für die drei großen Kapitel, Lyrik, Epos, Drama, kein Raum, sondern wenn man die drei Dichtungsarten beibehalten will, so wäre bei jeder Schicht zu fragen, wie sie sich in der Lyrik, dem Epos und dem Drama gestalten müßte. Die Dichtungsarten selbst dürften dann nur durch die Verschiedenheiten einer Schicht geschieden werden, oder auch etwa so — vgl. unten —, daß eine Schicht eine Zweiteilung gäbe, während durch eine andere eine der beiden so gebildeten Gattungen wieder in zwei zerlegt würde. Ich halte es aber für praktischer, auf die traditionelle Einteilung ganz zu verzichten. Ich werde die Gründe, die mich dazu bewegen, am Schlusse dieses Aufsatzes erörtern; vorläufig sei es mir nun gestattet, den allgemeinen Gang einer Poetik, so wie ich sie mir denke, hier kurz zu skizzieren.

Ich gebe zunächst einen psychologischen Unterbau. Ich gehe aus von der Sprache und untersuche, welche Vorgänge die Sprache in der Seele des Hörers oder Lesers anregen kann, wie und unter welchen Bedingungen sie ein inneres Bild gibt und direkt durch den Klang oder indirekt durch das Bild das Gefühl erregt. Begriffe, wie ästhetische Anschauung, Illusion, Substitution, kommen hier zur Erörterung. Dann suche ich eine Definition aufzustellen, und im Anschluß an das Kapitel, das die Definition bringt, kommen einige allgemeinere Fragen zur Behandlung, Verhältnis der Poesie zur Moral und anderes. Dann muß ausführlich eingegangen werden auf die Grundlagen des Schaffens und die Motive zum Schaffen. Als letztere entpuppen sich, soweit sie nicht äußerer Natur sind, wie Bestellung durch Mäcene, Wunsch nach Gelderwerb und ähnliches, immer Gefühle, Stimmungen, die entweder im Dichter schon vorhanden waren und nach einem Stoffe suchen, oder durch irgend eine Seite eines entgegentretenden Stoffes oder Keimes zu einem Stoffe geweckt werden. Die Gefühle können sich an die verschiedensten Seiten des Stoffes anschließen oder von ihnen erregt werden: ein ethisches oder psychologisches Problem kann locken, der Gefühlsgehalt einer Reflexion, einer Anschauung, einer Situation kann reizen, ja selbst die Möglichkeit den Stoff in schönen, wohlklingenden Versen zu behandeln, falls die Seele des Dichters sich danach sehnt, in solchen Rhythmen zu schwelgen. Je nach der Seite, von der das Gefühl ausgeht, und je nach der Art des Gefühls rückt der Stoff in eine andere Beleuchtung und erfährt vielleicht auch materiell Veränderungen; eine Ehebruchsgeschichte sieht anders aus, je nachdem der Dichter sie mit tragischer oder satirischer Stimmung betrachtet hat, und wieder, je nachdem die eine oder die andere der beteiligten Personen ihm diese Stimmung erregt hat. Es ist aber natürlich nicht nötig, daß der Stoff den Dichter eben nur mit einer Seite packt; ein Stoff, der ihm zunächst

etwa um des ethischen Problems willen interessant war, wird später auch durch die Situation der handelnden sein Gefühl bewegen u. s. w. Oft werden gleich von vorneherein mehrere Seiten des Stoffes fesseln. Die Wahl des vorhandenen oder zu erdichtenden Stoffes, soweit sie nicht wieder bedingt ist durch äußere Einflüsse oder durch theoretische Erwägungen, hängt davon ab, ob eine oder mehrere Seiten oder Momente des Stoffes dem Gefühle des Dichters willkommen sind.

Jeder Stoff ist ein Stückchen Welt, jede Dichtung, die der Dichter schafft, stellt sich dar als ein Teil seines Weltbildes. In dieses Weltbild muß jeder Stoff eingeordnet werden. Das Weltbild des Dichters ist zu untersuchen, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß man es mit einem Dichter zu thun hat; man darf kein geschlossenes System verlangen. In Bezug auf manche Dinge mag das Weltbild in den einzelnen Werken verschieden ausfallen, indem der Dichter sich denselben Vorgang einmal von dieser, einmal von jener Seite betrachtet, ohne zu einem bestimmten Resultate zu kommen, vielleicht auch in verschiedenen Stimmungen die Welt anders ansieht; möglicherweise hat der Dichter auch einmal das Bedürfnis ein Weltbild hinzustellen, an das er selbst nicht glaubt. Alles das ist bei praktischer Arbeit zu berücksichtigen; die Theorie, die Poetik hat die verschiedenen Möglichkeiten aufzuzählen und ihre Vorteile und Nachteile für die poetische Wirkung zu untersuchen. So also die Verschiedenheiten der psychologischen Auffassung, auf die Wetz in seinem Shakespeare so nachdrücklich hinwies; die Ansichten über das Verhältnis des einzelnen zum Milieu, wie weit der einzelne handelt, ein Ausgangspunkt von Wirkungen ist, wie weit er nur mitgerissen wird vom Strome des Geschehens oder gar nur bloßer Spielball des Zufalls ist; und so manches andere, Vererbung, Hypnotismus u. s. w. — Dinge, die in unserer modernsten Poesie anfangen, eine große Rolle zu spielen. Dann die Verschiedenheit der metaphysisch-religiösen Weltanschauung: namentlich wie weit der Dichter Lohn und Strafe nach Verdienst verteilt, eventuell durch welche Mittel er Lohn und Strafe herbeiführt; wie weit wir derartiges verlangen und wie weit wir es ertragen.

Dieses Kapitel bringt also schon manches, was sonst bei den Dichtungsarten besprochen wird. Der ganze Unterschied zwischen dem epischen und dem dramatischen Helden und ihres Verhältnisses zur Welt wird hier erörtert. Es sei gestattet daran zu erinnern, wie sehr auch in diesem Punkte die Dichtungsarten durcheinandergehen: die Anschauung, daß der einzelne verschwindet im großen Strom des Lebens, pflegt man für das Epos in Anspruch zu nehmen, und doch wird sie kaum jemals so eindrucksvoll ausgesprochen, wie in Grabbes Heinrich VI., Akt V., Scene 2.

Es folgt ein Kapitel, das Urteil des Dichters. Daß der Dichter etwa nur Lumpen darstellt, gehört zu dem Weltbilde, das er gibt; daß er sie auch als Lumpen ohne Beschönigung erkennen läßt, ist sein Urteil. Ob unser Urteil hier mit dem des Dichters übereinstimmt, ist bekanntlich sehr wichtig für die Wirkung. Neben dem ethischen Urteil des Dichters kann man vielleicht hier auch berücksichtigen sein Urteil über Wahrheit oder Nicht-Wahrheit des gegebenen Weltbildes: schildert er nur eben ehrlich den Eindruck, den die Dinge ihm machen oder weicht er mit Bewußtsein von der Wahrheit ab? Im ersteren Falle kommt es darauf an, ob das Publikum bereit ist, ihm zu folgen, oder nicht;[1]) im letzteren ist es ein wichtiger Unterschied, ob der Dichter die Miene festhält, an sein Weltbild zu glauben, wodurch für sein Publikum wieder die eben angegebene Frage entsteht, oder ob er sich in die Karten sehen läßt und nur coram publico mit den Vorstellungen spielt. Die Behandlungen des Märchens können für die Verfahrungsweisen der Dichter als Beispiele dienen; für das verschiedene Verhalten des Publikums sind sie weniger instruktiv, weil wir im Märchen uns ohne weiteres eine Reihe an sich unglaublicher Dinge gefallen lassen ohne mit dem Dichter zu rechten, auch wenn er die Miene macht, sie uns als wahr aufreden zu wollen.

Dann ein Kapitel von den Stimmungen: die Stimmungen, deren Erreger wir schön, erhaben, anmutig nennen, tragische, elegische, idyllische ironische, satyrische Stimmung u. s. w.

Im folgenden Kapitel werden nun Unterschiede entwickelt, welche gewisse Beziehungen haben zu der üblichen Einteilung in Dichtungsarten; es wird daher hier nützlich sein, zurückzugehen auf die interessanten Erörterungen von Werner[2]) und Valentin,[3]) welche in neuerer Zeit über die Einteilung in Dichtungsarten gehandelt haben. Werner unterscheidet streng eine Einteilung nach dem Wesen und eine Einteilung nach der Form. Dem Wesen nach gibt es zwei Gattungen, die lyrische und eine zweite, für die wir einen zusammenfassenden Namen nicht haben; diese zweite Gattung wird dann durch die Einteilung nach der Form in Epos und Drama geschieden. Daß das Drama nach der Form ausgesondert wird, kann ich vollkommen unterschreiben; aber Werners spezielle Auseinandersetzungen über die Abgrenzung der Lyrik von der anderen Gattung haben mich nicht überzeugt. Er meint, der Lyriker spreche nur sein Gefühl aus, dem Epiker und Dramatiker komme es darauf an, den

[1]) Insofern dieses die Illusion als eine Vorbedingung der Wirkung beeinflußt, muß es in den ersten Kapiteln erörtert werden; aber wir ärgern uns unter Umständen auch direkt, wenn der Dichter uns etwas als Thatsache hinstellt, wovon wir überzeugt sind, daß es keine Thatsache ist, und dieses gehört hierher.

[2]) Lyrik und Lyriker S. 1. ff.

[3]) Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte Neue Folge 5, 35 ff.

Charakter und die Situation fremder Menschen darzulegen. Ich habe nun schon oben die Ansicht festgehalten, daß jede Dichtung, soweit nicht äußere Anlässe sie hervorrufen, geboren wird aus einer Stimmung oder aus Stimmungen des Dichters. Sein Gefühl ist irgendwie erregt und treibt Vorstellungen hervor oder malt sie aus, die der besonderen Art der Erregung entsprechen. Solche Vorstellungen können verschiedener Art sein, unter anderen auch solche, die sich auf Charakter und Situation fremder Menschen beziehen. Nun kann freilich das herrschende Gefühl auch einmal das Interesse an der Lösung eines Problemes, am Zusammenhang von Erreignissen, an der allseitigen Ausgestaltung eines Charakters sein. Aber die ausschließliche Herrschaft dieses Interesses wird eine ganz seltene Ausnahme bilden, fast immer wird dem Dichter auch die spezielle, tragische, komische ꝛc. Wirkung der Erzählung, des Dramas wichtig sein und sehr häufig wird sie den Anlaß zum Schaffen abgeben. Nur in dem eben angeführten Ausnahmefall sind dem Dichter die fremden Charaktere und Situationen, wie sie sich ausgestalten, entwickeln und klären, an sich die maßgebenden Objekte des Interesses, in den anderen weit häufigeren Fällen sind sie ihm hauptsächlich oder ausschließlich deshalb interessant, weil sie seiner sonstigen Stimmung entsprechen, und diese Stimmung in einem Kunstwerk festzuhalten, darauf kommt es ihm an, ebenso wie dem Lyriker. — Auch der Unterschied Werners scheint mir hinfällig, daß die Lyrik eine einsame Gattung sei, das Epos und das Drama aber gesellige. Auch für den Epiker und Damatiker ist es ein Bedürfnis, diese bestimmte Vorstellungsreihe zu gestalten und seine Dichtungen leben nicht erst in anderen, sondern vor allen Dingen in ihm. Gibt er sie nun heraus, so ist dies ein neuer Vorgang, der mit der Schöpfung unmittelbar nichts zu thun zu haben braucht, und der ebenso beim Lyriker eintritt, wenn dieser dem Publikum einen Band Gedichte vorlegt. Der Dichter kann natürlich auch schon während der Produktion auf das Publikum berechnen, aber das kann der Lyriker ebensogut wie der Epiker. Eine besondere Stellung nehmen Lieder an Personen ein, z. B. das Liebeslocklied. Das scheint seinem Wesen nach auf ein Publikum berechnet zu sein, aber auch hier mag oft genug während der Produktion jeder Gedanke an ein Wirken auf andere fehlen und es dem Dichter volle Befriedigung gewähren, eben nur in den sehnsüchtig lockenden Tönen zu schwelgen.

Auch Valentin unterscheidet von dem Begriff der poetischen Gattung den der poetischen Form und das Drama ist auch ihm nur eine Form. Er kommt nun nicht wie Werner auf zwei Gattungen, sondern auf drei: die epische, die lyrische und die reflektierende. Nachdrücklich warnt er dabei vor der Gefahr, die bei allen solchen Gruppierungen nahe liege, daß nämlich bei dem Einordnen leicht die Eigenart der einzelnen Schöpfung

zurückgedrängt und daher oft übersehen werde, so daß sie leicht zu Schaden kommt. Das ist mir aus der Seele gesprochen und ich werde nachher auf diesen Gedanken zurückkommen.

Valentin bildet seine Gattungen, je nachdem das epische, lyrische oder reflektierende Element in einer Dichtung vorwiegt: vorhanden seien in einer Dichtung stets alle drei Elemente, nur das Mischungsverhältnis sei verschieden. Das lyrische Element ist die Stimmung, welche die Dichtung schafft und wieder von ihr geschaffen wird; das epische die Vorstellungen, welche uns durch die Sprache überliefert werden, soweit sie sich auf die Außenwelt beziehen. Ob nun wirklich in jeder Dichtung auch epische und reflektierende Elemente vorkommen müssen, ist mir zweifelhaft, namentlich, was die Reflexion anlangt, deren Begriff Valentin sehr weit faßt; doch will ich diese Frage hier nicht diskutieren, da die Diskussion uns für unseren Zweck keinen Nutzen brächte. Ich muß nun direkt einige Zeilen aus Valentin abschreiben, S. 45: „Den Vorgang nun, bei welchem Vorstellungen mitgeteilt werden, damit die aus ihnen sich ergebenden Empfindungen gewonnen werden sollen, als ob die den Vorstellungen zu Grunde liegenden Thatsachen wirklich vorhanden wären und auf ein empfindendes Einzelwesen Empfindung erweckend wirkten, nennen wir episch; jenen dagegen, bei welchem die zu erweckende Empfindung nicht Thatsachen unmittelbar entspringt, sondern bereits in einem Einzelwesen zu eigenartiger Gestaltung gekommen ist und nun von diesem in der durch seine Auffassung bestimmten Weise einem anderen übermittelt werden soll, was innerhalb der Anwendung der Sprache nur mit Hülfe von Vorstellungen geschehen kann, wie sie die Sprache verwendet, nennen wir lyrisch; den Vorgang schließlich, bei welchem ein durch Nachdenken gewonnenes Schließen und Abwägen sich vollzieht, bezeichnen wir als reflektierend." Hier wäre nun die reflektierende Gattung leicht zu erkennen; den Unterschied zwischen der epischen und lyrischen aber legt Valentin in die Entstehung, nicht in eine bestimmte Eigentümlichkeit des Gedichtes. Der fertigen Dichtung wird man es oft genug nicht ansehen können, ob sie dem ersten oder dem zweiten der eben angeführten Vorgänge entspricht. Es kann doch ein Dichter eine ganz bestimmte eigenartig gestaltete Stimmung[1]) in sich hegen und sich nun einen Stoff so erfinden und ausgestalten, daß er seiner Stimmung genau entspricht; das wäre Valentins Vorgang II, während das Resultat genau so aussehen könnte, als ob es aus Vorgang I stammte. Wir suchen hier aber doch Gesichtspunkte, die wir

[1]) Ich würde vorschlagen, das Wort Empfindung auch in der ästhetischen Literatur nur in dem Sinne zu gebrauchen, wie die Psychologie es heute ganz allgemein thut.

zur Charakteristik der fertigen Dichtung verwerten können. Ich meine nun, man kommt zu einem brauchbaren Ergebnis, wenn man seine Aufmerksamkeit richtet auf den Zusammenhang, in dem die einzelnen Vorstellungen der Dichtung untereinander stehen und von diesem Gesichtspunkte aus skizziere ich mein folgendes Kapitel.

Jede Dichtung besteht, soweit es sich nicht um die primitive Form der Interjektion handelt, aus einer Reihe von durch die Sprache mir gegebenen Vorstellungen. Diese Vorstellungen sind, wenn ich vom Lesen hier ganz absehe, zunächst akustischer Art und wirken auf mein Gefühl durch Wohl- oder Uebelklang. Es sind ferner Gefühle an sie associiert, bei den Interjektionen ursprünglich, bei den anderen Worten durch die Vermittlung der Bedeutungsvorstellungen. Der Haupthebel für die Wirkung der Poesie sind aber doch die Bedeutungsvorstellungen selbst. Eine einzelne isolierte Bedeutungsvorstellung eines Wortes wird in menschlicher Rede nie zum Ausdruck gebracht. Auch ein Ausruf, wie etwa „Sonne" bedeutet eine ganze Anschauung, daß die Sonne scheint; grammatisch ausgedrückt, einen Satz. Solche Anschauungen oder Gedanken, ferner die Interjektionen, sind die Urzellen, aus denen jede Dichtung zusammengesetzt ist, oder doch wenigstens fast jede. Es kann allerdings auch eine einzelne Anschauung oder ein einzelner Gedanke genügen, um eine kleine Dichtung zu ergeben, namentlich wenn durch die Satzform ein interjektionelles Moment hinzutritt; meist aber werden doch mehrere Urzellen zu einem Ganzen zusammengefaßt und unser Kapitel hat die verschiedenen Arten dieser Zusammensetzung zu untersuchen.

Die Urzellen können nun zunächst in einem Zusammenhang stehen wie die äußere Association nach räumlich-zeitlichem Beieinandersein ihn bedingt. Unterarten wären Beschreibung und Wiedergabe von Ereignissen oder Handlungen. Die Beschreibung spielt bekanntlich aus anderen Gründen in der Poesie nur eine geringe Rolle und kommt rein nur in kurzen Gedichten in Betracht, die man dann meistens zur Lyrik rechnet; sie stehen aber genau parallel zu der kurzen Erzählung, der Romanze. Für die rein in der Form der räumlich-zeitlichen Association sich abspielende Erzählung gibt Jakobowski in einem interessanten Aufsatze der Aula[1]) Beispiele. Eines ist aus dem Werke Karls v. d. Steinen über Brasilien entnommen: Ein Eingeborener wird gefragt, wie weit es nach dem nächsten Dorfe sei; als Antwort erzählt er eine Reise dahin mit allem zufälligen Detail. Die Vorstellungen ziehen vorüber, genau so, wie sie bei dem Erlebnis am Faden der Association aufgereiht waren. Hier handelt es sich um ein wirkliches Erlebnis; ganz ähnlich aber liegt

[1]) Aula 27. Juli 1895.

die Sache, wenn die erzählten Ereignisse aus einem Erlebnisse oder fremden Berichte freier gestaltet oder auch ganz erdichtet sind. Auch hier können sich die Vorstellungen lediglich nach räumlich-zeitlichem Zusammenhang an einander reihen, möglichst ohne Lücken; es entsteht dann das, was man epische Stetigkeit nennt. Die Association kann auch allerlei Seitensprünge machen: wenn bei Homer irgend ein Krieger auftaucht im Getümmel, wird er sofort zum Ausgangspunkt einer Reihe von Vorstellungen, die sich etwa auf sein Vorleben u. s. w. beziehen. Derartige Vorstellungsreihen können sich ausdehnen zu langen Episoden. In Tiecks Genovefa werden außer den Ereignissen zwischen Golo und Genovefa nicht nur die Erlebnisse des abwesenden Pfalzgrafen im Kriege gegen die Heiden berichtet, sondern auch an diese Heiden selbst knüpft sich das Spiel der Phantasie und wir erfahren allerlei auch aus ihrem Lager. Da die Association ja niemals abbricht sondern immer wieder nach neuen Gebieten ihre Fäden hinüberspinnt, so werden immer mehr und mehr Ereignisse in die Dichtung hereingezogen, und es entsteht das, was Spielhagen genannt hat die Tendenz der epischen Phantasie ihren Horizont auszudehnen und ein Weltbild zu geben.

Freilich, so ganz frei darf die Association nicht walten. Es soll ja eine Dichtung entstehen und somit muß die ganze Vorstellungsreihe auch den allgemeinen Anforderungen genügen, welche wir an eine Dichtung zu stellen haben. Es muß also als Bedingung für die Gefühlswirkung die Wahrscheinlichkeit gewahrt werden, soweit das eben in der Poesie überhaupt nötig ist: die komische Wirkung bedarf keiner solchen Wahrscheinlichkeit wie die tragische und das Lügenmärchen verzichtet ausdrücklich auf sie. Es darf ferner die Association nicht gar zu eilig vom einen zum andern springen, sondern wenigstens für kurze Zeit muß die Darstellung einen etwas stringenteren Zusammenhang haben und irgend ein Ereignis wiedergeben oder bei einer bestimmten Person bleiben. Das Nähere muß in dem Kapitel von der Komposition auseinandergesetzt werden, die allgemeine Forderung ist schon hier auszusprechen. Auch ihre Erfüllung ist eine Vorbedingung für die Wirkung. Mein Gefühl wird nicht in Bewegung gesetzt, wenn ich mich nicht in den einzelnen Vorgang einigermaßen hineinleben kann. Drittens muß das, was mir unter Erfüllung der beiden genannten Bedingungen geboten wird, nicht an sich zu langweilig sein — eine Anforderung, die wohl keiner Erörterung bedarf.

Diese Bedingungen bezeichnen das Minimum von Beschränkung, das dem Spiel der Association auferlegt werden muß. Was ihnen eben genügt wäre ein ganz extremer Typus. Der Zusammenhang kann nun allmählig ein festerer werden, indem etwa größere Partien oder schließlich die ganze Dichtung sich um einen Helden oder um ein Ereignis gruppieren

und die Seitensprünge mehr und mehr aufhören; ferner auch dadurch, daß sich zwischen den einzelnen Bestandteilen innere Beziehungen einfinden. Eine solche innere Beziehung stellt sich sehr leicht ein, die Aehnlichkeit, wie sie in der Form des Vergleichs hervorgehoben wird; weniger verbreitet sind Kontrastscenen. Die wichtigste Form dieser inneren Beziehungen entsteht aber, wenn der Dichter darauf aus ist, bei der Wiedergabe der Ereignisse die Vorstellungen nach den Kategorien von Ursache und Wirkung zu gruppieren. Ein extremer Typus nach dieser Richtung hin ist es, wenn von vorne herein ein bestimmter Endpunkt der Ereignisse den Zusammenhang in der Weise beherrscht, daß nur direkte oder indirekte Ursachen für dieses Endresultat aufgenommen werden.

In allen diesen Fällen ist der Zusammenhang ein objektiver, er wird bedingt durch das Verhältnis der Vorstellungen zu einander, wie es mir durch die Erfahrung geläufig geworden ist. Freilich sind bei dem Gewinnen dieser Erfahrungen subjektive Elemente thätig; namentlich bei dem Zusammengruppieren nach Ursache und Wirkung spielt mein Denken bereits eine bedeutende Rolle. Diese kann nun noch wichtiger werden, so daß die thatsächliche Reihenfolge der Vorstellungen ganz zurücktritt und diese nur noch nach ihren begrifflichen Beziehungen zusammengeordnet werden: hier haben wir dann das reflektierende Gedicht. Es hat Verwandschaft mit den vorher angegebenen Arten des Zusammenhanges insofern, als doch auch hier ein objektiver Zusammenhang vorhanden ist. Allerdings wird dieser durch die subjektive Thätigkeit meines Denkens hergestellt; die Vorstellungen werden aber doch keineswegs willkürlich zusammengeworfen, sondern verbunden nach den begrifflichen Merkmalen, die ich bei ihnen finde.

Zwischen dem reflektierenden und den früher charakterisierten Zusammenhängen gibt es wieder allerlei Beziehungen. Die Reflexion kann Beispiele heranziehen, die nun in der Form der Schilderung oder Erzählung den reflektierenden Zusammenhang durchbrechen; sie kann sich mit einem der früheren Zusammenhänge so verbinden, daß die ganze Dichtung von Reflexion durchsetzt ist; sie kann auch plötzlich in eine Erzählung hineinbrechen. In diesem Falle ist sie oft ein Zeichen dafür, daß die Stimmung des Dichters durch eine erzählte Thatsache zu stark erregt ist, um ein sofortiges Weiterschreiten der Erzählung zu dulden, daß der Dichter das Bedürfniß hat, diese Stimmung noch einige Momente zu bewahren, sie recht voll auszukosten und zu diesem Zwecke noch andere Stützen und Gerüste, wenn ich so sagen darf, für sie zu suchen, als die bloße Erzählung sie bietet.

Wir kommen damit überhaupt zu den Fällen, wo in die Dichtung Vorstellungen hineinkommen, deren Vorhandensein nicht mehr bedingt ist durch ihre Beziehungen zu den anderen, sondern die direkt

herausgeworfen werden von der Stimmung des Dichters. Hier ist indessen eine genaue Unterscheidung nötig. Ich habe die Arten des Zusammenhanges bisher gewissermaßen von außen beschrieben. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß auch die genannten schon unterstützt werden durch gewisse Gefühle. Ich habe schon oben erwähnt, daß wir Freude haben an der Anschauung eines Zusammenhanges der Ereignisse: diese Freude ist es, die ihre Rechnung findet, wenn wir die Vorstellungen nach Ursache und Wirkung gruppieren. Aehnlich ist es, wo wir die Vorstellungen nur nach einem begrifflichen Zusammenhange ordnen. Und auch bei dem Zusammenhange nach äußerer Association spielt ein solches unterstützendes und regulierendes Gefühl mit: die lückenlose Entfaltung einer Vorstellungsreihe gibt an sich eine gewisse Lust, während, was übrigens deutlicher ist, das plötzliche Abbrechen einer solchen Reihe von Unlust begleitet wird. Ich habe schon oben gesagt, es wird äußerst selten vorkommen, daß der Dichter lediglich um dieser Arten von Lust willen überhaupt einen größeren Zusammenhang von Vorstellungen erfindet; vielmehr ist ihm ein solcher Zusammenhang das unentbehrliche Mittel, tragische, komische 2c. Stimmung in sich zu intensiver Entfaltung zu bringen. Immerhin, eines der eben genannten Gefühle wird durch die bisher charakterisierten Zusammenhänge selbst ohne weiteres befriedigt, während alle anderen Stimmungen unter und in dem bestimmten Zusammenhange ihre Entfaltung finden müssen. Dabei kann nun ein gewisser Gegensatz eintreten zwischen den momentanen Ansprüchen dieser anderen Stimmungen und der Tendenz des Zusammenhanges, und in solchen Fällen können diese Stimmungen diese Tendenz unwirksam machen und auf den Zusammenhang Einfluß gewinnen. Ich sagte oben, es müßten die Vorstellungen, die die Association bringt, nicht an sich langweilig sein; stellen wir uns auf den Standpunkt des Dichters, so wird diese Forderung meist von selbst erfüllt werden, da er Vorstellungen, die ihm langweilig sind, wenigstens, wenn sie nicht in sehr festen Associationen stehen, ohne weiteres fallen lassen wird. Je weniger vielseitig der Dichter für die verschiedenen Stimmungen disponiert ist, um so mehr wird das Spiel der Association eingeengt auf die Vorstellungen mit einem Gefühlsgehalt bestimmter Art, und Fäden, die nach anderer Seite führen, werden nicht verfolgt.

Weniger leicht wird die Stimmung in der eben angegebenen Weise einwirken, wenn der Dichter die Vorstellungen nach Ursache und Wirkung gruppiert. Hier ist der Zusammenhang in sich fester, das Interesse daran zu sehen, wie ein Ereignis aus dem anderen folgt, kann sehr stark sein und dazu kommt, daß manche Stimmungen der deutlichen Anschauung eines fest gefügten Kausalzusammenhanges bedürfen um zu voller Entfaltung zu gelangen. Beides wirkt als Antrieb, auch die an sich weniger

interessanten, aber für das Verständnis der Entwicklung wichtigen Partien nicht einfach zu übergehen und leicht gibt sich der Dichter in solchen Fällen Mühe der unbequemen Scenen mit Gewalt Herr zu werden und sie interessant zu machen. Wenn es allerdings allzuviele sind, können sie ihm den ganzen Stoff verleiden. — Ausgeschlossen ist es übrigens keineswegs, daß die Unlust des Dichters an einer Scene über die genannten Antriebe, die dann bei ihm eben verhältnißmäßig schwächer wirken, den Sieg davonträgt, sodaß er die Scene ungeschrieben läßt und sich damit begnügt, ihren Inhalt gelegentlich anzudeuten.

Beispiele für alle diese Einflüsse der Stimmung auf den Zusammenhang finden sich zur Genüge in der romantischen Poesie.

Der geschilderte Einfluß der Stimmung kann natürlich so erfolgen, daß äußerlich betrachtet immer noch ein rein objektiver Zusammenhang vorhanden ist. Deutlich auf den ersten Blick verrät sich das direkte Eingreifen der Stimmung erst, wenn sie zu Ausdrucksmitteln greift, welche sich in den Zusammenhang nicht fügen, wenn sie diesen durchbricht mit Reflexionen, wie oben angegeben, mit Interjektionen, Urteilen, Segenswünschen oder Flüchen u. s. w. Am deutlichsten erkennbar ist derartiges in der Erzählung, aber auch beim Drama kommt ähnliches vor: man findet da bisweilen Reden, die nicht zu verstehen sind aus der Gemütslage des Redenden sondern die direkt zurückgehen auf die Stimmung, die den Dichter bei der Betrachtung der Ereignisse ergreift.

Wir haben also zwei Ausgangspunkte: erstens der erörterte Einfluß der Stimmung, zweitens die deutliche Angabe der Stimmung. Von diesen beiden Ausgangspunkten führen zwei Reihen, die sich auch mischen können, zu zwei Extremen. Das erste Extrem ist eine wilde Durcheinanderwürfelung des Bildmaterials nach dem bloßen Stimmungsgehalte, wobei das Verständniß schließlich schwer oder unmöglich wird; das andere Extrem ist die isolierte, vollkommen begriffliche Beschreibung der Stimmung, bei der die ästhetische Wirkung schließlich aufhört.

Nachdem nun alle diese Grenzfälle aufgestellt sind, wäre zurückzugehen auf die früheren Kapitel und zu fragen, ob vielleicht eine bestimmte Art von Stoffen, eine bestimmte Form des Weltbildes, diese oder jene Stimmungen sich ganz besonders gut für einen nach dem einen oder dem anderen unserer Grenzfälle hinneigenden Vorstellungszusammenhang eignen; eine Aufgabe, die ich hier nur andeuten kann.

Es folgt nun ein Kapitel: die Arten der Rede. Scherer gibt vier Einteilungsgründe, mit denen ich mich hier polemisch nicht auseinandersetzen will. Mir scheint das wichtigste zu sein, daß die Rede sein kann entweder Einzelrede oder Gespräch. Die Einzelrede kann das Gespräch in sich aufnehmen, es berichten. Beide Formen können mit-

einander wechseln, wie in Klingers Romanen; und das Gespräch kann weit überwiegen oder fast allein herrschen, im Drama. Die Einzelrede spielt hier ihre Rolle als Monolog, dann aber auch als Einzelrede des Dichters, der uns zum Mindesten die Namen der Sprechenden angibt, oft genug aber auch ausführliche Regiebemerkungen macht; im modernen Drama sind diese recht wichtig und in den Angaben über stummes Spiel u. s. w. steckt bisweilen eine große Wirkung. Man sieht auch bisweilen deutlich, daß der Dichter, diese Angaben nicht nur für die Aufführung macht, sondern daß sie ihm in der Form, wie er sie gibt, selbst als poetische Ausdrucksmittel dienen.

Beide Formen sind nun auf ihre Leistungsfähigkeit zu untersuchen. Das Gespräch ist seiner Natur nach stets Gegenwart; Rede und Gegenrede regen sich gegenseitig an und durch diese in dem Moment des Gespräches erfolgende gegenseitige Anregung wird der Fortgang des Gespräches bedingt. Völlig adäquat dieser Form ist nur ein Inhalt, der gleichfalls erst im und durch das Gespräch sich entwickelt, nicht aber unabhängig von ihm bereits feststeht. Ein solcher Inhalt ist das innere Leben des Redenden, wie es sich unter dem Einflusse der Worte des Mitunterredners gestaltet; die Darstellung solchen inneren Lebens ist die eigentliche Domäne des Gespräches. Unbequemer dagegen liegen ihm Materien, die ihre Existenz außerhalb des Gespräches und unabhängig von ihm für sich haben: gleichzeitig mit dem Gespräche verlaufende äußere Ereignisse oder Ereignisse der Vergangenheit oder Schilderung irgend welcher thatsächlichen Verhältnisse. Grabbe wird mit dem komplicierten Verlauf seiner Schlachten nur durch zahlreiche Regiebemerkungen fertig; über Ereignisse der Vergangenheit u. s. w. kann natürlich während des Gespräches jemand in einer Einzelrede berichten, aber darum handelt es sich ja nicht, sondern um die Frage, wie solche Dinge wirklich in lebendiger Wechselrede dargestellt werden können. Den Bericht an mehrere Personen zu verteilen ist natürlich leicht, aber damit ist es ja nicht gethan, sondern diese Verteilung muß natürlich motiviert werden. Das kann auf verschiedene Weise geschehen: die Unterredner sind so für die Sache interessiert, daß sie beide reden wollen und sich unterbrechen, oder der eine hat dieses, der andere jenes Moment genauer beobachtet, oder sie sind verschiedener Ansicht über den Verlauf, oder sie kennen jeder nur einzelnes und der ganze Zusammenhang wird erst während des Gespräches von ihnen kombiniert. Immer sind diese Kunstmittel mit Vorsicht anzuwenden, denn es liegt die Gefahr nahe, daß die Sache etwas gezwungen herauskommt und immer wird in allen diesen Fällen unsere Aufmerksamkeit abgelenkt, von den berichteten Thatsachen auf die Personen, die sie berichten, auf die Art, wie sie sich dabei benehmen und wie die Worte des anderen auf sie wirken.

Die Einzelrede ist fast von allen den angegebenen Beschränkungen frei, nur gegenwärtige äußere Ereignisse zu schildern liegt auch ihr unbequem. Augenblickliche innere Erlebnisse oder Entwicklungen des Redenden kann sie an sich so gut schildern wie der Dialog, nur fehlen ihr die fortwährenden Anstöße, wie sie beim Gespräch die Antworten des Mitunterredners darbieten. Ein Gespräch kann die Einzelrede, wie gesagt, berichten, doch wird uns eine erzählte Unterredung nicht leicht so eindrucksvoll, wie eine direkt in bloßer Dialogform uns vorgeführte.

Nach diesen Andeutungen sind nun wieder die in den früheren Kapiteln unterschiedenen Formen auf ihre Brauchbarkeit für Einzelrede und Gespräch zu untersuchen.

Das nächste Kapitel behandelt die Uebermittelung der Rede. Ich kann sie lesen, ich kann sie mir von einem einzelnen vortragen lassen, ich kann eine Aufführung anhören und, was in diesem Falle dazukommt, gleichzeitig ansehen, endlich kann noch Musikbegleitung dazu treten. Das Lesen hat dem Zuhören gegenüber den Nachteil, daß das Gesichtsfeld des Lesers durch die weißen Blätter des Buches ganz eingenommen ist und es daher seiner Phantasie schwerer fällt optische Bilder hervorzubringen als beim Hören, wo das Auge unbeschäftigt ist; daß das Klangmaterial der Sprache im allgemeinen nicht so zur Geltung kommt, wie beim Hören und daß ein gebildeter Vorleser mir durch seine Betonung manches leichter verständlich machen kann, als es beim Lesen möglich ist, ist selbstverständlich. Dagegen hat das Lesen den Vorteil, daß ich mir das Tempo selbst wählen kann, so daß ich gerade voll beschäftigt bin und mir weder etwas entgeht, noch ich Raum habe für zerstreuende Zwischengedanken. Die Aufführung bietet dem Genuß zu komplizierte Bedingungen, als daß sie hier erörtert werden könnten und auch über die Musikbegleitung will ich hier nichts weiter sagen. Daß auch hier wieder auf die früheren Kapitel zurückgegriffen wird, versteht sich von selbst.

Dann ein Kapitel von der Komposition, das die speziellen Gesetze über Exposition, Steigerung, Kontrastwirkung, Formen der Einheit u. s. w. angibt, natürlich wieder mit beständiger Berücksichtigung der in den früheren Kapiteln unterschiedenen Formen.

Ich kann hier in der Skizze einer Poetik abbrechen. Die großen Kapitel von den Dichtungsarten verschwinden also von selbst, sowie man die Einteilung nach Querschnitten konsequent durchführt. Daß sie aber verschwinden, ist nebenbei ein großer Vorteil. Immer behandelt jedes dieser Kapitel alle die verschiedenen Schichten, die wir eben auseinandergehalten haben und fordert für die betreffende Dichtungsart eine bestimmte Gestalt von jeder dieser Schichten; also beim Drama etwa eine bestimmte Art von Helden mit einem bestimmten Verhältnis zur Welt, einem bestimmten Bildzusammenhang, Form des Gespräches, Entgegenkommen

gegen die Anforderungen der Bühne u. s. w. Alle diese Forderungen erscheinen als untrennbar von einander und wachsen zu einem starren Schema zusammen, dem sich nun die einzelne Dichtung wohl oder übel fügen soll. Dieser Herrschaft des Schemas kommt die weit verbreitete Neigung zur Deduktion bestens entgegen: es scheint so klar und ist so bequem etwa zu sagen: Diese Dichtung ist ein Drama, ein Drama muß bekanntlich so und so aussehen, diese Dichtung sieht aber anders aus, folglich taugt sie nichts. So kraß, wie hier skizziert, liest man das natürlich nicht oft; ähnlich aber habe ich es schon von ganz bekannten Männern gelesen. Und verschleierter spielen die uns seit unserer Gymnasialzeit geläufigen Schemata und der eben angegebene Gedankengang bei der Würdigung einer Dichtung sehr oft eine Rolle und rauben dem Kritiker den unbefangenen Blick für die eigentümlichen Schönheiten des Werkes. Wie unzulänglich aber die übliche Einteilung ist, lehrt z. B. ein Blick auf Goethes Faust: er ist doch wohl ein Drama, aber nach unseren herkömmlichen Begriffen kein gutes Drama; unsere größte Dichtung findet also bei der üblichen Einteilung keine Rubrik, innerhalb deren sie als gut gelten dürfte.

Allerdings muß auch unsere Betrachtung, wie ich das oben ja jedesmal angedeutet habe, wenn sie die verschiedenen Gestaltungen einer Schicht erörtert hat, auf die früheren zurückgreifen und sich die Frage vorlegen, ob vielleicht zu einer bestimmten Gestalt dieser Schicht bestimmte Gestalten der anderen Schichten ganz besonders gut sich fügen; aber hierbei werden die Gründe und Bedingungen eindringlicher und klarer, aus denen und unter denen diese oder jene Forderung an die Dichtung erhoben wird. Die Forderungen erscheinen nicht als ein so untrennbares Ganzes, als wenn sie in demselben Kapitel alle nebeneinander aufgestellt werden, sondern es wird stark eingeschärft, daß z. B. manche Anforderungen an das Drama nur gestellt werden um der Aufführbarkeit willen und daß sie sofort wegfallen, wenn man von der Aufführbarkeit absieht. Der Schüler wird darauf hingewiesen zu untersuchen, ob denn in diesem Falle das Fehlen der Aufführbarkeit der Dichtung so sehr viel von ihrem Wert nimmt; ja weiter: da der Grund für die einzelnen Forderungen immer deutlich hervorgehoben ist, so kommt der Schüler leichter dazu nachzuprüfen, ob denn die Forderung wirklich für alle Fälle aus dem angegebenen Grunde folgt, ob nicht gerade die Dichtung, mit der er es zu thun hat, eine vom Theoretiker übersehene Möglichkeit bietet, auch Anderes als der Theoretiker für wünschenswert erklärt hatte, mit dem Grunde, aus dem er seine Forderung abgeleitet hatte, zu vereinigen. Kurzum, bei unserer Betrachtung kommt der Schüler weniger leicht dazu, die Poetik als ein Regelbuch aufzufassen und er findet Mittel und Möglichkeit das einzelne Kunstwerk in freier Luft, ohne es in ein

Schema einzwängen zu müssen, in allen seinen Eigentümlichkeiten unbefangen aufzufassen, zu charakterisieren und aus sich heraus zu würdigen.

Wollte ich die übliche Einteilung beibehalten, so müßte ich nach meinem Kapitel vom Bildzusammenhang eine Hauptteilung machen und dann im nächsten Kapitel, wie Werner und Valentin, Drama und Epos scheiden. Aber wenn man Typen mit besonderem Namen aufstellt, wird immer der Schein scharfer Grenzlinien erregt und Valentins oben angeführte Warnung hat einen schweren Stand: es wird dann leicht schon in Bezug auf die Schicht, auf deren Verschiedenheiten die Einteilung beruht, einer Dichtung Gewalt angethan. Außerdem aber noch eins: Wir mögen noch so sehr einschärfen, daß der Leser unserer Poetik sich unter „Drama" nichts weiter denken soll, als was durch den Wortlaut der Definition gegeben ist, es wird uns doch kaum möglich sein, alle die Nebenvorstellungen aus seinem Bewußtsein zu verdrängen, die nun einmal durch den langen Gebrauch und durch die zahllosen Erörterungen über die Dichtungsarten unter dem Worte Drama zusammengewachsen sind; unwillkürlich wird sich ihm auch dann, wenn überhaupt die alten Ausdrücke als Gattungsbezeichnungen auftreten, der von uns aufgestellte Begriff etwa des Dramas zu dem üblichen ausführlichen Schema ausweiten. Ich möchte also überhaupt keine bestimmten Gattungen bilden, und möchte sie vor allem nicht mit den drei Worten bezeichnen.

Weniger gefährlich ist es, die drei Namen zur ersten Verständigung als Ausdrücke populärer Rede zu gebrauchen, wenn man sie dabei ausdrücklich der populären Rede überweist. Besser wäre es freilich, wenn wir überhaupt auf die alten Ausdrücke verzichten könnten. Allerdings, das Wort „Lyrik" ist nicht schlimm, da man mit ihm doch nur einen ziemlich unklaren Begriff verbindet, der kaum einer Dichtung Gewalt anthun wird. Aber schon statt „Epos" würde ich lieber das ästhetisch unbescholtenere „Erzählung" gebrauchen; für das gefährlichste Wort „Drama" weiß ich leider keinen Ersatz von gleicher Kürze.

Stoffgeschichtliches zu Hans Sachs.

Nach Reinhold Köhlers Kollektaneen.[1])

1. Die vier Jungfrauen.

Am 20. März 1537 dichtete Hans Sachs unter obigem Titel ein Meisterlied,[2]) das er am 7. August 1554 zu einem längeren Spruchgedichte[3]) umarbeitete. Er erzählt darin, wie vier Jungfrauen, nämlich die Elemente Feuer, Wasser, Luft und die Wahrheit, in einem Garten beisammen waren und Veritas ihre Gespielinnen fragte, wo sie zu finden seien. Das Feuer sagte: „Schlag Stahl an einen Stein, so findest du mich." Das Wasser: „Wo Binsen stehn, da grabe nach!" Die Luft: „Geh zu einem Baume, dessen Blätter rauschen!" Da rief die Wahrheit klagend: „Ach ihr Schwestern, ich habe kein eigen Haus; denn jedermann treibt mich von sich fort, weil alle Welt die Lüge liebt."

Die nächste Quelle dieser eigentümlichen Fabel hat Goedeke in der völlig übereinstimmenden 4. Erzählung von Paulis Schimpf und Ernst nachgewiesen; andere verwandte Versionen jedoch sind sowohl ihm wie Oesterley, dem gelehrten Herausgeber Paulis, entgangen. Petrarca erzählt in einem Briefe,[4]) den er 1353 aus Avignon an den Priester

---

[1]) Was sich im Nachlasse des unvergeßlichen Reinhold Köhler an Notizen zu einzelnen Dichtungen des Hans Sachs vorfand, ist zumeist in den Anmerkungen von Goetzes trefflicher Ausgabe der Fabeln und Schwänke oder in der Tübinger Gesamtausgabe verwertet worden. Einzelnes jedoch schien einer ausführlicheren Wiedergabe wert und folgt hier. Meine eigenen, etwa ein Viertel des Ganzen ausmachenden Zuthaten habe ich nicht besonders kenntlich gemacht, weil ich ohnedies für die äußere Gestaltung des überkommenen Materials verantwortlich bin.
Johannes Bolte.

[2]) Dichtungen, herausgegeben von Goedeke 1, 102 Nr. 40. Auch schon namenlos bei Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn 2, 475 ed. Birlinger-Crecelius.

[3]) Folioausgabe 1, 3, 255a = 3, 165 ed. Keller, vgl. 21, 374. 23, 513. Der Titel lautet: „Ein gesprech der vier element mit fraw Wahrheit," weil auch noch Terra redend eingeführt ist.

[4]) Petrarca, Lettere volgarizzate da G. Fracassetti 1864 2, 402 (Lib. 9, Nr. 7).

Lucas zu Piacenza richtete, folgende Fabel: „Einst reisten Feuer, Wind, Wasser und Argwohn mit einander. Als sie sich an einem Kreuzwege trennten, fragten sie einander nach ihrer Heimat. Das Feuer sprach: Wo ihr Rauch seht, bin ich zu finden. Der Wind: Wo ihr Blätter und Staub aufwirbeln seht, weile ich. Das Wasser: Wo ihr Binsen seht, grabt nach! Der Argwohn aber sagte: Mich zu finden ist leicht. Ihr seid beweglich, ich dagegen bin seßhaft;[1]) denn wo ich einmal eingedrungen bin, gehe ich nicht wieder fort."

Niemand wird den engen Zusammenhang zwischen Petrarca und Pauli verkennen; nur die Pointe ist verschieden, dort eine Klage über den beharrlichen Argwohn, hier über die allgemeine Verachtung der Wahrheit. Wieder anders gewendet begegnet uns die Fabel in Straparolas 1550 erschienenen Notti piacevoli[2]). Dort sind es jedoch nur drei Gesellen, die in einer Schenke zusammentreffen, Wind, Wasser und Scham. Der Wind sagt, er sei in offenen Thüren und in engen Straßen zu finden; das Wasser verweist auf die Sumpfpflanzen; die Scham endlich erzählt, sie fände weder bei Reichen noch bei Armen, weder bei Frauen noch bei Mönchen Zuflucht, und bittet ihre Gefährten, sie mitzunehmen.

Straparolas Umgestaltung scheint einem Gedichte[3]) des Franzosen Estienne Pavillon († 1705) „L'honneur, le feu et l'eau", einer Prosafabel[4]) des Grafen Gasparo Gozzi „Il fuoco, l'acqua e l'onore" und einem neuerdings aufgezeichneten sizilianischen Märchen[5]) zu Grunde zu liegen; vielleicht auch zwei verkünstelten Allegorien des 18. Jahrhunderts, die statt der Elemente der Natur Abstraktionen aus dem moralischen Gebiete einführen. Ich meine eine gereimte Fabel von Houdar de la Motte[6]) „La vertu, le talent et la réputation", und eine andere von Grainville, die im Briefwechsel Melchiors von Grimm[7]) aufbewahrt ist, betitelt: „Le plaisir, l'espérance et la pudeur." Ein Predigtmärlein

[1]) Dagegen heißt es bei Domenichi, Facetie et motti (Venezia 1599) p. 305 und bei Cristoforo Zabata, Diporto de'viandanti (Venezia 1618) p. 143: Drei Dinge sind beständig, der Argwohn, der Wind und die Schönheit; der Argwohn geht nur hinein, wo er nicht wieder fortgeht, der Wind geht nicht hinein, wo er keinen Ausgang sieht, und die Schönheit kehrt nicht dahin zurück, von wo sie einmal fortgegangen ist.

[2]) 11, 3. Hier als Rechtfertigung eines gefräßigen Mönches verwandt. Vgl. G. Rua, Giornale storico della letteratura italiana 16, 275 (1890).

[3]) Pavillon, Oeuvres. A la Haye 1715 p. 127. Vgl. Saint-Marc Girardin, Lafontaine et les fabulistes 2, 202 (1876).

[4]) Gazzetta veneta 1760, Nr. 42 = Opere 1, 458 (Milano 1832).

[5]) Pitrè, Fiabe popolari siciliane 4, 174 Nr. 274 „Lu ventu, l acqua e l'onuri."

[6]) Oeuvres 9, 281 (Fables 5, 6). 1754.

[7]) 14, 312 (April 1789).

Abrahams a S. Clara[1]) dagegen lokalisiert die Geschichte mit volksmäßigem Humor im Wiener Walde; der Wind meint, er sei immer auf dem Stephans-Freythof zu finden, das Wasser sagt, es sei stets in der Wien, während der ehrliche Name und die Jungferschaft bekennen müssen: „Ein kleines Töchterlein hat der Mutter geholfen Maulbeerblätter aufklauben, dort seind wir zu finden. Aber wenn wir einmal verloren, kommen wir nicht wieder."

Aus Oesterleys Anmerkungen zu Paulis Schwanksammlung entnehmen wir noch die Notiz, daß diese Fassung auch ins Dänische übertragen worden ist; man findet sie abgedruckt in Nyerups Almindelig morskabslaesning 1816 S. 254. Dagegen fehlt in der gleichfalls von Oesterley beigebrachten englischen Erzählung[2]) „Of the four elementys, where they shulde sone be found" gerade der für fast alle bisher angeführten Versionen charakteristische Schluß, der den Elementen eine personificierte menschliche Eigenschaft (Argwohn, Wahrheit, Ehre, Scham) gegenüberstellt. Vielmehr geben hier Erde, Wasser, Wind und Feuer nur kurz ihren Aufenthalt in der bekannten Weise an und fügen über ihre Beziehungen zum weiblichen Geschlechte in trockener Weise hinzu das Wasser sei auch im Auge eines Weibes, der Wind in ihrer Zunge das Feuer in ihrem Herzen zu finden. Es ist wohl denkbar, daß uns in dieser 1526 gedruckten Aufzählung der vier Elemente eine weit ältere Fassung vorliegt, die durch Petrarca oder schon vor ihm in witziger Weise umgestaltet wurde.

Zum Schluß sei es verstattet, eine anmutige moderne Bearbeitung des alten Motivs vorzuführen, die offenbar auf dem Meisterliede des Nürnberger Poeten, von dem wir ausgingen, beruht. Sie steht in den Gedichten von August Schwartzkopff[3]) und ist auch von William E. A. Axon[4]) ins Englische übertragen worden.

Sprecht ihr vier, wo wohnet ihr?
(Nach einer alten Sage.)

Feuer, du wildes, wo finden wir dich?
„Sucht euch einen Stein im Thal,
Schlagt daran mit hartem Stahl,
Augenblicks spring ich heraus;
Denn das ist mein Bett und Haus,
Und da schlaf und wohne ich."

Luft, du leichte, wo finden wir dich?
„Wo ein Blättlein bebt am Baum,
Oder fliegt ein zarter Flaum,

[1]) Abrahamische Lauber-Hütt 3, 327 (1723).
[2]) A hundred mery talys ed. by Oesterley 1866 Nr. 19.
[3]) Halle 1868 S. 152.
[4]) The Academy 36, 319 (1889, 16. November): Speak, ye four, where do ye dwell?

Oder ringelt grauer Rauch,
Weht von meinem Mund ein Hauch;
Allda leb und atme ich."

Wasser, du feuchtes, wo finden wir dich?
„Wo die schwanke Binse steht,
Grabt, bis ihr die Wurzel seht,
Da blitzt euch mein Auge an,
Weil kein Berg mich bergen kann;
Horcht, da riesle, da hause ich."

Wahrheit, du heilge, wo finden wir dich?
„Ach, ich hab kein Haus noch Zelt,
Niemand will mich auf der Welt;
Klopf ich, — auf geht keine Thür,
Ruf ich, — keiner folget mir,
Lug und Haß verjagen mich:
Drum — zum Himmel flücht ich mich."

2. Amor und Tod.

An das am 23. Februar 1546 gedichtete Meisterlied „Der Tod mit Cupidine" [1]), dem kein späteres Spruchgedicht entspricht, knüpft sich eine interessante Quellenfrage, die bisher noch nicht erledigt ist. Hans Sachs erzählt, wie eines Abends der Tod in einer Herberge einkehrte und seinen Köcher mit den verderbenbringenden Pfeilen im Saale aufhängte. Später kam Cupido in dasselbe Quartier und ward vom Wirte in die Kemenate des Todes gewiesen. Als der Tod am andern Morgen aufbrach, vertauschte er in der Dunkelheit seinen Köcher mit dem Cupidos; wenn er nun einen Menschen fällen wollte, so machte sein Pfeil ihn vielmehr in Liebe erglühen, während Cupidos Geschosse tötlich wirkten:

Deshalb manch Alter noch um Liebe wirbet,
Dargegen mancher Jüngling noch verdirbet,
An der süßen Wunden der Liebe stirbet.

Dies geistreich zugespitzte Motiv kehrt in einer Reihe späterer Dichtungen wieder, die sich aber nicht an das unbeachtete Nürnberger Meisterlied anschließen, sondern an ein Epigramm in den vielgelesenen Emblemata des italienischen Juristen Andrea Alciato „De Morte et Amore". Es steht in der ältesten, 1531 zu Augsburg erschienenen Ausgabe [2]) auf Bl. D 3b und lautet:

Errabat socio Mors iuncta Cupidine: secum
Mors pharetras, parvus tela gerebat Amor.

---

[1]) Dichtungen, herausgegeben von Goedeke 1, 194 Nr. 90.

[2]) Reproduciert von H. Green in den Publikationen der Holbein Society 4 (London 1870). In dem von Green ebenda 5 (1871) facsimilierten Lyoner Drucke von 1551 steht es auf S. 167; in der von Claudius Minos u. a. kommentierten Paduaner Edition von 1621 trägt es die Nummer 155.

Divertere simul, simul una et nocte cubarunt,
Caecus Amor, Mors hoc tempore caeca fuit.
Alter enim alterius male provida spicula sumpsit:
Mors aurata, tenet ossea tela puer.
Debuit inde senex qui nunc Acheronticus esse,
Ecce amat et capiti florea serta parat.
Ast ego mutato quia Amor me perculit arcu,
Deficio; iniiciunt et mihi fata manum.
Parce puer, Mors signa tenens victricia parce!
Fac ego amem, subeat fac Acheronta senex!

1542 verdeutschte dies durch einen Holzschnitt illustrierte Epigramm Wolfgang Hunger[1]) folgendermaßen, indem er sich in der Knappheit des Ausdruckes seinen französischen Vorgänger Jean le Fèvre[2]) zum Muster nahm:

Von dem Tod vnd der Lieb.

Als mit einander etlich meyl
Der Tod vnd Lieb hetten spaciert,
Verdauschten sy on gfer ier pfeyl,
All beyd genachtt bey einem wiert:
Der Tod einn alten greysen briert,
Der yetz in buelschafft wuet vnd prindt,
Die Lieb einn iungling wol geziert,
Der stirbt: ah das warnn schutzen plindt.

Vergleicht man die lateinischen Verse Alciatos und die kürzende Uebertragung Hungers mit dem Meisterliede von 1546, so fällt die Entscheidung über die Frage, welche Vorlage Hans Sachs benutzte, nicht ganz leicht. Von beiden Vorgängern weicht er darin ab, daß er den

---

[1]) Andreae Alciati Emblematum libellus, iam recens per W. Hungerum Bauarum rhythmis Germanicis uersus. Parisiis, Chr. Wechel 1542 p. 147, Nr. 65. — Ueber den recht beachtenswerten Uebersetzer wird M. Rubensohn demnächst genauer handeln (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen Band 2).

[2]) Les Emblemes de Maistre Andre Alciat, mis en rime françoyse. Paris, Chr. Wechel 1540 p. 141. Die erste Ausgabe erschien ebenda 1536. — Den Text setze ich zur Vergleichung mit Hungers Versen her:

De Mort et Amour.

Mort et Amour apres vin boire
Changerent de flesches et de arcz.
Et sur cecy debuez vous croire,
Que aussi firent de force et de ars.
Mort cuydant tuer ses souldars
Vieilles gens en amours mettoit,
Et Cupido gettant ses darts
Aux ieunes gens la vie estoit.

Tod und den Liebesgott, den er nicht Amor, sondern Cupido benennt, nach einander im Wirtshause eintreffen und nicht näher mit einander verkehren läßt. Mit Hunger treffen zwar die Schlußverse mehr überein; aber schon die Betrachtung des beigegebenen Holzschnittes mochte den Nürnberger Poeten auf eine weniger persönlich gefärbte Darstellung der Folgen jener Vertauschung hinleiten; und gegen eine Benutzung Hungers wird man vor allem geltend machen dürfen, daß dieser gar nicht die Nachtherberge, in der die Verwechselung vor sich ging, erwähnt. Hans Sachs hat also hier wieder einmal aus einer lateinischen Quelle direkt oder mit Hilfe eines lateinkundigen Freundes geschöpft.

Gehen wir nun der früheren Geschichte des Motivs nach! Schon Claudius Minos versichert in seinen Anmerkungen zu Alciato: „Emblematis huius materiam video sumptam esse ex antiqua Graecorum fabula." Und 1842 bemerkt Wolfgang Menzel,[1]) der vielbelesene: „In einer griechischen Dichtung, deren Citat ich im Augenblick nicht finde, verwechseln der Tod und Eros ihre Waffen. Dann heißt es sehr schön, wie der Jüngling sterben muß und der Greis sich verliebt, wie der Tod das Brautbett schmückt und Eros das Grab." An sich wäre eine solche pointierte Gegenüberstellung einem griechischen Epigrammatiker wohl zuzutrauen; aber vergeblich habe ich nach dieser Stelle gesucht; und auch gründliche Kenner der altgriechischen Litteratur versichern mir, daß ihnen der Gedanke in antiken Dichtungen nicht aufgestoßen sei. — Dagegen hat 1525, also vor Alciato, der belgische Dichter Jean Lemaire[2]) in der ersten seiner drei in französischen Terzinen geschriebenen Erzählungen von Cupido und Atropos eine nahe verwandte Handlung dargestellt. Der Liebesgott versucht vergebens seine Macht an der alten, verknöcherten Todesgöttin Atropos (il trouva ses costes trop durettes) und ladet sie dann zu gemeinsamem Trunke ein. In der Weinseligkeit vertauschen beide ihre Bogen und richten nun unter den Menschen viel Unheil an. Nach seiner eignen Angabe schloß sich Lemaire in diesem Gedichte an den Italiener Aquilano Seraphino (1446—1500) an. Allein in der venezianischen Ausgabe von Aquilanos Werken (1548) finde ich keine genau entsprechende Vorlage, wenn auch recht häufig beide Gottheiten, Morte und Amore, darin angerufen werden. Völlige Klarheit über Alciatos Vorläufer vermag ich also leider nicht zu bieten.

Auf Alciato fußen einige lateinische Gedichte, auf die schon seine Kommentatoren hingewiesen haben. Ein anonymer Nachahmer beginnt:

---

[1]) Mythologische Forschungen und Sammlungen 1, 294.

[2]) Oeuvres de Jean Lemaire de Belges publ. par J. Stechor 3, 39 (1885). Dabei scheint Lemaire auf die Syphilis anzuspielen.

„Forte locum horroris plenum variique timoris.“ Joachim Du Bellay[1] († 1560) verwandte die Erzählung zu einem Gelegenheitsgedichte auf den Tod eines Jünglings, worin ihm der Portugiese Emanuel a Costa († 1563?) folgte.[2] Caspar Barth reihte die Geschichte seinen äsopischen Fabeln[3] ein.

Unter den Uebersetzungen sämtlicher Embleme Alciatos sind zunächst drei gleichzeitig 1549 zu Lyon erschienene zu verzeichnen: eine neue französische von Barthélemy Aneau, eine italienische von Giovanni Macquale und eine spanische von Bernardino Daza Pinciano. 1566 verdeutschte sodann Jeremias Held von Nördlingen „Alciati Kunstbuch“; da er nach wörtlicher Wiedergabe des lateinischen Originals trachtete, klingt unser Epigramm (Bl. 122a Nr. 194) bei ihm weit schwerfälliger als in Hungers leichtgeschürzter Fassung:

Der Tod vnd Knab Cupido genannt
Zogn mit einander vmb im Land;
Der Tod trug mit jm sein geschoß,
Der Knab Cupido sein Pfeil bloß.
In einr Herberg sie kerten zgleich
Vnd lagen znachts beysamen leich;
Zu dieser zeit warend beyd blind
Der Tod vnd Knab Frauw Venus Kind.
Auß vnbedacht vnd auß vnfleiß
Nam einer deß andren gschoß leiß;
Der Tod erwüscht die güldin Pfeil,
Die beynerin der Knab in eil.
Daher gschachs, daß ein alter Mann,
Der auff der Gruben gieng, fieng an
Zu buln vnd schmuckt sein grauwen Kopff
Mit grünen krentzen, der alt tropff.
Aber dieweil Cupido mich
Hat hart versehrt, so nem ab ich
Von tag zu tag, muß mit gewalt
Mein leben lassen also bald.
Verschon, verschon mein, lieber Knab!
Der Tod der hat dir gsiget ab.
Mach, daß ich werd in lieb entzünd
Vnd hinnunder wüsch der alt gschwind!

Gefälliger ist die Uebertragung des Memmingers Daniel Federmann ausgefallen, der wiederum wie Hunger nicht direkt aus Alciato

[1]) Delitiae poetarum Gallorum 1, 460 (1609): „Mutarunt arma inter se Mors atque Cupido“ — Alciato selbst führte in anderen Nummern der Emblemata (In formosam fato praereptam; In mortem praeproperam) denselben Gedanken aus.

[2]) Epitaph für Didacus Stephanus: „Mors et Amor quondam tectum venere sub unum.“ Dazu verweist mich Dr. Rubensohn noch freundlich auf Johannes Secundus († 1536), Elegiae 2, 6.

[3]) Fabulae Aesopicae, Francof. 1623 p. 61 (V, 11 Mors et Amor).

schöpft, sondern aus einem italienischen Gedichte Lodovico Guicciardinis.[1]) In seiner Verdeutschung von Guicciardinis Erquickstunden[2]) heißt es:

Die Liebe vnd der Todt auff erd
Beysammen waren vngeferd
Beherbergt, vnnd als sie bey zeit
Zuo morgens schieden ab mit freudt
Verwechßleten sie pfeil vnd wehr.
So thet der Todt verwunden sehr
Die edel jugent, kam ins grab.
Die Lieb thet auch nicht lassen ab,
Entzündend mit fewr flammen sein
Das hertz der alten zuo der pein.
O jhr beid von so großem gwalt,
Verkert ewr waffen also bald,
Laßt die alten ableiben jhe
~~Vnnd die jüngling~~ leben allhie!

Nur den Schluß Alciatos, die Betrachtung über die ~~vom~~ Tode erlegten Jünglinge und die von der Liebe ergriffenen Greise, verwertet Logau[3]) in einem zweizeiligen Epigramme „Die Liebe und der Todt", während Christian Wernicke[4]) in seiner Fabel „Die verkehrte Welt" folgende ziemlich vollständige Wiedergabe jener Emblemverse liefert:

Es kehrten Lieb' und Tod in eine Herberg' ein
Und legten beyd' ermüdt die Köcher und die Pfeile
Von ihrer Seiten ab; sie schliefen, biß der Schein
Der Sonn' im Süden war, so daß aus großer Eile
Beym Abzug keiner nicht sein recht Gewehr bekam;
Wie nun bey Jungen die, der sich bey Alten übet'
Und jeder frembde Pfeil' auff eignen Bogen nam,
So starb die Jugend ab, das Alter ward verliebet.

Im Gegensatze hierzu bietet eine poetische Erzählung Pfeffels[5]) „Amor und der Tod", die nach dem angehängten chronologischen Verzeichnis 1798 entstanden ist, im Verlaufe und in der Lösung Abweichungen. Sie beginnt mit dem Befehle Jupiters, Amor solle nur junge Herzen, der Tod nur schwache Greise mit seinen Geschossen treffen. Die Waffenbrüder lagern sich in der Mittagshitze im Walde und raffen,

[1]) L'hore di recreatione (zuerst Venedig 1565) Paris 1624 p. 209 b; und Detti e fatti piacevoli e gravi, Venetia 1565 p. 83. — Die französischen „Heures de recréation" von F. de Belleforest erschienen zuerst 1571.

[2]) Basel 1574 S. 225. — Die spätere Uebersetzung von Caspar Ens (1609) S. 331 f. bessert nur einzelne Ausdrücke und Reime.

[3]) Sinngedichte 2. Tausend, Zugabe Nr. 159 S. 431 ed. Eitner 1872.

[4]) Poetischer Versuch 1704 S. 129 (Der Ueberschriffte vierdtes Buch) = Chr. Wernikens Ueberschriften (von Ramler überarbeitet) 1780 S. 99 (Buch 4, Nr. 29).

[5]) Poetische Versuche 8, 41 (4. Auflage 1805).

vom Donner aus dem Schlummer aufgeschreckt, die umherliegenden Pfeile wahllos auf. Jupiter aber entscheidet einsichtsvoll:

Es bleibe so. Den Gram des Alters zu zerstreun,
Soll Amor es als Freund mit Winterblumen krönen;
Die Furcht des Todes wird der Jugend Schutzgeist sein.

Diese neue Wendung ist jedoch nicht Pfeffels Eigentum, sondern von ihm einem französischen Vorbilde entnommen, dem er überhaupt ziemlich genau gefolgt ist, der Fabel „L'amour et la mort" von Houdar de la Motte.[1])

In unserem Jahrhundert hat namentlich eine zweifellos auf Alciato zurückgehende spanische Romanze[2]) „Toparonse en una venta" in Deutschland mehrfache Nachbildungen hervorgerufen: von Fr. Kuhn,[3]) von Beauregard Pandin (K. F. v. Jariges)[4]) und von Paul Heyse.[5]) Hier ist die Begegnung Amors und des Todes, die in einer zwischen Madrid und Sevilla gelegenen Schenke stattfindet, humoristisch als eine Rauferei geschildert, die der Wirt schlichten muß. Dieser verschuldet auch die Verwechselung der Waffen, die er während der Nacht in Verwahr genommen. Ihre Wirkung ist die bekannte:

Lange nahms die Welt schon Wunder,
Wie das Blatt sich seltsam wandte:
Tod will töten und belebet,
Sterben bringt statt Leben Amor.

Endlich hat 1890 der alte Stoff nochmals einen Bearbeiter gefunden. Stephan Gätschenberger malt in den Münchener Fliegenden Blättern[6]) etwas langatmig aus, wie Tod und Amor im Freien zusammen lagern und zechen und in trunkenem Uebermute — dies ist ein ihm eigner Zug — absichtlich ihre Pfeile austauschen. Welche ältere Darstellung dabei vorschwebte, läßt sich nicht entscheiden, da er sich mit keiner der erwähnten Fassungen näher berührt; man könnte am ehesten an das kurze Epigramm Le Fèvres denken.

Nicht verschweigen will ich, daß der unglückliche Paul Albrecht[7])

---

[1]) Oeuvres 9, 200 (1754) = Fables 3, 19.

[2]) Depping, Sammlung der besten spanischen Romanzen 1817 S. 402 = Depping, Romancero castellano 2, 405 (1844).

[3]) Abendzeitung 1822, Nr. 73: Die Liebe und der Tod auf Reisen. „Einstens fanden Tod und Liebe . . ."

[4]) Spanische Romanzen 1823 S. 112, Nr. 32: „Einst in einem Wirtshaus trafen."

[5]) Gesammelte Werke 1, 152 (1872); zuerst in den „Liedern aus der Fremde" herausgegeben von H. Harrys 1857 S. 134.

[6]) Nr. 1898 = Band 75, Nr. 24.

[7]) Lessings Plagiate 1, 144 (1890).

auch für das Lessingsche Epigramm[1]) „Merkur und Amor" die Abstammung aus Alciatos Versen vom Tod und Amor behauptet hat. Wenn Lessing aber, was ja nicht undenkbar wäre, jenes Emblem oder eine der soeben aufgezählten Bearbeitungen wirklich im Sinne hatte, als er sein Sinngedicht niederschrieb, so dürfen wir gewiß von keinem Plagiate reden. Denn alle Einzelheiten sind bei ihm durchaus verändert: nicht aus Versehen, sondern freiwillig tauschen Merkur und Amor ihre Attribute aus und erreichen nun auf veränderte Weise, Amor mit dem Geldbeutel, Merkur mit Pfeil und Bogen, ihre früheren Zwecke; d. h. sie lehren die Menschen, Liebe mit Geld zu erkaufen und Reichtümer durch rohe Gewalt an sich zu bringen.

3. Die fünfzehn Christen und fünfzehn Türken.

Schon Goedeke hat darauf aufmerksam gemacht, daß Hans Sachs am 6. Oktober 1547 den Stoff seines Spruchgedichtes von den fünfzehn Christen und fünfzehn Türken, so auf dem Meer fuhren,[2]) gleichzeitig auch in der Form eines Meisterliedes[3]) darstellte, und hat damit ein älteres Meisterlied der Kolmarer Sammlung „Wie man Juden und Cristen uszelt"[4]) in verwandtschaftliche Beziehung gebracht. Bei weiterer Umschau aber werden wir noch auf andere Verwandte stoßen.

Im Jahre 1403, erzählt der Nürnberger Dichter, ward ein türkisches Schiff auf dem Wege von Konstantinopel nach Venedig vom Sturme überfallen. Der Kapitän, „ein heimlicher Christ, doch im Schein ein Machometist", machte der halb aus Christen, halb aus Türken bestehenden Mannschaft den Vorschlag, den zehnten Mann ins Meer zu werfen und so das Fahrzeug zu erleichtern. Als alle beistimmten, stellte er die dreißig Mann im Kreise so künstlich auf, daß beim Abzählen nur die fünfzehn Türken getroffen und über Bord geworfen wurden. Wie das geschah, heißt Hans Sachs seine Leser mit der Kreide nachrechnen, indem sie die Christen mit Kreuzen, die Türken mit Ringen bezeichnen. Es kommt dabei, wenn wir statt des Kreises eine gerade Linie setzen, und die bei der 15maligen Dezimierung Getroffenen durch die fortlaufenden Zahlen 1—15 markieren, folgendes Bild[5]) heraus:

---

[1]) Sinngedichte 1, 7 = Werke 1, 122 der Hempelschen Ausgabe. Vgl. Rubensohn S. 98 und den Nachtrag (unten).

[2]) Folioausgabe 1, 2, 190 a = 2, 335 ed. Keller; vgl. 21, 365. 23, 513.

[3]) H. Sachs, Dichtungen 1, 239 ed. Goedeke. — Die Darstellung des Spruchgedichtes scheint mir vor dem Meisterliede den Vorzug zu verdienen.

[4]) Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, herausgegeben von Bartsch 1862 S. 500. Im Frau Eren Don Reinmars von Zweter. Nach Bartsch (S. 159) noch aus dem 13. Jahrhundert. Es steht auch in Reinmars von Zweter Gedichten ed. Roethe 1887 S. 556, Nr. 300 unter den unechten Sprüchen.

[5]) Ich verbessere dabei nach dem Meisterliede den schon von Goedeke bemerkten Druckfehler in der Zahl der Türken.

\+ + o + + + o o o o o + + o o + + + + o + o o o + o o + + o
6 11. 13. 9. 1. 4 15. 7 2 5. 12. 10. 14. 8. 3

Das ältere Lied der Kolmarer Handschrift nennt statt der Türken 15 Juden als Schiffsgenossen der Christen und bezieht in einer geistlichen Deutung das Schiff auf die Welt und das Meer, in das die Ungläubigen gestürzt werden, auf die Hölle. Die künstliche Reihenfolge jedoch ist die gleiche:

> Zem êrsten zwên, ein juden, drî der cristen,
> Fünf juden mohten sich niht langer fristen,
> Zwên guot, zwên arge und viere der getouften.
> Ein jude, ein cristen kâmen dar,
> Drî ungetoufte, ein cristenvar,
> Zwên ûf, zwên abe und einer der verkouften.

Von der Verbreitung dieser Geschichte zeugt auch folgendes Zählspiel, das W. Loose[1]) aus Sebald Tuchers Gült- und Zinsbuche vom Jahre 1497 mitteilt:

> Von den juden czum czelen, die in einem schiff saßen und uber mer fuoren, waren 15 kristen und 15 jüden, daß man albeg den zeheten hinauß werffen soll. Die strichlein sen kristen und die o juden. stell sie, bie [wie] hernach steht:

| | 6 | | | 11 13 9 1 4 | | 15 7 ¦ | | | 2 | 5 12 10 | 14 8 | | 3
| | o | | | o o o o o | | o o ¦ | | | o | o o o | o o | | o

Während diese vier Fassungen trotz der Verschiedenheit der Einkleidung eng zusammengehören, findet sich in einer andern Gruppe von Aufzeichnungen eine abweichende Anordnung der dreißig Insassen des Schiffes; sie ist bedingt dadurch, daß nicht der 10., sondern der 9. Mann ausgemerzt wird. So erzählt Andreas Sutor in seinem Latinum Chaos (Augspurg 1716 S. 421):

> Die Juden und Christen seynd über das Meer gefahren, wegen Schwere müßten sie untergehen, sie stritten welche in das Meer geworffen werden müssen, machten die Christen disen Vers:
>
> Populeam Virgam Mater Regina tenebat.
>
> Der Vocal a hat o. I. e oo. II. i. ooo. III. o. oooo. IIII. u. ooooo. oder IIIII. Das neunte allzeit darvon, und vornen angefangen, so seynd alle Juden in das Wasser geworffen worden, die Strichlen, und die Nulla werden allzeit gewechslet.
>
> V. G.
>
> oooo IIIII oo I ooo I o II oo III o II oo I
> Po - pu - le - am Vir - gam Ma - ter Re - gi - na te - ne - bat.

Denselben Hexameter, nur mit der Variante ferebat für tenebat, führt Ed. S. Taylor[2]) als Merkvers für ein Kartenkunststück an; man

[1]) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1877, 248.
[2]) The History of playing cards 1865 p. 483.

legt danach fünfzehn rote und ebensoviel schwarze Karten in einer Reihe auf den Tisch; die roten stellen die Christen vor, die schwarzen die Türken. In Berlin kennt man, wie ich von Herrn Dr. Hugo Hartmann erfahre, für das Spiel die mnemotechnische Hilfe: „Gott schlug den Mann in Amalek, der Israel bezwang" — wobei die Vokale a, e, i, o, u gleichfalls die Zahlen 1—5 bedeuten.

Von einem neueren sicilianischen Dichter Antonio Veneziano[1]) erzählt man, er habe während seiner Gefangenschaft in Algier ein Spiel ersonnen, in dem sich dreißig Personen, 15 Türken und 15 Christen, in einem Kreise aufstellen. Dann wird die Reihe entlang bis neun gezählt und der neunte jedesmal ausgestoßen, bis alle Türken entfernt und alle Christen frei sind. Die Aufstellung, die in einer Ottave „Quattru fiddi e cincu Luterani" überliefert ist, stimmt genau mit der bei Sutor und Taylor überein.

Aelter aber als alle bisher angeführten Zeugnisse ist ein spätestens im 10. Jahrhundert entstandenes lateinisches Epigramm,[2]) in dem es sich nicht um eine listige Vernichtung von Andersgläubigen, sondern um einen harmlosen Scherz handelt. Zwei Abteilungen europäischer und afrikanischer Soldaten unter den Führern Candidus und Niger kommen Abends in dasselbe Quartier. Als Wachen ausgestellt werden sollen, schlägt Candidus vor, den neunten Mann dazu zu bestimmen; und da er die fünfzehn Schwarzen und fünfzehn Weißen klüglich gemischt hat, trifft das Los keinen von den Seinen. Daß wir hier die Quelle der vorerwähnten Gedichte und Rätselaufgaben vor uns haben, mag die übereinstimmende Aufstellung der Krieger beweisen:

Quattuor eximii candoris, quinque nigelli,
Candiduli bini, unicus atque niger,
Splendentes terni, fuscata pelle nigellus,
Candidus hinc unus carboneique duo,
Fulgentes bini, fuscato tegmine terni,
Candidus hinc unus carboneique duo,
Candiduli bini splendentes pelle decora,
Quos sequitur cunctos unicus atque niger.

Andre Versionen enthält die Mélusine 3, 273. 307. 332. 429. 528 (1886—87) unter der Bezeichnung: „Le jeu de St. Pierre."

---

[1]) Opere riunite da Salv. Arceri 1861 p. 119. Danach G. Pitrè, Usi e costumi del popolo siciliano 4, 474 (1889), doch mit einem Versehen in der beigefügten Figur.

[2]) A. Riese, Anthologia latina 1, 2, 184 (1870). Ebenda auch eine Bearbeitung in leoninischen Versen.

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.

I.

Zur Familien- und Lebensgeschichte Fischarts.

Im Anzeiger für deutsches Altertum 18, 53—55 hat E. Martin zwei von A. Seyboth gefundene Akten veröffentlicht, aus denen es sich ergibt, daß Fischarts Vater, „Johann Vischer, der Wurzkraemer" in Straßburg vier Häuser besessen und in einem derselben (An den Gewerbslauben Nr. 39, Ecke des Dominikanergäßchens) ein Spezereigeschäft inne gehabt hat. Bei seinen Studien zur Topographie des alten Straßburg hat Seyboth die Geschichte der betreffenden Häuser weiter verfolgt und hiebei neue Nachrichten über Fischarts Familie gefunden. In den Kaufbriefen der sogenannten Contractstube des Straßburger Stadtarchives erscheint, wie mir Herr Seyboth freundlichst mitteilt, als Besitzer des Hinterhauses zu Nr. 39 (An den Gewerbslauben): 1528 „Hans von Trier (daneben durchgestrichen „von Mentz") wurtzkremer"; als Besitzer des Hauses Nr. 39: 1529 „Hans Vischer von Trier, wurzkremer" und dessen Frau „Elisabeth von Bensheim", 1548 „Hans Fischer von Trier"; 1551 „Hans Vischer von Mentz" (daneben durchgestrichen „von Trier"); 1553 „Hans Fischer wurzkremer"; 1561, 1562, 1565 und 1567 „Hans Fischers wurzkremers erben"; 1585 „Georg Kirchhoffer" (Fischarts Schwager); 1588 „Bernhard Jobin"; 1596 „Albrecht Ackermann". Die Akten des Hauses Nr. 37 An den Gewerbslauben berichten, daß 1554 „Hans Vischer von Trier, wurzkremer" dieses Haus kauft; 1588 erscheint als Besitzer „Bernhard Jobin, buchführer"; 1597 verkaufen das Haus: „Georg Kirchhoffer, Vischers und Bernhard Jobin, buchdruckers Erben."

Die drei wichtigsten dieser Urkunden der „Contractstube" hat Herr Stadtarchivar Dr. Winckelmann freundlichst für mich heraussuchen und abschreiben lassen. Der älteste Kaufbrief: Contractstube Proto-

collum 1527 und 1528 Fol. 182b berichtet, daß „Hans Beringer, der kürsner, burger zu Straßburg vnd Agatha Rytzelin, sine eliche husfrow" im August 1528 „ein huß, hofestatt und höffel mit allen iren gebuwen, gelegen in der Statt Straßburg in klein Predigergaß" (das ist die ältere Bezeichnung für Dominikanergäßchen) ankaufen und zwar „nebent Bernhart Nuwenfels dem holtzschuhmacher und Hansen von Trier" (ausgestrichen: „von Mentz") „dem wurtzkremer, burgern zu Straßburg."

Der Name Fischer ist hier weggelassen; es ergibt sich aber aus dem Zusammenhange mit den folgenden Zeugnissen, daß unter Hans von Trier, Fischarts Vater gemeint ist.

In einem Kaufbrief der Straßburger Contractstube: Protocollum Band 1524—1536 (Fridolinus Meyer) vom Donnerstag nach Reminiscere 1529 verkündigen Meister und Rat der Stadt Straßburg den Verkauf eines Hauses durch „Hieronymus Fabers, des scherrers son" an „Hansen Vischer von Trier, dem wurtzkremer vnd Elisabet von Bensheim siner elicher husfrowen vnsern burgern, die ouch inen vnd allen iren Erben gekoufft haben ein huß mit allem begriff, rechten vnd zugehorden in vnser stadt in Clein Predigergaß gelegen, ist ein orthuß (Eckhaus) gegen der großen Erbslouben" (d. i. die noch heute übliche volkstümliche Bezeichnung für die Straße „an den Gewerbslauben"), „einsit neben einem huß, genant zum grienen boum, ander sit ein orthuß, ziecht hinden uff die kouffer. — — Vnd wär diser kouff zugangen vnd beschehen vmb hundert gulden vnserer straßburgischen werung."

Wichtiger ist die folgende Urkunde, die darum auch (gleichzeitig als ein Beispiel der Straßburger Aktensprache aus der Mitte des 16. Jahrhunderts) dem vollen Wortlaut nach abgedruckt werden mag:

Contraktstube: Protokollum Bd. 1543 und 1544 (Gemaine Contrakt) Seite 243.

Wir Hans Jacob Widergrien von Stauffenberg, der Meister und der Rath zu Straßburg, thundt thundt, daß vor uns erschienen sind unser Burger Hans Fischer von Trier, der Wurtzkremer an einem und Jacob Herxheimer Seckler und Burger zu Gengenbach und Catharina Herxheimerin, Diebolt Olers von Hanauw Ehefrau mit Gewalt und Verwilligung gedachtes irs ehewürts weyland Elisabethen von Benszheim, genannts Hans Fischers abgestorbner Hausfrauen seligen Kinder und dann Niclaus Weiser von Langenschwalbach, burger zu Frankfurt als Vormunder Georgen, Katherinen und Claren, weyland Herrn Sebastian Ligarii, prediger des Herrenworts zu Frankfurt seligen elichen Kinder, so derselb mit Katherina (sein, Niclausen Tochter) seiner verlassener wittwe elich erporen und dann als Anwalt Hansen Anspachs burgers zu Franckfurt, seines mit tutoren und mit Furmunders jetzt ermelter kinder, gedachter Elisabethen, Enckeln- und Sohnskinder und deren dieselb Katharina jetzt ermelter kinder mutter — Und haben uns zu allen willen furbringen lassen, demnach ermelte Elisabeth von Bensheim, sein Hansen Fischers Ehefrau und ir, der andern Mutter selige verruckter weilen, nach dem willen des allmechtigen tods abgangen, hetten sie als die erben inen Hansen Fischer von Trier umb ermelter irer Mutter

und vogtkinder großmutter verlassene erbschaft angesucht; daruff er Inen auch unserer Statt rechten, artickeln, Satzungen und prauch nach, alle und jede seiner hausfrauwen und irer Mutter und vogtkinder großmutter verlassene hab und güter geougt, gezeigt, auch beschreiben, schetzen und anschlagen lassen, inhalt derhalben uffgerichten Inventarium, daran sie ein gut vergnugen hetten, auch darbey erpotten ihnen solliche seiner hausfrauen verlassene güter werden und volgen zu lassen. Diweil aber ermelte Elisabeth von Bensheim, sein hausfrau und irer der Erben Mutter und großmutter selige, ime den dritten theyl irer beder ehegemechdt heuser unden an klein prediger geßlin in unserer statt gelegen, auch zwey hundert gulden zu einem Nachwidem vermacht und dann auch die Whaaren im gewerb nit sueglich von einander zu zertrennen und zuvertheilen weren, so hetten sy sich durch Underhandlung der frommen unserer mit-raths-freunde Gregorii Pfitzers und Michel Schwenckers, Jacoben Kleinen, unsers rathsbewandten, Wendling von Sant-Johann, unsers raths redners und unsers burgers Wolf Grienwalts sollicher erbschaft halben volgender massen freundtlichen mit einander vertragen, daß er, Hans Fischer zuvorderst uff dem widem, so ime sein hausfrau selig vermacht verzig thun sollt, also daß derselbig tod und ab, und die uffgericht widems verschreibung krafftlos sein und daß er demnach inen, den erben für alle ire anforderung und ansprach, die sy mehr-angeregter erbschaft halben an inen hetten oder künfftiglich zu haben vermeinen wollten, jetzo also bar liffern und bezalen sollt eylf hundert gulden unserer straßburgischen wehrung, damit sy auch aller ding usgewiesen sein und pleiben. Dargegen sollten ime, Hansen Fischer in rechter eigenthumbsweis zusteen, volgen und pleiben alle und jede seiner hausfrauen hab und guetter, ligende und farende, es sey an heusern, guettern, zinsen, gulten, kleynotter, kleider, parschaft, silbergeschirr, hausrath, schulden, dem gewerb und allem andern, wie das Namen haben, noch so viel ermelte sein hausfrau verlassen und inen den erben jetzo oder künftig zuston möchten, also daß er Hans Fischer dieselbigen zu besitzen, zu nutzen, zu nießen, zu gepruachen, zu versetzen, zu verkaufen und seines gefallens damit zu handeln ze thun und zelassen haben soll. Desz soll er auch alle schulden und uffgelaufen kosten, so sein hausfrau oder jetzo ire erben zum dritten teil zu bezalen schuldig sein möchten on ir, der Erben costen oder schaden, abrichten, vergnuegen und bezalen und als vielgemelte sein hausfrau einem Jungen Caspar Malern genant, so sy erzogen, fünfzig gulden legiert und verordent, doch mit der bescheidenheit, so er on eeliche leibs erben abgeen würde, daß dann desselbigen fünfzig gulden wider uff ire Erben fallen sollten, so were derhalben zwischen inen beederseits bethedingt worden, daß er Hans Fischer den Knaben furter ufferziehen, und so er zu seinen tagen komen würde ine nach Inhalt seiner Hansen Fischers frauen uffgerichter vermechtdnuß die fünfzig gulden vergnuegen und so er on leibs erben abgon, der Widerfall ime Hansen Fischer und nit den erben zuston, aber die zehen gulden, die sy in den gemeynen Allmusenkasten allhie und dann die fünfzehn gulden, so sy gen Mentz legiert und verordent, die sollten die erben von den ob geschriebenen eylfhundert gulden on sein Hansen Fischers Costen und Schaden liefern und bezahlen und also und dergestalt dises nachlaß und erbschaft halben gentzlich mit einander gericht, geschlicht und vertragen sein und pleiben und kein theil an den andern derhalben auch weiter forderung jetzo oder in künftigem nit haben noch fürnemen. Welchen vertrag sy also gutwillig angenommen, denselben zu bedentheilen bewilligt und nochmals vor uns angenommen, bewilligt haben, dem volgen und vollnziehung thun und sonderlich so wolten auch sie die erben Hansen Fischern des eids, oügens und zeygens erlassen haben. Baten und begerten, daß wir inen sollicher zwuschen Inen bethedigten, abgeredten, und angenomenen vertrags, urkhund und unserer Statt anhangendem

Insigel mitteilen wolten, dieweil wir dann, Meister und rath, die partheyen das sy also vertragen weren, desgleichen auch die Underhandler gehört und dann die parthien denselbigen also gelopt und versprochen haben. Mit verzeyhung aller schutz, schirm und freiheiten, geistlicher und weltlicher rechten, so einichem theil hiewieder zu behilf komen möcht, sonderlichen auch des ußzugs des betrugs und des rechtens gemeiner verzeihung, die nit sonderung hat widersprechende auch aller restitution, ergentzung, und anzugs. So haben wir Inen dessen urkund under unser statt kleinem anhangendem insigel mitzutheilen erkandt und geben Montags den 4. Augusti Anno CXLIIII. (1544.)

No: Simeon Empfinger vergichtschreiber hat den concipiert, ist durch mich Georgen Vischer ingeschrieben.

Aus den bisher mitgeteilten Urkunden und Auszügen ergibt sich, daß Johann Fischer (der Vater Fischarts) seit 1528, ganz sicher seit 1529 Hausbesitzer, Würzkramer und Bürger zu Straßburg war. Das Straßburger Bürgerrecht hatte er sich wahrscheinlich durch seine Vermählung mit der begüterten Witwe Elisabeth von Bensheim erworben. Bensheim ist jedenfalls deren Heimat, — die Stadt Bensheim an der Bergstraße in Hessen, — keineswegs ein Adels-Prädikat. Die Mädchen und Frauen erscheinen in den Straßburger Urkunden jener Zeit häufig nur mit ihrem Taufnamen und ihrer Heimat angeführt; zuweilen steht daneben der Name ihres Vaters oder ihres Gatten. Elisabeth war eine verwitwete Herzheimer und ist im Jahr 1544 als bereits ältere Frau mit Hinterlassung von Kindern und Enkeln aus erster Ehe gestorben. Aus ihrer zweiten Ehe mit Hans Fischer hinterließ sie (das geht aus der mitgeteilten Urkunde deutlich hervor) keine Kinder. Fischer muß also nach dem Sommer 1544 zum zweiten Male geheiratet und erst mit der zweiten Frau seine uns bekannten Kinder Johann, Anna und Barbara erzielt haben. Daraus ergibt sich auch, daß unser Fischart vor 1545 nicht geboren worden sein kann. Ein Datum, das mit den übrigen Angaben, die wir über ihn besitzen, gut übereinstimmt. Hans Fischer kam durch die oben vorgetragene Vereinbarung mit den übrigen Erben in den alleinigen Besitz des Geschäftes und des Hauses an den Gewerbslauben und verblieb daselbst bis zu seinem Tode.

Das Wohnhaus Hans Fischers gehörte zu der protestantischen Pfarrgemeinde Münster-Neue Kirche. In den Standesregistern dieser Gemeinde müssen sich also Nachrichten über Fischarts Familie finden. Ich habe die Straßburger Standesregister der Zeit, die alle schon seit der Revolution auf dem Standesamt der Stadt (Mairie) aufbewahrt sind, genau durchgesehen, unterstützt von den freundlichen Ratschlägen des Herrn Bürgermeisterei-Sekretärs A. Vacant. Meine Hoffnung, das Geburts- beziehungsweise Taufdatum Fischarts und die Vermählung seiner Eltern zu finden, erfüllte sich nicht, und zwar aus dem einfachen

Grunde, weil das Taufbuch der betreffenden Gemeinde erst von 1551, das Hochzeitsbuch erst von 1556 ab erhalten ist. Fischart ist aber jedenfalls vor 1551 geboren worden. Die Geburt seiner Schwestern Anna und Barbara dürfte in die Jahre 1553—1556 fallen, die gleichfalls verloren sind. Infolge des Verlustes der älteren Taufregister ist es also, wenn nicht ein Zufall neue Nachrichten bringt, unmöglich, Fischarts Geburtsdatum festzustellen.

In den erhaltenen Teilen der Standesregister finden wir aber mehrere Nachrichten über Fischarts Familie. Das Taufbuch Münster-Neue Kirche, Band 1551—1571 (Signatur des Standesamtes N. 213) zeigt zum 13. Dezember 1556 folgende Eintragung

Pater: Hans Mentzer, würtzkremer.
Mater: Barbara.
Infans: Margretha.
Compatroni: Barthl Keller. Elisabeth, Petri Tosths tochter. Die Lorcherin, Mayster Lucas frow, des stainmetz.

Der Name Fischer fehlt hier allerdings. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der hier erwähnte Mentzer Fischarts Vater ist. Es stimmt die Gemeinde und der Beruf. Der Name Mentzer erscheint später noch zweimal als Beinamen Fischers (vgl. unten S. 368). Ferner heißt hier seine Gattin: Barbara und wir wissen aus einer später zu besprechenden Stelle, daß Fischarts Mutter den Namen Barbara Kyrmanin geführt hat. Aus dem vorliegenden Zeugnis erfahren wir, daß Fischart eine dritte Schwester, Margarethe, besaß, von der weiterhin nichts verlautet und die wohl in jungen Jahren gestorben sein mag.

Wie hier eine Tosth, Taufpatin von Mentzers Töchterchen ist, so erscheint kurz darnach Fischer als Taufpate eines Tosth. Zum 3. Februar 1557 verzeichnet das Taufbuch:

Pater: Melchior Tosth.
Mater: Magdalena Lochbergerin.
Infans: Melchior.
Compatroni: Hans Fischer, der würzkremer am kleinen predigergeßlin. Doctor Christoffl Munden Haußfraw.

Und ein zweites Mal erscheint „Hans Fischer, der würtzkremer bey den Erbslauben" am 31. Oktober 1557 als Taufpate eines Michael Woller.

Name, Beruf und Wohnung passen in diesen beiden Eintragungen auf Fischarts Vater. Jeder Zweifel aber wird durch die folgenden Notizen behoben. Wir wissen schon lange,[1]) daß Fischarts Schwester Anna mit

[1]) Vgl. Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie 7, 32.

Bernhard Jobin vermählt war, und in der oben erwähnten von Martin veröffentlichten Urkunde erscheint eine zweite Schwester Barbara als Gattin Kirchhoffers. Die Trauungsakten beider Schwestern habe ich nun gefunden in dem Hochzeitsbuch Münster-Neue Kirche, Band 1556—1578 (M 106)

Proclamavi:

1567 1. Juni. Bernhardt Jobin, Formschneider
Anna, Hans Fischers, des Würzkremers seligen dochter werden zu Sant Thoma zu kirchen gehn.
(Spätere Eintrag am Rande:) Zinstag den 10. Junij eingesegnet worden hora 10
und

1573, Sontag den h. Pfingstag, den 10. Maij. Proclamavi: Georg Kirchhoffer, Georg Kirchhoffers hinderlassener Son; Barbara Fischerin, Hanß Fischers Mentzer genant hinderlassene dochter, wonhafft im kleinen predigergesle.
(Mit roter Tinte am Rande:) Eingesegnet, Montag den 25. Maij.

Die letzte Eintragung ist besonders wichtig, weil sie erweist, daß schon Fischarts Vater den Beinamen genannt Mentzer geführt hat. Ein drittes Mal erscheint der Name Mentzer in der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Imelinschen Familienchronik. Diese erzählt zum J. 1569:

Den 26. Dezember uff S. Steffentag vmb 2 uhren nachmitag hat deß Mentzers heußlin in dem grünen Bruch gebrandt, ist von den hanffstenglin vnd heissen aschen angangen vff der bünen, ist oben angangen.[1])

Wir wissen aus einer anderen Urkunde (Anzeiger für deutsches Altertum 18, 54), daß Fischarts Vater wirklich im grünem Bruch ein „Heußlin" besessen hat.

Für Fischart selbst kann also der vom Vater überkommene Beiname Mentzer nicht die Heimat bezeichnen. Wie Fischart sich selbst in der Mehrzahl der Fälle nennt, so schreiben ihn auch die Urkunden: D. Johann Fischart genannt Mentzer. Darnach verwendet er auch die Anfangsbuchstaben J. F. G. M. Nur zweimal und da nicht in Verbindung mit seinem richtigen Namen, sondern mit einem absichtlich verhüllenden Pseudonym bezeichnet er Mainz, wie einen Heimatsort: Jesuwalt Pickhart von Mentz (Jesuitenhütlin) und D. Wickartus de Moguntiaco (Catalogus), während er schon 1567 zweimal neben seinen Namen die Bezeichnung du Strassbourg setzt.[2]) Das Baseler Doktorenbuch nennt ihn Argentoratensis.

[1]) Bei Rudolf Reuß, Auszüge aus der Imelinschen Familienchronik, Colmar 1875 (Sonderabdruck aus der Alsatia S. 83). Auf diese Stelle hat mich H. Seyboth freundlichst aufmerksam gemacht.

[2]) Die verschiedenen Namensformen Fischarts sind verzeichnet und besprochen bei Wackernagel, Johann Fischart von Straßburg S. 5—11.

Wenn wir endlich erwägen, daß Fischarts Vater (wie aus den oben mitgeteilten Zeugnissen hervorgeht) von 1528 oder 1529 angefangen bis zu seinem zwischen 1557—1561 erfolgten Tode in Straßburg als „Bürger," Hausbesitzer und Kaufmann gelebt hat, dann kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Fischart selbst — und das ist das wichtigste Ergebnis der neuen Funde — in Straßburg geboren wurde und zwar innerhalb der Jahre 1545 und 1551.

Mainz hat jedes Anrecht auf Fischart verloren, ja es scheint auch nicht die Heimat von Fischarts Vater gewesen zu sein. Denn dieser wird gewöhnlich mit dem Zusatz „von Trier", einmal mit „von Mentz", zweimal mit dem Beinamen „Mentzer" in den Urkunden erwähnt. Möglich ist es, daß er einer Mainzer Familie entstammt, selbst aber in Trier geboren wurde, oder daß er früh von Mainz nach Trier übersiedelte und erst von da nach Straßburg kam. Beziehungen zu Mainz hatte auch seine erste Frau, weil sie (vgl. oben S. 365) dem „gemeinen Almosenkasten" in Mainz fünfzehn Gulden letztwillig vermachte. Auf seine Mainzer Vorfahren wird es sich beziehen, wenn Fischart (Geschichtklitterung S. 38) die Mainzer seine Landsleute nennt.

Noch eine auffallende Thatsache muß hier erwogen werden. Der Vater und die Schwestern Fischarts (auch die Frau Jobins) heißen in allen Eintragungen nur Fischer oder Vischer (die Schreibung des Anlautes schwankt in den Urkunden auch bei anderen Familien gleichen Namens), niemals Fischart. Muß man da nicht annehmen, daß erst der Schriftsteller seinen Familiennamen in Fischart umgewandelt habe? Auch Seyboth hat dies bereits vermutet.[1]) Begreiflich erscheint es, daß der Schriftsteller sich von den vielen Johann Fischer unterscheiden wollte. Der Beiname Mentzer genügte ihm hiefür nicht; die Latinisierung in Piscator wurde ihm schon von anderen vorweggenommen, so von einem Zeitgenossen und Landsmann, Johann Fischer, der am 27. März 1546 in Straßburg geboren, 1571 Professor der Theologie in Herborn wurde und daselbst 1625 verstarb.[2]) Daß die Namensbildung Fischart nicht feststand, ergibt sich aus den verschiedenen Formen, die er selbst schrieb. Im Jahre 1567 unterzeichnet er sich dreimal Fischärt (und noch einmal 1573), später auch Fischhart (Wischhart, τραχοχιφ) oder τραύσχιφ also Fischuart[3]) und latinisiert Fischartus.

Und bald nach seinem Tode wird er selbst wiederholt Vischer oder

---

[1]) Strassbourg historique et pittoresque. Straßburg 1892, S. 336 f.

[2]) Berger-Levrault, Annales des professeurs des academies et universites Alsaciennes 1523—1871. Nancy 1892, S. 177.

[3]) Vgl. Wackernagel a. a. O. S. 5 und 7; Goedeke, Fischarts Dichtungen S. 34.

Fischer genannt. So in dem Kaufbrief von 1593 (Anzeiger für deutsches Altertum 18, 53), 1614 im Nachdruck des Sekten- und Kuttenstreites, 1623 in der Vorrede zur vierten Ausgabe des Podagrammschen Trostbüchleins und 1624 in Zinkgrefs Vorrede zu dessen „Auserlesenen Gedichten."

Nun muß freilich erwähnt werden, daß Schenk zu Schweinsberg (in der Zeitschrift für deutsches Altertum 35, 255 f.) für 1618 und 1621 einen aus Graubünden stammenden Mainzer Bürger Veit Bißcardt nachgewiesen hat. Für Fischarts Vorfahren beweist dies meiner Ansicht nach wenig. Der Aufenthalt seines Vaters oder Großvaters in Mainz müßte um ein Jahrhundert früher angenommen werden und Bißcardt ist gewiß nur die Verdeutschung des wälschen Guiscard. Es möchte denn sein, daß Fischart, als er den Namen seines Vaters: Fischer umänderte, zu der großväterlichen Namensform zurückgriff.

Fischart hat seinen Vater bald (wahrscheinlich und spätestens 1560) verloren und es ist darum um so begreiflicher, daß er nach Worms zu seinem Vetter Caspar Scheidt gesendet wurde, den er selbst seinen „Präzeptor" nennt. Ob Fischart nach Scheidts Tode (1565) gleich nach Straßburg zurückgekehrt ist und ob er, was wahrscheinlich ist, die 1568 begründete Straßburger Universität besucht hat, läßt sich nicht entscheiden, da die Universitäts-Akten (nach einer freundlichen Mitteilung Prof. Gustav Knods) erst von 1622 ab erhalten sind. Daß er in Siena studiert hat, erzählt Fischart selbst im Eingang seines Barfüßer Secten vnd Kuttenstreites (1570 oder 71)

Da ich in Welschland war vor Jaren
Zu Senis, etwas zu erfahren,
Da mein studieren zu vollenden u. s. w.

Infolge eines unglücklichen Zufalls ist es auch in diesem Punkte unmöglich sich Gewißheit zu verschaffen, da, wie mir Herr Professor von Luschin gütigst schreibt, die Matrikel der deutschen Studenten in Siena erst mit dem Jahre 1573 anhebt. Die vor dieses Jahr zurückreichenden sehr lückenhaften Quellen enthalten nicht den Namen Fischarts.

Fischarts früh verwitwete Mutter vermählte sich zum zweiten Male und zwar mit einem Niclaus Schmidt, der in dem Contractbuch von 1599 als der Stiefgroßvater der Kinder Fischarts bezeichnet wird. (Anzeiger 15, 53 ff.) Am Schlusse dieser Urkunde erscheint das Ehepaar noch einmal:

Item so gebürth Inen (nämlich den Kindern Fischarts) dann auch an 500 R Strasburger Wehrung so Niclaus Schmied von Frau Barbara Kyrmanin Irer großmutter Selg. sein Lebtag zu nießen der dritte teil.

Daß diese Großmutter nur Fischarts Mutter sein kann, ersehen wir ganz sicher daraus, daß die andere Großmutter der Kinder Fischarts: die Frau Bernhard Hertzogs, den Namen Elisabeth Breitenackerin geführt hat (vgl. Bernhard Hertzogs Chronicon Alsatiae 1592 Teil 10 S. 228).

Daß Fischart in den achtziger Jahren Amtmann zu Forbach war, ist bekannt, doch wissen wir nicht genau, wie lange er sich dort aufhielt. Die Herrschaft Forbach war dazumal ein lothringisches Lehen im Besitze der Herren von Hohenfels-Reipoltskirchen.[1]) Der Sohn Johanns V. von Hohenfels, Wolfgang Philipp, vermählte sich mit Amalia von Daun-Falkenstein, starb aber noch vor dem Vater, so daß nach dem Tode Johanns V. (1570), dessen Enkel Johann VI., Wolfgangs nachgeborener Sohn in den Besitz der Herrschaft Forbach kam. Während seiner Minderjährigkeit stand er unter der Vormundschaft des Grafen Egenolf[2]) von Rappoltstein, dem Fischart schon 1581 die erste Ausgabe seiner Dämonomanie gewidmet hatte, um sich ihm für eine etwa frei werdende Stellung zu empfehlen. Egenolf hat nun dem Schriftsteller die Amtmannsstelle in Forbach vermittelt. In der an Eberhard, dem Sohne Egenolfs gerichteten Widmung zur zweiten Ausgabe der Dämonomanie sagt Fischart selbst, daß er noch zur Zeit der Vormundschaft Egenolfs diese Stelle versehen habe.[3])

Um Neues über Fischarts Thätigkeit als Amtmann zu finden, habe ich im Bezirksarchiv zu Metz nach Forbacher Akten aus Fischarts Zeit leider vergeblich gesucht. In Forbach selbst sind keine Originalurkunden erhalten, die über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück reichten, außer einem Gerichtsbuch in zwei Bänden, deren erster die Jahre 1554 bis 1686 umfaßt.[4]) Dieses Gerichtsbuch, das ich durch freundliche Vermittlung des H. Prof. Besler einsehen konnte, enthält notarielle Akte, Käufe, Verkäufe, Verschreibungen, u. s. w. die von dem Meier und den Schöffen beschlossen worden sind, also städtische, nicht herrschaftliche Angelegenheiten und darum findet sich nur an einer Stelle, wo Fischart wahrscheinlich den Meier vertreten hat, sein Name:

---

[1]) Jüngst erschien eine treffliche Arbeit: Geschichte des Schlosses der Herrschaft und der Stadt Forbach von Professor Max Besler, Forbach 1895, die uns über die Familie derer von Hohenfels (S. 36 ff.) und über die Rechtsverhältnisse der Herrschaft zu Fischarts Zeit ausführlich unterrichtet.

[2]) Nicht Eberhard, wie Wackernagel a. a. O. S. 15 und Besler S. 38 sagen, denn Eberhard von Rappoltstein war kaum älter, als Johann VI.

[3]) Vgl. Wendeler in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 10, 423.

[4]) Vgl. Besler a. a. O. S. 112 f.

Statt Gerichts Buch. Jn Forpach. I. Anno 1584 Vff den 2 Martij Ao 1584 hat Brosius Jacob vnd seine haußfrau Perta kaufft Lenhard schmids hauß Vmb die suma 50 gldn. Jst durch den hn Amptman Johan Fischarten darin geerbt (d. h. in Besitz gesetzt) worden.

Diese kleine Notiz ist darum von einiger Bedeutung, weil sie die einzige aus Forbach selbst stammende Nachricht über Fischarts dortige Thätigkeit ist und weil sie seine Amtswirksamkeit schon für den Anfang 1584 erweist. Da Fischart, wie bekannt, 1582 noch in Speier lebte[1]) und da er am 11. November 1583 heiratete, so wird es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß seine Vermählung und sein Amtsantritt zeitlich zusammengefallen sind.

Ob Fischart bis zu seinem Tode Amtmann in Forbach geblieben ist, wissen wir nicht. Die oben erwähnte Widmung zur 2. Ausgabe der Dämonomanie unterzeichnet er am 1. September 1586 als Amtmann zu Forbach. Die 3. Ausgabe von 1591 behält mit der Vorrede auch dieses Datum unverändert bei.. Den großen Festlichkeiten bei Abschluß des Bündnisses zwischen Straßburg, Zürich und Bern im Mai 1588 hat Fischart wahrscheinlich als Augenzeuge in Straßburg beigewohnt, um sie dann für Jobins Festschrift zu beschreiben.[2]) Weihnachten 1589 hat sich Fischart anläßlich eines Hausverkaufes[3]) bestimmt in Straßburg aufgehalten. Seine im Jahre 1588 wieder reicher anhebende schriftstellerische Wirksamkeit ließe den Schluß zu, daß er da nicht mehr an ein Amt gebunden war. Andrerseits weist die Schlußschrift seines Catalogus darauf hin, daß er dieses sein letztes Werk in der Amtskanzlei vollendet habe: „Geben zu Nullenburg im Nineureich, in vnserer Kammer bücherlichen Jngeweidts, und Esse, darin man den Bawren das in expensis Recept schmidt, den 17. Monats Tag Mertzens, Anno 1590." Jn dem oben erwähnten Forbacher Gerichtsbuch folgen nach der Eintragung vom 15. Dezember 1589 acht leere Seiten. Dann folgen ohne Monatsdatum nachträgliche Einzeichnungen aus dem Jahre 1591. Zum Jahr 1590 fehlt jede Eintragung. Sollten die städtischen Schöffen diese Aufgabe unterlassen haben, so lange die Amtmannsstelle verwaist war? Auch diese Lücke im Gerichtsbuch spräche also dafür, daß Fischart im Jahre 1590 in Forbach gestorben sein dürfte. Die Angabe von Veronnais (Annuaire historique du département de la Moselle, Metz 1845 f.), daß Fischart in der Forbacher Kirche beigesetzt worden sei, muß auf einen Jrrtum beruhen, da Fischart als eifriger Calvinist

[1]) Vgl. Goedeke, Fischarts Dichtungen, Einleitung S. 30.

[2]) Vgl. Johann Fischarts Werke, herausgegeben von A. Hauffen, 1, S. XXXV ff.

[3]) Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 18, 53.

gestorben ist, während die Kirche, wie die gesamte Bewohnerschaft Forbachs katholisch war. Prof. Besler hat in Forbach und Umgebung vergebens nach irgend einer Spur von Fischarts Grabstätte gesucht. Urkundlich läßt sich, wie sein Geburts-, so auch sein Todesdatum nicht feststellen, weil die Sterberegister aus dem 16. Jahrhundert weder in Straßburg, noch in Forbach erhalten sind.

Von Fischarts amtlicher Wirksamkeit in Forbach ist uns nichts bekannt, doch wahrscheinlich ist es, daß er an Hexenprozessen beteiligt war. Als Schriftsteller ist er ja übereifrig für die grausamste Verfolgung der Hexen eingetreten und gerade durch seine Bearbeitung der schrecklichen Dämonomanie von Bodin[1]) suchte er einem hohen Gönner seine Eignung zum Beamten zu erweisen. Während seines Aufenthaltes in Forbach wirkte in Lothringen Nikolaus Remigius als herzoglicher Geheimerath und Oberrichter. Im Jahre 1595 gab Remigius seine Daemonolatriae libri tres heraus, für die er die Aussage von 900 Personen benützte, die während der letzten 15 Jahre in Lothringen wegen Zauberei hingerichtet worden waren. Aus allen Teilen des Herzogtums kamen ihm die Untersuchungsakten zu, darunter auch die Berichte von mehreren Hexenprozessen, die sich im September 1587 (also während Fischarts Anwesenheit) in Forbach abgespielt haben. Liber I Caput XII schreibt Remigius:

Cum haec scriberem, venere mihi in manus rearum quarundam percontationes e Forbachio, e quibus didici avolaturas e lecto geniali veneficas ac conciliabula sua solere, ne quid quotidianae, ac nocturnae consuetudinis desideretur maritis, vel somnum per incantationem conciliare, e quo ii non possint facile excitari: vel personas quasdam iam dormientibus adumbrare, atque adiungere, quas si contingeret interea expergisci, suas uxores esse putarent. Bertranda Tonstrix id se saepe fecisse prodidit atque ad sopiendum tali somno maritum saepenumero illi aurem vellicasse dextra manu eo prius illita unguine, quo viam ad eiusmodi conventus affectans solebat seipsa inungere. Eller, uxor Decani in Ottingen, infantis culcitram: Sichen May a Speichern[2]) scopas supposuisse se memoraverunt, postquam essent nomen sui daemonis praefatae. Sicque maritis fucum saepe fecisse.

Forpachii Cal.Septem. 1587

Eodem loco et die

Liber II (Schluß von) Caput I

Forpachii 7 Cal. Sept. 1587 — — quod sequitur exemplum de Bertranda Tonstrice, quae cum Cremer Jacob filium male odisset, quod sibi sublatam ab illo furto pecuniam suspicaretur, noctu domum eius in-

[1]) Ueber Fischarts Bearbeitung der Dämonomanie werde ich in einem der nächsten Abschnitte ausführlich handeln.

[2]) Oettingen und Speichern (Spichern) sind Ortschaften in unmittelbarer Nähe von Forbach.

gressa, effractis a praevio Daemone foribus, venenata potione illum necavit. Praelucebat operi cum violaceo lumine uxor Stoffel Pannarii, gestabat in nigra testa venenum uxor Quirini Lanionis: caput, quo potio in os certius iniiceretur, cohibebat Briccius Merg.: ipsa immisericors mater infundebat. Quod et idem Briccius, cum eodem die, quo illa de se apud quaestorem responderet, ita evenisse asseruit: hoc ad rem magis confirmandam addito argumento, quod prius sublata stragula filii artus illa illevisset, ne tam facile attrectatus excitaretur.

Ibidem eodemque die.

Noch an einigen weiteren Stellen (I 13, II 2, 3 und 4) ist von den bereits erwähnten Hexen kurz die Rede. Der Untersuchungsrichter (quaestor) ist nirgends mit Namen genannt. Die Vermutung aber ist nicht abzuweisen, daß der Amtmann Fischart, als hiezu berufene Person, die angeführten Prozesse geleitet habe oder doch in irgend einer Weise daran beteiligt war.

Anhangsweise füge ich noch einige bemerkenswerte Nachrichten aus Fischarts Umgebung und Zeit hinzu, die ich mir bei der Durchsicht der Straßburger Standesregister aufgezeichnet habe.

Daß Jobin sein erstes Söhnchen Tobias am 8. August 1570 zu St. Thomas taufen ließ, war bereits bekannt.[1]) Die Taufen seiner weiteren Kinder finden wir: im Taufbuch Neue Kirche-Münster zum 14. September 1572 Lucretia, im Taufbuch Jung St. Peter zum 26. Jänner 1574 David, am Dienstag nach Dom. IIII 1575 Esther, am Dienstag nach Dom. XII 1579 Daniel. Bald darnach muß seine erste Frau Anna gestorben sein, denn Jobin vermählte sich ein zweites Mal. Das Hochzeitsbuch von Jung St. Peter verzeichnet zum 19. März 1582

Bernhard Jobin, buochtrucker vnd Jungfraw Susanna Fülckin, Ruprecht Fulcken, des Goldarbeiters hinterlassene Tochter.

Er selbst ist zwischen den Jahren 1588 (vgl. oben S. 363) und 1593 (vgl. Anzeiger 18, 53) gestorben.

Von dem Leben Jörgs Messerschmid, der den Roman „vom edlen Ritter Brissoneto" 1559 in Straßburg veröffentlicht hat, war bisher nichts bekannt. Folgende Eintragung gibt seinen Beruf und seine Vermählung an. Hochzeitsbuch Neue Kirche-Münster: 6. November 1564

Jörg Messerschmid, richter an der statt gericht vnd Anna, Hans Bachen, des schreiners hinderlassne witwe.

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie 7, 32.

Der Straßburger Buchhändler Lazarus Zetzner, in dessen Verlag Fischart den Malleus malleficarum (1582) neu herausgegeben hat, wurde (was nur kurz erwähnt sein mag) am 3. Mai 1551 getauft. Sein gleichnamiger Vater, „der buobler" starb vor 1558. Der Sohn vermählte sich am 14. April 1578:

Lazarus Zetzner, Buchfürer
Catharina, Johann Hebers hinderlassne dochter.

Der berühmte Geschichtsschreiber und Diplomat Johannes Sleidanus erscheint wiederholt in den Pfarrbüchern von St. Wilhelm zu Straßburg. Das Hochzeitsbuch verzeichnet:

1546, 13 Martij proclamavi.
Den hochgelerten Herrn Johann Schleidanum, der rechten licentiat.
Junckfraw Jola von Nydpruck
(eodem die in aedibus Ulrici Bissner conjunxi).

Er und seine Gattin treten häufig als Taufpaten auf; am Pfingstsonntag 1553 bringen sie selbst ein Töchterchen Jola zur Taufe nach St. Thomas.

Im Allgemeinen sei noch erwähnt, daß die in den Straßburger Standesregistern (in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) angeführten Bräute gut zu zwei Dritteilen als „hinterlassene" Tochter oder Witwe bezeichnet werden, ein neuer trauriger Beweis für die frühe Sterblichkeit der Männer in jenen stürmisch bewegten Zeiten, ferner daß uneheliche Kinder überaus selten und da als etwas ganz Besonderes verzeichnet und endlich daß gelegentlich, aber auch sehr selten von den protestantischen Pfarrherren Ehescheidungen vorgenommen und eingetragen werden. Einzelne Register verzeichnen neben den Standesakten auch andere kirchliche Ereignisse. So erwähnt der Pfarrherr zu St. Wilhelm zum Jahre 1544 die Rebelles, qui conciones meas vitant, coenam negligunt et colloquia pia dectrectant; er nennt mit Namen acht Familien, die sich am kirchlichen Leben nicht beteiligen, und nagelt besonders einen Uebelthäter an: „Hans Gruin von Mundelsheim in der newen gassen, flucht seim weib, wenn sie in die predigt vnd zum sacrament geht, sie thue es den pfaffen zu liebe."

Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition.

Mitteilungen über Heinse und seine Freunde.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Als Heinrich August Erhard für eine Geschichte seiner heimischen Universität Erfurt und besonders für Wielands Anteil an derselben sammelte, verzeichnete er sich auch: „Acta betreffend die Untersuchung gegen den Professor Schwarz zu Mainz wegen angeschuldigter Aeußerungen und Verbindungen gegen die katholische Religion. Nicht allein wider die ältere Kirche, sondern die christliche Lehre überhaupt. Diese Akten geben einen merkwürdigen Belag von atheistischen Wirkungen Wielandischer Philosophie, seine Musarion spielt darin schon [!] eine bedeutende Rolle." Diese Notiz, die ich vor vielen Jahren, unter Robert Boxbergers Führung und mit der kundigen Unterstützung des Herrn Archivars Dr. C. Beyer im Erfurter Stadtarchiv aufnahm, blieb für mich dunkel und der Bezug der ihr beigefügten Nr. 80 unerkennbar, bis ich vor Kurzem durch das dankenswerte Entgegenkommen des Herrn Geheimen Archivrates von Mülverstedt in Magdeburg Erfurter Universitätsakten vorgelegt erhielt und dabei fand, daß ihre Bezifferung mit der anderer Aufzeichnungen des ehemaligen Magdeburger Archivars Erhard übereinstimme. Darnach konnte ich auch diesen Akt Nr. 80 und seine Beilage Nr. 81 aus dem kgl. preußischen Staatsarchiv in Magdeburg erbitten und mit Bewilligung des Ministeriums einsehen.

Ist es an sich nicht ohne Belang, in einen Inquisitionsprozeß Einblick zu erhalten, bei dem im Kerne die Aufklärung des 18. Jahrhunderts vor die Schranken des Gerichtes gerufen war, so hat diese Anklage noch besonderen literarhistorischen Wert. Zwar nicht den, den Erhards Aufzeichnung erwarten läßt; denn ein Zeugnis für die atheistische Wirkung Wielandischer Philosophie und gar der „Musarion" wird nicht erbracht, sie ist bei der geistlichen Untersuchung nur etwas Nebensächliches, wenn sie auch im Hintergrunde stets sich zeigt; aber der Akt führt in den Kreis der Erfurter Zuhörer Wielands ein und damit

in den Freundeskreis W. Heinses, und das ist nicht unergiebig, weil hierüber bisher sehr wenig bekannt ist. Leider finden sich nun nicht mehr alle Beilagen zu dem Hauptakte vor, nicht mehr alle beim Angeklagten in Beschlag genommenen Schriften; doch sind die dem Verhöre nach wichtigsten Stücke erhalten.

Die Anklage trifft einen Professor Schwarz, dessen Name in einem akademischen Gutachten und in Briefen Wielands, sowie in Briefen Heinses begegnet, ohne daß er, soviel ich weiß, bisher eine Belebung gefunden hätte. Aus den Akten wird nun folgender Lebenslauf ersichtlich. Joseph Schwarz aus Wetzlar, geboren 1740 oder 1741, der Sohn eines gräflichen Kutschers, besuchte die niederen Schulen in Wetzlar, kam dann zu einem Bruder seines Vaters, der Bürger in Aschaffenburg war, lernte hier bei den Jesuiten Philosophie, war zwei Jahre hindurch Novize dieses Ordens, trat aber wegen Kränklichkeit und wegen Abneigung gegen diesen Stand aus. Drei Jahre brachte er darnach in Wetzlar als Schreiber und Privatlehrer des Lateinischen zu, zog darauf nach Würzburg, wo er sich vorzüglich dem Studium philosophischer Bücher hingab, mit Unterricht in scholastischer Philosophie und französischer Sprache aber keinen genügenden Unterhalt erwerben konnte. Darum siedelte er nach Mannheim über und fand an seinem ehemaligen geistlichen Mitbruder Jakob Herd eine Stütze: es ist derselbe Herd, zu dessen Frau Jerusalem seine unglückselige Leidenschaft faßte; damals stand er als Privatinstruktor bei einem Grafen und verschaffte seinem Freunde Schwarz auf ein Jahr eine gleiche Stelle bei den Söhnen des kurpfälzischen Oberstallmeisteritabssekretairs Spengel, die in Philosophie unterrichtet werden sollten. Ein zweites Jahr ernährte sich Schwarz daselbst durch französische Lektionen. Darauf kehrte er für ein Jahr nach Würzburg zurück, hielt sich ein halbes Jahr in Lohr a. Main als Schreiber auf und bezog nun endlich für etwa drei Jahre die Universität Erfurt. Da er von hier im Juni 1771 abging, um, von Wieland eingeführt, die Erzieherstelle bei den Kindern des Herrn von La Roche zu übernehmen, so ergibt sich, daß er früher als Wieland dort eintraf, sich aber doch zu einer Zeit dorthin wendete, als eine freisinnige Reorganisation auf diese Hochschule aufmerksam machte. Schon in Würzburg war er mit einem Mediziner umgegangen: in Erfurt warf er sich zunächst auf dieses Fach, hörte bei den Anatomen und Chirurgen J. P. Baumer und Löber, bei dem Mediziner Luther, der übrigens auch Philosophie las, außerdem aber über Literatur bei Wieland und F. Justus Riedel. Er verkehrte mit Andreä aus Erfurt, Büeler aus einem Städtchen am Zürchersee, mit Heinse und einem zweiten Lutheraner: Giesberg aus Ansbach, mit Wolff aus Olmütz und Neelsen aus Nordhausen.

Diese sind auch die Freunde Heinses gewesen. Ihm stand Andreä am nächsten:[1] die andern[2] erwähnt er mit Ausnahme Reelsens in seinen Briefen an Schwarz (siehe unten) und dazu noch Diel, Link und Pfaff so, daß er Schwarz' Bekanntschaft mit ihnen voraussetzt; sie gehörten also auch zu dem Erfurter Kreise.[3] Ueber alle diese weiß ich wenig oder nichts zu finden.[4]

Andreä wird der am 16. März 1749 zu Erfurt geborene Dietrich Wilhelm sein, der nachmals eine Freimaurerzeitung herausgab, aus dem Spanischen, Englischen und Französischen übersetzte, einige Zeit Lehrer am Neuwieder Philanthropin war und in andern Stellen (nach Meusel).[5]

Büeler stammt nach Heinses Andeutung aus Rapperswyl, kam Ende 1768 von Mainz nach Erfurt, stand, den Akten zufolge, nach seinem Abgang von da ein Jahr bei dem Geheimen Rat Deel[6] in Mainz, dann fünf Monate bei einem Hofkammerrat Brentano ebenda in Dienst hier noch Mitte Juli 1773), und war als Substitut eines Professors an der kurfürstlichen Schullehrerakademie in Mainz tätig. Bei den Unruhen, die nach dem Tode des Gründers dieser Anstalt, des Kurfürsten Emmerich Joseph ausbrachen, muß er rechtzeitig geflohen sein, er wurde im Sommer des Jahres 1774 vergebens von dem Gewaltboten gesucht, auch in Worms und Erfurt nicht gefunden. Ein Brief von ihm an Wieland hat sich in der kgl. Bibliothek zu Dresden erhalten. Weil er auf die Stellung der Schüler zu Wieland Licht wirft, gebe ich ihn im Auszug.

Mainz 17. März 1773. Ein bisher unzufriedener hat „Dank sey es dem großen Vater der Muarion! eine Ruhe erhalten, deren wohlthätiger Einfluß auf die Tage eines Sterblichen, für mich so lange verlohren war. — Ich bin zufrieden, weil ich mir es zum Gesetze gemacht habe Ihren weisen Lehren zu

---

[1]) Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 1, 34. 38. 42 und im Briefe an Schwarz, siehe unten. Ferner in den Briefen an Kl. Schmidt, Zeitgenossen 3. Reihe, 2. Band, 8. Stück S. 70, die Schüddekopf jüngst entdeckt hat (Zeitschrift des Harzvereins Band 28).

[2]) Büeler auch: Schüddekopf 1, 233.

[3]) Werthes wird nicht genannt; kam er erst nach Schwarz' Abgang nach Erfurt? Noch im Jahre 1771 traf er da ein: Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 250.

[4]) Die Erfurter Studentenmatrikel ist von Weißenborn in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen Band 8 nur bis 1636 veröffentlicht. Der dürftige Auszug aus der Matrikel, den Erhard in Die Vorzeit, Erfurt 1818 2, 99 ff. einrückte, erwähnt diese unberühmten Namen nicht.

[5]) Matthison empfiehlt den in elender Lage befindlichen Andreä zum Bibliothekar des Bruders des Mainzer Kurfürsten: Matthison an Johannes v. Müller, Neuwied 3. September 1786, Maurer-Constant, Briefe an J. v. Müller 4, 398. 400.

[6]) Deelen vgl. J. v. Müllers Werke 38, 41.

folgen." Er möchte Wieland alles sagen, was sein dankbares jugendliches Herz für ihn empfinde. „Ich erstaune, wenn ich die glänzende Reihe von Wohlthaten betrachte, die ich in drey Jahren von Ihnen genoß. Sie haben mich in meinem Unglücke getröstet! — Sie haben, wie werde ich Ihnen erst dieses jemals verdanken können? Sie haben mich zum Menschen gebildet! — Ihre weisen Lehren haben meinen irrenden Geist dem Labyrinth von Vorurtheilen, worinn' er von seinem Entstehen an herumtaumelte, entführt, und seiner Bestimmung genähert. — Sie haben mich gelehrt — tugendhaft und glücklich zu seyn. Kurz was blieb übrig, das Sie mir thun konnten, und nicht thaten? — — O Vater meiner Sele! — wäre ich nur so glücklich Ihnen mein ganzes Leben nur allein wiedmen zu können!" Er habe auf eigene Faust für den Teutschen Merkur Praenumeranten gesammelt. . . .

Las ich die Vornamen der Unterschrift C. [?] G. Bueler recht, und ist Meusel zuverlässig, so müßte er ein anderer sein als der Schweizer J. F. Büler, von dem 1789 in Bregenz eine Geschichte von Salomon Geßners Denkmal in den Alpengebirgen des Kanton Glarus erschienen ist. Anderseits wird die Identität dadurch wahrscheinlich, weil der Verfasser dieser Schrift, nach meines Freundes Baechtold Mitteilung, sagt (S. 11), er sei 1774 von seinem „academischen Laufe" wieder in sein Vaterland zurückgekommen.

Von den andern Freunden weiß ich noch weniger Kunde zu geben. Link, der wie Giesberg, wohl Riedels wegen, aber vor diesem, nach Wien gegangen war, mit dem M[ed.] D[octor] G. F. Link zu identificieren, von dem Wieland am 13. Juni und 4. Dezember 1789 Briefe und Zusendungen für den Merkur erhielt,[1]) ist eine beweisloſe Vermutung. Und ob der Ernst Wilhelm Wolf in Weimar, der Wieland am 21. Januar 1787 (ungedruckt) eine von Professor Cramer zweimal erbetene Recension über Schulzes Athalia schickte, etwas mit dem Erfurter Wolff gemein hat, steht ebenso dahin. Diel (oder Diehl), der Sohn eines Frankfurter Kaufmanns, studierte 1772 in Erlangen und wollte dann nach Leipzig oder Göttingen gehen;[2]) Neelsen zog nach Jena (Akten).

Im Verhöre erklärte Schwarz, er sei des Beistandes der Freunde, ihrer Hilfe in Erfurt bedürftig gewesen; wenn er eigene Mittel gehabt hätte, um sich dem ihm angebornen Triebe zu studieren ungehindert zu überlassen, würde er sie niemals kennen gelernt haben; Andreä, Büeler und Wolff hätten ihm viele Gefälligkeit erwiesen. Daß auch sie nicht

[1]) Einiges ist im Merkur 1789 3, 99. 151 und 315 veröffentlicht worden. Aus den ungedruckten Briefen ergibt sich, daß Wieland den Titel „Kosmogonische Erzählungen aus Walhalla" selbst formte (Link hatte „Versuch einer Mythologie der Deutschen" überschrieben, dann aber „Verwandlungen oder Erzählungen aus der Walhalla" vorgeschlagen) und daß er auch an der Schreibart verbesserte. Dies sei zur Charakteristik von Wielands Redaktion angeführt.

[2]) Schüddekopf 1, 54. 69. 233. Zeitgenossen 3. Reihe, 2. Band, 8. Stück S. 70.

gründlich helfen konnten, erhellt aus der Erklärung, er habe manchmal bei einer ihm unangenehmen Frau Damian sich aufhalten müssen, weil er die Beheizung seines Zimmers nicht bestreiten konnte; erhellt ferner aus den Versen, die Heinse aus seinem Munde aufgezeichnet hat: „Nun werd' ich dreyßig Jahr. Wie oft hab' ich schon hungern müssen Bey aller meiner Freunde Küssen!“ [1]) Nach seinem Abgange von Erfurt unterhielt Schwarz nur mit Büeler lebhafteren Briefwechsel; weniger mit Andreä, Wolff und Neelsen; an Heinse schrieb er nur einmal.

Am 27. Juni 1771 trat er auf Wielands Empfehlung eine Lehrstelle bei den La Rocheschen Kindern in Ehrenbreitstein an (Wieland hatte im Mai Fritz La Roche aus seinem Hause zu den Eltern zurückgeführt). Sophie La Roche meldet am 28. Juni Wieland seine Ankunft und fügt bei (ungedruckt): „La Roche en est content, et moi tres satisfaite.“ Auch später [2]) kann sie ihres Gatten Zufriedenheit melden. Hier lernte Schwarz eine „Bekannte“ des Hauses lieben,[3]) die noch vor Schwarz nach Mainz kam und an dem erwähnten Kammerrat Brentano eine Stütze fand; im Herbst 1773 muß Hochzeit gehalten worden sein.

Etwa seit der Mitte dieses Jahres, wohl seit der Zeit da Fritz La Roche auf die Akademie kam,[4]) wurde Schwarz von dem kurtrierischen Minister von Hornstein irgendwie beschäftigt. Darnach erhielt er ohne sein Zuthun eine Berufung an das sogenannte Emmerizianische Gymnasium in Mainz und nahm sie an, obgleich er auch im Trierischen Lande Aussicht auf gutes Fortkommen hatte; er wurde sogleich aus seinem Dienste entlassen und trat das Lehramt wohl zu Beginn des Schuljahres, am 1. November 1773 an.[5]) Er hatte die lateinische Sprache auf der dritten Stufe, in der 7. und 8. Klasse zu lehren; seine Geschicklichkeit und sein Fleiß in der Schule wurden von jedermann gelobt. So war er an seinem Platze und genoß eine sorgenlose Zeit mit seiner jungen Frau.

---

[1]) Schüddekopf 1, 51.

[2]) 27. Juli 1771 an Wieland, ungedruckt. Am 20. August 1771 (ebenso) schreibt sie, Schwarz werde den zweiten Teil ihrer „Sternheim“ abschreiben.

[3]) Sophie La Roche an Wieland 13. Januar 1772 (ungedruckt): „Schwarz étant mélancolique pendant plusieurs jours est venu me dire avec un air effaré, qu'il est bien malheureux qu'il aime tant ma Marianne, et que la Marianne ne l'aimait pas.“ Wieland hatte versprochen: Schwarz „ne sera pas dangereux à votre jolie Chambriere ni à cette pauvre cuisiniere“ ꝛc. Hassencamp, Neue Briefe C. M. Wielands S. 244.

[4]) Schüddekopf 1, 51.

[5]) Nach dem vom 1. Oktober 1773 datierten „Entwurf, nach welchem die . . . Lateinischen Schulen in . . . . Mainz werden eingerichtet werden“ § 67 war der dritte Lehrer noch nicht ernannt. Sammlung aller Schriften der verbesserten öffentlichen Schulen in den Kurmainzischen Landen. Stockholm 1776 S. 225.

Da starb am 11. Juni 1774 der Kurfürst Emmerich Joseph, dessen freisinnige Fürsorge das Mainzer Schulwesen zum Verdrusse der Mönche und Jesuiten gründlich reformiert hatte. Der Großhofmeister Karl von Groschlag, der Wielands Hauptstütze in Mainz während dessen Erfurter Zeit war, war seines Herrn erster Berater auch hiefür gewesen und Papst Klemens XIV. hatte die Einrichtungen gebilligt.[1]) In Mainz aber fanden sie heftige Widersacher. Das Vielerlei der neuen Schulordnung, die realistische Fächer einführte und die neueren Sprachen[2]) auf Kosten besonders der griechischen betonte, verwirrte die Eltern und die Anpassung der Lehre an die Bedürfnisse des aufgeklärten Zeitalters, wovon die Erlasse redeten, mißfiel; gewiß hatten die Jesuiten, die bis dahin die Schule allein in Händen gehabt hatten und durch die Aufhebung ihres Ordens brach gelegt waren, Anteil an der Unzufriedenheit, die sofort nach dem Tode Emmerich Josephs in Straßenaufläufen sich kund that und sich gegen die Lehrer, besonders gegen den Direktor der Schullehrerakademie Steigentesch wendete.[3]) Die Regierung gab diesem Drucke sogleich nach[4]) und schon am 12. Juni wurden drei Lehrer der Mittelschule, unter ihnen auch Joseph Schwarz verhaftet,[5]) seine Bücher und Papiere mit Beschlag belegt. Und diese wurden sein Unglück; denn er schien dadurch stark belastet zu sein und wurde deshalb offenbar nicht wie seine Collegen, sondern als besonders anrüchiger und gefährlicher Mensch strenger behandelt.

---

[1]) Ueber die Schulen siehe das in der vorigen Anmerkung angeführte Sämmelwert; ferner K. G. Bockenheimer „Die Mainzer Schulen unter den beiden letzten Kurfürsten" in Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 1882 5. Heft S. 61 ff. Die Kenntnis dieser Bücher verdanke ich meinem Freunde Herrn Bibliotheksekretär Dr. W. Heidenheimer in Mainz.

[2]) Dem Unterricht in der deutschen Sprache wurde zu Grunde gelegt Gottscheds Sprachlehre und seine kritischen Beiträge zur Historie der deutschen Sprache, Gellerts Briefstillehre, Rabeners Briefe, Dusch' Briefe zur Bildung des Herzens, Geßners Gedichte, Gedichte von Denis auszugsweise, Stockhausens Briefe u. a. m. siehe Sammlung S. 222 f.

[3]) Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer herausgegeben von H. König. Frankfurt a./M. 1845 S. 53.

[4]) Heinse an Kl. Schmidt 8. Juli 1774: „In Mainz soll, nach Absterben des Kurfürsten, Alles verbrannt und gerädert werden, was einen Glauben hat, der weniger als 5 ℔. wiegt; just so viel, wie sein Kopf schwer ist, muß Einer, der passiren will, Glauben haben. . . . Die Mönche und Pfaffen kriechen jetzt wieder aus ihren Nestern gleich den Fledermäusen und Eulen, wenn die Sonne untergegangen ist. Es ist schon scheußlich, das mit der Phantasie anzusehen; behüte Gott, daß ich es wirklich mit ansähe oder unter ihre Krallen käme." Zeitgenossen 3. Reihe, 2. Band, 8. Stück S. 72.

[5]) Eickemeyer S. 55. Bockenheimer S. 76 ff. Damals wurde auch der Orientalist Isenbiehl auf Jahre gefangen gesetzt.

Ueber seine Haltung in der Schule wußte man nichts Bedenkliches festzulegen; sogar die Exjesuiten konnten ihn keiner irreligiösen Aeußerung beim Unterricht bezichtigen, wie seine Richter hervorhoben; das Einzige, was in dieser Beziehung gegen ihn vorgebracht wurde, war, daß er unpassende Eclogen Vergils habe übersetzen lassen. Aber Vergils Eclogen waren im Schulplane vorgeschrieben, und außerdem berief sich Schwarz darauf, daß auch der hl. Augustinus Vergil als Schullektüre empfohlen habe und daß ein Jesuit einen sehr deutlichen Schulcommentar zu den Eclogen geschrieben habe. Sieht man die in 24 Blättern bei den Akten erhaltenen Schülerübersetzungen an, so gewinnt man den Eindruck, daß die Knaben nicht von ihrem Lehrer aufgeklärt waren, was die Eclogen Sinnliches enthalten; die stammelnden Verdeutschungsproben sind zudem wiederholt mit Zusätzen wie „Laus deo soli" versehen.

Dagegen gaben seine Briefschaften den Beweis, daß er mit irreligiösen Menschen verkehrte und man unterzog ihn darum einem Verhör über sein Vorleben. Hiebei und in einem an den Kurfürsten gerichteten Promemoria bekannte Schwarz nun Folgendes.

Er hatte von Natur „viel Vorwitz" und Wißbegierde. Nachdem er nicht die beste Erziehung genossen, trat er unerfahren und ohne gute standhafte Grundsätze, auch ohne Kenntnisse außer in lateinischer Sprache und in scholastischer Philosophie in die Welt. Das Studium der Philosophie erfüllte seinen Kopf mit Zweifeln und flößte ihm Disputiersucht ein. „Meine Jugend war lebhaft," schreibt er, „mein Vorwitz außerordentlich groß, die Eitelkeit hatte für mich unüberwindliche Reizungen, mein Leichtsinn schlug sich Alles gar bald aus den Gedanken, jede neue Chimäre war mir ein glänzendes Meteor, das ich anstaunte; aber mein Herz war nie verderbt." Gute Bücher (will hier heißen: kirchlich gebilligte) habe er nicht gekannt und nicht kaufen können. Die dermaligen unglückseligen verderbten Zeiten seien Ursache, daß ihm größtenteils solche Bücher in die Hände kamen, die entweder die Religion offenbar bestritten oder wenigstens mit vielen irrigen Sätzen angefüllt waren. Besonders ein „Leser" des kurpfälzischen Obristkämmerers und dann des kurpfälzischen Ministers v. Wachtendong, Namens Weis oder Leblanc, gab ihm solche Bücher; z. B. Voltaires Philosophie de l' histoire. Andere fand er bei La Roche. Er excerpierte aus Marsolliers Histoire de l' inquisition et de son origine,[1]) aus einem Werke Tyrannis christiana, aus den Reflexiones ex optimismo. So wurde er immer verworrener und zweifelhafter in Religionssachen. Es sei gewiß, daß die Wielandischen

[1]) Oder meint er unter der Angabe Histoire de l'inquisition das Werk von Montanus über die spanische, das von Dellon über die Inquisition von Goa?

Schriften, in denen der heidnischen Gottheiten so vielfältig gedacht werde, den jungen Leuten die Köpfe, die Sitten und die Einbildungskraft verdorben hätten. „Meine Wißbegierde war eitel, ich sah die Irrthümer für Wahrheiten an, und gegen die innerlich rufende Stimme der Gnade kämpfete ich bald mit Zerstreuungen, bald mit dem falschen blendenden Witze.“ Aber immer wieder sträubte sich sein Gewissen dagegen. Er erkannte das Uebel, das die Erde verwüsten müßte, wenn die gefährlichen Sätze der sogenannten Weltweisen allgemein würden; sie zögen alle Herzenswahrheiten in Zweifel, zerrütteten geistliches und menschliches Recht, machten alle Bande der Pflicht, Tugend, Gesellschaft zu willkürlichen; ohne die Furcht vor Gesetzen und Strafen würden sie sich alles erlauben. Diese Erwägung habe ihn belehrt, an die Notwendigkeit der Strafen zu glauben, und dabei sei er zu ernsthaften Gedanken über die christliche Religion gekommen. „Welches unermessene weite Feld von Wahrheiten habe ich fliegend durchwandert, bis ich dahin gekommen bin, wo Gott in seiner heiligen Nacht wohnet! Denn Nacht und Dunkel ist es doch immer, was ich dermals in meiner sterblichen Hülle von ihm weiß; ich habe einen Sonnenstaub, und Millionen von glänzenden himmlischen Kugeln in einer Kette von Ideen zusammengereihet, und so habe ich mich bis zu seiner unermessenen Größe geschwungen; was ist diese wunderbare, denkende, durchdringende Kraft, die in mir liegt? ist sie Körper, oder ist sie ein heiliger Hauch des Allmächtigen?“ Die Naturkündiger kennen außer Materie nichts als Bewegung; er wisse jetzt, daß seine denkende Kraft nicht aus Bewegung der sinnlichen Objekte entstehen könne; vielmehr habe Gott den geistigen Funken des Lebens in ihn gelegt. Er erschließt Gott aus der Natur, er beleuchtet die Religion mit der bloßen gesunden Vernunft und er erkennt dabei, daß nur die Offenbarung die Mittel zur Rechtfertigung der reuigen Sünder geben könne. War er mehrere Jahre in Irrtümern befangen, seit dem Jahre 1772 ist sein christlicher Glaube gefestigt.

Zu dieser Selbstcharakteristik treten wiederholte Bemerkungen Heinses, Schwarz sei Menschenhasser und trüber Laune gewesen,[1]) und Aeußerungen Wielands, die sein Bild freundlicher zeichnen. In der Erfurter Zeit hatte Wieland Anlaß, amtlich über ihn zu schreiben[2]): Schwarz sei ihm gleich beim Antritte seines Lehramtes durch seine vorzüglichen Fähigkeiten und seine Geschicklichkeit in Sprachen und in einigen Teilen der Philosophie vorteilhaft bekannt geworden; er habe Lernbegierde gezeigt und privatim mehrmals rechtschaffene Denkungsart; auch seine gute Aufführung sei glaubwürdig bezeugt, so daß er

[1]) Schüddekopf 1, 51. Vgl. unten.

[2]) 12. Januar 1770. Boxberger in den Jahrbüchern der kgl. Akademie zu Erfurt 1870 S. 113 ff.

ihm wegen seiner kümmerlichen Umstände und seiner Mittellosigkeit selbst Gutes erwiesen und die Unterstützung eines auswärtigen hohen Patrons zur Fortsetzung seiner Studien verschafft habe. Und an Frau von La Roche schreibt Wieland zur Empfehlung des Hofmeisters: „C'est un garçon de mérite: il a de la Capacité et le Coeur capable d'attachement et de Sentimens, outre qu'il sait beaucoup de latin et qu'il écrit assés bien en françois . . . . c'est presqu'un miracle que son âme n'a pas été entièrement affaissé sous le poids de la misère", weil er selbst des Nötigsten entbehrt habe. . . . . „Les malheurs lui ont donné une timidité et une défiance en lui même qui offusque la moitié de son mérite". Und später schreibt er: „Schwarz ist eine sehr gute Seele. Sein Brief an mich würde mirs bewiesen haben, wenn ich es nicht schon gewußt hätte. Er spricht von Ihnen und La Roche auf eine Art, die seinem Kopf und Herzen Ehre macht."[1])

In der That geht aus allen Nachrichten hervor, daß Schwarz ein ehrlich strebsamer Mensch war, dessen geistige Klärung und Festigung von der Sorge um den Lebensunterhalt aufgehalten wurde. Durch scholastische Spitzfindigkeiten beunruhigt, im weiteren auf ungewählte Lektüre ohne Führung angewiesen, im Kreise genialischer junger Schwärmer angeregt, jegliche Fessel der Denkweise vollends zu brechen, von frei denkenden Lehrern zu einer Auffassung der physischen und metaphysischen Probleme geleitet, die wenigstens nicht kirchlich war, im medicinischen Hörsaal wohl gar zu einer materialistischen Betrachtung der Welt gedrängt kämpfte er den schwersten Kampf mit seiner frommen Erziehung. Gewiß hat die Kirchlichkeit seiner Gesinnung einen ernsten Stoß erfahren; die wiederholte Lektüre der Bibel, der Concilien, des Augustinus konnte das nicht hindern; aber sein grüblerisches Wesen vermochte sich zu dem Neuen, das das Alte verdrängen wollte, nicht zu entschließen. Die Schärfe und Klarheit seiner Philosophie ist in den vorliegenden Aeußerungen gering; möglich, daß er unter dem Drucke der Gefängnishaft und auch in der Absicht der Selbstverteidigung nicht bestimmt sprechen wollte; aber so undeutlich konnte er auch da nicht reden, wenn er einmal seine Belesenheit, sein Wissen geordnet und wirklich verarbeitet hatte. Gewiß hatte sein Gefühl viel Herrschaft über seinen Verstand. Und in den angenehmen Verhältnissen des Hauses La Roche siegte es. Wie viel echtes Bedürfnis ihn zunächst zum Kirchenbesuche trieb, den er hier wieder aufnimmt und von da an eifrig fortsetzt, darf ungeprüft bleiben; seine Stellung als Erzieher beim kurfürstlichen Geheimen Staatsrat und Kanzler mag das als Standesübung mit sich gebracht haben. Allmählich aber fand er dabei den verlornen Seelenfrieden

[1]) Hassencamp S. 244 f. 246. 251.

wieder. Er vernachlässigt die alten Freunde, er antwortet nicht auf ihre zudringenden Briefe, er stößt sich an ihren freidenkerischen Wendungen, er hätte auch mit Büeler den Briefwechsel abgebrochen, wenn er nicht die Vermittlung mit seiner Braut gebildet hätte. Und diese selbst, zu der ihn nichts zog als ihre großen Gaben des Geistes, ihre Tugenden, ihre Gesinnungen, die arm war wie er selbst und ohne hilfreiche Verwandtschaft, sie, die er liebte, war religiös: er schrieb für sie ein Gebetbuch aus katholischen Gebetbüchern zusammen. Der liebende Zweifler wird ein positiv Gläubiger. Und als zu dem inneren Glücke auch inneres Behagen kommt, eine gesicherte Thätigkeit und gewisser Unterhalt für die Zukunft, wars mit dem Grübeln zu Ende. So legt er denn, gepeinigt durch mehrmonatliche Gefangenschaft, in einer so heiklen Seelenfrage der Gnade des Erzbischofs preisgegeben, getrennt von dem jungen Weibe, dem der Zutritt zu ihm verweigert war, besorgt um dessen und des neugebornen Kindes Zukunft, ein streng kirchliches Bekenntnis ab, bedürftig des Trostes, der den Kindern des Reiches Gottes versprochen sei. Ich zweifle so wenig an der Ehrlichkeit dieses Bekenntnisses wie seine Richter. Und so hätte man ihm denn als reuigem Sünder im kirchlichen Sinne Vertrauen geschenkt, wenn nicht die verdächtige Verbindung mit anrüchigen Personen Bedenken erregt hätte und er nicht schon früher, ohne sich zu bessern, mit der Geistlichkeit in Konflikt gekommen gewesen wäre.

Die Jesuiten mochten ihm den Austritt aus ihrem Orden nachtragen. Mit einem Kapuziner in Lohr hatte er über die Materialität oder Immaterialität des höllischen Feuers gestritten, und die handgreifliche Weise, in der der Pater die Disputation mit einer Ohrfeige endigte, mochte ihn nicht von seinem Irrtum überzeugt haben. Dann wurde er in Erfurt der Blasphemie von einem anonymen Denuncianten beschuldigt; der Anlaß ist unbekannt; möglich, daß es ein Gerede war wie das 1774 zu Protokoll gegebene eines Erfurter Ratsherrn Damian, wonach Schwarz Selbstmordgedanken ausgesprochen und gemeint haben soll, es könne ihm im Jenseits nicht schlechter gehen als bei der Geburt; Damians Bericht, auch wenn sein unklar formulierter Inhalt die von Schwarz geleugnete Tragweite, nemlich die Verneinung der Unsterblichkeit der Seele hätte, wäre kaum sehr vertrauenswert; denn Schwarz bezeichnet ihn als seinen bekannten Feind, und der Grund der Feindschaft könnte allenfalls sein erwähntes Verhältnis zu einer Frau Damianin sein. Wieland trat für seinen Schüler mit der gebotenen Vorsicht ein;[1] er fühlte richtig heraus, daß seine theologischen Collegen in dem Zuhörer ihn selbst treffen wollten; darum verwahrt er sich amtlich dagegen, daß

[1]) Boxberger in den Jahrbüchern der Akademie zu Erfurt 1870 S. 113 f.

Schwarz nur bei ihm allein Vorlesungen gehört habe, darum betont er, daß seine Zuhörer die häufigste Gelegenheit hätten, in der tiefsten Ehrfurcht vor Gott und der Religion bestärkt und von der Abscheulichkeit und strafwürdigsten Torheit, deren sich die Verächter und Spötter der Religion schuldig machten, aufs gründlichste überzeugt zu werden. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Angelegenheit mitspielte bei seinem bekannten heftigen Ausfall auf Michaelis, ja vielleicht die Hauptursache war. Uebrigens verlief die Sache günstig für Schwarz: die Ingolstadter Universität fällte eine sententiam absolutoriam. Die Mainzer Richter haben sich aber die Akten dieser früheren Anklage vorlegen lassen.

Daß Schwarz Vorlesungen gehört bei Riedel und Wieland, die wiederholt gegen den katholischen Eifer der niederen Geistlichkeit von der freier gesinnten Regierung hatten gestützt werden müssen, war so wenig eine Empfehlung wie der Aufenthalt bei dem Verfasser der bösen Briefe über das Mönchwesen: damals war La Roche als ihr Autor wohl auch in Mainz schon bekannt. Doch an diese hochstehenden und im Auslande weilenden Herren wagte man sich nicht heran: Schwarz ward mit keiner Frage über sein Verhältnis zu ihnen behelligt. Dagegen forschte man nach seinen Beziehungen zu Personen des Mainzer Gebietes und zu stellungslosen Leuten. Schwarz konnte beteuern, daß er von keinem Erfurter Geistlichen freisinnige Aeußerungen gehört habe, wenn auch in einem der Briefe Büelers derartiges angedeutet sei. Man fragte nach dem Frankfurter Dechanten Dumeiz, an den Wieland Schwarz adressiert hatte,[1]) der ihm auch in Ehrenbreitstein bekannt geworden war, mit dem er aber niemals correspondiert habe. Man fragte nach Steigentesch, eben jenem Johann Joseph Friedrich, dem Mainzer Hofgerichtsrat und Direktor der Schullehrerakademie, der zwei Tage vor dem Tode Emmerich Josephs, in Voraussicht einer Verfolgung nach dem Hingange seines fürstlichen Gönners, geflüchtet und so der Volkswut entronnen war, die statt seiner nur eine Strohpuppe am Galgen verbrennen konnte.[2]) Steigentesch war ein Bekannter von Schwarz' Freund Büeler seit spätestens 1768; Schwarz lernte ihn im Sommer 1773 bei einem kurzen Aufenthalte in Mainz kennen: er hatte Befehle von seinem gnädigen Herrn dem kurtrierischen Conferenzminister ihn zu besuchen und sich um die Anstalten der kurfürstlichen Trivialschulen genau zu erkundigen. Wahrscheinlich war dieser Besuch auch der Anlaß zu Schwarz' späterer Berufung. Uebrigens trat er in kein nahes Verhältnis zu Steigentesch. „So lange ich ihn gekannt," sagt Schwarz aus, „habe ich nicht das Mindeste von ihm gehöret, das der christlichen Denkungsart

[1]) Hassencamp S. 246.

[2]) Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer S. 53 f., wo auch sein fernerer Lebenslauf skizziert ist.

zuwider gewesen wäre. Ich habe ihn nicht öfter besuchet, als es die Verbindungen, in denen ich Amtshalber[1]) mit ihm stand, und der gemeine Wohlstand erforderte. Er hatte in seinen Einsichten Gründlichkeit, Ausbreitung, Richtigkeit, und in seinen Meinungen, wovon ich über keine, als bloß wissenschaftliche Gegenstände betreffend, mit ihm conferierte, Praecision und Wahrheit. Von der Privatinstruktion, die mir als einem ehemaligen hiesigen Lehrer zur Einsicht und Besserung auf etwa 3 oder 4 Wochen in mein Haus gegeben ward, war er der Verfasser." Sie wurde zurückgefordert, um von der kurfürstlichen Schulkommission ausgefertigt und versiegelt zu werden. Sie hätte veröffentlicht werden können; denn sie enthielt eine allgemeine Anweisung, wie die klassischen Schriftsteller der Jugend erklärt und dieselbe auf ihre schönen Stellen aufmerksam gemacht werden solle; sie schrieb Ordnung vor fürs Steigen im Studium der Humanität; sie gab Mittel an, die Fähigkeiten der jungen Leute zu prüfen; sie warnte vor der jetzt üblichen Prädilektion für das Studium der Literatur, mit dem allein man dem Staate in keinem Fache dienen könne.[2])

Gegen diese Erläuterung seiner Beziehungen ließ sich nichts einwenden; sie waren nicht enger, als die Stellung des Mittelschullehrers Schwarz mit sich brachte. So erkundigte man sich denn nach den kleinen Leuten. Von Weis lagen ein paar Briefchen vor, einer voll Phantastereien und Zweifeln über Engel und Teufel; der Mann ging in französischen Kriegsdienst über; verdächtig war, daß er eine Geheimschrift vorschlug, aber eine greifbare Belastung für den Angeklagten ergab sich so wenig wie aus einem Briefe eines Joseph Anton Brentano, eines Vetters des Mainzer Kammerrates, der auch ein Freund Büelers war.

Von diesem lagen den Richtern vier Briefe vor, deren sich nur mehr zwei bei den Akten finden. Beidemale unterzeichnet Büeler Phanias, natürlich nach Wielands „Musarion", Schwarz wird als Melanias angeredet; Erfurt heißt Thomos, ein unverständliches Wort, das vielleicht eine Anspielung auf das Ovidische Tomi enthalten sollte, Mainz Aeulropolis,[3]) wofür ich keinerlei Erklärung weiß.[4]) Dies Spiel, das den Einfluß

[1]) Steigentesch war Mitglied der Schulkommission, bis er im Mai 1774 ausgeschlossen wurde, weil er eine unechte Edition der Gellertischen Schriften zu Schulprämien verwandt habe! (Mitteilung Heidenheimers aus den Protokollen.)

[2]) Dergleichen Aeußerungen finden sich in den Mainzer Schulerlässen. Die Interpretation klassischer Autoren wird behandelt Sammlung S. 200 ff. Realschulen werden gefordert, weil ein wohleingerichteter Staat schwer ohne sie „auch nur in Gedanken sich vorbilden" lasse S. 127.

[3]) Nicht deutlich, aber jedenfalls nicht Auropolis, wie im Verhörprotokoll geschrieben ist, obwohl dies entsetzliche lateinisch-griechische Compositum für das „goldene" Mainz passen würde.

[4]) In einem Briefe Brentanos heißt Coblenz Memphis; siehe Wielands Beyträge zur geheimen Geschichte ꝛc.

Wielands zeigt, war den Richtern als Geheimnisthuerei wohl bedenklich, bedenklicher aber daß Büeler von einem „Priester von Aboulvaofaris Seckte“ und von einer „Seckte der Particulirten Gottheit“ sprach, sowie vom Fest des großen Apis (ein Ausdruck, der auch in Brentanos Brief vorkommt). Schwarz bekannte, daß mit Anspielung auf Wielands „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“, wo in den „fünf Palmblättern“ Abulfaouaris „mit sehr üblen Farben geschildert“ sei, unter diesem Namen die Priester der christlichen Religion zu verstehen seien sowie unter dem Feste des großen Apis [1]) die Christfeste; die Sekte der particulierten Gottheit werde die nemliche Bedeutung haben, doch wisse er es nicht. Dies kann deswegen nicht sein, weil Büeler diese Sekte geradezu der des Abulfaouaris in seinem Briefe entgegenstellt; auch aus Wielands Buch ist der Ausdruck nicht zu erklären, denn hier steht nur (1770 1, 140): „Die Aegypter glauben eine Particular-Vorsehung.“ Aber das ist sicher, daß „die Bekenntnisse des Abulfaouaris auf fünf Palmblättern“ in Wielands „Beyträgen“ (1, 133) auf katholisches Kirchenwesen zielen. Zwar gibt Wieland vor, daß er sie „aus des Euemeros Beschreibung seiner Reise in die Insel Panchaea p. m. [?pagina manuscripti?] 165—194“ gezogen habe, aber dessen Sacra historia ist ja nicht erhalten, und was Wieland daraus bei Diodorus Siculus und Lactantius [2]) fand, gab ihm für seine Palmblätter keine Anregung: ja gerade das Wesentliche des Euemerismus, die Ableitung der Götter aus heroischen Menschen, fehlt den Bekenntnissen des Abulfaouaris. Wie Wieland auf diesen Namen verfiel, ob er den Philosophen und Historiker des 13. Jahrhunderts Abulfaragius im Sinne hatte, von dem ihm auch sein Brucker nichts als den Namen Abulpharajus nannte, von dem er in Bayles Dictionnaire und dessen Supplement die für seine Zwecke nicht einmal passende Nachricht fand, Abulfarage (oder Abul Pharaï) habe vernünftiger über die Eucharistie gedacht als die römische Kirche und sei vom Dogma der Transsubstantiation weit entfernt gewesen, steht dahin; [3]) die Wahl wäre wie der Verweis auf Euemerus nur daraus zu erklären, daß er historische Personen, von denen niemand Näheres wußte, zu Trägern seiner Erfindung machen wollte, um diese dadurch von der Gegenwart scheinbar abzurücken.

---

[1]) Wieland erwähnt zwar Beyträge 1, 111. 138 den großen Apis, aber selbstverständlich ohne Bezug auf Christus, der ihm ganz unmöglich und, als cynisch, verwerflich gewesen wäre.

[2]) Diodori Siculi Bibliotheca historica rec. Wesselingius, Amstelodami 1746 2, 633 f. Lactantii Divae Institutiones lib. 1 § 11 ff.

[3]) Oder ist es ein alter Romanname? da ja auch der Struckaras der Schweizer Zeit aus der Histoire des Sévarambes des Vairasse stammt, wie ich durch Herrn Universitäts-Bibliothekar Dr. Aloys Müller in Graz erfuhr.

Denn die Gegenwart war gemeint, und wenn er sich gegen „vorsetzliche Mißdeutungen" verwahrt (1, 182), so trifft diese Verwahrung nicht die Deutung auf den geistlichen Staat: auf den zwei ersten Palmblättern wird eine kurze Geschichte der christlichen Religion entworfen, überhaupt die Weltgeistlichkeit gezeichnet, die auch die Staatsgeschäfte besorgt (1, 142), und besonders gegen die Mönche geeifert (1, 152 ff.). Die Schüler Wielands hatten zweifellos ihn richtig verstanden, wenn sie von den katholischen Priestern als der Sekte des Abulfaouaris redeten.

Büeler verwendet den Ausdruck mit Bezug auf ein Schriftchen, das er in seiner Abschrift dem Briefe beilegt: „Der Katechetling, ein Dialog zwischen einem Insulaner und einem Reisenden." Ein Reisender kommt vom Sturme verschlagen auf eine Insel und findet hier einen Priester, der ihm die katholische Kirchenlehre auseinandersetzt, ihm den Gottesdienst zeigt und erklärt, ihn tauft, und sich schließlich selbst als Betrüger enthüllt. Der Eingang erinnert an Euemeros, der auch auf eine Insel gerät und dort die Gotteslehre und den Tempeldienst kennen lernt; der Schluß mahnt an Wielands Abulfaouaris, der zu sich sagt: „ich besorge, du bist ein Betrüger!"; [1]) auch die Gesamttendenz ist die Wielands, nur geht der Verfasser viel weiter, indem er die ganze Christuslehre in der schroffsten Weise verhöhnt. Der Verfasser ist nach Schwarz' Aussage ein Graf von Schmettau: so habe er von Heinse erfahren, der ihm diese nämliche Pièce gedruckt etwa 1772 communiciert habe, den Druck habe er aber verbrannt. Büeler hatte bei Uebersendung seiner Dialogabschrift nur bemerkt, er habe ihn von einem Fremden erhalten, der vor einigen Wochen, d. i. einige Wochen vor dem 22. September 1771, in Erfurt durchgereist sei; er wisse nichts von ihm, als daß er von einer Reise durch ganz Aegypten gekommen, wo er von einem Priester von (!) Abulfaouaris in seine Sekte nolens volens gezogen worden sei. Ist diese Mitteilung Büelers nicht durchaus fingiert, so war also Graf Schmettau mit dem Herrn von Liebenstein im August 1771 in Erfurt,[2]) oder dieser brachte dessen Manuskript mit. Schmettaus Reise durch Aegypten kann, in Wielands Sinn verstanden, eine Fahrt durch katholische Länder, vielleicht sogar nur durch den Kurstaat Mainz bedeuten. Für den Literarhistoriker ist das bei den Akten erhaltene Manuskript des „Katechetlings" von Wert, weil es ein Urteil über schemenhafte Personen erlaubt, die Heinses Leben und Schaffen einige Zeit beherrschten. (Schluß folgt.)

---

[1]) Wieland, Beyträge 1, 139.

[2]) Schüddekopf 1, 18: Heinse erwähnt den Besuch Liebensteins als kurz vor dem 23. August 1771 geschehen.

Die Einführung des Mephiſtopheles in Goethes Fauſt.

Von Franz Joſtes in Freiburg (Schweiz).

Keine Partie im erſten Teile des Fauſt hat Goethe mehr zu ſchaffen gemacht und bot auch in der That größere Schwierigkeiten, als die Ausfüllung der „großen Lücke“ von der verunglückten Beſchwörung des Erdgeiſtes bis zu dem Zwiegeſpräche zwiſchen Mephiſtopheles und dem Schüler. Was im Urfauſt dieſe Lücke umgab, charakteriſierte Fauſt wie Mephiſtopheles bereits ſo ſcharf, daß Goethe bei der Ausfüllung der Lücke nicht mehr bloß dem inneren Drange folgend völlig frei ſchaffen konnte, ſondern ſich künſtlich in Stimmungen zurückverſetzen mußte, die ihm bereits fremd geworden waren. Darin lag bekanntlich auch der Grund, daß die Arbeit an dieſer Stelle ſo langſam voranrückte.

Die Ueberwindung der Schwierigkeiten iſt dem Dichter dann aber ſchließlich doch in ſolchem Maße gelungen, daß nur das Verhältnis des Mephiſtopheles zum Erdgeiſte nicht völlig klar vor Augen tritt, im übrigen aber die ehemalige Lücke nur noch bei genauerer Unterſuchung zu erkennen iſt. Die Einführung des Mephiſtopheles wird ſo natürlich vorbereitet und verläuft ſo glatt, daß dieſer Teil des Gedichtes als im Ganzen klar und einfach gilt und den Scharfſinn der Forſcher verhältnismäßig nur wenig gereizt hat. Im Folgenden will ich indeß zu zeigen verſuchen, daß die Einfachheit zum guten Teile nur eine ſcheinbare iſt und ein tieferes Eindringen auch hier ſich immerhin noch verlohnen dürfte.

I.

Der Erdgeiſt war für Fauſt zu „ſchröcklich“ geweſen, als daß er ſeinen Anblick hätte ertragen können. Aber da er aus der Beſchäftigung mit der Magie wohl wußte, daß der Anblick der Geiſter immer für den Menſchen ſchrecklich iſt, entſetzt er ſich nur für den Augenblick und vermag ſich bald wieder zu faſſen. Indeß entgeht ihm die Erſcheinung. Ob Goethe urſprünglich vorgehabt hat, Fauſt die Beſchwörung mit beſſerem Erfolge wiederholen zu laſſen, mag dahin-

gestellt bleiben: es ist aber verständlich, daß er es unterließ, da bei stärkerer Häufung die Beschwörungen an Wirkung verlieren mußten und speziell Goethe vor der Wiederholung auch echt dichterischer Mittel zurückscheute. Jedenfalls ist der zweite Monolog, während dem Faust an den Rand des Abgrundes geführt wird, aus der Stimmung des Prologs im Himmel heraus gedichtet: Faust sollte wieder verführbar gemacht werden und zu dem Zwecke mußte er die Lebensfreude zurückgewinnen. Es mußte eine Krisis eintreten, deren günstiger Verlauf durch ein äußeres Mittel erzielt wurde; denn bei der Stimmung Fausts war es psychologisch unmöglich, daß seine seelische Genesung ohne eine plötzliche starke Einwirkung von außen erfolgen konnte. Wenn Goethe hier die Erinnerung an die in kindlichem Glauben glücklich verlebte Jugend wählte, so war das gewiß das poetisch wie psychologisch wirksamste Mittel, welches sich finden ließ. Allein es war bereits tief in der Nacht! Woher sollte da ein äußerer Eindruck kommen? Die monotone Recitation der Mette in einer benachbarten Klosterkirche konnte weder poetisch noch psychologisch als hinreichend wirksam erscheinen: es mußte etwas sein, was Faust in der Jugend selbst mitgemacht hatte, wenn es eine plötzliche Umwandlung in seiner Gemütsstimmung hervorrufen sollte. Und da blieben Goethe, der mit der Liturgie der katholischen Kirche sehr wohl vertraut war, nur zwei Tage zur Auswahl, Weihnachten und Ostern, weil ein nächtlicher Volksgottesdienst nur an diesen beiden Festen stattfindet. Weihnachten, das sich sonst vielleicht am besten geeignet hätte, konnte wegen der Jahreszeit nicht in Betracht kommen. So blieb nur Ostern übrig, und damit war Goethe genötigt, den Beginn des Faust auf dieses Fest zu legen. Daß er ursprünglich daran gar nicht gedacht haben kann, läßt sich aus den früher gedichteten Scenen leicht nachweisen; denn auch Ostern paßte bezüglich der Jahreszeit nicht so ganz und gar, sondern nur leidlich, aber in jeder anderen Beziehung hatte es große Vorzüge.

Es ist nämlich ein uralter Brauch in der katholischen Kirche, daß die Gemeinde in der Osternacht sich in der Kirche versammelt. Der Pfarrer hebt das Kreuz aus dem Grabe, zeigt es dem Volke, indem er das Lied anstimmt: „Christ ist erstanden". Das Volk setzt gleich mit dem zweiten Verse ein, verläßt die Plätze und die Kirche und zieht in finsterer Nacht, fortwährend das Lied singend, prozessionsweise um den Kirchhof.[1]) Daß diese Prozession früher an sich schon einigermaßen

[1]) Ob das freilich überall noch so geschieht, weiß ich nicht; in den Städten dürfte die Sitte wohl meistens verschwunden sein. Ich selbst kann aus eigener Erfahrung nur behaupten, daß sie in der Diözese Osnabrück noch besteht, nur ist das alte Lied im dortigen Gesangbuche etwas umgearbeitet, und der erste Vers lautet: Christus ist auferstanden.

dramatisch gestaltet war, hat Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 55 f., gezeigt; in Luzern ist sie übrigens jetzt noch im Wesentlichen so, wie sie dort als mittelalterlich geschildert wird. Wie sich dann die dramatischen Keime dieser Feier in den Osterspielen weiter entwickelt haben, ist bekannt genug und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Vergegenwärtigt man sich dieses bei der Lesung unserer Faustscene, so kann es kaum noch zweifelhaft bleiben, daß Goethe sich bewußt an die nächtliche Osterfeier in der katholischen Kirche angelehnt und ebensowenig unabhängig von allem kirchlichen Brauche den nächtlichen Gottesdienst frei erfunden, als er zufällig und willkürlich auf Ostern gegriffen hat. Daß er die kirchliche Feier opernhaft gestaltete, ist nicht zu verwundern: das verlangte die Bühnentechnik und die Bühnenwirkung.

II.

Was zwischen Vers 605 und 949 steht, dürfte aus einem Gusse sein, jedenfalls ist es aus der gleichen Stimmung herausgedichtet. Zarncke hat nun überzeugend nachgewiesen, daß der erste Teil der Scene „Vor dem Thor" lokal durchaus frankfurtisch ist; Weg und Steg sind in der Umgegend von Goethes Geburtsstadt zu verfolgen. Für die Entstehungszeit dieser Partie möchte ich indes daraus nicht die Schlüsse ziehen, die Kögel gezogen hat.[1]) Er hält den Spaziergang, „so wie er steht und liegt" für sehr alt; ich mache einen Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Teile und glaube, nur der zweite (Bauern unter der Linde) gehört annähernd in die Zeit, welche Kögel für die Entstehung des Ganzen annimmt.

Die Scene zerfällt schon rein äußerlich in zwei ganz verschiedene Teile, die nur durch die beiden Personen Faust und Wagner in Verband gehalten werden. Alle „Spaziergänger" sind bis auf diese beiden im zweiten Teile verschwunden, ja sie haben sogar ausdrücklich erklärt, zu welchen Orten sie ihr Sehnen zieht: Jägerhaus, Mühle, Burgdorf, und Wasserhof, also halbstädtische Lokale, in denen man sich unter Dach und Fach beim „Biere" vergnügen konnte. Daß niemand mit Faust und seinem Famulus das ländliche Fest der Bauern besucht, mag hingehen, aber daß die Bauern, wo sie in nächster Nähe große Lokale zur Verfügung haben, irgendwo auf der weiten Welt im Freien tanzen (ich will von Ostern gar nicht reden), möchte ich denn doch sehr bezweifeln! Nein, die Scene zerfällt nicht nur äußerlich in zwei

[1]) Der vorweimarische Faust. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 2, 555 ff.

Teile, es sind zwei ganz verschiedene Welten, die hier an einander gerückt sind: Die Ueberschrift „Vor dem Thor" paßt nur auf die erste.

Je genauer die Scenerie des ersten Teiles auf die Frankfurter Gegend paßt, desto mehr muß es auffallen, daß im zweiten jede Spur derselben sich verliert. Aber noch mehr, auch die Jahreszeit ist hier eine andere. Kögel hat mit Recht betont, daß man um Ostern keine „grün umgebene Hütten schimmern" sehen könne, sich nicht im Freien auf einen Stein setzen dürfe (jedenfalls versuchen das keine Mediziner, und namentlich nicht ein so pedantischer wie Wagner!), und auch die Bauern keinen Tanz unter der Linde aufführen.

Erich Schmidt[1]) hat darauf geantwortet: „mag uns das Leben um die Linde vielleicht mehr mailich als osterlich anmuten, so wollen wir es doch ganz gern auch zu Ostern auf einen festlichen Nachmittag und ein Tänzchen im Freien ankommen lassen, zumal in wärmerer Rhein- und Mainlandschaft." An der Bereitwilligkeit Schmidts, es zu Ostern auf ein Tänzchen unter einer laublosen Linde ankommen zu lassen, zweifele ich keineswegs, es kommt aber lediglich darauf an, ob die Bauern es thun, und ob man einem Dichter, der so gegenständlich dachte wie Goethe, es aufbürden darf, daß er den zweiten Teil unserer Scene unter dem Eindruck einer Osterlandschaft gedichtet habe. Gewiß war er in der Behandlung der Natur nicht so scrupulos wie etwa Annette von Droste, aber wahr ist doch auch er immer geblieben. Wir haben oben gesehen, aus welchen Gründen der Beginn der Dichtung in die Osternacht verlegt wurde; es ging allenfalls, die im Hinblicke auf eine andere Jahreszeit bereits gedichtete Partie ohne wesentliche Aenderung beizubehalten, allein mit der Annahme, daß sie von Anfang an auf die Osterzeit berechnet gewesen sei, thut man meines Erachtens Goethe wirklich Unrecht.

Kögel ist freilich in zwei Punkten zu weit gegangen; einmal hat er auf Grund von Stellen, die alle *einer* Partie angehören und welche zugleich jeder Frankfurter Lokalfärbung entbehrt, die ganze Scene in dieselbe Zeit versetzt, und zweitens hat er als die ursprünglich gedachte Zeit Pfingsten bezeichnet.

Daß ich das erstere für falsch halte, habe ich bereits bemerkt und werde diese Meinung gleich noch weiter begründen. Was aber den zweiten Punkt anlangt, so kann Pfingsten in günstigsten Falle nur als das früheste von den als möglich in Betracht kommenden Festen gelten. Was Kögel gegen Ostern anführt, spricht nicht positiv für Pfingsten, es paßt für den ganzen Sommer, und ich meinerseits möchte das ursprünglich gedachte Fest eher in dem letzten Teile desselben suchen und darin die Ernte- und Kirmesfeier erblicken. Ich berufe mich dafür

[1]) Urfaust 3. Auflage S. LXIV.

nicht auf Vers 794, denn „durch Saat und Stoppel" heißt bei Goethe nachweisbar auch bloß „querfeldein"; allein die Verse 789/90: „Ergraut ist schon die Welt, die Luft gekühlt, der Nebel fällt" passen für Pfingsten gar nicht, besonders nicht „in der wärmeren Rhein- und Maingegend", sondern klingen bereits ganz herbstlich!

Ein paar andere Stellen scheinen mir ebenfalls für ein Erntefest zu sprechen. Die „alten Bauern" sagen zu Faust:

Fürwahr es ist sehr wohl gethan,
Daß ihr am frohen Tag erscheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An bösen Tagen gut gemeint.

Es ist offenbar ein ganz besonderer „froher Tag", der hier gefeiert wird, und als solcher könnte Ostern selbst dann nicht gelten, wenn auch die Scenerie besser paßte; denn die Zeit ist eine der bängsten für den Landmann: die Scheuern sind gelichtet, das Feld bietet noch nichts, und zweifelnd sieht er dem Sommer entgegen. Ein wesentlich religiöses Fest wird der Bauer auch niemals als wirklichen Gegensatz zu den unglücklichen Tagen einer Seuche auffassen, den kann nur ein Tag bilden, an dem er sich auch materiell wohl und zufrieden fühlt, und das thut er erst im Herbst. „Der arme Landmann", sagt Goethe selbst, „harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Paroli gewinnt oder verliert." [1]) Erst wenn er die Scheuern gefüllt hat, mit Zufriedenheit von der Ernte sprechen und mit Zuversicht dem Winter entgegensehen kann, erst dann vermag er wirklich „den frohen Tag" zu feiern.

Für das Ernte-Kirmes-Fest dürfte vielleicht auch noch eine andere Stelle sprechen, V. 505 f.:

Ein Tag den alle Menschen feiern,
Der sei für mich ein Erntetag.

Dieser „Erntetag" mutet mich genau so an wie „der Studenten treffliche Scolar", nämlich wie ein nur noch halb verständlicher Rest aus einer älteren Fassung der Scene. Denn nur wenn man annimmt, daß die Verse auf einem Erntefeste vom Leiermann gesprochen werden, bekommt der Gegensatz zwischen Feier- und Erntetag eine scharfe Pointe. Ich glaube gern, daß der Musikant an der Straßenkreuzung Mainz-Darmstadt-Offenbach (Kögel a. a. O. S. 556) sich ganz vorzüglich aufgestellt hat, aber ob er von Anfang an dort gestanden? Ich kann mir nicht recht denken, welchen Eindruck er mit der Anspielung auf

[1]) Werthers Briefe aus der Schweiz, 1. Teil.

den „Erntetag“ auf eine städtische Bevölkerung, deren Vorstellungen sich doch nicht gerade zwischen Säen und Mähen bewegen, hätte beabsichtigen können. Aber auf Bauern, welche eben die glückliche Bergung einer guten Ernte feierten, konnte die Anspielung schon eher wirken. Auf die Bauernjugend paßt auch das „backenrot“ viel besser als auf eine städtische Bevölkerung, die froh ist, sich endlich einmal wieder

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge

„ans Licht“ wagen zu können.

Doch lese ich vielleicht aus diesen beiden Stellen zu viel heraus, ich will mich nicht verteidigen, wenn's mir jemand vorwirft. Aber fest zu halten ist, daß der zweite Teil unserer Scene nicht in einer Oster- sondern in einer Sommerlandschaft sich abspielt, eine ganz andere Gegend als die von Frankfurt vorausseţt und lange vor dem ersten Teile gedichtet ist. Leţteres will ich jeţt nachweisen.

Ich beginne mit dem „Tanz unter der Linde“. Erich Schmidt behauptet (a. a. O. S. LXVIII), derselbe sei bei Goethe „typisch“. Das bestreite ich durchaus! Von den vier Stellen, welche er für seine Ansicht anführt, passen die beiden ersten schon deshalb nicht, weil es sich in ihnen nicht um „die Dorflinde“ handelt, sondern um Lindenreihen (Alleen u. s. w.), was nun denn doch etwas anderes sein dürfte. Die vierte Stelle aus Dichtung und Wahrheit (Weimarer Ausgabe 28, 157) bezieht sich lediglich auf den Inhalt von Goldschmiths Deserted Village (und vielleicht auch noch auf die Illustrationen zu Geßners Idyllen). Die dritte endlich stammt aus Wilhelm Meisters Wanderjahren (Weimarer Ausgabe 24, 122) und lautet: „Bei heiterer Witterung sehen wir gewöhnlich unter derselben Linde die Aeltesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend zum Tanze sich schwenkend.“ Zu der dort geschilderten Utopie sollen, wie Goethe vorgibt, amerikanische Verhältnisse das Muster gebildet haben. Wie weit er diese kannte, mag dahingestellt bleiben, zweifellos aber ist es, daß er bei jener Schilderung Züge aus dem von ihm wirklich mit eigenen Augen beobachteten schweizerischen Volksleben entlehnt hat, wie denn z. B. die Bedeutung des Sonntags in dem politisch-sozialen Leben jenes Mustervolkes durch und durch unamerikanisch, aber ganz schweizerisch und zwar spezifisch schweizerisch ist.

Also, daß der Tanz unter der Linde bei Goethe „typisch“ ist, hat Schmidt nicht bewiesen und es wird sich überhanpt auch wohl nicht beweisen lassen. Es war zu Goethes Zeit wahrscheinlich auch weder in der Umgegend von Weimar noch von Frankfurt gebräuchlich, wenigstens

spricht Goethe, soviel ich sehe, nirgendwo davon. Aber in der Schweiz war ihm die Dorflinde in ihrer uralten Bedeutung als Wahrzeichen der Gemeindeeinheit überall vor Augen getreten; dort konnte er wirklich das sehen, was er im Wilhelm Meister wie im Faust geschildert hat.

Es ist längst angemerkt, daß im zweiten Teile unserer Scene sich Reminiszenzen an Goethes Schweizerreise finden. Zu den Versen 1092—1100 weisen alle Erklärer gleichmäßig auf Werthers Briefe aus der Schweiz hin, wo es sich auch um den Drang zum Fliegen handelt. Allein dabei ist man auch stehen geblieben. Ich gehe weiter und behaupte, der gesamte zweite Teil unserer Scene ist unter dem einheitlichen Eindrucke der Schweizerlandschaft entstanden, ebenso wie der erste die Frankfurter voraussetzt. Gewiß läßt hier Faust-Goethe seine Phantasie schweifen, aber auch diese muß immer doch mindestens einen festen Ausgangspunkt haben und bleibt immer individuell gefärbt. Und dieser feste Ausgangspunkt bildet hier die schweizerische Natur. Der Tanz unter der Dorflinde, die „bunte Jacke, Band und Kranz" des Schäfers (Sennen), die entzündeten Höhen, „der wilde Berg mit allen seinen Schluchten", der über den schroffen Fichtenhöhen schwebende Adler, alles das läßt sich vereint ganz wohl in derselben Gegend denken, aber auch nur in einer von denen, die Goethe kannte, und diese liegt nicht am Main.

Weiterhin die Worte Fausts zu Wagner 1051—53:

So haben wir mit hölliſchen Latwergen
In dieſen Thälern, dieſen Bergen
Weit ſchlimmer als die Peſt gehauſt.[1])

Man martere die Phantasie, wie man will, in Oberrad bei Frankfurt gesprochen bleibt das völlig unverständlich.

Auch an die „Luftgeister" dachte Goethe in der Schweiz; in Werthers Brief vom 6. November 1779 heißt es nämlich: „Merkwürdiger ist's, wie die Geister in der Luft sich unter uns zu streiten schienen."

Bislang ist nur auf einen einzigen Punkt der Landschaft hingewiesen, der zu der Scenerie des ersten Teiles passen könnte: die „grün umgebenen Hütten". Nach Kögel (a. a. O. S. 595) sollen das nämlich die Winzerhäuschen inmitten der grünen Weinberge sein.

Etwas, das die Natur prosaischer zu machen im Stande wäre als Weinberge, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen; doch das ist vielleicht subjektiv; aber inmitten der Weinberge giebt es auch keine

[1]) Vielleicht hat Goethe hier an Theophrastus Paracelsus gedacht, der ja der Sohn eines Einsiedler Arztes war und auch später sich vielfach in der Schweiz aufgehalten hat.

„Winzerhäuschen", sondern nur kleine Hüttchen zur Aufbewahrung der Rebstangen ꝛc., und diese dürften Goethe doch kaum poetisch interessiert haben, ganz abgesehen davon, daß sie nicht „schimmern". Nein, Goethe denkt hier an freundliche, von Bäumen umgebene ländliche Wohnungen, die er auch sonst „Hütten" nennt, so in Wilhelm Meisters Wanderjahren (Band 18 S. 301): „Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander. Jene anmutig vereinzelten Hütten lagen soweit aus einander, daß weder Töne noch Mistöne sich wechselseitig erreichen konnten". Man lasse darum die Landschaft des Dichters so schön, wie er sie gewollt hat!

Die Richtigkeit meiner Ansicht dürfte noch mehr einleuchten, wenn man zum Vergleiche das Gedicht eines Mannes herbeizieht, den Goethe „von Kindheit auf fleißig durchgelesen und teilweise memorirt hatte":[1] Haller. In den „Alpen" findet sich nämlich eine Scene, die mit der unserigen eine auffallende Aehnlichkeit hat:

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb und Lob bemüht.
[Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele
Umwindet Leib um Leib und schlinget Hüft um Hüft,
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.][2]
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

[Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blitzt und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck in langen Sätzen fort.]
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungenen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Die grauen Alten selbst ruhn dort in langen Reyhen,
Die an der Kinder Freud, ihr zärtlich Herz erfreuen.

Die Linde wie die Sennerinnen haben unter dem Drucke der damaligen Mode den Eichen und Schäferinnen weichen müssen; im wesentlichen aber ist die Scene der im Faust gleich, nur noch weit stärker lokal-schweizerisch gefärbt.

---

[1] Dichtung und Wahrheit 26, 123.

[2] In den eingeklammerten Stellen handelt es sich um die spezifisch schweizerischen Nationalspiele, Schwingen u. s. w.

Aber gehen wir weiter!

Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die ein geliebtes Aug in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt.
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wonach sie strebt . . .
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht beläftigt,
Er liebet sie, sie ihn, dieß macht den Heyrath-Schluß.
Die Eh wird oft durch nichts als beyder Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft-geschwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.

Klingt das nicht ganz wie das in Beschreibung zurückgebildete Schäferlied Goethes?

Noch eine andere Stelle möge hier angeführt sein:

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Mooß benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirdsche Grüfte,
Die Erde deckt umsonst vor ihm ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und sieht die Schwefel-Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt:
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immer forschend Aug mit Nutzen zu ergetzen.

Man denke sich an die Stelle des „muntern Alten" einen pessimistischen Gelehrten, und man hat dem vom Volke im Kreise umgebenen Faust in der Ausstaffierung eines beschreibenden Dichters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Haller hatte das Glück der Alpenhirten im Gegensatz zu der innern Friedlosigkeit der Gebildeten schildern wollen, und die Idee des ganzen Gedichtes gipfelt in dem Verse: „Die mäßige Natur allein kann glücklich machen", eine Anschauung, welche immerdar Goethes eigene Lebensauffassung beherrscht hat, die aber namentlich in der Zeit des Sturmes und Dranges sein ganzes Innerste bewegte. Haller hatte auch schon speziell dem nie befriedigten Gelehrten den in seiner Einfalt glücklichen Sohn der Alpen entgegengestellt:

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Straßen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn.
Doch was verlichret Ihr, welch Weiser lebt vergnüget?

Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt;
Die Wollust wird bey ihm vergällt und nicht besieget,
Er lebt, er ißt; zuletzt was weiß er? Nichts als Tand![1])
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht in's Hirn gegeben.

Redet hier nicht Faust-Goethe aus dem Innersten seines Herzens, wenn auch in der Sprache eines noch stammelnden Dichters?

Kurz, die Aehnlichkeiten sind nicht zu verkennen, und da Goethe von Jugend auf mit dem Gedichte vertraut war, können sie auch nicht als zufällig erklärt werden. Auf der Schweizerreise mußten die Erinnerungen an das Gelesene wieder lebendig werden, und die von Haller geschilderte Natur wurde ihm durch eigene Anschauung für die Dauer gegenständlich. Die ganze Tendenz des Gedichtes entsprach zudem seiner damaligen Stimmung vollständig, und nichts war natürlicher, als daß die Jugendeindrücke des Gedichtes sich nun mit all ihrer Macht bei ihm wieder geltend machten. Daß er zu jener Zeit schon daran dachte, ein vollständiges Idyll in den Faust hineinzubringen, geht aus einer Bemerkung hervor, die er 1831 Eckermann gegenüber gemacht, indem er über den Anfang des 5. Aktes vom 2. Teil (Philemon und Baucis) äußerte: „Die Intention auch dieser Scene ist über 50 Jahre alt." Sie bildet einen schroffen Gegensatz zu der unserigen: in der einen wird der Gelehrte unter den Kindern der Natur seelisch gesund, in der anderen gehen diese an seiner Gegenwart zu Grunde. Dieser Gegensatz wird wohl schon im ursprünglichen Plane gelegen haben, allein die zweite Szene ist dann später bei ganz veränderter Stimmung ausgeführt worden.

Es kann nun allerdings gar keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe gewiß nicht der Anregung durch Hallers „Alpen" bedurfte, um auf die Idee zu kommen, den kulturkranken Faust am Busen der Natur gesunden zu lassen, dazu wäre auch ein Geringerer als er wohl im Stande gewesen. Allein es handelt sich hier nicht bloß um die Idee, sondern zu gleicher Zeit auch um ihre Ausführung, und da dürfte es doch unverkennbar sein, daß die Hallerschen „Alpen" den Anstoß zu unserer Szene gegeben und ihm in Verbindung mit den wirklichen Alpen bei der Ausführung derselben vorgeschwebt haben, dieselbe also schweizerische und nicht frankfurtische Landschaft zur Voraussetzung hat.

Inwieweit man diesen Nachweis für die Datierung des zweiten Teils unserer Szene verwenden darf, wage ich nicht zu entscheiden. Bei einem Dichter, der, wie Goethe, die Natur auswendig lernen

[1]) Von der dritten Auflage an lautet dieser Vers: „Sein künstlicher Geschmack beckelt seinen Stand".

konnte,[1]) ist die Behauptung, daß sie während oder bald nach der Schweizerreise entworfen und ausgeführt sei, doch bedenklich; aber in eine verhältnismäßig frühe Zeit dürfte er immerhin zu setzen sein, jedenfalls ist er erheblich älter als das, was vor ihm „die große Lücke" ausfüllt.

Eine andere Frage aber ist die, ob Goethe den Schluß der Scene nicht später überarbeitet hat; ich meinerseits glaube sie mit ja beantworten zu müssen. Die Mitteilung Rößlers in den Grenzboten 1883 S. 661 über einen Brief Boies (?) aus dem Jahre 1774,[2]) würde das direkt beweisen, wenn der Brief wieder aufgefunden und damit die Möglichkeit eines Irrtums vollständig beseitigt wäre. Mir scheint ein solcher ausgeschlossen zu sein. An und für sich wäre er ja nicht undenkbar, aber der letzte Vers macht ihn doch im höchsten Maße unwahrscheinlich. Denn wenn Wagner den Hund „der Studenten trefflicher Scolar" nennt, so bleibt das trotz aller Kunststücke der Exegeten bei der jetzigen Gestalt des Textes einfach unmotiviert, nicht aber bei einer Fassung, in der ihn Boie kennen gelernt haben soll.

Ich möchte auch noch auf die Verse 1172/73 verweisen:

. . . . ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Nach der jetzigen Fassung ahnt Faust in dem Pudel deshalb einen Dämon, weil er hinter ihm einen Feuerstrudel sich herziehen zu sehen glaubt. Das konnte er aber doch später keinen Augenblick für „Dressur" halten! Faust und Wagner müssen vorher den Pudel (im Kreise von Studenten) auffällige Kunststücke machen gesehen haben, denn was er später im Verein mit Wagner ihn aufführen läßt, und was ihnen dabei als Dressur erscheint, kann nicht nur seine ja schon vorher aufgestiegene Ahnung nicht verursacht haben, sondern ist auch derart, daß es niemanden auf eine solche Vermutung bringen kann: diese Kunststücke sind so einfach, daß man sie leicht jedem Bauernfix beibringen kann, es bedarf dazu gar nicht einmal eines Pudels. Das (allerdings verlockende) Wortspiel mit „Geist" und „Dressur" erscheint hier nur dann völlig erklärt und begründet, wenn die Erzählung von Rößler nicht auf einem Irrtume beruht, und ich zweifele durchaus nicht daran, daß sich der von diesem gelesene Brief noch wiederfinden ließe.

---

[1]) Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen . . . Werther S. 169.

[2]) Vgl. Schmidt, Urfaust S. LXIII Anmerkung.

Hat Faust mit seinem Famulus den Hund vorher bei seinen Studenten gesehen, dann ist es auch nicht auffällig mehr, daß er ihn bei sich behält. Ganz unbekannte, unterwegs zugelaufene Hunde pflegt gewöhnlich niemand mit ins Haus, geschweige denn mit aufs Zimmer zu nehmen. Und wenn der Pedant Wagner nicht nur dazu schweigt, sondern sogar seine volle Befriedigung darüber zu erkennen gibt, dann beweist das nur, daß er den Pudel als Bestandteil ihrer akademischen Welt betrachtet.

III.

Nach dem Prolog im Himmel muß sich Mephistopheles ungerufen an Faust heranmachen; das geschieht keineswegs in unzweideutiger Weise. Faust ruft ihn vielmehr, freilich ohne Anwendung einer feierlichen Formel, welche die Sage für eine wirkliche Beschwörung verlangt. Goethe hat hier augenscheinlich die ursprüngliche Darstellung verwischt und zwar derartig, daß es nicht mehr möglich ist, sie mit einiger Sicherheit noch zu erkennen. Im Hinblick auf die erste Beschwörung ist jedenfalls das Erscheinen des Mephistopheles (des Pudels) nicht recht motiviert.

Was aber die Erscheinung in der Gestalt des Pudels an sich betrifft, so ist Schröer gewiß im Unrecht, wenn er hier freie Erfindung Goethes sieht, weil im Faustbuche der „zottige Hund" nicht der Teufel selbst sei. Goethe ist eben vielfach vom Faustbuche abgewichen, aber dabei der eigentlichen Volkssage um so treuer geblieben. Nach dieser ist der Hund schon von Natur ein dämonisches Tier, das in die Zukunft sieht und dessen nächtliches Geheul (nicht Bellen) als unglückverkündend gilt.[1]) An sagenumwobenen Orten pflegen überall schwarze Hunde umzugehen, die als höllische Geister gelten. In des Caesarius von Heisterbach Homilien (I 102 ff.) erscheint der Teufel (der wilde Jäger?) in schrecklicher Gestalt von einem großen schwarzen Hunde begleitet. Noch deutlicher ist eine Anekdote in Eckeharts Casus Sancti Galli (III 41), wo erzählt wird, daß Notker der Stammler einmal in der Krypta den Teufel in Gestalt eines Hundes erblickt habe. Er redete ihn an: „Ich schreibe dir aber im Namen dieser Heiligen und meines Herrn vor, daß du mich in demselben Hundeleibe, in den du jetzt gehüllt bist, erwartest." Dann ging er hin und holte aus der Kirche den Krummstab des hl. Gallus und schlug mit diesem derartig auf den Teufel ein, daß jener zerbrach. Indem Goethe den Pudel-Mephistopheles als Diener oder Begleiter des Erdgeistes und zugleich als Teufel auffaßte, hat er sich — und wohl nicht unbewußt — ganz im Rahmen der echten Volksauffassung gehalten.

[1]) Vgl. auch Caesarius von Heisterbach, Homilien II 54.

Im Uebrigen dürfte auch der „zottige Hund" des Volksbuches als Teufel gedacht sein, es ist das nur nicht klar ausgesprochen.

Faust hat nun den Pudel glücklich in sein Studierzimmer gebracht, und nach Goethe soll weder er noch der Leser ahnen, daß Mephistopheles in ihm steckt. Um so größer ist die Schwierigkeit ihn zur Entpuppung zu bringen. Wie sie Goethe überwunden hat, ist höchst interessant, soweit ich sehe, indes noch nicht erkannt. Eine absichtlich vorgenommene Beschwörung war unmöglich, da sie Fausts Kenntnis der eigentlichen Natur des Hundes voraussetzte; Goethe griff daher zu einer unbeabsichtigten, und hat dieselbe so fein eingefädelt, daß sowohl Faust wie der Leser vollständig darüber hinweg getäuscht werden. Das war auch nötig, um die Goethes dichterischer Eigenheit ganz und gar widersprechende Wiederholung ein und desselben Motivs zu verdecken.

Auf den ersten Blick sieht jeder, daß die Partie von Vers 1178—1238 dreiteilig ist, und auch das ist längst bemerkt, daß die Verse 1178—1186 und 1194—1202 „wie sonst für Gesang bestimmte Verse durch eingerückte Zeilen unterschieden sind." (Schröer).

Die einzelnen Teile werden in ihrem Umfange durch das Verhalten des Pudels bestimmt. Wenn Schröer sagt: „Es ist zu bemerken, daß jedesmal der Pudel knurrt, wenn von heiligen Dingen die Rede ist", so geht diese Beobachtung nicht grade auf des Kessels Grund. Denn in dem ganzen Verhalten des Pudels zu dem „Monologe" Fausts ist eine wohlberechnete und wohlbegründete Steigerung vorhanden: das erste Mal wird er nur unruhig und läuft schnobernd umher; das zweite Mal knurrt er schon, während er beim dritten Male heult und seine Gestalt zu ändern gezwungen ist. Woher diese Steigerung?

Die „heiligen Dinge", von denen Faust redet, können das an sich nicht machen, denn abgesehen davon, daß die letzte Partie nichts heiliger klingt als die erste (in Wirklichkeit noch weniger), kann der Teufel nach der Volkssage den Namen Gottes sehr wohl nennen hören, ja ihn sogar selbst ohne Beschwerden aussprechen: darin kann der Grund für die Unruhe des Pudels also nicht liegen, sie muß durch etwas ganz anderes verursacht sein. Die Partien, welche „wie sonst für Gesang bestimmte Verse durch eingerückte Zeilen unterschieden sind", sind eben in Wirklichkeit „Gesänge", „carmina" jener Art, für welche wir nach Verlust des alten galster nur noch das unzweideutige lateinische „incantatio" zur Verfügung haben, wenn wir nicht zu der prosaischen „Beschwörungsformel" greifen wollen.

Nur die Feierlichkeit, mit der Faust zunächst in seinem „Carmen" von Gott als dem Schöpfer der Natur — d. h. im christlichen Sinne

Gott dem Vater — redet, beunruhigt Mephistopheles und läßt ihn vermuten, daß Faust das Wesen des Pudels kennt oder ahnt und eine Beschwörung beginnt. Die Fortsetzung kann ihn in diesem Verdachte nur bestärken. Schröer hat nämlich überzeugend dargethan, daß unter „Lebens Bäche" und „Lebens Quell" Goethe den heiligen Geist der christlichen Theologie versteht; und nachdem dieser genannt ist, kann für Mephistopheles kaum noch ein Zweifel darüber bleiben, daß er wirklich im Namen der Dreieinigkeit beschworen werden soll, und deshalb steigert sich seine Unruhe zum Knurren.

Daß der dritte Teil des Monologes ganz aus Stimmung und Stil der beiden vorhergehenden herausfällt, muß überraschen und kann auf die Vermutung bringen, es liege hier eine spätere Aenderung vor; ursprünglich seien alle drei Teile gleichartig gewesen, und der dritte habe seine Stelle zwischen den beiden andern gehabt. Vischer nennt Vers 1210—1237 gradezu ein Einschiebsel; allein das kann so ohne Einschränkung nicht richtig sein, denn ein dritter Teil ist hier keinesfalls zu entbehren. Es ist sicher, daß Goethe die Verschiedenheit des Stiles beabsichtigt hat, und deshalb sehr wohl möglich, daß der jetzige Zustand ursprünglich ist: für eine andere Ansicht lassen sich keine festen Anhaltspunkte gewinnen. Goethe beabsichtigte eben die wirkliche Bedeutung des Monologes dem Leser zu verhüllen; er soll nicht merken, daß es sich auch hier eigentlich um eine Beschwörung handelt, und deshalb bietet er alles auf, um seine Aufmerksamkeit auf Nebendinge („Grundtext", „geliebtes Deutsch" u. s. w.) abzulenken. Das ist ihm in der That vorzüglich gelungen. Faust beschwört den Pudel unbewußt, und die Erklärer haben den Beweis geliefert, daß sich bei der Scene auch ohne Erkenntnis ihres Grundcharakters „etwas denken läßt".

Für die Versetzung des Logos an die dritte Stelle in der Beschwörung ist indeß schwerlich die Absicht zu vertuschen allein maßgebend gewesen, vielmehr war eine Beschwörung im Namen des Logos nach mittelalterlicher Anschauung allein schon kräftig genug und ebenso gebräuchlich wie die im Namen der Dreieinigkeit. Die Formel dieser Beschwörung bildete das sogenannte „letzte Evangelium" (der Messe), d. h. der Anfang des Evangeliums nach Johannes, das den Grund und Eckstein der orthodoxen christlichen Lehre bildet.

Ein paar Beispiele mögen dafür aus Cäsarius von Heisterbach angeführt werden.[1]) Die Nonnen des Klosters Hoven legten eine vom Teufel geplagte Mitschwester auf ihr Lager und lasen über sie den Anfang des Evangeliums Johannis; am anderen Morgen fand man sie auf dem Gesichte liegen. Der Propst Gerhard von Oberpleis hat

[1]) Dialogus V 44. Vgl. auch V 27.

Cäsarius erzählt, daß ein besessenes einfältiges Weib, ohne alle Kenntnisse, zu seiner Heilung nach Siegburg gekommen sei. Dort habe sie erklärt, der Teufel sei mit drei Worten in der Hölle gefesselt; als ein Bruder fragte, welches die drei Worte denn seien, wollte sie das nicht sagen, oder vielmehr sie wagte es nicht, sondern sprach: Bringt mir das Buch, ich will es euch zeigen. Es wurde ein Meßbuch geholt und ihr geschlossen hingelegt; sie öffnete es und legte den Finger auf die Stelle: „Durch ihn, mit ihm und in ihm" (aus dem Anfang des Johannesevangeliums), „welche Stelle sich auf die hl. Dreieinigkeit bezieht".[1]) Hier liegt also sogar dieselbe Contaminierung zweier Beschwörungen (im Namen der Dreieinigkeit und obendrein speziell im Namen des Logos) vor, wie im Faust.

Der Sage folgend wollte Goethe-Faust den Pudel hier durch dieses Evangelium zur Offenbarung zwingen, aber auch jetzt sollte das noch unabsichtlich und durch Zufall geschehen. Allein die Schwierigkeit war doch zu groß, und es ist Goethe nicht gelungen, sie ganz glücklich zu überwinden: seine Kunstgriffe beunruhigen den denkenden Leser mehr als sie ihn befriedigen.

Zunächst ist schon die Sehnsucht Fausts nach der Offenbarung der Bibel bei seiner Seelenverfassung nicht recht begreiflich; denn wenn er auch von seinem Pessimismus einigermaßen geheilt ist, so ist er doch ein bibelgläubiger Christ damit noch nicht geworden, und ein anderer kann sich gerade von dem Anfange des Johannesevangeliums kaum angezogen fühlen. Seine Auffassung des Osterfestes[2]) — die Partie ist freilich später gedichtet — läßt keinen Zweifel darüber, daß Faust (wie Goethe) nur das poetisch-didaktische Element der Bibel zu würdigen vermag. Die Erklärer befinden sich hier denn auch in einer entsetzlichen Verlegenheit; v. Loeper allein bezieht sich für seine Deutung auf folgende Quellen: Evangelium Johannis nach dem griechischen Text, Reuchlin, Jacob Böhme, Hegel, Plato, Schopenhauer, Trendelenburg, Aristoteles, Herder, Gervinus, das Veni creator und Widman — aber klüger wird trotz dieser stattlichen Reihe von Autoritäten doch niemand. Nein, Goethe war alles das, was diese gelehrten Männer gemeint, hier unendlich gleichgültig; er wollte dem Leser einige Irrlichter vorzaubern und dabei unbemerkt die Zauberformel anbringen, die den Pudel zur Verwandlung bringen mußte. Auch Schröer ist mit einer Reihe Anderer gewiß im Irrtum, wenn er meint, daß „die Rüstigkeit,

---

[1]) Dialogus V 13.

[2]) Vers 765/6. „Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube; das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind" und Vers 920 ff. „Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden . . .

mit der Faust (an der Bibelübersetzung) arbeitet," den Mephistopheles so sehr beunruhigt. Du lieber Himmel! erfordert denn eine Uebersetzung von vier Worten (im Griechischen sinds allerdings fünf!) bei einem Universitätsprofessor eine so besondere Thatkraft?! Was aber die Qualität der Leistung — als Uebersetzung betrachtet — anlangt, so könnte (selbst bei Annahme einer griechischen Vorlage) damit ein Sekundaner wohl seinen Lehrer, aber nicht Faust einen Mephistopheles aus der Haut bringen. In Wirklichkeit verhält sich der Pudel bei der „angestrengten Thätigkeit" Fausts auch ganz ruhig und beginnt erst zu heulen, als er definitiv von ihr abläßt. Darnach sollte man sogar meinen, daß ihn gerade der Verzicht Fausts auf weitere Thätigkeit dieser Art Schmerz bereite — und das wäre auch schon etwas verständlicher.

Denen, welche der Ansicht sind, Goethe habe in allem Ernste hier Faust als Bibelübersetzer vorführen wollen, stelle ich zunächst die Frage: Wie kommt es dann, daß Faust seine Uebersetzung mit dem vierten Evangelium beginnt? Man könnte darauf vielleicht erwidern: Wie Luther, wenn er vom „Evangelium" redet, sehr oft darunter speziell seine Lehre von der sola fides versteht, ebenso könnte auch ein Anhänger der Magie bei dem Worte „Offenbarung" zunächst und vor allem wohl den allgemein als zauberkräftig geltenden Anfang des vierten Evangeliums im Auge haben. Wie schon bemerkt, glaube ich indeß, daß die Sache ganz anders liegt.

Goethe hat sich, um nicht reine nüchterne Philosophie bieten zu müssen, äußerlich überall auf das Engste an die Volkssage angeschlossen, so bei der Beschwörung des Erdgeistes, so auch hier. Aber er hat soweit es notwendig für ihn war und es überhaupt anging, neuen Wein in die alten Schläuche gegossen. So besitzt auch für ihn — natürlich poetisch genommen — der Anfang des Evangeliums Johannis wirklich die ihm zugeschriebene Zauberkraft über den Bösen. Für Goethe ist aber „der Böse" „das Böse", und diese Auffassung verlangte die Kraft der Worte in einem anderen Sinne zu suchen als in dem, welchen die christliche Theologie ihnen beilegt. Und diesen Sinn herauszufinden, das ist die einzige Aufgabe, welche der „Bibelübersetzer" Faust zu lösen hat.

Daß Faust den „Grundtext" im Griechischen sieht, ist nicht gesagt; dagegen spricht sogar die erste Uebersetzung mit „Wort", wozu doch jedenfalls verbum eher als λόγος Veranlassung gibt. Aber darauf kommt es auch wenig an: den „Grundtext", „das heilige Original", das „geliebte Deutsch" vermag ich — man verzeihe es mir — für gar nichts anderes zu halten als von Goethe absichtlich angebrachten Klimbim.

Faust sagt: „Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!" Nun, wirklich „geschrieben" stand dort etwas anderes, nämlich entweder: In initio erat verbum oder Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. Wenn damit aber für Faust auch nur im übertragenen Sinne „geschrieben" stand: „Im Anfang war das Wort", so war seine „anstrengende Thätigkeit" ja schon beendet; denn für einen auch nur halbwegs brauchbaren Uebersetzer ist es die erste Forderung, daß er wiedergibt, was „geschrieben steht", und nicht, was er etwa hinein- oder herausphilosophieren möchte. Aber Faust ist hier in Wirklichkeit gar kein Bibelübersetzer, sondern etwas ganz anderes, und deshalb führt er auch, was er sonst doch eigentlich thun müßte, die Worte des „heiligen Originales" gar nicht an, denn dann müßte sich eben der Pudel sofort offenbaren, und das käme hier noch zu früh.

Die Worte des Originales besitzen die Zauberkraft an sich, die Uebersetzung erlangt sie erst dann, wenn sie die Nuance der Bedeutung trifft, in welcher jene liegt. Für Goethe kann nun natürlich das „den Bösen" bezwingende „Wort" im christlichen Sinne keine Kraft gegen „das Böse" haben. Deshalb muß sich der Pudel auch ganz still verhalten, bis Faust zuletzt das Wort findet, dem nach Goethe allein Zauberkraft gegen seinen Teufel, d. h. „das Böse" innewohnt, und dieses Wort ist „That". Sobald es ausgesprochen ist, erlangt die Formel auch in deutscher Sprache und für Goethe volle Kraft über den Teufel, und Mephistopheles muß sich offenbaren.

Wer Goethe aufbürdet, er wolle hier den Faust Arbeit philologischer Art treiben lassen, der verkennt ihn.

Die „Incantatio" zeigt ihre Wirkung zunächst darin, daß der Pudel sich aufzublähen beginnt:

Ist es Schatten, ist es Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!

Und weiterhin:

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!

Ein Analogon zu dieser Erscheinung findet sich in Cäsarius' Dialogus V 29. Der Abt Wilhelm von St. Agatha in Lüttich

beschwor in Köln eine Besessene und befahl dem Teufel sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. „Da fing das Weib an aufzuschwellen und zur Höhe eines Turmes anzuwachsen; die Augen funkelten und dampften wie ein Ofen." Ein anderes Beispiel findet sich V 8 unter der Ueberschrift: „Von dem Conversen Albero, der durch den Anblick des Teufels krank geworden ist": „Als Albero zur Zeit seines Noviziates einmal mit einem Conventualen um Wache zu halten im Kreuzgang umher wandelte, nahm er neben dem Lavatorium den Schatten eines Menschen wahr. In dem Glauben, es sei der (mondsüchtige?) Mönch Friedrich, trat er näher heran, um ihm zu bedeuten, daß er zu Bett gehen solle. Er zog sich aber wieder zurück aus Furcht, der Irrsinnige möchte ihm ein Leid anthun. Während er so zuschaute, wuchs der Schatten bis zum Dache des Hauses . . . Acht Tage lang konnte er weder essen noch trinken noch schlafen." [1])

Wenn Goethe die nun folgende Beschwörung rein opernhaft und im Stile der Magie des 16. Jahrhunderts gehalten hat, so ist das gewiß nicht ohne Berechnung geschehen. Indem Faust darin zu dem Gott der Christen seine Zuflucht nimmt, setzt er sich eigentlich in Widerspruch zu seiner Auslegung des verbum bezw. λόγος im Anfange des Johannesevangelium, und wenn Mephistopheles seine Entpuppung nicht bis auf die Anwendung des „dreimal glühenden Lichtes" verschiebt, so erweist er damit Faust gewiß einen großen Gefallen, denn falls darunter wirklich die Dreieinigkeit zu verstehen ist, ist das Mittel ja bereits verbraucht. Goethe will freilich die vorhergehende Beschwörung ignoriert wissen, allein vorhanden bleibt sie trotzdem; doch die Mittel der Oper entziehen sich ihrer Natur nach einer scharfen Verstandeskritik.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Vgl. auch Wilhelm Meisters Lehrjahre III 9. Die welche den Teufel sehen, verlieren sonst nach der Sage das Bewußtsein. Caesarius, Dialogus V 29; V 35.

Karl August Böttiger,

seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen.

Neue Mitteilungen von Otto Francke in Weimar.

(Schluß.)[1]

Die betreffenden Aktenstücke finden sich auf dem Geh. Staatsarchiv in Weimar in einem Fascikel mit der Aufschrift „Unterhandlungen mit dem Oberconsistorialrath und Director(s) des Gymnasii Böttiger bei dessen Vocation nach Kopenhagen 1799 und nach Berlin 1803 und nach Dresden 1804" (B. 4435).

Das erste Schriftstück ist eine Mitteilung des Ministers G. Voigt ans Oberkonsistorium (vgl. Lindemann S. 53 f.) und hat folgenden Wortlaut:

Weimar, den 5. Januar 1799.

Der Herr Oberconsistorialrat und Director Gymnasii, Böttiger, gab mir heute persönlich zu vernehmen, daß ihm, besage producirter Briefe, aus Koppenhagen ein Ruf zu Direktion einer philologischen Anstalt zugegangen sey, wovor man 1800 Rt. Besoldung und 500 Rt. Wittben Pension offerirt habe.

Er constatirt, von diesem Rufe nicht den Gebrauch machen zu wollen, daß er eine hiesige Besoldungszulage gleichsam erzwingen wolle. Da er aber auch nicht reich, und Hausvater sey, dem daran gelegen sein müsse, sich seiner Familie zu conserviren, so nehme er nur Anlaß zu bitten und vorzuschlagen, daß noch ein Lehrer bey dem Gymnasio allhier angestellt, und ihm damit einige Erleichterung, besonders in den Frühstunden seiner Lectionen verschafft werden möge. Diese vorzüglich auf den Nutzen des Gymnasii abzielende Bitte genüge ihm, und er wolle solche Serenissimo angelegentlichst empfehlen und um baldige Höchste Resolution bitten.

G. Voigt.

Eodem

haben Serenissimus dem Herrn Geheimrath von Göthe aufgetragen, mit dem Herrn Vicepräsident Herder, als Ephoro Gymnasii, über die Sache zu sprechen.

G. Voigt.

---

[1]) Vgl. oben S. 53 ff.

Darauf erfolgte die vom Herzog angeordnete Besprechung Herders mit Goethe, der folgenden von ihm eigenhändig unterzeichneten Bericht zu den Akten gab.

Resultat einer Unterredung mit Herrn Vicepräsident Herder.

Sobald man als möglich ansehe, daß noch ein Lehrer bey dem hießigen Gymnasio angestellt werden könne, so erinnere man sich dabey jenes Plans, der, nach Serenissimi Ideen, vor einiger Zeit ausgearbeitet worden. Es bleibe freylich nichts wünschenswerther für die Jugend, in gegenwärtiger Lage der Dinge als daß sie länger auf Schulen gehalten würde, um besser ausgestattet auf Academien zu kommen und die akademischen Jahre desto sicherer nutzen zu können. Nun sey zwar bey dem gegenwärtigen Fall zugleich von der Sublevation des Herrn Directors die Rede und scheine also dadurch jene Hoffnung fast noch weiter entfernt zu werden; da sich jedoch denken laße daß beydes zu verbinden sey, daß der Director einigermasen erleichtert und doch durch einen neuen Collegen der Schulunterricht vollständiger gemacht werden könne; so sey, um einen solchen Plan aufzustellen, vor allen Dingen bestimmt zu wißen nöthig, welcherley Art von Sublevation der Herr Director wünsche? Nach Beantwortung dieser Praeliminarfrage wäre das Weitere in Erwägung zu ziehen.

Weimar am 6. Jan. 1799. Goethe.

Mit Bezug auf dieses Promemoria schrieb der Herzog Carl August eigenhändig an Goethe folgendes Billet:

Die Sache ist auf diese weise sehr gut eingeleitet, es ist möglich und nöthig daß man Böttichers (!) Erklärung bündig bekomme, und der von Ihnen aufgesetzte Erlaß wird dieses hoffentlich bewerkstelligen.

7ber J. 99
C. A.

Auf ein diesen Erlaß Goethes zum Ausdruck bringendes Schreiben des Ministers Voigt vom 7. Januar 1799 antwortete Böttiger:

Hoch Wohlgeborener,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeb. an mich erlaßene, höchsten Orts sehr gnädig anbefohlene Anfrage erkenne ich mit unterthänigem Dank und beantworte sie so schnell und so bestimmt, als mir möglich ist.

Ich würde es als eine wesentliche Erleichterung meiner Berufsgeschäfte beym fürstl. Gymnasium anzusehen haben, wenn ich täglich eine Lehrstunde weniger, den Sonnabend aber zu meinem eigenen ununterbrochenen Fortstudieren ganz frey erhalten könnte. Sollten nun diese mir abzunehmenden Stunden einem neuen Collegen übertragen werden, so kann ich freilich dabey den Wunsch nicht unterdrücken, daß er zugleich in philologischen und historischen Wissenschaften alle die Fähigkeiten und den geübten Ueberblick haben möge, der erforderlich seyn dürfte, um bey vorkommenden Fällen, es sey Krankheit oder eine andere, obgleich nur höchst selten vorauszusetzende Abwesenheit in meinen Lehrstunden eintreten und die jetzt oft unersetzliche Lücke ohne Nachtheil der Classe ausfüllen zu können. Vielleicht dürfte also bey der Berufung und Anstellung eines solchen neuen Collegen auch darauf mit Rücksicht genommen werden müssen.

Ich zweifele nicht, daß sich damit eine andere auf mehreren berühmten Gymnasien auch in unserer Nachbarschaft schon stattfindende, und auch für das unsrige höchst wünschenswerthe Einrichtung sehr schicklich verbinden ließe.

Was könnte für unsere, der nachbarlichen Universität nur allzuschnell entgegenreifende Jünglinge wohlthätiger seyn, als wenn in der ersten und obersten Classe unsers Gymnasiums für gewisse Stunden eine besondere Selecta stattfände, in welche nur die fähigsten und reifesten Jünglinge aufgenommen und ein Jahr vor ihrem Abgange noch ganz eigentlich zu dieser fürs ganze Leben entscheidenden Verpflanzung in die freiere Luft der Academie vorbereitet würden? Da diese Selecta nur eine Abtheilung der ersten Classe ausmachen könnte, so würde sie auch die meisten Stunden mit dem ganzen Cötus der ersten Classe nach, wie vor, gemein haben, und etwa nur zwey Stunden täglich getrennt seyn können, in welchen eine kleinere, ausgesuchtere Zahl ganz individuell bearbeitet würde. Hierzu müßte sich nun der neuanzustellende College ganz besonders mit mir vereinigen können, so daß wir die in Selecta zu gebenden Stunden etwa theilten, und er dann in Prima Lectionen ertheilte, wenn ich in Selecta docirte. Träte nun ja zuweilen der Fall ein, daß Krankheit oder andere nicht wohl zu vermeidende Abhaltungen meine Abwesenheit necessisirten; so würde Selecta dann ohne allen Nachtheil oder unverhältnißmäßige Anhäufung der Arbeiten für meine Collegen im allgemeinen Unterricht der ersten Classe eingeschloßen und so auch mein eifrigster Wunsch seiner Erfüllung näher gebracht seyn, daß in solchen unvorhergesehenen Ermangelungsfällen kein wesentlicher Schade für unser Gymnasium entspringen könne.

Bey der mir von Copenhagen angetragenen Directorstelle ist, ich gestehe es aufrichtig, einer der lockendsten Puncte der, daß ich während der dreymonatlichen Ferien der dortigen Universität und sonst auch, so oft es mir beliebte, gern Erlaubniß erhalten hätte, eine Reise zu meinen Freunden nach Edinburg oder in eine andere Gegend machen zu können. Wie unterrichtend und geistig belehrend müßte ein solcher Excurs für mich seyn, der auch bey uns keinem academischen Lehrer, wenn er nun sonst treu und fleißig ist, abgeschlagen zu werden pflegt. Hier könnte ich so etwas in meiner jetzigen Lage durchaus nicht unternehmen, und der Gedanke, daß ich es unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nie können werde, macht mich, sey es auch nur in der Vorstellung, oft unglücklich und unzufrieden. Durch die von mir angedeutete Einrichtung erblicke ich eine Möglichkeit, dieß auch von hier aus ausführen zu können. Daß dieß übrigens nicht oft und zur Ungebühr geschehen würde, darf ich wohl kaum erinnern. Ich bin Hausvater und habe kein eigenes Vermögen.

Weit entfernt übrigens, die genauern Modificationen und Auseinandersetzungen jenes von mir nur im Allgemeinen und ganz unvorgreiflich angedeuteten Planes in Absicht auf Stundenvertheilung und Einrichtung einer Selecta hier beybringen zu wollen, freue ich mich vielmehr des mir so süßen und beruhigenden Gedankens, daß da ein Mann an der Spitze unsers Schulwesens steht, der dieß alles mit einem Blick besser und umfassender übersieht, als ich je auszudenken oder auszudrücken vermöchte. Unser verehrungswürdiger Herr Ephorus, dessen belebender, thätig eingreifender und uns alle mit Sanftmuth umfassender Aufsicht unser Landesgymnasium bey nur mäßigen Mitteln seine ganze fröhliche Blüthe bis jetzt zu danken hat, wird auch hier am besten und weisesten zu rathen wissen. Seiner belehrenden Leitung, seiner freundschaftlichen Güte verdanke auch ich von meinem Eintritt in Weimar an bis heute meine frohesten Stunden in und auser meinem Amte. Ich lege ihm auch dieß Geschäfte, so weit es mir ziemt, hier etwas zu bitten, vertrauensvoll in Schoß, und ich würde es so gar für sehr anmaßend gehalten haben, auch nur bey der

fernen und leisen Andeutung jener wesentlichen Verbesserung unsers Gymnasiums ihm vorzugreifen, wenn ich Ew. Hochwohlgeb. ausdrücklicher Aufforderung auf eine andere Weise ganz befriedigend nachzukommen gewußt hätte.

Möge bey allem diesem das Individuum nur dann gehört werden, wenn das Ganze wirklich dabey gewinnt; möge ich aber auch so glücklich seyn, zur Beschleunigung meines Finalentschlußes recht bald einsehen zu können, ob dieß hier der Fall sey?

Mit der unbegränzten, dankbaren Verehrung gegen den gnädigen Fürsten, der mir so zu sprechen erlaubte, und mit gebührendem Respect

Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster Diener

Weimar. d. 8. Januar. 1799. Carl August Böttiger.

Als Antwort auf diese Zeilen erhielt der Schreiber folgende abschlägige Antwort Voigts, der ein Billet Goethes[1]) beiliegt, der die Antwort gelesen und in den gesperrt gedruckten Worten durch mit Bleistift geschriebene Zusätze vermehrt hatte.

An Herrn Oberconsistorialrath, Böttiger, allh.

Ew. Wohlgeb.

haben Ihren Antrag, zu Verbesserung und Verstärkung der Lehranstalten am hies. fürstl. Gymnasium, verbunden mit Vorschlägen zu eigner Sublevation, auf die von mir höchstem Befehle zufolge erhaltene Veranlassung, genauer herausgesetzt und dieselbe insonderheit auch der Beurtheilung des Herrn Vicepräsidenten, Herder, untergeben.

Hierauf ist, auf fernern höchsten Befehl, bey dem fürstl. Geheimen Consilium mit dem Herrn Vicepräsitenten wegen der ganzen Angelegenheit conferirt worden, und über die hiebey vorgekommenen Betrachtungen haben des Herrn Herzog Durchl. Sich umständlichen Vortrag thun lassen. Höchstdieselben haben alles mit der Aufmerksamkeit erwogen, die Sie einen so wichtigen Landes-Institut, als das hiesige Gymnasium ist, schuldig zu seyn glauben. Dabei haben sich aber so mancherlei selbst auf die Zukunft Einfluß habende Schwierigkeiten dargestellt, daß Ihre Durchl. Sich außer Stande gesehen haben, die von Ew. Wohlgeboren proponirten Vorschläge und Absichten erfüllen zu können.

Es ist mir demnächst gnädigst übertragen worden, Ew. Wohlgeb. hievon zu benachrichtigen, und ich thue, um nicht weitläufig zu werden, nur soviel hinzu, daß allerdings der Werth, den man auf Ihre Person und vielumfaßende Gelehrtheit leget, nicht außer Betrachtung geblieben, jedoch nach der Natur der Sache, die nicht sowohl Gnaden Sache, als landesfürstliches Verhalten gegen ein öffentliches Institut ist, kein anderer Schluß gefaßt werden mögen. Ich bin für meine Person mit der vollkommensten Hochachtung

Ew.

Weimar, den 13. Jan. 1799. G. Voigt.

Allein Böttiger gab sich mit dieser Erklärung keineswegs zufrieden; er suchte vielmehr die Meinung zu verbreiten, als suche man an höchster Stelle, wo er allerdings kaum noch einen ernstzunehmenden Fürsprecher

[1]) Gedruckt im Goethe-Jahrbuch 16, 81.

haben mochte, ihn auf gute Art los zu werden: kurz, er spielte den Gekränkten und brachte es so dahin, daß der Herzog dem Minister die Weisung zugehen ließ, durch eine endgiltige Besprechung mit Böttiger eine bestimmte Entscheidung herbeizuführen. Wir erfahren das Nähere darüber aus dem hier folgenden Berichte Voigts aus Oberkonsistorium.

Weimar, den 30. Jan. 1799.

Auf mündlichen gnädigsten Befehl Serenissimi Regentis habe ich bald den Herrn Oberconsistorialrath Böttiger, allhier besprochen (!) und demselben zu erkennen gegeben:

Es sey Serenissimo hinterbracht worden, als ob der Herr Oberconsistorialrath die vor kurzem erhaltene abfällige Antwort auf seine Anfrage, wegen Adjungirung noch eines Schullehrers auf dem hiesigen Gymnasio davor aufnehmen, daß man seine hiesige Beybehaltung nicht eben wünsche, sondern es ganz gleichgiltig ansehe, wenn er dem auswärtigen Rufe folgen wolle. Hierauf ließen Serenissimo die Erleuterung geben, daß ob Höchstdieselben gleich jenem Antrag zu willfahren Sich außer Stande gesehen, Sie dennoch gern sehen würden, wenn der Hr. Oberconsistorialrath auf seiner hiesigen Stelle bleiben und seine Gelehrsamkeit und Erfahrung für seine Lehrstelle nützlich machen würden. Diese gnädige Gesinnung Serenissimi würde bei vorkommender schicklicher Gelegenheit durch Erzeigung aller Aufmerksamkeit noch mehr dargelegt werden.

Der Hr. Oberconsistorialrath Böttiger

acceptierte diese gnädigste Entschließung mit unterthänigstem Danke und versicherte, daß er recht gern hier bleiben werde, wenn er irgend mit Wohlstande davon abkommen könne, im Fall man in Coppenhagen seine Forderungen erfüllen sollte, die er auf 2500 *Rt.* Gehalt gestellt habe.

Indessen behalte er sich vor, seine nähere Erklärung und Danksagung binnen hier und Freitags Früh schriftlich an mich gelangen zu lassen, da ihn die Entbietung Serenissimi vorerst ganz unerwartet gekommen, und ohne darauf vorbereitet zu seyn.

Nachrichtlich

G. Voigt.

Indessen begnügte sich der kluge Mann mit der mündlichen Aussprache nicht, er wollte auch schriftlich fixieren und erweitern, was er geäußert, und so wandte er sich Tags darauf mit folgendem Brief an den Minister Voigt.

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich diesen Abend persönlich aufwarten wollen und mich deßwegen bey Ihnen melden laßen.

Ew. Hochwohlgeb. erlauben mir daher, dem, was ich gestern mündlich gesagt, noch Folgendes schriftlich anzufügen. Wegen der huldreichen Aeußerungen meines gnädigsten Fürsten und Herrn fühle ich mich zu dem respectvollesten Dank auf immer verpflichtet. Nur weiß ich nicht, was ich meinen Copenhagener Freunden, *denen es wahrer Ernst ist*, bey meinem Rufe nichts zu schonen, nun, da ich bey abgeschnittenen Hoffnungen von hier meine Unterhandlungen dort fortzusetzen genöthigt war, mit Fug entgegensetzen soll. Wollen Durchlauchtiger Herzog gnädig geruhen, mir selbst dazu einen Entschuldigungs-

grund an die Hand zu geben, so werde ich ihn jetzt, wo das Ultimatum von Copenhagen noch nicht zurück ist, mit dem loyalsten Gefühle ergreifen.

Das Geben setzt freilich überal ein Nehmen voraus, macht es aber nicht nothwendig. Das Nehmen zeigt nur des Menschen wahre Gesinnung.

Mit den Gesinnungen der lebendigen Ehrerbietung . . .

Weimar. d. 31. Januar. 1799.

Auch diesen Brief ließ sich Goethe geben und schloß daraus, „daß Böttiger weder gehen könne noch wolle, da der erwartete Brief wahrscheinlich mit zu den luftigen Waffen dieses ganzen Spiegelgefechtes gehöre." Man solle, um nicht in Nachteil zu geraten, „dem loyalen Manne" ein bestimmtes Angebot machen, „und es ihm als Ultimatum ganz laconisch hingeben" (Goethe-Jahrbuch a. a. O.).

Der Rat Goethes wurde befolgt; Böttiger, der wiederholt erklärt hatte, auf persönliche Zulage für sich zu verzichten, hatte eine abermalige Unterredung mit dem Herzog, dessen darauf bezügliches Billet Goethen am 2. Februar 1799 übergeben wurde. Es lautet:

Es ist gegangen, wie ich es vermuthet habe; wir haben einander die schönsten Sachen gesagt, er nimmt die 80 Rt. Zulage für den künftigen gehalt seiner Witwe, giebt aber die 100 Rt. zurück; er versichert dabey, daß er hier bleibe. So wäre denn dieses auch zu ende.

C. A. H. z. S.

Das „Versicherungs-Decret wegen der auf Böttigers Todesfall seiner Wittib bewilligten Pension jährlich" wurde am 1. Februar 1799 ausgefertigt. (Vgl. Lindemann S. 52 Anmerkung.)

Böttiger blieb also in Weimar und war, wie sein Sohn in der Biographie erzählt (S. 50), so wenig entschlossen, es zu verlassen, daß er sich sogar ein Gartengrundstück kaufte, das einst Wieland und später Knebel besessen hatten. Indessen trotz der engeren Verbindung mit Wieland und trotz des scheinbaren Ausgleichs aller Unebenheiten in seiner Stellung konnte er sich nicht heimisch fühlen; erneute Mißhelligkeiten mit Herder wegen der Gymnasialbibliothek, Goethes arge Verstimmung wegen der berüchtigten Kritik von Schlegels „Jon", den Goethe im Theater mit großer Pracht hatte aufführen lassen, eine grobe Indiskretion gegen Schiller u. a. m. untergruben sein Ansehen so sehr, daß er sich gänzlich vereinsamt fühlte und dieses Mal ernster, als je zuvor, auf die Gelegenheit lauerte, den heißgewordenen Boden zu verlassen. Im Jahre 1803 schien ihm Erlösung zu winken.

Anfang Mai war in Berlin der wohlbekannte Oberschulrat Gedike gestorben; die Aufmerksamkeit der maßgebenden Behörde richtete sich nun u. a. auch auf Böttiger, dessen zahlreiche Freunde in Berlin für

ihn ungemein thätig gewesen waren.[1]) Indessen die Sache zerschlug sich am Widerspruche einiger Mitglieder des Oberkonsistoriums, und der berühmte Erfurter Theologe und Philologe J. J. Bellermann erhielt die Stelle.

Zur Beleuchtung der Verhandlungen, die Böttiger in Weimar mit der Behörde pflog, dienen die nun folgenden Dokumente.

Am 7. Dezember 1803 kam Böttiger zu Voigt mit der Bitte, Serenissimo zu hinterbringen, „daß man zu Berlin für ihn eine eigene Stelle, zur Oberaufsicht, Einrichtung und Oberdirection des Schulwesens errichtet, und [ihn] mit 2000 ℛ. Gehalt dazu berufen habe. Er habe diesen Ruf soweit acceptiert, daß er erst selbst nach Berlin kommen und sich nach dem Umfang und Wirkungskreis der Stelle genauer erkundigen wolle. Beträfe es nicht gelehrte Schulen und Gymnasien, sondern Volksschulen, so werde er sich schwerlich damit abgeben." Dies die Darstellung Böttigers, die Voigt in seinem „unterthänigen Promemoria" (vom 8. Dezember) reproduzierte und zu der er folgende Bemerkungen hinzufügt: „Mir scheint es, daß diese Einleitung darauf abziele, zu erfahren, ob und was man thun wolle, um ihn zu halten.

Ich erklärte vorläufig, daß zu so hohen Gehalten auf dergleichen Stelle, wie die des Direktors hiesigen Gymnasiums, das Verhältnis hier nicht vorhanden sey; daß ich seinen Verlust bedauere, daß ich dahin gestellt sein lasse, ob er sich mit 2000 ℛ. verbessere u. s. w.

Er meinte, daß der Vorteil, keine Schullehrstunden geben zu dürfen, für seine künftige Gesundheit und Erhaltung sehr bedeutend sei. Dieses, sagte ich, könne freilich hier nicht gewährt werden. Er gab zu verstehen, daß er sich ein eigenes Geschäft daraus machen würde, für Weimar auch in Berlin nützlich zu werden, und daß er dieses zu beweisen hoffe, wenn man ihm Zutrauen schenken wolle."

Der Herzog ließ ihn nun noch an demselben Tage fragen, „ob und welche Ausgleichungs Mittel für jene ihm sich anbietenden Vortheile er etwa in Vorschlag bringen möchte. Und sofort antwortete Böttiger in einem Schreiben an Voigt, das nach dem ersten Absatz bereits in dieser Zeitschrift im wesentlichen von Geiger (S. 361) mitgeteilt ist. Ich lasse hier den Eingang und das an die Worte „an keine Veränderung zu denken" sich anschließende Ende des Briefes folgen:

Ew. Hoch Wohlgeb.

verfehle ich nicht auf die an mich ergangenen Anfragen ungesäumt Antwort zu geben. Die schöne Belobung, die der Durchlauchtigste Herzog durch Ew. Hoch

[1]) Ueber alles folgende vgl. L. Geiger an den angeführten Stellen, besonders im Euphorion 1, 350 ff.

Wohlgeb. mir zugehen zu lassen geruht haben, erfüllt mich mit dem gefühltesten und unterthänigsten Dank, sowie ich von der Aufforderung Vorschläge zu thun, ob und inwiefern sich ein Ausgleichungsmittel für die mit dem Berliner Ruf verbundenen Vortheile finden laße, aufs lebhafteste gerührt bin. . . . . Ich würde die Gestattung dieser Frist mit unterthänigem Dank erkennen.

Nie werde ich vergessen, mit wie viel Huld und Gnade ich während meiner 12jährigen Amtsführung in Weimar behandelt worden bin. Meinem gnädigsten und huldreichsten Herzoge und seinem ganzen Hause werde ich stets mit unverbrüchlicher Loyauté und Treue auch in der Ferne ergeben seyn und gewiß nie zu denen gehören, die gegen die Amme, an deren Brüsten sie sich groß saugten, die kleinen Fäuste ballen. Glücklich wäre ich vielmehr, wenn sich meinen schwachen Kräften irgendwie eine Gelegenheit zeigte, auch in der Ferne meine ehrerbietigste Dankbarkeit zu beweißen. . . . . .

d. 8 Decembr. 1803.
Abends.

Der im vorstehenden Briefe geäußerte Wunsch, die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben, wurde gewährt.

Mittlerweile jedoch trat die ganze Angelegenheit in ein verändertes Stadium, da Böttiger bekanntlich auf seiner Reise nach Berlin über Dresden in dieser Stadt einen neuen Plan aufnahm, über den der folgende Brief des Mannes an Carl August näheren Aufschluß giebt.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herr!

Ew. Herzogl. Durchlaucht meinen unterthänigsten Respect zu bezeigen, ist meine erste Pflicht, da ich vor einigen Stunden von meiner Reise nach Dresden zurückgekommen bin. Frühere Anträge als selbst die von Berlin aus an mich ergangen waren, erhielten während meiner Anwesenheit in Dresden ihre letzte Sanction, und ich habe daher schon von Dresden aus meinen Ruf nach Berlin förmlich abgeschrieben. In Dresden haben Se. Churfürstl. Durchlaucht eine ganz neue Stelle gestiftet, die mir übertragen werden soll. Ich soll mit dem Charakter eines wirklichen Hofraths die Direktion des Unterrichts beym Pageninstitut erhalten, wobei keine eigentlichen Lehrstunden, sondern nur die zweckmäßige Aufsicht über 1 Professor und 8 andere Lehrer und Maitres von mir gefodert wird. Se. Churfürstl. Durchlaucht haben mir sehr gern bewilligt, daß, bevor die Ausfertigungen über diese Stelle ergehn, ich bey Ew. Herzogl. Durchlaucht vorher um meine gnädige Dimißion anhalten und erst, nachdem ich Höchstdero Bewilligung dazu empfangen, zu jener Stelle förmlich ernannt werden soll. Se. Excellenz der Herr Cabinetsminister v. Loeben hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ew. Herzogl. Durchlaucht im Nahmen des Churfürsten dieß Gesuch unterthänig vorzutragen, maaßen Se. Churfürstl. Durchlaucht niemand aus einem fremden Dienst heimlich abspenstig zu machen gedächte.

Ich erwarte Ew. Herzogl. Durchlaucht gnädigste Befehle, wenn ich Höchstdenenselben selbst meine unterthänige Aufwartung machen dürfe. Da ich mit tiefster Ehrfurcht ersterbe

Ew. Herzogl. Durchlaucht
unterthänigster gehorsamster
8. Januar. 1804. Carl August Böttiger.

Zugleich mit dem Schreiben an den Herzog sandte Böttiger ein zweites an den Minister Voigt, das hier folgen möge.

Ew. Hochwohlgeb.

würde ich schon von Dresden aus nach Gebühr meine Ehrerbietung bezeigt und die Wendung gemeldet haben, die mein Schicksal nahm, wenn nicht die Final-Bestimmung derselben so kurz vor meiner Abreise (vorgestern früh) aus Dresden erfolgt wäre, daß ich jedem Brief selbst zuvoreilen konnte.

Die mir unmittelbar von Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen angetragene Stelle war so sehr meinen Wünschen nach einer ruhigen Stelle, mit vieler literarischer Muße angemessen, daß ich ihr gern alles Glänzende aufopferte, was der Berliner Ruf unstreitig darbot. Ich habe von Dresden aus den Berlinern förmlich abgesagt.

Heilige Pflicht und wahre Dankbarkeit machten es mir übrigens zum Gesetz, die letzte Volziehung der Dresdner Angelegenheit nicht eher statt finden zu lassen, als bis ich Sr. Churfürstl. Durchlaucht Gesuch, mir hier meine gnädige Dimission zu geben, bei meinem gnädigsten Fürsten und Herrn gebührend angebracht hätte. Die ersten Zeilen also, die ich nach einer höchst fatiganten Reise schreibe, sind diesem wichtigen Geschäft gewidmet und betreffen diese meine unterthänigst gehorsamste Anzeige mit der Bitte, Ew. Hochwohlgeb. bald persönlich aufwarten zu dürfen. Das, was ich hier zu schreiben mir die Freiheit nehme, soll nur als eine vorläufige Entschuldigung wegen meiner so schnellen und unvorbereiteten Abreise und wegen meines bisherigen Stillschweigens gelten. . . .

d. 3 Januar 1804.

Darauf ließ der Herzog in folgendem von ihm unterzeichneten Schreiben antworten.

So unerwünscht mir das Ereigniß ist, daß Sie die hiesigen Dienste, in welchen Sie sich so rühmlich ausgezeichnet haben, verlassen wollen, so gerne gönne ich Ihnen für Ihre Person alle Vortheile, die sich Ihnen in Dresden darbieten. Ich bewillige Ihnen daher vorläufig die gebetene Entlassung aus den hiesigen Diensten, und werde Ihnen zu seiner Zeit, da Sie noch bis Ostern d. J. Ihre hiesige Dienst-Stelle beybehalten, ein förmliches Dimissionsdecret ausfertigen laßen.

Ich verbleibe übrigens jederzeit

Weimar, den 5. Januar 1803.[1]) C. A.

Nunmehr blieb nach dem bestehenden Landesgesetz dem Direktor noch übrig, sich bei den ihm vorgesetzten Behörden in aller Form abzumelden. Zunächst erfüllte er diese Pflicht dem Stadtrat Weimars gegenüber, dem damals noch das Patronatsrecht über das Gymnasium zustand, in folgendem Schreiben:[2])

Wohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Rath!

Der mir von Dresden zugekommene Ruf zum Churfürstl. Hofrath und Direktor der Pagenacademie legt mir die Pflicht auf, Ew. Wohlgeb. hiermit

[1]) Von Voigt verschrieben für 1804.
[2]) Archiv der Stadt Weimar 27, 66, Fol. 162.

anzuzeigen, daß ich bald nach Ostern Weimar verlaßen werde. Ich resignier also hierdurch das Rektorat der hiesigen Stadtschule, wozu ich von einem Wohlweisen Rath alhier berufen worden war, und bitte Ew. Wohlgeb., diese Resignation hierdurch im Nahmen des WW. Raths anzunehmen. Ich gedenke Anfangs Mays von hier abzureisen. Indem ich mit dieser pflichtmäßigen Aufkündigung meinen aufrichtigen Dank für alles schmeichelhafte Zutrauen, das ich fast 13 Jahre in dieser Stadt genoßen habe, und insbesondere für die Freundschaft, wovon Ew. Wohlgeb. mir mehrere Beweise gegeben haben, sehr gern verbunden zu sehn wünsche, erflehe ich von der allwaltenden Vorsehung alles ersprießliche Wohl und fröhliches Gedeihen dem Hochachtbaren Rathe und der Bürgerschaft dieser guten Stadt, und verharre mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit . . .

Weimar
d. 7. Januar 1804.

So pünktlich er sich dieser Verpflichtung entledigte, so sehr verzögerte er die entsprechende offizielle Mitteilung ans Oberkonsistorium. Der damalige Konrektor Schwabe bat in einer Eingabe an diese Behörde vom 17. Januar 1804, ihn nach Böttigers Abgang vom Gymnasium doch nur möglichst kurze Zeit vikarieren zu lassen, infolgedessen, scheinbar ganz überrascht, das Oberkonsistorium bei Böttiger anfragte, „was es denn für eine Bewandtnis damit habe, daß er Weimar verlassen wolle", worauf Böttiger in folgendem Schreiben, ganz gegen seine Art fast kurz angebunden, antwortet:[1])

Unterthänige Anzeige.

Einem hohen Collegium zeige ich hierdurch unterthänig-gehorsam an, daß ich dem Ruf eines Churfürstl. Sächsischen Hofrathes und Studiendirectors der Pagenakademie nach vorläufig erhaltener gnädigster Dimission von Serenissimo wirklich angenommen habe und daher entschloßen bin, meine Stelle als Director des fürstl. Gymnasiums gleich nach Ostern und noch im Monat April zu resigniren, sowie auch die Stelle eines Hochfürstl. Oberconsistorialraths in die Hände Sr. Herzogl. Durchlaucht zurückzugeben.

Der ich mit schuldigster Ehrerbietung verharre . . .

Weimar d. 20. Januar 1804.

Das letzte Schreiben, das Böttiger ans Oberkonsistorium richtete, umfaßt Rathschläge, wie es bei dem eintretenden Vikariate am besten zu halten sei. Es lautet, wie folgt:[2])

Unterthäniger Bericht wegen des eintretenden Schulvicariats.

Da ich bevorstehenden Freitag, den 23. März meine Function als Director und erster Lehrer beim Hochfürstl. Gymnasium niederzulegen und deßwegen früh um 9 Uhr vom Cötus im ersten Auditorium feierlich Abschied zu nehmen gesonnen bin: so habe ich nicht ermangeln wollen, dieß pflichtmäßig einem hohen Collegium anzuzeigen, damit sowohl wegen des eintretenden Vicariats an den Conrector

[1]) Akten des geh. Archivs vom Kultusdepartement IV. 53. 68., F. 4.
[2]) Ebenda, F. 6.

Schwabe das nöthige von Seite des HF. Oberconsistoriums erlassen, als auch der Typus Lectionum, zu welchem der Conrector, Professor und Subconrector concurriren, angeordnet werden könne. Ich erlaube mir hierbei die Bemerkung, daß es bei den hier nothwendig eintretenden Combinationen sehr nützlich seyn würde, wenn es sowohl dem Conrector als Professor gestattet würde, die fähigsten Subjecte der zweiten Classe sogleich für die Lectionen, wo es passend seyn dürfte, in die erste Classe hinüberzunehmen, welches auch wieder dem Subconrector, der nur einige Stunden in Secunda zu geben bekommt, weil der Conrector in Prima docirt, in Absicht auf die fähigsten Subjecte der dritten Claße zuzugestehen seyn dürfte. Sobald von einem hohen Collegium das Vicariat angeordnet seyn wird, werde ich nicht ermangeln, dem H. Conrector Schwabe das Schulbuch, worin die Recipiendi eingetragen werden, zu übergeben. Weiter befindet sich nichts in meinen Händen. . . .

Weimar, d. 20. März 1804.

Dreierlei im vorstehenden Schreiben bietet schließlich noch Anlaß zu interessanter Mitteilung, der erste Satz, der auf die einst vielbesprochene Abschiedsrede hinweist, und zwei am Schlusse des Schreibens erwähnte Bemerkungen.

Das „Schulbuch" — Böttiger meint die Matrikel — übergab er dem nun vikarierenden Schwabe mit folgendem letzten Eintrag:

„*Τέλος ἔχει.* Ultimum valedixi coetui scholastico d. 23 Martii. 1804.
Qui mihi succedis, Doctor, Tibi lampada trado;
Sis felix, multaque et magna prole beatus

Carolus Augustus Boettiger."

Die «proles», die Böttiger während seiner Amtszeit aufgenommen hat, war keine geringe; der Nachfolger Böttigers, Direktor Lenz, schrieb über den Abschiedsgruß Böttigers: 596 Schüler «ab illustri Boettigero sunt recepti: inter quos, si recte numeravimus, 75 nati in terris exoticis; 11 equestri loco; 1nus Comes».

Mit der Matrikel aber hatte Böttiger auch noch etwas zurückgegeben, was schon recht, recht lange in seinen Händen gewesen war. Das war der einst von Herder an Böttiger geliehene, aber trotz aller Mahnungen nie wieder zurückerstattete Noldesche Bücherkatalog, über den vielerlei geschrieben worden ist.[1])

In der Aktensammlung des Weimarischen Gymnasiums fand sich folgender darauf bezügliche Brief Böttigers an den genannten Schwabe:

Mein theuerster Freund und Herr
Collega!

Ich schicke Ihnen hier unsere Bundeslade, das alte aber ehrwürdige Inskriptionsbuch und sämmtliche Reskripte und Communicate, die ich etwa des

[1]) Vgl. Erinnerungen, 2, 120 ff.; Biographische Skizze, S. 50; Lindemann, a a. O., S. 56; Haym, Herder, 2, 757 u. a.

Aufhebens werth gehalten habe. Ich habe eine Ahnung, daß das Buch, wie es sich von Rechtswegen gehörte, bei Ihnen bleiben werde. Mich wird dieß sowie alles Erwünschte und Fröliche, was Ihnen begegnet, innigst freuen. Sie waren mir stets ein trefflicher, mich mit Rath und That kräftig unterstützender, brüderlich gesinnter College. Gott vergelte Ihnen und Ihrem vornehmen Hause alles Gute, was Sie an uns Fremdlingen gethan haben.

Mit unwandelbarer Treue und Liebe

Ihr

Weimar d. 29. März 1804. Böttiger.

Sie finden hier auch den Roldischen Catalog, dessen Daseyn bei mir ich selbst nicht wußte.

Endlich noch einige Bemerkungen über die Wirkung der von Böttiger oben angekündigten Abschiedsrede im großen Hörsale des Gymnasiums. Sie wurde zuerst 1804 gedruckt (Weimar, Verlag von Hoffmanns Hofbuchhandlung); ein Wiederabdruck findet sich in Wolffs „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur" 1, 332 ff. Darin hatte sich Böttiger eine dem Herzog mißliebige Aeußerung über den neuen Schloßbau in Weimar erlaubt, daher Hofrat Ulrich[1]) in Jena sich weigerte die Stelle zum Abdruck zu bringen. Auch hatte der Herzog gegen Professor Eichstädt in Jena die Erwartung ausgesprochen, „Hr. Böttiger werde wohl die Stelle wegen des Schloßbaues von selbst fallen laßen. Außerdem sey selbe zu streichen." Folgende Zeilen geben im Auszuge den Brief des Professor Ulrich an den Minister Voigt wieder, der sich darauf bei Goethe Rats erholte.

. . . . Eine Stelle der Böttgerischen Abschiedsrede, welche mir zu Censur gebracht wurde, welche der würdige Mann gewiß nicht böse gemeynt hat, woraus aber, trotz aller Krümmungen und Wendungen, der trockene Logiker den simplen Satz hätte ziehen können, daß über dem Schloßbau das Gymnasium zurückstehen müße, würde mich in Verlegenheit gesetzt, und genöthigt haben, Ew. Hochwohlgeb. meine Bedenklichkeiten devotest mitzutheilen, wenn nicht mein Freund, Eichstädt, es übernommen hätte, Herrn Böttiger zu einer Abänderung der ganzen Stelle zu bewegen; daß sie keiner solchen bittern, oder Bitterkeit hineinlegenden Auslegung fähig sey. Ueber eine andere Stelle: wo er Herders gedenkt und bedauert, daß er nicht noch zum letzten Male seine kalte Hand umfaßen können, — und nun sagt: „Sie war schon früher für mich erkältet. Doch daran warst Du, grosherziger Mann, nicht Schuld — auch ich, bey Gott, war nicht Schuld — Möge, wer Unkraut gesäet, auch die Früchte erndten" hatte ich, als Censor, weniger Recht, da mir die Verhältnisse ganz unbekannt sind.

Sollte Ew. Hochwohlgeb. in Bezug auf diese Abschiedsrede noch etwas zu befehlen haben, so unterstehe ich mich, da ich Morgen zu verreisen genöthigt

---

[1]) J. A. Heinrich Ulrich, geb. 16. April 1746 zu Rudolstadt, studierte zu Jena Theologie, später Philosophie, wurde ordentl. Professor der Moral, Philosophie und Politik; † den 4. Febr. daselbst 1813. Ueber sein Amt als Censor habe ich nichts ausfindig machen können.

bin, solches dem Hofrath Eichstedt aufzutragen; mit welchem ich zu dem Ende die bestimmte Abrede getroffen habe. . . .

Jena, den 28. März 1804.

Dieser Brief, dessen Inhalt Böttigern von seinem Gönner Voigt mitgeteilt worden sein muß, veranlaßt ihn zu folgendem Schreiben an den Minister, der es mit der Randbemerkung: „Daß es schicklich sey, die monierte Stelle fallen zu lassen“ in die Akten gab.

Ew. Hoch Wohlgeb.,

erlaube mir gütigst, eine gezwungene Anfrage wegen folgendes controversen Punctes thun zu dürfen: Am Schluß mein kleinen Abschiedsrede im Gymnasium hatte ich mit dem innigsten Gefühl devoter Dankbarkeit gegen unsern Herzog folgendes gesagt:

„Er ist stets ein huldreicher und gnädiger Fürst gegen mich gewesen und „hat mir noch in den letzten Tagen die unvergeßlichsten Beweise seiner Gnade „gegeben. Aber auch er hat nur eingeschränkte Kraft und kann „nicht alles auf einmal. Er mußte seine in Asche und Trümmern liegende „Fürstenwohnung wieder erbauen. Nun diese durch seine Beharrlichkeit[1]) in „erneueter und erhöhter Pracht und Herrlichkeit dasteht, wird sein belebender „Blick auf diese Schule fallen und in diese Steine, die einer seiner Vorfahren „so glänzend zusammenfügte, da wo es aus Mangel an Hülfsmitteln „noch an Zusammenstimmung und daraus entspringender Kraft fehlen „mochte, ein schöpferisches: es werde! rufen. Daß er den meisten Willen dazu „hat, darf ich hier dankbar und laut versichern. Beglücke Du, Allmächtiger pp.““

Die Rede wird in Jena gedruckt. Nun findet Hr. Hofrath Ulrich großes Bedenken, dieser Stelle sein Imprimatur zu geben, weil es für den Herzog beleidigend sei, zu sagen: er habe erst das Schloß und nicht die Schule verbessert. Ich kann mich davon nicht überzeugen und lege also Ew. Hochwohlgeb. hier allein waltendem schiedsrichterlichen Ausspruch den Fall zur Entscheidung vor.

Ich hatte mir ganz das Gegentheil gedacht und gehofft, diese Stelle könnte selbst Serenissimo nicht anders, als wohlgefällig seyn, da die Unvernunft unsers vornehmen und geringen Pöbels oft genug über den Schloßbau albern genug glossirt hat. . . .

den 29. März 1804.

Das Endergebnis der Verhandlungen, wobei auch Goethe das Wort nahm,[2]) war die Unterdrückung der ganzen auf den Schloßbau bezüglichen Stelle, während in der Erwähnung Herders bloß die im Ulrichschen Briefe gesperrt gedruckten Worte wegfielen.

Die Rede selbst schickte Böttiger an Herders Frau, die ihm noch vor seinem Weggange von Weimar in herzlichen Worte dafür dankte. Unter anderm schrieb sie: „Sie haben meinem Manne Gerechtigkeit wiederfahren lassen in Ihrer Rede und dafür danke ich Ihnen aus innerster Seele.

[1]) „Redux virtuti, exul fatis so heißt die kraftvolle, deutungsreiche Umschrift auf einer denkwürdigen Bronze, die auf die Einweihung der „neuen Augustusburg in Weimar von Meisterhänden verfertigt wurde.“

[2]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 16, 82 f.

Er hatte nie, nie Ihren Schaden gewollt, vielmehr das Gegenteil. Wenn er ein einziges Mal gegen Ihre Wünsche, als Sie nach Kopenhagen wollten, hatte reden müssen, so war das aus Pflicht und Gewissen zum Besten des Gymnasiums. Rein vor Gott und Ihnen ist er". (Siehe Literarische Zustände S. 203). Auch seine Freundin, Frl. v. Göchhausen, las die Rede und teilt den daraus gewonnenen Eindruck in einem Briefe an den Verfasser mit, indem sie schreibt: „Ihre so treffliche mit gerührtem Dank gehaltene Abschiedsrede habe ich eben mit nassen Augen geendigt; ich weiß es längst, was wir verlieren, und dieses letzte Wort, des größten Redners würdig, wird noch manches Auge fließen machen. Die verschlossenen Herzen und Augen werden sich hüten, sie zu lesen. Der Ton des Ganzen beweist hinreichend, auch ohne die bewußte Stelle zu kennen, wie engherzig die Ansicht dessen sein muß, der in einer solchen Rede irgend eine Stelle hat anstößig finden können. Leben Sie wohl. D. 15. April 1804" (Ebenda S. 239).

Mit dieser zwiefachen, einigermaßen versöhnend wirkenden Anerkennung, die allerdings im Munde einer Caroline nicht recht verständlich erscheint, seien die Akten geschlossen.

Es war die Absicht, im vorstehenden das noch nicht voll beschriebene Blatt in der Lebensgeschichte eines Mannes auszufüllen, der durch seine enge Verbindung mit den größten Dichtern unseres Volkes berühmt, durch seine charakterlose Doppelzüngigkeit und sein unstätes Wesen zugleich freilich auch berüchtigt geworden ist. „Was wir aber", um mit einem Worte Goethes zu schließen, „durch Mitteilung älterer Briefe gewinnen, ist: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchdachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Eigenart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person".

Aus Briefen der Brüder Schlegel an Brinckmann.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Weimar.

1. Friedrich Schlegels 19 Briefchen und Billete, sämtlich undatiert, stammen in der Hauptmasse aus den zwei Epochen von Schlegels Berliner Aufenthalten, dem Herbst und Winter 1797 (Anfang 1798 ging Brinckmann auf seinen Pariser Posten ab) und dem Dezember 1801; ein längeres Schreiben ist in der Zwischenzeit an Brinckmann nach Paris gerichtet. Als gemeinsame Freunde werden erwähnt: Gentz, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Dohna, Rahel, Henriette Herz, Dorothea Veit. Den Inhalt vieler Billete bilden Bitten um Darleihung von Büchern aus Brinckmanns reich ausgestatteter Bibliothek: Friedrich Schlegel verlangt Caesar, Cicero, Tacitus, Gentz, Winckelmann, Jean Pauls Quintus Fixlein, Garve, Lessings Laokoon, Leibniz, Diderot, Johnson, Shakespeare, Home, Gibbon, alles das in der Zeit des Lessingaufsatzes und der Lyzeumsfragmente. Im Dezember 1801 requiriert er wieder Brinckmanns Bücherschätze und erbittet diesmal Schillers Jungfrau, Hume, Schlossers letzte Philosophika und Bouterweks Philosophie des Romans. Im allgemeinen vergleiche man Friedrich Schlegel an August Wilhelm S. 293. 493. 539; Aus Schleiermachers Leben 1, 169. 3, 74. 4, 49; Karoline 1, 211. 363; Dorothea 1, 74.

[1797]. „Schleyermacher hat den Mittwoch durch eine göttliche, ja was mehr ist philosophische, und was noch mehr ist, cynische Vorlesung über die Immoralität der Moral geadelt." Vgl. Friedrich Schlegel an August Wilhelm S. 301; Haym, Die romantische Schule S. 415.

„Der kleinste aller paradoxen Kritiker und der größte aller paradoxen Dichter kehren vom Rhein wieder mit klingendem Spiel in die Winterquartiere zu Ihnen zurück." Deutungen vermag ich nicht zu geben.

„Zu Sanders kann ich nicht kommen, grüßen Sie aber die lächelnde Frau recht innigst von mir. Wenn Sie gesonnen seyn sollten, es auf ein Maximum von Innigkeit anzulegen, so müssen Sie sich vor dem Mann in Acht nehmen. Der Grobian liebt seine Frau, und wo der gelehrte Bierschröter zuschlägt, dürfte leicht alles weich werden." Der Buchhändler Johann Daniel Sander begegnet auch in Friedrich Schlegels Briefen an den Bruder S. 311. 388.

„Sie sammlen die Paralogismen des jüngsten Leviathan so emsig, als wollten sie eine Kritik des gräßlichen schreiben, oder die ganze Leviathanerey in der A. L. Z. recensiren.“ Die Beziehung ist mir dunkel.

„Ich bin dankbar dafür daß Sie der Merkur meines Lessing waren; das wäre zu viel, wenn Sie nun noch der Apollo der Xenien seyn wollten. Denn Xenien sind es freylich. So schickte ich sie meinem Bruder, der sie als Onkel zärtlich liebt; aber der nun noch eine Xenie hinzugesetzt wünscht: Die Deutschen verstehen keinen Spaß; und ich setze noch hinzu — und auch keinen Ernst.“ Ueber Schlegelsche Xenien ist sonst nichts bekannt.

„Nikolai ist voll von Bewunderung gegen Schiller und Voß, voll Freundschaft gegen mich, obgleich mein Lessing ihm nur einigermaßen gefallen hat, und glaubt der Gipfel der Schriftstellerey bestehe darin, so zu schreiben, daß man nicht misverstanden werden könne. Ihn kann man freylich nicht misverstehn.“ Vgl. Friedrich Schlegel an August Wilhelm S. 295.

[1799]. „Fichte ist hier, und unser Kostgänger (d. h. der der Veit); ich sehe ihn viel und es that mir Noth, denn die Berliner schwächen den Magen, wenn man sie zu lange hinter einander braucht. — Uebrigens bin ich Ihnen viel Dank schuldig für Ihren Beytrag zum Athenäum. Erschrecken Sie nur nicht, Sie hatten über Kotzebues Reue so geschrieben, daß ich nicht umhin konnte. Ich hoffe, es ist Ihnen nicht unlieb, es versteht sich, daß es geheim bleibt.“ Ueber Fichtes Ankunft in Berlin im Juli 1799 vgl. Aus Schleiermachers Leben 1, 240 und Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel[2] 1, 309; über Brinckmanns unbeabsichtigten Athenäumsbeitrag Friedrich Schlegel an August Wilhelm S. 407 und schon Haym a. a. O. S. 721 Anmerkung 2.

2. August Wilhelm Schlegels 25 Billete und Briefe reichen vom Februar 1802 bis April 1804, an welche Reihe sich noch einige in Stockholm 1813 geschriebene anschließen. Den Inhalt bilden in erster Linie Abonnentenangelegenheiten, die Berliner Vorlesungen von 1801 bis 1803 betreffend; Brinckmann erscheint als eifriger Werber und warmer Förderer für Schlegels Vorträge, die er selbst allerdings nur wenig besuchte. Weiterhin nimmt auch August Wilhelm wie Friedrich Brinckmanns Bibliothek häufig in Anspruch: er leiht sich, wohl vor allem im Interesse der Vorlesungen, Voltaire, Boileau, Milton, Steevens' und Malones Shakespeare, Warton, Burke, Guarini, Petrarca, auch Müllers Schweizergeschichte.

8. November 1802: „Die Regel mit den fünf Akten wird ganz gewiß zuerst in der Stelle beym Horatius erwähnt. Doch vermuthe ich, daß vielleicht schon die Griechischen Komiker der neueren Komödie, welche das Theater leer lassen mußten, weil sie keinen Chor hatten die Observanz der 5 Akte aufgebracht; daß es von da in die Tragödien Alexandrinischer Dichter, von denen wir nicht vergessen müssen daß die Römer sie oft vor Augen hatten, übergegangen sey. Vielleicht haben auch die Uebersetzer der alten Griechischen Tragödien, Pacuvius, Naevius u. s. w. die Eintheilung gemacht. Die beym Plautus und Terenz in 5 Akte mag doch wohl ursprünglich seyn. — Die Einwendung wegen des Euripides ist nicht so leicht auszumitteln, ich verspare die Antwort aufs mündliche. Aber erinnern Sie sich nur, wie zweydeutig es beym Aristoteles und wieder beym Lessing aussieht, und wie er über den Euripides schreibt. — Göthes Vorspiel ist heraus, haben Sie es schon gesehn?“ Goethes Vorspiel ist „Was wir bringen“ von 1802.

3. Januar 1803: „Vielleicht haben Sie in der Zeitung die Ankündigung eines Journals für poetische Uebersetzungen von einem gewissen HErrn Bode gelesen, worin ich als Mitarbeiter aufgeführt werde. Dieß hat nicht den mindesten Grund, der Herausgeber hat es ganz ohne mein Vorwissen gethan, es ist mir höchst verdrießlich und muß nothwendig öffentlich zurückgenommen werden. Bis dahin wünsche ich aber den Irrthum bey Freunden und Bekannten vorläufig zu berichtigen, und bitte Sie, wenn Sie es erwähnen hören, dem zu widersprechen." Vgl. darüber Friedrich Schlegel an August Wilhelm S. 512.

6. Dezember 1803: „Bury hat jetzt sein Oelgemählde von Goethe wieder hier, wenn Sie es noch nicht kennen, müssen Sie es vor allen Dingen sehen."

28. März 1804: „Ich versäume nicht Ihnen wenigstens eine Carte zu meinen Vorlesungen zu schicken, um Frau von Stael mit vollem Rechte unter meinen Zuhörerinnen aufführen zu können. Es ist sehr verbindlich von Frau von Stael, daß sie diesen Umweg nehmen will, um mir eine Entschädigung für die Zeit anzubieten, die ich auf das angenehmste mit ihr in Deutscher Lectüre und Unterhaltung über unsere Literatur hinbringe. Ich lerne mehr von ihr im französischen Ausdruck, als sie von mir Deutsch zu lernen bedarf, noch mehr, ich übe mich in der Kunst die leichteste und gefälligste Wendung für den Gedanken zu finden, (in welcher Kunst ich wie man sagt noch Fortschritte nöthig haben soll) ohne seiner Tiefe etwas zu vergeben, welcher ihr umfassender Geist schnell errathend entgegenkommt. Empfehlen Sie mich ihr angelegentlichst."

Weimar, 23. April 1804: „Mein erstes Geschäft nach unsrer Ankunft hier, wertheste Freund, ist Ihnen Bericht von dem Erfolg der Reise und dem Befinden der Frau von Stael abzustatten. Sie erhohlte sich von der Erschütterung des letzten Tages in Berlin und ertrug die Beschwerden der Reise über meine Erwartung gut. Aus der Verwirrung der empfangenen Briefe suchte sie, wie man sich in einer solchen Lage immer an einen schwachen Faden hält, so viel Hoffnung als möglich zu schöpfen, und ich durfte nichts dagegen einwenden, da sie bey dem geringsten Worte auffuhr und mit Fragen in mich drang, ob ich mehr wüßte. Ich konnte also nichts thun als darauf bedenklich schweigen und übrigens ihre Gedanken so viel möglich anders beschäftigen. Wir erreichten den ersten Tag Treuenbriezen, den zweyten Düben, und am Mittag des dritten waren wir in Leipzig, wo sie durch die Möglichkeit Nachrichten zu bekommen heftig erschüttert war. Dieß ging vorüber, nachdem ihr nach allen Erkundigungen versichert ward, es seyen keine da, und wir reisten den Abend noch bis Naumburg. Als ich sie den Abend nach Tisch verlassen hatte, sagte mir der Kammerdiener Herr Constant sey da, ohne sich ihr zeigen zu wollen. Ich ging also in sein Zimmer und unterredete mich mit ihm bis tief in die Nacht über die zu treffenden Veranstaltungen, bey der Ankunft in Weimar, und er reiste hierauf noch in der Nacht wieder dahin zurück. Am andern Morgen suchte ich sie von der letzten Station an mehr und mehr von den gefaßten Hoffnungen zurück zu bringen, und ging so weit, daß sie in die äußerste Bewegung gerieth, und ich nicht ein Wort hinzufügen durfte, ohne sie alles errathen zu lassen. Dennoch hatte sie gegen alle meine Aengstlichkeiten und Andeutungen Einwendungen, faßte sich einigermaßen wieder, und näherte sich nicht ohne Hoffnungen den Thoren von Weimar. Hier war sogleich Fräulein von Jöchhausen von ihrer Ankunft benachrichtigt, und hatte das schwere Geschäft über sich genommen, ihr die Wahrheit [den Tod ihres Vaters Necker] zu melden, was sie auch mit vieler Seelenstärke und auf die beste Weise ausführte. Constant zeigte sich ihr erst nach den ersten Augenblicken, in der Hoffnung daß seine Erscheinung bis nach dem Schlage verspart etwas linderndes haben würde, und es war in der That nöthig, daß alles sich um Frau von Stael vereinigte, sie hätte es ohne das nicht ertragen.

Ich habe eingesehen, daß es unmöglich gewesen wäre, ihr die Nachricht sogleich in Berlin zu geben, daß sie wenigstens gefährlich krank würde geworden seyn. Ihr Zustand war in den ersten Stunden fürchterlich, sie fiel mit einem zerreißenden Schrey zu Boden, man mußte ihr die Arme halten um allzu gewaltsame Bewegungen zu verhüten, so schrie sie fast besinnungslos fort, man konnte ihr kaum etwas von den stillenden Mitteln beybringen da sie alles von sich stieß, wiewohl der junge Herder auch gleich da war und verschiedne Mittel verordnete. Mit großer Mühe vermochte man sie endlich sich ins Bett bringen zu lassen, wo aber die gleiche Gewaltsamkeit der Leidenschaft noch lange fortdauerte. Um halb fünf etwa waren wir angekommen, erst gegen neun Uhr wurde sie etwas ruhiger, so daß ihr auch verschiedne Briefe gezeigt werden konnten die einen milderen Schmerz hervorrufen sollten, denn zuvor hatte sie sich unaufhörlich die bittersten Vorwürfe über ihre Reise und Entfernung gemacht. — Gegen die Nacht trat eine große Erschöpfung ein, Constant von seiner Reise ermüdet, ließ sich überreden zu Bett zu gehen, und ich wachte. Sie konnte die Augen nicht auf wenig Secunden schließen ohne mit Zuckungen wieder aufzufahren, erst gegen Morgen hatte sie eine Viertelstunde Schlaf. Ihr Zustand heute Vormittag (ich schreibe Ihnen gegen eilf Uhr) ist weit leidlicher als ich ihn erwartet hatte, nicht krampfhaft noch convulsivisch sondern nur ermattet. Fräulein von Jöchhausen sitzt vor dem Bett, und trägt mir auf Ihnen viel freundschaftliches von ihrentwegen zu sagen. Frau von Stael grüßt Sie herzlich, und bittet Sie das gleiche an Frau von Berg und die Gräfin Voß zu sagen. Ich setze voraus, daß beyde durch Sie den Inhalt dieses Briefes erfahren werden, entschuldigen Sie mich daher bestens, nicht einen eignen an sie geschrieben zu haben, auf den ihre freundschaftliche Theilnahme am letzten Tage sonst Anspruch zu machen hatte.

Leben Sie recht wohl, mein werthester Freund, beunruhigen Sie sich nicht, ich hoffe es ist nichts zu fürchten, und alles auf gutem Wege. Mit der nächsten Post erhalten Sie wieder Nachricht. Frau von Stael denkt schon in 8 Tagen zur Fortsetzung der Reise im Stande zu seyn, man widerspricht ihr nicht, also hoffentlich wird der Aufenthalt auf ein 14 Tage verlängert, Sie werden aber nach Empfang dieses noch hieher an sie schreiben können." Ueber diese ganze Angelegenheit vergleiche Blennerhassett, Frau von Stael 3, 87.

[1813.] „Hier ist der Held des Nordens. Ich bitte Sie aber ihn wie den Apfel des Auges in Acht zu nehmen, denn ich glaube es ist das einzige Exemplar auf der ganzen skandinavischen Halbinsel, und ich wünschte das Werk würde übersetzt, oder wenigstens Ihren jungen Dichtern bekannt, denn es scheint mir ein weit besseres Vorbild für die Behandlung der nordischen Sagen zu seyn als die Sachen von Oehlenschläger. In der ersten Zuschrift an Fichte werden sie mich sehr freundlich erwähnt finden." „Der Held des Nordens" von Fouqué war bereits 1810 erschienen.

Justinus Kerners Beziehungen zum Wunderhorn.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Am 15. März 1808 schrieb Clemens Brentano aus Cassel an Arnim nach Heidelberg (Arnim und Brentano S. 248), Kerner aus Tübingen habe ihm allerlei über das Wunderhorn geschrieben und erzählt, daß er auch Kölle und Nehrlich Reutlinger Volkslieder gesendet: „Beiliegendes Blatt ist von ihm, zwei Räthsel und zwei schwäbische Scherzlieder, welche letztere beide ich sehr schön finde." In einer Anmerkung habe ich (ebenda S. 361) zusammengestellt, was sich über die nahen Beziehungen der jungen schwäbischen Dichter zur Heidelberger Romantik, zu Wunderhorn und Trösteinsamkeit, sagen ließ, und wie sich diese Beziehungen in ihren Erstlingsschriften wiederspiegeln. Durch die Auffindung des Briefes Kerners, der Brentanos Mitteilung an Arnim zu Grunde liegt, erweitert sich die Kenntnis dieser Dinge, indem zugleich ein neuer Ausblick auf Kerners Dichtung möglich wird.

Der Brief ist ohne Datum (aber aus dem März 1808), aus „Tübingen" geschrieben: „Hochgeehrter Herr! Durch Herrn Koelle und Nehrlich werden Sie vorlängst verschiedene Volkslieder erhalten haben. Ich übergab sie schon auf Ihre erste Anzeige diesen Freunden für Sie, als: Reutlinger Volkslieder ꝛc. ‚Mir träumt ich flög gar lange.' Ich habe seitdem wenig Beute mehr gemacht. Einiges unbedeutende, das ich Ihnen hier beilegte, konnte ich Ihrer schönen Sammlung nicht vorenthalten, und wenn Sie es auch gleich schon besitzen oder für zu unwichtig halten, so hab ich doch das meinige gethan. — Zwei der allerherrlichsten altdeutschen Balladen brachte ein Freund von mir aus der Schweiz. Er gab sie Herrn Leo Seckendorf für seinen Musenalmanach auf 1808, der aber noch nicht erschien und wahrscheinlich auch nicht erscheinen wird. Ich mache Sie aufmerksam darauf: denn sie kommen wahrhaftig den besten im Wunderhorn gleich. Die erste beginnt:

Graf Friedrich wollt ausreuten
Mit seinen Edelleuten
Zu holen seine liebe Braut
Die ihm zur Ehe war vertraut.

Die zweite:

Ein König hätt ein Töchterli
Mit Nahmen hieß es Anneli
Das saß an einem Reinlein
Laß auf die bunten Steinlein.

Benachrichtigen Sie mich doch gütigst, ob Ihnen diese zwei Balladen nicht schon bekannt sind. Erscheinen sie nicht in Seckendorfs Almanach (wo Sie sie alsdann ohnehin benutzen können: denn ich würde auf keinen andern Sammler, da Sie die ersten sind und Ihre Sammlung alle andren überwiegt, Rücksicht nehmen), so werde ich suchen, sie Ihnen zu verschaffen. — Die Melodie zu:

Es spielt ein Ritter mit seiner Dam ꝛc.

ist höchst rührend, besonders wenn sie mir mein kleiner Fischer singt, fast zu einfach nur. Ich ersuche Sie in allen Fällen um eine gütige Rückantwort, da ich Hoffnung habe Ihnen noch mehreres aufzufinden. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung dero gehorsamster Diener Christian Kerner." In einer Nachschrift bemerkt Kerner noch, durch die Cottaische Buchhandlung werde er alle Briefe richtig erhalten.

Der Eingang dieses Schreibens führt bis in die Zeit unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Wunderhorns, also bis in den Schluß des Jahres 1805, zurück. Eine Anmerkung des den ersten Band beschließenden Aufsatzes „Von Volksliedern" (1,462) hatte das Publikum ersucht, sich mit hülfreichen Mitteilungen an Arnim oder Clemens Brentano nach Heidelberg zu wenden. Am 23. Dezember 1805 konnte Brentano dem Freunde nach Berlin melden: er habe einen weitläufigen Brief, den ersten vielleicht auf die Aufforderung im Wunderhorn, von einem gewissen Herrn Hofgerichtsadvokaten Kölle in Tübingen erhalten (Arnim und Brentano S. 156). Da Arnim Anfangs Dezember 1805 von Heidelberg abreiste, so muß Kölles Brief in der Zwischenzeit bis zum 23. Dezember eingegangen sein. Er enthielt also, von Justinus Kerner für das Wunderhorn beigesteuert, Reutlinger Volkslieder und vor allem das Lied „Mir träumt' ich flög gar lange," das sich somit als eine der ältesten Poesien Kerners ausweist.

Friedrich von Kölle, den jungen schwäbischen Dichtern nahe stehend, ist auch sonst der Literaturgeschichte nicht unbekannt (Goedeke 3,346). Nehrlich, dem man schon in Novalis' Correspondenz begegnet (an Friedrich Schlegel 1797, S. 35) wird im Wunderhorn als einer der Beiträger mehrere Mal genannt. Nicht dagegen Kerner. Zwar wußten wir bereits, daß das im Wunderhorn 2,161 „mitgeteilte, wahrscheinlich nicht sehr alte" Lied, dem Brentano die auf Verwandtes anspielende Ueberschrift „Icarus" gab, von Justinus Kerner eingeliefert worden war. Denn er hatte es 1811 in die „Reiseschatten. Von dem Taschenspieler Luchs" als sein ausdrücklich bemerktes Eigentum aufgenommen. Das Lied, aus der Seele eines Gefangenen gedichtet, beginnt wörtlich im Wunderhorn

Mir träumt, ich flög gar bange
Wohl in die Welt hinaus,

Zu Straßburg durch alle Gassen
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt, daß er so fliegt: das sei der böse Feind, der ihn so fliegen lehre. Sie schreit auf; er erwacht:

Da saß ich ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank ich in freyer Luft.

Nun bietet Kerners Brief, abweichend vom Wunderhorn, die erste Zeile so:

Mir träumt ich flög gar lange —

und wenn schon bei dem beklommenen Seelenzustande des Gefangenen bisher Niemand an dem „bangen" Fluge Anstoß nehmen konnte, so erscheint doch jetzt in der ganz neutral die Basis für das Gedicht schaffenden Anfangsstrophe der „lange" Flug, von Augsburg bis nach Straßburg, als das Bessere und Richtige. Wir haben hier einen der von der neueren deutschen Literatur häufig gebotenen Fälle, die uns zeigen, wie unverläßlich in Anwendung und Ergebnis meistens die rein abstrakte Kritik überlieferter Texte ist. Wir vermögen z. B. bei Goethe oder Herder, gestützt auf lückenloses urkundliches Material, an einer überwältigenden Fülle von Beispielen den geschichtlichen Verlauf durch alle seine Phasen zu studieren, den ein Gedanke von seiner ersten Niederschrift bis zu dem Zeitpunkt nehmen kann, wo er gedruckt und wiedergedruckt vor das lesende Auge tritt. Dieser Verlauf ist in den allermeisten Fällen unberechenbar, und bloße Verstandesschärfe, des urkundlichen Materials entbehrend, hätte ihn niemals rückwärts wieder aufdecken können. Ich gestehe, daß diese Erfahrung meinen früheren Glauben an kritische Wiederherstellung alter, insbesondere altklassischer Schriftwerke, sofern sie aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen sind, stark erschüttert hat. Das einmal fixierte Wort, auch wenn es falsch ist, bedeutet eine Macht, vor dem selbst die größten Geister kapitulierten. Und so sehen wir, daß auch Kerner unter dem Einfluß des im Wunderhorn festgestellten Textes stehen blieb. Zwar verbesserte er in den Reiseschatten einige durch seine nicht sehr leserliche Handschrift hervorgerufene Irrtümer des Wunderhorns[1]); er fühlte auch für die Eingangszeilen das Bedürfnis einer ändernden Berichtigung: aber er konservierte doch den einmal vorhandenen Fehler, indem er die ersten Zeilen jetzt folgender Maßen gestaltete (Dichtungen 1834, S. 321):

[1]) Namentlich Strophe 2^3 „weint" anstatt „rennt"; Strophe 5^1 hat Kerner zuerst (Dichtungen in Einem Bande 1834, S. 321) „morgen" in „Morgens" verwandelt, dagegen S. 349 es unberührt gelassen.

Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus.

Und da in den Reiseschatten ein Handwerksbursche das Lied gleichsam als eine Ouverture zu dem Nachspiel „Der Todtengräber von Feldberg" singt, der durchaus das Fliegen erfinden will, so klingt auch das ursprünglich unechte „bange" immer von Neuem als eins der leitenden Motive in dem Nachspiel wieder. Zu denken gibt noch gegenüber dem Vermerk des Wunderhorns Kerners Bekundung in den Reiseschatten (S. 321), daß das Lied in der That „kein altes Lied, sondern von ihm gedichtet" sei. Denn alsdann wäre es nicht verständlich, daß Kerner seiner Zeit mit der Einsendung desselben Arnims Bitte zu entsprechen glaubte. Wir müssen also nach Lage der Sache trotz Kerner annehmen, daß das Lied eine echte volksmäßige Grundlage hat.

Ueberhaupt sind die Reiseschatten voll von Beziehungen auf das Wunderhorn und, wie schon früher das Sonntagsblatt Uhlands und der Seinigen, gespickt mit Ausfällen gegen die Plattisten, womit die Morgenblättler, in letzter Linie der Anhang des alten Voß, gemeint waren. In diesem Sinne wird eine Hindeutung unseres Briefes in den Reiseschatten voller ausgeführt. Das Wunderhorn enthält (1, 50) nach einem fliegenden Blatte das Lied „Der Ritter und die Magd", das Kerner ebenfalls besaß und von dessen Melodie er im letzten Absatz seines Briefes redet. Dieses Lied, wie ein Ritter seine Magd und ihr Kind verstößt, dann aber an ihrer Bahre reuig sich ersticht, um mit ihr im Tode vereint zu sein, findet sich in abweichender Gestalt in den Reiseschatten (S. 482) wieder, und zwar mit dem Vermerk: die Ballade sei hier so, wie sie gewöhnlich vom Volke in Schwaben gesungen werde, aufgenommen, das Wunderhorn gebe sie nicht vollständig. Die Situation in den Reiseschatten ist die, daß der vagabondierende Felix das Lied frischweg mit heller Stimme zu singen beginnt, ehe der „weiße Mann" mit seinen steifen Vorbereitungen fertig werden kann, den Gang nach dem Eisenhammer hochpathetisch herzudeklamieren. Da bricht der Zorn des „weißen Mannes" unverblümt hervor: „Diese schlechte Bänkelsängerei gegen den Eisenhammer!" — und er demonstriert nun an ein paar ergötzlichen Proben, wie sich der Inhalt dieses Volksliedes ganz anders in Schiller nachgeleierten Phrasen ausnehmen müsse. Kerner hatte hier einen alten Gegner, den er treffen wollte, nämlich den am Morgenblatt thätigen Anti-Romantiker und Satiriker Friedrich Christoph Weisser von Stuttgart (über den man auch Karl Mayers Aufsatz „Das Sonntagsblatt" im Weimarischen Jahrbuch 5, 34 nachlesen kann), auf das Korn genommen. Keineswegs aber Schiller selbst. Und um einer mißbräuchlichen Deutung vorzubeugen, setzte er unter dem Text die Note hinzu: „Der lieben Dummheit muß hier bemerkt werden, daß dies ein

Scherz, wenn sie weiß, was ein Scherz ist, kein Schimpf gegen Schiller sey." Wie merkwürdig aber! Diese Note ist wörtlich und ohne Herkunftsbezeichnung dem Wunderhorn (2, 353) entlehnt, wo sie ein altes Schimpfduett zwischen dem Schneider Don Geishar und dem Müller Don Mahlmehl einleitet, das Arnim oder Brentano in Anspielung auf Schiller „Die feindlichen Brüder" überschrieben hatten.

Auch in Bezug auf Kerners Anteil an Leo von Seckendorfs Musenalmanach auf das Jahr 1808, und durch diesen wieder an dem Wunderhorn, gibt der Brief neue Aufklärung. Der Almanach, an dessen Erscheinen auch Uhland, trotz mehrfacher Versicherung Seckendorfs, im Januar 1808 nicht mehr glaubte (Mayer, Uhland 1, 14. 31. 42), kam dennoch mit tüchtiger Verspätung zu Regensburg heraus. In der zweiten Abteilung, „Vermischte Gedichte" betitelt, war Kerner als Justinus Wartenburg mit fünf eigenen Gedichten vertreten. Die erste Abteilung des Almanachs brachte „Stimmen der Völker", darunter zwei von Docen eingelieferte Lieder, die eigentlich für das Wunderhorn bestimmt gewesen waren (Arnim und Brentano S. 227. 240). Hier treffen wir nun auf S. 19 und 29 des Almanachs die beiden in unserm Briefe erwähnten altdeutschen Balladen „Graf Friedrichs Brautfahrt" und „Die wiedergefundene Königstochter", beide als fliegende Blätter aus der Schweiz bezeichnet, aber ohne daß Kerner dabei erwähnt würde. Die Herkunft der beiden Balladen aus einem Bande einzelner Liederdrucke in Meiringen machen Uhlands Angaben in seinen Schriften 4, 128 und 134 sehr wahrscheinlich. Graf Friedrich reitet aus, seine Braut heimzuholen, sein Schwert, das unversehens aus der Scheide fährt, verwundet sie zu Tode, er wird vom Vater seiner Braut erstochen; und: die als Kind geraubte Königstochter, welche einer Wirtin Mägdedienst verrichten muß, wird von ihrem Bruder, der sie zu suchen ausreitet, wiedergefunden und in das Königsschloß zurückgeführt. Beide Balladen wählte Arnim, der Seckendorfs Almanach in Heidelberg aus Vossens Hand erhielt, für das Wunderhorn (2, 289. 274) aus, und da er von Kerners Vermittelung nichts wußte, so konnte er nicht anders verfahren, als allein den Almanach zu citieren. Die Ballade vom Grafen Friedrich hatte auch Goethe einst von seinen Streifereien im Elsaß eingebracht (Aus Herders Nachlaß 1, 167), die von der wiedergefundenen Königstochter hat Brentano in dem Märchen von dem Murmeltier (1, 274) benutzt.

Ob Clemens Brentano, wie Kerner am Schlusse seines Briefes bat, geantwortet hat, weiß ich nicht. Die von Theobald Kerner in allernächste Aussicht gestellte Publikation der Korrespondenzen seines Vaters wird uns hoffentlich darüber Auskunft geben.

Die Ziegen auf dem Helikon.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Immermanns hundertjähriger Geburtstag am 24. April 1896 gibt hoffentlich den erwünschten Anstoß zu einer vielfältigeren und eingehenderen Bearbeitung, als der merkwürdige Mann bisher gefunden hat. Eine Festschrift zu jenem Tage hat leider nicht so rege Beteiligung gefunden, als man hätte erwarten dürfen; bietet doch Immermann so vielfach gerade zu allerneuesten, modernsten Tendenzen und Anschauungen Seitenstücke! Sie wird dennoch hoffentlich nicht nur das Verständnis Immermanns direkt fördern, sondern auch zu weiteren Studien Anlaß geben. Für die Literaturgeschichte ist er bis auf den „Münchhausen" und allenfalls noch „Merlin" und die „Epigonen" fast noch Neuland; aber selbst jene drei Werke sind entfernt noch nicht nach Gebühr durchgearbeitet. Was wissen wir über die Entstehungsgeschichte des Münchhausen? Ein paar äußere Daten sind bekannt und vor allem einige Aeußerungen des Verfassers, jene höchst charakteristische vor allem: „Der Münchhausen ist mir unter den Händen eine sonderbare Composition geworden, er sollte erst nur reiner Spaßmacher werden und kommt jetzt gegen das Ende ganz tragisch zu stehen; es geht ihm in anderer Nuance, wie dem Sarastro, der offenbar nach Mozarts erster Intention zum schwarzen Ungeheuer bestimmt war, sich ihm aber unter den schöpferischen Fingern zum edlen Menschen verwandelte" (Putlitz 2,257). Wie aber diese Wandlung vor sich ging, was sie veranlaßte, welche Folgen sie für die Zeichnung der andern Charaktere nach sich zog, Alles das sind Fragen, die man noch nicht einmal aufgeworfen hat.

Auch die literarischen Einwirkungen sind nicht einmal für das Hauptwerk erschöpft. Max Koch sprach es in der Einleitung zu seiner verdienstvoll kommentierten Ausgabe selbst aus, daß seine Nachweise nicht vollständig sein konnten; Vollständigkeit wird auch bei einem so mit Anspielungen und Anlehnungen gespickten Buch nie zu erlangen sein. Notwendig wäre es aber, daß der Einfluß der *am meisten benutzten* Autoren systematisch untersucht würde. Vier kommen vor allem in Betracht: *Cervantes*, *Swift*, *Wieland* und *Tieck*. Der große Spanier hat mit den in den Don Quijote eingelegten „Musternovellen" vom bestraften Fürwitz, von Marcela, von der Hochzeit des Camacho wohl die glücklichste Idee des „Münchhausen" an die Hand gegeben: die, ein kräftiges Bild der Wirklichkeit in die Parodie ein-

zulassen, sogar die Bauernhochzeit selbst hat Immermann daher entnommen. Swift hat zahlreiche Kleinigkeiten geliefert: die Bücherschlacht, die Luftsteine, (auf die ich schon in meinem „Swift und Lichtenberg“ hinwies) und vieles Andere. Wieland hat ähnlich wie Cervantes auf die Composition eingewirkt: die Einlegung des Märchens in die Satire dürfte auf Don Sylvio von Rosalva zurückgehn. Und Tieck hat wieder viele einzelne Gastgaben gespendet; man hat z. B. mit Recht auf eine Begegnung hingewiesen, in der Immermann das Modell des Agesel traf (Putlitz 1, 357), aber schwerlich wäre das Opfer der Lautirmethode unsterblich geworden, wenn nicht schon Tieck in der „Verkehrten Welt“ diese unter die signa temporis aufgenommen hätte: „Ich war neulich bei der Prüfung der Kinder zugegen, o theuerste Elisa, als sie so wunderbar mauzten und prauzten (denn sie buchstabieren dort nicht) mit pf, fl, rt, br, und dergleichen, halb niesend, halb hustend und gurgelnd, ich war in Entzücken verloren“ (Phantasus 2, 339; zur Sache vgl. Herrmann Euphorion 1, 286 f.). Zu diesen vier kommen viele andere Muster, auf die auch Koch schon hingewiesen hat: Lesage, Christian Reuter, Lichtenberg, und der von ihm übersehene Johann Gottwerth Müller; kommen ferner all diejenigen, die auf dem Weg der Parodie in den Münchhausen gerieten, wie Alexander von Humboldt, Pückler, Gutzkow, Raupach und zahllose Andere. Sogar Goethe selbst fehlt unter ihnen nicht, wenn nach dem Muster bekannter Briefstellen über den Göttinger und Pyrmonter „Zustand“ ein Aufenthalt „Knippelsdorfer Zustände“ zeigt (Deutsche Nationalliteratur 160, 1,35). Nicht immer sind die Anspielungen so deutlich; oft bleiben sie zweifelhaft. So vermute ich, daß für die Weinsberger „Base Schnotterbaum“ der schwäbische Dichter Schlotterbeck (Goedeke 3, 1020) den Namen vermittelte — ein Poet, der „engbrüstig“ ist wie nur einer, auch wenn man Wendungen wie diese

Ach! ein zu gerechter Schmerz
Preßt das ihm verwandte Herz

(Sammlung vermischter Gedichte, Ulm 1825, S. 337) nicht pressen will; ein Dichter, von dem ich doch im Vorübergehen den Lesern des Euphorion eine Probe reichen möchte:

Du hingst mit innigem Gefühle
Am Heiligen; nun ist dirs nah.
Kein Erdentand stört dich im Spiele
Der himmlischen Harmonika (ebenda S. 338).

Auf solche Kleinigkeiten aber, für die doch kein Ende zu finden wäre, kommt es nicht so sehr an, als auf Bemessung des Einflusses jener vier Meister, die mit ihrer Farbe und ihrem Geruch, wie entfernte Erdquellen, den ganzen breiten Fluß des „Münchhausen“ durchdringen.

Es trifft sich nun wunderlich, daß an einer Stelle des „Münchhausen" diese vier Hauptmeister zusammentreffen, wie die Hexen auf der Haide im „Macbeth", freilich nicht ohne auch noch einige von den parodistischen Vorbildern mitzuschleppen. Da die Stelle gleichzeitig für Immermanns Composition in seinem wunderlich-genialen Werk im höchsten Grad bezeichnend ist, scheint eine nähere Beleuchtung gestattet.

Zu den bizarrsten Erfindungen des Romans gehört die Stelle von den Ziegen am Helikon. Wo der Lügenheld sich am meisten anstrengt, um den alten Baron was Meisterliches vorzulügen, da kommt er über die in jener Zeit so beliebte Eulenspiegelei nicht hinaus: die neugebackenen Stände, der polnische Pinsel (a. a. O. S. 252—53) sind wiederbelebte Metaphern wie Goethes „mit fremden Augen sehen" im Faust (das freilich gleichzeitig auf Swedenborgs Phantasmen beruht), wie die dramatische Ausführung des Spruches „Zwischen Lipp' und Bechersrand" in Grillparzers „Traum ein Leben" oder die sich mit Steinen die Köpfe zerbrechenden Philosophen in Grabbes Lustspiel. Mit den zusammengeflochtenen Zöpfen der Gebrüder Piepmeyer steht es nicht viel anders. Der „Zopf" war längst ein auch in der Dichtung viel gebrauchtes Symbol und man könnte eine ganze Reihe von satirischen Zopfgedichten zusammenstellen. 1822 hatte Chamissos unvergleichliche Tragische Geschichte den Ton angegeben, Heine nahm ihn auf:

Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase —

ein Versehen, das sogar Treitschkes lächelnden Beifall geerntet hat (Deutsche Geschichte 3, 713). Kurz vor der Revolution sang dann (1843) Freiligrath die Gedichte „Prinz Ludwig von Preußen," „Und noch einmal der Zopf" (Dichtungen 3, 33 f.) und als dann Fontane trotzig antwortete:

Ich halt' es mit dem Zopfe
Wenn solche Männer dran,

da war der Kreis vollendet und die Rehabilitation des Zopfes durchgeführt. Hat ja doch auch Scherer ausgeführt, der Perrücke gegenüber habe der Zopf einen Fortschritt bedeutet, weil er aus dem eigenen Haar geflochten war; ja zu den Zeiten des „Zopf-Schulz" von Gilsdorf hatte das spätere Symbol der „Rückwärtserei" als äußeres Zeichen der Aufklärung gegolten. Mit gewohntem Feinsinn hat W. H. Riehl diese Wandlungen aufgefaßt, als er in seinem „Zopf des Herrn Guillemain" (Geschichten aus alter Zeit 2, 1 f.) ihn zum Wahrzeichen verbittert umkehrender Altliberaler machte. War ja doch auch der für altpreußische Stockprügel schwärmende J. v. Voß weit davon entfernt, sein „Zopf weg!" im modernen Sinn zu nehmen, wenn er in dem

prügelseligen historischen Genrebild „Mentor und Telemach“ diese Parole bei jeder Fuchtelung ertönen ließ. Seit das Wort „zopfig“ geprägt war, konnte man freilich über die Bedeutung des Symbols nicht mehr im unklaren sein und wie es damals landläufig war, so gab es eben auch Immermann jene tolle „Arabeske“ an die Hand. Und nicht einmal das ist so gar originell, daß er sich bei den Zöpfen verzählt — denn Peter, Romeo, Christian, Guido, Ferdinand, Heinrich, Karl sind sieben und nicht sechs Piepmeyer. Schon E. M. Arndt hatte gesungen:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal

(Gedichte 1850, S. 39), und las Immermann seinen Gulliver in der Uebersetzung, so konnte er (2, 97) erfahren, daß die beiden Brutus, Epaminondas, Cato und Sir Thomas More einen Verein von sechs Männern bildeten, zu welchem alle Zeitalter der Welt nicht den siebenten hinzufügen könnten: der Uebersetzer hat den Sokrates gestrichen. Man sieht: die Epigonen können nicht einmal in ihren Fehlern so originell sein, wie sie möchten!

In analoger Weise ließe sich fast für jede noch so barocke Erfindung des Münchhausen in einer umlaufenden Redensart, einer Metapher, einem kühnen Bild der Anlaß aufdecken; vielfach kann man das auch in Kochs Anmerkungen schon geschehen finden. Hat doch die Belesenheit einer ganzen Reihe von Herausgebern und Forschern wie Ellissen, Müller-Fraureuth, Grisebach sogar für die Tollheiten des ersten Münchhausen fast durchweg literarische Quellen aufgedeckt. Aber die Ziegen am Helikon! Zwar fehlt es in einer ausgedehnten Poesie wie der deutschen natürlich an „Ziegengedichten“ so wenig wie an „Zopfpoesie“. Aber überall sonst wird der typische Charakter des Tieres festgehalten. Wenn Holberg in seiner von Lessing gescholtenen Fabel den Teufel an der Hütung einer Heerde Ziegen verzweifeln ließ, wird er der Ausgelassenheit und Beweglichkeit des Tieres gerecht, dem das „Capriccio“ seinen den Romantikern teuern Namen verdankt; wenn Goethe in den Brocken-Scenen Bock und Geiß auftreten läßt, bleibt er ihrem schon durch lateinische Sprichwörter verkündeten bösen Ruf treu; und Rückert oder Platen fiel es ebenso wenig ein, aus der Ziege ein sentimentales Geschöpf zu machen. Daß die Ziegen den Knaben Münchhausen nähren wollen, geht als klassische Reminiscenz an Zeus und Amaltheia hin; aber wie in aller Welt machte er die bockigen, lüsternen, wilden Tiere zu empfindsamen Müttern und Vereinsschwestern? wie kam er dazu, Capri in eine deutsche Kleinstadt zu verwandeln? Logik muß doch

auch in einer Erfindung wildester Art sein; ja sie muß gerade in Märchen doppelt streng herrschen, wie die Goncourts (Journal 2, 219) und G. Brandes (Moderne Geister S. 121) ausgeführt haben.

Der erste Anstoß zu seiner seltsamen Modellierung des doch genugsam bekannten Ziegencharakters kam Immermann, wie ich glaube, aus Weimar. Als er dort war, verriet er den Freunden die Absicht, seine Virtuosität im Erfinden und Ausspinnen der unglaublichsten Dinge zu einem „Neuen Münchhausen" zu verwerten (vgl. Koch S. XXIII). Er verkehrte eifrig mit den lebenden Reliquien Goethes, mit Riemer „und besonders viel mit Eckermann, der sich klösterlich in seiner Klause hielt und den Immermann von Stunde zu Stunde als einen kreuzbraven, liebevollen Menschen mehr und mehr schätzen und lieben lernte" (Putlitz 2, 221). Diese Milde des sonst so scharfen Immermann fällt doppelt auf, wenn man vergleicht, wie schonungslos in demselben Jahr 1837 ein anderer Verehrer Goethes, Heinrich Laube, über Eckermann urteilt: „So unbedeutend Eckermanns eigene Zugabe zu den Gesprächen ist, die nirgends über den Lehrlingskreis hinausgeht, so dankbar hat das Publikum mit den prächtigen Mitteilungen Goethes den Namen des kleinen Eckermann aufgenommen, und dies ist ein rührendes Beispiel, wie man als Fährmann einer großen Verlassenschaft auch sein Stückchen Ruhm gewinnen mag" (Neue Reisenovellen 2, 121). Wir irren wohl nicht, wenn wir Immermanns freundlicheres Urteil auf Dankbarkeit für reiche Belehrung über Goethe zurückführen. Für Immermann war ja doch die Geschichte „nur die Biographie der Helden, Könige, Genies und Propheten" (Reisejournal, Hempel 12, 150), wie wird er Eckermann nach Goethen ausgefragt haben! Der hatte sich aber schon bei des Meisters Lebzeiten, wie Zahn in seinem unschätzbaren Bericht (dem anschaulichsten, den wir über Goethes gesellige Manier haben) erzählt, „als ein endloser Citatenknäuel für jedes beliebige Fach" entrollt (Gespräche 6, 203); und wie gern er gar später von seinem dahingeschiedenen Meister berichtete, erzählt Klaus Groth (Lebenserinnerungen S. 33). Wir dürfen daher ruhig annehmen, daß Eckermann dem Ausfragenden auch Goethes Auseinandersetzung über Dialektfehler mitgeteilt habe, die erst 1848 im dritten Teil der „Gespräche" erschien; Immermann, der im „Münchhausen" den westfälischen Dialekt benutzte, den schwäbischen parodierte, war auf solche Dinge sicherlich aufmerksam. Und da hörte er dann — so nehmen wir an — die Anekdote von dem Schauspieler, der Ü wie J sprach: „Ich kenne dich zwar nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Ziege" (Gespräche 5, 79). Doch bleibe das immer dahingestellt. Wenn aber Goethe auch einmal zu Riemer äußerte, Weiber im Garten Blumen pflückend kämen ihm vor „wie sentimentale

Ziegen" (Gespräche 2, 309), so haben wir hier das gesuchte Losungswort zu deutlich, als daß wir es noch anderswo suchen dürften. Ein zufälliges Zusammentreffen kann das schwerlich sein, wie etwa wenn Immermann beim Geschnatter eines Rudel Gänse im Weimarer Park ausruft: „Endlich doch geistreiche Gesellschaft!" (Memorabilien, Hempel 20, 76) und Goethe beobachtet, junge Gänschen sehen so altklug aus (Gespräche 2, 280). Es war vielmehr hier der Anstoß zu einer der wunderlichsten „Arabesken" der Weltliteratur gegeben.

Goethe nun hat jenen Ausspruch schwerlich so harmlos gemeint. Es war einer jener nicht seltenen Ausbrüche von Weiberverachtung. Mit der Ziege meinte er ein Geschöpf, wie das „satanische" Paralipomenon über Böcke und Ziegen (Faust, Weimarer Ausgabe 14, 306) es schildert, und wenn er dies Prädikat mit dem Epitheton „sentimental" belehnt, so denkt er an die gleiche Antithese, die Mephistopheles so bitter scharf malt:

Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

(Aehnlich über die Schriftstellerinnen Gespräche 2, 184). Aber Immermann faßte die Worte nicht so tief und die Vorstellung der „sentimentalen Ziegen" mit ihrem Blumenpflücken war gegeben.

Hiermit verknüpfte sich nun rasch eine andere. Tiecks „Phantasus" gehörte zu Immermanns Lieblingen. Das Haupt der Romantischen Schule stand ihm überhaupt sehr hoch (Memorabilien, Hempel 18, 166); vor allem aber war er von seinen parodistischen Lustspielen entzückt (Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier, Hempel 17, 478). Sein „Däumchen" hatte schon für „Tulifäntchen" einen Ausgangspunkt gebildet. Wie sollte ihm jetzt der Hofrat Semmelziege nicht einfallen! Er mußte ihm doppelt wert sein, weil er ihn zugleich an den Autor des „Siegfried von Lindenberg" erinnerte. Den Tieck, der ja in den „Straußfedern" der Nachfolger Müllers von Itzehoe geworden war, hatte den „Hochgestimmten, wie er edel war und zart" doch eine schreckliche Sünde gelassen: jenes Wort auszusprechen, das auch Frau Brigitte dem Ludimagister zuzurufen pflegte (Phantasus 2, 528, Siegfried von Lindenberg 3, 121; die Aussprechbarkeit des unaussprechlichen Wortes hat auch ihre Geschichte in der deutschen Literatur, vgl. Goethes Brief an Gotter, Weimarer Ausgabe 4, 194. Erich Schmidt verweist mich noch auf Tiecks Jungen Tischlermeister 1, 343 und 352). Der „Siegfried von Lindenberg" aber gehörte, wie erwähnt, zu den Hauptquellen des Münchhausen. Von hier stammte der Name der gezierten Emerentia und der schönen Elise-Lisbeth (den ursprüng-

lichen Namen hatte Immermann mit Rücksicht auf Elise v. Lützow ändern müssen); von hier das Auftreten des „braunen Mannes", womit beidemal der Autor sich selbst zeichnet; das beliebte Schnickschnack des Junkers hat dem alten Baron seinen Namen vermittelt, der Strauß (Kleine Schriften S. 232) so geärgert hat und der doch mindestens noch so schön ist, als der Name Thunder-ten-tronckh, den Voltaire im „Candide" *seinem* westfälischen Baron beigelegt hat. — Semmelziege also mußte unserm Immermann besonders vertraut sein. Und damit war denn das Weitere gegeben. Der nach seinem affektierten Meckern benannte Held hätte nicht den Anstoß zu der Episode geben können, die die „Gatten der Ziegen" so stark neben den weiblichen Heldinnen in den Hintergrund treten läßt; nun diese aber einmal auf der Bahn waren, vermochte er Manches beizusteuern. Die Verachtung der hausbackenen Häuslichkeit, die der Hofrat an den Tag legt, bringt Immermann auf ein Lieblingsthema, das der „wohlthätigen Frauen" — und die Episode der philanthropischen Ziegen ist da. Immermann braucht nur in Pücklers „Vorläufer" (Koch zu Deutsche National-Literatur 160, 1, 289) von den Ziegen auf dem Helikon zu lesen, so hängt sich die ganze Fabel an; und selbst ohne diese Lektüre wäre die Geschichte wohl hereingekommen, da sie ja erst (S. 43 vgl. 231) am Oeta spielen sollte.

Kaum war aber mit Tieck der eine jener vier Meister hereingezogen, so folgten die Andern. „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein." Die wunderbaren Ziegen erinnern an ihre himmelblauen Genossinnen im „Don Sylvio." „Wieland zierliches Spötteln galt uns für die Blüte der Weisheit," heißt es in den Memorabilien (a. a. O. S. 153). Und die Hummel, die dem Prinzen Biribinker von ihnen erzählt (Hempel 15, 83) bringt ihn auf die Geschichte von Käfer und Fliege, bei der gleich noch der Immermann seit kurzem lieb gewordene Aristophanes aushelfen muß; die Namen der Ziegen aber, so wenig wie nur denkbar ihrer meckernden Sprache angemessen, werden dem Namen Biribinkers angebildet.

Die himmelblauen Ziegen hatte Wieland aber auch seinerseits nicht aus dem Boden gestampft. Als Don Quijote zu Himmel fährt, unterhält Sancho sich mit den Himmelsziegen: „zwei von ihnen sind grün, zwei rot, zwei blau, und eines ist buntgefleckt" (Braunfels' Uebersetzung 4, 37).

Die bunte Pracht dieser Ziegen sollte für den Arabeskenroman nicht verloren sein. Nur wurde sie auf eine andere Gattung von Haustieren übertragen. In der Nähe jener Stelle, die die Ziegenheerde am Oeta zuerst erwähnt, finden wir die berühmte Ebene mit den Schlippermilchskühen, die Dorothea Tieck so gut gefiel (Kochs Einleitung

S. XXXII). Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Satire hier (wie man auch längst erkannt hat) auf Alexander v. Humboldt und seine allzu „farbenreichen" Naturschilderungen gemünzt ist. Und zwar bezieht Koch (S. 8) die Parodie mit Unrecht auf die schon 1807 erschienenen „Ansichten der Natur," von denen höchstens die erste Seite mit dem „zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes" in Betracht kommen könnte. Immermann hat aber die „Reisen in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents" im Auge von denen kürzlich, 1815—29, eine deutsche Uebersetzung erschienen war. Und daraus wieder griff er die berühmteste Partie heraus: das sechste Kapitel, in dem von dem säugenden Landmann Lozano erzählt wird. Hier treffen wir (1, 312 der Bearbeitung von H. Hauff) die Ziegen auf dem Berg Oeta und da haben wir also den ursprünglichen Sitz der helikonischen Ziegen. Hier finden wir den grünen Teppich (S. 302), die baumartige Grasart (S. 304), die sonnenbeschienenen Abhänge der Piks (S. 304—5) und hier die Kühe (S. 308). Die spätere Stelle von den sentimentalen Ziegen schwebte schon vor — sie wird ja (S. 43) gleich darauf angekündigt — und deshalb übertrug Immermann die Farbenreize von Cervantes' und Wielands Ziegen auf das Rindvieh der unschuldigen Apapurincasiquinitschchiquisaquaner. Er schmückte sie mit andern Zügen aus dem Leben der Naturvölker aus. Schon früher hatte er sich die Stelle über den willkürlichen Tod der Greise bei einem Indianerstamm notiert; nun kam gleich der letzte jener vier Meister hinzu, Swift, und was er vom Sterben der Hauyhnhums (Teil 4, Kapitel 9) erzählt, und die künstlich geflochtenen und vollkommen reinen Strohmatten, auf denen diese edelen Tiere sitzen (ebenda Kapitel 2) geben die groteske Erfindung an die Hand, die Aschenurnen durch Strohflaschen (S. 11 bis 12) zu ersetzen. —

Was gab zu dieser ganzen Episode Anlaß? Es war wohl mehr übermütige Lust an schwankhaftem Fabulieren als eine bestimmte satirische Tendenz; denn die Begeisterung der Forster und Chamisso für Tahiti, die Zeit von Kotzebues Gurli und Claurens Mimili — die auf die Ziegennamen immerhin Einfluß gehabt haben mögen — war doch vorüber. Aber Humboldts Erzählungskunst und namentlich seine unerschöpfliche Erzählungslust hatte längst zum Spott gereizt. In Laubes Neuen Reisenovellen, die zu Immermanns Reisejournal eine so interessante Parallele bilden, erscheint der Erzähler Humboldt gleichfalls in komischer Beleuchtung (1, 289 f.) und Bismarck erinnerte sich noch aus seiner Jugendzeit, wie der alte Herr immer wieder anfing: „Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über dem Niveau des Stillen Meeres" (M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute S. 392). Dazu kam denn noch die Opposition des für Düsseldorf und Carstens

schwärmenden Kunstliebhabers gegen die neu aufkommende Farbenfreude, die freilich erst 1841 durch Gallait und de Biefve über die stumpfen Farben der Akademiker siegte. Bestimmte Gemälde schwebten Immermann schwerlich vor, wenn er die pfirsichblütenen Kühe und die goldgelben Kälber, die erst später einen kälteren Farbenton annehmen, in dem smaragdgrünen Gras weiden ließ (S. 8); heut würde man etwa an eine hyperbolische Parodie unseres Böcklin denken. Aber die Farben bemächtigten sich zuerst des Historienbildes und deshalb hat Immermann auch diese Farbenscherze gleich noch einmal in der hessischen Wachtstube — sie schien keine wirkliche zu sein, sie war heut mehr, sie war eine gemalte — angebracht: „Die Nacht hatte inzwischen den ersten Strahlen des Frühlichts Raum gegeben, welche den Ofen und die Bänke der Wachtstube mit gelbrötlichen Kreisen säumten. Unvergleichlich war die Wirkung eines scharfen Schlaglichtes am oberen Zinnrande eines Bierkrugs, an welchem ein seltsamer, aber verstandner Reflex den Knopf des Feldwebelstocks traf, welcher darüber am dritten Haken hing. Ueberall tiefe, satte Farbentöne, klare, durchsichtige Schatten!“ (S. 125.) Natürlich gilt hier die Satire gleichzeitig dem Mißbrauch der neu aufgekommenen technischen Schlagwörter, den kurz vorher (1834) schon Detmold in seiner witzigen „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ verspottet hatte — derselbe Detmold, der in Gemeinschaft mit Immermanns Freund Adolf Schrödter dessen sechs- bis siebenfachen Piepmeyer (1849) zu einer politischen Persönlichkeit gemacht hat. Bei ihm fehlt denn auch weder der Spott über den „Ton“ (Reclam S. 101) noch über die „Durchsichtigkeit des Schattens“ (S. 104) und an die Stelle Immermanns erinnert es, wenn „die Reflexe der blanken Rockknöpfe mit vielem Gefühl aufgefaßt und wiedergegeben sind“ (S. 101).

Soviel trifft also bei dieser Zwillingsgeburt burlesker Episoden zusammen: Interesse an Kunst und an Literatur, Uebermut des Fabulierens und zugespitzte Satire, Tieck und Wieland, Swift und Cervantes, Goethe und Alexander von Humboldt, Müller von Itzehoe und Pückler-Muskau. Wie mir scheint, ist das allein schon bezeichnend, daß man einen ganzen Haufen Bücher aufschlagen muß, um Immermanns Parodie ganz zu verstehen, denn im Wesen der literarischen Satire liegt das keineswegs: wie gerade und sicher geht etwa Goethe in seinen literarischen Satiren vor! Man nehme „Götter Helden und Wieland“, nehme die „Musen und Grazien in der Mark“, nehme den „Neuen Alcinous“: überall stellt der Dichter die Angegriffenen frisch und ganz hin, aus dem Wesentlichen ihrer Physiognomie die sprechendsten Züge nachschaffend. Dagegen hält diese neuere Literarparodie sich ängstlich an Einzelheiten und Belegstellen und verlangt Anmerkungen unter dem Text. Den

Uebergang von dem „Charakteristiker“ der Parodie zum „Naturalisten“, der mit Notaten und Zetteln arbeitet, bezeichnen etwa die Satiren der Schlegel und ihrer Gegner: Kotzebues Hyperboreischer Esel zum Beispiel und wieder von dessen Widersacher Mahlmann der Bethlehemitische Kindermord. Die Wiener Parodie — ich nenne hier nur Nestroys köstliche Persifflage von Hebbels „Judith“ — ist zu ihrem Vorteil länger der alten, ans Wesentliche sich haltenden Art treu geblieben, während die Berliner früh zu der „urkundlich belegten“ Manier übergingen.

Aber darüber hinaus liefert, wenn ich nicht irre, unsere kleine Untersuchung einen Beitrag zur Kenntnis der schriftstellerischen Individualität Immermanns. Gewiß lohnte es ja nicht, über zwei kleine Partien so viel zu sprechen, bloß um in einem unbezweifelt anspielungsreichen Buch ein paar Anspielungen neu aufzuweisen oder anders zu deuten. Höchstens dem Hinweis auf „Siegfried von Lindenberg“ könnte ich selbständige Bedeutung zuschreiben; der wäre aber kürzer abzumachen gewesen. Mir kam es aber darauf an, Immermanns Art zu arbeiten, an einem besonders bezeichnenden Einzelfall aufzudecken.

Immermann ist in hervorragendstem Maße ein Vertreter des Epigonentums in dem Sinne, daß fast überall ihm die bereits vorhandenen Werke den freien Blick in Welt und Natur versperren. Er blickt nur durch Bücher hindurch „und sieht die Welt kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas, nur von weiten“. Wie unglaublich falsch hat er z. B. die schwäbischen Literaten beurteilt, weil er sie nur nach dem Papier kannte! Ueberall drängt sich die Literatur vor sein an sich kräftiges Auge. Er will die zimperliche Prüderie wohlthätig-müssiger Frauen schildern — und statt Bilder aus dem Leben zu greifen, setzt er aus Aristophanes und Pückler und Wieland ein Bild zusammen. Er will den koloristischen Stil Humboldts parodieren — und statt ihn keck nachzuahmen, greift er von da und dort Stücke aus dessen Atelier und bindet sie zur Trophäe zusammen. Wo Goethe ein Gleichnis erschaut, fällt Immermann eine Reminiscenz ein; wo Schiller eine kühne Idee realisiert, combinirt der Epigone eine Anzahl Gedanken Anderer.

Aber gerade hier, im Münchhausen“, hat er diese Manier bis zur Katharsis getrieben. Er hat sich geheilt wie sein Held sich durch eine tüchtige Dosis Lügen von der Lüge frei gemacht hat (S. 46). Gerade der Ueberschwang der literarischen Anspielungen und Parodien und Reminiscenzen gab ihm den Muth, endlich einmal mit dem „Oberhof“ das Leben selbst, selbst erschautes wirkliches Leben zu schildern. Und der glänzende Erfolg der prächtigen Abschnitte läßt uns nur bedauern, daß ein längeres Wirken dem Autor nicht gegönnt war, der sich endlich zum Vollbesitz seiner Kraft durchgerungen hatte.

Im Uebrigen sollen die Verdienste auch der satirischen Partien nicht verkannt werden. Ich eigne mir Brandls treffliche Worte an: „Zögernd habe ich da den Versuch gewagt, an einem der originellsten Gedichte, die je ein Mensch ersonnen, herauszufinden, wie es entstand; nicht um den Dichter als einen diebischen Sammler herabzusetzen, sondern vielmehr um auf die tieferen Schwierigkeiten seiner Arbeit und Vorzüge seines Werkes aufmerksam zu machen. Die stofflichen Bestandteile sind ihm ja stets gegeben; er hat nur die Aufgabe, sie neu und organisch zu verbinden. Dieses geistige Band ist es, worauf in der Kunst alles ankommt" (Brandl Coleridge S. 217). Der „Münchhausen" bleibt ein höchst originelles, ein höchst bedeutendes Werk, wenn man auch, um einen Ausdruck Lessings anzuwenden, keine Nadelspitze hinsetzen kann, ohne literarische Bezüge zu treffen; und selbst die kühnsten seiner Arabesken sind als Fassung des Juwels nicht unwert, das sie umrahmen: der ersten selbständig und groß hingestellten Dorfgeschichte.

Nicolaus Lenaus „Savonarola".

Von Eduard Castle in Wien.[1])

II. Lenaus Quellen und ihre dichterische Verwertung.

Welche Werke Lenau als Quellen zu seiner Savonarola-Dichtung vorgelegen sind, läßt sich nur vermuten. Der einzige sichere Anhaltspunkt ist in dem Briefe an Martensen vom 14. Juni 1836 (sieh oben S. 80) gegeben, wo Roscoe erwähnt wird. Die dort angezogene Notiz von der Geruchlosigkeit Lorenzos des Erlauchten ist im zweiten Kapitel (S. 64) der Biographie dieses Fürsten [2]) zufinden. Plato und die Apokalypse, die wir S. 83 und 85 erwähnten, können nur als Quellen im weiteren Sinne bezeichnet werden. Damit sind wir aber auch mit dem dokumentarisch gesicherten Materiale zu Ende. Wenn Lenau in dem Briefe an Emilie vom 29. April 1836 (sieh oben S. 80) von einem „Wust historischer Vorwerke" spricht, so bezieht sich dies einmal auf den damals viel umfassenderen Plan, zum zweiten heißt es ausdrücklich, daß er ihn erst zu lesen habe: wir können also aus dieser Aeußerung gar keine Schlüsse ziehen.

---

[1]) Vgl. oben S. 74—92.

[2]) Wilhelm Roscoes Lorenz v. Medici. Aus dem Englischen übersetzt von Kurt Sprengel. Wien 1817. Diese Uebersetzung war Berlin 1797 zuerst erschienen; die Wiener Ausgabe dürfte Lenau eher bekannt gewesen sein.

Dagegen erzählt Martensen (1, 216), Lenau habe sich mit ihm während seines Wiener Aufenthaltes über das Gedicht in kirchengeschichtlicher Hinsicht unterredet. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie nahe Martensen dem Verfasser der jüngsten Untersuchung über Savonarola stand, seinem verehrten Lehrer Rudelbach;[1]) es scheint uns daher die Annahme nicht gewagt, Martensen habe seinen Freund auf diese Arbeit aufmerksam gemacht; wirklich weist auch Lenau, sowohl was die Thatsachen betrifft, als auch in Hinsicht der Auffassung von Savonarolas Persönlichkeit und Sendung, die schwerwiegendsten Uebereinstimmungen mit dieser Arbeit auf.

Eine andere Biographie Savonarolas erschien, auch noch vor der Ausarbeitung des Gedichtes, von Fr. Karl Meier,[2]) Professor der Theologie zu Jena. Die Thatsache, daß zwei Gelehrte fast zu derselben Zeit über denselben Gegenstand Untersuchungen anstellen, ist auffallend; Meier scheint jedoch unabhängig von Rudelbach gearbeitet zu haben und das Zusammentreffen beider in ihren Studien ein zufälliges und ungesuchtes gewesen zu sein. Nichts destoweniger war Meier genötigt, zu seinem Vorgänger Stellung zu nehmen, und diese ist nun eine durchaus polemische; selbst in der Disposition des Stoffes scheint er hie und da absichtlich, vielleicht auch nachträglich geändert zu haben, um dem Vorwurf der Nachahmung zu entgehen. Er war in die Lage gekommen, an Ort und Stelle die Nachforschungen anzustellen, namentlich in dem großherzoglich toskanischen Archiv die ungedruckten Briefe, Instruktionen und Deliberationen der Signoria einzusehen, wodurch die Geschichte der letzten drei Jahre von Savonarolas Leben in manchen Punkten aufgehellt werden konnte. Worin er sich aber vornehmlich von Rudelbach unterscheidet, ist seine Auffassung von der Stellung Savonarolas. Rudelbach sieht in ihm einen Propheten des neuen Bundes und sucht die Möglichkeit einer solchen Erscheinung darzuthun und zu beweisen (S. 281 ff.): Meier prüft Savonarolas sogenannte „Prophezeiungen" und zeigt, daß sie „ohne höhere Offenbarung" einfach einem tieferen Blick für den Gang der Zeitverhältnisse entsprangen (S. 197); Rudelbach hebt mit besonderem Nachdrucke das mystische und spekulative Element in Savonarolas Theologie hervor (S. 347 ff. und sonst); er erkennt in ihm einen Mystiker in dem Sinne des späteren Mittelalters, einen Anhänger jener „Herzenstheologie", die „in der Zurückführung des christlichen Lebens auf gewisse Grundbedingungen und Grundmotive, und

[1]) Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach, Doctor der Philosophie. Hamburg, Frdr. Perthes 1835.

[2]) Girolamo Savonarola, aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. K. Meier, a. o. Professor der Theologie zu Jena. Berlin, G. Reimer 1836.

der christlichen Wissenschaft auf die wahrhaft freimachende Erkenntnis des Sohnes Gottes" (S. 34 f.) besteht: nach Meier ist Savonarola zu den sogenannten „biblischen Theologen" zu zählen, „die, angeregt von den Bestrebungen und Bedürfnissen ihrer Zeit, sich dem Biblisch-Einfachen, Apostolischen in der Theologie wieder zuwandten" (S. 196 f.), deren Existenz Rudelbach (a. a. O.) hingegen ausdrücklich leugnet; er hebt das scholastische Element in Savonarola hervor und stellt ihn als Schüler des Thomas von Aquino dar; Rudelbachs Bestreben ist es, Savonarola seine Stellung als Vorläufer der Reformation zu erhalten: nach Meiers Ausführungen hängt dies nur mehr an einem Faden: an der Lehre der Rechtfertigung allein durch den Glauben (S. 277 ff.). Mit einem Worte: Meier gehört der rationalistischen Schule, Rudelbach der supranaturalistischen an, und diese war es, aus der Martensen hervorgegangen, an der er zeitlebens festhielt, und deren Anschauungen er Lenau vermittelte; es kann uns schon aus diesem Grunde nicht Wunder nehmen, wenn sich der Dichter lieber an den mystischen als an den verstandesnüchternen Gewährsmann hielt; aber es ist überhaupt nicht zu erkennen, ob Lenau die Arbeit Meiers gekannt; benutzt hat er sie entschieden nicht: in dem entscheidenden Punkte der Darstellung Meiers, gelegentlich der ersten Vorladung Savonarolas, folgt er Rudelbach, und somit kommt Meiers Lebensbild für uns außer Betracht.

Die moderne Gesichtsforschung hat Rudelbachs Auffassung von der Stellung Savonarolas als Mystiker glänzend wiederhergestellt. Eine Mischung von Genie und Aberglauben, von erhabenen Gedanken und trivialen Sophismen, von herrlichem Heldenmut und mitunter überraschender Schwäche, im Grunde aber stets ein großartiger, hochherziger und starker Charakter: so schildert ihn Pasquale Villari.[1]) Er hatte unsäglich zarte und reizbare Nerven; als er auf dem Höhepunkte seines Ansehens und seiner Macht stand, bemächtigte sich seiner oft eine fieberhafte Aufregung und Ueberspannung; „ein inneres Feuer," sagte er dann, „brenne in seinen Gliedern und zwinge ihn zu reden." Und wie vermochte er zu reden! Seine glühende Phantasie, durch übermenschliche Anstrengungen und Kasteiungen in den Zustand der Ekstase versetzt, malte die großartigsten Visionen und himmlischen Bilder seinen Zuhörern vor, so daß diese oft in lautes Schluchzen ausbrachen, und die Freunde mit der Nachschrift seiner Predigten vor Weinen oder Begeisterung abbrachen. In solchen Augenblicken exaltierter Meditation oder rednerischer Aufregung bezeichnete er sich wohl selbst als Propheten; aber „der Glaube an sein Prophetentum war nur ein abergläubisch wirrer Traum",

[1]) P. Villari, La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi, con l'ajuto di nuovi documenti. Firenze 1859.

niemals war er zur unwandelbaren Sicherheit und Stärke gediehen. Er war stets ein rechtgläubiger katholischer Christ; nicht die katholische Kirchenlehre, sondern Papst und Clerus waren die Zielscheibe seiner Angriffe; die reformatorischen Lehren von dem knechtischen Willen, von der Prädestination und der Rechtfertigung durch den Glauben sind ihm fremd; besonders was die letztere angeht, hat Villari festgestellt, daß Savonarola den zur Seligkeit führenden Glauben wohl als Gabe Gottes bezeichne, „die nicht durch unsere Werke erlangt werde, auf daß niemand sich rühme;" daß er aber zur Erlangung dieses Glaubens sowohl dem freien Willen des Menschen, als auch den Gnadenmitteln der Kirche eine mitwirkende Kraft zuschreibe. Und damit zerfällt der Nimbus, mit dem die Reformation diese Gestalt umgeben hat; aber auch ohne ihn wird der Prior von S. Marco eine merkwürdige, große Figur in der Geschichte bleiben, ein Janushopf, teils rückwärts gewandt, teils vorschauend.

Ranke hat ebenfalls in seinen „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535" (1824. 1, 103—122) in großen Umrissen die Lebensgeschichte Savonarolas gezeichnet; Lenau dürfte diese Darstellung, die ihm nur wenig hätte nützen können, kaum gekannt haben.

M. Koch stellt auch bezüglich Lenaus Quellen seine eigene Theorie auf (2, 211): „Das Lob, welches Ranke Jacopo Nardis Darstellung Savonarolas in den Storie della città di Fiorenza widmet, mußte den im Quellenstudium eifrigen Dichter auf Nardis Werk hinweisen, in dem die Sätze des Märtyrers und Propheten aufgenommen waren." Dieses günstige Urteil über Nardi hat Ranke in dem Schriftchen „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (S. 81) ausgesprochen, das Lenau für seinen Zweck gar nichts zu bieten vermochte; woher weiß nun Koch, daß es Lenau benutzt hat? woher weiß er, daß er von den vier dort genannten Historikern (Nardi, Nerli, Varchi, Ruccellai), welche alle über denselben Zeitraum geschrieben haben, gerade Nardi gelesen hat? Es liegt nicht eine Andeutung vor, daß Lenau irgend eine italienische Quelle zur Hand genommen habe. Einzig und allein Rudelbach und Roscoe wurden von ihm benützt; durch Rudelbach ist er auf Roscoe aufmerksam geworden, den er wahrscheinlich las, um sich mit den florentinischen Verhältnissen, wie die Medici sie geschaffen hatten, bekannt zu machen. Sein Verhältnis zu Roscoe ist genau dasselbe wie das Rudelbachs zu diesem Autor: wie jener ihn einen Panegyriker schilt (S. 85), so erscheint er auch Lenau als „Lorenzos armseliger Apologet" (siehe oben S. 80); Savonarolas Auftreten an Lorenzos Krankenbette ist nicht Roscoe, sondern Rudelbach, der Roscoes Version zurückweist, nachgedichtet. Bei Roscoe ist Savonarola durchaus verächtlich dargestellt, Lenau folgt Rudelbach, der in ihm einen Propheten und Blutzeugen

sieht: die Lektüre Roscoes kann daher wohl nur einen informativen Charakter gehabt haben, für die Dichtung ist er ziemlich bedeutungslos geblieben; denn die Verwertung des einen bei Roscoe vorgefundenen brauchbaren Zuges ist durchaus Lenaus Eigentum.

Aus dem Bilde, welches Lenau von dem Helden seines Gedichtes und dem Schauplatze von dessen Thaten empfing, heben sich die folgenden von ihm verarbeiteten Züge heraus:

Girolamo Savonarola wurde am 21. September 1452 zu Ferrara geboren; schon früh regte sich in dem Knaben der Wissensdrang, den er an den Werken des Thomas Aquinas zu stillen suchte; so war er denn bald seinen Altersgenossen entwachsen; statt sich mit ihnen an kindlichen Spielen zu freuen, „wählte er lieber abgelegene Orte zu seinen einsamen Spaziergängen, um ungestört seinen Betrachtungen nachhängen zu können.“ [1]) Aber noch kämpfte in ihm der Widerstreit, ob er sich dem beschaulichen Leben ganz widmen oder es erst im thätigen versuchen solle; oft betete er: „Lehre mich, o Herr, den Weg, den ich wandeln soll!“ [2]) Plötzlich, am Tage des heiligen Märtyrers Georg (24. April 1475),[3]) entschloß er sich, das Vaterhaus zu verlassen und den ersehnten Frieden der Seele im Dominikanerkloster zu Bologna zu suchen.[4]) Savonarolas Oberen erkannten bald den hohen Geist, der sich ihrem Orden angeschlossen hatte;[5]) die ersten Jahre lebte er, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung, in seinem lombardischen Kloster ganz dem Studium der Bibel ergeben. Auf einem Provinzialconvent in Reggio (1484?) erregte er durch seine Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit des fürstlichen Humanisten Giovanni Pico von Mirandola, der nicht eher mehr ruhte, als bis Lorenzo der Erlauchte den Dominikaner nach Florenz rief, in das Kloster von S. Marco,[6]) das sein Ahnherr Cosmus mit ungeheuern Kosten gestiftet und dem er eine berühmte Bibliothek geschenkt hatte. Zunächst wurde Savonarola als Lektor verwendet; als die Zahl seiner Zuhörer wuchs, verlegte er den Lehrstuhl in die Kirche; und hier, bei der Erklärung der Apokalypse entrang sich seinen Lippen, was er bisher in den Tiefen seines Herzens verschwiegen bewahrt hatte, was einmal ausgesprochen, sein Lebensinhalt wurde: die Prophezeiung, das Schwert des Herrn werde bald und schnell über die Erde

[1]) Rudelbach 57: Savonarola I 25 ff.
[2]) Rudelbach S. 58 Anmerkung 2: Savonarola III 143.
[3]) Ebenda Anmerkung 3: Savonarola III 174.
[4]) Rudelbach S. 59: Savonarola IV 182. — Sein Biograph Fra Benedetto weiß auch von einer abgewiesenen Liebeswerbung zu berichten, welche nicht ohne Einfluß auf Girolamos Entschluß geblieben sein soll (Meier S. 15), ein Motiv, das Lenau kaum unbenutzt gelassen hätte, wenn es ihm bekannt gewesen wäre.
[5]) Rudelbach S. 59: Savonarola IV 255.
[6]) Rudelbach S. 65: Savonarola VI 359/60.

kommen,[1]) die Kirche Gottes müsse erneuert, ganz Italien werde schwer heimgesucht werden, und solches werde zu unseren Zeiten und in Bälde geschehen. Damit war der Kampf gegen die kirchlichen und weltlichen Herrscher und ihre Helfershelfer aufgenommen: ganz Florenz lief in die Predigten des Mönches. Durch reiche Geschenke suchte ihn Lorenzo zu gewinnen; man machte ihn zum Prior seines Klosters (1490)[2]) und bat ihn um des öffentlichen Wohles willen zu schweigen. Umsonst! was immer Lorenzo ersann, es reichte entweder nicht an Savonarola heran, oder er wies es zurück. Als man von einem anderen Prediger, dem Augustiner Mariano de Ghenezzano,[3]) am Himmelfahrtstage 1491 über die biblischen Worte „Non est vestrum nosse tempora vel momenta, quae Pater posuit in sua potestate" (Apostelgeschichte 1, 7) predigen ließ,[4]) erwiderte er, indem er diese Stelle schriftgemäß auslegte, und ging auch aus dieser Nachstellung als Sieger hervor.[5])

Die Florentiner standen damals auf dem Höhepunkte ihrer Macht. Lorenzo von Medici hatte ihren Einfluß in allen italienischen Fragen gesichert, er wußte sich Ansehen nach außen zu verschaffen[6]) und wirkte

---

[1]) Rudelbach S. 61: Savonarola VI 345 ff; IX 1177, 1205.

[2]) Rudelbach S. 78: Savonarola VI 358.

[3]) Rudelbach S. 80 charakterisiert ihn als den „Prediger der schönen Geister, der Leute vom hohen Tone" und jener, welche da sagten: „Die Schrift ist gar zu einfältig, eine Speise nur für Weiber. Unsere Seele ekelt vor dieser losen Speise: wer wird uns geben, daß wir hören Ciceros Beredsamkeit und die klingenden Worte der Poeten, die süße Redeweise des Platon und den Scharfsinn des Aristoteles!" (Rudelbach 75: Savonarola VIII 705/8, 733/44.) Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern, wie Polizian und Macchiavelli bezeugen, durch seine Beredsamkeit zog er viel Volk an sich (Rudelbach S. 80 Anmerkung 1 und 2: Savonarola VIII 725/6).

[4]) „Er echauffierte sich aber in dieser Predigt sehr und sprach mit einer leidenschaftlichen Hitze" (Rudelbach S. 80: Savonarola VIII 761/5.) — Rudelbach S. 80 = Roscoe S. 329: Savonarola VIII 697/712, den eigentlichen Stoff verräth er 753/6.

[5]) „Savonarola schloß mit einer Apostrophe an den nicht anwesenden Mariano" (Rudelbach S. 81, von Lenau in den Gegenpredigten beider angewandt: Savonarola VIII 765 ff.; IX 949 ff.).

[6]) Roscoe S. 287 ff. berichtet, daß Kaiser Friedrich III. im Jahre 1489 den Gesandten, welchen er nach Rom schickte, beauftragte, „über Florenz zu gehen und sich um die Gunst Lorenzos von Medici zu bewerben; denn dieser, hieß es, habe den wichtigsten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten Italiens". König Johann II. von Portugal und Mathias Corvinus standen mit ihm in Briefwechsel. Ludwig XI. von Frankreich „ersuchte ihn oft um reelle Gefälligkeiten". Zwischen Ferdinand von Neapel und dem Papste war er beständiger Friedensvermittler (Roscoe S. 281). Der Sultan von Aegypten schickte ihm eine Menge seltener Thiere und kostbarer Geräthschaften: Savonarola VIII 805—828.

nach innen als zweiter Perikles, die Wissenschaften[1]) und Künste[2]) eifrig fördernd, die Stadt durch köstliche Bauwerke verschönernd. Das war aber seine heimliche Sorge, daß die Herrschaft nur auf ihn gestellt war; oft klagte er seinen Freunden, die Unklugheit und Anmaßung des Sohnes werde den Untergang des ganzen Hauses herbeiführen;[3]) lange genug zögerte er, ihm die Leitung der Geschäfte zu überlassen. Da erfaßte ihn anfangs 1492 die Krankheit, an der er schon lange dahinsiechte, mit erneuter Heftigkeit. Auf seinem Totenbette verlangte er nach Savonarola,[4]) der ihm geistige Speise geben sollte, da die Mischung von Perlen und Edelsteinen, mit den köstlichsten Säften verbunden, wie sie ihm die Aerzte Leoni von Spoleto und Lazarus von Pavia gaben,[5]) nichts half. Gern wollte Savonarola sein Sündenbekenntnis hören, falls er sich zu drei Dingen verpflichtete: zum Glauben, zur Wiedererstattung alles unrechtmäßig erworbenen Gutes, zur Rückgabe der Freiheit. Lorenzo erwiderte hierauf nichts; kurz darauf entfernte sich Savonarola; nicht lange danach starb Lorenzo (9. April 1492).

Wie er es vorhergesagt hatte, so geschah es. Pietro, sein Sohn, hielt es mit Neapel gegen Ludovico Sforza von Mailand, der den Papst und Venedig für sich gewann. Alexander VI. Borgia saß damals auf dem päpstlichen Stuhle, nachdem wenige Monate nach Lorenzo Innocenz VIII. trotz der Infusion, wozu drei jüdische Knaben verwendet worden, gestorben war.[6]) Der offenkundigsten Simonie verdankte Borgia seine Erhebung; er „glaubte an keinen lebendigen Gott, er hatte mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Verstand gemacht".[7]) Diesem Bundesgenossen traute Ludovico nicht mehr als seinen Feinden;

---

[1]) Hierüber handelt Roscoe im 7. Capitel: Savonarola VIII 833/6; in Pisa fand man eine alte authentische Abschrift der Pandekten, Roscoe S. 298: Savonarola VIII 837/40. In der Strophe 841/4 vermag ich keinen historischen Bezug zu entdecken; sie müßte sich denn auf Polizians Uebersetzung des Homer beziehen (?): Roscoe S. 312).

[2]) Roscoe IX (S. 338 ff): Savonarola VIII 835 erwähnt besonders die Steinschneidekunst (Roscoe S. 362), die Stelle kann sich aber auch auf die Bildhauerei beziehen (Roscoe S. 347 ff). „Oft genug hat man Lorenzos Gärten als die Pflanzschule großer Genien gepriesen; aber hätten sie auch keinen andern Künstler hervorgebracht, so würde allein in dem Michel Angelo Buonarotti die Absicht des Stifters erreicht worden sein", Roscoe S. 351: Savonarola XVII[3] 2557 ff.

[3]) Roscoe S. 366 Anmerkung 2 = Rudelbach 85 Anmerkung 2: Savonarola XII 1841/8.

[4]) Roscoe S. 369 = Rudelbach S. 83: Savonarola X.

[5]) Roscoe S. 367 = Rudelbach S. 83: Savonarola X 1209/12.

[6]) Rudelbach S. 86: Savonarola XI 1777 ff. Kochs Anmerkung zu 1778 ist falsch: es war (nach Rudelbach) wohl ein jüdischer Arzt, der dieses Experiment anrieth, aber es waren auch jüdische Knaben, die er dazu verwendete.

[7]) Rudelbach S. 214: Savonarola XVI 2436.

um ganz sicher zu gehen, rief er Karl VIII., Frankreichs abenteuerlustigen König, nach Italien.[1]) Und das Schwert Gottes kam über die Erde, wie es Savonarola prophezeit hatte: Karl erschien als die Zuchtrute Italiens für dessen Bosheit und Unbußfertigkeit; Pietros Friedensgesandtschaften wurden zurückgewiesen; als Fivizano im Sturm erobert worden und die französischen Söldner schrecklich darin gehaust hatten,[2]) eilte Pietro selbst in das Lager zu Karl, um durch sein persönliches Ansehen einen vorteilhaften Frieden zu erlangen. Die Forderungen, die man stellte, waren hochgespannt, aber Pietro willigte in alles: ohne einen Waffengang versucht zu haben, wozu die Freunde rieten, lieferte er die festen Plätze sowie die Hafenstadt Livorno den Franzosen aus und versprach große Summen Hilfsgelder.[3]) Daraufhin wurde er, nachdem ihm auch seine Freunde bis auf Pagolo Orsini abgesagt hatten, mit seinem Bruder zur Flucht genötigt (9. November 1494), ihr Vermögen, die aufgesammelten Kunstschätze, die herrlichen Paläste gewährten der Raubgier des Volkes Befriedigung.[4]) Zu spät versprach Karl den Mediceern seinen Schutz, wodurch er freilich die Gunst der Florentiner verscherzte. Doch mußten sie ihn in ihre Stadt aufnehmen. Am 17. November 1494 zog er mit großer Pracht, vollkommen geharnischt, mit eingelegter Lanze ein; die Gonfalonieren hielten die Zügel seines Pferdes, während über ihn ein Baldachin gehalten wurde: man hatte ihm zu Ehren das Thor von S. Friano abgebrochen[5]); aber die Florentiner waren froh, als der übermütige Gast wieder abzog. Auch dies verdankten sie Savonarolas Beredsamkeit, der vom Könige Schonung erbat; das Crucifix in Händen redete er den stolzen Sieger an: nicht ihn möge der König ehren, sondern den, der Himmel und Erde erschaffen hat, der der König der Könige und der Herr der Herren ist und den Königen Sieg gibt nach seinem Willen und seiner Gerechtigkeit, der auch ihn mit seinem ganzen Heere aufzureiben vermöge; er solle sich's mit dem genügen lassen, was er haben könne: mit den Herzen dieses Volkes![6]) Am 28. November verließ Karl Florenz, um seinen Siegeszug durch die ganze Halbinsel zu vollenden. Damals stand Savonarola auf dem Höhepunkte seines Ansehens. Sein mächtiges Wort hatte es bewirkt, daß die Verfassung in demokratischem Sinne umgestaltet wurde: in einer Predigt vor der Signoria hatte er die

---

[1]) Rudelbach S. 91/100: Savonarola XII 1817/24.
[2]) Rudelbach S. 100: Savonarola XII 1825/32.
[3]) Rudelbach S. 101 = Roscoe S. 376: Savonarola XII 1832/68.
[4]) Rudelbach S. 105 = Roscoe 377 Anmerkung: Savonarola XII 1869/1928.
[5]) Rudelbach S. 110: Savonarola XII 1929/34; 1961/2; 1965/6.
[6]) Rudelbach S. 113 Anmerkung: Savonarola XII 1929/80.

Principien einer Reorganisation der Verfassung entwickelt, bei welcher sich seiner Meinung nach der geistliche Same im Herzen des Volks am leichtesten möchte ausstreuen lassen.[1]) Gleichen Schritt mit der Reform des weltlichen Lebens hielt die des klösterlichen. Auch hörte Savonarola nicht auf, das Lasterleben Roms zu rügen und die schwersten Strafgerichte Gottes anzukündigen, wodurch er den Conflikt mit Rom heraufbeschwor. Seine Predigten hatten ungeheueren Zulauf. „Von allen Seiten kamen Leute her, seine Predigten zu hören, besonders auch Bauern aus den kalten rauhen Gebirgsgegenden, die die ganze Nacht durchgingen, um früh morgens in Florenz einzutreffen; daher man jeden Morgen bei Thoröffnung eine große Menge Menschen sah, die zum Dom walleten, um sich sorgfältig die Plätze auszusuchen. Angesehene und reiche Bürger nahmen oft zwanzig, dreißig bis vierzig solcher Fremdlinge auf, die in die Predigt kamen, luden sie aus freien Stücken ein, ja gingen ihnen oft sogar bis zum Thore entgegen und stritten sich darum, wer sie beherbergen sollte. Eine große Theuerung traf in dieser Zeit ein, so daß ein Scheffel Korn zwei Dukaten galt; viele Landbewohner mußten in der Stadt ihr Brot erbetteln, viele fielen vor Hunger auf die Erde nieder und starben in den Straßen. Gleich fanden sich liebreiche und vermögende Menschen, welche den Verschmachtenden mit Confituren und Malvasierwein entgegen kamen und sie nachher ins Spital führten." [2]) Da die große geräumige Kathedralkirche nicht imstande war, die Zuhörer zu fassen, erbaute man längs der Wände ein Amphitheater.[3])

Es ist kein Wunder, daß man in Rom daran dachte, den bedeutenden, aber gefährlichen Mann zu ködern. Es wurde ihm durch den Maëstro del Sagro Palazzo Ludovico di Ferrara der Cardinalshut angeboten; von der Kanzel erteilte er dem Sendling die Abweisung und fügte hinzu: „Ich begehre keinen andern rothen Hut als den des Märtyrerthums, welcher mit meinem eignen Blut rothgefärbt werden wird" [4]). Durch die Zumutung eines solchen Schweiggeldes vielleicht noch mehr erbittert, wandte er sich anfangs 1497 an die Könige von Spanien, Frankreich, Ungarn, England und an den Kaiser in Briefen, in denen er laut die Not der Kirche klagte und sie in Gottes Namen beschwor, ihre Pflicht als christliche Fürsten nicht zu versäumen; Alexander VI. sei kein Papst, könne nicht als solcher anerkannt werden, denn er habe seine Würde durch Simonie erlangt; er sei nicht einmal Christ und

[1]) Rudelbach S. 121/9: Savonarola XII 1981/2004.
[2]) Rudelbach S. 165/6: Savonarola VI 365 ff.
[3]) Rudelbach S. 163: Savonarola VII 441/4.
[4]) Rudelbach S. 183: Savonarola XIII 2037/48.

glaube an keinen allmächtigen Gott; solches wolle er selbst auf einem Concilium darstellen, und er zweifle nicht, daß Gott selbst es durch Wunder bekräftigen werde [1]). Lodovico Sforza gelang es, einen dieser Briefe aufzufangen, und er sandte ihn sofort nach Rom, wo man anfänglich erschrocken und betroffen war, nüchtern geworden, auf das Verderben des allzu freimütigen Mönches sann [2]).

Indessen hatte sich auch Savonarolas Stellung in Florenz verschlechtert: im Juli 1495 war die neue Verfassung in Kraft getreten; sie erregte große Unzufriedenheit, da viele ihre theokratische Spitze [3]) als Ueberspannung bezeichneten; den ersten Stoß gab ihr jedoch das Gesetz, welches die Aufnahme in den großen Rat mit dem 24. Jahre festsetzte. Den jungen, der Weltlust ergebenen Männern war Savonarola mit seiner Frömmigkeit, die ihnen nur Scheinheiligkeit zu sein schien, ein Gräuel; eine Zahl von ihnen, die sich Compagnacci nannten, schloß sich zusammen und setzte sich Savonarolas Beseitigung zum Ziele [4]); deshalb war er auf dem Wege von S. Marco zum Dome oft von hunderten seiner Freunde umgeben [5]). Für den Himmelfahrtstag 1497 (4. Mai) war nun ein Hauptstreich geplant: man wollte während Savonarolas Predigt Lärm schlagen und in dem allgemeinen Tumult den Mönch ermorden. Doch Savonarola wurde von seinen getreuen Anhängern sicher ins Kloster zurückgebracht. Die Signoria, die den Unfug stillschweigend zugelassen hatte, mußte einschreiten und die Ruhe wiederherstellen. Savonarola verbot sie alles Predigen; die Sittenlosigkeit riß aufs neue ein; „die verbotenen Spiele wurden, der religiösen Partei zum Trotz, wieder in Gang gebracht, die Wirtshäuser und feilen Dirnen auf alle mögliche Weise begünstigt" [6]). Zur Entlarvung seiner Gegner und Verleumder, namentlich des Mariano [7]), schrieb Savonarola einen Verteidigungsbrief nach Rom. Trotzdem ward Ende Mai 1497 die Excommunication wider ihn feierlich ausgesprochen, weil er der Citation nach Rom nicht gehorcht, ketzerische Lehren gepredigt und Maß-

---

[1]) Rudelbach S. 184/6: Savonarola XVII[4] 2692/2720.
[2]) Rudelbach S. 186/7: Savonarola XIX 2933/40.
[3]) Rudelbach S. 128: Savonarola XII 1997/2000; vgl. Rudelbach S. 432/5.
[4]) Rudelbach S. 191: Savonarola XIII 2021/32.
[5]) Rudelbach 152. 197. 230: Savonarola XIII 2033/6.
[6]) Rudelbach S. 198: Savonarola XVIII 2793/800.
[7]) „Mariano, der am päpstlichen Hofe als Feind Savonarolas schon sehr viel, als gewandter Geschäftsmann und feiler Redner noch mehr galt, soll öfters in seinen Vorträgen im Cardinalscollegium mit den Worten sich an den Papst gewandt haben: „Vertilge, vertilge, allerheiligster Vater, dies Werkzeug des Teufels, dies Aergernis für die ganze Kirche!" Rudelbach S. 199: Savonarola XIX 2973/6.

regeln des heiligen Stuhles habe hintertreiben wollen.[1]) Doch wurde das Excommunicationsbreve nur von den Franziskanern und anderen Widersachern Savonarolas im Dom unter dem Geläute der Todtenglocken verlesen, worauf vier angezündete Fackeln verlöscht wurden, ein Mysterium, das einer seiner Biographen mit Zahl und Lehre der Evangelisten in Zusammenhang bringt[2]). „Die nächste Folge davon war eine Masse von Unordnungen, die die Signoria einmal geschehen ließ. Man warf den Brüdern von St. Marco die Fenster ein. Eine Flut von Schmähschriften wider Savonarola in Sonetten-, Canzonen- und Briefform erschien"[3]); die Freunde Savonarolas dagegen erklärten die Excommunication für unwirksam, weil sich der Papst habe täuschen lassen, daher in einem error intolerabilis befangen sei.

In dieser Zeit brach die Pest in Florenz aus, während der Savonarola unerschrocken helfend und tröstend wirkte.[4]) Wiewohl ihm durch ein päpstliches Breve das Predigen untersagt worden war, übte er am ersten Weihnachtstage 1497 unerwartet seine priesterlichen Funktionen wieder aus, worauf ihm die Obrigkeit den Auftrag erteilte, die Fastenpredigten im nächsten Jahre zu halten, während das Domkapitel an der Exkommunikation festhielt und sie auch auf alle jene ausdehnte, die an seinen Predigten teilnahmen.[5]) Nichts destoweniger hatte Savonarola ungeheueren Zulauf wie in den Tagen seines höchsten Ansehens.[6]) Aber die schonungslosen Angriffe gegen Rom und gegen die Giltigkeit der Exkommunikation,[7]) die natürlich von seinen Feinden sofort mittels Stafetten dem Papst übermittelt wurden,[8]) reizten Alexander, der eine Zeit lang nachgiebiger schien, aufs neue. Nun erging ein drohender Befehl an Savonarola, alles Predigen einzustellen. Am 18. März 1498 hielt er in der Markuskirche seine letzte Predigt:[9]) „Wenn alle niederen Ursachen fehlen, so müsse man zu Gott als der allgemeinen Ursache der Dinge seine Zuflucht nehmen. Vom Papst müsse man zum himmlischen Papste, d. h. zu Christo, als der letzten Zuflucht sich wenden. Christus sei sein Pfarrherr, sein Prälat, sein Bischof, sein Papst. Er wolle auch ferner in und mit der wahren Kirche stehen, aber die Macht, die die Kirche zertrümmere, sei keine kirchliche, sondern eine Höllen-, eine Satansmacht. Die Freunde Gottes

[1]) Rudelbach S. 201: Savonarola XVIII 2721/4.
[2]) Rudelbach S. 201 Anmerkung: Savonarola XVIII 2725/64.
[3]) Rudelbach S. 201: Savonarola XVIII 2781/804.
[4]) Rudelbach S. 213 (ganz kurz): Savonarola XVII.
[5]) Rudelbach S. 226: Savonarola XVIII 2745/52.
[6]) Rudelbach S. 230: Savonarola XVIII 2841/60.
[7]) Rudelbach S. 228: Savonarola XIX 2997.
[8]) Rudelbach S. 230/31: Savonarola XIX.
[9]) Rudelbach S. 233: Savonarola XVIII 2877/80; 2909/20.

sollen den Herrn nur machen lassen; dieser sei der Meister aller Propheten und aller Heiligen. Der Meister, der den Hammer führe, werfe ihn weg, wenn er ihn gebraucht hat. So habe er's auch dem Jeremias gethan, so werde er's auch mit diesem Hammer thun; er möge thun, was ihm beliebe: je schlimmer es hier unten gehe, desto herrlicher werde die Krone dort oben sein." Mit einem Gebete, worin er auch die Widersacher einschloß, endigte der Prediger.

Die Leidenschaft und Ekstase war auf beiden Seiten so hoch gestiegen, daß nur Gewalt den Streit zu entscheiden vermochte. Schon während der Fasten 1497 war es zwischen Domenico da Pescia, einem der eifrigsten Anhänger Savonarolas, wegen seines frommen Lebens allgemein geehrt, und einem Minoriten zu heftigen Kontroversen gekommen. „Jener behauptete mit der größten Zuversicht die Nothwendigkeit der Reformation, die Wahrheit der Prophezeiungen Savonarolas, die Ungiltigkeit der Excommunication wider ihn; dieser leugnete oder bezweifelte dies alles." [1]) Domenico erbot sich zu einer Feuerprobe, die durch die Minoriten vereitelt wurde; nur der Schutz Bewaffneter brachte damals Savonarola heil in sein Kloster zurück. Das Volk wurde durch das ausgesprengte Gerücht, Savonarola habe das Heiligtum verbrennen wollen, gegen ihn eingenommen. Am nächsten Tage (Palmsonntag) trieben die Compagnacci einen Dominikaner aus dem Dome und verfolgten ihn auf seiner Flucht nach S. Marco. Unterwegs bewaffneten sie sich mit Steinen. Man sang soeben die Vesper, als der erste Stein in die Kirche flog.[2]) Die Thore der Kirche und des Klosters wurden geschlossen, und Domenico gab ohne Savonarolas Gutheißen, der nur mit geistlichen Waffen streiten wollte, den Befehl, sich zu verteidigen.[3]) Die Signoria schickte die Wache des Hauptplatzes mit dem Befehle ab, das Kloster zu cernieren, bei Widerstand es zu stürmen; jeder Weltliche sollte S. Marco verlassen, sonst würde er für einen Rebellen angesehen werden. Anhänger Savonarolas, die sich für ihn bewaffneten, wurden ergriffen und ermordet, ihre Häuser von dem Pöbel geplündert. Als die Nacht heranrückte, kam ein zweiter Befehl, der einem jeden Weltlichen, der nicht sofort das Kloster verlasse, mit der Todesstrafe drohte. Das Volk legte nun Feuer an bei allen Thüren der Kirche und des Klosters,[4]) durch einen unterirdischen Gang drangen sie in das Gebäude ein, wo sie sich zuerst der Vorräte bemächtigten und sich dann den Weg zum Chor bahnen wollten. Doch wurden sie in den Glockenturm zurückgedrängt; andere drangen durch die ausgebrannten

[1]) Rudelbach S. 238: Savonarola XVIII 2813/36.
[2]) Rudelbach S. 246: Savonarola XX 3041/4.
[3]) Ebenda: Savonarola XX 3045/8.
[4]) Rudelbach S. 247: Savonarola XX 3048/52.

Thore ein und versuchten den Eingang zum Chor zu sprengen, „aber ein Deutscher, Heinrich, der die Thüre vertheidigte, welche von da in die Kirche ausgeht, sprang auf die Kanzel und erschoß von da mit einer Flinte, die er, mitten unter den Feinden einen Weg sich bahnend, geholt hatte, mehrere dieser letzteren.[1]) Schon war die Kirche voll Rauch, so daß die Brüder kaum es mehr aushalten konnten im Chore; da nahm ein Novize eine Lanze und stieß das ganze Fenstergebälk mit den Fenstern ein, welche über dem größern Altar waren, und so gieng der Rauch aus.[2]) Indes wuchs die Anzahl der Feinde immer; schon hatten sie Artillerie um das Kloster gepflanzt, um es zu demolieren. Nachdem um 1 Uhr in der Nacht ein dritter Befehl von der Signoria publiciert, daß alle Vertheidiger des Klosters für Rebellen erklärt werden sollten, kam es zu Unterhandlungen. Um 2 Uhr kamen Commissarien von der Signoria und verlangten, Savonarola nebst Domenico da Pescia und Silvestro Maruffi sollten ihnen folgen, sonst würde das Kloster bis auf den Grund verheert werden.“ Kurz darauf schickte die Signoria nochmals nach Savonarola; doch wurde versichert, daß er mit den beiden übrigen unversehrt zurückkehren würde.[3]) Savonarola erklärte, er werde gehorchen; in der Bibliothek nahm er von den Brüdern Abschied: sie möchten auch ferner den Weg des Herrn wandeln im Glauben, im Gebet, in der Geduld; er tröstete sie über sein Geschick, küßte einen jeden, übergab ihnen die Schlüssel des Klosters und folgte dann den Kommissarien.[4]) Wohl ward er durch die Bewaffneten der Signoria vor der Mordlust des Pöbels geschützt,[5]) doch entging er Mißhandlungen nicht: man band ihm sogar wie einem Verbrecher die Hände auf den Rücken.[6])

Den Minoriten schenkte die Signoria für ihre Bemühungen 600 Lire und die Glocken der Klosterkirche von S. Marco, die erst nach geraumer Zeit wieder zurückgegeben wurden.[7]) Stafetten meldeten noch an demselben Tage das Gelingen des Handstreiches dem Papste, der darüber seine große Freude ausdrückte[8]) und in einem Breve der Signoria dankte, ihr auch große Versprechungen machte, wenn sie Savonarola lebendig ihm ausliefern wolle;[9]) in einem anderen Breve

[1]) Rudelbach S. 248 contaminiert mit S. 165 (Bekehrung des Nikolaus von Schomberg): Savonarola XX 3061/76; XI 1677/84.
[2]) Ebenda: Savonarola XX 3077/92.
[3]) Ebenda: Savonarola XX 3092/3120.
[4]) Rudelbach S. 248/9: Savonarola XX 3121/44.
[5]) Rudelbach S. 249: Savonarola XX 3169/73.
[6]) Ebenda: Savonarola XX 3149/52.
[7]) Rudelbach S. 250: Savonarola XXII.
[8]) Ebenda: Savonarola XXI 3173/220.
[9]) Ebenda: Savonarola XXI 3221/32.

erteilte er einen Ablaß für jeden, der bei dieser Veranlassung eine Sünde begangen, selbst wenn es ein Mord wäre, außerdem eine indulgentia plenaria für die ersten 22 Tage des Aprils.[1])

Um die Untersuchung gegen die gefangenen Brüder einzuleiten, wurde noch am 9. April ein Gerichtshof von 12 oder 15 Männern gebildet, durchaus Widersachern Savonarolas, darunter auch zwei Geistliche als Beisitzer.[2]) „Das erste Verhör der Gefangenen fand am 10. April statt.[3]) Zuerst brauchte man nur Worte, um Savonarola, wie es hieß, dahin zu bringen, freimütig die Wahrheit zu bekennen, und drohte ihm mit Tortur, wenn er nicht durch übernatürliche Zeichen die von ihm verkündigten und vorhergesagten Dinge bestätigte.[4]) Er antwortete standhaft: sie versuchten nur Gott durch ihr unvernünftiges Begehren und ihre Drohungen.[5]) — Am zweiten Tage, den 11. April, schritten die Inquisitoren, doch nicht ohne Bedenklichkeit, zur Tortur. Man band Savonarola die Arme mit starken Banden auf den Rücken, ließ den Körper durch ein Seil in die Höhe heben, dann wieder heruntergehen, so daß er schwebend hing und der empfindlichste Schmerz sich durch alle Glieder verbreitete."[6]) Die Folter wurde wiederholt, immer wieder mit demselben Erfolge: so oft er unter den gräßlichen Qualen Etwas bekannt hatte, widerrief er es hernach; „man stellte ihm andere Marterwerkzeuge vor die Augen, legte ihm glühende Kohlen unter die Füße",[7]) umsonst! Weder zur Instruktion eines Prozesses, noch zur Begründung eines Todesurteiles konnte irgend ein Geständnis erpreßt werden,[8]) wiewohl die Inquisition bis zum 17. April ununterbrochen fortdauerte.[9])

Da begegnete einer der Inquisitoren eines Tages dem Notarius Francesco Ceccone, einem verschlagenen, gesinnungslosen und niederträchtigen Menschen, auf der Straße[10]); Ceccone fragte ihn, warum er so niedergeschlagen sei; er antwortete: „Wir werden am Ende ganz zu Schanden kommen; denn Savonarola bekennt nichts." Ceccone meinte, das habe nichts auf sich, sie sollten nur ihm die Sache über-

---

[1]) Rudelbach S. 251: Savonarola XXI 3232/40.
[2]) Ebenda: Savonarola XXI 3209/13; Savonarola XXIII 3281/96.
[3]) Ebenda: Savonarola XXIII 3277/80.
[4]) Rudelbach S. 251: Savonarola XXIII 3297/312.
[5]) Rudelbach S. 252: Savonarola XXIII 3313/40.
[6]) Ebenda: Savonarola XXIII 3341/68.
[7]) Ebenda: Savonarola XXIII 3397/408.
[8]) Rudelbach S. 253: Savonarola XXIII 3377/80.
[9]) Rudelbach S. 252: Savonarola XXIII 3417/20.
[10]) Rudelbach S. 253/7: Savonarola XXIV 3561/672. Kochs Bemerkung, die „Einführung" des Ceccone schildere Lenau ganz nach Rudelbachs Darstellung, wird durch die Wiedergabe derselben (sieh oben) widerlegt.

lassen. Der Inquisitor führte ihn in den Rat: man nahm mit Freuden sein Anerbieten an und versprach ihm 400 Scudi, wenn er's ins Werk setzen könne. Er arbeitete still und ungesehen in einer Ecke des Gerichtssaales; bei den zweideutigen Antworten Savonarolas war es ein Leichtes, ihm alles sagen zu lassen, wessen man bedurfte. „Einer der acht Signori nahm dem eigentlichen Notarius die Acten aus der Hand und übergab sie dem Ceccone mit den Worten: „Siehe, da ist der Proceß dieses Wichts!“ Ceccone vertauschte beide mit einander und übergab das von ihm Niedergeschriebene, indem er scheinbar die wahren Acten zurückgab.“ — Die Fälschung ist durchaus kein solches Kunststück, als man es diesem Manne zutraute; nicht ein wirkliches Verbrechen erscheint in ihnen konstatiert; Savonarola gesteht nur, daß die Motive seiner Handlungen Eitelkeit, Ehrsucht und Herrschbegierde gewesen seien; seine Prophezeiungen werden auf einfache Schlüsse zurückgeführt; das Hauptverbrechen bildet sein Wunsch nach einem allgemeinen Concil. Das Schlaueste ist noch die Antwort, die man Savonarola auf die Frage, ob er dies alles vor dem Volke bekennen wolle, thun läßt: „Nein, er fürchte, gesteinigt zu werden.“ Im großen und ganzen war diese Arbeit in Wahrheit nicht mehr wert als die 30 Scudi, die der Gerichtshof dem Ceccone statt der bewilligten 400 ausbezahlen ließ. Einen Auszug aus den Akten las Ceccone öffentlich vor, indem er vorgab, das Uebrige betreffe Staatsgeheimnisse, und wiederholte die unterschobene Erklärung Savonarolas, er fürchte vom Volke gesteinigt zu werden, deshalb werde er sich auch zu dem Vorgelesenen nicht öffentlich bekennen.[1]) Die Forderung des Papstes, Savonarola auszuliefern, wurde jedoch abgeschlagen; so verurteilte ihn die Curie vivae vocis oraculo als einen Ketzer, Schismatiker, Verfolger der heiligen Kirche und Volksverführer. Am 22. Mai wurde den Brüdern das Todesurteil verkündet: sie sollten gehenkt und dann verbrannt werden. Den folgenden Morgen reichte Savonarola sich selbst das Abendmahl und empfahl seine Seele dem Herrn. Die Gefangenen gingen in Unterkleidern, ohne andere Bedeckung barfuß, denn die unwissenden Diener hatten ihnen alle Kleider genommen.[2]) Auf dem Platze waren drei Tribunale errichtet: Auf dem ersten stand der Bischof von Vasona, ein ehemaliger Schüler Savonarolas, den der Papst gezwungen hatte, die Verurteilten ihrer priesterlichen Würden zu entkleiden. In seiner Aufregung sagte er zu Savonarola: „Ich scheide Dich von der streitenden und triumphierenden Kirche Gottes!“ worauf ihn dieser verbesserte: „Von der streitenden, nicht von der triumphierenden, denn das steht nicht in Deiner Macht!“[3]) Sein Auge heftete er auf das Crucifix,

[1]) Rudelbach S. 266: Savonarola XXIV 3673/92.
[2]) Rudelbach S. 270, dagegen Savonarola XXV 3729/44.
[3]) Rudelbach S. 271: Savonarola XXV 3709/52.

das man ihm vorhielt, und küßte es.[1]) Dann verlasen von der zweiten Tribüne die päpstlichen Commissarien das Urteil, worin die Brüder als Ketzer verdammt wurden, ohne daß eines anderen Verbrechens Erwähnung geschah; zugleich wurde ihnen verkündigt, daß der Papst ihnen völligen Ablaß ihrer Sünden gewähre, sie von der Strafe des Fegefeuers befreie und in den Stand ihrer früheren Unschuld zurückversetze.[2]) Am dritten Tribunale las man ihnen das Todesurteil der Signoria vor, welches teils auf den in den Proceßakten enthüllten, vermeintlichen Schandthaten, teils auf der soeben geschehenen Degradation der Brüder gegründet war.[3]) Als ein Priester Savonarola fragte, ob er denn seinen Brüdern und Anhängern nichts zu sagen hätte, antwortete er ihm nach einigem Sinnen: „Ja, sagt ihnen, daß sie große Dinge sehen werden." „Welche?" „Daß für eurer Seelen Heil gesorgt werden wird."[4]) Auch Domenico äußerte die volle Ueberzeugung, daß alles, was Savonarola vorhergesagt habe, in Erfüllung gehen werde.

Auf dem Gerüste, woran man mehrere Freunde Savonarolas den Tag vorher zu arbeiten gezwungen hatte, standen die Henkersknechte und schürten das Feuer mit dürrem Reisig und Pulver an[5]). Da sie die Stufen hinaufgeführt wurden, sang Domenico leise das Te Deum[6]), und Savonarola sprach das apostolische Glaubensbekenntnis vor sich hin.[7]) „Das Feuer erhob sich mit Gewalt, wurde aber von einem heftigen Winde vertrieben, so daß die Hingerichteten einen Augenblick unversehrt dastanden. Schon war das Volk, denn es sah darin ein Wunder, im Begriff, sich eilends zu entfernen; da schlug das Feuer abermals zusammen, und der Platz bedeckte sich wieder mit Menschen. Während Savonarolas Arm brannte, sah man noch die rechte Hand mit zwei Fingern erhoben, gleichsam als ob er noch den Segen über das Volk sprechen wollte".[8]) Der Pöbel überschüttete die Leichen mit einem Steinhagel, so daß sich der Nachrichter nur mit knapper Not rettete. Die Asche der Gehenkten wurde auf Karren fortgefahren und von der alten Brücke in den Arno geworfen.[9])

Verstummt war die Zunge, die dem Papste so oft bange gemacht hatte; mit Recht konnten die beiden päpstlichen Kommissare ihren Bericht in den Jubelruf ausklingen lassen: „Strick ist entzwei, und wir sind

[1]) Rudelbach S. 272: Savonarola XXV 3739/40.
[2]) Ebenda: Savonarola XXV 3761/72.
[3]) Ebenda: Savonarola XXV 3773/76.
[4]) Rudelbach S. 272 Anmerkung 1: Savonarola XXV 3797/804.
[5]) Rudelbach S. 272/3: Savonarola XXV 3693/708; 3857/3868.
[6]) Rudelbach S. 273, dagegen Savonarola XXV 3846.
[7]) Ebenda: Savonarola XXV 3846/52.
[8]) Rudelbach S. 274: Savonarola XXV 3891/96.
[9]) Ebenda: Savonarola XXV 3921/8.

frei!" Aber die Herrlichkeit sollte nicht mehr allzu lange währen. Noch ein Vierteljahrhundert, und einer wagte ungescheut zu schreiben:[1] „Es durfte zwar der damalige Antichrist sich die Hoffnung machen, das Andenken dieses so großen Mannes würde verlöschen, auch unter dem Fluch sein; aber siehe, er lebet, und sein Gedächtnis ist in Segen. Christus canonisiert ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten mit einander darüber zerbersten!" Dieser eine, der sich damit als Savonarolas Erben erklärte, war Martin Luther . . .

Wie eng sich Lenau in Bezug auf die historischen Facten an die Ueberlieferungen seiner Quelle gehalten hat, glaube ich zur Genüge nachgewiesen zu haben. Ganz frei dagegen ist die Entwicklung von Savonarolas Lehren in seinen Predigten; vielmehr: es sind nicht Savonarolas, sondern Lenaus eigene Glaubenssätze, und er nimmt keinen Anstand, auf diesem Gebiete geradezu mit dem historisch Ueberlieferten zu brechen; so, wenn er — nach echt protestantischer Auffassung — als das Wesen des Alten Testamentes die ungestillte Sehnsucht, als das des neuen die erlangte Gewißheit bezeichnet, während Savonarola in der heiligen Schrift nur einen vielgliedrigen Körper sah, in beiden Testamenten vollkommene Uebereinstimmung erkannte;[2] so hat Savonarola niemals den Satz ausgesprochen: „Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen gieng Gott in unsre Weise ein" (IX 1127/8); nirgends findet sich die Aeußerung: „Erkenntnis Gottes ist Gebet" (IX 1160); nirgends bestreitet er das Mittleramt des Clerus (IX 921/8, XVIII 2881/5). In anderen Stücken folgt Lenau Rudelbachs Auffassung: so in der Rechtfertigungslehre,[3] in der Betonung von Savonarolas geringer Wertschätzung der Tradition,[4] in den Gedanken über das Wesen der Kirche.[5] Im allgemeinen kann man sagen, daß Lenau den protestantischen Standpunkt noch strenger geltend gemacht hat als sein Gewährsmann.[6] Diese Erscheinung müssen wir wohl auf den Einfluß Martensens zurückführen. Ein Strom kirchengeschichtlicher Einzelheiten,

---

[1]) Rudelbach Vorrede S. IV: Savonarola XXV 3929/56.

[2]) Savonarola IX 1001/12: Rudelbach S. 337.

[3]) Savonarola IX 1195/6: Rudelbach S. 348/51.

[4]) Rudelbach S. 355: „Er weiß von dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, aber von keinem anderen". Savonarola XVIII 2885/2904.

[5]) Rudelbach S. 356: „Die Kirche Christi ist von vielen heiligen Menschen erbaut, die zusammen verbunden sind durch den Glauben und die Liebe". S. 357: „Die katholische Kirche ist im eigentlichen Sinne nur die Gemeinschaft derer, die heilig leben und Gottes Gnade haben". Savonarola XVIII 2879/80.

[6]) Es ist charakteristisch, daß auch das Motto des Savonarola („Vocati sumus ad militiam Dei vivi") einem eigentlich häretischen Kirchenvater (Tertullianus, Ad Martyres c. 3) entnommen ist.

namentlich aus der Reformationsgeschichte, und eine Fülle dogmatischen Wissens ist von Martensen auf Lenau übergegangen. So können wir zum Beispiel Savonarolas Berufung während eines Gewitters (III 149/56) als einfache Uebertragung eines aus Luthers Leben bekannten Ereignisses erklären; so gehört die Schilderung, wie die römischen Geistlichen zum Entsetzen Luthers Messe lasen, mit zu den traditionellen Inventarstücken jeder Lutherbiographie;[1]) so dürfte die Lehre von den drei Aemtern Christi (VII 557/60) in das Gedicht Eingang gefunden haben. Anderes weist auf die Beschäftigung mit dem Hußstoffe hin: davon, daß Savonarola öffentlich seiner Clerikerwürde entkleidet worden ist (XXV 3712/36), weiß Lenaus Quelle nichts, an Huß dagegen wurde diese Ceremonie vorgenommen, also wieder eine Uebertragung. Aber diese Fäden zu verfolgen, ist eine unmögliche Arbeit, denn sie führen uns ins Bodenlose, wo es keinen Anfang und kein Ende der Vermutungen mehr gibt. Soviel ist sicher: für den historischen Kern der Haupthandlung bilden ausschließlich Rudelbach und in beschränkterem Maße Roscoe die Quellen. Mit dieser Haupthandlung sind jedoch zwei Episoden verwebt, die nicht minder unserer Beachtung wert sind: die Borgia- und die Tubalepisode.

Die Anregung zu der ersteren empfing Lenau unzweifelhaft aus der Lektüre Rudelbachs, der diese Erzählung gleichsam als illustrierendes Faktum einschiebt. Rudelbach hinwiederum geht in den Hauptsachen auf das Diarium des päpstlichen Ceremonienmeisters Johannes Burchard zurück.

Bekanntlich hatte Papst Alexander fünf Kinder, von denen der älteste Sohn, Giovanni, Herzog von Gandia, der zweite, Cesare, Kardinal von Valencia, sowie die Tochter Lucrezia eine traurige Berühmtheit erlangt haben.[2]) Während der Papst seinen Aeltesten mit weltlichen Ehren überhäufte, gedachte er Cäsar durch kirchliche Würden zu erhöhen; doch dies befriedigte den maßlosen Ehrgeiz und weltlichen Sinn des Jüngeren wenig;[3]) auch sollen beide Brüder nicht ohne Erfolg um die Gunst ihrer Schwester gebuhlt haben, wie selbst ernste Geschichtschreiber versichern.[4]) War es nun Eifersucht oder Ehrsucht oder

---

[1]) Savonarola VII 605/36; nur angedeutet bei Rudelbach S. 74: „Unsere Priester (sagt Savonarola), die ohne Andacht und Ehrfurcht das Abendmahl begehen, sind noch ärger als die Laien." — Echtlutherisch sind auch die Begriffe Papst, Teufel und Antichrist mit einander verknüpft.

[2]) Rudelbach S. 88 Anmerkung 3. — Ich weiß wohl, daß die neuere Geschichtsforschung über diese Persönlichkeiten und Ereignisse ganz anders urteilt; doch kann es sich hier nur darum handeln, was Lenau als historische Wahrheit überkommen hat.

[3]) Rudelbach S. 214: Savonarola XVI 2385/8.

[4]) Rudelbach S. 214 und ebenda Anmerkung 1: Savonarola XIV 2133/2195.

beides zugleich, was ihn zu einem entscheidenden Schritte trieb: soviel steht fest, daß Cäsar spät in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 mit dem Herzog von Gandia von einem Abendessen, das die Mutter Vanozza auf ihrem schönen Weinberge bei der Kirche S. Pietro ad vincola den Familiengliedern gab, mit nur wenigen Bedienten heimritt, nachdem er den Bruder zuvor zum Aufbruche gemahnt hatte;[1]) nicht weit vom Palaste des Vicekanzlers Ascanio Sforza verabschiedete sich der Herzog von dem Kardinal, da er noch eine Geliebte besuchen wollte, wozu er nur einen Reitknecht und einen rätselhaften Vermummten mitnahm;[2]) bei der Judengasse wurde auch der Reitknecht mit dem Auftrage zurückgelassen, die Rückkunft des Herzogs bis zu einer gewissen Stunde zu erwarten. Doch sein Herr kam nicht, er selbst wurde angefallen und so zugerichtet, daß er keine Aussage mehr thun konnte. Als der Herzog am Morgen noch nicht heimgekommen war, wurde der Vorfall dem Papste gemeldet; „der Papst wurde verwirrt, meinte aber, sein Sohn habe bei irgend einer feilen Dirne den Morgen versehen und könne nun nicht, ehe es wieder Abend werde, zurückkehren.[3]) Der Abend kam, aber der Herzog nicht. Da ließ der Papst Mehrere kommen und ausfragen. Unter diesen war auch ein gewisser Giorgio,[4]) der den Abend vorher Holz auf das Ufer ausgeschifft hatte und, um es zu bewachen, die Nacht über in einem Kahne am Flusse lag. Dieser that nun folgende Aussage: Während er in seinem Kahn gelegen, seien zwei Fußgänger durch eine enge an das Hospital (zu S. Hieronymus) grenzende Gasse nach dem öffentlichen Platz am Flusse gekommen und hätten sich genau überall umgesehen, dann durch dasselbe Gäßlein den Rückweg angetreten. Kurz darauf seien zwei andere denselben Weg gekommen und hätten ebenso gethan; als sie aber gar niemanden gewahr wurden, gaben sie den erstern ein Zeichen. Nun kam ein Reiter auf einem weißen Pferde, der hinter sich eine Leiche hatte, deren Kopf auf der einen und die Füße auf der andern Seite herabhingen; die zwei erstern Fußgänger gingen zu beiden Seiten, um die Leiche zu unterstützen. Als sie an die bezeichnete Stelle gekommen waren, wo der Mist ausgeworfen wird, kehrten sie das Pferd um, mit dem Schwanz nach dem Flusse zu: die zwei Fußgänger hoben den Leichnam vom Pferde ab und warfen ihn mit aller Gewalt in den Fluß." Da sah der Reiter etwas Schwarzes, den Mantel seines Opfers, auf den Wellen

[1]) Rudelbach S. 215: Savonarola XIV 2117/32. 2305/8.
[2]) Rudelbach S. 215: Savonarola XIV 2309/16. In der Anmerkung 2 berichtigt Rudelbach die Uebersetzung des Wortes „staffiero" bei Roscoe-Henke, es bedeute nicht „Kammerdiener", sondern „Steigbügelhalter": Savonarola XIV 2311.
[3]) Rudelbach S. 216: Savonarola XVI 2369/76.
[4]) Rudelbach S. 216/17: Savonarola XV.

schwimmen und hieß ihn mit Steinen sinken machen, worauf die Mordgesellen spurlos verschwanden. Befragt, warum er ein solches Verbrechen nicht sofort zur Anzeige gebracht habe, antwortete Giorgio, er habe in seinem Leben wohl mehr als Hundert an diesem Ort in den Fluß werfen sehen, und man habe nie darum sich bekümmert.[1]) Der Papst ließ den Leichnam auffischen, in dem er seinen Sohn erkennen mußte.[2]) Schmerzlich bewegt schloß er sich mehrere Tage in seinem Zimmer ein, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; dann bekannte er öffentlich in einem Konsistorium Reue über seinen bisherigen Lebenswandel und versprach Besserung. Der Umschlag hielt nicht zu lange an, bald versank man wieder in das alte Lust- und Lasterleben. Cäsar scheint dem Vater Grauen eingeflößt zu haben, es ward gegen ihn nichts unternommen.[3])

Koch und Prosch, dieser (S. 893) bestimmter als jener (S. 284, Anmerkung zu XIV), lassen eine Beeinflussung Lenaus durch Klingers Faust (IV 10—18) möglich erscheinen, ohne nur überhaupt nachweisen zu können, daß Lenau dieses Werk Klingers gekannt habe. Allerdings findet sich ein Zug, der Lenau mit Klinger gemeinsam ist, und der nicht auf Rudelbach zurückgeht: es ist dies die unverhüllte Andeutung über die nahen Beziehungen des Papstes zu Lucrezia (XIV 2139/40); alle übrigen Uebereinstimmungen, die ja nicht zu leugnen sind, können sehr einfach erklärt werden: Klingers und Lenaus Darstellungen dieser Episode gehen in letzter Linie auf das Tagebuch des schon genannten Burchard zurück,[4]) dessen Inhalt vielleicht dem ersteren ebenso durch eine abgeleitete Quelle vermittelt worden ist, wie Lenau durch Rudelbach. Jene gemeinsame Andeutung aber beweist noch lange eine gegenseitige Abhängigkeit nicht: die Sittenlosigkeit der Lucrezia ist sprichwörtlich geworden; in Victor Hugos neuestem Drama (Lucrèce Borgia 1833), dessen Hauptheldin die arg verleumdete und von der neueren Geschichtschreibung glänzend gerechtfertigte Frau ist, wurde sie dieses und anderer Verbrechen beschuldigt; daß Lenau das französische Sensationsstück, in dessen erster Scene bereits die heimliche Ermordung des Herzogs von Gandia ausführlich und mit Lenau ganz übereinstimmend geschildert wird, kannte, klingt (wenigstens mir) viel wahrscheinlicher als die Benutzung eines

[1]) Rudelbach S. 217: Savonarola XV 2367/70.

[2]) Neun Dolchstiche hatte die Leiche an Kopf, Hals und Seite aufzuweisen: Rudelbach S. 217. Diese Andeutung scheint die Idee zu Cäsars Bienenfabel gegeben zu haben: Savonarola XVI 2441/52.

[3]) Rudelbach S. 218: Savonarola XVI 2405/16.

[4]) So das „Gerücht" von den vertrauten Beziehungen Lucrezias zu Vater und Brüdern, die Ermordung des Alphonso von Aragonien, die Scenen IV 17, 18. Vgl. G. J. Pfeiffer, Klingers Faust. Würzburg 1890. S. 124 ff.

veralteten Klingerschen Romanes. Aber es braucht für dieses Motiv überhaupt keine schriftliche Quelle herangezogen werden; durch die naheliegende Annahme mündlicher Tradition wird es hinreichend erklärt.

Auch für die Tubalepisode hat Rudelbach die Hauptanregung gegeben. Bei Besprechung der ersten prophetischen Schlüsse Savonarolas (S. 62) macht er bereits aufmerksam, daß „gerade auch die Heidenbekehrung, die Sehnsucht des gläubigen Israels", ein wesentliches Moment in Savonarolas Betrachtung bildet, und zeigt dies später an einer Predigt Savonarolas, die ganz der Missionsfrage gewidmet ist,[1]) er analysiert auch ziemlich eingehend das vierte Buch des «Triumphus Crucis», in dem die «Judaica perfidia» widerlegt wird (S. 398 ff.). Lenau selbst hat in späterer Zeit über die Judenfrage eine Ansicht geäußert, die sich mit dem in der Tubalepisode geltend gemachten Standpunkt nicht deckt. „Die Judenemancipation", soll er damals gesagt haben (Schurz 2, 184), „darf nicht die Aufgabe des Augenblicks sein, weil sie eine Frage von ebenso großer politischer als religiöser Bedeutung ist. Das Judenthum ist der Glaube einer compacten, seit vielen Jahrhunderten unvermischten Nationalität; der Christ kann Mohammedaner, Feueranbeter, ja Fetischist werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geschlechte Abrahams ist. Nicht zu leugnen ist, daß der Mosaismus Gebräuche und Ansichten anerkennt, welche dem Geist der christlich-staatlichen Gesellschaft widerstreben. Das Höchste, was man also in der Gegenwart von dem Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieser Gebräuche als Entgeld für die neuen Rechte, die ihm jene Gesellschaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung ist es aber, nebstbei zu verlangen, daß er sich taufen lassen solle. Mit andern Worten: man verlange von ihm Austritt aus der alten Genossenschaft, ohne ihm die bestimmte neue vorzuschreiben, in die er einzutreten hat." Wenn sich im Savonarola Tubal trotzdem nicht nur vom Judentume abwendet, sondern sogar dem Christentume völlig zuwendet, so spielt einerseits jener pietistische Einfluß mit, den Martensen auf den Dichter ausübte, andererseits folgte Lenau einer literarischen Tradition: im Decamerone (I 2) erzählt nämlich Boccaccio, wie Giannotto di Civigni den Juden Abraham für das Christentum zu gewinnen sucht; Abraham will nach Rom reisen, um den Statthalter Christi und die Kardinäle in ihrem Wandel und ihrer Führung kennen zu lernen; da Giannotto des Lasterlebens der Kurie gedenkt, giebt er die Hoffnung auf Bekehrung seines Freundes auf; doch dieser kommt zurück und erklärt, er müsse darin das Wirken des heiligen Geistes erkennen, daß die Kirche, deren Oberhaupt nur daran arbeite, sie zu Schanden zu machen,

[1]) Rudelbach S. 331 (Prediche fatte l'anno 1496).

sich von Tag zu Tag mehr und mehr ausbreite und immer heller und reiner glänze; deshalb wolle er sich unverzüglich taufen lassen, wie's auch geschieht. Auch Tubal wird trotz schlimmer Erfahrungen bekehrt, allerdings durch die höchste Offenbarung des Christentums, durch die Liebe. Das Problem, bei Boccaz rein logisch gefaßt, ist hier vertieft, seelisch gemacht worden. Soweit es möglich war, schließt sich auch in dieser Episode, deren Bedeutung für das Ganze der nächste Abschnitt würdigen soll, Lenau an Rudelbach an: so in der Uebertragung der Notiz über den Heilungsversuch an dem totkranken Papst Innocenz auf Tubals Söhne (siehe S. 447); so in der Art von Tubals Auftreten bei Savonarolas letztem Gange (XXV 3805: Rudelbach S. 274 „Nun drängte sich ein schändlicher Mensch aus dem Haufen hervor"). Endlich kommt noch ein drittes Moment zu diesen literarischen und historischen Ueberlieferungen: die Sagengestalt des Ahasverus. 1833 auf der Amerikareise war „Ahasver, der ewige Jude" (Heidebilder) entstanden, gleichzeitig mit dem Savonarola, 1838, „Der ewige Jude" (Gestalten); im Savonarola selbst wird der Unglaube (569 ff.) als Ahasver personificiert; und auch Tubal ist Ahasver: man vergleiche nur die Schilderung des Aeußeren in jenem Heidebilde (39/48):

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern . . . .

in dem gleichzeitigen Gedichte (129/132):

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen . . .

und im Savonarola XI 1701/8:

Durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Braust dort ein Waldstrom wild, erbittert,
Und immer frisch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und schreckend blaß,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein immer frischer Strom — der Haß . . .

Aber noch mehr: wie in jenem Weihnachtsbilde der Stab Ahasvers, des Unglaubens, zerbrochen auf dem grünen Rain liegen, er selbst unter den Rosenblüten des verwandelten Dornstrauches Ruhe finden wird, sobald alle in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sind (VIII 693/6), so läßt auch Tubal, der zu seinem Gotte heimgefunden, die Krücke sinken und stirbt ans Kreuz gelehnt (XXV 3957/60): die Anspielung ist zu offen, als daß man sie nicht für beabsichtigt halten sollte.

Das Bild des Juden, der ans Kreuz gelehnt stirbt, hat den Dichter nicht mehr verlassen. In einem tief ergreifenden Gedichte von 1842, „Der arme Jude," in dem wir auch wieder einer Art Ahasver begegnen, finden Wanderer den Hebräer „liegen an dem Kreuz erstarret." Die Tendenz dieses Gedichtes wird im Zusammenhalt mit der Aeußerung Lenaus über die Judenemancipation klar. — Es wäre wohl möglich, daß auch die Gestalt des wilden Christenhassers Shylock Lenau einigermaßen vorgeschwebt hat, zumal der Freund des Juden von Venedig den sonst ziemlich seltenen Namen Tubal führt: legt doch auch die Figur des blumenfreundlichen Priors zu Bologna, dem Romeos Berather, Pater Lorenzo, zu Modell gestanden zu sein scheint, eine literarische Einwirkung Shakespeares auf Lenau nahe; eine Entscheidung hierüber möchte ich freilich nicht fällen.

Die großartige Vision Lorenzos des Erlauchten (X 1241/1344) schließt sich aufs engste an den platonischen Mythus von der Himmelfahrt der Seelen (Phaedrus c. 25) an[1]): die Schwierigkeiten, um derenwillen die Ausarbeitung dieses Bildes so lange hinausgeschoben wurde (siehe oben S. 85), waren wohl in der Verbindung der platonischen Vorstellungsreihe mit den Gestalten der Apokalypse gelegen; sie sind auch in der endgiltigen Fassung nicht ganz überwunden, denn es ist nicht zu erkennen, welches Moment eigentlich die Erinnerung an die vier Reiter der Offenbarung Johannis (6, 2—8) reproduciert; wie dagegen die Vorstellung des vierten, des auf fahlem Rosse einherstürmenden Todes alle anderen Erinnerungsbilder verschlingt, Leib und Seele mit dem heftigsten Schrecken und steigender Angst erfüllt, wie die Leibesempfindung eine neue Vorstellungsreihe auslöst, die den Kranken endlich aus seinem Traume aufstört, das ist meisterhaft gelungen.

Wenn auch der Dichter hier mit überlieferten Motiven arbeitet, so kann doch die Originalität ihrer Verknüpfung nicht geleugnet werden. Lenau gehört überhaupt zu jenen Genies, die genug Reichtum aus ihrem Innern schöpfen und nicht von Anderen Gedanken borgen müssen. Literarische Anklänge führen bei ihm zumeist auf jenen Dichter, der zuerst

[1]) Prosch handelt hierüber erschöpfend S. 865 ff., nur hätte er sich besser auf die Schleiermachersche Uebersetzung beziehen sollen.

einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hat, von dem die ganze Epigonenliteratur mehr oder minder zehrt, auf Schiller, dessen „Fiesco," wie wir wissen, zu seiner Lieblingslektüre gehörte, so daß er sogar die Absicht aussprach, selbst den Verrina zu spielen.[1]) Wie Verrina fordert auch Savonarola dreimal den Herzog auf, dem Volke die geraubte Freiheit wiederzugeben; wie dort die deutschen Landsknechte ihren Herrn mit ihren Leibern decken, so verteidigt hier der „wackere Deutsche" den Glaubenshelden, der ihm getreu die Seele vor Verderben schützte (XX 3074/6).

Dreifach waren also die Quellen, aus denen der Savonarola geschöpft ist: die mündliche Tradition, welche von Martensen auf Lenau überging: sie ist unkontrolierbar; die historische Tradition: hier erweisen sich nur Rudelbach und Roscoe als benützt; endlich die literarische Tradition: wie immer bei Lenau äußerst spärlich. — Wie nun der Dichter die Einzelheiten, die er auf diesem Wege gefunden, künstlerisch gruppiert und zu einem Ganzen vereinigt hat: das lehre eine Untersuchung über die Composition des Savonarola.

Miscellen.

Zu den Filiationen.

(Nachtrag zu S. 93.)

Meine Ansicht, die Haugschen Quellennachweise aus der griechischen Anthologie seien noch nicht genügend nachgeprüft worden, beruhte auf einem Irrtum, den ich bedaure, an dem ich aber nur teilweise die Schuld trage. Das Buch des verstorbenen Professors der Anatomie, Dr. med. et phil. Paul Albrecht „Leßings Plagiate",[2]) über dessen schon völlig krankhafte Tendenz und Methode ich hier kein Wort verliere, damit das Gefühl des Dankes, den die Lessingforschung der wahrhaft verblüffenden Gelehrsamkeit und Belesenheit des unglücklichen Mannes schuldet, keinerlei Einbuße erleide, bringt nicht nur aus der römischen und Renaissance-Literatur und der neueren (besonders der französischen) Dichtung eine ganz erstaunliche Menge neuer, sicherer Quellennachweise, es giebt auch für die griechische Vorlage einiges, was mir entgangen. Hierüber sei kurz Bericht erstattet in der Folge der oben abgedruckten Tabelle, wenige andere Bemerkungen seien beigegeben.[3])

1) Schurz 2, 243. Neue Freie Presse 1867, Nr. 1069. — Ueber den Einfluß Schillers auf die Literatur der Restaurationszeit vgl. Euphorion, 2. Ergänzungsheft S. 183 (R. F. Arnold).

2) Als ich die Lessingiana schrieb, war der (nie vollständig erschienene) erste Band, der die Sinngedichte enthält, hier für längere Zeit nicht zu bekommen. Aus früherer wenig genauer Lektüre und der Besprechung von Erich Schmidt (Jahresberichte II 2 S. 135) waren neue „Anthologie-Entlehnungen" mir nicht erinnerlich. So glaubte ich mich bei auswärtigen Bibliotheken nicht noch bemühen zu sollen. — Eine gründliche Durchsicht und genaue Sonderung sämtlicher „Plagiate" der Sinngedichte von kundiger Hand thut übrigens dringend not.

3) Ich notiere auch, was, ohne daß ich es wußte, Albrecht schon vor mir gefunden und mitgeteilt hat. Was in eckigen Klammern steht, soll als verfehlt bezeichnet werden.

7. Merkur und Amor (1771): Das Emblem des Alciato auch bei Albrecht, der noch Ueberſetzungen desſelben Gedichts von Wernike (IV 29) und A. Houdar de la Motte (III 19) anführt und ein zweizeiliges Sinngedicht Logaus (Zugabe II 159). Vgl. Bolte oben S. 359 f.

[67. Grabſchrift eines Unglücklichen (1771): Anthologia Palatina IX 49, ſo wenig wie eine der angeführten lateiniſchen Ueberſetzungen[1]) von Leſſing benutzt.]

5.6 69. 71. Auf eine marmorne Bildſäule des Amors (1753 und 1771): „Einem franzöſiſchen Epigramm (?) iſt 69 nachgebildet" Haug S. 299. Was Albrecht, dem die griechiſche Quelle gleichfalls entgangen, anführt (Arconatus Silesius I p. 392 und Cl. de Malleville, poesies p. 148) iſt ohne Beziehung.

[112. Auf die feige Mumme (1771): Anthologia Palatina XI 266; vielmehr Fortbildung von Euricius Cordus epigrammata VII 95: De Amantia.]

[Auf das Heldengedichte Herrmann (1753, Muncker S. 36): Anthologia Palatina XI 214; die Pointe mit dem gleichen Versſchluß „Phaethon"[2]) ſtammt vielmehr aus Martial V 53.]

15 1. *Τίς, ῥόδον ὁ στέφανος Διονυσίου, ἢ ῥόδον αὐτὸς τοῦ στεφάνου; δοκέω, λείπεται ὁ στέφανος.*

Ungenannter, Anthologia Palatina V 141.

2. *Οὐ σὸν μνῆμα τόδ' ἔστ', Εὐριπίδη, ἀλλὰ σὺ τοῦδε· τῇ σῇ γὰρ δόξῃ μνῆμα τόδ' ἀμπέχεται.*

Ungenannter, VII 46.

3. [Grabſchrift auf Kleiſt.]

O Kleiſt! Dein Denkmal dieſer Stein? —
Du wirſt des Steines Denkmal ſeyn.

Anhang S. 51 (1779).[3])

---

16 1. . . . 5 *δοκέω, χαλινοὺς εἴ τις ἡνιοστρόφος ἐναρμόσῃ γένυσσι κἀπικεντρίσῃ, ὁ σὸς πόνος, Λύσιππε, καὶ παρ' ἐλπίδας τάχ' ἐκδραμεῖται· τῇ τέχνῃ γὰρ ἐμπνέει.*

Philippos (50 n. Chr.), IX 777 (vom Roß des Lyſippos).

---

1) Zu jedem griechiſchen Epigramm giebt nämlich Albrecht ſämtliche (!) lateiniſche Ueberſetzungen (oft ein ganzes Dutzend) aus Rivinus' Ausgabe (ſieh oben), fügt auch noch von ihm ſelbſt geſammelte hinzu, natürlich ganz unnützer Ballaſt.

2) Die Doſe „ſtatt voll Dukaten, voll Helleborus" (Nr. 28) erinnert ebenfalls durch den Versſchluß an Martial IX 95: in elleboro.

3) Zu meinem Bedauern war mir die unmittelbare Vorlage Leſſings (ebenſo wie die Vorlagen zu 16 und 17) nicht gegenwärtig. Es iſt eines der unbedeutendſten Epigramme der Anthologie, eine, wie bereits andere bemerkt haben, faſt inſipide Nachahmung jenes (von Albrecht übrigens nicht notierten, vielleicht Meleagriſchen) Liebesgedichts, für das das Motiv der conversio ſich ſehr gut eignet. So trifft die Schuld der deplacierten Verwendung des Gedankens nicht den großen Kritiker, ſondern den griechiſchen Dichterling: ſelbſt ein Kenner wie Leſſing war vor einer falſchen Bewertung griechiſcher Dichtungen nicht ſicher; eine unbefangene, hiſtoriſch und äſthetiſch begründete Kritik der Anthologie iſt damals eben noch nicht möglich geweſen. Andererſeits zeigt ſich das feine poetiſche Empfinden Leſſings darin, daß er, ohne das Original zu kennen, die frühere, vollendetere Form (vergleiche die Frage) „durch dichteriſche Ahnung" gefunden hat. — Die Verſe der 5. Ode (1753): „Wann war es, da auch dich noch junge Roſen zierten? (Doch nein, die Roſen zierteſt du!)" bilden eine der Erwähnung wohl werte Parallele.

2. Das Pferd Friedrich Wilhelm's auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinem Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn![1])

Sinngedichte (1771), 111.

17 1. *Κερδαλέους δίζεσθε δόμους, ληΐστορες, ἄλλους·*
τοῖςδε γάρ ἐστι φύλαξ ἔμπεδος ἡ πενίη.

Julianos der Aegyptier (550 n. Chr.). IX 654.

2. Auf die Hütte des Irus.

Vorbey, verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

Sinngedichte (1771), 104.

Noch drei kurze Bemerkungen zu den übrigen Filiationen! Zu I schreibt mir Professor O. Crusius, daß er als Quelle zu dem Tetrastichon des Ignatios einen bei Plutarch sich findenden *γυπῶν λόγος* ermittelt habe. Alciato kannte also beide Fassungen. Zu II ist zu beachten, daß die Quelle des vierten Verses des Emblems (Mutuat hic oculos, mutuat ille pedes) das Epigramm IX 13 bildet (Z. 2: *πόδας χρήσας, ὄμματα χρησάμενος*). Endlich bemerke ich zu III, daß das bekannte Lied „Der Tod" (2, 16), das 1747 unmittelbar hinter dem „Anakreonteon 7" in den „Ermunterungen" erschien, nicht bloß durch die Z. 14 und 15 jenes griechischen Liedchens entstanden zu sein scheint (*μὴ νοῦσος*[2]) *ἦν τις ἔλθῃ | λέγῃ· σὲ μὴ δεῖ πίνειν*), sondern in der zweiten Strophe:

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, Du theurer Bacchusknecht!
Fort, Du hast genug gezecht!

auch direkt den Wortlaut der Uebersetzung des Stephanus (Ohe, satis bibisti) verwendet. Wohl wegen der dadurch entstandenen Uebereinstimmung mit seinem deutschen Anakreonteon (Du hast genug getrunken) änderte Lessing hier später (siehe oben).

Berlin. M. Rubensohn.

---

1) Es ist nicht unmöglich (vergleiche Vers 4 den Imperativ), daß Lessing nicht das Original, sondern die von Caelius Calcagninus († 1541) stammende freie Bearbeitung (Epigrammata I, p. 524, Albrecht S. 257) benutzte:

Equus Lysippi aeneus.

...3 Atque tuos tantum nutus, qui frena ministras,
Expectat: calcar subde, vorabit iter.

So ließe es sich vielleicht leichter erklären, wie Lessing das Gedicht auf das ungezäumte Pferd des Lysippos ohne weiters auf das gewaltige Reiterstandbild Schlüters übertragen konnte, bei dem doch die machtvolle Erscheinung des Herrschers die Hauptsache ist; denn Calcagninus übersetzt, als ob es sich um einen wirklichen Reiter handelte, nicht um eine Fiktion des Dichters. Lessings Kunst in der prägnanten Umprägung der Pointe erscheint mir hier unübertrefflich, gerade in ihrer bloß andeutenden Art. Und doch, wer merkte nicht auch hier, daß jenes Motiv eigentlich nicht für ein kolossales, wuchtig voranschreitendes Schlachtroß, sondern für ein feuriges, „die flatternden Mähnen den Winden im Lauf preisgebendes" Rennpferd bestimmt war (Z. 4: *διηνεμωμένας| κορυφῆς ἐθείρας οὐρίωκεν ἐς δρόμον*)? Schon dadurch erscheint mir die Entlehnung gesichert.

2) Wenn Lessing zuerst *νοῦσος* mit „Krankheit", später (1771) mit „der grimme Tod" wiedergiebt, so spricht gerade diese Aenderung dafür, daß er wirklich hieraus das Motiv seines Liedes entlehnte.

Vom Nürnberger Meistergesang im 17. Jahrhundert.

In dem ersten der schon Euphorion 2, 837 ff. angezeigten Protokollbücher der Nürnberger Meistersinger, in dem Manuskriptbande *O* 152, finden sich einige Notizen, die neben den übrigen literarischen und kulturgeschichtlichen Aufzeichnungen selbständiges Interesse besitzen, und die ich daher hier besonders herausheben möchte. Die erste steht *O* 152 Bl. 69a, gleich nach der Euphorion 2, 836 abgedruckten Notiz über das Verlassen der Marthakirche und lautet:[1])

„In disem jar [1620] hat uns meistersingern der Jacob Schneider ein schiene dafel mit zweyen thürlein verehrt, darein seint die mercker sambt den singern abkuntervet worten, vnd zu malen hat Adrian Stamler ein steur geben. Dise dafel mus man, so oft die meistersinger ein zech haben, aufsperen."

Hiermit ist ohne Zweifel die bekannte, in Form eines Altarschreines hergestellte Meistersingertafel gemeint, die das Germanische Museum aufbewahrt. Eine Abbildung findet sich nach Königs Literaturgeschichte in dem eingehenden Aufsatze von Th. Hampe, „Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader, vornehmlich in Nürnberg. Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum 1894." Hampe setzt annähernd richtig die Entstehung der Tafel ca. 1615. Des weiteren folgen Bemerkungen über ein weiteres Conterfei Glöcklers und die Auffrischung eines Bildes von Hans Sachs:

Bl. 69b: „Zu diser zeit hat man den Hans Glöckler auf ein defelein abgemalt, hab ich ausgeben 39 kreiczer, weil aber des Hans Glöcklers son und enicla uns vmb das defelein so hoch gebetten haben, als haben jnen die singer das verehrt vnd geschenckt vmb jres anherren wegen."

Laut dann folgender Mitteilung des Protokollbuches ist Hans Glöckler im nämlichen Jahre 1621 im Spital verschieden.

Bl. 70b: „Adij den 6 Februarj [1623] hat Georg Mack des Hans Sachsen biltnus geölumorniert oder mit farben ausgestrichen, hab ich jm geben miesen 1 f. doch schlechts gelt."

Auch über das Schulkleinod oder den David werden wir unterrichtet. Im Jahre 1608 wurde Georg Hager zum Merker der Gesellschaft erwählt (laut Bl. 67b) und erhielt im Jahre 1619, nachdem Glöckler „alters halben" ein Pfründner im Spital geworden war, als nächstältester das Schulkleinod, das Trühlein und die Bücher zur Aufbewahrung übergeben. Er notiert über den David:

Bl. 67b: „Volget was das schulkleinot anblangt oder den Davit. An der schnur oder ketten waren 28 schilling mit sampt dem davit . . ."

Dann heißt es über die Vermehrung des Schulkleinods:

Bl. 68a: „Anno 1622 jar den 24 Februarj haben wir drey mercker mit namen ich, Georg Hager, ein schuhmacher, vnd Thoma Grillenmair vnd Wolf Bauttner jetter einen schilling an das kleinot machen lasen vnd angehenckt. Desgleichen auch der meistersinger vatter Michel Osterreitter und Simon Voitter, auch Hans Hager.

Nun ist zu vor ein bloser schilling am schulkleinot gehangen, der keinen namen gehapt hat, auf disen schilling hat Hans Mülner[2]) sein namen machen lasen vnd dar für 2 f. geben vnd an gemeltes kleinot verehrt, von disem gelt haben wir den davit vergulten vnnd vernewen lasen. Also sind zu disen mal

1) Alles hier angeführte ist von Georg Hager als Merker geschrieben.

2) Die meisten der hier vorkommenden Namen sind auch bei Keinz, Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolger im Meistergesang. Nürnberger Hans Sachs-Festschrift 1894 S. 320 ff. verzeichnet. Auch ein Hans Mülner findet sich dort, doch soll jener die Dresdener Handschrift M 191 im Jahre 1546 geschrieben und besessen haben.

mit dem davit 34 schilling an der ketten. Such weitter jm büchlein mit rotten leder ein Bunden,[1]) was die schilling anbelangen."

Bl. 70b: „Adij den 13 mey [1623] ist uns durch den Kasper Enderla vom herre Georg Folckamer, da zumal ein losunger, 4 daler verehrt worten, Daraus haben wir ein schilling an unser kleinot machen lasen jn seinem namen vnd haben das vbrich drauf bezalt und sanct Katharina drauf machen lasen."

Schließlich bringe ich zu dem Kapitel der Freiung von außerhalb Nürnbergs lebenden Meistersingern die Notiz bei:

Bl. 70a: „Adij den 26 januarij [1623] hat Franz Kolfurter von Meidenburg vns gebetten schriftlich, das wir jm ein freybrief schicken solten, und zu welcher zeit er ist hie gefreit worten, von dem ducaten und daler, das er uns geschickt hat, ist der schreiber bezalt worden. Dar von hat man auch ein gulten zu versingen geben, wie er begert hat."

Münster i. W. Karl Drescher.

Ernst Schwabe von der Heide.

Eine meines Wissens noch nicht beachtete Erwähnung Ernst Schwabes findet sich bei Zesen im 4. Sendschreiben der deutsch-gesinneten Genossenschaft.[2]) Zesen beantwortet u. a. die Frage des Hern Hansen Kristof von Libenau, „Woher die Helden-ahrt (sonst die Alexandrinische genännet) entsprossen sei?" Die Alexandriner seien nicht französischen und auch nicht italienischen Ursprungs. „Wan man . . . die uhralten teils noch ungetrukte deutsche bücher in den bücherzimmern aufschläget / so fündet man allenthalben der gleichen zwölf- und dreizehensilbige reime / die eher sein geschrieben worden / als die Franzosen von der gleichen bänden gewust haben." Zuzugeben sei, daß die Franzosen und Engländer die Alexandriner von den Spaniern und diese sie von den Italienern überkommen haben, „Aber daß wier deutschen unsere uhralte helden-ahrt von ihnen sollen hergenommen haben / weil sie etliche unserer Dichter . . . . . Alexandrinische genännet / und daführ gehalten haben / als wan sie H. Opiz von den Franzosen oder doch Heinsius . . . . . erlernet und abgesähen hätte / solches kan ich durch aus nicht zu lassen / sondern wärd' in einem sonderlichen büchlein die uhralten Heldengesänge / des Ernst Schwabens von der Heiden überaus schöne und fast ganz-folkommene / wie wohl sehr alte getichte / und anderer / davon auch Her Buchner schreibet / ans tage-licht bringen." Zu dem Wort „Buchner" die Anmerkung: „In seiner noch nicht heraus-gegäbenen Ticht-kunst." Praetorius' Ausgabe von Buchners Anleitung zur deutschen Poeterey, Wittenberg 1665, ist mir hier in Wien nicht zugänglich. Dagegen besitzt die Wiener Universitätsbibliothek das von Goedeke nicht verzeichnete Werk „August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst / Aus ezzlichen geschriebenen Exemplarien ergänzet / mit einem Register vermehret / und auff vielfältiges Ansuchen der Studierenden Jugend izo zum ersten mahl hervorgegeben durch M. Georg Gözen, Kais. gekr. Poeten / der Philos. Fac. zu Jehn Adjunctum. JEHNA Bei Georg Sengenwalden / Im Jahr Christi 1663. 12°." S. 131 heißt es von den Alexandrinern: „Wiewol nun dieselben für wenig Jahren bey uns auffkommen /

2) Ist nicht unter den Weimarer Bänden.

1) Etlicher der hoch-löblichen Deutsch-gesinneten Genossenschaft-Mitglieder / Wie auch anderer hoch-gelehrten Männer Sende-schreiben ehrster teil . . . . zusammen geläsen . . . . durch Johan Bellinen. Hamburg 1647 B3b—B6b; die Erwähnung Schwabes B6b.

und also nicht einheimisch scheinen / weil sie aus Franckreich überbracht / so finden wir doch in den alten Gedichten zum öfftern dergleichen lange Verse mit untergemenget / so wohl männliche von 16. und weibliche von 17. Sylben / die gleichfals ihren Abschnit als diese / Davon wir bald reden wollen / haben / ja, ich wolte fast sagen / es wären auch diese Arten ihnen nicht gantz unbekannt gewesen / (132) Herr Goldast ziehet in seinen Aufmerckungen über den Winsbecken etzliche Reime auch Reimar von Zwetter an / darinn der letzte ein richtiger **Vers Commun** Weiblicher Arth ist: Daß er das nicht entpflag by synen Ziten. Eben dieser Goldast führet daselbst ezliche Verse eines des Römischen Keysers Cantzlers / da der erste ein volkommener Alexandrinischer Jambus ist / auch weiblicher Arth: Die Pfaffen Fürsten seind ihr Würden theils berobet / ꝛc. Wiewohl daselbst über diesen auch ein und der ander mehr zufinden / die wir doch itzo übergehen. Haben also die Franzosen nicht sonderlichen Fug uns auffzurücken / als wenn wir ihre Schuldener dieser Verse halben." Von Schwabe kein Wort.

Es scheint mir nach dem Zusammenhang, in dem dieser bei Zesen erwähnt wird, kein Zweifel möglich, daß ihn Zesen für einen mittelalterlichen Dichter gehalten hat. Wie hätte man auch im 5. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts Gedichte eines Zeitgenossen von Opitz als „sehr alt" bezeichnen können, und wie sollte durch Verse eines Mannes jener Zeit bewiesen werden, daß die Alexandriner deutschen Ursprungs seien. So ist Zesens Bemerkung nicht ein Beweis für seine Kenntnis, sondern geradezu für seine Nichtkenntnis der Gedichte Schwabes.

Wien. M. H. Jellinek.

Adam Friedrich Werner.

Der Name des längst verschollenen deutschen Dichters auf dänischer Erde dürfte schwerlich einem der Leser dieser Zeitschrift gegenwärtig sein. Eine mehr als zwei hundertjährige Vergessenheit ruht auf Werners Person und seiner dichterischen Thätigkeit, ob er gleich wohl Anspruch auf einen dauernden, wenn auch bescheidenen Namen in der Literaturgeschichte gehabt hätte. So ist es denn der Zweck der nachfolgenden Zeilen, das Interesse für diesen alten Sänger und seine Lieder wachzurufen.

Die Nachrichten über Werners Lebensverhältnisse fließen überaus spärlich. Die wenigen Daten, die wir mitteilen können, sind dänischen Archiven entnommen. Ob in der Heimatsstadt des Dichters weitere Aufschlüsse zu finden wären, lassen wir dahingestellt sein.

Adam Friedrich Werner war geboren ums Jahr 1600 zu Saalfeld in Pommern, der Geburtsstadt seines Zeitgenossen Robert Robertin. Mutmaßlich hat er, der hervorragende Kenntnisse in den klassischen Sprachen besaß, die Domschule und nachmals die Universität zu Königsberg besucht. Von seinen Lehr- und Wanderjahren ist uns nichts bekannt. Ums Jahr 1640 wird er spätestens nach Dänemark eingewandert sein. Bereits 1646 wird er als dänischer Hofdichter bezeichnet. Diese Würde bekleidete er ebenfalls unter König Friedrich III. und noch in der „Hof-Staats-Matrikel" im Reichsarchiv von 1670 wird er als „Hofpoet" mit einer Besoldung von 300 Reichsthalern genannt. Zugleich verwaltete er das einträgliche Amt eines Notarius publicus. Trotz der Entfernung scheint er die Beziehungen zu seiner Vaterstadt aufrecht erhalten zu haben. Simon Dach hat, wie wir sehen werden, Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit gehabt, und unter seinen Gelegenheitsgedichten finden wir mehrere an

Danziger und Königsberger Freunde gerichtete poetische Episteln. In Kopenhagen genoß Werner jedenfalls bedeutendes Ansehen. Er erfreute sich der persönlichen Gunst seines Königs und zählte zu seinen Gönnern den Schwiegersohn Christian IV., den mächtigen Grafen Hannibal Sehestedt, und den deutschen Kanzler Theodor Lente. Unter seinen Freunden nennen wir den berühmten Maler Carel van Mander, Hofmaler Christian IV. und Friedrich III., den namhaften aus Rostock gebürtigen Arzt und Botaniker Simon Paulli, Bartholin u. a., an welche mehrere Widmungsgedichte in seiner Gedichtsammlung gerichtet sind. Was seine häuslichen Verhältnisse betrifft, so hatte er 1659 die Witwe des kgl. dänischen Hofbarbiers (Chirurgen) Marcus Schmieden, Catharina Glesser oder Gleser geheiratet. Werner starb im April des Jahres 1672 zu Kopenhagen und wurde am 22. April in der deutschen St. Petri Kirche daselbst beigesetzt. Seine Witwe überlebte ihn wenige Jahre und wurde am 13. August 1679 an seiner Seite begraben.

Wir besitzen von Werners Hand zwei kleine Bändchen Gedichte, sowohl in deutscher wie in lateinischer Sprache: Carminum lib. I. (auch unter dem Titel Deutsche Poemata erschienen), Kopenhagen 1647; lib. II., ebendaselbst 1670 in Kleinoktav. Der erste Teil, den wir unten näher besprechen werden, enthält fast ausschließlich deutsche Dichtungen, während der zweite, Widmungs- und Gelegenheitsgedichte umfassend, mit wenigen Ausnahmen nur lateinische Gedichte bringt. Eine zweite Ausgabe des ersten Bandes soll 1657 erschienen sein, findet sich jedoch in der kgl. Bibliothek zu Kopenhagen nicht. Rechnen wir hierzu die Verse, welche Werner als Hofdichter zu den Bildern der dänischen Könige von Dan bis Christian IV. für ein 1658 erschienenes Porträtwerk gedichtet hat, so haben wir alles genannt, was von seinen Dichtungen auf uns gekommen ist.

Ein Exemplar der Deutschen Poemata (Kopenhagen 1647) befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen (Collection Hjelmstjerne 2020 8vo). Es umfaßt 146 Seiten und zerfällt in drei Abteilungen, Poetische Wälder, Hochzeitgedichte, Traurgedichte.

Nach einigen Gelegenheitsgedichten, worunter ein Lobgedicht auf König Christian IV., „Als derselbe in der West- und Ostsee im Jahr 1644 obgesieget", mutmaßlich das älteste unter Werners Gedichten, folgen Lieder an die Geliebte des Dichters, die er unter dem Namen Melida besingt.

Das Gedicht „An Meliden, unter eines andern Nahmen, als er (ich) von ihr reisen solte", weist u. a. folgende Strophen auf, die sich durch ihre Einfachheit auszeichnen.

Nun muß ich alles lassen,
Nichts führ ich mit mir hin
Als Sorgen, Trauren, Hassen,
Und was mehr kränckt den Sinn,
Die Rosen Deiner Wangen,
Der süssen Lippen Zier,
Und was ich sonst umbfangen,
Ist allzuweit von mir.

Ich bin nun bald gekommen,
Da ihren starcken Fluß,
Die Weixel hat genommen.
Die mir auch zeugen muß

Wie ich allhier am Strande
In tiefen Sorgen steh,
Und daß ich offt im Sande
Vor Weinen fast vergeh'.

Zur Feier des „Verlöbnisses mit Meliden" hat er ein Lied gedichtet, dessen Schluß durch seinen volkstümlichen Ton und seine leichte Form überrascht:

Dein Leiden soll mein Leiden,
Dein Scheiden soll mein Scheiden,
Dein Tod mein Tod auch seyn:
Ein Grab soll uns verwahren,
Und unsre Leiber paren,
Wenn wir geschlaffen ein.

Die Grabschrifft soll dann stehen,
Und nimmermehr vergehen
Auff unserm Marmorstein:
Hier ligen zwey begraben,
Die ein Grab doch nur haben,
Weil Beyd ein Hertze seyn.

Eine Ode an seine Liebe läßt uns seinen leichten, frohen Sinn, mit dem er des Lebens Lasten trägt, erkennen.

Ich liebe meine Schäferinn,
Die Weißheit ich verstehe,
Sie ist die Kummerwenderinn,
Wie einsam ich auch gehe,
Sie steiget über alles Gut,
Und ligt in meinen Sinnen,
Bey Armut macht sie mir doch Mut,
Und läst mich viel gewinnen.
— — — — — — — — —
Ich nehme meine Zeit in acht,
Und meide Schand und Leiden,
Der für mich sorget Tag und Nacht,
Der ist ein Gott der Freuden,
Der wird mich auch zu seiner Zeit
Noch wissen zu erheben,
Und auff so viel Müh, Noht und Leid
Gewünschte Ruhe geben.

Zum Geburtstage „einer Jungfrau" schreibt er einen Gratulationsbrief, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Wir schlaffen oder wachen,
Wir trauren oder lachen,
Die Stunden lauffen hin:
Die Jahre, die wir leben,
Die haben doch darneben
Nur Arbeit zu Gewinn.

Die Sonne gehet nieder,
Und kommet täglig wieder
Mit ihrem vollen Schein:
Wenn einmahl wir gestorben,
Ist unser Glantz verdorben,
Wie schön wir mögen seyn.

Wir wünschen langes Leben,
Das übrige wird geben,
Der alles geben kan:
Gott liebet fromme Kinder,
Beschehret Schaf und Rinder,
Auch einen frommen Mann.

Folgende „Ode auff die Weise: Allemahl Allemahl geyt et so to" ist durch Dachs „Anke van Tharaw" stark beeinflußt.

Liebste Dorinde, mein einiges Bild,
Du bist mein Trösten, mein Hoffen und Schild.
Nicht acht ich Perlen, nicht Reichtuhm, und Gut,
Was du bey dir hast, ist Leben und Mut.
Was dir das Glück schenckt, das gibt mir die Kunst,
Mein Nahm und dein Ruhm hat lieben und Gunst.
Du bist an Jugend und Schönheit zwar reich,
Doch ist an fromm seyn dir niemand auch gleich.
Mein Ja ist dein Ja, mein Nein ist dein Nein,
Was nicht mein Will ist, das lässest du seyn.
Du weist mein Leben, mein Wesen und Ziel,
Du kennst mein Schreiben, mein Reimen und Styl.
Nichts reimt so wol sich, als ich und Dein Leib,
Du bist Dorinde, mein einiges Weib.

Ansprechend schildert er die Tugenden der treuen Gattin und Hausfrau:

— — Der kan ich mich sicher trauen,
Und nach Gott auff sie stets bauen,
Sie steht fäst und unverzagt:
Wie ein Felß, der nach dem Sausen
Nichts nach aller Wasser Brausen
Nichts nach Wind und Hagel fragt.
Die ist ihres Hauses Sonne,
Ihres Mannes Freud und Wonne,
Ihrer Freunde Licht und Zier:
Ihr Gesinde muß sie ehren
Ihre Kinder kann sie lehren,
Und mit Sitten gehen für. — —

Auch die Pracht der Natur „in ihrer wechselnden Gestalt" stimmt ihn zur Freude. Den Einzug des Winters besingt er in folgenden Versen:

Nun ist zu uns gekommen
Der graue Wintermann,
Den Gärten ist benommen
Was uns erfreuen kan,

Die Erd hat angeleget
Ihr rauhes Winterkleid,
Nichts, nichts ist, das sich reget
In Wäldern weit und breit.
Die kalten Winde brausen
Umb unsre See und Land,
Die tollen Wellen sausen,
Und halten keinen Stand,
Der Kauffmann scheut das Schiffen
Und stellt sein Segeln ein,
Mars wil sich nicht vertieffen,
Und läst das Streiten seyn.

Er denkt mit Wehmut an den entschwundenen Lenz mit seiner Wonne:

Das sanffte Westenkühlen,
Das warme Sonnenspielen,
Der kühle Morgenthau.

Unter den Trauergedichten verdienen besonders folgende in ihrer schlichten Anmut zu Herzen gehenden Gedenkverse angeführt zu werden:

Auff Herren Thomas Lindemanns Söhnleins Absterben.

Am grünen Donnerstag, o Seelchen bist du kommen
Ins grüne Paradieß, Gott hat dich aufgenommen
Als einen Palmenzweig, der immer grünen soll.
Nun bist du schöner Blüht und reiches Wachstuhms voll.
Der schöne Lenz bricht an, der führt dich, liebes Kind,
Auff Berge, da nicht Frost, noch rauhe Winde sind.
Nun geht dein Sommer an; der Winter ist vorbey,
Da, wo Du grünst, ist nichts im gantzen Jahr als May.

Auch unter Werners geistlichen Liedern finden sich mehrere von hervorragendem Wert durch innige Empfindung und Gewandheit der Form:

O! Selig seyd ihr Frommen,
Ihr die ihr durch den Tod
Zu Gott hinauff gekommen,
Euch rühret keine Noht,
Ihr seyd der Müh entgangen
Die noch uns Armen hält,
Wir seyn hier wie gefangen,
Ihr habt ein freyes Feld.

Hilf Herr, daß wir erkennen
Den treuen Vatersinn,
Ach! laß dich Vater nennen,
Und nimm uns zu dir hin.
Du pflegst ja weg zu führen
Die Deinen aus der Noht
Thu uns auch auff die Thüren
Zu einem sanfften Tod.

Auf eines Freundes frühen Tod dichtet er die schönen Zeilen:

— — Doch du schwebst in grossen Freuden,
Edle Seele, da kein Leiden
Wird zu dir mehr dringen ein;
Du gehst prächtig auff den Sternen,
Siehst dieß eitle Thun von fernen,
Und wie wir so nichtig seyn.
Du hast deinen Lauff vollendet,
Und dein Hertz zu Gott gewendet
Mitten in der Todespein;
Da du wie mit Löwenklauen
Tieff in Gott dich eingehauen,
Und so sanfft geschlaffen ein.
— — — — — — — — —
Gieb, O! Höchster, das vor allen
Also auch wir dir gefallen,
Wenn die Stunde kommt herbey:
Laß zu unserm Freund uns kommen,
Laß uns seyn so auffgenommen,
Mach uns auch von Sünden frey.
Können wir gleich nicht viel sprechen
O! so laß nicht Trost gebrechen
Unser Seelen für und für:
Hilff, daß wir am letzten Ende,
Herr, in deine Vaterhände
Unsern Geist befehlen dir.

In einer Ode auf den Hintritt eines Freundes „so unter Engelland auff der See geblieben", heißt es:

Hält dich gleich itzt alleine
Ein unbekanter Strand,
So hegt doch die Gebeine
Des großen Gottes Hand:
Du kanst so wol da ligen
Als ein Kind ligen mag,
Das in der sanfften Wiegen
Erblickt den schönen Tag.

Wol dir, du liebe Seele,
Du bist in Gottes Hand,
Du schöpffst das Freudenöle,
Das uns noch unbekant;
Obgleich dein Leib muß ligen
So fern und weit von hier,
So kans uns doch nicht triegen,
Gott ist am nächsten dir.

Sein frommer, kindlicher Glaube findet in einem Kindertodtenlied Ausdruck:

Nicht viel Tage, nicht viel Jahre,
Nicht die Taubenweissen Haare
Machen einen klugen Mann:

Der, wie ein Kind Einfalt liebet,
Und dem Höchsten sich ergiebet,
Der ist Selig umb und an.

Jesu, hilff uns von der Erden,
Und laß uns nur Kinder werden,
Wann wir sollen schlaffen ein:
Gieb, daß wir zusammen sterben,
Und das Himmelreich erwerben
Wie ein armes Kindelein.

Die im vorstehenden mitgeteilten Stücke aus den „Deutschen Poemata" sind nicht als erschöpfende Aehrenlese zu betrachten. Noch manches den angeführten ebenbürtige Gedicht konnte aus Rücksicht auf den Raum leider keine Aufnahme finden. Möchten diese Zeilen das ihrige dazu beitragen, um den Namen Adam Friedrich Werners aufs Neue zu gebührenden Ehren zu bringen.

Kopenhagen. Louis Bobé.

Das alte Faustmanuscript.

Eines der wichtigsten Zeugnisse für die Entstehungsgeschichte des Faust ist bekanntlich der in die „Italienische Reise" aufgenommene Brief Goethes an Herder, Rom, 1. März 1788. Goethe erzählt dort, wie er nach langer Unterbrechung zum Faust zurückgekehrt sei und sagt: „Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Bogen waren nie geheftet) so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß."

Erich Schmidt in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Urfaust" äußerst hinsichtlich dieses Zeugnisses einige Bedenken, die ich jedoch nicht als zutreffend anzuerkennen vermag. Er bezieht sich auf zwei Blätter, die er für Bestandteile des alten Manuscripts hält. Sie befinden sich im Goethearchiv und sind in der Weimarer Ausgabe Band 14 unter den Faustparalipomena als Nr. 21 und Nr. 54 ff. abgedruckt; Nr. 21 enthält die bekannte, aus vier Zeilen bestehende Scene vor dem Kreuz an der Landstraße in Zügen, die „genau zur Reinschrift des ‚ewigen Juden' stimmen," Nr. 54 ff. eine Reihe von kurzen Sätzen aus der Rolle des Mephistopheles, die jedoch weder im Urfaust noch im Fragment, noch in der vollständigen Dichtung wiederkehren; zwei dieser Sätze will Erich Schmidt aus stilistischen Gründen in die älteste Periode der Dichtung versetzen. Wenn nun Erich Schmidt meint: „Immerhin lehrt das eine Blatt als offenbare Reinschrift, das andere als offenbares Brouillon, daß man Goethes Bemerkung über den Urcodex: „In den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben" nicht zu wörtlich nehmen darf" es ist das keineswegs beweiskräftig. Auch wenn man Erich Schmidts Ansicht über die beiden Blätter teilt, so liegt darin durchaus kein Hindernis, den Ausspruch Goethes streng wörtlich zu nehmen, denn mit den „Hauptscenen" um die es sich hier einzig und allein handelt, haben die beiden Blätter nicht das geringste zu schaffen.

Außerdem zweifelt Erich Schmidt daran, daß Goethe die betreffenden Worte im März 1788 in Rom so niedergeschrieben habe, wie wir sie jetzt in der „Italienischen Reise“ lesen. Er sagt, der Brief sei „sehr wahrscheinlich erst für die „Italienische Reise“ aus altem und neuem komponiert — nachkomponiert, weil damals kein Anlaß war, dem Freund und Helfer genau zu schildern, was dieser aus eigener Anschauung wohl kannte.“ Vergleichen wir einmal mit diesen Worten Goethes eigene Aeußerungen über den Teil der „Italienischen Reise“ der seinen zweiten Römischen Aufenthalt darstellt und in welchem der erwähnte Brief mitgeteilt ist. Goethe sagte zu Eckermann am 10. April 1829: „Meine gedruckte ‚Italienische Reise‘ habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigiert. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthalts in Rom geschrieben, sind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine Weimarischen Verhältnisse, und zeigen zu wenig von meinem Italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Aeußerungen, die meinen damaligen innern Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln übereinander zu setzen und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Die Briefstelle über den Faust ist nun offenbar eine von jenen Stellen, von denen Goethe hier redet und es liegt durchaus kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die Niederschrift von 1788 und der Druck von 1829 wörtlich übereinstimmen. Die Stimmung Goethes, als er nach langer Unterbrechung zum Faust zurückkehrte, ist mit vollster Unmittelbarkeit festgehalten und es ist durchaus begreiflich daß er in der vorliegenden Form über diese Stimmung dem Freunde berichtete, der die Handschrift Jahre lang nicht vor Augen gehabt hatte.

Ich muß demnach, bis ich eines besseren belehrt werde, an der Ansicht festhalten, daß wir in der Briefstelle ein vollgültiges Zeugnis der Entstehungsgeschichte des Faust besitzen und insbesondere, daß diese Stelle für sich allein schon vollkommen ausreicht, um die Schererische Vermutung eines Prosa-Faust zu widerlegen. Es ist erforderlich, dies ausdrücklich hervorzuheben, da in neuster Zeit wieder der Versuch gemacht wurde, die Vermutung Scherers als berechtigt hinzustellen (vgl. R. M. Meyer, Goethe, Berlin 1894, S. 342).

Krakau. Wilhelm Creizenach.

Angeraucht Papier.

In seinen „Literarhistorischen Bemerkungen“ (vgl. oben S. 101) findet R. M. Meyer in der Stelle von Goethes Faust: „angeraucht Papier“ (V. 405 Weimarer Ausgabe) eine Schwierigkeit, die er durch Ausdeutung des Wortes „angeraucht“ zu heben versucht: es soll „verbraucht“, „altersschwach“ bedeuten. Die Schwierigkeit liegt aber nicht in „angeraucht“, sondern in „umsteckt“. Die richtige Erklärung dieses Wortes läßt die gekünstelte gelehrte Erklärung von „angeraucht“ als überflüssig erscheinen. Sie ist von mir in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes“ 5, 170 gegeben: das angerauchte Papier, das den Bücherhauf umsteckt, bezeichnet den Papierstreifen an den Bücherregalen, die die in der darunter befindlichen Reihe stehenden Bücher vor dem herabfallenden Staub schützen sollen. Diese Sitte läßt sich in den hier in Frage kommenden Frankfurter Privatbibliotheken in der Jugendzeit Goethes nachweisen, wie es an dem angeführten Orte geschehen ist. In einer Gelehrtenstube, in der die Würmer

an den Büchern nagen und Staub sie bedeckt, sind natürlich diese Streifen gleichfalls und noch viel mehr als der Staub unberührt geblieben. Da hat der „Rauch", der in Verbindung mit Moder alles bedeckt, auch das Papier nicht verschont: so ist es „angeraucht". Es geht dem Papier genau wie der Rolle, zu der Faust sagt:

„Du alte Rolle, Du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die Lampe schmaucht." (Vers 678/9.)

In beiden Fällen ist „angeraucht" im eigentlichen, nicht in einem übertragenen Sinne zu verstehen.

Frankfurt a. M. Veit Valentin.

Zu den Furien in Goethes „Faust",

II. Teil, I. Akt.

Leitzmann findet es oben S. 157 schwer begreiflich, daß Goethe bei der Inscenierung des „Macbeth" die Hexen „als junge, zierliche Mädchen" dargestellt habe.

Das ist es in der That, aber sicher um nichts auffallender als die Schilderung der Furien im 2. Teil des „Faust" (Hempelsche Ausgabe, S. 26). Der Herold stellt sie vor mit folgenden Worten:

Sie anzusehn, die so viel Uebles stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen . . . . . .
Die Furien sind es, niemand wird es glauben,
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt Euch mit Ihnen ein, Ihr sollt erfahren,
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.
Zwar sind sie tückisch . . . . .

Und ganz im selben Tone sagt dann Alekto:

. . . . . Ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir sind hübsch und jung und Schmeichelkätzchen.

Könnten nicht alle diese Worte samt und sonders ebenso gut auf die den Helden durch dunkle Verheißungen verführenden Hexen angewendet werden, immer vorausgesetzt, daß wir Goethes Vorstellung von der Schönheit und Jugendlichkeit derselben adoptieren?

Noch mehr erinnern vielleicht an die Hexen Megäras und Tisiphones Reden, obwohl wörtliche Anklänge fehlen.

Der Gedanke an einen Zusammenhang ist hier wohl schwerlich abzuweisen, und zwar sind jedenfalls die Furien körperlich wie geistig dem Bilde der Hexen nachgeformt, die eben Goethe seltsamerweise vorzog, sich jugendlich und wohlgestaltet vorzustellen.

Brüx. Anton Reichl.

Zur Günderode.

I. In Westermanns Illustrierten Monatsheften, Dezember 1895, Band 79, S. 352—357, veröffentlicht Rudolf Dittenberger drei Briefe der Günderode an den Professor Daub in Heidelberg, den von Daub in „bestimmtem Auftrage" Creuzers an die Adresse der Frau Susanne von Heiden gerichteten Absagebrief, und zwei Antwortschreiben der letzteren an Daub. Es liegen somit von den im Allgemeinen nicht unbekannten Documenten (vgl. Karl Schwartz bei Ersch und Gruber I 97, 216 und 218), die der Katastrophe voraufgingen, nun wiederum einige Blätter auch im Wortlaute vor. Wenn in Dittenbergers Ausführungen die Bekanntschaft Creuzers mit der Günderode wieder erst von 1804 an gerechnet wird, so sei auf Euphorion 2, 407 verwiesen, wonach sie wenigstens schon 1799 bestand. Die Erklärung der Günderode gegen Daub (Monatshefte S. 355), „daß wir uns lieben mußten, wie wir uns kennen lernten, das war notwendig", bedeutet also das innere Sichkennen- und verstehenlernen, das die unglückselige Neigung beider zur Folge hatte.

II. Gleichfalls im Dezember 1895, die Vorbemerkung auf den Januar 1895 datiert, erschien ein Heftchen mit dem Titel „Karoline von Günderrode. Mitteilungen über ihr Leben und Dichten von Ernst Jeep," zu Wolfenbüttel bei Zwißler. Es handelt, zum Teil nach bisher ungedrucktem Materiale, eigentlich mehr von anderen Personen, als von der Günderode selbst. Die gewiß gutgläubigen Ansprüche der Chezy auf ein in Bettinas Werke 1840 mitgeteiltes Gedicht der Günderode sind hinfällig, da die nicht kargen Angaben der Chezy über den Druckort, wo sie es ursprünglich bekannt gegeben habe, sich widersprechen und sämtlich falsch sind. Der Nikator der Günderode, der im alten wie neuen Goedeke, bei Schwartz (S. 231) und im Euphorion (2, 412) verzeichnet ist, kann im literarhistorischen Sinne nicht als „unbekannt" gelten. Welcher Vorname dem Freiherrn von Sinclair zukomme, war allein und nirgends anderswoher aus Karl Schwartz' urkundlichem Aufsatz über ihn (im ersten Bande seines Werkes über Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg 1878, 2. Auflage 1888) zu entnehmen: er hieß Isaac; daselbst stehen auch Briefe, die Jeep vermißt, mit dieser Unterschrift abgedruckt. Schwartz hat dort auch gegen Varnhagens zweideutige und von Goedeke in seinem Grundriß ohne Arg verschlimmerte Bemerkung über die Todesart Sinclairs die Wahrheit festgestellt: er starb nämlich zu Wien beim Anmessen einer neuen Majorsuniform im Laden eines Schneidermeisters. Köstlin hat in der Einleitung seines Hölderlin (S. X. f.) energisch auf diesen Sachverhalt hingewiesen, und künftig wird gewiß auch der Grundriß das Richtige bieten, damit nicht wieder, wie S. 41 geschieht, Varnhagens Denkwürdigkeiten als „die" Quelle citiert werden und das Andenken eines Toten ohne Verschulden leide.

III. Ich hatte für eine vollständige Behandlung der Freundschaft Brentanos und der Günderode im Euphorion (2, 414), meinem damaligen Zwecke entsprechend, bündig auf Emma von Niendorfs „Sommertage mit Clemens Brentano [1841]" hingewiesen. Da, was die Niendorf zur Günderode beibringt, jetzt in genanntem Heftchen ohne kritisches Bedenken als Thatsache wiedergegeben wird, so sehe ich mich zu einer näheren Betrachtung veranlaßt. Die Verfasserin der Sommertage teilt zunächst ein von Brentano vorgelesenes Gedicht „an das Blut am Abend vor dem Gericht" mit, das mit dem 1852, eigentlich 1851, in den Gesammelten Schriften 1, 442 gedruckten Gedichte gleicher Ueberschrift bis auf einzelne Kleinigkeiten stimmt. Sie setzt hinzu: „Wir konnten erraten (!), daß die Günderode gemeint sei"; war Bettinens Buch über sie doch kürzlich erst erschienen. Aus Brentanos Umgang mit der Günderode sei auch noch ein anderes

Gedicht hervorgegangen, das nachher in den Gesammelten Schriften 1, 366 Alhambra heißt, und von der Niendorf nur dem Inhalte nach skizziert wird.

Ueber das, was in den Erinnerungen der Niendorf richtig und was irrig ist, kann heute an der Hand ausreichenden Materials leicht eine Verständigung erzielt werden. Die Irrtümer brauchen nicht ausschließlich der Niendorf zur Last zu fallen, sondern können zum Teil auf Brentano selbst zurückgehen, der es mit dem, was er aus dem Gedächtnis mitteilte, niemals genau nahm oder genau nehmen wollte. Die Bemerkungen der Niendorf über die beiden Gedichte gehören nun zu denen, die bestritten werden müssen. Wer die Gedichte unbefangen liest und sich auf Brentanos Poesie überhaupt versteht, muß empfinden, daß sie nicht seiner Jugendzeit, sondern nur der späteren, religiösen Lebensepoche angehören können. Dies Gefühl ist das eigentlich Entscheidende, wiewohl es auch nicht an authentischem Zeugnis gegen die Niendorf fehlt. Schon für die 1854 erfolgte Ausgabe der Gedichte Brentanos „in neuer Auswahl" mit „möglichst sorgfältig beobachteter chronologischer Folge" der Lieder hatte Luise Hensel zuverlässige Aufschlüsse geliefert. Sind auch unsre beiden Gedichte in diese Auswahl nicht aufgenommen worden, so lesen wir doch 1855 im achten Bande der Gesammelten Schriften S. 63 die nachträgliche Berichtigung, daß das Gedicht „an das Blut am Abend vor dem Gericht" zu Berlin 1817 entstanden sei und sich auf Clemens' Freundschaftsverhältnis zu Luise Hensel beziehe; auch bei Diel-Kreiten (2, 82) ist ausdrücklich „aus den Mitteilungen Fräulein Hensels" das Richtige angemerkt worden. Nahe steht — auch im Wörtlichen, vgl. „brennen" 1, 443 und 1, 92 — das Gedicht „vor dem ersten Aderlasse am Tage vor dem Abendmahl", das nach der Auswahl S. 51, den Gesammelten Schriften 8, 62 und Diel-Kreiten 2, 76. 82 gleichfalls in Berlin 1817 gedichtet worden ist. Also: die Niendorf hat doch falsch geraten!

Nicht anders steht es mit Alhambra. Die Benennung „Alhambra" erschöpft den Inhalt des Gedichtes nicht, sondern bezeichnet nur eine, wenn auch wichtige Phase desselben. Es trägt in den Gesammelten Schriften 1, 366 den Vermerk „am Vorabend des Advents," den Christian Brentano natürlich der von ihm benutzten Handschrift seines Bruders entnahm, und dadurch wird es schon allein in den Kranz der religiös-sehnsüchtigen Lieder eingereiht, in denen sich Clemens, wie hier, so gern als Pilger nach dem himmlischen Ziele einführt.[1]) Wenn in Alhambra die Sehnsucht des Menschenherzens unbefriedigt durch allerlei wunderliche und wunderbare Gestaltungen schweift: Adventsstimmung, bei Mariä und des Jesukindleins Ankunft, ist es, die dem Gedichte den alles Irdische überbietenden Ausgang verleiht. Diese Absicht des Gedichtes kommt bei der Niendorf, weil unverstanden, nicht zu ihrem Rechte. Clemens ist freilich selbst der müde Pilger, aber das „Kind, das an seinem Wege saß," und dem er ungetrennt zum beglückenden Ziele nachfolgt, trägt die Züge Luise Hensels; denn sie allein, die von sich und ihm Entsagung gefordert hatte — „sie litt, daß er selig leide." Kein selbständiges Moment dagegen ist es, daß der in das „Biographische" des achten Bandes eingeschobene Auszug aus der Niendorfschen Schrift, der aber das Lied „an das Blut am Abend vor dem Gericht" wohlweislich fortläßt, die Beziehung der Alhambra auf die Günderode (S. 91) annimmt. Aus der ganzen Fassung und den Umständen geht hervor, daß Christian Brentano weder für den Druck der Gedichte noch für den Entwurf der Lebensbeschreibung die Sommertage der Niendorf benutzt hat, und daß die später das „Biographische" abschließende Hand eine Art Ausgleich zwischen den festen Angaben des 1851 verstorbenen Herausgebers und denen Emma von Niendorfs traf. Ist aber Alhambra zu Advent „1816" gedichtet, so erhielte damit zugleich der innere und äußere Anklang

1) Ich, verweise z. B. auf 1, 35 (1817, nicht 1819) oder 2, 201 (1817) oder 1, 77 (1818).

dieses Gedichtes an die Zueignung des Spee, die sich zu Weihnacht 1816 ebenso an Luise Hensel wendet als an „das Kind das einsam auf der Schwelle saß", eine einfache und natürliche Begründung.[1])

IV. In den Deutschen Schriftstellerinnen (1, 178) nennt v. Schindel die „Stettiner Sonntags-Zeit. a. J. 1808, Nr. 15" als eine Quelle für das Leben der Günderode. Karl Schwartz mit seiner unverdrossenen Gründlichkeit ist dieser Spur nachgegangen; wie er in einer Note (bei Ersch und Gruber I 97, 167) ausführt, hat seine und eines Stettiners Nachforschung, 1867, jedoch keinen Erfolg gehabt. Man könnte geneigt sein, einen Irrtum Schindels anzunehmen und die Existenz dieses Günderode-Artikels in Frage zu stellen.

Dennoch muß dieser dagewesen sein. Ich finde in dem von Friedrich Raßmann zu Münster für 1810 herausgegebenen Poetischen Taschenbuche Mimigardia ein „Tian" überschriebenes Gedicht. Raßmann beklagt darin die Günderode als ein Fremder, der sie persönlich nicht gekannt habe. Von Liebe sei ihr Innerstes beherrscht gewesen: „Einer, beispiellos, geformt im tiefen Gemüth zum Abgott, maß dir das Weltall. Aber Graunbotschaft, die ein Brief herbeistürmt': ‚Nimmer darfst du siegeln mit ihm den Ehbund!' schuf zum Beinhaus, Bräutliche! dir das Erdthal!" Sie wallte zu Rhenus' Wogenport; Wogenchortanz feiert ihre That, und Schaumspiel: „Scharfer Dolch! triff! ende!"

Das Gedicht, spätestens 1809 entstanden, verrät eine auffällig genaue Kenntnis der Vorgänge. Woher hatte er sie, die man doch in den Heidelberger Kreisen geheim zu halten suchte, er, der „Fremde"? Antwort gibt eine Anmerkung am Schlusse der Mimigardia. Nach ein paar äußeren Notizen über die Günderode heißt es: „S. (Stettiner) Sonntagszeitung Nro. 15." Von hier stammt also Schindels Citat. Raßmann dagegen bewahrte in seinem Gedichte den Inhalt der Sonntagszeitung, auf den er noch 1817 in den „Sonetten der Deutschen" (2, 270) verwies. Es wäre äußerst interessant zu erfahren, wie und durch wen die Mitteilungen nach Stettin gelangten. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, von neuem die Sonntagszeitung zu suchen und — zu finden.

V. Es wird eine Erneuerung des Nikator in Aussicht gestellt. So wenig gegen ein solches Unternehmen an sich zu sagen wäre: was der Literarhistoriker heute wünschen müßte, ist eine vollständige und auf wissenschaftlichen Principien beruhende Neuausgabe der Dichtungen der Günderode, wie sie bereits Karl Schwartz gefordert hatte. Denn schon sind die Originaldrucke von 1804 und 1805 viel seltener geworden, als etwa das Taschenbuch, worin der Nikator steht. Ich las in einer Berliner Dissertation die These, daß die Gedichte der Günderode chronologisch angeordnet seien oder chronologisch bestimmt werden könnten. Die Untersuchung sollte doch fortgeführt werden; sie wäre eine wichtige Vorarbeit für die künftige Gesamtausgabe, die Jemand mit frischer Lust angreifen möchte.

Berlin. Reinhold Steig.

Schenkendorfs Scharnhorstlied.

I. R. F. Arnold hat in seiner im zweiten Ergänzungsheft dieser Zeitschrift erschienenen Arbeit über den deutschen Philhellenismus, deren Verdienste ich an

1) In Alhambra beginnt, S. 368, die zehnte Strophe: „Ich und die Schwester still beschauen von Sadler das Einsiedlerbuch," und was sie darin sehen, wird noch durch die folgende Strophe ausgeführt. Ich merke an, daß hier die Kupfer gemeint sind, die unter dem Titel „Solitudo sive vitae patrum eremicolarum per antiquissimum divum Hieronymum eorundem primarium olim conscripta: iam vero primum aeneis laminis, idque fratribus Joannis et Raphael: Sadeler fratrum impensis scalpt: et excusa" zwar ohne Jahresangabe, aber zu München 1596 erschienen sind.

anderem Orte zu besprechen Gelegenheit habe, Schenkendorfs Scharnhorstlied mit den Bozzaris-Gedichten in folgender Weise verglichen (S. 137 seiner Abhandlung): „Dort verflüchtigende Lyrik, hier kondensierte Epik, welche übrigens die Sprünge des Volksliedes meidet, dort ein weiches Pastellbild, hier eine scharfe Kohlenskizze auf angenehm getöntem Hintergrunde; bei Schenkendorf rasche Erzählung in der ersten Strophe, alles andere ist dann reflektierende Betrachtung, so daß man zum Beispiel die letzten drei Strophen beliebig untereinander vertauschen könnte, bei Müller ein homerisches Nacheinander . . . ., bei Schenkendorf ein Chorlied in der ersten Person der Mehrzahl, bei Müller Erzählung des bescheiden zurücktretenden Rhapsoden." Es scheint mir nicht überflüssig, gegenüber diesen Aeußerungen von sehr beachtenswerter Seite unter Verzicht auf die dort vorliegende Vergleichung des Scharnhorstliedes mit den Bozzarisgedichten für das erstere doch die folgenden Thesen aufzustellen: 1) Das Scharnhorstlied zeigt eine streng durchgeführte Reihenfolge von fünf Schauplätzen der Handlung: Lützener Schlachtfeld, Prag, Himmel (vergleiche Körner in Walhalla bei Rückert!), Heer, Haus der Gräfin Julie von Scharnhorst; diese fünf Schauplätze erscheinen in einer durchaus sachgemäßen und natürlichen, epischem Geiste in keiner Weise fernstehenden zeitlichen Aufeinanderfolge, die unter einer Vertauschung der letzten drei Strophen untereinander bitter leiden würde. — 2) Das Scharnhorstlied entbehrt bis zu seinem Schlusse der Handlung nicht; der Dichter folgt dem Helden des Gedichtes von Lützen nach Prag, dann in den Himmel, er hält eine Ansprache an das verwaiste Heer, schließlich erscheint er tröstend bei der Gräfin; der Mangel an Erzählung ist nur scheinbar, da diese Erzählung zwischen den Zeilen der direkten Rede durch das ganze Gedicht hindurch klar zu lesen ist. — 3) Bei Schenkendorf erscheint kein Chorlied in der ersten Person der Mehrzahl, sondern auch bei ihm ist es der Rhapsode, der die Handlung von Anfang bis zu Ende begleitet und trägt.

Die wissenschaftliche Erforschung unserer Freiheitsdichtung steht noch sehr in ihren Anfängen; die Gedankenkreise der Befreiungsdichter bedürfen durchweg sorgfältigerer Erklärung auf Grund der Prosaliteratur der Zeit, die Gedankengänge und Ausdrucksformen der Gedichte wollen durch möglichst scharfes Eindringen in die jedesmalige Absicht des Dichters viel sicherer gewürdigt sein; wenn zu letzterer Aufgabe in den vorstehenden Zeilen ein kleiner Beitrag geliefert ist, soll es mich freuen.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

II. Ich möchte mir zu Ziehens Ausstellungen die Bemerkung gestatten, daß es mir an der betreffenden Stelle zunächst darauf ankam, exemplificierend darzuthun, wie sich aus der bloß lyrischen Reaction auf Zeitereignisse (1813) später unter dem Einflusse des Volksliedes, besonders des balkanischen, auch die epische Darstellungsform für gleichzeitige Geschehnisse entwickelte. Trotz des accidentellen Charakters meines Vergleiches zwischen Schenkendorfs „Auf Scharnhorsts Tod" und Müllers Gedichten auf Markos Bozzaris muß ich gleichwohl auf allen Punkten meiner Charakterisierung des ersteren beharren. Unter Handlung verstand ich hiebei, wie aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, immer äußeres, sichtbares, wenn man will, militärisches Geschehen; was Ziehen sub 1 und 2 anführt, ist entweder Ansichtssache oder beweist nichts gegen mich. Seine These 3 muß auf einem Irrtum beruhen; man vergleiche doch Strophe 6 und 9 des Liedes. Mit den allgemeinen Gesichtspunkten Ziehens für die Bearbeitung der antinapoleonischen Dichtung bin ich völlig einverstanden.

Wien. R. F. Arnold.

Recensionen und Referate.

Koegel R., Geschichte der Deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. I. Band bis zur Mitte des elften Jahrhunderts, 1. Teil Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Straßburg, Karl J. Trübner 1894. 10 M.

Inhaltlich bringt uns dies Buch Koegels eine Menge Neues an Etymologien, Erklärung von Wortformen, Stilparallelen, metrischen Hypothesen und Beobachtungen, aber auch an eigentlich literarhistorischem Stoff, indem es aus Wortschatz und Eigennamen, durch Heranziehung und Deutung versprengter historischer Nachrichten verlorne poetische Gattungen zu erschließen, zu beschreiben sucht, die Literatur westgermanischer Stämme, die man sonst nicht in eine „deutsche" Literaturgeschichte einzubeziehen pflegt, wie der Angelsachsen und Friesen, in ausgedehntem Maße auf altes Gemeingut hin prüft, jene, wenn der kontinentale Ursprung eines angelsächsisch überlieferten Gedichts (wie des Waldere, des Ueberfalls in Finnsburg) erwiesen, diese, wenn die Poesie im Recht, für die das Althochdeutsche im Stich läßt, erörtert werden soll, beide samt Altnordischem auch sonst, um tieferen Hintergrund für deutsche Erscheinungen zu gewinnen. Auch Vulfilas Werk findet geräumigen Platz — einer bereits feststehenden Ueberlieferung zu liebe, die durch die gotischen Reste der Salzburger Handschrift kaum genügend begründet sein dürfte. Von eigentlichen literarischen Denkmälern behandelt dieser erste Band nur die angelsächsische Flurbesegnung, die Merseburger Zaubersprüche, den angelsächsischen Spruch gegen Hexenstich und die Volundarkvida (für die deutscher Ursprung in Anspruch genommen wird), Vulfila und die anderen Gotika, Hildebrandslied, Valdere und Finnsburg-Bruchstück, die jüngeren Segen, die metrischen Bestandteile der friesischen Rechte, Wessobrunner Gebet, Heliand und Genesis[1]), Muspilli; aber was an Nachrichten über älteste Poesie, Mythen, Sagen und Gestaltung derselben vorhanden ist, wird ausführlich erörtert, breiter und reicher als es in einem anderen Werke gleicher Art bisher geschah. Ich hatte mehrmals bei der Lektüre den Eindruck, als ob das, was Müllenhoff in seiner Altertumskunde über älteste Ppesie in Kult, Mythe, Sage bringen wollte, ohne zum Abschluß und zur Darstellung seiner Arbeit zu kommen, hier mit raschem und kühnem Wurf, in Hauptzügen zwar, aber doch in einer gewissen

1) Ueber die altsächsische Genesis hat Koegel, nach der Veröffentlichung der Zangemeisterschen Fragmente durch Braune, eine eigene Monographie als „Ergänzungsheft zu Band I" herausgegeben.

Gänze gewonnen werden sollte. Müllenhoffs Einfluß ist sachlich oft zu bemerken — ohne daß in gleichem Maße seine Vorsicht, sein energisches Streben nach allseitiger Begründung bedeutsamer Hypothesen vorbildlich eingewirkt hätte.

Für die wissenschaftliche Behandlung des Stoffes ist ein sehr bedeutendes Wissen des Verfassers einerseits, ein fast schrankenloses Walten der Phantasie andrerseits charakteristisch. Um aus den Trümmerstücken altgermanischer Poesie eine Vorstellung vom alten Bau sich und andern zu schaffen, ist wissenschaftliche Phantasie notwendig. Wer Koegels frühere Arbeiten kennt und der Fülle der Einzelbelehrung gedenkt, die eine jede von ihnen brachte, wird aber hier mit Verwunderung beobachten, wie die zweifellos auch diesmal gebotene Menge neuer, anregender, stichhaltiger, insbesondere sprachlicher und metrischer Einzelheiten zurücktritt vor einer in den eigentlich literarhistorischen Fragen sich äußernden Lust des Ratens, der die überzeugende Kraft des Erratens nicht innewohnt; vor einer Häufung bloßer Möglichkeiten ohne überwiegende Wahrscheinlichkeit; vor einem Virtuosentum des Combinierens möchte ich fast sagen, daß die Neigung sich schwächt, dem Verfasser in alle seine Wege hinein zu folgen, weil das Gefühl sicherer Führung verloren geht; daß man an sich halten muß, um bei der Menge des Willkürlichen nicht das unbefangene Urteil über gute und begründete Vermutungen sich trüben zu lassen.

Ich will nicht auf die Behandlung und Kritik des sogenannten gotischen Weihnachtsspiels hinweisen, die an einem einzelnen scharf umrissenen Fall die Raschheit wie das Fehlschießen der Kombinationen Koegels zu zeigen geeignet wäre, da ihr C. Kraus in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 20, 224 ff. den Boden bereits entzogen hat. Aber dergleichen findet sich noch öfters: im Schluß des Taciteischen Berichtes Germania 39 über das Heiligtum der Semnonen soll ein alter Hymnus durchklingen: aus dem regnator omnium deus sei ein reimendes irmingot alawaldandio herauszuhören — man mag diese Vermutung zugeben, aber gegen den Satz, der daraus den Schluß zieht „man sang also bei der Festfeier von der Abstammung der Cultgenossenschaft" (S. 20) muß doch wohl bestimmter Widerspruch erhoben werden. Der Schluß, der scheinbar auf dieser einzelnen Nachricht ruht, bewegt sich in einem Zirkel: weil anderswie solcher Gesang möglich, ja wahrscheinlich gemacht ist, darum kann, darf vielleicht auch Germania 39 so gedeutet werden. Wenn durch diese Methode — die vielleicht mehr auf Zwecken der Darstellung beruht als auf wirklichem Fehlschluß — solche scheinbar historische Beweisgründe in größerer Zahl geschaffen werden, so geraten die mühsam sonst gewonnenen verwandten Ergebnisse in schiefes Licht und wir fallen in überwundene Unsicherheiten zurück. Auch in die bekannte Jordanes-Stelle, welche die Totenklage um Attila überliefert, wird mehr hineingelegt, als aus ihr herausgelesen werden

darf: sie soll S. 48 f. nichts Ungermanisches enthalten — auch nicht in der rhetorisch gefärbten Schlußphrase Quis ergo hunc exitum putet, quem nullus æstimat vindicandum? Koegels Schlüsse gehen noch weiter: „Auch der Stil ist, so viel sich sehen läßt, der gleiche wie beim Epos" (S. 49.) Eine gewisse allgemeine Uebereinstimmung mit der stofflich verwandten Beovulfstelle ist allerdings da, aber nicht mehr; epische Bestandteile der Totenklage dürfen wir ferner allerdings vermuten, aber von da bis zur Behauptung der Stilgleichheit ist noch ein weiter Weg; und wie läßt sich der mit aller Sicherheit ausgesprochene Schlußsatz dieses Abschnittes beweisen: „Schöpfer der beiden naheverwandten poetischen Gattungen (d. h. des epischen Liedes und der chorischen Totenklagen) aber sind die hochbegabten Goten"? (S. 51). — Dem Vorgang Liliencrons folgend nimmt Koegel S. 56 die Verse des Ausonius, Mosella 165 ff. als Zeugnis für die Existenz volkstümlicher Spottlieder auf deutschem Boden in Anspruch; schon Martin hat (Göttingische gelehrte Anzeigen 1893, 128) gegen die in gleichem Sinne geschehene Verwendung der Nachricht durch Kelle (Geschichte der deutschen Literatur 293 f.) das Bedenken erhoben, daß die Moselanwohner im 4. Jahrhundert schon romanisiert waren. Koegel hält die Einwendung für unbegründet, da gänzliches Erlöschen des Deutschtums in jenen Gegenden für jene Zeit nicht nachweisbar sei, und da Spottlieder der hier vorauszusetzenden Art der römischen Poesie völlig fehlen. Aber Martin hat dennoch recht: zu Mosella 165 ff. zieht Schenkl (Mon. SS. ant. V, 2) Horaz Sat. I, 7, 29 ff. heran — sowie von den Horazerklärern zu dieser Stelle der Satiren die Mosella-Verse zitiert werden — und hält man vollends Plinius 18, 66, 2 dazu, so ergibt sich mit voller Sicherheit, daß des Ausonius Vers inde viator . . hinc navita . . . probra canunt seris cultoribus nur eine römische Sitte meint.

Vergleichende Methode war für eine so zeugnisarme Zeit wie die voralthochdeutsche und die merovingische von selbst geboten. Koegel handhabt sie in breitestem Maße, und man wird sich mit Vergnügen durch ihn z. B. auf die Bedeutsamkeit der angelsächsischen Flurbesegnung (S. 39 ff.) aufmerksam machen lassen. Anderes hinwieder weckt lebhaften Widerspruch: römische Cultfeiern sollen nicht bloß eine allgemeine Analogie zu verwandten germanischen bieten, sondern „bei einer so weitgehenden Aehnlichkeit der römischen Sacralpoesie mit der deutschen in der äußeren Beschaffenheit wird auch inhaltlich kein großer Unterschied bestanden haben" (S. 31), und nun werden formale Eigentümlichkeiten der altrömischen Arvallieder geradezu auch für Eigenschaften der „germanischen Hymnen der Urzeit" erklärt; mit dem direkten Beweis, der für eine derselben aus dem „gotischen Weihnachtsspiel" sich ergeben werde, steht es freilich schlecht. — Aus dem Brief, den Daniel von Winchester an Bonifazius schrieb (Monumenta Germaniae Epistolae Merowing. et Carol. aevi 1, 271 f.), hat Kauffmann mit Recht

die Existenz einheimischer kosmogonischer Vorstellungen gegen E. H. Meyer erschlossen; Koegel aber erschließt ferner daraus die Existenz einer Vǫluspá der mitteldeutschen Stämme, „die auch in der Form .... von dem nordischen (Gedicht) nicht wesentlich verschieden gewesen sein wird" (S. 32 ff.), indem er den Satz des Briefes cum procul dubio ante constitutionem saeculi nullatenus genitis diis inveniunt subsistendi vel habitandi locum mit Vǫl. 8 Hild. sól that ne vissi hvar hon sali átti u. s. w. vergleicht und daraus erkennen will, daß „eines der Lieder, von denen Daniel wußte", sich inhaltlich sehr nahe mit der Vǫluspá berührt. Aber erstens ist in der Vǫluspá nicht von den Göttern, sondern von Sonne und Sternen die Rede; zweitens haben diese in der Vǫluspá ganz wohl schon Existenz und Bewegungsraum, nur um ihre stete Bahn (Müllenhoff Altertumskunde 5, 91 f.) handelt es sich noch; und drittens ist inhaltlich und formell der Satz Daniels völlig von dem vorausgehenden und folgenden Gedankengang bedingt, der ein logisches Dilemma aufstellt und es auf die zwei möglichen Ansichten von Götter- und Weltanfang anwenden lehrt. Und für seine Vermutung von der Gleichheit der Form beider Gedichte kann Koegel gar nichts andres beibringen — als eben seine Vermutung. An einer späteren Stelle S. 42 ff. nimmt er an, daß die kosmogonischen Vorstellungen der Eddastrophen in Grimnism. Vafthrudnism. und der Sn. Edda von der Schöpfung der Welt aus Ymirs Leib gemeingermanisch gewesen seien, und sieht deren Reflex in den bekannten altdeutschen Zeugnissen, welche den Menschen als Microcosmos auffassen und die Bestandteile seines Leibes mit Bestandteilen der Natur parallelisieren. Er hofft, daß die nicht auf Bugges Spuren Wandelnden ihm beistimmen werden. Ich kann es nicht. Koegel hat die deutlichen mittellateinischen geistlichen Parallelen (bei Gottfried v. Viterbo, Honorius Augustod.) vernachläßigt, hat auch nicht beachtet, daß der nordischen Kosmogonie das Motiv von der Schöpfung der Sonne aus Ymirs Augen fehlt, während alle deutschen Parallelen (auch die friesische), welche die Teile des Menschen aufzählen, seine Augen mit der Sonne zusammenhalten. Warum das Motiv im Skandinavischen fehlt, scheint mir deutlich: weil — nach der Sn. Edda — die Sonne aus Funken, die aus Muspelheim genommen sind, entsteht. Dann aber legt sich der Gedanke nahe, daß in der Ymir-Kosmogonie Altes speciell Skandinavisches mit jüngerem Lateinischen verschmolzen wurde.

Für Koegel ist die Literaturgeschichte im wesentlichen eine Geschichte der poetischen Formen. Er arbeitet mit bewußter Energie auf dieses Ziel hin, und es ist gut, daß inmitten einer Reihe von Populariſierungen der Literaturgeschichte, die die Illustration dort eintreten lassen, wo das Wort zur Zeichnung deutlicher Bilder ihnen fehlt, und den Text hauptsächlich mit im engeren Sinne geschichtlichen Einzelnotizen füllen, ein wissenschaftliches Werk, das in der Darstellungsform einem größeren Leserkreis zu-

gänglich werden will, jene speziell philologische Seite des Stoffes scharf hervorhebt. Freilich kehrt auch hier wieder die subjektiv konstruierende, über die Quellenangaben ins Haltlose hinaus bauende Art des Verfassers wieder. Was macht er nicht alles aus der Nachricht, daß Chlodowech Theodorich den Großen um Sendung eines Kitharöden ersuchte: sie bezeugt uns — nach Koegel (S. 130) — daß damals die Form des epischen Gedichtes in (recitierten, zur Harfe begleiteten) Langversen in fränkische, überhaupt westgermanische Gegenden übertragen wurde; damit ist — nach Kögel — erwiesen, daß die Franken bis dahin nur den balladenartigen epischen Chorgesang mit eingemischter Prosaerzählung hatten, damit ist das Zeichen gegeben, daß Hof und höhere Gesellschaft bei den Franken sich für die epische Poesie zu interessieren beginnen. Und der Schluß wird gezogen: „Die Sendung des gotischen Rhapsoden ist also für die Geschichte der Poesie in Deutschland ein Ereignis von einschneidender Bedeutung". Das alles ist romanhaft, ist symbolisch vielleicht verwendbar, historisch aber ein Gewebe von unbewiesenen Nachsätzen. So macht er später auch Otfrid zum absoluten Erfinder der Form des Reimverses in deutscher Poesie. In dieser Geschichte der poetischen Formen begegnen wir aber — im Gegensatz zur sonst herrschenden Kombinationsfreude — einmal auch einer starken Skepsis: Koegel nimmt seine in Pauls Grundriß ausgesprochene Anschauung über die Existenz einer Liebeslyrik vor dem 12. Jahrhundert nunmehr S. 60 ff. zurück und deutet die wichtige Stelle im Capitular von 789, wo den Nonnen verboten wird winileodos scribere vel mittere, auf epische Gedichte erotischen Inhalts; der innere Zusammenhang der ganzen Stelle bekräftigt aber Kelles Deutung (Geschichte der deutschen Literatur S. 78 f.), und die Zusammenstellung von winiliod mit rustigiu sanc, cantus deutet auf volkstümliche Lieder, Liebeslieder. Es ist ein unbewiesenes Postulat, wenn Koegel die winiliot mit den späteren huorlieden im Bamberger Glauben und Beichte zusammenstellt. Der Schluß Koegels: erst von da ab belegt, also überhaupt nicht älter, ist ungefähr wie der S. 112: „Der Sieg des Arminius über den stolzen . . . Gegner bedeutet für die Germanen den Eintritt in die Weltgeschichte. Aelter kann auch die Heldendichtung nicht sein". Ueber die poetische Form der Liebeslieder ist mit der Vermutung ihrer Existenz freilich noch nichts gesagt: Wenn Koegel auf die Form der Kürenberger Lieder hinweist, „die in so engem Bezug zum Epos" stehe, „daß man ihre Herausbildung aus demselben fast mit Händen greifen kann", so ist damit für die Entstehung aus epischen Liedern nichts bewiesen, vielmehr die Frage nach der Form- und Ausdrucksentwicklung der Lyrik berührt. Die germanische Epik hat lyrische Bestandteile, die ältesten mittelhochdeutschen Lieder enthalten epische: aber Vorstellungs- und Gefühlsmassen, aus denen Epik und Lyrik entsprangen, können trotzdem doch bereits geschieden sein.

Die beständige Rücksicht auf die poetische Form hat den Verfasser auch zu ausführlichen Erörterungen über die Stabreimmetrik veranlaßt. Ich halte sie für den interessantesten und vielleicht fruchtbarsten Bestandteil des Buches. Noch ist kein sichreres Gesamturteil möglich, weil Koegel mehrmals andeutet, daß für seine Auffassung der Alliterations-Technik und -Rhythmik der Otfridische Vers vielfach maßgebend war; das Evangelienbuch selbst behandelt er aber noch nicht in diesem Bande, und seine Aeußerungen über das Verhältnis des Reimverses zum Alliterationsvers tragen vorläufig noch ein Janusgesicht — auf der einen Seite Betonung, daß die von ihm aufgestellten Rhythmisierungen in den meisten Fällen durch Otfrid bestätigt werden (S. 291), auf der anderen ein Satz wie „er (der Klerus) scheute die unendliche Mühe nicht, sich eine neue Kunstform zu erschaffen". Daraus, wie aus dem vorhergehenden „Der stabreimende Vers und der mit ihm ausgebildete Stil waren zu schwierig, um von anderen als berufsmäßig ausgebildeten Männern kunstgerecht gehandhabt zu werden" ersieht man ferner, daß auch Koegels Analyse des Alliterationsverses noch immer eine Regelsumme voraussetzt, die es schwer begreifen läßt, wie der Stabreimvers überhaupt einmal volksmäßigen Charakter besessen haben mag.

Koegels Ansicht stellt sich, soweit bis jetzt geurteilt werden kann, als eine Vermittlung zwischen Sievers und Möller-Heusler dar: er behält Sievers' Typen bei, aber er setzt einen viertaktigen Vers voraus und konstruiert die Stabreimzeile vierhebig. Das Otfridische Muster schimmert durch. Mit dem Begriff der „Dipodie" arbeitet er nicht, die Monopodie der Otfridzeile bildet daher für ihn keinen rhythmischen Gegensatz. Er nimmt die Existenz einer selbständigen Vollzeile an, die er Paroemiacus nennt, weil sie vielfach in Versen gnomischen Inhalts erhalten sei; durch sie macht er Sievers' Annahme von „Schwellversen" unnötig, aus ihrer mit Veränderung des Baues Hand in Hand gehenden Verdoppelung erklärt er die Entstehung des epischen Langverses — der denn eigentlich schon ein strophisches Gebilde sei. Er begründet diese Theorie mit zweifellos beachtenswerten Argumenten. Ihre praktische Anwendung im einzelnen erweckt zahlreiche Bedenken: der Paroemiacus muß aushelfen, wo z. B. im Hildebrandsliede eine auffällig kurze Langzeile wie 28 chud was her chonnem mannum oder 42 dat sagetun mi seolidante, 15 dat sagetun mi usere [lies suase] liuti begegnet: Koegel betrachtet sie als je eine Vollzeile (42 und nach S. 77 auch V. 15 — womit allerdings S. 216 nicht stimmt — unter Streichung des mi) und sieht den Grund für den Eintritt des Paroemiacus mitten unter Langzeilen im sprichwörtlichen Charakter dieser Verse; das Wessobrunnergebet wird in eine unregelmäßige Folge von Langzeilen und Paroemiaci aufgelöst. Für einen schwachen Punkt in Koegels Analyse des Langverses halte ich die sehr starke Ausdehnung der Möglichkeit, daß im

Versschlusse ⏑ x̄ so viel gelte als – x̄ (er skandiert Hildebrandslied 5 gárutun sę irọ gúdhàmùn, gúrtun sih irọ suért ànà S. 295): Koegel erklärt diese Messung aus Verschnellerung des Rhythmus gegen das Versende, die ihm als Prinzip gilt. Warum hat gerade davon in die spätere Reimtechnik sich so wenig gerettet? Er läugnet ferner die Möglichkeit, daß die Schlußhebung eine Senkung bei sich haben dürfe (S. 289), er betrachtet sêo im Wessobrunnergebet 5 daher als einsilbig und mißt nôh der máreò séo. Im Zusammenhang damit steht die Behauptung, daß in den Ausgängen -emu, -ero u. ä. „für die Poesie der kontinentalen Westgermanen, worauf vieles hinweist, . . . der Schlußvokal für das Metrum nicht in Betracht kommt" (S. 306), und darauf (wie auf Uebertragung angelsächsischer und altnordischer Rhythmen) beruht eine so gewaltsame Scansion wie Hildebrandslied 43 wéstar uber wéntil sèo, 13 chúd ist mir al írmindèot.

Dabei dürfte ein Grundsatz mitspielen, den er mehrmals andeutet: daß der Sprechvortrag die Verwendung tonschwacher Silben als Hebungsträger leichter gestattet als der Gesangsvortrag; er betont daher Merseburgersprüche 2, 2 sin vúoz birénkit. Das ist doch weit mehr im Gesang möglich, ja der Sprechvortrag kann es wohl nur, wenn ihm metrischer Takt vorschwebt, und dieser setzt meines Erachtens latente musikalische Vorstellung voraus. Lehrreich ist da eine Komposition eines Textes, den der Komponist selbst als scandierend vorzutragen sich gedacht hat, wie das z. B. größtenteils bei dem Liede „Am Jordan Sanct Johannes stand" aus den „Meistersingern" (III. Akt) der Fall ist; man vergleiche dort insbesondere:

Auf gleichem Irrtum beruht die Annahme, daß in der chorischen Poesie Wechsel kürzerer und längerer Verse nicht möglich gewesen sei (S. 205). Koegels Erklärung übrigens, wie beim Sprechen dem Präfixe bi- (in birenkit) ein Ton zu geben sei, wie sich nämlich der Sprechende dabei helfe — durch Ueberdehnung des vorhergehenden Taktes (hier vuoz) — kommt faktisch auf die Möllersche Messung sîn | vúoz rr bi | rénkit hinaus.

Koegel schiebt in seine Darstellung ein gut Teil Textkritik und Erklärung ein: Hildebrandslied, Muspilli, Wessobrunner Gebet u. a. werden eigentlich Vers für Vers kommentiert. Wertvolle Beiträge zum Einzelverständnis der Denkmäler sind hier gegeben. Oefter wünschte ich, daß der Verfasser hier und dort mit einem non liquet sich begnügt hätte. So glättet er inhaltlich und formal den ersten Teil des Straßburger Blutsegens (Denkmäler IV, 6), den noch Steinmeyer — mit Recht — in seiner Gänze zu erklären aufgegeben hat. Für die Umstellung von uerstande tiz plôt, stant plôt wird man Koegels Grund wenigstens für möglich halten dürfen, wenn er auch keineswegs überzeugt; aber die Weglassung von to uerstont

taz plôt halte ich für ganz willkürlich: es soll eine erklärende Prosa sein, die zwischen die epische Eingangsformel und den eigentlichen Zauberspruch eingeschoben wurde. Aber wie denn das? sie stünde ja dann vor der die eigentliche Wirkung erst ausübenden Formel, und soll doch eine Interpolation sein, die die vollzogene Wirkung bezeichnet? In den reichen Noten zum Hildebrandslied fällt mir eine gewisse Vorliebe für Heranziehung vereinzelt und selten überlieferter Formen auf: sunufatarungo faßt Koegel unter Verweisung auf lirnungu u. ä. als fem. sg.; arbeo laosa soll n. pl. n. sein, mit einem hochdeutsch ungewöhnlichen, sächsisch allerdings möglichen a — aber sachlich ist der plur. unnötig, da arbeo laosa sich doch wohl nur auf barn bezieht, wie luttila auf prut. Und warum für luttila eine litauische Parallele liúdnas traurig, da durch die Gudrunarkv. das Wort in der Bedeutung „mißachtet" erwiesen ist, die sehr gut paßt? Aus ummett irri macht Koegel ummet tirri und muß für das unbelegte tirri eine Etymologie konstruieren; das doppel-t im Auslaut fällt allerdings auf — aus diesem Grunde mit hat ja auch Heinzel ummet tiuri geschrieben; so hatte der Schreiber zuerst: als er dann tiuri in irri verbesserte, ließ er aus Versehen das zweite t stehen; und daraus ergibt sich wohl mit Wahrscheinlichkeit, daß ummet irri die vom Schreiber selbst beabsichtigte Lesart war, die denn auch in den Text zu setzen ist. Alle Erwägungen Koegels über die metrische Isoliertheit von 11b eddo hwelihhes cnuosles du sis zugegeben, so meine ich doch nicht, daß er recht daran thut, das Sätzchen dem Folgenden unterzuordnen: es steht noch unter der Herrschaft des fragen gistuont 8b, der Konjunktiv sis erklärt sich so am besten. Mit Heinzel und Roediger macht Koegel enti sinero degano filu 19b von miti abhängig; aber der Gedanke, daß sine degana die Dietrichs, nicht Hildebrands sind, bleibt auch bei Steinmeyers Interpunktion aufrecht: zu ergänzendes Prädikat ist flohun (aus Vers 18b). In dem Verzeichnis der metrischen Bestandteile in den friesischen Küren hätte ich gewünscht, daß Koegel auch inhaltlich das in Versen Ueberlieferte von dem Prosaischen zu scheiden versucht hätte; die merkwürdigen 5 Langzeilen über die friesische Münze (S. 244) legen den Wunsch besonders nahe; sollen auch sie — allen poetischen Gehaltes bar, späteren Reimchroniken inhaltlich verwandt — alt sein?

Die vorstehenden Andeutungen über den manigfaltigen Inhalt des Buches werden die Vorstellung bereits erweckt haben, daß wir es nicht mit einem Werke zu thun haben, welches durch Einheitlichkeit der Komposition und der Darstellungsform schriftstellerischen Charakter zu erreichen sucht. Darstellende Abschnitte wechseln mit untersuchenden und das Material der Untersuchung vorlegenden; einzelne Kapitel sind monographischer Art; Anmerkungen sind nicht gerade häufig, aber oft ist das, was sonst in Anmerkung gestellt wird, in den Text genommen. Ich bedaure diesen Verzicht auf einheitliche Darstellungsform, den man bei dem Titel des Buches und

nach Scherers Vorgang nicht vermutet. In der Vorrede deutet der Verfasser an, daß ihn ein solcher Vorwurf nicht unvorbereitet treffen werde, indem er auf die Nützlichkeit seines monographischen Verfahrens hinweist. Ich möchte dagegen gerade die inhaltreichen metrischen Einzeluntersuchungen dieses Bandes hervorheben, um zu sagen, daß sie ungleich wirksamer und überzeugender wären, wenn er sie nicht an mehreren Orten des Buches zerstreut, sondern zusammenhangend, nicht an die im engeren Sinne literarhistorische oder philologische Untersuchung einzelner Denkmäler angehängt, sondern in systematischem Aufbau uns geboten hätte. Koegel ist der Meinung (S. X), „daß die Geschichte der poetischen Kunstform und also auch der Rhythmik keine für sich bestehende Wissenschaft ist, sondern ein Teil der Geschichte der Poesie selbst" — aber sie ist jedenfalls so weit selbständig, daß man sie eine Hilfswissenschaft der Literaturgeschichte nennen darf, darum möchte ich sie lieber in einem eigenen Teile behandelt sehen, das Gefüge des Baues würde dadurch übersichtlicher und fester, seine Prüfung leichter.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Hübner, R., Jakob Grimm und das deutsche Recht. Mit einem Anhang. Ungedruckte Briefe an Jacob Grimm. Göttingen. Dieterich 1895. 3 *M.*

Als vor zehn Jahren das hundertste Geburtsfest Jakob Grimms gefeiert wurde, verhielt sich die Juristenwelt sehr teilnahmslos. Wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen ist keine juristische Würdigung des Schöpfers unserer Altertumswissenschaft bekannt geworden, die zu dessen Centenarium stattgefunden hätte, außer seiner eigenen (Wiener juristische Blätter 1885 Nr. 3 und 4), worin er sich bemühte, darzulegen, daß wir erst Jakob Grimm das eigentliche Verständnis der Positivität, ja sogar des Wesens des Rechtes verdanken. Bezeichnenderweise brachte selbst die kurz vor Grimms Jubiläum von der Savigny-Stiftung neu begründete Zeitschrift für Rechtsgeschichte keinen solchen Jubiläumsgruß, auch die Lehrbücher der deutschen Rechtsgeschichte von Schröder und Brunner wissen von keinen derartigen Festschriften.[1]) Es zeigt sich darin eben vollständig der Gegensatz, in welchem sich die heutige Wissenschaft des deutschen Rechtes zu Grimm befindet. Ihr ist es um Konstruktives und Abstraktes auch bei der geschichtlichen Forschung zu thun, um Wetteifer in dieser Hinsicht mit der Romanistik und andern juristischen Fächern, nicht um das Anschauliche, und die darin ausgedrückten Gemütsmomente. Hat doch schon Gerber, und zwar noch lange vor Grimms Tode, mit großem Selbstgefühl dessen Auffassung und die ihr entsprechenden Zustände des Rechtes, als Dilettantismus, beziehungsweise als Unvollkommenheit bezeichnet, die nur für gemütliche Naturen, wie er sich höhnisch äußert, Reiz habe. Offenbar betrachtete er also sich selbst als überlegen über Grimm, wenigstens als Juristen; welche echt rationalistische Einseitigkeit aber dieser Einbildung zu Grunde lag, und wie vollständig irrig die Anschauung

1) Freilich ist ihnen auch der obengenannte Aufsatz unbekannt geblieben, wohl wegen seiner Veröffentlichung in den außerhalb Oesterreichs nur wenig bekannten „Juristischen Blättern", während die 2. Auflage der deutschen Rechtsgeschichte von dem in Oesterreich lebenden Siegel in der Vorrede seiner gedenkt. Aber auch Grimm selbst wird in allen jenen Lehrbüchern nur flüchtig gewürdigt, selbst bei Schröder, von dem Grimm den ersten Teil seines „ehelichen Güterrechtes" gewidmet bekommen hat. Die auch bei Hübner zitierte Abhandlung v. Frensdorff „Grimm in Göttingen" ist nur episodisch und biographisch.

war, daß „zur vollen innern Selbständigkeit und ausgebildeten Technik" des Rechtes dessen Lösung von den subjektiven Momenten des Lebens notwendig sei (auf welchem Prinzipe Gerber sein ganzes System des Privatrechtes aufbaute) hat der Berichterstatter ebenfalls in jenem Aufsatz darzulegen versucht. Wirklich zeigen auch die reflektirtesten Schöpfungen des Rechtes ebenso sehr den Charakter des Volkes, aus dem sie hervorgegangen sind, wie das naivste Gewohnheitsrecht, z. B. unser Handelsgesetzbuch ebenso, wie schlichte mittelalterliche Aufzeichnungen des Gewohnheitsrechtes, den deutschen Geist, ja selbst in den römischen Kaiserkonstitutionen ist der gleiche Nationalcharakter vorhanden, wie in den gewohnheitsrechtlichen römischen Gebilden. — Daß aber Gerbers Irrtum von autoritativer Wirkung war, daß nämlich nicht nur, was an sich sehr gut gewesen wäre, neue Bahnen in der Forschung eingeschlagen wurden, sondern daß sich daraus eine allgemeine und völlig verkehrte Geringschätzung Grimms unter den Rechtsgelehrten, wenigstens in seiner rechtswissenschaftlichen Bedeutung entwickelte, davon gibt die Thatsache Zeugnis, daß erst 40 Jahre nach jenem hochmütig kurzsichtigen Verdammungsurteil, 32 Jahre nach dem Tode Grimms und 10 Jahre nach seinem hundertsten Geburtsfeste ein Buch erschienen ist, welches Grimms Verhältnis zum deutschen Recht zum Gegenstande, und einen Rechtsgelehrten zum Verfasser hat. Somit beginnt endlich das in Erfüllung zu gehen, was wir in unserm Aufsatz voraussagten, daß die rechte Mitte zwischen der Altertumströdlerei gewisser Nach-Grimmscher Gelehrter und der Altertumsverachtung der modernen Juristen gefunden und daß dann der unsterbliche Ruhm Grimms als Neubeleber der Rechtswissenschaft in der ganzen Juristenwelt voll gefühlt und verstanden werden wird.[1]) Bis in Einzelheiten hinein gibt Hübners Abhandlung von der Richtigkeit unserer Prophezeiung Kunde, wie sich bei der folgenden Betrachtung herausstellen wird.

Unser Verfasser würdigt in sechs Abschnitten Grimms Rechtsstudium und Staatsdienst, seine ersten deutschrechtlichen Arbeiten, die deutschen Rechtsaltertümer, die übrigen Beiträge zum deutschen Recht, die Weistümer, und seine allgemeinen Ansichten über das deutsche Recht. Als Anhang folgen bisher ungedruckte Briefe an Grimm von Chmel, Eichhorn, Falck, Gaupp, Hammerstein, Karajan, Klenze, Lang, Laßberg Michelet, Mittermaier, Phillips, Stein und Wilda.[2]) In jenem ersten Abschnitt sehen wir, wie Grimm nach Beispiel und Anleitung des Vaters das juristische Studium und zwar zu Marburg beginnt, wie allein Savigny, dieser aber dafür um so mächtiger ihn anregt, und später zur Reise nach Paris und zur Unterstützung seiner bibliothekarischen Forschungen daselbst veranlaßt.[3]) Wir finden dann Grimm im Joche geistloser Beamtenfrohnarbeit beim hessischen Kriegskollegium; durch die französische Occupation davon erlöst, wird er zum königlich westphälischen Privatbibliothekar und bald darauf zum Auditeur im Conseil d'état ernannt. 1813—15 in diplomatischer Mission zu Paris und beim Wiener Kongreß und wieder in Paris ist er für die Zurückforderung geraubter wissenschaftlicher und künstlerischer Schätze thätig, noch wichtiger ist aber die daran geknüpfte Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Thätigkeit, schon wegen

---

1) Daß der Berichterstatter selbst in diesem Sinn bemüht war, zu wirken, sei hier zu erwähnen erlaubt, ebenso ein Paar darauf bezüglicher Arbeiten von ihm, nämlich: „Die deutsche Rechtsgeschichte als Einleitung in die Rechtswissenschaft, eine Antrittsrede. Wien 1890", und der Aufsatz „Rechtsgeschichte und Praxis" in der Wiener Zeitung vom 4., 5. und 6. Mai 1892.

2) Gleich hier sei bemerkt, daß daraus der Anteil auch des vormärzlichen Deutschösterreichs an der deutschen Forschung wieder in sehr erfreulicher Weise ersichtlich wird. Andererseits hat Grimm selbst an einem Unternehmen des offiziellen Oesterreichs, an den „Wiener Jahrbüchern" sich beteiligt, wenn auch nur mit Recensionen, da die Jahrbücher eine kritische Zeitschrift waren.

3) Von Savigny selbst in seiner Vorrede zur Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter dankbar erwähnt.

der definitiven Beendigung des praktischen und juristisch-diplomatischen Beamtenberufes durch Ernennung zum zweiten hessischen Hofbibliothekar.

Alle diese für die innere Entwicklung maßgebenden Momente sind sehr gut als solche in jenem ersten vorwiegend biographischen Abschnitte der Hübnerschen Abhandlung dargestellt.

Im zweiten Abschnitt sehen wir, wie der flüchtige Gedanke einer Docentur des römischen Rechtes nach Savignys Beispiel von einem unwillkürlichen Gefühl der Nichtbefriedigung erstickt wird und das fremde oktroyirte französische Recht bei der Erweckung des Triebes zur vaterländischen Forschung mitwirkt, ebenso wie die Freundschaft mit Arnim und Brentano, und seine Anerkennung durch A. W. Schlegel. Wir begleiten Grimm an seinen riesigen sprachlichen Studien und Leistungen, namentlich an der 1819 erschienenen deutschen Grammatik vorbei zu den Pfaden, welche aus diesen Forschungen ins altheimische Recht führen, und gelangen zu der „Poesie im Recht", Wege, bei deren Erschließung sich insbesondere die Anregung durch Savignys berühmte Schrift über den Beruf zur Gesetzgebung als wirksam und beteiligt erweist. Jene Abhandlung über die Poesie im Recht wird von Hübner, der auch Uhlands Urteil darüber anführt, vollauf gewürdigt, und zwar dahin, daß ihr Wert in der vollen Bestimmtheit und Eigentümlichkeit der Behandlung des altdeutschen Rechtes liege und die ganze Art Grimms von ihr am Besten bezeichnet werde. Doch werden auch die Aufsätze über die Mordsühne, über den Ueberhang und Ueberfall nicht vergessen: Hübner schließt bezüglich des letzteren Rechtsinstitutes (sowie der jüngste Schriftsteller, der über dieses Problem geschrieben hat, Arthur Schmidt), sich der Billigkeitstheorie Grimms an. Daß diese zwar für spätere Zeiten, aber nicht für das Institut in seiner Ursprünglichkeit richtig ist, wie Berichterstatter seinerzeit nachgewiesen hat,[1]) thut natürlich dem hohen Wert der Grimmschen Auffassung keinen Abbruch. Indem Hübner schließlich noch den Forschungen Grimms über die altnordischen Gesetze Erwähnung thut, hat er uns wirklich schon in diesem Abschnitt von der bahnbrechenden Thätigkeit Grimms überzeugt.

Sehr interessant ist der folgende Abschnitt über die „Deutschen Rechtsaltertümer", nicht nur wegen seines Inhaltes, sondern auch wegen der darin ausgedrückten Auffassung und Wertschätzung dieses monumentalen Werkes. So recht im Gegensatz zu Gerber sieht Hübner seine Bedeutung darin, daß, wie er zeigt, unserm Grimm das Recht nichts Besonderes, sondern nur eine Seite des Volkslebens ist, und auf gleicher Stufe mit Sprache und Sitte und Glaube steht. Das ist es ja auch, was der Berichterstatter vor 10 Jahren als das große Werk Grimms hervorgehoben hat, nur mit etwas andern Worten, indem er dies dahin ausdrückte, daß ein und derselbe nationale Geist in Recht und Poesie, Sitte und Glaube durch Grimm als wirksam erwiesen und damit erst die Positivität des Rechtes anschaulich dargestellt und verständlich gemacht wurde. Daß von verschiedenen Seiten her, ohne Kenntnis von einander, bezüglich Grimms dasselbe Resultat gefunden wurde, dürfen wir also wohl als Gewähr für seine Richtigkeit betrachten; gegenüber der Gerberschen Anschauung, und ihrer weitverbreiteten Herrschaft thut es aber auch not, dies, was sonst selbstverständlich wäre, hier auszusprechen. Besonders zutreffend ist es aber, daß Hübner in diesem Verhalten Grimms zum Rechtsstoffe nicht wie Gerber eine Schwäche, sondern die volle Größe des Grimmschen Geistes sieht; abermals ein Beleg dafür, wie es auch zum juristischen richtigen Urteilen eines freien weiten Blickes über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus bedarf. Man lese insbesondere das auf S. 48 f. Gesagte, zumal die Würdigung des Zusammhanges zwischen der Grammatik,

1) In der Abhandlung „Der Ueberhang und Ueberfall" Allgemeine österreichische Gerichtszeitung von 1882.

den Rechtsaltertümern und der deutschen Mythologie Grimms. Ebenso wollen wir auf die Darstellung der Entstehung des Werkes und auf die Darstellung seiner Schicksale nur flüchtig hinweisen, um nicht den Eindruck jenen, die sich dafür interessieren, vorwegzunehmen; mit dem Hinweis auf Amira als einen, der berufen wäre, im Geiste Grimms einen Neubau aufzuführen, sind wir in allen wesentlichen Stücken einverstanden, schon darum, weil er einer von den wenigen Rechtsgelehrten ist, bei welchen wirklich, nicht bloß scheinbar das juristische Urteil auf philologischer, philosophischer und historischer Bildung gegründet ist. — Im vierten Abschnitt betrachtet Hübner nicht nur die übrigen (Original-) und schriftstellerischen Beiträge zum deutschen Recht, wie die über die Notnunft der Frauen, sondern auch Grimms akademische und kritische Thätigkeit für das deutsche Recht. Zweckmäßig wird dies Alles unter dem von Grimm selbst geäußerten Gesichtspunkt gestellt, daß die Rechtsaltertümer seit ihrer ersten Ausgabe ihm nie aus den Augen entschwunden seien, und durch Anführung der Vorlesungen über sie erläutert. Daß in diesem Abschnitt die Vorrede zu Merkels Ausgabe der lex Salica mit ihren Untersuchungen über die Malbergsche Glosse nach Verdienst gewürdigt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Ueberraschender ist dagegen die liebevolle Darstellung von Grimms Walten als juristischer Kritiker, und von seiner Teilnahme für fremde Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Rechtsaltertumsforschung, von welchen die bekannteste Leistung die Vorrede zu Rößlers Ausgabe des Altprager Stadtrechtes ist.

Mit besonderer Umsicht geht Hübner im 5. Abschnitt an die Besprechung der Weistümer. Zu Beginne schildert er die Begeisterung, welche Grimm selbst für diese Arbeit empfunden hat, daran reiht sich wieder die Entstehungsgeschichte, die aus gedruckten und ungedruckten Briefen zeigt, welche Hindernisse dem Unternehmen vom bornierten Bureaukratismus bereitet worden, wie dann aber der Stoff immer reicher zufloß, wie weiters die deutsche Mythologie und Anderes dazwischen trat, auch die Göttinger Katastrophe, bis endlich 1839 der Druck begann, seltsamerweise mit den 2. Band, worüber sich Grimm selbst nicht ohne Humor äußerte. Bekanntlich folgten der erste und der dritte Band bald nach, desto länger war die dann eintretende Stockung, nur durch eine gelegentliche, später in den Weistümern wiederholte Mitteilung unterbrochen, bis endlich 1859 auf Grimms Vorschlag die vom bayrischen König Max II. gestiftete historische Commission die Sache in die Hand nahm. Mit neuem Feuereifer wandte er sich dann „seiner alten Flamme“ zu, so daß die Weistümer für den Greis den Abschluß und zugleich einen Höhepunkt seines so großen herrlichen Lebenswerkes bildeten. Im Jahre 1863, also kurz vor seinem Tode erschien der 4. Band; leider konnte Grimm seine geplante Abhandlung über Wesen und Bedeutung der Weistümer nicht mehr schreiben. Sehr verdienstvoll ist es, daß Hübner den hohen Wert betont, der auch den anstatt jener Untersuchung geschriebenen Aufsätzen zukommt, nämlich der Vorrede zum 4. Band, und seiner Selbstanzeige. Nicht blos geistig, sondern auch moralisch ist sie ein kostbares Vermächtnis, es begegnen sich in ihr alle die Momente, welche Grimm in so einziger Weise vereint hat, verklärt durch die Weihe und Milde des Alters.

Auch das möge Jeder wohl beherzigen, was von allgemeinen Ansichten Grimms über das deutsche Recht im Schlußabschnitte zusammengestellt ist. Passend geht Hübner dabei von der Wirkung der Romantik auf die Rechtswissenschaft aus; diese rief nämlich in epochemachender Weise die rechtshistorische Schule hervor, deren Einseitigkeit von Hübner ganz richtig als Rückschlag gegen die entgegengesetzten Einseitigkeiten des Naturrechtes bezeichnet werden, es führt ihn nochmals dazu, Grimms Auffassung der Philologie, Mythologie und Jurisprudenz als eine Einheit hervorzuheben. Und zwar ist diese Wiederholung umsoweniger ein

Fehler, als sie erst recht deutlich zeigt, welch' tiefe ethische Empfindung selbst der zu weit gehenden Vorliebe Grimms für das Altertum, und auch in ihren erregtesten Aeußerungen zu Grunde liegt. Feinfühlig mildert Hübner den unrichtigen Eindruck, den dieser Uebereifer etwa machen könnte, dadurch, daß er uns gleich darauf zeigt, wie der Blick Grimms mit Nichten der Gegenwart und Zukunft des Rechtes verschlossen ist, und wie psychologisch, historisch und ethnographisch richtig er die fremden Rechte und die Reception des Christentumes, sowie des römisch-canonischen Rechtes beurteilt. Gut angebracht ist auch zum Schlusse die Verwahrung gegen die schon von Amira bekämpfte Ansicht, als ob die Rechtsgeschichte nur der Technik der Praxis zu dienen habe, und Droysens schönes Wort von der Lehrhaftigkeit der Geschichte wird mit Recht auch für die Jurisprudenz geltend gemacht.

Insbesondere den Berichterstatter berührt sympathisch der Hinweis auf die Erhöhung des Wertes der Rechtsgeschichte durch das Vorbild Jacobs Grimms selbst, am allermeisten aber erfreut uns die Berufung darauf, wie sich die Macht des ihr zu Grunde liegenden Gefühls selbst bis in die nationale dramatische Musik hinein erstreckt. Auch sie wäre ohne Grimm nicht entstanden, auch an ihr haben selbst die Rechtsaltertümer Anteil,[1]) wir stimmen daher auch aus diesem Grunde freudig dem Ausspruche Hübners zu, daß wir uns glücklich preisen mögen, an Grimm ein so erhabenes Vorbild patriotischer Rechtspflege zu besitzen.

Keineswegs als Geringschätzung des Hübnerschen Buches, in dem wir ja wie gesagt eine höchst erfreuliche Wendung der Rechtswissenschaft begrüßen, soll es gelten, wenn wir es doch nur als einen Anfang zu dem bezeichnen, was weiter zu Ehren Grimms von Seite der Rechtswissenschaft zu geschehen hat. Ihre Aufgabe wird es sein, für alle einzelnen Probleme und Materien auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte und Rechtsaltertumskunde, die Grimm bearbeitet hat, seine Leistungen mit den neuesten Forschungen über dieselben Themen und ihren Resultaten zu vergleichen, was bisher doch nur zerstreut und vereinzelt geschehen ist, aber noch nicht in einem besonders diesem Zweck gewidmeten Werke, und daher auch nicht in vereinter und umfassender Weise, und auf dieser Grundlage von Neuem sich des Wertes der Grimmschen Forschung nicht blos im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen bewußt zu werden. Freilich würde dies eine Lebensaufgabe sein, und eine Neubearbeitung der Rechtsaltertümer vor Allem fordern. Diese wird uns mit Benützung des Grimmschen handschriftlichen Materiales erfreulicherweise von Hübner in Gemeinschaft mit Heusler jun. in Aussicht gestellt, wir sehen ihr mit Spannung entgegen.

Prag. Heinrich Schuster.

---

1) Als der Berichterstatter bei dem im Jänner 1885 zu Wien veranstalteten Grimm-Commers diesen Gedanken mit den Worten aussprach, daß zu den größten Entdeckungen Grimms die Poesie im Rechte gehöre und daß diese von Nichtjuristen am Besten entnommen werden könne aus der ungeheuren Wirkung, zu welcher gerichtliche Handlungen, nämlich das Kampfordal und die Klage gegen den erschlagenen Missethäter im „Lohengrin" gesteigert erscheinen; als er weiter darauf hinwies, daß Grimms Forschungen es sind, welchen wir Richard Wagners Werke danken, wurde ihm dies von einem anwesenden wohlbekannten Literarhistoriker sehr übel genommen! — Ferner erlaubt sich der Berichterstatter im Interesse der Sache den Hinweis darauf, daß er in dem früher citierten Aufsatz über „Rechtsgeschichte und Praxis" den Praktikern die von ihnen immer wieder vergessene oder bestrittene Unentbehrlichkeit der Rechtsgeschichte wieder einmal zu zeigen unternommen hat, und deshalb dabei vom entgegengesetzten Standpunkt, als Hübner, nämlich vom Bedürfnis der Praxis ausgegangen ist. Indem er darlegte, wie selbst dafür eine blos dogmatisch-juristische Bildung nicht ausreicht, hat er natürlich die Bedeutung der Rechtsgeschichte an sich und die Notwendigkeit ihres Studiums um ihrer selbst willen nicht nur nicht leugnen, sondern erst recht als ein von allen Ausgangspunkten der Betrachtung her notwendiges Ergebnis darstellen wollen. Liegt doch für jede Wissenschaft in dem Eifer, der nur aus Wissensdrang und nicht zu praktischen Zwecken arbeitet, das moralische Moment der Uneigennützigkeit, das allein im Stande ist zugleich den moralischen Lohn der Selbstbefriedigung zu gewähren und den geistigen eines Kraftüberschusses und weiterer Blicke für noch ungekannte Aufgaben.

Dessoir M., Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 1. Band. Von Leibniz bis Kant. Berlin, Carl Duncker. 1894. 13.50 M.

Zu den gelehrtesten Büchern, welche in den letzten Decennien veröffentlicht wurden, gehört unstreitig Dessoirs „Geschichte der neueren deutschen Psychologie." Nur in einer Stadt, die dem Forscher so reiche Bücherschätze zur Verfügung stellt, wie Berlin, war es möglich, die ungeheuere Menge von Material zusammen zu bringen, welche allein schon in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande Verwertung gefunden hat, und man darf wohl sagen, daß an vielen anderen Orten, außerhalb einer Kulturmetropole oder zum mindesten einer Stadt mit großen wissenschaftlichen Bibliotheken, eine solche Arbeit überhaupt nicht hätte vollführt werden können. Der gewissenhafte Recensent befindet sich darum auch dem Werke Dessoirs gegenüber oft in einer mißlichen Lage: er muß, wenn er nicht Büchersammlungen gleichen Umfanges benützen kann, von vornherein darauf verzichten, über das ganze ein Urteil zu fällen, da er die meisten Einzelangaben zu kontrollieren gar nicht imstande ist, und er muß sich bestenfalls auf eine Kritik derjenigen Partieen beschränken, über welche er zufällig, durch seine eigenen Specialstudien zu einer Sammlung der einschlägigen Literatur genötigt, etwa genaueren Bescheid weiß. Da aber für den Leser des „Euphorion" ohnedies nur die ästhetischen Abschnitte in Dessoirs Geschichtswerk erhöhtes Interesse bieten, so mag es immerhin gestattet sein, hier ein einzelnes Stück aus dem Buche herauszugreifen und über die Art, wie der Verfasser in dem zweiten Kapitel des vierten, die Wirkungen der Vorkantischen deutschen Psychologie behandelnden Hauptabschnittes das „Verhältnis zur Aesthetik" darstellt, einiges zu sagen.

Wäre Dessoirs Geschichtsschreibung ebenso gründlich, als gelehrt, d. h. würde die logische Durchdringung und Verarbeitung des von ihm aufgehäuften Stoffes der Fülle dieses Materiales einigermaßen entsprechen, dann könnte das Lob einer hochbedeutenden, überaus wertvollen Arbeit dem Werke schwerlich vorenthalten werden. Aber leider ist jene Voraussetzung in keiner Weise erfüllt: in dem Kapitel wenigstens, welches diese Besprechung allein zum Gegenstande nehmen kann, zeigt sich eine solche Unzulänglichkeit der kritischen Gesichtspunkte, eine so gänzliche Sorglosigkeit in Bezug auf die sachgemäße Ordnung des Details, eine so schlechte Wahl der Belege für die vom Verfasser im allgemeinen aufgestellten Verhältnisse, ein so wirres, chaotisches Durcheinanderwerfen der verschiedenartigsten Beurteilungsweisen, kurz: eine so geringe logische Vertiefung in den Gegenstand, daß hiedurch der Wert der auch hier in enormer Menge aufgespeicherten Mitteilungen und Citate erheblich beeinträchtigt wird. Dessoir hat wieder einmal auf's Deutlichste gezeigt, wie ein außerordentlich gelehrtes und gewiß nicht ohne Mühe vollendetes Buch dessenungeachtet ein recht oberflächlich gemachtes sein kann, er hat sozusagen ad oculos demonstriert, daß Belesenheit und

Gründlichkeit zwei ganz verschiedene Dinge sind. Wertlos freilich ist seine Arbeit darum noch keineswegs; sie bietet noch immer genug des Brauchbaren und Anregenden, so daß sie jeder Fachmann mit Nutzen zur Hand nehmen wird, aber sie ist lange nicht das, was sie, bei ernsterer Erfassung ihrer Aufgabe, bei wirklicher und vollständiger Bewältigung ihres Stoffes auch in philosophischer Hinsicht, sein könnte. Ein näheres Eingehen auf die Darlegungen des bezeichneten Kapitels wird dieses herbe Urteil zur Genüge rechtfertigen.

Der Verfasser gliedert seine Ausführungen über den Einfluß der Vorkantischen deutschen Psychologie auf die Aesthetik derart, daß er diese Wirkungen in drei Unterabschnitten bespricht, welche: „a) Seelenvermögen und Schönheit", „b) Phantasie und Genie" und „c) Gefühle und Kunst" überschrieben sind. Ob eine solche Anordnung im allgemeinen eine glückliche genannt werden darf, mag dahingestellt bleiben: sicher ist, daß die Art ihrer Durchführung von Seiten des Verfassers schweren Bedenken unterliegt und eben dadurch, daß hier all' jene oben bezeichneten Mängel zu Tage treten, ein lebhaftes Mißbehagen bei dem tiefer in die Sache eindringenden Leser hervorruft. Schon auf den ersten Seiten verrät sich die ganze Ungründlichkeit des Verfahrens. Indem nämlich Dessoir an die Vorstellung eines niedrigen und höheren Erkenntnisvermögens erinnert, wie sie Baumgarten mit der übrigen Wolffschen Schule gemeinsam gewesen, glaubt er sich, da Baumgartens „Aesthetica" in Wahrheit auf die Bilfingersche Anregung einer Logik der niederen Erkenntnißkräfte zurückzuführen sind, ohne weiteres zur Obenanstellung des Satzes berechtigt: „Die Entstehung der neueren deutschen Aesthetik verdanken wir der Vermögenslehre." Aber dieser Satz gilt offenbar nur unter der Voraussetzung, daß man in Baumgarten nach althergebrachter Ansicht wirklich den Vater und nicht etwa bloß den Taufpaten der Aesthetik zu erblicken hat; denn nur speciell für Baumgartens eigenes Werk trifft die Annahme zu, daß dasselbe zum Teil aus dem Bedürfnisse, eine Lücke in dem Wolffschen System der Wissenschaften auszufüllen, entsprungen sei. Zu untersuchen, ob jene Ansicht trotz ihres Alters und ihrer Verbreitung nicht doch etwa auf einem Vorurteil beruhe, kömmt nun aber dem Verfasser nicht in den Sinn; sein erster Satz ist also schon, wenn „die Entstehung der neueren deutschen Aesthetik" nicht gleichbedeutend mit der „Entstehung von Baumgartens, zuerst den Titel „Aesthetica" führendem Buche" sein soll, eine zum mindesten gewagte, unbewiesene Behauptung. Indes muß man jedenfalls zugeben, daß auch die anderen und zwar gerade die einflußreichsten deutschen Aesthetiker des achtzehnten Jahrhunderts, Sulzer, Eberhard ꝛc., eben, weil sie aus der Wolffschen Schule hervorgegangen, auch gleich Baumgarten in der Psychologie derselben befangen geblieben sind; ein Umstand, welcher von selbst den Rationalismus der älteren, Vorkantischen Aesthetik mit sich bringt.

Dieser Rationalismus spricht sich hauptsächlich in dem aus, was Dessoir treffend „die Vernachlässigung des Lustgefühls" nennt, und der Verfasser bezeichnet ihn mit Recht neben der moralisierenden Tendenz als Grundmangel der an die Wolffsche Vermögenslehre sich anschließenden Kunst- und Schönheitstheorie. Denn wirklich verfälscht jenes von Bürger so scharf und klar aufgezeigte Hysteron-Proteron, das die ästhetischen Lustgefühle aus der Vorstellung des Vollkommenen, statt diese Vorstellung aus jenen Gefühlen ableitet — „Ich strebe darnach" (nach dem Vollkommenen nämlich), sagt Bürger, „weil ich weiß, daß es ein Vergnügen gewährt; gerade deßwegen halte ich es für ein Gut, oder für etwas Vollkommenes. Das Vergnügen ist die Ursache meiner Vorstellung, nicht aber die Vorstellung die Quelle des Vergnügens" —, wirklich verfälscht dieses Hysteron-Proteron in verhängnißvoller Art die wichtigsten Begriffsfassungen der früheren deutschen Aesthetik und läßt die Größe des Fortschrittes ermessen, welcher in der Kantschen Betrachtungsweise gegenüber dem Rationalismus der Wolffianer gelegen war. Zwar ist Kant für seine Person dem Rationalismus nie so bestimmt entgegengetreten und hat er den innersten Nerv seiner Verkehrtheit nie so deutlich bloßgelegt, wie von seinem Jünger Bürger in der eben angeführten, Dessoir möglicherweise unbekannt gebliebenen Verteidigung Dubos' gegen Mendelssohn geschehen; indessen steht Bürger immerhin auf Kants Schultern und es erscheint daher ganz in der Ordnung, daß der Verfasser den Königsberger Meister selbst wegen dessen glücklicher Erkenntnis der Gefühlsgrundlage im ästhetischen Urteil der Schule Baumgartens gegenüberstellt. Nur hätte er nicht verschweigen sollen, daß für's erste außerhalb Deutschlands die gebührende Würdigung des emotionellen Momentes längst eine ziemlich allgemeine und bei den hervorragendsten Aesthetikern zu finden war — so z. B. hat Dubos in dem zweiundzwanzigsten Abschnitte des zweiten Buches der „Reflexions" den ästhetischen Rationalismus auf das Entschiedenste zurückgewiesen und durch drastische Vergleiche der Aeußerungen des ästhetischen mit denjenigen des physischen „Geschmackes" widerlegt — und daß man zweitens doch auch selbst im Mutterlande dieses Rationalismus gelegentlich schon vor Kant den wahren Sachverhalt durchschaute. Ja, ein vom Verfasser besonders schlecht behandelter Schriftsteller, der alte Riedel, welchen Dessoir einen „Phrasendrescher schlimmster Sorte" schilt, kehrte sogar den Spieß um und wollte, während die Anderen die Gefühle oder, nach der Terminologie jener Zeit, die „Empfindungen" in undeutliche Vorstellungen, verworrene Erkenntnisse aufzulösen suchten, vielmehr im Gegenteile die „Empfindung" überhaupt dem theoretischen Urteile vorangestellt und als „das oberste Principium der Philosophie" anerkannt wissen. Wenn aber schon nicht auf den verachteten Riedel, so hätte Dessoir wenigstens auf jene Gegner des Rationalismus im Auslande hinweisen können, zumal er ja auch sonst die ausländischen Parallelen meist in lobenswerter Weise

berücksichtigt. Doch diese Unterlassungssünde ist nicht allzuschlimm. Was aber soll man dazu sagen, wenn der Verfasser, in seiner Erörterung des Widerstreites zwischen Kant und Baumgarten fortfahrend, buchstäblich schreibt: „Gegen die bloß graduelle Verschiedenheit von Sinnlichkeit und Verstand wendet sich ja später der Königsberger Philosoph. Nach ihm sind diese beiden Vermögen koordinierte, gleichberechtigte Teile der menschlichen Vernunft, die stets zusammenwirken müssen, um Erkenntnis zu Stande zu bringen", und nun bekannte Aeußerungen Kants über das Verhältnis zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, Begriffen und Anschauungen wiedergiebt?! Ist für Dessoir das Gefühl mit Sinnlichkeit und Anschauungsvermögen identisch? Und stellt er sich nicht durch dieses unglückliche Hereinziehen einer Sache, die ganz anders wohin gehört, selber gerade auf den Standpunkt, welchen er als einen falschen und unwissenschaftlichen soeben abgelehnt hatte?

Allein es kömmt noch ärger. Um darzuthun, daß auch die englischen Einflüsse „nach der Seite einer vermögenspsychologischen Aesthetik" wirkten, beruft sich Dessoir auf die Erklärung Shaftesburys, derzufolge die „Musik der Leidenschaften" nicht den Verstand betäuben, sondern durch eine „moralische Magie" in das Labyrinth der Affekte führen soll! Und hierauf wird jener Ausspruch Winckelmanns, wonach der Künstler nur auf das Herz des Beschauers zu wirken versuchen möge, da „das Schöne in der Kunst mehr auf feinen Sinnen und auf einem geläuterten Geschmacke, als auf tiefem Nachdenken" beruhe, wird die von Herder auf die Frage: „Haben alle Menschen von Natur Anlage, das Schöne zu empfinden?" erteilte Antwort: „Im weiten Verstande ja! weil sie alle sinnlicher Vorstellungen fähig sind," wird endlich Schillers Lehre von der schmelzenden und energischen Schönheit, deren Gegensatz der Dichter mit dem Zwiespalte von Sinnlichkeit und Geist in Zusammenhange bringt, — alles das wird so angeführt, als bezeugte sich darin die Verstärkung, welche das Prinzip der Vermögenspsychologie durch „die englischen Einflüsse" erfahren haben soll! Von Schiller wird noch ausdrücklich bemerkt, daß er durch seinen Lehrer Abel mit Shaftesburys und Lockes Ansichten bekannt gemacht worden. Auf solche Art „skizziert" der Verfasser, „welche Schatten die Vermögenslehre in die Aesthetik wirft."!!

Nicht besser ist der Nachweis der Spuren psychologischer „Einheitsbestrebungen" in der Lehre vom Schönen. Die Documente, auf Grund deren derselbe geführt wird, füllen nicht ganz eine Seite und ihre Haltbarkeit wird am besten dadurch illustriert, daß als erstes und wichtigstes unter ihnen folgende zwei Sätze Engels dem verblüfften Leser entgegengeschleudert werden: „Alle Handlungen des Kindes müssen sich in Eine Fähigkeit vereinen als den Mittelpunkt aller Linien eines Zirkels, und diese ist die glückliche Empfindung (Takt) und Geschmack. Dieser Geschmack, der in alles Uebereinstimmung bringt, bestimmt die Größe der Anlage." Eine

Anführung aus Sulzer, die ungefähr dieselbe Beweiskraft für die angeblich zum Durchbruch kommenden Einheitsbestrebungen hat, und eine andere aus demselben Autor, welche — man kann es wieder bei sorgfältigster Lektüre und ernstestem Nachdenken nicht fassen, warum, — einen Gegensatz zu den „Einheitsbestrebungen," also einen Widerspruch mit den von Dessoir früher citierten Ansichten Sulzers begründen soll, vermitteln dem Verfasser durch die Wendung: „Trotz solcher unbedeutenden Widersprüche tritt das Bestreben, die Aesthetik psychologisch zu stützen, überall bei Sulzer hervor" den Uebergang auf ein anderes Thema: nämlich die physiologischen Auffassungen und Erklärungen, die sich bei deutschen Aesthetikern des vorigen Jahrhunderts finden. Nicht nur psychologisch habe Sulzer die Aesthetik zu begründen gesucht, er habe sich auch nicht gescheut, „selbst auf die Physiologie zurückzugehen," daher man „bei ihm wie bei vielen Zeitgenossen materialistische Glossen zur Aesthetik" antreffe. Und die Erörterung dieser „Glossen" beschäftigt nun Dessoir etwas länger. Es wäre ungerecht, zu bestreiten, daß er hier, in der Partie, welche von den „physiologischen" oder „materialistischen" Vorstellungen älterer Aesthetiker handelt, manches Gute und Richtige äußert, manche interessante historische Thatsachen bringt; aber für die fast beispiellose Flüchtigkeit, welche er auch in diesen Auseinandersetzungen nicht verleugnet, ist es charakteristisch, daß er unter Anderem auch die Ausdrücke: „innere Physik des Geistes", „Physiologie der menschlichen Seele", welche Herder gelegentlich gebraucht, als Zeugnisse einer physiologischen Auffassung des Schönheitsgefühls von Seiten dieses Dichters und Denkers anführt. In der Blütezeit der spekulativen Philosophie schrieb, wie der Verfasser vielleicht weiß, ein Hegelianer, N. Löwenthal — nicht zu verwechseln mit dem Spiritisten Eduard Löwenthal, der bekanntlich zu Anfang seiner Schriftsteller-Thätigkeit wirklich krasser Materialist war — eine „Physiologie des freien Willens", deren Gedankengang sich streng in den Hegelschen Bahnen bewegt und deren Titel einfach deshalb gewählt wurde, weil „aus dem Begriff des freien Willens auf eine der Natur des Begriffs gemäße Weise die nothwendigen Bestimmungen dieses Begriffes" hergeleitet werden sollten und es dieser Hegelschüler überhaupt als die Aufgabe der „Physiologie" ansah, „eine Kenntniß der φυσις, des Wachsthums und der Entwickelung" der konkreten Erscheinungen aus dem Begriff, welcher „der Keim, die noch unerschlossene Möglichkeit aller besondern Bestimmungen" wäre, zu vermitteln. Rechnet nun Dessoir auch Löwenthal zu den materialistischen Ethikern und Willenspsychologen? Oder — um ein noch näher liegendes Beispiel zu wählen — kennt er die „Physiologie des Schönen" von S. A. Byk und glaubt er wirklich und im Ernste, daß mit diesem Buche der Autor der „Vorsokratischen Philosophie der Griechen" in die Aesthetik etwa jene Betrachtungsweise einführen wollte, wie sie z. B. Bölsche in der Schrift: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie", allerdings mehr mit

Rücksicht auf die Analyse des vom Dichter behandelten seelischen Stoffes als auf diejenige der seelischen Wirkung des Kunstwerkes, gefordert hat? In der That: die Leichtfertigkeit in der Ausnützung der Herderschen Redensarten ist ein würdiges Seitenstück zu dem früher geschilderten Verfahren Dessoirs, das Vorhandensein von „Einheitsbestrebungen", d. h. von Zurückweisungen der Annahme verschiedener psychologischer Grundvermögen überall dort zu statuieren, wo ihm eine Phrase von „Vereinigung" oder „Zusammenwirken" der Seelenkräfte aufstößt! Ein solches Klassifizieren und Registrieren, das am bloßen Worte haftet, sollte denn doch in einem wissenschaftlichen Werke nicht Platz finden!

Der psychologischen und physiologischen Aesthetik stellt nun der Verfasser wieder die im vorigen Jahrhundert sich allenthalben zur Geltung bringende rationale entgegen, die er, offenbar von Heinrich v. Stein beeinflußt, aber nicht ohne Berechtigung, bis auf Descartes zurückführen will. In der Kennzeichnung ihres Princips ist er jetzt wenig glücklich — im Eingange des Kapitels hatte er mit ein paar Worten ihre Besonderheiten viel besser sichtbar gemacht —, und auch bei der Aufführung von Beispielen rationalistisch-ästhetischer Denkweise trägt es nicht eben zur Klärung des Gegenstandes bei, daß er auf Begriffsbestimmungen, in welchen sich diese Denkweise faktisch und unverkennbar kundgiebt, wegen gewisser, oft recht vager Beziehungen zu den fraglichen Definitionen die Lehren von Männern folgen läßt, die entweder dem Rationalismus so schroff und grundsätzlich gegenüberstehen wie Burke, oder, wie Hogarth, höchstens in dem Suchen nach einer objektiven Formel des Schönen mit ihm übereinstimmen. Als ächt Dessoirsche Beweisführung aber erscheint es hier wieder, daß Goethe um deswillen für „keineswegs" „frei von den Einflüssen" des Rationalismus erklärt wird, weil er in einem Briefe an Schiller „den rationellen Empirismus" als die richtige wissenschaftliche Methode bezeichnet hat(!!!), und daß ebenso Herder in die Nähe oder Gefolgschaft der Rationalisten kömmt, weil er einmal den Gedanken ausgeführt, daß ein großer Poet die Einsichten der philosophischen Psychologie in einer lebensvollen, mächtig wirkenden Dichtung darstellen könnte. Herder habe also — so wendet oder verdreht, aller Logik Hohn sprechend, Dessoir die Sache — „in seiner frühesten Zeit daran gedacht, aus den metaphysischen Bearbeitungen der Seelenlehre Kapital für die Poetik" — man beachte die Verwechselung der Begriffe „Poesie" und „Poetik"! — „zu schlagen."

Den Schluß des ersten Unterabschnittes bilden einige ganz hübsche Bemerkungen über die Abschwächung des Rationalismus durch die von England ausgegangenen Impulse und über die Verbindung ästhetischer und moralistischer Bestrebungen, sowie Citate von Aussprüchen Herders und Hißmanns, welche sich einesteils gegen die metaphysisch deducirende, anderenteils gegen die objektivistische Aesthetik richten. Die aus Hißmann an-

geführten Sätze sind so wichtig, indem sie dem Standpunkte der modernen Aesthetik aufs Vollkommenste entsprechen, ja unverändert einem Buche von Bain oder James Sully entnommen sein könnten, daß man kaum begreift, wie der Verfasser sie ohne jede weitere Bemerkung, als hätten sie nicht mehr Interesse wie seine zahllosen anderen Citate, hinzustellen vermag. Aber auch darin zeigt sich eben seine unglaubliche Oberflächlichkeit, daß er sich gar nicht die Mühe nimmt, zu prüfen, welche Bedeutung etwa den von ihm mitgeteilten Ideen und Ideenformulierungen zukömmt: er hat die literar- oder wissenschaftsgeschichtliche Thatsache, die ihm bei seiner bewunderungswürdig ausgebreiteten Lektüre unterkam, verzeichnet, an andere, irgendwie, oft nur auf Grund eines ganz äußerlichen Momentes, vergleichbare Thatsachen angereiht und damit genug! Diese ungenügende Erfassung des faktisch Gekannten seinem Werte und seinen logischen Beziehungen nach, wie sie fast auf jeder Seite der Dessoirschen Ausführungen begegnet, ist aber viel sträflicher als das Uebersehen einer oder der anderen historischen Erscheinung. So verdient es geringen Tadel, daß der Verfasser neben Herder und Hißmann nicht auch Heydenreich erwähnt, der freilich ganz besonders energisch die Nichtigkeit der rationalistischen Aesthetik betonte, weil das Gefühl, die einzige Grundlage des Schönen, „etwas" sei, „das man schlechterdings nicht weiter zergliedern, nicht mit logischen Merkmalen definiren" könne, der deshalb der Aesthetik lediglich die Aufgabe zuwies, „die Ursachen dieser Gemüthszustände, sofern es die Erfahrung erlaubt, zu entwickeln, oder ihre unmittelbaren nothwendigen Wirkungen auf das Willensvermögen anzugeben", statt „das Spiel nichtiger Träumereyen" zu werden und sich in „gehaltlosen Spitzfindigkeiten" zu verlieren, und der, obwohl Anhänger Kants, unbedenklich schon an dieser Stelle hätte genannt werden können, weil sein erstes und Hauptwerk, das „System der Aesthetik", — die „Beyträge zur Kritik des Geschmacks" erschienen allerdings erst 1797 — bereits 1790, vor der „Kritik der Urteilskraft", veröffentlicht wurde, er also wenigstens als Aesthetiker vorkantisch, d. h. von Kants eigener Theorie des Schönen unabhängig war. Ebensowenig bedeutet es, daß Villaume in allen drei Unterabschnitten ignoriert wird: denn, wenn auch das Buch: „Vom Vergnügen" durch seine ganze Anlage, die in der Aufstellung einer Reihe verschiedener Principien für das ästhetische Vergnügen geradezu an Fechner erinnert, und überhaupt schon durch den Versuch, die Aesthetik auf ein breiteres psychologisches Fundament zu stellen, die Aufmerksamkeit Dessoirs hätte auf sich ziehen können, so rechtfertigt andererseits doch ein gewisser, oft fast naiv zu nennender Dilettantismus Villaumes das Vorübergehen an diesem Schriftsteller. Der Verfasser mußte angesichts seines beschränkten Raumes ja auch andere respektable Aesthetiker, wie M. Herz und König, bei Seite lassen und er hätte wirklich viel zu thun gehabt, wenn er von allen Autoren hätte Notiz nehmen wollen, bei denen etwa ein Zusammen-

wirken allgemein psychologischer Erkenntnisse und ästhetischer Bemühungen sich nachweisen läßt.

Der zweite Abschnitt ist der kürzeste in dem uns interessierenden Kapitel des Dessoirschen Buches. Hätte der Verfasser die Fragen, welche er zum Schlusse desselben streift, nämlich das vielumfassende, gehaltschwere Problem des Verhältnisses von Genie und Geschmack gründlicher erwogen, so würde er ihn vielleicht ganz fortgelassen haben. Es ist eine sehr gute Bemerkung Dessoirs, eine der besten im ganzen Kapitel, daß „die Psychologie mit ihrer Zweiteilung der Seelenkräfte in passive und aktive" zu einer Trennung von Genie und Geschmack verhelfe, und es läßt sich nur schwer verstehen, wie er, der das Zusammenwerfen der beiden Begriffe sehr richtig als „Konfusion" bezeichnet, hinterher doch wieder halb beifällig und zustimmend Herdersche Lehren anführen kann, welche nicht nur der Vereinigung von Geschmack und Genie in dem Sinne das Wort reden, daß, wie billig, vom genialen Künstler auch Geschmack gefordert wird, sondern wirklich „das Bestreben" verraten, „die Fähigkeiten des Schaffens und des Genießens durch psychologische Zergliederung einander zu nähern." Das schlimmste Verhängnis für die deutsche Aesthetik war ja unzweifelhaft die beständige Verschmelzung ihres der Gefühlspsychologie zufallenden Gegenstandes mit der Theorie der künstlerischen Produktion, — eine Verschmelzung, die wohl als ein Erbstück von Baumgarten anzusehen ist. Die Engländer, welche, im Ganzen durch eine so künstliche Gebietsabgrenzung, eine so unnatürliche Zusammenschweißung heterogener Forschungszweige ungehemmt, die Aesthetik fast stets als Lehre vom Geschmack, d. h. von den Arten und Bedingungen des Natur- und Kunstgenusses behandelten, haben schon dadurch einen großen Vorsprung gehabt und sich mit leichter Mühe von Verirrungen freigehalten, welchen die Deutschen, freilich auch unter dem Einflusse anderer Faktoren, namentlich gewisser philosophischer Gesamttendenzen, in bedauerlicher Weise anheimfielen. Von einer Würdigung dieser Thatsache ist aber Dessoir weit entfernt: er selbst scheidet die grundverschiedenen Begriffe so wenig, daß er z. B. Meiners' Aufstellungen von den angenehmen Sinnesempfindungen, der Reproduktion solcher Empfindungen durch die Phantasie und dem Reize gewisser Verstandesthätigkeiten als den drei Grundfaktoren des ästhetischen Genusses für die Lehre dieses Denkers von der dichterischen Phantasie ausgibt, so die Vermögen, auf welchen die Kunstwirkung beruht, mit Fähigkeiten des schaffenden Künstlers fast handgreiflich verwechselnd. Im Uebrigen müßte man, wenn nur nicht sein sonstiges Vorgehen die Vermutung nahelegte, daß bei ihm in solchen Dingen überhaupt nicht Wahl oder Absicht, sondern der blinde Zufall walte, — man müßte es diesfalls als einen geschickten Griff rühmen, daß er jene Aufstellungen Meiners' Abriß der Psychologie und nicht der „Theorie und Geschichte der schönen Wissenschaften" entnimmt. Die letztere, vom

Verfasser gar nicht erwähnt, bringt nämlich, obschon sie dieselbe Einteilung gibt und dieselben Hauptarten ästhetischer Effekte festsetzt, viel weniger tief in das Wesen der Kunstwirkungen ein, da die Eigenschaften, welche sie fast mit allen ästhetischen Lehrbüchern jener Zeit und auch mit den meisten späteren Produkten gemein hat, einesteils die normative Tendenz und andererseits das Bemühen einer möglichst vollständigen Aufzählung und Definition aller einzelnen Kunstgattungen, notwendigerweise einer solchen Vertiefung, einer Erklärung der ästhetischen Reize aus ihren letzten psychologischen Ursachen hinderlich sind. Ebenso wäre es zu loben, daß der Verfasser unter den verschiedenen Bestimmungen des Begriffes „Genie", welche in den verschiedenen Auflagen von Feders „Logik und Metaphysik" niedergelegt sind, diejenige herausnimmt, welche das Genie als ein „Vermögen, verborgene und bisher nicht beachtete Aehnlichkeiten oder Verhältnisse zu entdecken", begreifen will: denn andere, z. B. die in der 4. Auflage gebotene, wornach das Genie „im Grunde nichts anders" bedeutet, „als ein vorzügliches Vermögen aus sich selbst Gedanken zu schöpfen, und folglich auf neue Ideen und Vorstellungsarten zu kommen", lassen, obwohl sie der gewöhnlichen Auffassung näher stehen und vielleicht auch weniger anfechtbar sind, doch keineswegs so schön die herrschenden philosophischen Kategorieen jener Zeit erkennen wie die von Dessoir wiedergegebene Definition und verhalten sich zu dieser außerdem wie die einfache Feststellung eines Faktums zu dem wenn schon möglicherweise verfrühten und mißlungenen Versuche einer Erklärung und Ableitung desselben. Die sonstigen Auszüge Dessoirs aus den Lehren alter Psychologen und Aesthetiker über Genie und Einbildungskraft zu erwähnen, hätte hier keinen Zweck, ob auch manches vom Verfasser Mitgeteilte an sich literargeschichtlich recht interessant ist.

Dagegen enthält der dritte Abschnitt wieder berücksichtigenswerte, weil sehr wichtige Dinge betreffende Erörterungen. Auf den ästhetischen Rationalismus, der schon im ersten Abschnitte zweimal berührt wurde, kommt dieses Schlußstück abermals zurück und hier ist die Abhandlung desselben in der That noch besser am Platze, da, wenngleich die älteste deutsche Aesthetik rationalistischen Gepräges zum Zwecke der Erfüllung eines Postulates der Vermögenspsychologie entstanden sein mochte, insoferne also auch in der ersten Partie die Auseinandersetzung mit Baumgarten gerechtfertigt war, doch nur das Verkennen der Gefühlsbasis aller ästhetischen Regungen als das allgemeine und eigentliche Kriterium der den Rationalismus verkörpernden Schönheitstheorieen erscheint und das innerste Wesen derselben ausmacht. Es drängt sich aber bei diesem Sachverhalt unwillkürlich die Frage auf, ob nicht eben die ganze Dessoirsche Einteilung für ungeschickt und nur in der Systemlosigkeit seiner Darlegungen begründet erklärt werden muß. Doch sei dem, wie ihm wolle! Wenn auch gegen die Gliederung

des Stoffes im Ganzen nicht das Mindeste einzuwenden wäre, so bliebe es doch zweifellos, daß der Verfasser seine letzte kritische Vorführung des ästhetischen Rationalismus von vorneherein dadurch geschädigt und beinahe um allen Wert gebracht hat, daß er, statt die Begriffe in ihrer wissenschaftlichen Reinheit und Strenge festzuhalten, sich auch innerhalb der Schlußpartie wieder nur durch unklare, verschwommene Beziehungen in seiner Gruppirung der Thatsachen leiten ließ. Und doch hätte gerade hier, bei der Klarlegung des Verhältnisses zwischen Gefühl und Schönheit, die äußerste Vorsicht, die subtilste Analyse notgethan! Wie groß auf diesem Gebiete die Gefahr einer Vermengung auseinanderzuhaltender Erscheinungen thatsächlich ist und wie verhängnisvoll eine solche Vermengung dann werden kann, dafür hat ja Herbart ein Zeugnis von höchster geschichtlicher Bedeutung geliefert. Der scharfsinnige Denker, dessen Schule berufen sein sollte, die deutsche Aesthetik zuerst wieder aus den spekulativen Banden zu befreien, hat die seltsame Forderung, daß „die ästhetischen Urtheile" nicht „mit Erregungen von Lust und Unlust verwechselt oder doch vermischt werden" sollen, offenbar nur aufgestellt, weil er selber jene Lust und Unlust, die schon in dem einfachen Gefallen und Mißfallen liegt, ohne die auch ein „Vorziehen" oder „Verwerfen" auf ästhetischem Gebiete gar nicht möglich wäre, mit den besonderen, eigenartigen Gefühlsregungen verwechselte, welche als „Affecte" in ästhetische Wirkungen eintreten und oft einen sehr gewichtigen Faktor des Gesamteindruckes repräsentieren. Die Begründung seiner Ansicht verstattet keinen Zweifel darüber, daß er in der That nur an die Affekte gedacht hat, wenn er die Gefühle aus der spezifisch ästhetischen Sphäre ausschließen wollte, wiewohl freilich seine Beispiele, die Hinweisungen auf das ernste Gewölbe, den ernsten Choral, die dorische Säule, die stille Landschaft ꝛc., zum Teile auch selbst bezüglich des Vorhandenseins eines affektfreien Kunstgenusses und einer ohne Gemütsbewegung sich vollziehenden ästhetischen Naturbetrachtung nicht ganz überzeugend sind. Erst sein Schüler Zimmermann hat, namentlich in der Antikritik gegen Lotze, diesen Irrtum richtig gestellt und es offen bekannt, daß auch der sogenannte Formalismus das Lust- oder Unlust-Gefühl als erstes Element jeder ästhetischen Schätzung weder verleugnen könne noch wolle. Dessoir hingegen potenziert den Fehler Herbarts: nach seiner Darstellung müßte man glauben, die Ueberwindung des Rationalismus durch die Anerkennung der Gefühlsgrundlage des ästhetischen Urteils wäre gleichbedeutend mit einem vorwiegenden oder gar ausschließlichen Interesse für die affektive Seite des Kunstgenusses; ja, Dank jener die Personen und Lehrsysteme nicht nach den philosophischen Prinzipien, sondern nach den künstlerischen Antrieben, welche von ihnen ausgegangen sind, nach den durch sie begünstigten naturalistischen oder idealistischen, klassizistischen oder sentimentalen Kunsttendenzen auffassenden und ordnenden, somit tief unwissenschaftlichen, weil die Aufgaben der Kunst-

geschichte denjenigen der Geschichte der Aesthetik unterschiebenden Betrachtungsweise, in welcher leider der geistvolle H. v. Stein dem Verfasser vorangegangen ist, — Dank dieser Beurteilung der Erscheinungen nach dem Einflusse, den sie auf das künstlerische Leben ausgeübt, oder nach der geistigen Atmosphäre, dem allgemeinen Kulturmilieu, worin sie herangereift sind und sich bethätigt haben, bringt es Dessoir, unterstützt noch von der Schwäche seiner eigenen Logik, fertig, dort, wo er auf deutschem Boden die ersten Spuren kritischer Besinnung über die Unhaltbarkeit des Rationalismus nachweisen sollte, fast nur Kundgebungen der eigentümlichen Empfindsamkeit des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen. Und doch ist es nicht blos denkmöglich, sondern als historische Wirklichkeit bei Mendelssohn und vielen Anderen feststellbar, daß Etwas von der weichlich-sentimentalen Art der deutschen Aufklärungszeit sich recht gut mit dem typischen Rationalismus des Wolffianers verträgt, während umgekehrt Bürger ein klassisches Beispiel dafür bietet, wie man ein volles Verständnis für die unerläßliche emotionelle Basis in allen ästhetischen Geisteszuständen erlangen und dabei doch, wenigstens als Schriftsteller, eine männlich-kraftvolle Haltung bewahren kann. Aber selbst, wenn nicht jenes Lust- oder Unlustgefühl, welches die erste Voraussetzung jedes Urteils über Schön oder Häßlich vorstellt, sondern vielmehr die besondere affektive Färbung in Frage kömmt, die gewisse Kunstwirkungen an sich tragen, so hat man noch immer nicht den Schatten eines Rechtes, Denker, welche ihre Aufmerksamkeit diesen Gefühlsregungen zuwenden, mit den Repräsentanten der Sentimentalität, d. h. einer übermäßigen, krankhaften Pflege des Affektlebens zusammenzustellen: — man müßte sonst auch den Zoologen, welcher sich die Erforschung der Naturgeschichte des Pferdes besonders angelegen sein läßt, in einen Pferdestall sperren und mit Heu füttern dürfen. Darin allein also, daß der Verfasser, nachdem er auf Mendelssohns und Lessings Bemühungen, den Effekt der tragischen Kunst in seine psychologischen Bestandteile zu zergliedern, einen Blick geworfen, sogleich auf die Empfindsamkeit der Werther-Periode überspringt, an das volle Herz erinnert, das der junge Goethe ausdrücklich vom Dichter verlangt hatte, Sentimentalitäten und Ueberschwänglichkeiten eines Aufsatzes aus dem Göttingischen Magazin mitteilt und schließlich von den leidenschaftlichen Schwächen Moritzens und Hamanns erzählt, — darin allein schon würde sich die heillose Konfusion, die völlige Prinzipienlosigkeit verraten, welche durch Dessoirs ganze Geschichtszeichnung, wenigstens so weit dieselbe die Einwirkungen auf die Aesthetik betrifft, hindurchgeht. Es ist, als sollte ihm sein Buch nur Gelegenheit bieten, allerlei Lesefrüchte auszukramen und auf's Gerathewohl, ohne Ordnung, ohne inneren Zusammenhang, blos durch Redensarten, wie sie ein gewandter Literat bald findet, verknüpft, nebeneinanderzustellen.

Für den Mangel an Exaktheit in seiner Denkweise sind aber auch

ein Paar Sätze sehr bezeichnend, welche er zwischen jene Betrachtung der Lessing-Mendelssohnschen Theorieen des Tragischen und die Schilderung der seiner Ansicht nach bis auf Fries herab reichenden Empfindsamkeitsperiode einschiebt. Ganz vortrefflich erklärt er zunächst: „Sobald der Zusammenhang des Schönen mit der Innerlichkeit des menschlichen Subjektes in seiner Bedeutung begriffen ist, muß der Weg zu einer psychologischen Begründung der Aesthetik eingeschlagen werden. Dabei stellt sich bald heraus, daß die Kunst nicht als bloße Nachahmung der Natur und nicht als sinnlich verhüllte Darstellung von Gedanken gefaßt, sondern aus den Stimmungen und Gefühlen erklärt werden muß". Auch den folgenden Satz: „Die Analysis des Produzierenden wie des Rezipierenden zeigt erhöhte Zustände" kann man noch gelten lassen. Wenn er aber dann schließt: „Schaffen heißt nicht Machen, sondern aus einem heiligen Gemüt große Leidenschaften zu Tage fördern; künstlerisch genießen bedeutet nicht ein persönliches Sichvergnügen, sondern die Thätigkeit des ästhetischen Sinnes, der dem allgemein gültigen Urteil über das Schöne ebenso zu Grunde liegt, wie ein moralisches Organ den sittlichen Urteilen", — wenn er auf solche Weise das begonnene Raisonnement zu Ende führt, dann hat es zum Mindesten, solange nicht näher bestimmt ist, was man unter dem persönlichen Sichvergnügen und dem allgemein gültigen Urteil verstehen müsse, unvermeidlich den Anschein, als wolle der Schluß alles das wieder verneinen und aufheben, was am Anfang behauptet wurde.

Der Leichtsinn, mit dem Dessoir sein Buch gemacht hat, ist aus dem Grunde so lebhaft zu bedauern, weil dann und wann darin auftauchende überraschende Feinheiten darthun, was der begabte Schriftsteller bei nur einiger Solidität hätte leisten können. Wie prächtig ist z. B. nicht im Verlaufe der Kennzeichnung des Rationalismus die Zusammenstellung: „Baumgarten und Hegel"! Denn in der That steht die spekulative Aesthetik, welche in dem Schönen nur eine besondere, nämlich sinnliche Form der Offenbarung des Wahren sieht, mit der Baumgartenschen Schule auf ein- und demselben Boden; für Schelling-Hegel ist die Poesie, die Kunst überhaupt genau so sinnliche Erkenntnis wie für die Wolffianer, und als der konsequenteste spekulative Aesthetiker muß darum Ast bezeichnet werden, welcher nicht wie üblich das Drama, sondern die Lehrdichtung und insbesondere den von ihm dieser Gattung zugezählten Roman als den Gipfel der Dichtkunst hinstellte. Indeß auch andere, in diesem Referat bereits angeführte und gerühmte treffliche Gedanken des Buches lassen keinen Zweifel aufkommen, daß es dem Verfasser nicht an Talent, sondern nur an Ernst und Gewissenhaftigkeit fehlt. Dieser Mangel giebt sich außer in der hinlänglich beleuchteten Systemlosigkeit der Betrachtung und Willkür der Anordnung namentlich noch in der unbedenklichen Reception altüberkommener Vorurteile, sowie in der Schätzung einzelner Leistungen oder Persönlichkeiten nach der Art und

Weise zu erkennen, wie diese von großen Männern der Vergangenheit angesehen wurden. Man wird mit der Vermutung kaum fehlgehen, daß an dem oben erwähnten absprechenden Urteil über Riedel einen nicht geringen Anteil Herder hat, aus dessen Polemik gegen den jetzt längst vergessenen Aesthetiker Dessoir ja ein Bruchstück citiert. Allein, da der Verfasser an anderer Stelle, eben dort, wo er ihm jenes Schmähwort in's Grab nachwirft, auch auf Riedels eigenes Buch unter Angabe der Seitenzahl verweist, so ist doch anzunehmen, daß er die „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" selber gelesen hat. Dann aber muß man sich höchlichst wundern, wie er jenes Urteil aufrecht erhalten konnte angesichts der von Riedel aufgestellten Definition, schön sei, „was ohne interessierte Absicht sinnlich gefallen und auch dann gefallen kann, wenn wir es nicht besitzen", — einer Definition, der es wenig an Wert raubt, daß ihr Urheber zu einigen in ihr enthaltenen Bestimmungen durch andere Denker, vielleicht durch Montesquieu, angeregt worden sein mochte. Hat doch der ehrliche Riedel, welcher nur allzu bescheiden sein Buch schon auf dem Titelblatte als einen „Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller" ankündigte, aus seiner Vorliebe, zu „plündern", d. h. die Aussprüche älterer Literaten, aber mit gewissenhaftester Bezeichnung der Quelle, herbeizuziehen, kein Hehl gemacht, und so könnte ja, obschon sich unter den Autoren, welche er „vornehmlich geplündert" zu haben angiebt, Montesquieu nicht findet, gleichwohl der „Essai sur le goût" mit seiner scharfen Entgegensetzung von Schönheit und Nützlichkeit bei dem Deutschen nachgewirkt und die Bestimmung des uninteressierten Gefallens gezeitigt haben. Sicher jedoch ist, daß die Definition Riedels nicht nur die Hauptgesichtspunkte der Kantschen Auffassung des Schönen antecipiert, sondern sich auch in ihrem Wortlaute mit der Kantschen Definition in einem solchen Maaße deckt — schon Schasler hat bemerkt, daß sie „ganz an Kant" anklinge —, daß man geradezu an eine Entlehnung von Seiten des Königsberger Philosophen oder wenigstens an eine unbewußte Reminiscenz bei Diesem zu glauben sich versucht fühlt; sicher ist ferner, daß das Moment des „Nicht-Besitzens", ebenso, wie es die Kantsche Schule immerfort urgiert hat, auch durch die moderne englische Aesthetik im Gedanken der unbeschränkten Teilbarkeit des ästhetischen Genusses zu erneutem Ansehen gebracht worden ist. Oder hat Dessoir jene Erklärung Riedels vom Schönen vielleicht doch nicht gekannt? Nun, dann — hätte er auch minder kräftig schimpfen sollen.

Das Gegenstück zu der an Riedel vollzogenen Exekution ist das Verhalten Dessoirs gegenüber Baumgarten. Die zeitliche Priorität der „Aesthetica", der thatsächliche Einfluß, den das Werk nicht nur auf Meier, sondern auch auf die späteren Aesthetiker der deutschen Aufklärungszeit genommen, der Umstand, daß es von Jedem mindestens in dem Literaturverzeichnisse und meist noch dazu an erster Stelle aufgeführt wurde, —

Alles das hat zu einer Ansicht von der inneren Bedeutung des Baumgartenschen Produktes geführt, die auf den kritischen, selbstdenkenden Beurteiler einfach komisch wirken muß. Selbst Reinhold, der doch in der Schrift: „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" sich über die deutsche Aufklärung, die „Epoke der beobachtenden, sammlenden, erzählenden und mitunter auch phantasirenden Philosophie in Teutschland", im Ganzen recht despektierlich äußerte und ihr Verständnis für Locke und Leibnitz mit dem Verständnis der Neuplatoniker für Plato und Aristoteles auf eine Stufe stellte, hat schon in den „Briefen über die Kantische Philosophie" den Verfasser der „Aesthetica" mit Lob überschüttet und so, wie es bereits für den alten Buhle ausgemacht war, daß die Aesthetik Baumgarten ihre „erste wissenschaftliche Begründung" dankt, so ist dies ausgemacht geblieben für alle späteren Philosophiehistoriker. Aber man braucht nur nach England oder Frankreich zu sehen, um auf den ersten Blick gewahr zu werden, wie Baumgarten nicht der Ruhm des Begründers der schon von Hutcheson, Burke, André u. A. angelegten Aesthetik, sondern vielmehr die höchst zweifelhafte Ehre gebührt, die Lehre vom Geschmack, d. h. von den auf's ästhetische Gefühl sich gründenden Schätzungen in einer solchen Weise ausgeführt und umschrieben zu haben, daß sie für seine Landsleute die längste Zeit hindurch mit der Theorie der künstlerischen Produktion verquickt und so in der Erfüllung ihres wahren Berufes auf das Lästigste behindert wurde. Ja, man darf es kühn aussprechen: auch selbst dem spekulativen Unwesen hätte wenigstens auf diesem Gebiete viel leichter und früher ein Riegel vorgeschoben werden können, wäre nicht durch Einfügung der Kunstlehre in die Aesthetik, durch die Ankettung der letzteren an eine Disciplin, welche es großenteils mit der Phantasie, also einem Vermögen des Vorstellens zu thun hat, immer von Neuem der Wahn gekräftigt werden, daß das Schöne intellektualistisch zu deuten und daher die Kunst nach Ziel und Inhalt der Wissenschaft und Religion an die Seite zu stellen sei. Von einer Erkenntnis dieses Sachverhaltes aber fehlt bei Dessoir jede Spur; wo er auf Baumgarten zu sprechen kömmt, empfängt man vielmehr durchgehends den Eindruck, daß er den Wolffscholastiker ganz unbefangen, wie es die Ueberlieferung heischt, für den Vater der Aesthetik halte, und daß dieser Eindruck nicht täuscht, ist ja von ihm selbst seither auf das Nachdrücklichste bezeugt worden. Um ein altes, eingewurzeltes Vorurteil als solches durchschauen und sich von ihm losmachen zu können, muß man eben anders an die Gegenstände herantreten, als von Dessoir zu geschehen pflegt.

Graz. Hugo Spitzer.

Bolte J., Die schöne Magelone, aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhandschrift herausgegeben (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen. Herausgegeben von A. Sauer, Band 1). Weimar, E. Felber 1894. 3 M.

Diese neue Bibliothek ist unzweifelhaft ein schönes und unterstützenswertes Unternehmen. Die Uebersetzungskunst verdient gewiß alle Aufmerksamkeit, und zwar gilt dies meines Erachtens besonders der Tätigkeit des 15. und 16. Jahrhunderts, da die Anregungen und Bahnen der Literatur dieser Zeit noch in so vieler Beziehung der Aufklärung und Beleuchtung bedürfen.

Die Bibliothek will wörtliche und freiere Uebersetzungen umfassen, dagegen selbständige Umarbeitungen oder bloße Nachahmungen fremder Werke ausschließen. Ein reicher Arbeitsplan vom 15. bis ins 19. Jahrhundert belehrt uns über die Richtung des ganzen Unternehmens. Nicht ganz mit Recht scheinen mir die „Umarbeitungen" ausgeschlossen zu sein, zumal „Umarbeitung" und „Uebersetzung" schwankende Begriffe sind, die vielfach in einander übergreifen. Oder ist es nicht auch eine „Uebersetzung", wenn der Prosaist das gleichsprachige gereimte Werk eines Dichters aus der gebundenen in die freie Rede überträgt? So, sollte ich denken, hätten auch die wichtigen älteren deutschen Prosaromane, die deutsche Quellen haben, in dieser Sammlung ihre Stelle finden können, zumal ihre literarische Wirksamkeit sich völlig mit der der „Uebersetzungen" deckt.[1]) Zunächst allerdings kommt es darauf an, ob die „Bibliothek" Erfolg hat. Ich selbst habe mit einer ähnlichen Sammlung, die ich mit der Ausgabe des Prosaromans von den Heymonskindern (Freiburg i. B., Herder, 1887) einleitete, diesen Erfolg nicht gehabt. Um so mehr wünsche ich ihn dem Unternehmen von August Sauer, das mit Veit Warbecks Magelone, bearbeitet von der bewährten Hand Johannes Boltes, ansprechend genug beginnt.

Man hat mir seiner Zeit die 72 Seiten Einleitung zu den 208 Seiten Text meines Volksbuchs von den Heymonskindern als ein Mißverhältnis vorgehalten (Jahresbericht 1887 10, 109 und Deutsche Literaturzeitung 1888, 716); allein ich bin ferne davon, gegenüber Bolte diesen von wenig Einsicht zeugenden Vorwurf zu wiederholen, obwohl die Gleichung 60 : 87 Seiten doch noch viel ungünstiger ist, vielmehr freue ich mich des nützlichen Stoffs, den uns Boltes gedrängte und doch so ungemein reichhaltige Einleitung bietet. Der Erzählung liegt kein greifbarer Vorgang zu Grunde, vielmehr ist sie aus einem orientalischen Märchen geflossen, das — allerdings wohl schwerlich durch mündliche Vermittelung, wie Bolte S. XIII meint — nach Europa kam, sich zunächst in Unteritalien und der Provence festsetzte und nunmehr seine Reise durch die abendländische Literatur antrat. Veit Warbeck aus Schwäbisch Gmünd, geboren kurz vor 1490, seit 1523 erster Geistlicher und Sekretär Friedrichs des Weisen von Sachsen und Hofmeister von dessen Sohn Johann Friedrich übersetzte 1527 den französischen Prosaroman nach einer noch erhaltenen Coburger Handschrift. Auch seine eigene Handschrift, deren Züge mit von ihm geschriebenen Briefen übereinstimmen, ist in Gotha erhalten. Bolte bietet uns nun einen getreuen Abdruck dieser Handschrift und fügt die Abweichungen des ersten Drucks der Magelone (Augsburg, H. Steiner, 1535) bei. Der reiche Inhalt der Einleitung kann hier nicht ausführlicher behandelt werden. Dankenswert ist der Abdruck des Verzeichnisses der Privatbibliothek des Kurfürsten Johann Friedrich des Groß-

1) Die betreffende Stelle meiner Widmung lautet wörtlich: „Die Bibliothek wird sich auf Uebersetzungen im vollen Sinne des Wortes beschränken, ohne freiere Uebertragungen auszuschließen. Völlig freie Umarbeitungen oder bloße Nachahmungen fremder Werke sollen nicht aufgenommen werden." Die Beschränkung des Arbeitsgebietes war mit Rücksicht auf andere ältere Sammelwerke unbedingt notwendig. A. Sauer.

mütigen von Sachsen (S. XXXVIII—XL), das uns zusammen mit Jakob Püterichs Ehrenbrief und Michael Herders Meßmemorial ein anschauliches Bild der Unterhaltungsliteratur jener Zeit bietet. Boltes Anregung (S. XXXV), die literarischen Bestrebungen im Südwesten Deutschlands im Zusammenhang mit den sozialen Beziehungen zu Frankreich eingehender zu würdigen, deckt sich mit einem vor Jahren schon von mir gefaßten, dann aber wieder zu Gunsten anderer Arbeiten verlassenen Plane. Möge ein glückliches Geschick die vielgewanderte Magelone mitsamt der ganzen Bibliothek der Uebersetzungen geleiten!

Freiburg i. B. Friedrich Pfaff.

Hauffen A., Johann Fischarts Werke, 1. Band. (Kürschners Deutsche National-Literatur, Band 18, I.) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. (1895.) 2.50 *M.*

Mit dem vorliegenden ersten Teile, dem der 2. und 3. Teil bereits im letzten Jahre vorausgegangen waren, ist die Hauffensche Ausgabe von Fischarts Werken zum Abschluß gebracht. Eine Vergleichung der literarhistorischen Einleitungen, welche Hauffen den einzelnen Bänden vorausgeschickt hat, mit denen in der Kurzschen Fischartausgabe läßt erkennen, welchen gewaltigen Fortschritt die Fischartforschung in den letzten Decennien aufzuweisen hat. Die stets wachsende Teilnahme, welche dem Dichter seitens der Literaturforscher seit längerer Zeit gewidmet wird, kann wohl nicht verfehlen, auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten ein lebhafteres Interesse für Fischarts Werke zu erwecken. In dieser Hinsicht wird vor allem die Hauffensche Ausgabe förderlich wirken, welche die Werke Fischarts in einer glücklich getroffenen Auswahl bietet und das Verständnis derselben durch treffliche Einleitungen vermittelt, in denen sich gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur und liebevolles, eingehendes Studium der Fischartschriften selbst mit klarer, geschmackvoller Darstellung verbindet.

Der uns vorliegende 1. Band, welcher außer dem Flöhhaz, dem Glückhaften Schiff, dem poetischen Teile des Bündnisses, dem Jesuiterhütlein und den bekannteren kleineren Dichtungen auch einen sehr willkommenen Abdruck des bisher schwer zugänglichen Staufenbergers bringt, reiht sich den beiden bereits erschienenen Bänden, die von mir im 1. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 807 ff. besprochen wurden, ebenbürtig an. In der Einleitung entwirft der Herausgeber ein abgerundetes Bild des Lebensganges[1]) unseres Dichters, an das sich auch kurze, treffende Bemerkungen über den Grad seiner Bildung, seine politische Gesinnung und seine religiösen Anschauungen sowie eine allgemeine Würdigung seines schriftstellerischen Wirkens und eine knappe Darstellung seines Abhängigkeitsverhältnisses zu seinen Quellen, seines Stiles, seiner Sprache und seiner Versbehandlung anreihen. In den nun folgenden Kapiteln der Einleitung werden ebenso, wie dies in den früheren Bänden geschehen ist, die in dem Bande abgedruckten Schriften unter umsichtiger Verwertung sämtlicher bisher erschienener Einzeluntersuchungen und auf Grund eigener gewissenhafter Studien historisch und kritisch beleuchtet. Auch andere Schriften des Dichters mit verwandtem Inhalt werden zur Vergleichung herangezogen. Interessante Ueberblicke über die Vorgeschichte der von Fischart behandelten Stoffe und Motive zeigen ihn in

1) Bei dieser Gelegenheit sei als Ergänzung zu der Notiz von Schenk zu Schweinsberg, Zeitschrift für deutsches Altertum 35, 255 f., womit Hauffen 1, III zu vergleichen ist, erwähnt, daß die Namensform Vischart oder Fischart für Guiscard sich auch im Bienenkorb findet. Vgl. Ausgabe von 1588 Bl. 138 b: „Hertzog Rogers Sohn, Wilhelm Vischart", (Randglosse: „Vischart von Apulien") und zwei Hinweise im Register, wovon einer mit der Schreibung „Fischart". Auch Wilhelms II. Nachfolger Tankred wird im Register als „Danckred Vischart" und „Tancredus Fischart" aufgeführt.

seiner Abhängigkeit von den literarischen Strömungen seiner Zeit. In den Gedichten mit historischem Hintergrund werden die geschichtlichen Beziehungen klargelegt. Das Verhältnis Fischarts zu den von ihm benützten Vorlagen, die Art seiner Bearbeitung wird im einzelnen veranschaulicht. Den Schluß der Einleitung bilden Nachträge zum 2. und 3. Band und ein die Literatur bei Goedeke ergänzendes Verzeichnis der neuesten Schriften und Abhandlungen über Fischart. In den Fußnoten zu den fast durchaus nach den ersten Drucken mitgeteilten Texten gibt der Herausgeber außer kurzen Wort- und Sacherklärungen auch die Varianten der späteren Drucke. Die zahlreichen illustrativen Beigaben, wie das Porträt des Dichters aus dem Ehezuchtbüchlein von 1607, die Faksimiles der Titelblätter, die Holzschnitte zum Staufenberger und mehreren Bildergedichten, sowie zwei Beilagen mit Handschriftproben erhöhen den Wert des Buches.

Auf Genauigkeit des Druckes hat der Herausgeber große Sorgfalt verwendet. Ein vollständig fehlerfreier Text wurde aber trotzdem, wie sich aus einigen von mir vorgenommenen Stichproben ergab, auch in diesem Bande nicht erzielt. So finden sich z. B. im Prolog zum Staufenberger folgende Ungenauigkeiten: S. 265, Z. 16 f. der Ueberschrift: „inn treien Tagen / inn beſter“ statt „inn treien Tagen, inn be-/ſter“, wie das Original[1]) absetzt, dessen Zeileneinteilung Hauffen sonst beibehält; Vers 5 „dieſem“ statt „diſem; Vers 7 „Ruhm“ statt „Rhum“; Vers 11 „Folgendes“ statt „Folgends“; Vers 12 „bekannt“ statt „bekant“; Vers 56 „Hauf“ statt „Hauff“; Vers 221 „geſchendt“ statt „gſchendt“; Vers 318 „nur“ statt „nun“; Vers 468 „Fuchs“ statt „Fůchs“; Vers 785 „hat“ statt „het“. In dem Verse 814 „In Reimens geſtalt Altartiglich“ ist das „e“ in „geſtalt“ weggelassen, während andere Verse, die auf dieselbe Weise leicht verbessert werden konnten, unverändert geblieben sind. In Vers 462 „Vnd ehrt die, ſo in Ehren, wider“ war das im Original befindliche Komma nach „Ehren“ zu belassen. In dem Reimpaare „Sie waren groſſe Thaten treiber, Hetten aber kein Thaten bſchrieben“ läßt Hauffen den offenbaren Druckfehler „bſchrieben“ statt „bſchreiber“ unverbessert. Vers 745 ff. „Wie die Bralten Vorfahren Vor viel mehr dann vor hundert Jahren In alte Reimen iſt gebracht“ gibt so keinen Sinn. Die unvollständige Silbenzahl des Verses 745 läßt vermuten, daß durch ein Versehen das Wort „durch“ nach „Wie“ ausgefallen ist.

Nun noch eine weitere Bemerkung zum Gedichte vom Staufenberger. S. 9 der Einleitung äußert sich der Herausgeber über Fischarts Metrik: „Seine Verſe ſind zuweilen friſch und wohllautend, so besonders im Glückhaften Schiff, aber auch ſchleppend, holperig und eintönig, wo er die Feile nicht angeſetzt hat, wie z. B. im Staufenberger.“ Diesem Urteil kann ich, soweit es den Staufenberger betrifft, nur beipflichten, insofern der eigentliche Text der von Fischart bearbeiteten Dichtung allein in Betracht kommt. Hier ist in der That, wie Hauffen S. 52 der Einleitung bemerkt, eine große Zahl der ungelenksten Verse und schlechtesten Reime stehen geblieben, die leicht hätten gefeilt werden können. Uebrigens gibt ja Fischart selbst im Prolog (Vers 755) zu, daß jene Verse nicht „gſtaltig“ sind. Anders aber verhält es sich mit dem von Fischart selbst hinzugedichteten Prolog. Wenn Fischart an der soeben angeführten Stelle weiter bemerkt „Wir aber haben drumb vorab Ein eingang gmacht zu eim vortrab, Der etwas anſehlicher trabet“, so will er offenbar damit sagen, daß die Verse des Prologs viel fließender sind als die der eigentlichen Erzählung. Und dies ist auch thatsächlich der Fall. Die Verse des Prologs halten sogar, was Frische und Wohlklang betrifft, mit den Reimpaaren des Glückhaften Schiffes recht wohl einen Vergleich aus. Es muß daher auffallen, daß die in den zwei bekannten Drucken des mittelhochdeutschen Gedichtes vom Staufenberger nicht

1) Dasſelbe lag mir in dem Exemplare der hieſigen Staatsbibliothek vor.

vorhandenen und daher von Hauffen S. 51 in der dritten Anmerkung als freie Zusätze Fischarts bezeichneten Abschnitte in Bezug auf metrische Behandlung nicht dasselbe Gepräge tragen, wie die Verse des Prologs, sondern im ganzen ebenso steif und holperig sind wie die übrigen Reimpaare des eigentlichen Gedichtes. Am stärksten tritt dies wohl in den Versen des Schlußabsatzes (ungefähr 2605[1])—2677) hervor. In diesen findet sich außer anderen Härten eine ganze Reihe von Verstößen gegen die normale Silbenzahl, denen gegenüber die in den 814 Versen des Prologs vorkommenden eine ganz verschwindende Anzahl bilden, zumal wenn man diejenigen Verse nicht in Betracht zieht, bei welchen diese Regelwidrigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein Versehen beim Drucke zurückzuführen ist, wie z. B. Vers 7 „Das wollen (statt „wolln") wir Erstlich thun zu Rhum", Vers 13 „Nämlich der Fruchtbaren (statt „Fruchtbarn") Orttenau" u. s. w. Deshalb erscheint es mir keineswegs ausgemacht, daß der Schlußabsatz und die übrigen in den beiden Drucken der mittelhochdeutschen Rittermäre fehlenden längeren Abschnitte der Fischartschen Neubearbeitung durchaus freie Zusätze Fischarts sind, vielmehr liegt die Vermutung nahe, daß diesem eine erweiterte und vielleicht auch sonst abweichende gedruckte Fassung des Gedichtes vorlag, in welcher die fraglichen Abschnitte, vor allem der Epilog, wenigstens dem Inhalte nach schon vorhanden waren. Auf diese Weise würde sich dann auch das Monogramm am Schlusse („Das wünscht von gantzen Hertzen do Ein guter Freundt, heißt B. S. O:"), für das Hauffen keine Deutung weiß, als Namenszeichen des Verfassers der von Fischart benützten Bearbeitung erklären. Vielleicht wäre auch auf diese Fassung der Namen „Erckenbold" zurückzuführen, den Fischart in der Vorrede dem Autor des alten Druckes beilegt, während sich in den uns bekannten Drucken der Dichter „eckenolt" nennt, ein Umstand, der Hauffen selbst Veranlassung gab, die Frage aufzuwerfen, ob nicht Fischart ein uns unbekannter Druck vorgelegen haben mochte (1, XLIX Anmerkung).

München, September 1895. Anton Englert.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1893/94.

VII. Bolte J., Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. 5 M.

VIII. Heitmüller F., 1. Adam Gottfried Uhlich. 2. Holländische Komödianten in Hamburg (1740 und 1741). 2.80 M.

Aus einer noch von Scherer geförderten Geschichte der deutschen Bühne im 16. und 17. Jahrhundert bietet Bolte hier einen Abschnitt in Gestalt einer Stoffsammlung zur Geschichte des strophischen Singspiels. Daß die Aufgabe glänzend gelöst und eine Fülle unbekannten Materials mit vollster Sachkenntnis gesichtet ist, versteht sich bei Bolte fast von selbst. Seine umfassende Gelehrsamkeit kommt vorzüglich dem Zusammenhange deutscher Singspiele mit verwandten Literaturen zu gute; die Herkunft der Operette in ältester Gestalt aus England und ihre Verbreitung in Holland und Skandinavien findet dieselbe eingehende Untersuchung wie ihre Geschichte in Deutschland, wo wir ihre letzten Spuren noch in Orgelliedern aus dem Anfange dieses Jahrhunderts finden. Daß Bolte den Uebergang des Singspiels zur komischen Operette, wo Schletterer und Minor einsetzen, oder sein Verhältnis zu den „welschen" Intermezzi nicht einmal streift und auch die Charakteristik der ganzen Gattung in engen Grenzen hält, darüber

1) Nicht 2580, wie Hauffen irrthümlicherweise angibt. Denn die Verse 2594—2599 decken sich mit den Versen 1157—1164 der Drucke des mittelhochdeutschen Gedichtes. Uebrigens klingt auch Vers 2601—2604 bei Fischart an Vers 1166 und 1167 der alten Rittermäre an.

dürfen wir bei der Anlage seines Werks als Materialsammlung nicht mit ihm rechten. Dafür entschädigen uns auch hier reiche Beiträge zu einer Geschichte der Motive und wertvolle bibliographische Funde. So weist Bolte durch einen bisher unbekannten Druck von 1693 nach, daß „Harlequins Hochzeit", das Urbild von Goethes „Hanswursts Hochzeit", nicht von Christian Reuter stammt; er deutet an, daß der „Kunst über alle Künste" (von der sich übrigens in Wolfenbüttel ein sechstes Exemplar befindet) eine vor 1658 gedruckte Verdeutschung von „The Taming of the Shrew" zu Grunde liege und dergleichen mehr. Jeder Recensent wird sich gegenüber einer solchen Fülle des Gebotenen scheuen, mit kleinlichen Nachträgen zu kommen; ich bringe also nur einige Zweifel zur Sprache: Ist „Missicken" (114, 16) nicht Diminutiv von „Miss", ein Nachklang aus dem englischen Possenspiel, wie Goethes „Misel" aus „Demoiselle"? Muß 110, 12 v. u. nicht „es" statt „er" stehen? War die Truppe, die 1712 in der Göhrde den „Domine Johannes" spielte (S. 34), die von Christian Spiegelberg — daß es einen Johann Spiegelberg nicht gegeben hat, werde ich demnächst nachzuweisen versuchen — und die, welche 1733 zu Stockholm das Singspiel wiederholte, die seiner Witwe Elisabeth Spiegelberg (vgl. Struck, die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund S. 21)?

Heitmüller erweitert seine Studien über Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds in dem achten Hefte der rüstig fortschreitenden Theatergeschichtlichen Forschungen nach zwei Seiten hin. Zunächst in einer Biographie des Schauspieler-Dichters Uhlich, der durch seinen Kampf gegen die theaterfeindliche Geistlichkeit höhere Bedeutung hat als durch eigene Produktion, die Heitmüller unter Benutzung seltener Drucke gewissenhaft aber schwerfällig untersucht. In der Betrachtung von Uhlichs Leben und Werken — eine Trennung, die mehrfache Wiederholungen mit sich führt — wird für die im Einzelnen noch wenig aufgeklärte Frühzeit des modernen Theaters manches Neue beigebracht, nach teilweise ungedruckten Briefen an Gottsched sein Verhältnis zu diesem, sein Aufenthalt bei der Neuberin, bei Schönemann, als Zeitungsschreiber in Hamburg und wieder bei Schuch geschildert und vor allem der Nachweis geführt, daß Uhlich nicht schon 1753 geistesgestört und verkommen zu Frankfurt a. M. gestorben ist, sondern dort noch 1756 zwei Wochenschriften herausgab. Nach der Chiffre, die er neben seinem vollen Namen führt, K.(aiserlichen) N.(euen) O.(ber) P.(ost) A.(mts) Z.(eitungs) S.(chreiber? Sekretär?), war er wohl gleichzeitig Leiter dieses offiziellen Blattes, woraus sich das Interesse desselben für Uhlichs Theaterschriften erklärt. Sein Tod bleibt im Dunkeln. — Uhlichs Schriften sind für sein kurzes Leben zahlreich, aber alles ist Durchschnittsware im Geschmack der Zeit und nach seines Meisters Gottscheds Regeln. Abgesehen von der Tragödie hat sich Uhlich in allen Gattungen versucht, sein Ziel ist stets die praktische Verwertung für die Bühne, der er angehörte; immer wieder tritt er, in Vorspielen und Prologen, für die Hebung des Schauspielerstandes, für die sittliche Berechtigung und Bedeutung der Bühne ein. Ihren Höhepunkt erreicht diese Tendenz, die Heitmüller bei der Wertschätzung des Gedichtes außer Acht läßt, in der „Beichte eines Comödianten bei Verfagung der öffentlichen Communion". Den gelegentlich der Döbbelinschen Streitigkeiten in Magdeburg 1771 veranstalteten Neudruck, der auch bei Goedeke fehlt, besitze ich: „Eines / Christlichen Comödianten / Beichte an GOtt / bey Verfagung / der öffentlichen Communion. [Motto aus Günther.] Zweyte Auflage. / Frankfurth und Leipzig. 1771. [4 Bl.] 4°"; da er mehrere offenbare Versehen der ersten Ausgabe verbessert, so führe ich die Abweichungen von Heitmüllers Texte (S. 94) an: Vers 13 vorig 23 jetzt nicht 32 den — unschuldsvollen 33 weis' 46 Besserung! 48 Weit—Herzen 49 tummen 52 vor 55 Und 58 Stütze 59 dem 60 beweiset 67 voll von 69 Sünden 70 wider. Die übrigen Werke werden in chronologischer

Folge breit behandelt, aber Heitmüllers Untersuchungen bleiben meist an der Oberfläche, da selten ein Versuch gemacht wird, Uhlich an seinen Vorbildern und Zeitgenossen zu messen; Netoliczkas eindringende Arbeit über das Schäferspiel (Seufferts Vierteljahrschrift 2, 1), die auch Uhlich berührt, wird nicht einmal erwähnt. Auch die sprachlichen Beobachtungen bleiben an Aeußerlichkeiten haften, wozu nützt z. B. ein Verzeichnis der Diminutivformen auf -gen oder -chen, die ganz inkonsequent — vielleicht vom Setzer — gebraucht werden? Einer ausgebreiteteren Belesenheit würde manches Anonymon nicht entgangen sein. So ist die „geprüfte Treue" (S. 89) nicht identisch mit Uhlichs verlorner „zerstörten Treue", sondern von Gärtner, zur Eröffnung der Bremer Beiträge zuerst gedruckt, dann einzeln 1744 ohne Ort; die angeblich so grimmige Satire, deretwegen die Hamburger „poetischen Gedanken" von 1750 konfisziert wurden, ist Gleims zahme „Schäferwelt"; die „Martinsgans" (S. 65) ist vom Bauzner Naumann. Vor allem aber hat Uhlichs Vorspiel „Der Sieg der Schauspielkunst" von 1749 (S. 86) nichts zu thun mit dem in Gottscheds Nötigem Vorrat 326 citierten gleichnamigen Vorspiele von 1747. Uhlichs Vorspiel, von Schuch auch in Augsburg gegeben und gedruckt wie die „Vertheidigung der Schaubühne" (vgl. Katalog der Wiener Ausstellung 1892 S. 108, von Heitmüller irrtümlich als identisch mit den Nürnberger Drucken bezeichnet), hat sechs Auftritte und ist eine öde Allegorie, in der die Schauspielkunst mit Hilfe des Apollo, der Thalia und Melpomene zu ihrem Schutze sendet, über ihre Widersacher, die Schmähsucht in der Gestalt eines alten Mannes, die Heuchelei in der eines Schulmeisters, die Dummheit in der eines Bauern und den Undank in der eines Stutzers siegt. Das bisher unbekannte zweite Stück dagegen „Der Sieg / der / Schauspiel Kunst / Ein Vorspiel. [Vignette.] Braunschweig / 1747. [15 S.] 4°" hat fünf Auftritte und ist, um es kurz zu sagen, ein Pendant zu dem berühmten und leider verlornen Neuberschen Harlekin-Verbannungsspiel. Es gehört ohne Zweifel der Schönemannschen Truppe an und ist vermutlich von Johann Christian Krüger verfaßt; an einer andern Stelle werde ich näher auf das interessante Stück eingehen.

Im zweiten Abschnitte gibt Heitmüller dankenswerte Nachweise über das Auftreten zweier holländischer Truppen in Hamburg (1740 und 1741) und führt damit über Schütze und Gaedertz hinaus. Voran geht ein kurzer Ueberblick über die holländischen Truppen des 16. und 17. Jahrhunderts, die zuerst Berufsschauspielerinnen nach Hamburg brachten. Die Truppe von 1740 ist die unbedeutendere und spielte mit der Hessen-Kasselschen Truppe Stolls zusammen, ein Compagniegeschäft, das wir auch bei anderen Wandertruppen häufig beobachten können; die zweite Truppe von 1741 tritt unter dem Protektorate des holländischen Ministerresidenten mit weit größerem Selbstbewußtsein auf und pflegt das klassische Drama. Sämtliche holländische Truppen hielten aber zäh an den Traditionen des heimischen Theaters und — im Gegensatze zu den jüngeren englischen Komödianten — an ihrer Landessprache fest; so ebneten sie durch ihren dem Platt nahe verwandten Dialekt dem hamburgischen Lokalstück den Weg, dessen wichtigsten Vertreter, Borkensteins „Bookesbeutel", uns Heitmüller demnächst im Neudrucke vorlegen wird.

Roßla am Harz. C. Schüddekopf.

Bion U., Beiträge zur Kenntnis des Lebens und der Schriften des Dichters Fr. Carl Casimir von Creuz. Inauguraldissertation der hohen philosophischen Fakultät der Universität München vorgelegt. Meiningen 1894. Druck der Keyßner'schen Hofbuchdruckerei. (Leipzig, Gustav Fock.) 1.50 ℳ

Bereits im Jahre 1890 hat sich eine Leipziger Dissertation von Karl Hartmann (Friedrich Carl Casimir von Creuz und seine Dichtungen. Heidelberg)

mit dem Freiherrn von Creuz und seinen Dichtungen beschäftigt. Bion beabsichtigt nicht, diese Schrift durch eine erschöpfendere zu ersetzen, sondern er beschränkt sich darauf, sie zu vervollständigen, indem er teils neues Material beibringt, teils seinen Gegenstand unter andern Gesichtspunkten betrachtet als Hartmann. Da eine völlige Neubearbeitung des Themas notwendig ganze Teile aus Hartmanns Schrift hätte wiederholen müssen, so ist Bions Verfahren gerechtfertigt; warum er es aber gar so ängstlich vermeidet, irgend etwas vorzubringen, was sich schon bei seinem Vorgänger findet, ist mir unverständlich. Eine kurze Uebersicht über Creuzens Leben vor dem biographischen und eine ebensolche über seine Schriften vor dem litterargeschichtlichen Teil von Bions Dissertation wäre zum mindesten erforderlich gewesen, um den Leser zurecht zu weisen, und würde die Benutzung der Schrift wesentlich erleichtert haben, während man jetzt mehr als einmal selbst da auf Hartmann zurückgreifen muß, wo es sich um die einfachsten Voraussetzungen handelt.

Zur Lebensbeschreibung von Creuz hat eine Durchforschung des Wiesbadener Archivs verschiedenes Neue zu tage gefördert. Eine Urkunde betreffend den Ankauf eines Hauses in Homburg durch Creuzens Vater, die schon Hartmann (S. 3 f.) eingesehen hatte (wo?), stammt nicht aus dem Jahre 1720, wie Hartmann angiebt, sondern erst von 1724. Das älteste Zeugnis für den Aufenthalt der Familie Creuz in Homburg würde also die Geburt von des Dichters Bruders Claudius daselbst, 1721, abgeben (Hartmann S. 5 Anmerkung 1). Dem erwähnten Kaufbriefe ist zu entnehmen, daß Creuzens Vater Darmstädtischer Rat und Oberberghauptmann war (wie Hartmann dies hat übersehen können und wie er zu der falschen Jahreszahl gekommen ist, begreife ich nicht). Weitere Aktenstücke belehren uns darüber, daß der alte Creuz dem Homburgischen Landgrafen verschiedentlich in finanziellen Nöten beistand und sich überhaupt in den besten Vermögensverhältnissen befand, was nicht hinderte, daß seine Familie nach seinem Tode in schwierige Lage geriet. Die hierauf bezüglichen Schriftstücke des Wiesbadener Archivs stammen von Creuzens Witwe, und da diese nach den Daten ihrer Briefe ihren Gatten um mindestens 14 Jahre überlebt haben muß, glaubt Bion Hartmanns Vermutung, als sei des Dichters Mutter bei dessen Geburt 1724 gestorben (Hartmann S. 5), unbedenklich verwerfen zu dürfen, um so mehr, als Hartmann selbst (S. 5 Anmerkung 1) eine 1727 geborene Schwester des Dichters erwähnt. Ich bestreite nicht, daß Hartmann hier sehr flüchtig verfahren ist, aber für so ganz unbeweisbar kann ich seine Annahme doch nicht halten. Bion behauptet (S. 10), sie stütze sich lediglich auf einen Vers der „Gräber" (Oden und Gesänge 2, 136): „Den Tod sah ich vor meiner Wiege stehen", in Wirklichkeit dagegen führt Hartmann noch einen zweiten Vers des gleichen Gedichtes an (S. 95): „O, unfürsichtigs Aug! Was war dein erster Blick? Ach, eine Leiche wars!" und wenigstens dieser letztere scheint mir Hartmanns Annahme doch einigermaßen zu stützen. Um Bions Gegenzeugnisse abzuschwächen, brauchte man nur anzunehmen, der alte Creuz sei nach dem Tode seiner Gattin eine zweite Ehe eingegangen; unmöglich wäre das doch gewiß nicht. — Die auf Creuz bezügliche Stelle aus J. J. Mosers Selbstbiographie druckt Bion (S. 11 f.) im Zusammenhang ab, während Hartmann sie verstreut gebracht hatte. Bei der Wichtigkeit, welche diese Quelle trotz ihrer offenbaren und böswilligen Parteilichkeit besitzt, ist diese Wiederholung dankenswert. Auch mit der Erklärung, welche Bion für die darin überlieferten, angeblich freigeistigen, in Wirklichkeit aber nur herbpessimistischen Aeußerungen Creuzens giebt, bin ich mehr einverstanden als mit der von Hartmann (S. 6) beigebrachten Beschönigung. Wie kann aber Bion, der diese Aussprüche seines Helden so richtig versteht, ihn ein paar Seiten später (S. 16) als orthodox-religiös bezeichnen!

Der zweite Teil der Arbeit, Creuz als Dichter, versucht den Grad von Creuzens Abhängigkeit von früheren und gleichzeitigen Dichtern zu bestimmen und giebt am Ende Bemerkungen über die Form seiner Gedichte. Die Untersuchung fördert im Einzelnen manches Schätzenswerte zu tage, ist aber als Ganzes infolge des völligen Mangels an Methode durchaus verfehlt. Ohne sich im geringsten um die Entwickelung des Dichters, oder, wenn eine solche nicht nachweisbar war, wenigstens um Charakter, Zweck und Gattung der einzelnen Werke zu kümmern, behandelt Bion die Dichtungen Creuzens wie ein einheitliches Ganzes, welches er dann mit den Werken anderer Dichter vergleicht. Die Reihenfolge, in der dieses geschieht, ist ziemlich willkürlich: geschichtliche Gesichtspunkte spielen darin gar keine, sachliche eine geringe Rolle. Den Begum macht Young (S. 14 ff.) Bion weist nach, daß eine Anzahl von Beiworten, Bildern, Metaphern, Personifikationen u. s. w. wie sie Young liebt, auch bei Creuz zu finden sind, nachdem er zuvor kurz auf die Verwandtschaft der pessimistischen Neigungen Youngs und Creuzens zu sprechen gekommen ist. Niemand wird bezweifeln, daß Young für Creuzens Dichtung eine bestimmende Macht gewesen ist und daß die „Gräber" ohne Youngs „Nachtgedanken" niemals geschrieben worden wären, aber von dem beträchtlichen Unterschied, der zwischen den beiden Dichtern herrscht, möchte man doch auch etwas hören. Wer Bions Dissertation liest, sollte meinen, daß bei Creuz Gefühlsüberschwang, sentimentale Thränenseligkeit und weichliche Schwärmerei eine Hauptrolle spielten, daß kühne Bilder, blumenreicher Stil und bunte Phantastik seine vorzüglichsten Kunstmittel seien. Man braucht aber nur den einzigen dritten Gesang der Gräber (in der Ausgabe von 1765) zu lesen, um sich sofort von dem durchgreifenden Unterschiede zwischen Young und Creuz zu überzeugen: welch eine Kluft zwischen dem klaren, scharfblickend-skeptischen Pessimismus des Deutschen und dem weichhinschmelzenden Weltschmerz des Engländers! Mindestens in dem Maße, wie bei Young die Empfindung die Reflexion mit sich fortreißt, übt bei Creuz der Gedanke seine starke Herrschaft über das Gefühl. Infolgedessen hat auch Creuz von den Kunstmitteln Youngs keinen allzu ausgiebigen Gebrauch gemacht; selbst wenn Bion seine Nachweise für die Nachahmung Youngscher Manier verdoppeln würde, ließen sich bequem für jeden Fall solcher Stileigenheiten bei Creuz sechs entsprechende bei Young nachweisen. Darauf mußte nachdrücklich hingewiesen werden: ein starker Einfluß des Engländers liegt ja fraglos vor, aber Creuz hat in Youngs schweren Wein reichlich $^3/_4$ klaren und gesunden Brunnenwassers gegossen. Uebrigens genügt ein Vergleich solcher Einzelheiten keineswegs: eine Gegenüberstellung der ganzen Kompositions- und Darstellungsweise der beiden Dichter würde zu viel wichtigeren Ergebnissen geführt haben.

Wie Young unmittelbar, so hat er auch mittelbar durch Klopstock auf Creuz eingewirkt, wofür Bion (S. 21 f.) einige schätzenswerte Belege beibringt. Es handelt sich hier aber weniger um die hohen Ziele der Klopstockischen Dichtung, als um Uebernahme von einzelnen dichterischen Ausdrucksmitteln und Gedanken. Wie aus Hartmanns Schrift (S. 36) ersichtlich, hat auch Creuz ausdrücklich vor der Nachahmung des Klopstockischen Stils gewarnt: „Die vielen außerordentlichen Gedanken, Bilder und Gleichnisse; die neu erfundenen Worte und Redensarten; kurz, diese ganze neue Göttersprache ist die Sprache, in welcher nur ein Milton und Klopstock reden darf, und alsdann nur, wann sie vom Paradise und Messias reden. — So finde ich des Miltons verlornes Paradis und des Klopstocks Messias *als Originalgedichte als einzige* in ihrer Art bewundernswürdig; aber wann ich sie als Muster zur Nachahmung ansehe, so denke ich davon anders, und sehe eine neue Barbarey voraus, wann ihr Geschmak zum herrschenden Geschmacke werden solte." Bion durfte diese Aeußerung nicht übersehen; zur

Beurteilung der Art und Weise wie Creuz sich seinen eigenen Stil bildete, giebt sie einen wichtigen Fingerzeig.

Es folgt (S. 22 ff.) die Besprechung von Hallers Einfluß, welcher meines Erachtens der wichtigste von allen ist. Die Hallerische Lehrdichtung hat die Richtung der gesamten dichterischen Thätigkeit Creuzens bestimmt und keine Einwirkung von anderer Seite, wie stark sie auch sein mochte, hat den Dichter je von diesem Wege ganz abgedrängt. Es wäre daher hier vor allem geboten gewesen, den Charakter der Hallerischen Dichtung zu kennzeichnen und den Nachweis zu führen, inwiefern Creuz ihn übernommen und inwiefern er ihn selbständig ausgebildet habe; die richtigen Gesichtspunkte hierfür hatte bereits Hartmann (S. 31 f.) angegeben. Statt dessen erhalten wir wieder nur eine Liste von Anklängen, Nachbildungen und Entlehnungen, an deren Schluß wir mit der ganz allgemeinen Behauptung abgespeist werden, Creuz habe auch philosophische Ideen aus Haller entlehnt. — Bei den Untersuchungen über Drollingers Einfluß (S. 27 ff.) will nichts rechtes herauskommen, noch weniger lohnt das Zurückgreifen auf Lohenstein (S. 29 f.); daß manche Einzelheiten bei Creuz noch an die Auswüchse der sogenannten zweiten schlesischen Schule erinnern, ist ja nicht zu bestreiten, aber wenn alle Vorwürfe, die sich gegen Creuz erheben ließen, so wenig stichhaltig wären, wie der, daß sich bei ihm schwulstige Redeweise fast gleichmäßig und überall vom ersten bis zum letzten Worte hinschleppe (S. 30), so wäre es um Creuzens Dichtung wohl bestellt. — S. 30 geht Bion auf Brockes über, welcher namentlich auf den jungen Creuz eingewirkt haben soll. Den Beweis erbringen nach Bions Ansicht ganze drei Stellen, die er aus Creuzens Werken (rund 600 Seiten!) ausgehoben hat: in der ersten versichert Creuz, daß auch das kleinste Gräschen ein Spiegel der Allmacht sei, in der zweiten singt er das Lob Gottes aus und in der Natur und in der dritten heißt es, daß selbst des Uhus Heulen Gottes Huld preise. „So sehen wir denn Creuz im Anfang recht eifrig auf Brockes' Spuren wandeln", heißt es unmittelbar darauf. Ich gestehe, daß ich eine solche Art der Untersuchung nicht mehr ernst nehmen kann. — An letzter Stelle wird Gottsched erwähnt und gleichfalls ganz kurz abgethan: mit der Behauptung, daß sich in allen Werken Creuzens, besonders aber in dem Trauerspiel „Seneca", Spuren Gottschedischer Nüchternheit zeigten, glaubt Bion den Einfluß des Leipziger Diktators auf Creuz genügend gekennzeichnet zu haben; was weiter folgt, berührt nur das Urteil Creuzens über Gottsched. — Schmerzlich vermisse ich in Bions Aufzählung Andreas Gryphius' Namen, obwohl schon Hartmann auf Creuzens Beziehungen zu dem großen Schlesier hingewiesen hat (S. 64). Ich glaube nicht nur mit Hartmann, daß sich in den „Gräbern" Gryphiussche Spuren entdecken lassen, sondern nehme dies erst recht für den „Seneca" an, den ich rundweg als Gryphiussches Drama in Gottschedischer Form bezeichnen möchte; gerade die auffallende Gemeinsamkeit in der Auffassung des tragischen Helden bezeugt die enge Geistesverwandtschaft der beiden Dichter, sowohl der Gemütsveranlagung wie der Weltanschauung nach.

Was Bion über die Einwirkung antiker Dichter auf Creuz beiträgt, hat wenig Wert. Der Einfluß Senecas (S. 31 f.) besteht darin, daß Creuz sich von dessen stoischen Anschauungen angesprochen fühlt. Einmal ist das keine dichterische, sondern eine philosophische Einwirkung und weiter hätte hervorgehoben werden müssen, daß die „Gelassenheit des Weisen", die Creuz so hoch schätzt, trotz ihrer antiken Herkunft durchaus kein stoisches, sondern ein Resignations-Ideal ist. Das tritt nirgends deutlicher zu Tage als in dem Trauerspiel „Seneca". — Was von Anklängen an Horaz beigebracht wird (S. 32 ff.), kann Creuz gerade so gut aus zeitgenössischen Dichtern entlehnt haben. Wichtiger wäre es gewesen, wenigstens ein par Worte über Lucrez zu verlieren, dessen

Name doch auf dem Titel einer Creuzischen Dichtung erscheint („Lucrezische Gedanken", Oden und Gesänge 2, 199 ff.).

Bion verbreitet sich weiterhin (S. 34 ff.) über Creuzens philosophische Anschauungen. Dieser Abschnitt hätte ohne viele Mühe wesentlich vertieft werden können, wenn Bion nicht das Wichtigste, was über Creuzens Philosophie und meines Erachtens über Creuz überhaupt geschrieben worden ist, entgangen wäre: der Abschnitt über den „Versuch über die Seele" in Robert Sommers „Grundzügen einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik". Doch ist Bions Charakteristik, wenn auch nicht erschöpfend, doch in allen Hauptsachen zutreffend. Die merkwürdige Seelenlehre, die eine Lösung des Monadenstreites durch die Annahme versucht, die Seele sei etwas „Einfach-Aehnliches", das heißt etwas nahezu Einfaches, ein weder wirklich einfaches noch wirklich zusammengesetztes Mittelding, wird richtig hervorgehoben, desgleichen Creuzens Mittelstellung zwischen Leibnizens Philosophie und dem christlichen Glauben (bei Sommer richtiger: Pietismus) und seine entschiedene Abwendung vom Leibnizischen Optimismus. Dagegen stellt Bion den Versuch, die Spiegelung der Creuzischen Philosophie in seinen Dichtungen nachzuweisen, wieder so ungeschickt und unsystematisch an, daß von einem eigentlichen Ergebnisse nicht die Rede sein kann. Und doch handelt es sich dabei oft um sehr bestimmte Dinge: wer wollte z. B. verkennen, daß in dem „Versuche vom Menschen" der Gedanke einer Stufenfolge der Wesen eine Rolle spielt?

Die unfruchtbare Aufzählung von Creuzens poetischen Formen glaube ich übergehen zu dürfen.

Es ist sehr zu bedauern, daß Bion, welcher bei der Beurteilung der Einzelheiten, in denen sein Held sich von andern Dichtern beeinflussen läßt, einen guten Blick und unverkennbares Geschick verrät, seine Arbeit ohne genügende gründliche Schulung in Angriff genommen hat. An Begabung scheint es ihm nicht zu fehlen, aber seine Arbeitsweise ist unreif und zeugt von mangelhafter Kenntnis wissenschaftlicher Methode. Die Förderung, welche die literargeschichtliche Forschung seiner Arbeit verdankt, ist daher nur gering anzuschlagen.

Jena. Rudolf Schlösser.

Thümmel M. A. v., Wilhelmine. Abdruck der ersten Ausgabe (1764). Herausgegeben von Richard Rosenbaum. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 48.) Stuttgart, Göschen 1894. ℳ 1,20.

Bernhard Seufferts Anzeige meines Neudruckes der „Wilhelmine" Thümmels in der Deutschen Literaturzeitung vom 24. August 1895, Sp. 1070/1 erhebt gegen mich einen allgemein gehaltenen Vorwurf, der sich im wesentlichen auf zwei Ausstellungen stützt. Seuffert zieht einen neuen Druck von 1764 ans Licht (ich nenne ihn fortan *a* gegenüber dem Textabdruck *A*, der dem Neudrucke zu Grunde liegt) und verweist ferner auf eine zw[illegible] Ausgabe von 1811, die der von mir mit *F* bezeichneten als *f* gegenüberstehen möge.

Zwischen *A* und *a* bestehen samt und sonders 13 Abweichungen. In 7 Fällen hat *a* am Schlusse des Satzes ein Semikolon, wo *A* richtig den Schlußpunkt setzt (S. 4_2. 4_{11}. 5_{20}. 5_{27}. 7_{18}. 7_{20}. 7_{23}).[1]) Das erste Wort des folgenden Satzes beginnt dann stets mit großem Anfangsbuchstaben. Ich kann aus noch ungedruckten Originalbriefen Thümmels, die in die Zeit von und um 1764 fallen, nachweisen, daß Thümmel fast regelmäßig den Satz mit einem Semikolon

1) Ich citiere nach dem Neudruck.

statt eines Punktes beschließt und trotzdem das erste Wort des nächsten Satzes mit einem großen Anfangsbuchstaben beginnen läßt. An Stelle des Punktes macht er auch gern einen Querstrich; des Punktes selbst pflegt er sich nur am Schluß eines Absatzes zu bedienen. Im Manuscript stand also offenbar so, wie *a* hat: Weiße jedoch, der den Druck besorgte, verbesserte, und mit Recht. Viermal entging ihm dieser Fehler: 23_5. 25_{28}. 26_4. 26_{13}. — Zu diesen sieben Fällen kommen noch folgende sechs hinzu: 3_{21} setzt *a* nach „Dichters" ungerechtfertigt ein Komma, dessen Ausmerzung in *A* der bessernden Hand zu danken ist. — 5_7: *a* hat die Schreibweise „empfing" gegenüber der sonst nur beliebten mit ie im Praeteritum der Verba mit gleicher Perfectbildung (vgl. 10_3. 11_{18}. 13_{10}. 13_{22}. 18_{14}. 19_6 und so immer). Diese Beobachtung bewog mich auch, die einzige abweichende Stelle in *A* (S. 13_{33}) zu verbessern, was auf S. 44_6 auch bemerkt worden ist. *A* ist in diesem Falle also auch konsequenter als *a*. — 7_1 *a*: „aus und" *A*: „aus; und" (*A* korrigiert den Ausfall eines notwendigen Satzzeichens). — 7_3 *a*: „genung" *A*: „genug" (ein Wort, das sich in der „Wilhelmine" nur einmal findet; es fehlt also jede Parallele). — 7_{19} *a*: „Cammerjungfer" *A*: „Kammerjungfer". Alle Zusammensetzungen mit dem Bestimmungswort „Kammer-" zeigen an allen übrigen Stellen die gleiche Schreibweise wie in *A* (z. B. 11_{28}, 15_{21}, 26_{22} und so immer). *A* ist also wieder konsequenter. — Endlich 7_{24} *a*: „alle" *A*: „allem" (beides ist möglich).

Abgesehen von diesen 13 Stellen stimmen die beiden Ausgaben in allem und jedem völlig überein, selbst das Papier mit seinem Wasserzeichen, die Typen, die Druckfehler und Druckerversehen, alles bis ins Einzelnste. Auffallend ist von vornherein, daß diese wenigen Abweichungen sich auf einen geringen Raum beschränken, das heißt sich nur innerhalb des ersten Druckbogens finden. Damit ist aber auch der Hinweis auf des Rätsels Lösung in einfachster Weise gegeben: Der Druck *a* ist keine selbständige Ausgabe, wie Seuffert meint, sondern nur ein merkwürdiges Exemplar der Ausgabe *A*. Es ist ein Unikum, das an erster Stelle einen nicht superrevidirten Druckbogen enthält, der durch irgendwelche Umstände zwischen die ausgedruckten geraten ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle uns in *a* aufstoßenden Eigenheiten auf das Thümmelsche Manuscript zurückgehen, das in Orthographie und Interpunktion viele Inkonsequenzen aufwies, wie sich aus gleichzeitigen Briefen des Dichters leicht nachweisen läßt. Weiße, der korrekte Korrektor, der erwiesenermaßen den Druck besorgte, hatte große Mühe, den offenbar flüchtig geschriebenen und darnach gesetzten Text zu säubern und zu einem einheitlichen Druckwerk umzugestalten. Daß auch ihm einiges entging, davon habe ich oben die Belege vermerkt. Dadurch nun, daß alle dreizehn Stellen in der zweiten und den folgenden Auflagen des Gedichtes so wiederkehren, wie sie *A* bringt, sanktioniert Thümmel die formalen Besserungen seines Freundes stillschweigend und überhebt uns jedes Zweifels darüber, daß auch er den Druck *A* als Grundtext betrachtet hat.

Noch einfacher als hier liegt die Sache bezüglich des Druckes *f*. Er unterscheidet sich in gar keiner Weise von *F*, abgesehen von der selbständigen Zählung der Seiten und Bogen und der Verschiedenheit in der Angabe des Verlegers. Eine Nachfrage bei der Göschenschen Verlagshandlung, deren bisherigem Inhaber, Herrn Adolf Nast, sowie seinem Nachfolger, Herrn Wilhelm Crayen, ich für die gütigen Mitteilungen über die Angelegenheit zu aufrichtigem Danke verpflichtet bin, ergab die Bestätigung meiner Vermutung, daß zwischen Göschen und Weidmann ein Abkommen bezüglich der Aufnahme der „Wilhelmine" in die „Sämmtlichen Werke" von 1811 getroffen wurde. Schon am 30. März 1790 nämlich, dem Tage, an welchem der Vertrag Thümmels mit Göschen über den Verlag der „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" zustande

kam, waren Bestimmungen zwischen beiden Parteien rücksichtlich einer eventuellen Gesamtausgabe vereinbart worden. Man kam überein, daß Göschen es zur Zeit werde übernehmen müssen, sich mit der Weidmannschen Buchhandlung wegen der bei ihm verlegten Schriften auseinanderzusetzen. „Da nämlich auch der Verfasser", so heißt es in den mir zur Verfügung gestellten Papieren, „zwei seiner Schriften: ‚Wilhelmine' und ‚die Inoculation der Liebe' vormals dem verstorbenen Buchhändler Hrn. Reich in Leipzig für seine Persohn aus Freundschaft ohne einige Bezahlung zum Drucke überlassen, wegen deren die Weidmannische und Reichische Buchhandlung in der Folge vielleicht sich eines Widerspruch-Rechts anmaßen möchte, wenn er in Zukunft seine Werke, in einer Sammlung, einer anderen Buchhandlung in Verlag geben wollte, so übernimmt der Buchhändler Göschen, sofern ihm die sämmtlichen Werke in der Folge in Verlag gegeben werden, die Weidmannische Buchhandlung aber nicht zu bewegen seyn sollte, die beyden bereits verlegten Schriften fahren zu lassen, es allenfalls rechtlich auszuführen, daß jene Buchhandlung dem Verfasser für die obbemeldten Schriften ein Honorarium bezahlen und sich verbindlich machen müsse, diese beyden Schriften mit den nähmlichen Lettern, auf das nähmliche Papier und in ganz gleicher Gestalt als die übrigen Schriften bey der Ausgabe der sämmtlichen Werke, zu drucken, so daß diese beyden Schriften dann als ein zum ganzen Werk gehöriger Theil zu betrachten sind." Als nun Thümmel im Jahre 1808 an Göschen mit dem Wunsche herantrat, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, wandte sich der Verleger zuerst an die Weidmannsche Buchhandlung mit der Anfrage, ob sie die beiden Schriften selbständig gemäß den obigen Bestimmungen drucken oder lieber dem Göschenschen Verlag allein überlassen wolle. Die Weidmannsche Handlung gab ohne weiteres ihre Bewilligung zur Aufnahme der beiden Schriften in die Werke und schlug Göschen sogar ein Compagniegeschäft vor. Die genauen Vereinbarungen darüber nun sind allerdings nicht mehr erhalten, doch steht die Thatsache als solche fest und findet in der Existenz der identischen Abdrücke mit der zweifachen Verlagsangabe ihre Bekräftigung. Der Weidmannsche Verlag war offenbar durch den über ähnliche Streitfragen entstandenen Prozeß mit Göschen der Werke Wielands wegen, in dem er den Kürzeren zog, gewitzigt und zur Nachgiebigkeit bereit (vgl. K. Buchners Schriften über Wielands Verhältnis zu Weidmann und Göschen; die oben benutzten Göschenschen Notizen ziehen den Fall vergleichsweise ebenfalls heran). — *F* selbst, das ist der Abdruck der „Wilhelmine" im ersten Bande der „Sämmtlichen Werke" von 1811 ist für die Textkritik von ganz untergeordnetem Werte. Durch den geringen mir zur Verfügung gestellten Raum für den Neudruck war ich genötigt und hatte mit Zustimmung des Herausgebers der Sammlung mich darauf beschränken müssen, die unwesentlichen Aenderungen in *F* stillschweigend zu übergehen, zumal mir aus einer noch ungedruckten Briefstelle Thümmels bekannt war, daß er an der Gesamtausgabe seiner Schriften nur ein materielles Interesse hatte, auf den Druck keinerlei Einfluß nahm, vielmehr alles, selbst die darauf zielenden Verhandlungen, seinem Sohn Eduard überließ. Das bestätigen mir nun auch wieder die Göschenschen Mitteilungen. Unwesentliche Aenderungen in *F* blieben demnach unberücksichtigt, andere wurden summarisch abgethan, sobald sie sich das erste Mal zeigten. Die von Seuffert bemerkten Varianten aus *f* finden darin also ihre Erklärung. Denn es besteht, wie gesagt, zwischen *F* und *f* gar kein Unterschied und die Anführung einer Ausgabe *f* hat demnach ebenso wenig Berechtigung wie die des oben behandelten Druckes *a*. Die Ausgabe *f* war mir zur Zeit meiner Beschäftigung mit dem Stoffe wohlbekannt, über *a* erlangte ich allerdings erst Kunde durch den Hinweis Professor Seufferts, der mir sein eigentümliches Exemplar freundlichst lieh.

Mit diesen Ausführungen ist die Beschreibung aller Drucke der „Wilhelmine"

noch lange nicht zu Ende. Außer den von mir beispielsweise (S. 45) vermerkten Nachdrucken habe ich noch Kenntnis von Ausgaben aus den Jahren 1782, 1805 und 1812. Ganz merkwürdige Beobachtungen lassen sich an der Fassung vom Jahre 1773 (*D*) machen. Das ist jene Ausgabe, die in der gleichen Ausstattung wie Nicolais „Sebaldus Nothanker" erschienen ist und diesem Roman beigebunden in Bibliotheken vielfach sich findet. Ich habe drei Ausgaben mit einander verglichen und bis auf je zwei Stellen mit einander übereinstimmend gefunden. Es handelt sich um zwei Worte, von denen das eine in der Vorrede zur dritten Auflage (*C*), das andere am Anfang des sechsten Gesanges steht, im Neudruck auf Seite

47_5	und	39_4
α) darbey		kindische
β) dabey		kindische
γ) darbey		kindidische (Druckfehler).

Und zum Ueberfluß soll noch ein Druck: Gotha 1773 bestehen, den ich in einem alten Antiquariatskataloge verzeichnet fand. Auf der Gothaer Bibliothek ist er allerdings nicht nachweisbar. Die vermerkten Abweichungen geben doch sicherlich keinen zureichenden Grund dafür ab, daraus auf drei verschiedene Ausgaben des Jahres 1773 schließen zu wollen. Es liegt auch hier offenbar eine gleichgeartete Vermengung von Revisionsbogen und ausgedruckten Bogen vor, wie ich sie oben in dem Falle *A*: *a* festgestellt zu haben glaube. Daß durch eine Beziehung auf ähnliche Fälle kein sicheres Resultat abzuleiten ist, möge folgendes beweisen: 26_{15} und 28_{30} schreiben alle Ausgaben „dabey". Dagegen finden wir 21_3 „darbey" in *A*—*E*, während *F* „dabei" setzt. Genau so verhält es sich 27_{26}: „worzu" *A*—*E*, „wozu" *F*. Und in derselben Vorrede zur 3. Auflage: 47_{19} „darzu" *C*—*E*, „dazu" *F*. Aus solchen Erwägungen war für die Geschichte des kleinen Epos und seine Ueberlieferung kein wesentlicher Nutzen zu ziehen; sie durften in unserem Neudruck also füglich wegbleiben.

Es sei mir gestattet, noch wenige Einzelheiten nachzutragen: Zu S. VIII_{10} der Einleitung wäre als Belegstelle auf einen Brief Weißes an Ramler vom 9. August 1764 hinzuweisen, den Schüddekopf in Herrigs Archiv 77 (1887), S. 10, Nro. 9 herausgegeben hat. — An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. IX_8 und 45_{21} lies: 1765 statt 1766, S. 45_5 Weidmanns statt M. G. Weidmanns (beide schon von Seuffert a. a. O. gerügt); S. 28_{12} lies: sein statt: seine. — In den Lesarten: zu 17_{36} lies: *DF* statt *E*; S. 53_1 soll die erste Seitenzahl 29 statt 27 heißen.

Herr Dr. Schüddekopf, der es übernommen hatte, den Neudruck der „Wilhelmine" an dieser Stelle anzuzeigen, war in Uebereinstimmung mit Herrn Professor Sauer so liebenswürdig, mir den Raum zu überlassen. Beiden Herren sage ich den schönsten Dank für ihr Entgegenkommen.

Berlin. Richard Rosenbaum.

Seuffert B., Ein Gutachten über Universitätswesen aus dem Jahre 1778 in: Franz v. Krones zum 19. November 1895 gewidmet von seinen Freunden A. Bauer, W. Gurlitt, J. Loserth, E. Richter, A. E. Schönbach, B. Seuffert, H. v. Zwiedineck. Graz, Kommissions-Verlag von Leuschner & Lubensky 1895, S. 79—91. gr. 8°.

Wenn ich den Herausgeber gebeten habe, mir die Selbstanzeige dieser kleinen Mitteilung zu gestatten, so geschah es, weil ich einiges erörtern möchte, was in der Festschrift nur kurz berührt werden konnte.

Es handelt sich um ein Gutachten über die Erfurter Universität, aus dem R. Borberger in den Jahrbüchern der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1870 S. 98. 133 ff. u. ö. den Anfang und mehreres Einzelne mitgeteilt hat. Es ist im Erfurter Stadtarchiv aufbewahrt, „von der Hand des Archivars Erhard geschrieben, jedoch mit Wielands Namen unterzeichnet, so daß anzunehmen ist, daß Erhard von Wieland herrührende Materialien benützt hat." Diese Nachricht Borbergers bedarf der Erläuterung; der Zustand der Handschrift, die ich durch des Erfurter Archivars Dr. C. Beyer Güte wiederholt einsehen durfte, stellt uns nemlich vor ein Rätsel der Ueberlieferungsform.

Vorausgeschickt muß werden, daß das undatierte Gutachten seinem Inhalt nach zweifellos ins Jahr 1778 fällt; es setzt einen Auftrag des Statthalters Dalberg voraus, sich über die damals beabsichtigte Reform der Universität Erfurt zu äußern; da Wieland diese Hochschule aus eigener Erfahrung kannte, da er mit Dalberg in freundschaftlichen Beziehungen stand, so ist es gut möglich, daß er den Auftrag erhielt und ausführte. Ja, der Inhalt des Gutachtens entspricht durchaus Wielands Lebensverhältnissen, seinen Ansichten, seiner Ausdrucksweise, und auch der Stil ist Wielandisch. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Wielands Name mit Recht unter dem Schriftstücke steht, obgleich er nicht von seiner Hand darunter gesetzt ist.

Nun hat sich ja Heinrich August Erhard mit der Geschichte der Universität Erfurt befaßt und über Wielands Anteil daran unter Mitteilung von Briefen und Akten geschrieben. Er hat aber merkwürdigerweise weder in Ersch und Grubers Encyklopädie sub verbo Erfurt, noch in seinen Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte, Magdeburg 1827 (1828), wo er diese Studien veröffentlichte, des Gutachtens Erwähnung gethan; freilich war sie an beiden Orten nicht unbedingt nötig. Auffälliger jedoch ist, daß das nach C. Beyers, Borbergers und meiner Meinung von ihm geschriebene Manuskript, das auch aus seinem Besitze in das Erfurter Stadtarchiv kam, das nach C. Beyers Beobachtung auf ein Papier geschrieben ist, wie es Erhard auch sonst benutzte, keine einfache Abschrift ist. Es stehen starke Korrekturen im Texte und am Rande, Korrekturen, die zum Teil in die weitere Disposition eingreifen. Das Manuskript sieht aus wie ein während der Niederschrift überarbeiteter Entwurf, nicht wie eine Copie. Manches ist bis zur Unleserlichkeit durchstrichen, manches auf eingelegten Zetteln nachgetragen. Wie ist dies zu erklären?

Eine Fälschung ist Erhard, dem angesehenen Beamten und ernsten Geschichtsfreunde, nicht zuzutrauen. Was sollte er, der 1793 geboren ist, für ein Interesse gehabt haben, einen Reformvorschlag für 1778 zu fingieren, da die Universität seiner Vaterstadt 1816 aufgehoben war und seine Niederschrift doch kaum in eine frühere Zeit fallen kann. Auch wäre es erstaunlich, daß er sein Gutachten Wieland unterschöbe, der doch als Universitätsmann nicht auf der höchsten Warte stand. Woher sollte er so Genaues aus Wielands Leben wissen, wie das Schriftstück erzählt? woher z. B. die sonst nicht bekannte Ablehnung eines Rufes nach Jena? Seine Studien über Wieland setzten ihn nicht in die Lage, alle diese Aeußerungen über Einrichtungen und Personen daraus zusammenzutragen, ja nicht einmal ihren kleinsten Teil konnte er daher gewinnen; und aus den amtlichen Schriften Wielands vom Jahre 1771, die er treu nach den Originalen publiziert hat, wie ich durch Vergleichung feststellte, konnte er zu wenig von Wielands Amtsstil kennen lernen. Er müßte ein Meister im Fälschen gewesen sein, wenn er aus so geringen Quellen Sachliches und Formales so gut in Wielands Art ausgenommen und gestaltet hätte. So muß er also Wielandisches vor sich gehabt haben. Borberger spricht von „Materialien". Sollen darunter ungeordnete Vorarbeiten Wielands zu seinem Elaborat verstanden sein,

so müßte man Erhard das unglaubliche Geschick ihrer Wielandartigen Vereinigung zutrauen. Aber wenn ihm ein zusammenhängendes Gutachten Wielands vorlag, warum copierte er es nicht einfach? Daß er eine alle Korrekturen nachahmende Abschrift eines Entwurfes habe anfertigen wollen, wäre eine für seine Zeit ganz ungewöhnliche Absicht und war für seine auf die Geschichte Erfurts abzielenden Zwecke sinnlos; die Ausführung dieses mühseligen Unternehmens wäre dann aber auch ungeschickt angestellt und mißraten. Wielands Gutachten eigenmächtig zu interpolieren, lag für ihn doch so wenig ein Grund vor wie für die Erfindung des Ganzen. So bleibt, dünkt mich, nur die Annahme übrig, Erhard habe zwei Fassungen desselben Wielandischen Gutachtens verschmolzen, den Entwurf und die Reinschrift etwa. Aber es muß gesagt werden, daß der Charakter des Schriftstückes mir keine sichere Stütze für diese Annahme bot; vielleicht gelingt es einem andern, der das ganze an 70 Folioseiten füllende Elaborat nur daraufhin prüft, was ich leider unterlassen habe, sie zu finden. Denn was bliebe sonst noch für eine Erklärung übrig? Daß sich Wieland eines Schreibers bedient habe, dessen Hand zufällig der Erhards gleicht, der zufällig ein Papier derselben Fabrik benützt, aus der Erhard vierzig bis fünfzig Jahre später sein Papier bezog, das ist doch nicht glaubhaft, auch wenn Wieland überhaupt häufiger eines Kanzlisten sich bedient hätte, auch wenn die Niederschrift auf ein Diktat hinwiese, und wenn ein Schreiber so viele Aenderungen an die richtige Stelle hätte einsetzen können; warum hätte Wieland nicht an einem einzigen Worte eigenhändig gebessert?

Eine einwandsfreie Erklärung dieser sonderbaren äußeren Ueberlieferung eines nach Inhalt und Form Wielandischen Schriftstückes wird man wohl erst geben können, wenn das Original gefunden ist. Die kgl. Bibliothek in Erfurt, die die Universitätsmatrikel bewahrt, besitzt es nicht; und auch im kgl. Staatsarchiv in Magdeburg, wohin andere gleichzeitige Erfurter Universitätsakten und ältere Amtsschriften Wielands gekommen sind, ist es nicht erhalten. (Gütige Mitteilung des kgl. Geh. Archivrates v. Mülverstedt.)

Das Gutachten zerfällt in zwei annähernd gleich große Teile; der erste behandelt allgemeine Fragen des Universitätswesens mit großem Verständnis, der zweite die Fakultätseinrichtungen mit sachlichem Freimut und erstaunlicher Personalkenntnis. Was Wieland über „die teutsche Sprache und Literatur" sagt, darf an diesem Orte vollständig mitgeteilt werden:

„Ich glaube zwar, daß noch auf wenig Universitäten diese als wirkliche Nominalprofessur in Uebung gekommen ist, indessen hat man doch auf den meisten die Notwendigkeit ihres wissenschaftlichen Studiums anerkannt, und sie zum Gegenstand akademischer Vorlesungen und Uebungen gemacht. In der That ist es nicht nur an sich ganz vernünftig und notwendig, die vaterländische Sprache, die jedem Gebildeten gerade am nächsten liegt, in den Kreis des wissenschaftlichen Unterrichts aufzunehmen, sondern es wird so lange ganz unerläßlich sein, als auf unsern Schulen dieser Unterrichtsgegenstand noch so sehr vernachlässigt wird, während doch die durch die Fortschritte unseres Zeitalters in dieser Hinsicht gebotenen und vollkommen gerechtfertigten Forderungen immer höher steigen. Ich würde zu einem Kursus der deutschen Literatur rechnen: 1) einen vollständig grammatisch-kritischen Unterricht in der deutschen Sprache; 2) die Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Ausdruck in derselben, sowohl in Gegenständen des gewöhnlichen Lebens, als des wissenschaftlichen Lehrvortrags und der öffentlichen Geschäfte; und 3) die Geschichte und Literatur der deutschen Sprache, nach ihrer allmähligen Ausbildung von ihrem ersten öffentlichen Erscheinen an bis auf unsere Zeit, und ihrer bemerkenswerten Schriftsteller. Dieser Lehrstoff würde sich füglich in zwei halbjährige Kurse verteilen lassen, doch müßten daneben noch

besondere Uebungen in deutschem Styl, wöchentlich in einer oder zwei Stunden veranstaltet werden. — Da die vollkommen befriedigende Ausfüllung dieses Lehrfaches zugleich eine gründliche Einsicht in die schönen Wissenschaften überhaupt erfordert, so kann es unbedenklich dem Professor der Philosophie, welcher sich mit dem Vortrage der Aesthetik beschäftigt, übertragen werden, und ich glaube für diesmal im Stande zu sein, einen Mann, der mit allen Requisiten eines guten Professors der Philosophie und Aesthetik, auch eine tiefe Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Geschichte verbindet, unterthänigst vorzuschlagen." Sein Vorschlag trifft „den Professor der Philosophie am Collegio Carolino zu Braunschweig, Herrn Joh. Joachim Eschenburg." Er wird zunächst zusammen mit andern für andere Professuren Vorgeschlagenen charakterisiert: er habe sich durch seine Schriften allgemeines Ansehen in der gelehrten Welt erworben und sich als Lehrer rühmlich hervorgethan; dann heißt es: „Von Hrn. Prof. Eschenburg ist noch besonders zu bemerken, daß er in der schönen Literatur eine besondere Stärke hat, und zugleich selbst ein guter Dichter ist, mithin zum Lehrer der Aesthetik vorzugsweise sich eignet." Der Vorschlag war gut, aber Eschenburg wurde so wenig berufen wie andere von Wieland empfohlene Gelehrte, weil die Reorganisation der Universität ins Stocken gerict.[1])

So viel soll hier von dem für den Leserkreis des Euphorion Wichtigeren mitgeteilt sein. Die Veröffentlichung des ganzen umfangreichen Aktenstückes, dessen Inhalt teilweise örtlich und zeitlich beschränkt, teilweise aber heute noch aktuell ist, muß einem Urkundenbuche der Universität Erfurt vorbehalten bleiben.

Noch soll bemerkt werden, daß auch Beaulieu-Marconnay in seiner Biographie Dalbergs Wielands Gutachten so wenig erwähnt, als es in Wielands bekanntem Briefwechsel, so viel ich sehe, berührt wird. Beaulieu erzählt zwar die darin enthaltene Ablehnung von Wielands neuer Berufung nach Erfurt, aber dies kann er aus Boxbergers Veröffentlichung entnommen haben. Sein Zusatz, Wieland sei die Philosophieprofessur und das Universitätsdirektorium um ein bedeutendes Gehalt angeboten worden, dürfte nahe liegende Ausschmückung sein; vom Gehalt steht im Gutachten und also auch bei Boxberger nichts. Und da Beaulieu eigens erklärt, es sei kein Stück des Wieland-Dalbergschen Briefwechsels überliefert, so ist nicht ersichtlich, woher er jene Kunde haben will.

Uebrigens trifft seine Behauptung, die Korrespondenz sei verloren, nicht genau zu. Ein paar Briefe Dalbergs an Wieland haben sich im Böttigernachlaß im Germanischen National-Museum zu Nürnberg erhalten: (ein französisches Briefchen zur Begleitung eines mir unbekannten Briefes des Secrétaire perpétuel de l'Academie Luchet[2]) Erfurt 1. Mars 1779), ein Schreiben W. [? Weimar ?] 21. März 1779, eine Empfehlung des Grafen von Harrach Erfurt 17. September 1791 und ein Brief Erfurt 6. Mai 1794. Die zweite und vierte Nummer lohnt die Mitteilung.

„21. März 1779. Ew. Wohlgebohren sage ich warmen Dank für die Uebersetzung die ein Meisterstück ist. Ihre Genien [Ihr Genien? oder wohl Ihr Genius?] bietet da so mancher frommen guten Seele die Hand und führt sie an jene reine Quelle woh unerschöpflicher Trost aus unermessner Owahl entspringt. Durch eine Gute Hand wird Maria Theresia dieses Stück erhalten und wird

1) Bei Erhards Sammlungen liegt eine Notiz: „Acta betr. eine Beschwerde der Universität wider die Kurfürstliche Regierung, daß sie die Vorlesungen des August Bohse über den deutschen Styl nicht dulden wolle." 1698. Die dabeistehende Nr. 34 verweist wohl auf die Signatur im kgl. Staatsarchiv zu Magdeburg. Dies nebenher als Notiz zur Geschichte des deutschen Unterrichts in Erfurt.

2) Jean Pierre Louis Marquis de Luchet, der in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel trat. Der Inhalt des Briefes zwingt nicht, Wieland als Adressaten zu erklären, darum klammere ich ihn ein.

es wahrscheinlich auf bevorstehender Char-frey-tag mit reiner Inbrunst betten. Erhielten unsre Kirchenlieder doch alle solchen Uebersetzer! es sind würklich schöne darunter." z. B. Jesu Corona virginum u. s. f. „alles in ihrer Uebersetzung [ist] schön rührend fliesend und der Hauptthon übergetragen! Die neünte Stroph ist gar herrlich. in der fünften verstehe ich das Eja nicht. Ich bin mit ausnehmender Hochachtung Ihr gehorsamer Diener Dalberg."

Die von Dalberg hier gerühmte Uebertragung Wielands ist die des Stabat Mater, die „der Höchstsel. Kayserin in der Charwoche 1779. überreicht wurde", wie der Merkur 1781, 1, 3 verkündigt. Aus Dalbergs Brief scheint hervorzugehen, daß er die Uebergabe des Gedichtes an die Kaiserin besorgte.[1]) Veröffentlicht hat Wieland seine Arbeit im Teutschen Merkur 1781, 1, 101 ff. mit Beifügung des lateinischen Textes; dabei ist das von Dalberg beanstandete „Eja" in der 5. Strophe, in deren erster Zeile es offenbar aus dem Originale beibehalten gewesen war, beseitigt und durch Wiederholung des „Laß" ersetzt, das nun dreimal statt des zweimaligen lateinischen „fac" steht. Im Vorwort zur Publikation berichtet Wieland über die Entstehung der Uebersetzung und ihre Art. Er schrieb sie, während seine bald achtjährige Tochter Regina Dorothea starb, am 7. März 1779. Er vertiefte sich in die Charfreitagstimmung des büßenden, in düsterer Zelle sich vor dem Kruzifixe geißelnden Mönches, den er sich als Verfasser (Jacobus de Benedictis) vorstellt. Er wollte in die individuellen Empfindungen des einfältig frommen Dichters eindringen und das Erhabene nachempfinden, das Pergolesi zur Komposition begeisterte. Er wollte eine getreuere Uebersetzung geben an Stelle „jener Umbildung des Originales nach protestantischen Lehrbegriffen", die Klopstock, gleichfalls zur Pergolesischen Musik, 1774 geliefert hatte (siehe Goedeke, Klopstock Nr. 16).

Dalberg hat recht: die Uebersetzung ist fließend und trifft den Hauptton. Doch sind nicht alle Strophen gleich gut gelungen und die von ihm belobte neunte gehört nicht zu den besten. Recht weit hat sich Wieland nur in der 2. Hälfte der 8. Strophe vom Originale entfernt; der Reimzwang hat in die 5. Zeile der 1. Strophe das unpassende Wort „Weltgerichtes" gebracht, auch in der 2. Zeile der 5. die üblen „heil'gen Triebe" zu „Liebe" gesellt und in der letzten Strophe die Gnade zum „Panier" gestaltet. Der Rhythmus ist nur an einer einzigen Stelle nicht rein: Vers 3 der 8. Strophe. — Die gute Aufnahme des Gedichtes wird durch der Kaiserin Befehl, den deutschen Text in Musik zu setzen, bezeugt. —

„Erfurt, 6. Mai 1794. Wohlgebohrner Hochgeehrtester Herr Hofrath! Ich freue mich so oft ich sehe wie Wielands hoher Genius so manchen schönen Geist durch sein Beyspiel weckt, durch Unsterbliche Werke zur Nachahmung ermuntert, und als guter Vater und treüer Freünd leitet und befördert. Ich lese die schöne Gedichte des H. Broxtermann und hatte das Vergnügen mich mit H. v. Mayer zu unterhalten; und bin überzeügt daß beyde verdienen von Ew. Wohlgeb. ermuntert und empfohlen zu werden. Ich würde mich sehr freuen wenn ich den H. Broxtermann als Lehrer anstellen könnte: aber in Würzburg und Erfurt sind alle Stellen besetzt; und das Vermögen der Maynzer hohen Schuhl ist durch den Krieg sehr geschwächt worden. Im Zeitpunct der politischen, literarischen und moralischen Sansculottisen, ergötz' ich mich immer daran, daß Ew. Wohlgeb. ihrem so edlen und reinen Gefühl des schönen und guten mit so vieler Würde getreü bleiben; und ächten Geschmack und rechtschaffne Gesinnungen durch ihre Meisterwerke verbreiten. Ich bin [mit?] vieler Hochachtung Hochdero ergebenster Diener Carl Coadj[utor]."

1) Versuchte Wieland damit noch einmal, sich dem Wiener Hofe zu empfehlen?

Von dem in diesem Briefe erwähnten Theobald Wilhelm Broxtermann (siehe Goedeke 5, 450. 554) liegen mir zehn ungedruckte Briefe an Wieland vom 9. Februar 1788 bis zum 8. September 1795 reichend vor, von Johann Friedrich von Meyer (siehe Goedeke 5, 448) zwölf Schreiben vom 27. November 1792 bis zum 23. April 1796. Broxtermann unterbreitet am 29. Januar 1794 Wieland den Plan, sich als Privatdocent der Reichsgeschichte in Jena niederlassen zu wollen und dankt am 22. Juni 1794 für Wielands Fürsprache bei Dalberg. Für seinen schriftstellerischen Geschmack ergeben die Briefe die beachtenswerte Notiz, daß er in „Geron" das Ideal sah. Sein Freund Meyer, der sich mit ihm zu einer hexametrischen Verdeutschung Ariosts verband und der ebenfalls Beiträge für den deutschen Merkur lieferte, neigt mehr zu der gräcisierenden Dichtung Wielands hin. —

Die Mitteilung dieser Dalberg-Briefe, die mir der Herausgeber des „Euphorion" freundschaftlich erlaubte, führt teilweise weit von dem Gutachten Wielands ab; aber sie führt doch auch dahin zurück, indem das letzte Schreiben beweist, daß Dalberg noch viel später akademische Empfehlungen Wielands empfing und in Erwägung zog.

Graz. B. Seuffert.

G. A. Bürgers Werke herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1894. 2 *M.*

Diese Ausgabe von Bürgers Werken erschien zum ersten Male im Jahre 1872 als dünnes Bändchen und ist seitdem in drei unveränderten Auflagen wieder gedruckt worden. In der vorliegenden fünften Auflage ist sie zu einem starken Band von LXXVIII + 504 Seiten angewachsen. In der umfangreichen, völlig neubearbeiteten biographischen Einleitung verzichtet Grisebach zu Gunsten aktenmäßiger Genauigkeit auf eine lesbare Darstellung. Die Gedichte enthalten alles Wertvolle und Abgeschlossene in drei Büchern chronologisch geordnet: 1) Balladen und Romanzen; 2) Lieder an Molly; 3) Sprüche und vermischte Gedichte. Die Ueberschrift des zweiten Buches, das sämtliche Liebesgedichte Bürgers enthält, ist nicht glücklich gewählt, obgleich Grisebach S. 36 sein Verfahren damit zu rechtfertigen versucht: daß Bürger selbst in der Ausgabe letzter Hand auch solche Gedichte, die lange vor seiner Bekanntschaft mit Molly entstanden waren, durch Einfügung ihres Namens nachträglich auf seine Einzig-Geliebte bezogen habe; was dem Dichter frei stehen muß, kann nicht auch dem Herausgeber erlaubt sein. Ein Anhang zum dritten Buch umfaßt „Bearbeitungen fremder Gedichte": Die Nachtfeier der Venus, Zechlied, Das Dörfchen, Die beiden Liebenden und die beiden Franckeschen Gedichte: Erinnerung im Abendthale, Liebeslied an die Schönste. Dem Text der Gedichte liegt die Ausgabe von 1789 zu Grunde. Gelegentlich wird auf die ersten Drucke zurückgegriffen; Bürgers späteren Aenderungen gegenüber verhält sich Grisebach eklektisch. Eine zweite Abteilung enthält die Prosaschriften Bürgers. Hierin liegt der bedeutendste Fortschritt und der wissenschaftliche Wert dieser Auflage. Während nämlich die früheren Auflagen nur die Fragmente über Volkspoesie („Aus Daniel Wunderlichs Buche"), die Uebersetzungen aus Ossian und die Vorreden zu den Gedichten enthielten, wird uns hier eine nahezu erschöpfende Sammlung von Bürgers kleineren prosaischen Schriften, Vorreden, Recensionen und Fragmenten geboten. Einiges war bisher in keine Ausgabe Bürgers aufgenommen worden. Die reiche Gabe erweckt in uns den Wunsch nach einer noch reicheren, nach einer vollständigen Sammlung von Bürgers Werken, die auch die Uebersetzungen und Lehrbücher mit einschlösse.

A. S.

Waldmann F., Lenz in Briefen. Zürich, Verlag von Sterns literarischem Bulletin der Schweiz. 1894. 7 M.

Seit einiger Zeit hat die literarische Forschung dem unglücklichen livländischen Dichter der Geniezeit, J. M. R. Lenz, besondere Aufmerksamkeit zugewandt und zwar mit vollem Rechte. Denn Lenz erscheint jedenfalls als das bedeutendste Talent der eigentlichen Sturm- und Drangperiode, als ein Talent, das — um ein bekanntes Wort Goethes zu gebrauchen — „aus wahrhafter Tiefe und unerschöpflicher Produktivität hervorging, das aber bei aller Schönheit doch kränkelte“ und sich nicht zu künstlerischer Reife hindurchzuarbeiten vermochte. Außerdem ist er mit den Koryphäen unserer Literatur, mit Goethe und Herder, in enge Beziehung getreten, und endlich sind auch die traurigen persönlichen Schicksale des Dichters wohl geeignet, selbst vielseitige Teilnahme zu erwecken. Grundlegend sind von allen diesen neueren Publikationen die Arbeiten von K. Weinhold gewesen, die persönlichen Beziehungen unseres Dichters zu Goethe hat Froitzheim untersucht, und jetzt ist auch Dr. F. Waldmann, der schon 1884 durch die Herausgabe eines Lenz-Stammbuches sein Interesse für diesen Dichter bekundet hat, mit einem Werkchen an die Oeffentlichkeit getreten, welches alles das vorführt, was an Briefen von Lenz erhalten ist, was an ihn und über ihn geschrieben ist. Grade bei Lenz spiegelt sich in seinen brieflichen Herzensergießungen das Wesen des Dichters aufs Deutlichste, und so liefert diese Sammlung, bei der natürlich nur die bezeichnendsten Stellen abgedruckt sind, auf eine wörtliche Wiedergabe dagegen verzichtet ist, ein klares Bild seines Lebens und Wirkens, seines Strebens und Leidens.

Die früheren Publikationen über Lenz sind ziemlich vollständig benutzt, nur ist es zu bedauern, daß die schon von Goedeke gekannten Briefe von Lenz an Frau v. Stein (in Prutz' „Deutschem Museum“) Herrn Waldmann entgangen sind. Dagegen hat er sich nicht blos auf das gedruckte Material beschränkt, sondern auch handschriftliche Schätze verwertet. So hat er das Lavaterarchiv des Antistes Finsler in Zürich durchstöbert und hier eine Nachlese gehalten, die sich als eine wertvolle Ergänzung der schon 1857 von Dorer-Egloff herausgegebenen Briefe von Lenz an Lavater darstellt. Beispielsweise erfahren wir jetzt zuerst aus einem Briefe dieser Sammlung, daß namentlich Lavater seinen Freund Lenz zu bestimmen gesucht hat, die gegen Wieland gerichtete Satire, „Die Wolken“, zu unterdrücken. Interessant ist auch aus dem bisher ungedruckten Teile dieser Sammlung ein Brief Lavaters an die Herzogin Louise von Weimar, aus dem hervorgeht, daß jener speciell den jungen Lenz bei der sächsischen Fürstin empfohlen hat. Als besonders wertvoll aber erscheinen mir zwei Briefe von Lenz an Lavater aus den Jahren 1779—1780, also aus der Zeit nach dem ersten Wahnsinnsausbruche des Dichters; in dem ersten der beiden Schreiben enthüllt uns Lenz seine Ansichten über das physiognomische System Lavaters, während er im zweiten seine Petersburger Eindrücke dem Freunde mitteilt.

Außerdem hat der Herausgeber auf der Stadtbibliothek zu Riga die reiche Sammlung des Lenziana ausziehen lassen und so namentlich die Briefe der Verwandten des Dichters an das Tageslicht gefördert, die ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Abgesehen von einem Schreiben der Mutter an Lenz aus dem Jahre 1775, in dem sich so recht die Angst des bekümmerten Mutterherzens um ihren in der Ferne weilenden und vom Getriebe der Welt mit fortgerissenen Sohn ausmalt, sind es namentlich Briefe der Brüder, die teilweise an den Dichter selbst, teilweise an den Vater Lenz gerichtet sind und sich vornehmlich mit dem Bruder Jakob beschäftigen. Besondere Bedeutung haben diese Briefe deshalb, weil sie mit der Legende aufräumen, daß die Familie sich um den Dichter sogut

wie gar nicht bekümmert und daher sein trauriges Schicksal wesentlich mit verschuldet habe. Einen anderen Charakter unter den Briefen der Rigaer Stadtbibliothek tragen diejenigen Schreiben, welche von Boie an Lenz gerichtet sind; diese beschäftigen sich namentlich mit einzelnen für Boies „Museum" bestimmten Arbeiten des Dichters und geben besonders über die schon oben genannten „Wolken" bedeutsamen Aufschluß.

Der Herausgeber hat die Briefe in der modernen Orthographie abdrucken lassen, weil er in erster Linie nicht „für exacte Lenz-Forscher", sondern für gebildete Laien zu schreiben gedachte. Aus demselben Grunde wird man es nur billigen können, daß Waldmann seiner Arbeit eine Zeittafel vorausgeschickt hat, die uns die wichtigsten Daten aus Lenzens Leben in chronologischer Reihenfolge vorführt. Vorteilhaft wäre es gewesen, wenn er sich auch bei der äußern Form mehr von der Rücksichtnahme auf sein Leserpublikum hätte bestimmen lassen; denn dann würde er die Briefabschnitte nicht in so abgerissener, regestenähnlicher Form mitgeteilt, sondern lieber in einen verbindenden Text eingewoben haben.

Nach dieser Arbeit dürfte über die Beziehungen von Lenz zu manchen seiner Freunde, speciell zu Lavater, Boie, Herder und dem Aktuar Salzmann, wohl kaum noch etwas Neues beigebracht werden können; dagegen sind allerdings Waldmanns Mitteilungen über den geistigen Verkehr zwischen Lenz und der Schriftstellerin Sophie v. La Roche höchst dürftig, weil er sich hier auf die kärglichen Auszüge angewiesen sah, die v. Löper im Anhange seiner Goethebriefe (Briefe Goethes an Sophie v. La Roche und Bettina v. Arnim, Berlin 1879, S. 199–201) mitgeteilt hat. Inzwischen ist eine Reihe von Briefen in meine Hände gelangt, und da diese über die Beziehungen zwischen Sophie v. La Roche und dem livländischen Dichter, ebenso auch über die literarischen Arbeiten von Lenz, sowie über das schriftstellerische Wirken der Frau v. La Roche mancherlei neue Aufschlüsse darbieten, so möge es mir verstattet sein, diese zur Vervollständigung des Lenzbildes hier zum Abdruck zu bringen.[1])

Persönlich ist Lenz mit der berühmten Freundin Wielands nie bekannt geworden, dagegen scheint er, als Sophie v. La Roche ihr Erstlingswerk in die Welt gehen ließ, die Gelegenheit wahrgenommen zu haben, nach der Sitte jener Zeit mit ihr in Verbindung zu treten und einen Briefwechsel anzubahnen, der namentlich in den letzten Jahren seines Straßburger Aufenthalts besonders lebhaft gewesen zu sein scheint. Denn alle 9 Briefe von Lenz an Sophie, die uns überkommen sind, sind, wenn sie auch zum Teil undatiert sind, doch ins Jahr 1775 und 1776 zu setzen. Nur zwei Briefe sind Originale, die anderen kennen wir nur aus Abschriften, die der Dichter Leopold Friedrich Günther v. Göckingk, ein Freund des zweiten Sohnes der La Roche, im Jahre 1820 genommen hat. Göckingk hatte damals eine Publikation des wichtigsten Briefnachlasses der La Roche angestrebt und zu diesem Zwecke zahlreiche Briefe kopiert. Die Veröffentlichung aber zerschlug sich, und die Kopien gingen an den Geheimen Ober-Bergrat v. La Roche, den Sohn der Schriftstellerin, über; dessen Erben gewährten Herrn v. Loepers bei seinen Goethe-Studien Einblick in die Lenz-Briefe und ebenso verdanke auch ich der Güte eines der Nachkommen die Erlaubnis, von jenen Schreiben Abschriften zu nehmen und mit ihnen in die Oeffentlichkeit zu treten.

---

1) Vereinzelte Stellen aus diesen Briefen sind in meinem Aufsatze: Aus alten Briefen. Die Familie La Roche und ihr Freundeskreis in den Jahren 1760—1780 (Nord und Süd Juni 1895, vgl. oben S. 202) bereits verwertet worden. Für den gegenwärtigen Abdruck wurden die Briefe neuerdings mit den Originalen verglichen.

I.

(Im Originale erhalten.)

d. 1sten May 1775.

Gnädige Frau!

Ich halte mich für ebenso berechtigt, Ihnen zu schreiben, als ein freyer Geist, über alle Unterscheidungszeichen und Verhältnisse in der Welt herausgehoben, Ihnen seinen Beyfall zulispeln würde, wenn er Sie irgend eine edle große Handlung ausüben sähe. Ich habe von Ihnen weder zu hoffen noch zu fürchten, und um Ihnen die Wahrheit dessen und die Ungezwungenheit und Freywilligkeit meines Urtheils zu beweisen, sollen Sie meinen Namen nicht erfahren, aber erlauben Sie mir auch jetzt mit aller der Hochachtung zu Ihnen zu treten, die das Anschauen Ihrer wundernswürdigen Eigenschaften in mir rege macht. Ich habe ja hie und da Nachrichten von Ihnen eingezogen, die alle dunkel und unzuverläßig waren; besser wust ich mich nicht zu wenden als an Goethe, der nur einmal einen Brief in Coblenz aus Ihrem Dintenfaß geschrieben hat.[1]) Und wie entzückt ich darüber seyn muß, die Züge Ihrer Hand in meinen Händen zu sehen, dieser Hand, die die Sternheim schrieb, und von dieser soviel Gütiges für mich! „Das Gleichgesinnte meines Charakters — wissen Sie, was das auf sich hat, gnädige Frau? Die göttliche Güte hat mich, da ich eben durch andere Vorfälle meines Lebens und Verirrungen meines Kopfes und Herzens bis zu Boden gedrückt war, auf einmal wieder erhöhen wollen; ich fühle neues Leben in mir, neue Aussichten, neue Hofnungen, und ach Gott! wie selten kommt mir das! etwas von Ihrer Selbstzufriedenheit. — Erschrecken Sie über dieses Wort nicht, Sie allein können es ohne Gefahr brauchen. So lange konnten Sie zusehen, daß Ihre Sternheim unter fremdem Namen[2]) möcht' ich beinahe sagen, vor der Welt aufgeführet wurde und mit halb sovielem Glück, als wenn jedermann gewußt, aus wessen Händen dieses herrliche Geschöpf entschlüpfte. O wahrhaftig starke Seele, müssen doch Männer vor Ihnen erröthen und zittern. Lassen Sie mich aufrichtig reden, der Name des Verfassers komischer Erzählungen[3]) war keine gute Empfehlung für einen Engel des Himmels, der auf Rosengewölken herabsank, das menschliche Geschlecht verliebt in die Tugend zu machen; dieser Name warf einen Nebel auf die ganze Erscheinung, und ich danke Ihnen ebenso eyfrig, daß Sie ihn mir von den Augen genommen, als ich Ihnen das erstemahl für Ihre Schöpfung gedankt haben würde. Und wie es mir in die Seele hinein Vergnügen macht, daß ich mich in der Ahndung auch um kein Haar verschnappt, W. habe nur die Noten und die Vorrede gemacht, denn sie sind so ganz sein würdig.[4]) Ich verkenne diesen Mann nicht, aber er hätte mit mehrerer Ehrfurcht dem Publikum ein Werk darstellen sollen, dessen Verfasserin zu groß war, selber auf dem Schauplatze zu erscheinen und dies soll geahndet werden.

Gnädige Frau! Nennen Sie ihr Mädgen nicht phantastisch, ich hoffe es werden Zeiten erwachen, die itzt unter dem Obdach göttlicher Vorsehung schlummern, in denen Leserinnen von Ihnen Ihr Buch, das sie jetzt noch als

1) Dies kann im Sommer 1774, vielleicht auch schon im Herbste 1773 geschehen sein; denn in beiden Jahren war Goethe in Coblenz bei der Familie La Roche zu Besuch.

2) Sophiens Erstlingsroman erschien 1771 anonym; als Herausgeber nannte sich Wieland.

3) Wielands „Komische Erzählungen," vielleicht die schlüpfrigsten und ausgelassensten seiner poetischen Werke, waren schon 1765 erschienen.

4) „Wieland gab seine Abneigung gegen die Richardson'sche Richtung, die er mühsam und glücklich überwunden, brieflich und in Noten Ausdruck." Vgl. Erich Schmidt in der „Allgemeinen Deutschen Bibliographie" 17, 719 (1883).

Ideal ansehen, zur getreuen Copey machen werden. Wenn Sie doch für jedes weibliche Alter dergleichen Ideale schüfen! Sie würden alle einen Thon haben, weil sie aus Ihrem Herzen kämen, das sich in dergleichen Gemählden nur selbst abdruckt. Liebe gnädige Frau! Der Himmel belohne Sie! Wär es auch nur für all die wollüstigen Tränen, die Sie mir haben aus den Augen schwärmen machen, und in denen die ganze Welt um mich her verschwand.

Wenn ich bedenke, daß und womit ich Ihnen Freude gemacht habe, so werde ich stolz auf mich selber und danke dem Himmel für die Stunde, in der er mich hat geboren werden lassen, für die Leiden, den schönen krummen Pfad, durch den er mich bis zu Ihnen hinaufführte, daß ich wenigstens Ihr Angesicht sehen kann. Ich habe nur den ersten Brief in der Iris gelesen[1]) und Sie gleich wieder darinn gefunden. Lebt solch eine Freundin wirklich, die mit den geheimsten Bewegungen Ihrer großen Seele vertraut ist, so sey sie dem Himmel gesegnet, mit Ihnen die Zierde unseres Säkulums. Was sollen wir schmeicheln, liebe gnädige Frau, mich däuchte der erste Brief mit mehr Feuer geschrieben, als die nachfolgenden. Binden Sie doch Goethen ja recht ein, mir wenns möglich die nächstfolgenden im Mskpt. mitzutheilen, ich werde mit diesem Heiligthum gewissenhafter umgehen als W.[2]) Nicht ein Wort in diesem ganzen Briefe habe ich gesagt, das nicht mit der vollen Empfindung meines Herzens ausgesprochen, das ich nicht vielleicht weit stärker gebraucht haben würde, wenn ich in einer anderen Himmelsgegend und Zeitraum von Ihnen gesprochen hätte.

* * *

Alles, alles schicken Sie mir, was Sie gemacht haben, auch das französische. Ich muß Sie ganz kennen lernen und das grad in dieser Lage meines Herzens. Hier ist meine Adresse. Was kanns mir auch schaden, Ihnen meinen Namen zu sagen! Es ist so der kürzeste Weg. Und ich habe viele Namensvetter, die auch Goethen kennen.

II.

Strasburg d. 20. May 1775.

Sie sind vielleicht schon auf der Reise, deren Sie im Briefe an Goethe Erwähnung thaten. Nehmen Sie dahin meinen Dank mit (wenn anders der Dank eines Menschen, wie ich, Sie erwärmen kann) für den braven Mylord Allen,[3]) ein Portrait, das ich in meiner Gallerie hoch anstelle. Er hat Erdbeben in meinen Empfindungen gemacht. Lassen Sie sich das neue linke Wort nicht verdrießen; ich rede einmal so, wenn ich mich nicht zwingen mag. Und gegen Sie zwinge ich mich nicht eher, als bis Sie mir dazu winken. Darf man mit Personen, die außer unserem Stande sind, nicht reden, wie's einem ums Herz ist, sage ich immer, Wie traurig wäre ihr Los dann?

Wenn Goethe bei Ihnen ist,[4]) so möcht' ich eine Viertelstunde zuhorchen. Warum lassen Sie ihn denn soviele Operetten machen? Freilich kann mein kaltes Vaterland großen Antheil daran haben, daß ich mehr für das Bildende

---

1) Lenz spielt auf den neuen in Briefform erschienenen Roman der Sophie v. La Roche „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane v. St." an, der zuerst in den Jahren 1775 und 1776 in der von J. G. Jacobi herausgegebenen Zeitschrift Iris erschien und dann 1779 in einem Sonderabdrucke veröffentlicht wurde.

2) W. = Wieland.

3) Mylord Allen ist eine Hauptfigur in der 1772 zu Zürich erschienenen Erzählung der La Roche, die den Titel „Der Eigensinn der Liebe und Freundschaft" führt.

4) Wahrscheinlich hatte Sophie um diese Zeit einen Besuch bei ihrer Tochter Maximiliane in Frankfurt geplant und davon wie es im Eingange des Briefes heißt, Goethe in Kenntnis gesetzt; Lenz nahm daher an, daß sie um diese Zeit eine Zusammenkunft mit Goethe haben würde; in Wirklichkeit aber hatte dieser grade damals mit den Gebrüdern Stolberg seine Reise nach der Schweiz angetreten.

als Tönende der Dichtkunst bin. Doch kann ich auch weinen bei gewissen Arien, die mir ans Herz greifen, und verloren bin ich (wenigstens in jeder Gesellschaft von gutem Ton), wenn sie grade die Stimmung meiner Situation treffen. Wenn Sie denn doch seine Muse seyn wollen, so verführen Sie ihn in ein großes Opernhaus, wo er Platz für seine Talente finden könnte, wenn man es erst von Metastasios Spinnweben rein ausgefegt hätte. Nur weiß ich nicht, wie Goethe übers Herz bringen sollte, Helden anders als im Recitativ singen zu lassen; oder die Arien müßten von einer Art seyn, wie ich sie mir nicht zu denken im Stande bin. Ich schreibe Ihnen das, weil er mir ganz stille schweigt.

Was mir wieder einmal eine Zeile von Ihrer Hand seyn würde, — das darf ich Ihnen doch nicht erst sagen, aber nur, wenn es Niemand, Niemand Eintrag thut. Ich will gerne hintenan stehen.

III.

(Undatiert, aber wohl auch ins Jahr 1775 fallend.)

(Der Anfang dieses Briefes betrifft eine Erzählung der Frau v. La Roche, „der weibliche Werther“,[1]) die Lenz handschriftlich erhalten hatte.)

— — Indessen, däucht mich, ist doch die Natur der meisten Leidenschaften gewöhnlicher Seelen nur ein vermischtes Gewebe von Eitelkeit und Gefühl des Werths im Gegenstande. Und ich kann doch antworten, dieser Mensch liebt, — aber eigennützig. Ich unterscheide ihn von dem hartherzigen M(enschen), der blos aus Eitelkeit geliebt zu werden wünschte. Dieser wünscht blos zu erfahren, ob und wie das Herz empfinde, um es lieben zu können. Freilich bleibts unredlich.

Ach! gnädige Frau! Wie oft liebte ich ohne Hoffnung! Wie oft mit der Hoffnung, und immer unglücklich! Meine gefährlichsten Bekanntschaften sind allezeit mit den liebenswürdigsten Personen Ihres Geschlechts gewesen. Jede neue Freundin kostet mich einen Theil meines Lebens. Doch kenn' ich keinen glücklicheren Tod. Kenne sonst kein Glück auf dieser Alltagswelt.

Was aber meines Herzens Geheimniß betrifft, so wird es mit mir begraben werden. Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit und meine Diskretion! Oder vielmehr lassen Sie diesen schwachen Augenblick Niemanden bekannt von mir werden!

Ich habe von Herrn Huber[2]) verschiedene kleine Umstände erfahren, die mir Ihr Bild viel vollkommener auszeichneten. Wenn es keine unverzeihbare Dreistigkeit ist, einige Züge Ihrer ersten Jugendjahre in dem Hause des Grafen[3]) — sodann Ihrer ersten und zweiten Liebe[4]) mir auszubitten. Gnädige Frau! Diese Gewogenheit wäre unschätzbar! Ich schwöre Ihnen ewige Verschwiegenheit, wenn Sie sie fordern, doch weiß ich, Sie verlangen keinen Eid von einem, dem Sie Gefühl zutrauen.

Das Band, womit Sie mich binden — care laccia, amate pene — mein Vaterland! Was werde ich in Dir verlassen müssen?

---

1) Diese Erzählung ist nicht im Drucke erschienen, jedoch ist es möglich, daß sie bei den späteren Partien von „Rosaliens Briefen“ verwandt worden ist. Denn jene Frauengestalt, die in diesen Teilen eine Hauptrolle spielt, die Frau v. Gudden, ist gewissermaßen ein weibliches Gegenstück zu Werther. Ueber die Anlehnung der Sophie v. La Roche an den Goetheschen Roman vgl. Ridderhoff „Sophie v. La Roche“, die Schülerin Richardsons und Rousseaus. Einbeck 1895. S. 84.

2) Gemeint ist wohl der Professor der schönen Künste Huber in Freiburg, der auch mit dem blinden Dichter Pfeffel in Verbindung getreten war (vgl. Pfannenschmidt Fremdenbuch des Dichters Gottl. Conr. Pfeffel, Colmar 1892. S. 42 und S. 393). Wahrscheinlich war Lenz von Straßburg aus mit dem Freiburger Professor in Verkehr gekommen.

3) Von einem Jugendaufenthalt Sophiens im Hause eines Grafen ist nichts bekannt; wahrscheinlich liegt eine Verwechslung von Lenz vor.

4) Sophiens erster Bräutigam war der italienische Arzt Bianconi, ihr zweiter Wieland.

Sie haben Familie. Dürfte ich mir ein kleines Portrait davon ausbitten? Gruppe zu sehen? Das Portrait Ihres Gemahls habe ich in der Sternheim gefunden; eine Freundin gab mir den Schlüssel. Auch hat er das Bild seines Geistes in den Briefen über das Mönchwesen[1]) für mich von einer Seite abgedruckt, die mich ihn ewig wird verehren machen.

Meine Eltern sind — ob böse auf mich, oder bloß kaltsinnig — genug seit mehr als sechs Monaten schweigen sie mir. Meiner Mutter hab ich all mein Pflegma — mein ganzes Glück — meinem Vater all mein Feuer — mein ganzes Unglück — zu danken. Beide verehre ich als in ihrer Sphäre die würdigsten Menschen, die je gelebt haben. Beide habe ich Armer beleidigt — muß sie beleidigen.

Ich schreibe an einer Schulmeisterchrie in Knittelversen, in einer neuen Monatsschrift, die unter der Aufsicht des Hrn. Boie in Göttingen herauskömmt.[2]) Warum erlaubt mir mein Schicksal doch nicht, Sie in dieser liebenswürdigen Meine Soldaten[3]) liegen in Herders Händen. Es kömmt eine Gräfin La Roche darin vor, der ich etwas von Ihrem Charakter zu geben versucht habe, wie ich ihn aus ihren Schriften und Briefen kenne.

IV.

Straßburg d. 31. Juli 1775.

— — Wenn ich mich recht erforscht habe, so ist der höchste Wunsch unseres Geschlechts bei dem Ihrigen auf eine schmeichelhafte Art geliebt zu sein; vielleicht ist der höchste Wunsch des Ihrigen, bei unserem, auf eine vorzüglich edle Art geschätzt zu werden.

Ganz inwendige Thränen muß ich Ihnen über Ihren 37sten Brief[4]) schreiben, der die anderen alle verschlingt. Das Höchste und Beste, was eine weibliche Hand jemals wieder geschrieben hat. Ja, meine Mutter! — Die Männer wollen nicht geliebt, nur geschmeichelt seyn. Die größesten sind für die besten Ihres Geschlechts verloren, und das kömmt, weil sie das schöne Gebiet des moralischen Kreises zu durchwandern verachten.

So wollustvoll mir der 27ste, so unterrichtend war mir der 25ste, der mit dem 26sten das Kleeblatt ausmacht, das ich aus diesem Blumenstrauße vorzüglich an mein Herz drücke. Welch ein Licht wirft er auf Ihr Bild, erhabene Seele! Ja! sollten Sie mich hassen, so würde mir Ihr Haß werther sein, als die Liebe einer anderen Frau.

Mit welcher Simplicität da eine Warheit in die Welt hineingewälzt ist, die so lange dauern wird, als die Welt steht! In dem ganzen Briefe ist mehr Weißheit und tiefe Weltkenntnis, als in hundert Alphabeten,[5]) die ein Wieland

---

1) Der erste Band der Briefe über das Mönchswesen, der allein von La Roche herrührt war schon 1771 erschienen.

2) Gemeint ist wohl der Aufsatz, der unter folgendem Titel in den „Flüchtigen Aufsätzen von Lenz 1776 bei Joh. Casp. Fueßly in Zürich erschien: „Matz Höcker, Schulmeister in B** im St..l. An die Damen, die Kunstrichter und das ganze menschliche Geschlecht. Eine Chrie." Diese Arbeit war der Zeitschrift zugedacht, die seit 1776 unter dem Titel „Deutsches Museum" von Heinr. Christ. Boie herausgegeben wurde; Boie aber sandte sie am 10. Januar 1776 dem Dichter zurück, erbot sich jedoch a.n 8. März, sie für eines der nächsten Hefte wieder zu verwenden (siehe Waldmann a. a. O. S. 36 und 43).

3) „Die Soldaten, eine Comödie" erschien 1776 zu Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich. Im Anfange des Juli 1775 sandte Lenz seine „Soldaten" an Herder (siehe Waldmann S. 26); hieraus kann man ersehen, daß unser Brief bald nachher geschrieben sein muß.

4) Der 37. Brief bezieht sich auf den neuen Roman von Sophie von La Roche „Rosaliens Briefe", und auf denselben nehmen auch die später angeführten Briefnummern Bezug.

5) Die Druckbogen wurden damals nicht durch Zahlen, sondern nach dem Alphabete bezeichnet (Bemerkung Goedings).

geschrieben hat, und schreiben könnte. Der hat eine vortrefliche Advokatin an Ihnen, und ich wünschte, ich könnte mich nun wieder mit ihm aussöhnen,[1]) obschon von seiner Seite dazu wohl keine Wahrscheinlichkeit mehr seyn möchte, nachdem ich öffentlich sehr polternd mit ihm gebrochen. Wie gesagt, er soll uns nicht Philosoph und Lehrer des menschlichen Geschlechts seyn wollen und seine Sachen für das geben, was sie sind. Die Ursache, die Sie angeben von dem Wege, den er genommen, macht mir ihn auf dieser Seite von neuem liebenswürdig, und vom Himmel herab kann nichts anderes zu seiner Vertheidigung gesagt werden.

Warum gehen Sie denn so freundlich mit mir um, da ich in Ihrem Briefe, mit der gefaßtesten Seele, nichts als den strengsten mütterlichen Tadel über mein Stück erwartete? Wie? Sie Ihren Einsichten nicht trauen? — Oder wollten Sie vielleicht, so auf eine höchst feine Art, das wieder zurücknehmen, was Sie mir zur Aufmunterung sagten, und das in der That mir für mein ganzes Leben neuen Schwung gegeben hat! O! Sie, im allereigensten Verstande, meine Mutter! Lassen Sie mich nun auch Ihre mütterliche Züchtigung erfahren! Ich kenne den Zirkel der feineren Welt auch nicht so genau, oder vielmehr ich habe meine Achtsamkeit noch nicht so anhaltend auf denselben gewendet. Ihrem zarten und feinen Gefühl muß manches in meinen Stücken hart, unanständig und ungezogen auffallen, das war es, was ich von Ihnen zu meiner künftigen Besserung zu erfahren wünschte; denn an einem einmal geschriebenen Stücke feile ich nie. Ich habe es einmal thun wollen, es hätte mich aber fast das Leben gekostet, und Göthe ist auch da mein Retter gewesen.

Dürfte ich um Ihre Gouvernante[2]) deutsch bitten, da Ihr deutscher Styl so unzählige Grazien hat — was auch der mir darum verhaßte Wieland in seinen Vorreden darüber raisonnirt. Sie können das Feine und doch dabey so simple (das eigentlich das wahre Erhabene macht), in Ihrem deutschen Style so wenig selber sehen, als ihr Gesicht.

Ich habe mit Goethen Göttertage genossen,[3]) von denen sich nichts erzählen läßt. Sie werden Ihn, meyne ich, nun bald sprechen.

Um Wielands willen bitte ich Sie auf den Knieen, sagen Sie mir alles, was zwischen ihm und Ihnen jemals vorgefallen ist. Ich möchte dem Mann nicht Unrecht thun, und wenn ich ihn zu hart gestoßen habe, und er Mitleiden verdient, ihm gern wieder Genugthuung geben.

N. S.

Ich habe Ihren Brief erhalten, gnädige Frau! Ja, ich gehe nach Italien.[4]) Diesen Winter werde ich wohl in Genf zubringen, um mich zu dem

---

1) Der Streit zwischen Lenz und Wieland nahm 1774 seinen Anfang, als dieser im Septemberheft seines Merkur eine ungünstige Besprechung der Lenzschen Lustspiele nach dem Plautus veröffentlichen ließ. Lenz schrieb nun gegen Wieland seinen „Menalk und Mopsus", den Goethe am 15. Oktober 1775 der Sophie von La Roche zusandte (siehe Loeper a. a. O. S. 118) und auch das Pandaemonium germanicum ist gegen Wieland gerichtet. Ebenso schrieb Lenz 1776 gegen diesen eine dramatische Satire „Die Wolken", die er aber dann selbst vernichten ließ.

2) Von dieser Erzählung der La Roche ist nichts weiter bekannt, vielleicht ist die Geschichte „Der Eigensinn der Liebe und Freundschaft" gemeint, die jedenfalls auch zuerst französisch erschien und dann erst ins Deutsche übersetzt wurde (siehe Waldmann S. 99; L. Assing, „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands" und Hassencamp „Neue Briefe Chr. Mart. Wielands an Sophie von La Roche." Stuttgart 1894 S. 14). Diese Annahme hat auch um deswillen einige Wahrscheinlichkeit, weil die Hauptfigur jener Erzählung, Lidy von Bienheim, sich bei einer armen adeligen Familie als Gouvernante (genauer Kammerzofe) ihrer Tante einführt.

3) Goethe war im Jahre 1775 zweimal mit Lenz zusammengetroffen, zunächst auf der Hinreise in die Schweiz im Mai des Jahres, wo er den Freund zu einer Fahrt nach Emmendingen in das Haus seiner Schwester mitgenommen hatte und dann wieder bei der Rückkehr aus der Schweiz vom 13. bis 20. Juli (siehe Waldmann, S. 25). Auf das letztere Zusammentreffen spielt Lenz hier an.

4) Auch diese Reisepläne verwirklichten sich nicht.

großen Fluge anzuschicken. Wenn ich in der Schweiz die Berge, in Italien die Statuen, in Holland die Festungen, in Frankreich Rousseau, in England das Theater werde gesehen haben, so komme ich zurück zu Ihren Füßen; Sie, meine Muse, sollen mich auf neue Bahnen leiten. O die Ruhe dann! Götterausſichten, wie kräftig durchströmen, erfrischen Sie mich! Wie? Sie wünschen mir eine Geliebte? Welche Güte der Seele ließ Sie grade den Wunsch thun! O daß die — Ihr Bild trüge, obschon ich Sie beide nicht kenne! Nach Ihrer beider Briefen zu urtheilen, muß eine wunderbare Uebereinstimmung in Ihrer ganzen Art zu denken, zu leben und die Sachen anzusehen seyn, Eine Gnade! Fragen Sie nach Ihrem Nahmen[1]) auch Goethen nicht! Ihr Bild, gnädige Frau! hintergangene Hoffnung ist das größte Unglück. Und wer kann wissen, ob ich lebendig wieder komme.

V.

(Im Originale erhalten, doch gekürzt wiedergegeben.)

Ich kann mich nicht enthalten, gnädige Frau, Ihnen den ganzen, ganzen Brief der Gräfin Waldner[2]) über den Beschluß Ihrer Henriette zuzuschicken. Sie werden in jedem Zuge das unaussprechliche sehen, das ich nicht als Mannsperson, das ich nach der kältesten Erkenntniß darin finde. Haben Sie die Gnade, ihn mir wiederzuschicken, weil ich der Person, der er gehört, ihn nur unter dem Vorwande abgeschwatzt habe, um die Stelle, die Ihre Henriette angeht, für mich auszuschreiben, nicht weniger die über Herrn v. Bismarks Denkmal auf seine verstorbene Frau, das ich bey dieser Gelegenheit Ihnen nicht genug empfehlen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kurzum, gnädige Frau, ich werfe mich Ihnen zu Füssen, daß Sie mir dieses Heiligthum von Abdruck einer schönen Seele (wie wenig vermuthet sie, ihren Brief in anderen Händen zu sehen) wieder zukommen lassen, damit ich bei seiner Besitzerin kein Kirchenräuber werde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich darf Ihnen nicht mehr Zeit wegnehmen, gnädige Frau; nur eines bitten will ich noch, bitten und betteln, Nachrichten von Ihrer Familie — und die Wölkgen, die vor Ihrem Angesicht hängen, werden balde zertheilt seyn.

Von mir darf ich nichts sagen, meine Reise nach Italien[3]) könnte durch die magnetischen Kräfte, die meinen Reisegefärthen[4]) an Strasburg haften, noch auf ein Jahr hinausgeschoben werden. Mittlerweile werden sich erschröckliche Nebelwolken vor meine Stirne lagern, und ich Freunden und Feinden ein Ungeheuer scheinen, bis Gott andere Zeiten schaft.

Entziehen Sie mir, ich mag Ihnen erscheinen, wie ich wolle, wenigstens nach dem, was ich gewesen bin oder Ihnen anfangs schien, entziehen Sie mir, gnädige Frau, den kleinen Funken gütiger Achtung, Nachsicht nicht, den mein guter Genius in Ihrem Herzen für mich erhalten wolle, der immer mein ganzes

---

1) Gemeint ist damit jedenfalls Henriette v. Waldner. (Siehe S. 6.)

2) Lenz liebte Henriette v. Waldner, die sich aber 1776 von einem Baron Oberkirch heimführen ließ. Die Dame sandte an Lenz einen Brief, in dem sie sich über den neuen in der Iris erschienenen Roman der Sophie v. La Roche und speciell über eine darin vorkommende Figur ausließ; dieses Schreiben der Henriette von Waldner würde nun der Verfasserin mitgeteilt. Die angedeutete Romanfigur ist Henriette v. Effen. (Ihre Henriette), die in den ersten Nummern der Rosalien-Briefe eine bedeutsame Rolle spielt.

3) In der That kam auch dieses Reiseprojekt nicht zur Ausführung; auch spätere Reisepläne, die der Dichter im Jahre 1775 hatte, wurden durchkreuzt.

4) Der Reisegefährte ist ein Baron v. Kleist, mit dem Lenz die Universität zu Straßburg bezogen hatte.

Glück ausmachen wird. Bedenken Sie, ich flehe, daß ich große lange Büßungen im Fegefeuer vor mir habe — vielleicht mehr.

Lenz.

Straßburg den 28ten 10bre 1772.

Haben Sie die Gütigkeit, Ihre mir unschätzbaren Zuschriften künftighin immer unter folgender Adresse an mich kommen zu lassen.

A Messieurs Meville et Perrin
Marchands très renommés
pour vendre á Mr. Lenz a./Kehl.

VI.

(Ohne Datum, aber nicht vor 1775 geschrieben.)

— — So führen Sie mich denn! Und da es einmal so weit gekommen ist, so muß ich Sie bitten, Sie mögen an mir Beobachtungen und Entdeckungen machen, welche Sie wollen; entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht! Ich nehme das Wort in der strengsten, eigentlichsten Bedeutung; nichts mehr, aber auch nichts weniger ist mein Herz stolz genug von Ihnen zu verlangen.

Ein gewisser Leichtsinn, der oft nah an Unbesonnenheit gränzt, ist eine Gabe, die die Natur für gut befunden hat, mir besonders aufzuheben. Welchen Werth die hat, kann ich nicht bestimmen, aber mir ist sie bisher oft unentbehrliche Wohlthat gewesen. Ich lege mich immer zu Bett, als ob ich den anderen Morgen nicht aufstehen würde, und jedes Schicksal ist mir gleich. Sagen Sie mir, könnten Sie die Freundin eines solchen Menschen seyn? Soviel muß ich Ihnen dabey sagen, daß mir andre Menschen, deren Werth ich erkannt habe, heilig sind. Mag auch das Leben noch so barocke Scenen mir vorbehalten, und überhaupt das Schicksal über mich ergehen lassen, was es wolle, diese angenehmen Sensationen und die Erinnerung derselben kann es mir doch nicht nehmen, und das ist meine Genügsamkeit.

Ich muß mich doch auch ein wenig ausstreichen; was meynen Sie? damit Sie wissen, was Sie von meinen Urtheilen zu halten haben. So muß ich Ihnen denn sagen, daß ich nicht der einzige bin, der Erkundigungen nach Ihnen macht; vielleicht nicht alle aus dem Motiv; indessen wer kann Motive beurtheilen! Die Erscheinung von einer Dame von Ihrem Range auf dem Parnaß (die so viele andre Sachen zu thun hat) mußte jedermann aufmerksam machen. Mich ärgerte nichts mehr, als — Gott weiß, daß ich die Wahrheit sage, — als die dummen Noten,[1]) die mich allemal bei den seligsten Stellen in meinen Gefühlen unterbrachen, gerad als wenn einem kalt Wasser aufgeschüttet wird. Gleich fühlte ich, daß in den Noten die Verfasserin nicht war, einige dunkle Klatschereyen sausten mir um die Ohren, Sie hätten dem Umgange mit Wieland vieles zu danken; ich muß Ihnen aber zur Beruhigung sagen, daß alle diese Nachrichten von Frauenzimmern kamen, bei denen ich die Quellen leicht entdeckte. Verzeihen Sie mir! Auf diesem Punkte ist ein kleiner Neid auch manchmal bey edlen Personen Ihres Geschlechts sehr natürlich und mir also gar nicht einmal auffallend; nur ärgerte michs, daß ich Niemand von meinem Geschlecht hörte, der gesunden Menschenverstand oder Edelmuth genug gehabt hätte, im Gegentheil zu behaupten: Wieland müsse Ihrem Umgange alles — alles vielleicht zu danken haben, was Ihn schätzbar macht. Ich sagte noch neulich (und das rechne ich mir nicht zum Verdienste an) einer Frau von Stande, die auch

1) Nämlich die Noten, die Wieland zu der Sternheim gemacht hatte.

mit dem zweideutigen Tone von Ihrer Sternheim sprach: „Wieland könnte wohl viel Antheil daran haben", sehr trocken, (ohne damals die geringste Nachricht zu haben,) ich hielte W. nimmermehr für fähig, in seinem ganzen Leben so feine moralische Schattierungen zu mahlen. In der That muß es jedem halb gesundem Auge auffallen, daß sein Pinsel viel zu grob dazu ist. Noch habe ich in einem Frauenzimmerbriefe (wo mit außerordentlichem Lobe von Ihrem äußeren Betragen gesprochen wird) die seltsame Bemerkung gelesen, Wieland könne Sie wohl bei seiner Musarion in Gedanken gehabt haben. Das wußte ich wohl, daß er Ihnen unter dem Nahmen Danae die Grazien[1]) — dediciert hatte. Mit alledem hätten Sie von einem ganz anderen Pinsel gemahlt werden sollen, wenn er Reitze der Seele zu mahlen verstanden hätte. Ein Rousseau! — O geben Sie mir den Schlüssel zu Verborgenen! Wie hat Wieland Sie kennen gelernt? Und war seine Empfindsamkeit für Sie mehr Prahlerey, als innere Rührung? Ich habe bisweilen wunderliche Ideen im Kopfe und bin nicht umsonst so aufdringend, so neugierig. Bedenken Sie, daß auch ich älter werden kann, und daß der Wunsch jeder gut meynenden Seele Erhörung verdient, in den Standpunkt gesetzt zu werden, hochgeschätzte Personen in ihrem wahren Lichte zu sehen.

Auf meine Verschwiegenheit können Sie zählen; wenigstens die Tugend hat mich meine Situation gelehrt, da ich als Vertrauter junger Herrn gereiset und vier Jahre mich dadurch bey ihnen erhalten habe.[2]) Ich habe keine Maitresse und keine Ergießungen des Herzens als vor Gott. Bisweilen auch an dem Busen meines Goethe, der nun freilich viel von mir weiß. Was könnt ich nicht in dem Fall? Rosalia! — Erlauben Sie mir diesen Nahmen![3]) Seyen Sie so gütig und fahren fort. Ach! welchen Tag, welche Sonne Sie in diesem Herzeu ausbreiten! — Rosalia!

VII.

(Ohne Datum, aber in den Anfang des Jahres 1776 fallend.)

Daß mich Ihr gütiges, mehr als mütterlich herablassendes Zutrauen, gnädige Frau! bis zu Thränen gerührt hat, — warum muß ich es Ihnen so spät sagen? Anstatt meine fürwitzigen Erkundigungen mit dem Ernste der Weisheit abzuweisen, geben Sie ihnen mütterlich nach, und beschämen auf die Art meine Dreistigkeit bis zum Verstummen. Indessen war mir alles auf der Welt an diesen Nachrichten gelegen, und ich bedaure nichts weiter, als daß ich mit Einziehung derselben bisher so saumselig gewesen. Die geringste Kleinigkeit von Ihnen und Ihrer würdigen Familie Umständen ist mir von jeher äußerst wichtig gewesen; nur waren die Nachrichten, die ich, als ein in diesen Gegenden völlig fremder, halber Lapländer, bisher davon hatte einsammlen können, alle so mangelhaft, so widersprechend, in einem so hohen Grade widersprechend gewesen, daß dieses Bedürfniß meines Herzens auf keine andere Art befriedigt werden konnte, als von Ihnen selbst. Wollte Gott, ich hätte eher so glücklich seyn können! Werden Sie es einem Kopfe, der von hundert noth-

1) Die Bemerkung des Briefschreibers ist unrichtig; denn die Danae der Grazien war nicht Sophie von La Roche, sondern, wie aus Wielands Briefe vom 22. Dezember 1770 hervorgeht, die Gräfin Wartensleben (siehe Hassencamps „Neue Briefe Chr. Mart. Wielands" S. 225).

2) Genau genommen war Lenz nur von Ostern 1771 bis November 1774, also 3½ Jahre Hofmeister bei dem Herrn v. Kleist gewesen.

3) Lenz bezeichnet Sophien mit dem Namen der Titelheldin ihres 1775 erschienenen zweiten Romans; infolge dessen ist die Abfassungszeit dieses Briefes wohl in diese Zeit zu setzen.

wendigen und zehn Tausend unwichtigen Dingen gezerrt wird, verzeihen, daß ich mit meinem Dank so spät komme? Und dennoch Keckheit genug habe, soviel es möglich, und soweit eine solche Bitte von mir, ohne unbescheiden zu werden, geschehen kann, Sie um nähere Aufhellungen einiger Stellen Ihres lezten Briefes anzuflehen. Wer war der Hoheprieſter, der bey dem Schickſal der liebenswürdigſten Perſon Ihres Geſchlechts eine ſo unliebenswürdige Rolle ſpielte? Und war die Leidenſchaft des Anderen edel, die, wie ich aus allem ahne, unglückliche Folgen hatte? Ich las dieſe Worte, wie die Paſſionsgeſchichte unſeres Heilandes.

Wie entzückt bin ich über die Familienportraite, die Sie mir aufgeſtellt haben! Noch oft ſpaziere ich in Gedanken in dieſer Gallerie herum und freue mich über die mannigfaltigen und doch eigenartigen Abdrücke des treflichſten Vaters (den ich zwar nur von der Seite der Erholungen und Vergnügungen, ich meyne die Briefe über das Mönchweſen,[1]) kenne, deſſen ganzen Werth ich aber, nach Maßgabe dieſer, mit einem angenehmen Schauder ahne) und der fühlbarſten, weiſeſten und aller Verehrung würdigſten Mutter.

Könnte ich Ihnen doch alles ſagen, was mir auf dem Herzen liegt! So viel müſſen Sie wiſſen, daß Ihre Nachrichten mir in einem Augenblicke kamen, wo ſie mich faſt zu Boden ſchlugen. Ich wußte nie, daß Sie einen Sohn hatten, geſchweige einen würdigen Sohn, der bei Wieland im Hauſe geweſen, und alſo auch ihm manches zu danken hat.[2])

Mein Widerwillen gegen W. ſchrieb ſich allerdings bloß aus einigen ſeiner Schriften her; ſeine Privatverhältniſſe habe ich nie gewußt, mich freilich mit großem Unrecht zu wenig darum gekümmert. Erſt jetzt geht mir über viele Stellen in Ihrer unvergeßlichen Sternheim ein Licht auf, das mich in einen wunderbaren Zuſtand verſetzt, den ich Ihnen lieber, vielleicht ſehr dunkel und unvollkommen, zu ahnen überlaſſe, als beſchreiben will. Auch wären vielleicht noch viel fatalere Sachen erfolgt, wenn ich nicht (ich denke, aus Fügung der Providenz), noch im kritiſchen Augenblicke, dieſe Winke erhalten, die mir nun, von Ihnen, um ſo viel heiliger ſind. Nehmen Sie mehr als wörtlichen Dank, würdige Frau!

Ich hoffe, daß auch ich Wieland kennen lernen und mit ihm, zwar zu ſeinem Vorteile, werde ausgeſöhnt werden. Indeſſen hat doch alles zu manchem gut ſeyn müſſen.

Gegenwärtig gehe ich mit einer kleinen Reiſe nach Deutſchland um,[3]) die die nach Italien wohl noch vorher kreuzen, vielleicht ganz auf eine andre Zeit ausſetzen könnte. Ich bin nicht ſo ganz Dichter allein, als Sie wohl glauben, und fühle es wenigſtens ſehr lebhaft, daß zum gut und artig ſeyn auch nothwendig das ſeyn gehöre.

VIII.

(Ohne Datum, aber wohl ins Jahr 1776 fallend.)

Respectable pauvreté. J'apprendrai par mon experience à ne jamais blesser vos coeurs par des idées et des termes insultants.

---

1) Siehe S. 532. Anmerkung 1.

2) Hiezu iſt eine Stelle aus einem Brief von Lenz an Herder (vom Februar 1776) heranzuziehen (ſiehe Waldmann S. 40): „In den Soldaten muß der Name La Roche in die Gräfin v. Rochau umgewandelt“ werden. Ich wußte es nicht, daß ſie einen Sohn hatte, geſchweige einen, der bei Wieland im Hauſe war.“

3) Gemeint iſt die Reiſe, die ihn am 31. März 1776 nach Weimar führte. Kurz vor dieſer Reiſe muß unſer Brief geſchrieben ſein.

Da wollt' ich Sie haben, gnädige Frau! Hier leg' ich Ihr Buch zu, und umarme Sie im Geist. — Sehen Sie da den ganzen Plan meines Lebens, meines Daseyns, meines Comödienschreibens, vielleicht einst meines Todes.

Ach fürtreffliche Frau! So ist denn dieser Nerv des Gefühls bei Ihnen auch angeschlagen. Könnten aber Personen von Ihrem Stande, Ihren Einsichten, Ihren Herzen sich jemals ganz in den Gesichtskreis dieser Armen herabniedrigen, anschauend wie Gott erkennen, was ihnen Kummer, was ihnen Freude scheint und folglich ist, und ihren Kummer, der oft mit einer Handwendung eines erleuchteten Wesens, wie der Stein von dem Grabe Christi weggewälzt werden könnte, auf die ihnen eigentümliche Art behandeln? Ach! das große Geheimniß, sich in viele Gesichtspunkte zu stellen und jeden Menschen mit seinen eigenen Augen ansehen zu können! Sie wären die erste Frau von Stande, die das gefühlt hätte. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Sie umarmen.

Sie sollen einmal ein Stück von mir lesen: „Die Soldaten".[1]) Ueberhaupt wird meine Bemühung dahin gehen, die Stände so darzustellen, wie sie sind; nicht, wie sie Personen aus einer höheren Sphäre sich vorstellen und den mitleidigen, gefühlvollen, wohlthätigen Herzen unter diesen neue Aussichten und Laufbahnen für ihre Göttlichkeit zu eröffnen. Dazu gehört aber Zeit und viel Experimente. Menoza[2]) ist ein übereiltes Stück, an dem nichts als die Idee schätzbar ist. Das hier beygelegte ist gleichfalls nur ein Gemälde aus meinem Leben herausgehoben. Sie könnten mir keinen höheren Beweiß Ihrer Freundschaft geben, als wenn Sie mir Ihr strengstes Urtheil darüber zuschickten.

Sie haben recht; Ihre Anmerkung über meine Stücke habe ich nur zuweilen selbst gemacht, und in meinen künftigen sollen auch keine solche Schandthaten vorkommen. Doch bitte ich Sie sehr zu bedenken, gnädige Frau! daß mein Publikum das ganze Volk ist; daß ich den Pöbel so wenig ausschließen kann, als Personen von Geschmack und Erziehung, und daß der gemeine Mann mit der Häßlichkeit seiner Regungen des Lasters nicht so bekannt ist, und ihm anschaulich gemacht werden muß, wo sie hinausführen. Auch sind dergleichen Sachen wirklich in der Natur; leider können sie nur in der Vorstellung nicht gefallen und sollen's auch nicht. Ich will aber nichts, als dem Verderbniß der Sitten entgegenarbeiten, das von den glänzenden bis zu den niedrigen Ständen hinabschleicht, und wogegen diese die Hilfsmittel nicht haben können als jene.

Sie sehen, warum ich Wieland als Menschen lieben, als komischen Dichter bewundern kann, aber als Philosophen hasse und ewig hassen muß. Er glaubt den Menschen einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen begreiflich macht, ihre Kräfte seien keiner Erhöhung fähig. Und wer läßt sich dies nicht gern einbilden, und beharrt auf dem Sinnlichen, zu dem er die meiste Gravitation fühlt! Daß W. Sie lieben und doch so philosophiren konnte, bleibt mir, wie viele andre Dinge in seinem Charakter, noch immer ein unauflösliches Räthsel, wenn ich nicht den Aufschluß in dem großen Motiv aller im Schwang gehenden Autoren fände, daß er seine Rechnung dabey findet. Ich verdamme ihn deswegen nicht, ich zittre nur vor der Gefahr, einst in dieselbe Schlinge zu fallen.

Er liebte Sie in seinem siebenzehnten Jahre; — O Wieland! Daß du diese Eindrücke festgehalten hättest, daß sie sich nie aus deinem Herzen und Imagination verwischt hätten! Freundschaft ist nicht genug; er hätte Sie sein ganzes Leben durch lieben sollen, und er hätte die Tugend geliebt. Sie hätten allen seinen Gemälden die hohe himmlische Grazie gegeben, die man izt an so

---

1) Da die Soldaten 1776 erschienen sind, so fällt der Brief wohl in diese Zeit.

2) „Der neue Menoza" erschien 1774 zu Leipzig und schloß sich namentlich an den Dänen Pontoppidan an.

vielen vermißt. Sagen Sie mir, welche Bewandtniß hat es mit seinem Agathon, und spielen Sie auch eine Rolle darin? Durch welche wunderbare Mechanik in dem Kopfe des Dichters ward Psyche so in den Schatten gestellt? Und ist Danae[1]) dieselbe, der die Grazien gewidmet wurden? Er mahlt sie so vortheilhaft als möglich, und doch schlägt jedes Herz für Psychen, so gern auch die Phantasey bey der Hauptfigur verweilet. — Wie war seine erste Liebe, und wo lernte er sie kennen?

Verzeihen Sie meine Effronterie! Doch mein Herz straft mich, so bald ich mich darüber entschuldige. Das aber verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen durch manche Ausdrücke meines lezten Briefes Ihr Publikum wider meinen Willen verleumdet habe. Wölkchen hangen immer noch vor Ihnen (wie es denn auch so seyn muß, von Moses Zeiten an, dessen Angesicht das Volk nicht ertragen konnte;) aber ganz verkannt sind Sie doch auch nicht, besonders von denen, die Sie gesehen und gehört haben, wie denn das sich auch leicht begreifen läßt. Ueberhaupt red' ich auch nur einseitig, und der Zirkel meiner Bekanntschaften ist immer eingeschränkt gewesen.

Ihre Erzählung: „Die Gouvernante“[2]) ist ganz vortrefflich, und gerad das seltsame des Einfalls veranlaßt die rührendsten Situationen. Ich liebe alle seltsamen Einfälle; sie sind das Zeichen nicht gemeiner Herzen. Wer in dem gebahnten Wege forttrabt, mit dem halte ichs keine Viertelstunde aus. Nur, meine liebe gnädige Frau, wie kommen doch alle Ihre Heldinnen dazu (die heilige Sternheim ausgenommen), sich immer nur auf Hörensagen zu verlieben! Es freut mich; aber sollte das wirklich ein Zug in dem Charakter aller empfindsamen Damen seyn? Ich kann mir freilich wohl denken: Ihre Phantasey erschafft sich den Gegenstand sogleich in der glücklichsten, gefälligsten Gestalt. Aber sollte das allemal der beste Weg seyn, und könnte er nicht manchmal sehr fehl führen? Wie wär's, wenn Sie einmal ein Exempel von der Gegengattung dichteten, liebenswürdige Schwärmerin! (O Gott! ich kenne keine höhere Klasse erschaffener Wesen!) auf allen Fall auch zu warnen, wenigstens vorsichtig zu machen. Denken Sie, wenn ein Geschöpf, wie Ihre Gouvernante, in die Klauen eines gewöhnlichen Offiziers gefallen wäre — doch weg mit diesem Gedanken! Er zieht mich von der Sonne ins Meer hinab.

IX.

(Ohne Datum.)

— — — Ich sage immer: Die größte Unvollkommenheit auf unserer Welt ist, daß Liebe und Liebe sich so oft verfehlt und, nach unserer physischen, moralischen und politischen Einrichtung, sich fast immer verfehlen muß. Dahin sollten alle vereinigte Kräfte streben, die Hindernisse wegzuriegeln; aber leider ist's unmöglich. Wer nur eines jeden Menschen Gesichtspunkte finden könnte, seinen moralischen Thermometer, sein Eigenes, sein Nachgemachtes, sein Herz! Wer den Augenblick haschen könnte, wo sich seine Seele mit der anderen zu vereinigen strebt! Wer seine ganze Relation von seinem Charakter absondern und unterscheiden könnte, was er zu seyn gezwungen ist, und was er ist. Stille, Stille gehört dazu, stille, heitere, ruhige, göttlich ertragende Beobachtung. Rosalia! In jeder Gesellschaft zieht nichts mein Aug auf sich, als Sie, wenn Sie einem Anderen zuhören, und etwas aus ihm heraus zu schweigen suchen. Fahren Sie so fort, meine liebe Gnädige; es wird Ihnen wohl dabey werden. Aufzu-

1) Psyche und Danae sind Frauengestalten aus dem Agathon.

2) Siehe S. 533. Anmerkung 2.

muntern ist eine göttliche Eigenschaft, und was muntert Aufmerksamkeit mehr auf, als hochachtungswürdige Personen!

Ihre deutsche Diktion bewundre ich. Personen aus Ihrer Sphäre (das will ganz etwas anderes sagen, als: von Ihrem Stande) sollten doch unserer treuen Muttersprache die Hand bieten. Wär es auch nur, um einen gewissen Ton in unsere Gesellschaft zu bringen, wo deutsch-französisches Geplauder mit räthselhaftem Kränzchen-Witz abwechseln, und so mancher ehrliche Fremde auf der Folter liegt, welches einen am Ende ganz und gar mistrauisch in seinen eigenen Verstand machen kann. Ich höre eine Deutsche mit Vergnügen, fremde Sprachen wie ihre eigene reden und schreiben; aber Schriftstellerin darin zu werden, ist doch zu viel Herablassung.

Werden Sie nicht glauben, ich höre mich gern, daß ich so viel rede? Ach freilich, so ist es! Mit gewissen Personen fühlt man sich so offen, besonders wenn es selten kömmt. Wenigstens lernen Sie nun auch mich ertragen, der freilich es selbst wohl fühlt, wie sehr er nicht mit Wieland allein (denn das würde mir Ehre machen), sondern mit hundert Tausend besseren Personen absticht. Bei alle dem bin ich mir keiner Absichten bewußt, und das erhält mich.

Ihr Ausdruck: neuer Freund, soll mich lange, lange durch heiße Sandwüsten begleiten und erfrischen, denn ich sehe deren vor mir. Ich will niemals fordern; aber ich bitte Sie, ach! gnädige Frau, sagen Sie mir Ihre ganze Meinung; aber ich werde mich niemals ändern. Modificiren kann sich der nur, der nicht von Jugend auf, wie ich, mit dem Kopf gegen die Wand gerannt ist. Aber sagen Sie mir alles, ich beschwöre Sie. Ewig

Ihr Freund und Verehrer

M. R. Lenz.

Düsseldorf. Robert Hassencamp.

Müller-Fraureuth K., Die Ritter- und Räuberromane. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. — Halle a. S., Max Niemeyer 1894. 2.60 ℳ.

Liest man den anspruchsvollen Titel dieses Buches, so denkt man zum wenigsten an ein Gegenstück zu Otto Brahms vortrefflicher, für manche nur zu arithmetischer Arbeit „Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts“ (Quellen und Forschungen 40). Man erwartet also die Verarbeitung einer gewaltigen Stoffmenge, die Darstellung der historischen Entwicklung des Literaturzweiges, die Charakteristik der Hauptvertreter einzelner Gruppen, besonders merkwürdiger Erscheinungen, endlich die Aufstellung und Nachweisung einer größeren oder geringeren Anzahl gemeinsamer Motive; ein solches Verfahren ist besonders geeignet, in ein noch wenig durchackertes Feld jene Furchen einzugraben, die dem künftigen Bebauer als Richtschnur dienen können. In anerkennenswerter Bescheidenheit gibt Brahm seine ins Weite und Tiefe gehenden Untersuchungen lediglich als „Studien über J. A. v. Törring, seine Vorgänger und Nachfolger“ aus. Müller verspricht viel mehr und hält viel weniger. Die Ritter- und Räuberromane, ohne Beschränkung auf ein Jahrhundert, ja im Grunde ohne Einschränkung auf Deutschland will er behandeln, wobei er auch noch die Form der Untersuchung entbehren zu können glaubt und einen Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes zu liefern verspricht. Aber schon der Plan des Buches — und der ist nicht die größte Schwäche der Arbeit — schließt eine befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe so ziemlich aus. Zuerst wird uns eine außerordentlich flüchtige Skizze der Entwicklung des Romanes geboten, ein nach-

lässiger Auszug dessen, was Hettner und andere gesagt haben. Wenn auf S. 4 als berühmteste deutsche „Nachahmung" des Reise- und Abenteuererromanes Gellerts „Schwedische Gräfin" genannt wird, so möchte doch, ganz abgesehen von der weit zutreffenderen Charakteristik, die Erich Schmidt dem Roman gegeben hat, dieser Platz dem „Schelmuffsky" reserviert bleiben; aber Schelmuffsky bleibt bei Müller unerwähnt. Schmidts „Richardson, Rousseau und Goethe" hätte Müller überhaupt besser beachten sollen. Vielleicht wäre dann seine Bemerkung über die „Richardsonsche Briefform", „die auch Goethe verwandte" (S. 5) etwas weniger vage ausgefallen. Solchen allgemeinen Andeutungen folgen dann Versuche zu charakterisieren und gemeinsame Motive ausfindig zu machen. Stellt man aber fest, daß von 33 solchen Motiven nicht weniger als 22 oder von 29 Motivgruppen 23 dem Brahmschen Buche entnommen sind, dazu das Material zur Beobachtung der bedeutendsten Motive, wie Sänger, Ritter, Weiber, Pfaffen, Einsiedler, Burg, Gottesgericht, Entehrung, Vehme nur einem einzigen Autor, nämlich Leonhard Wächter, entnommen wurde, so wird man den Wert dieser „Untersuchungen" Müllers nicht allzu hoch anschlagen können. Ebensowenig konnte er nach den schönen und eingehenden Darlegungen Brahms irgend etwas von Belang über die Einwirkungen des Götz beibringen. Ueber die so merkwürdige Form des dialogisierten Halbromanes oder, wie Brahm sagt, der dialogisierten Historie, weiß auch Müller nichts entscheidendes vorzubringen; daß diese auf Jahrzehnte so fruchtbare Form „wohl nach dem Vorbild A. G. Meißners" eingeführt wurde, ist eine Behauptung, die Müller dem Appell entlehnt, die aber der Biograph Meißners für seinen Helden nicht wird in Anspruch nehmen können und für die der Beweis schwer zu erbringen sein wird. Was über die Sprache der Ritterromane mitgeteilt wird, steht wieder den Stiluntersuchungen Brahms weit nach: ohne Rücksicht auf die Spaltung der Adelung-Gottschedischen und der Hamann-Herderischen Richtung werden die sprachlichen Ausstellungen der „damaligen Kritik" angeführt und bekannte Stilmittel der letztgenannten Schule, wie die Inversion, werden als Specialitäten der Sprache „mancher Ritterromane" betrachtet. Zweifellos ist auch der Hang zu Schwulst, zu „Blumen und Blümchen", zu hyperbolischen Gleichnissen kein Specificum des Ritterromanes, noch, wie wir nachher sehen werden, allen seinen Gruppen gemeinsam. Auch hier kann nur, wie schon so oft, auf Brahm und seine „Stilistischen Beobachtungen" verwiesen werden; er hat nicht bloß eine ganze Reihe dem Ritterdrama wirklich zugehöriger Stileigentümlichkeiten nachgewiesen, sondern, was noch wertvoller ist, Provenienz und Umfang der einzelnen Stilmittel in den Bereich seiner Untersuchung miteinbezogen. Anschließend an den Ritterroman wird eine Genesis des Räuberromanes versucht, wobei Schillers „Räuber" und „Der Verbrecher aus Infamie" als grundlegend für diese Gattung angesehen werden; dabei darf man aber doch nicht übersehen, daß das Motiv vom edlen, einer verhängnisvollen Verkettung zum Opfer fallenden Verbrecher schon 1775 in Klingers Otto angeschlagen wurde.

Soweit ungefähr geht der allgemeine Teil von Müllers Studien, während er sich nunmehr der Darstellung der wichtigsten Autoren zuwendet. Er hat es auch im ersten Teil mit den Arbeiten anderer nicht allzu genau genommen und zumal Brahm, dessen Name in dem ganzen Buche nicht vorkommt, weidlich ausgenützt. Da er für Appell in seiner „Vorbemerkung" gegenüber Goedeke eine Lanze bricht und nicht verschweigen will, daß er ihm „manches dankt", war eine ausreichende Benützung Appells im vorhinein anzunehmen. Aber nach der Art, wie Müller mit Appell verfahren ist, kann ihm der Titel eines „großen Nehmers" nicht erspart bleiben. Ich will da gar nicht darauf besonderen Wert legen, daß die ganze Disposition des Buches, daß der ganze heilige Zorn gegen

die Cramer, Spieß und Genossen, der mitunter komisch anmutet, daß all die Wehklagen über die seelenmörderische Wirkung der Ritterromane nicht aus Müllers Herzen kommen, sondern einfach Appell nachempfunden sind. Aber dagegen möchte ich Protest erheben, daß ganze Seiten, also ein recht integrierender Bestandteil des Büchleins, mehr oder minder wörtlich aus J. W. Appells „Ritter-, Räuber- und Schauerromantik", Leipzig, Engelmann 1859, herübergenommen wurden. Am leichtesten hat er sichs mit Cramers Hasper a Spada gemacht: was da auf S. 40 Zeile 2 v. u. bis S. 45 gesagt wird, ist — von gewissen Unterbrechungen abgesehen — so gut wie wörtlich dem Buche Appells S. 31—33. 25. 26. 28 entlehnt. Als Typus für Müllers photographische Arbeitsweise gebe ich eine besonders geeignete Stelle wieder:

Appell S. 31, Z. 3 ff.

Doch was wollen Karl Moor und Götz neben einem Hasper! Wenn Hasper auf dem Gaule sitzt, steckt der helle Teufel in ihm. Zwang kann er eben so wenig vertragen, wie ein verzogener Rüde die Kette. Kalt wühlt er im Herzblut lachender Buben und weint der leidenden Unschuld eine gefühlvolle Thräne; er faßt mit der Rechten den stolzen tückischen Mönch an der Gurgel und teilt mit der Linken der hungernden Witwe sein Brot aus. Weil er Muth in seiner Brust fühlt und Kraft in seinen Knochen, so fühlt er sich berufen zu nehmen, wo etwas ist und es hinzugeben, wo es fehlt. — Die bitterbösen Fürsten und Mönche nennen das aber freilich Raub. — Als man ihm nun sein Weib gestohlen, mordet, sengt und brennt er, Freund und Feind bluten unter seinen Streichen; „aus dem Löwen ist ein Tiger geworden." Seine arglistigen ruchlosen Gegner haben ihn zum äußersten gebracht und „wenn die Seel' eine Haut hätt', so würde er sagen: sie haben meine Seele geschunden."

Müller S. 40, Z. 2 v. u. und S. 41.

Was wollen Götz und Karl Moor neben Hasper! In ihm stecken nicht nur beide, sondern der helle Teufel, wenn er auf seinem Gaule sitzt. Zwang kann er eben so wenig vertragen, wie ein Rüde die Kette. Er spürt Muth in seiner Brust und Kraft in seinen Knochen, daher fühlt er sich berufen, zu nehmen, wo etwas ist und es hinzugeben, wo es fehlt — Raub nennen das nur die schändlichen Fürsten und Pfaffen. Er faßt mit der Rechten den stolzen tückischen Mönch an der Gurgel und reicht mit der Linken der hungernden Witwe sein Brot. Kalt vergießt er das Herzblut lachender Buben und weint gefühlvoll mit der leidenden Unschuld — aus dem Löwen wird aber ein Tiger, als man ihm sein Weib gestohlen. Da mordet, sengt und brennt er, Freund und Feind bluten unter seinen Streichen; seine arglistigen ruchlosen Gegner haben ihn zum äußersten gebracht, „wenn die Seele eine Haut hätt', würde er sagen: Sie haben meine Seele geschunden."

Die ganze Arbeit Müllers besteht da also in einer kleinen Aenderung der Satzfolge und in dem Wechsel eines oder des anderen Ausdruckes. Ganz analog gearbeitet sind folgende Partien: das biographische über Cramer (Müller S. 38. 39; Appel S. 16. 17), das mit allen ironischen Epithetis Appell entnommen ist. Selbst die Charakteristik Cramers durch Tieck (Müller S. 39) findet sich bei Appell (S. 17), nicht minder die boshafte Zusammenstellung Cramers mit Ariost, Tasso, Dante und Goethe (Müller S. 39), die aber Appell (S. 16), noch richtig als Citat (aus Tieck) anzeichnet, während Müller auch das als eigenes reclamieren möchte. Ferner gehören hierher die Klagen über Lümmelei, Pferdegetrappel, Rüdengebell, Schwertergerassel, Lanzengekrach (Müller S. 41, Appell S. 31), wobei Müller auch nicht der „Kopfschmerzen" vergißt (Appell S. 32), die den Leser bei solchen Schilderungen befallen müßten, dafür aber Franz Horn, den Erfinder dieses Aperçus, verschweigt, um dann desto wohlgefälliger bei den

„großartigen Flüchen", den „anderweitigen kolossalen Redensarten", den „entsetzlichen rippenzermalmenden Stößen", dem „Ladendiener" und dem „Tertianer" zu verweilen, die an diesen „Gaulen" und „Waglingen" sich erbauen (Appell S. 32). Nicht fehlen dürfen die „pfeifenden Haare" und „wackelnden Zähne", der „brave Feige von Bomsen", der „Waldochs" und „Bär im Gelag-Gaden" mit seinem „Humpen aus der Hand und die Lanz' hinein" (Müller S. 42, Appell S. 32). Ebenso wörtlich ist die daranschließende Darstellung des boshaften Pfaffen dem Appell entnommen, wobei nicht zur größeren Klarheit der Disposition, wie noch an verschiedenen anderen Orten, Romane anderer Autoren zur Erhärtung des Gegenstandes ganz unvermittelt herangezogen werden. Ebenso wörtlich ist entlehnt: Die Charakteristik von Cramers „Weibstück" mit samt dem Hinweis auf Goethes Adelheid und Franz und die Rüge, daß sich Cramers „grobe Sinnlichkeit ein behagliches Fest bereitete" (Müller S. 44, Appell S. 32), wie auch die Ausstellung von Cramers „berüchtigter Biederherzigkeit", „gemeinem sinnlichen Kitzel", den Liebesintriguen seines Erasmus Schleicher (Müller S. 45, Appell S. 25); die Art, wie seine Helden, gleich Schillers Räubern den Armen helfen, die „Sauen von den Saaten weghetzen", wie sie „die Ruhe verfluchen, wenn die Menschheit leidet von feisten lachenden Buben gedrückt", und „Blicke voll edlen Grimms gen Himmel senden, fragend, warum er so rar thue mit seinen Donnern" (Müller S. 41, Appell S. 28); endlich Cramers Manier mit „scharfer Zunge über die Fürsten herzufahren" und das einschlägige Citat aus Hasper (Müller S. 45, Appell S. 28).

Ich glaube, man erläßt mir die Anführung weiterer Beweisstellen, die sich an Zahl leicht verdoppeln und auch auf die Capitel von Spieß, Vulpius, Zschokke ausdehnen ließen (vgl. z. B. Müller S. 55, Appell S. 39 über die Tendenzen des Spieß; Müller S. 78, Appell S. 44. 46 über Entstehungsgeschichte und Inhalt des Rinaldo; auch wird auf S. 79 die Romanze „In des Waldes finstern Gründen" vollständig abgedruckt, obwohl — oder weil — sie sich so bequem bei Appell (S. 47) findet; ferner: Müller S. 74, Appell S. 68 über Abällino; Müller S. 64, Appell S. 70 über Mysticismus und Geisterglauben). Es ergibt sich allerdings die Frage, ob ein nach Müllers Art gearbeitetes Buch eines weiteren Referates bedarf: der Vollständigkeit halber soll das Begonnene zu Ende geführt werden. Wir finden also in den bereits gekennzeichneten Partien über Cramer, Spieß und Vulpius einen etwas selbständiger gearbeiteten Excurs über die Sprache Cramers. Bei Spieß stört wiederum die kunterbunte Einbeziehung anderer Romane, die von Spieß beeinflußt sein sollen, und ein an sich nicht übler Versuch, bei diesem Anlaß die wichtigsten Ingredienzen der Ritterromane aus dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts abzuthun. Ein thatsächlicher Irrtum ist hier — ebenso wie in dem von Müller gearbeiteten § 279 von Goedekes Grundriß[2] 9, 30 — unterlaufen, in dem der „Kleine Ueberall und Nirgend" (oder Georg von Treuherzen, Prag, Barth 1798) Spieß zugeschrieben wird. Schon der Recensent der Neuen allgemeinen Bibliothek, dessen Referat Müller wörtlich auf S. 60 und 61 seines Buches abgeschrieben hat, zweifelt aus sprachlichen Gründen, daß der auf dem Titelblatt angegebene Chr. H. Spieß wirklich der Verfasser sei. Thatsächlich hat sich der nicht unbekannte Prager Romanschreiber Josef Max Czapek den populären Autornamen, wie dies ja auch Schulze-Laun liebte, einfach ausgeliehen. Von Czapek nennt Goedeke § 279, 95 nur den Namen und die Wundergeschichte „Die Ruinen von Palmyra"; außer dieser und dem „Kleinen Ueberall und Nirgends" kenne ich auch noch die „komische, höchst wunderbare und doch natürliche Zaubergeschichte aus diesem Jahrhundert Amtmann Dickfuß in doppelter Gestalt, oder die Abenteuer im Riesengebirge." Es ist dies eine äußerst lüsterne und recht schmutzige Geschichte,

in der es mit weiblicher Tugend schlimm aussieht; Rübezahl, ein Zaubermännchen, verschiedener Geisterspuk kommt vor, wird aber schließlich als gewöhnlicher Ulk eines mutwilligen Liebespaares und seiner Freunde aufgeklärt. Sternes Einfluß ist unverkennbar. — Müller knüpft nun an die Besprechung von Spieß einiges über den Mysticismus und den Geisterglauben der Zeit, kommt von da auf Schillers Geisterseher und einige von ihm beeinflußte Romane, darunter auch auf einen von Spieß (hier hätte die erste Fortsetzung des Geisterssehers durch Follenius 1796—97, neu aufgelegt 1840—46, ihren Platz finden sollen), streift auch jene Wundergeschichten, die für aufklärerisch gelten wollen und einen Schlüssel zu den Wundererscheinungen geben, auch wohl zwischen echten und Taschenspieler-Geistern unterscheiden, erwähnt auch jene Romane, die das Vorhandensein geheimer Gesellschaften, Bunde allmächtiger Wundermänner annehmen, ohne aber die ganze Vielseitigkeit dieses ungemein weit verzweigten Motives zu erschöpfen, oder auch nur Koberstein und Gervinus zu erreichen. Vor allem hätte Hubers Trauerspiel „Das heimliche Gericht" 1790 in seinem Einfluß gewürdigt werden müssen. Auch wäre zur Charakteristik der „Lieblingsnarrheit der Zeit" wohl mit einem Worte die Stellung zu erwähnen gewesen, die Männer wie Nicolai, Garve u. u. diesen „Inneren Orden" gegenüber einnahmen. Die Vorreden zum 56. und 68. Bande, 2. Stück, der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek geben ja so wichtige Aufschlüsse; statt dessen verwertet der Verfasser die Allgemeine Deutsche Bibliothek nur dann, wenn er ihre Rezensionen ohne Quellenangabe wörtlich abdruckt (Müller S. 67, Z. 1 bis 21 und Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek 5. Band 2. Stück S 592, sieh auch das oben gesagte). Eine Specialität dieser unheimlichen Geheimbündler sind die Räuber und der erste, der aus dem Bündlerromane einen Räuberroman machte, war — nach Müller — Zschokke mit seinem Abällino. Hier kennt aber Müller, der sich stark an Appell anlehnt, das Mittelglied nicht, nämlich den absolut tugendhaften Räuber, der aus einer Räuberbande einen Bund, aus Räubern „Menschen" macht, niemals raubt und mordet, sondern nur den geheimnisvollen Zielen des Bundes lebt. Solche Idealräuber findet man (nach Zschokke) u. a. in den Romanen „Die Geisterburg" Prag-Leipzig 1796 und „Lohmar der Schreckensmann" Prag-Straßburg 1801. Sodann kommt Müller auf die in Italien spielenden Banditenromane, die Seeräuber- und Galeerensklavenromane zu sprechen, die er alle auf Zschokke zurückführt, charakterisiert in der bereits angedeutenden Weise Vulpius, der die Vorliebe für Geheimbünde mit der Figur des unwiderstehlichen Räubers zu verbinden versteht, schildert die katholisierenden Tendenzen einiger Romane des Vulpius und geht sodann — wie es scheint nur leicht von Appell beeinflußt — auf die Nachahmer des Vulpius, die Brückner, Bornschein, Kerndörffer, Rambach über, ohne aber in das ungeheuere Chaos all der Romane vom edlen Räuber just allzu viel Klarheit zu bringen. Hieran schließt sich dann eine äußerst langathmige, wieder ganz von Appell beeinflußte Darlegung über Wirkung, Verlauf und Ende der Schauerromantik, wobei sich Müller, getreu seinem Meister, selbst der kleinen Hiebe auf Sue und Dumas nicht enthalten kann, uns aber glücklicherweise mit Appells grimmiger Fehde gegen „Herrn Adolf Bäuerle" verschont. Viel zu kurz kommt die Räuberromantik unseres Jahrhunderts, namentlich der so viel gelesene Dellarosa-Gleich. Am wertvollsten ist in dieser Partie wohl der Nachweis der verschiedenen gegen die Schauerschriftstellerei gerichteten Satiren. Mit einer flammenden Aufforderung an Volksbibliotheken und „volkstümliche Bestrebungen zur Verbreitung von Bildung", den schändlichen Nachzüglern der Schauerromane ein Ende zu machen, schließt Müller sein Buch. Auch Appell sah in der „Hebung des Volksschriftwesens" das wirksamste Mittel zur Bekämpfung dieses literarischen Unwesens (S. 78).

Aber noch muß auf einen weiteren, sehr ernsten Mangel des Müllerschen

Buches hingewiesen werden: Brahm hat in der offensten Weise sein — naturgemäß nur beschränktes — Material vorgelegt, Müller aber verweist auf die von ihm gearbeiteten §§ 279 und 295 in Goedekes Grundriß². Da scheint es nun allerdings, als beherrschte Müller sein Material überhaupt nicht hinreichend, um ein Buch, wie es das seine hätte werden sollen, zu liefern. Zum Beweis dessen werde ich bei den Nachträgen, die ich vorzunehmen in der Lage bin, nur solche Romane anführen, die ich in dem bis jetzt erschienenen § 279 vergeblich gesucht habe und die ich vorwiegend der stark vernachlässigten österreichischen Literatur entnehme. Was also zuerst die Ritterromane betrifft, so hätte Müller nicht übersehen sollen, daß es durchaus nicht in allen so roh, lümmelhaft, kraftgenialisch und lärmend zuging, wie er das mit Appell annimmt. Da gibt es zum Beispiel einen äußerst zahmen Roman aus der Ritterwelt des „12. Jahrhunderts", der den gewiß vielversprechenden Titel „Die schreckensvolle Mitternachtstunde" (Wien und Prag 1801) trägt. Es sind da sogar Versuche gemacht, das Milieu einzuhalten: man spricht von einer Fehde, so er hatte, einer Treue, so er geschworen, von einer wonnereichen Burg, einem wonnereichen Wochenbett. Durch besonders feierliche Sprache sucht der Verfasser zu wirken, sobald von der Vehme die Rede ist, die in folgenden wunderlichen Inversionen vor ihr Gericht lädt: „Ihr werdet finden zur Mitternachtstundt auf dem nächsten Kreuzweg an Euerer Burg denjenigen, der Euch führen soll vor unser Gericht." Trotzdem nun in diesem Roman Vehme, Mord, Geistererscheinungen, eine verstoßene Jungfrau, selbst eine (dem Oberon nachgebildete) Scene im Morgenland vorkommt, geht alles in ruhiger, ernster und durchaus anständiger Weise vor sich. Auch von dem teuflischen Pfaffenhaß der Ritterromanschreiber ist nichts zu merken, vielmehr ist der fromme Pfarrer Odilo der Schutzgeist der ganzen Burg. Noch ernster, düsterer und getragener geht es in dem Roman „Die weiße Frau von Neuhaus" (Prag 1798) zu: Die Ahnfrau erscheint da, so oft dem Geschlechte etwas übles droht. Reiche historische Excurse und sehr gemäßigte Betrachtungen über den Jesuitenorden machen den größeren Teil des Buches aus. Ein eigenartiger Roman ist der bei Polt in Leipzig und Prag ohne Jahr erschienene „Swent von Tollern oder der Alte im Bärenthale." Der Held ist da von jeder wilden Renommisterei so weit entfernt, daß er ungefähr ein halb Dutzendmal erkrankt, in seinen Pflegerinnen interessante Damenbekanntschaften macht, aus allen Fährlichkeiten, obwohl er ein tapferer Krieger ist, nur durch die Intervention des Alten vom Bärenthal, seines ihm unbekannten Vaters, befreit wird und zuletzt Miene macht, sich auf einem Grabhügel, unter dem er die Gebeine seiner Geliebten glaubt, zu Tode zu seufzen. Ritterromane mit solch passiv-empfindsamen Helden scheint es nicht viele zu geben. In diesen Romanen spielen auch die Frauen durchwegs eine sehr gute Rolle. Interessant sind aber jene, in denen sich das boshafte „Weibstück", das nach Appell-Müller auf die Adelheid im Götz zurückgeht, zur richtigen Hexe auswächst. Ich will da nur zwei Romane aus dem Sagenkreis der Libussa heranziehen: In dem einen — „Hans von Bleyleben oder der irrende Geist bei Teplitz" Prag 1799 — wird Wela, eine Jungfrau der Libussa, in Folge des Treubruches ihres Geliebten unter Beihilfe des Teufels eine furchtbare Hexe, die ganze Landstriche verwüstet, den Treulosen nach seinem Tode zum Lose des wilden Jägers verflucht und noch nach einem Jahrhundert seine Nachkommen in jeder Art schädigt. In der „Geschichte aus den Ritterzeiten" „Libussa Herzogin von Böhmen," Leipzig 1791, die eine ganze Reihe historischer und romanhafter Quellen für sich in Anspruch nimmt, wird in Theka, einer Schwester der Libussa, eine ähnliche, wenngleich weniger übersinnliche Gestalt gezeichnet. Theka operiert, obwohl auch der Magie kundig, vorwiegend mit Gift, Dolch, Verschwörungen und Ränken und endet auch ganz natürlich durch Selbstmord. Ein, wie ich

glaube, im Ritterroman und auch im Ritterdrama nur wenig beobachtetes Moment fällt mir in einem etwas späteren Roman auf, nämlich die beabsichtigte Komik. In einer sonst äußerst düsteren und blutigen „vaterländischen Geschichte", „Der weiße Thurm zu Prag" Prag 1812, tritt ein offenbar nach Shakespere zugeschnittener Kerkermeister auf, der jeden Satz mit „ja, ja" einleitet, während seine Frau ihre Rede stets mit „ey, ey, ey" beschließt, was durch einige Seiten fortgesetzt einigermaßen ermüdend wirkt. — Gehen wir zu den Geistergeschichten über, so lassen sich, wie auch Müller richtig andeutet, nach der Auffassung der Geister gewisse Gruppen unterscheiden. Da gibt es nun solche, in denen den Geistern die wichtigsten Rollen zufallen, ja wo sie direkt zu Trägern der Handlung gemacht werden. In dem bereits erwähnten Romane „Die schreckenvolle Mitternachtstunde" hat der Geist Siegfrieds, des Ahnherrn derer von Friesenheim, der sich in der Gestalt eines ehrwürdigen Ritters präsentiert, nicht weniger als alles zu besorgen. Er entdeckt den Mörder seines Nachkommen Ulrich, befreit dessen Witwe von einem unwürdigen Freier, beschützt dessen Sohn im Morgenland, rettet ihn aus einem Schiffbruch und versetzt ihn mit einem Schlag von Unteritalien in seine väterliche Burg. Noch angestrengter sind die Geister in dem wahrhaft tollen Roman „Die Schwertbrüder in Liefland oder das fürchterliche Blutgerüst", Wien und Prag 1801, der zugleich zu den Ritter-, Räuber- und Geisterromanen zählt. Neben den Geistern gibt es da Orientfahrten, geheime Bünde, Mörder, die der Teufel in Person holt, spukende Hunde, Massenselbstmorde, Mördergemeinden, Luftmaschinen und Drachen. Nach Jahren erwacht ein Paar, das von einem Drachen verschlungen wurde, zu neuem Leben und trennt den Drachen von innen auf. In diesem Schauerroman nun werden die Geister erstens einmal regelmäßig zur Entdeckung geheimer Verbrechen, Bergung Verwundeter, Erteilung guter Ratschläge und dergleichen verwendet. Aber der Geist des braven Knappen Konrad verhilft seinem jungen Gebieter auch zur Flucht aus dem Morgenland, er befreit dessen Gattin aus der Gewalt eines Lüstlings, hilft einem Nachkommen im Kampf gegen spukende Hunde und leitet ein Luftschiff nach dem richtigen Ort. Der Geist eines alten Wojwoden tritt immer bei Hinrichtungen auf und verwandelt dann regelmäßig die Henker in Bäume und Steine und das Schaffot in eine schöne grüne Wiese. Dabei ist der Roman auch noch stark aufklärerisch, der übermäßige Eifer in der Heidenbekehrung (der Roman spielt in der Zeit der Kreuzzüge) wird entschieden verurteilt und der Knappe Konrad erklärt, ihm sei Türk wie Sarazener, Jud wie Christ, wenn er nur Gott treu und seinem Nebenmenschen aufrichtig ist. Zum Schluß werden die Geistererscheinungen angezweifelt (!), die Macht des heidnischen Wojwoden über die Geister für unwahrscheinlich erklärt und das Ganze teils als alte Ueberlieferung, teils als „moralische Allegorie" aufgefaßt. So zeigt sich schon in den grausigsten Geisterromanen die aufklärerische Skepsis. Auf der äußersten Linken dieser Skeptiker steht jener Böhme Gottfried Immanuel Wenzel, der in Goedekes Grundriß* §§ 259, 237 wohl als Dramatiker genannt ist, dessen „Geist- Wunder- Hexen- und Zaubergeschichten" Prag und Leipzig 1793 aber fehlen. In dieser „gegen den Aberglauben" gerichteten, aber nicht ganz freigeistigen Sammlung führt er zur „Unterhaltung und Belehrung" einige zwanzig Fälle an, in denen sich Geistererscheinungen als Sinnestäuschung und Betrug erwiesen. Er gibt auch förmliche Recepte zur Veranstaltung der gebräuchlichsten Geistererscheinungen. In einer dritten Gruppe werden dann die Geister ganz offen als Trug, als Werkzeuge in den Händen Verschworener, hingestellt. Diese Gruppe möchte ich Bund-Romane nennen, sie enthält Elemente, sowohl der Ritter- wie der Räuber- und Geisterromane und ist äußerst manigfaltig. Da werden Bünde zu ernsten, allgemeinen, politischen Zwecken geschlossen: so der Bund der Schwertbrüder in

Liefland in dem gleichnamigen Roman, der jedes Mitglied mit dem Tode bedroht, das nicht alljährlich 1000 Heiden ohne Blutvergießen bekehrt oder das einem Heiden das Leben schenkt; oder jener furchtbare Bund, der den Kampf zwischen den Smirzizkys und Rabatas in erbarmungsloser Weise führt und in dessen Dienst sowohl „wirkliche" wie gespielte Geister stehen („Der weiße Thurm"). Eine zweite Unterart, die am direktesten von Schillers Geisterseher abhängt, schildert solche Bünde, die meist in neuerer Zeit gegründet sind, um bestimmte Personen aus diplomatischen oder persönlichen Gründen zu umgarnen. Ein Seitenstück zu Schillers und Tschinks Geisterseher nennt sich der 1800 (Wien und Prag) erschienene Roman „Bianca und Hieronymo." Hier sucht ein Prinz mit Hilfe der schlauesten Banditen unter Zuhilfenahme von eigens präparierten Blumen und Schriften, geheimen Panzern, Knallkugeln, Geistererscheinungen und allerlei Gaukelzeug die schöne Bianca vom Tode des Hieronymo zu überzeugen, um die reiche Erbin für sich zu gewinnen. Der schnöde Trug wird durch den klugen alten Oheim Biancas aufgedeckt, die Liebenden werden vereint und der Prinz gebührend bestraft. Noch weit verwickelter ist der Apparat in der schon erwähnten Geistergeschichte „Lohmar der Schreckensmann oder die Entdeckung der Geheimnisse des alten Schlosses Tangor" Straßburg-Prag 1801. Eine abscheuliche Bande, mit dem Hofmeister Minuccio an der Spitze, sucht dem Grafen Adolf auf jede Weise Schlingen zu legen. Sie wollen ihn dem Venetianischen Gericht in die Hände spielen, dann zum Mörder des Herzogs machen, wobei er verhaftet und, wie die Leser meinen, auch hingerichtet wird. Zu diesen Schandthaten treffen die Verschworenen die unglaublichsten Anstalten, ja sie gaukeln dem Grafen mit Hilfe einer ehemaligen Tänzerin und Maitresse einen ganzen Hofstaat vor, woselbst er sich für den Günstling der Fürstin und Commandanten des Heeres hält. Aus allen Gefahren rettet ihn in rätselhafter Weise Lohmar, der Anführer eines gegnerischen Bundes, der aus lauter tugendhaften Räubern besteht. Der Roman ist in einer absichtlich verwirrenden Weise componiert. Dieser Roman bildet die Brücke zu jenen, in denen sich Bunde mit ausgesprochen philanthropisch-humanen Tendenzen finden. Ein solcher setzt in der gleichfalls schon genannten „Geisterburg, einer abenteuerlichen Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert", Leipzig-Prag 1796, einem armen Teufel irrtümlich in der schlimmsten Weise zu. Der brave Ehrenburg wird nämlich für den Schurken Thalberg gehalten und in Folge dessen von Walter, dem Führer einer tugendhaften Rächer- und Räuberbande, der mit Vorliebe als Geist auftritt, verfolgt. Ehrenburg wird von seiner Geliebten getrennt, in Duelle verwickelt, als Mörder ausgegeben, vor geheime Gerichte gestellt, er versinkt in die Erde und hält sich für tot, ja man gaukelt ihm die Hinrichtung seiner Gelieben vor (ein sehr beliebter u. a. auch im „Weißen Thurm" und in dem später zu erwähnenden Roman E. Th. Jüngers „Julio Graf v. Albino" angewendeter Zug). Als sich das Mißverständnis aufklärt, wird an dem wirklich Schuldigen entsprechende Rache genommen. Besonderes Interesse erregt der Roman durch seine starke Abhängigkeit von Schillers Räubern. Die Rächerbande singt ein Lied, das in Metrum und Gedankengang an Schillers Räuber gemahnt:

Wir keines Menschen Unterthan
Sind wahre freie Leute,
Wir fangen erst zu wachen an
Und machen, da schon Weib und Mann
Im Schlaf sich wiegen, Beute.

Ganz nach Art Karl Moors erzählen die tugendhaften Räuber, wie dieser einen reichen Wechsler zu Gunsten der Armen beraubt, jener einen Lüstling gezüchtigt,

ein dritter einen Kameraden befreit hat. Nach Art von Moors Bande kündigt Pfeifen ihr Kommen an. Ein zweiter Kosinsky ist auch vorhanden und wie Moors Geliebte nur durch Moor sterben soll, so ruft auch Walter, als ihm der „Schwabe" seine sterbende Frau abnehmen will: „Nein, Kamerade, sie ist mein und in meinen Armen sterbe sie." Es gibt noch eine weitere Kategorie der Bundromane, nämlich jene, in denen der Bund nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und ersichtlich nur dazu dient, für weitere Leserkreise als Lockmittel zu dienen. Hierher gehört der Roman „Julio Graf von Albino oder die Geheimen Italiens", Prag und Leipzig 1800, jenes Ernst Theodor Jünger, der bei Goedeke[2] § 279, 91 nur dem Namen nach erwähnt wird, ohne daß der in Rede stehende Roman nachgewiesen wird. Er spielt bereits in Napoleonischer Zeit, es kommt ein Bund von Staatsverrätern und ein zweiter noch stark mystisch gefärbter gegen Napoleon gerichteter Bund vor, doch ohne daß deren Einfluß auf die Handlung mehr ein allzu wesentlicher wäre. Noch weit äußerlicher sind die Bünde in die Geschichte „Herbert und Aline oder die wunderbare Lampe" Prag 1799, eingewebt; Verfasser ist der bei Goedeke gar nicht angeführte bekannte Prager Buchhändler und Romanschreiber Josef Polt. Hier fungiert ein Bund der „Rothmäntel" und einer für „Recht und Liebe", ohne daß dies irgendwie durch die Handlung bedingt wäre. Endlich könnte man noch an eine weitere Gruppe denken, in denen nachgeahmte Geistererscheinungen nicht mehr von Verschworenen, Bündlern, Räubern inscenieret werden, sondern lediglich von ein paar Spaßvögeln zu gewöhnlich recht lasciven Scherzen. Hier sind wir an der Grenze der Satire angelangt; als Vertreter dieser Gruppe will ich nur Czapeks oben charakterisierten „Amtmann Dickfuß" anführen, ohne weiter dabei zu verweilen.

Ein Wort aber möchte noch der Technik gewidmet werden, in der gerade die umfangreichsten der besprochenen Romane wie „Lohmar", „Der weiße Thurm", „Die Geisterburg" abgefaßt sind und die man, bei der vollkommenen Vernachlässigung alles Pragmatischen, die „Technik der Nachholung" nennen möchte. Sie beruht keineswegs nur auf der Unfähigkeit zu componieren, sondern entspringt zum guten Teil der Absicht, die Lösung möglichst spät eintreten und den Leser lange in Spannung und Verwirrung zu lassen. Ich will versuchen, diese Darstellungsweise an „Lohmar, der Schreckensmann," wo sie am grellsten hervortritt, ersichtlich zu machen. Wir werden nach Venedig geführt, wo Graf Adolf von dem Bunde seines Hofmeisters und Feindes Minuccio und dem seines unbekannten Beschützer Lohmar weidlich gehetzt wird. Das nächste Kapitel handelt in Adolfs Kindheit, erzählt wie der Hofmeister das ganze Haus zu beherrschen wußte und wie er, sobald er Adolf auf Akademien begleitet, an die Verwirklichung seiner schwarzen Pläne geht. Dann wird wieder in den Schicksalen des erwachsenen Adolf fortgefahren, wir sehen ihn in den Banden der Pseudo-Fürstin, dann als Leibarzt eines Herzogs, dessen Vergiftung ihm Schuld gegeben wird, und wohnen seiner scheinbaren Hinrichtung bei. Hierauf hören wir von einem wackeren Minister Selmor, den sein schuftiger Collega Stella mit Hilfe des elenden Romer gestürzt hat. Als dieses Paar endlich bei Notzucht und Betrug ertappt wird, flieht es und stiftet mit Constanze, Selmors Braut, dann Tänzerin und Stellas Geliebte, einen Bund. Romer (Minuccio) geht als Hofmeister auf das Schloß von Adolfs Vater. Diese Begebenheiten liegen also in der frühesten Kindheit Adolfs. Ungefähr um dieselbe Zeit siedelt sich in der Nähe des Schlosses ein Eremit an, der den Ort von der wilden Jagd reinigt und allgemein verehrt wird. Gleich darauf wird uns eine Scene zwischen einem Lord Sormel und seinem treuen Diener Georg vorgeführt, die wieder in der Zeit spielt, da Adolf in seinen Abenteuern begriffen ist. Einzelne Aufklärungen

werden gegeben und wir beginnen zu erraten, daß Lord Sormel, der Eremit, der gestürzte Minister Selmor und der gewaltige Lohmar ein und dieselbe Person sind und daß wir auch Georg bereits in verschiedenen Verkleidungen gesehen haben. Nun wird in der Geschichte fortgefahren, Georg kommt hinter die Geheimnisse des Gegenbundes, man bringt in Adolfs Grabmal und findet statt des Leichnams eines Gehenkten eine Strohpuppe. Größte Spannung des Lesers — da wird von der Feindschaft des Prinzen Albert und Rudolfs, des späteren Herzogs Thesor, erzählt, die wieder lange vor der Zeit liegt, als Stella und Selmor Minister waren, also vor Adolfs Geburt fällt. Dann wird die Handlung in dem Moment fortgesetzt, als der Herzog (nämlich Thesor) das Gift zu nehmen im Begriffe ist, das ihm Adolf ahnungslos gereicht hat, wobei er aber von Georg, der sich später als sein Sohn entpuppt, gerettet wird. Der Schluß des Romanes, der die glückliche Vereinigung Adolfs mit Lohmar bringt, wird noch dadurch möglichst verwickelt, daß Personen auftreten, die uns bisher kaum bekannt waren. So lernen wir jetzt erst Stella kennen, der die Constanze ermordet und sich mit Adolfs Mutter verheiratet; ferner Amalie, die einstige Geliebte Thesors und Mutter Georgs; auch Albert, den alten Feind Thesors, der sich während dessen Abwesenheit die Krone aufsetzt und durch ein Versehen den Minuccio, dann sich selbst tötet; endlich Friedrich, einen Sohn des Stella, der diesen erschießt. Der Roman klingt ziemlich empfindsam aus, indem Lohmar sowohl, wie Adolf in Folge der erlittenen Aufregungen und Kränkungen einen frühen Tod erleiden. Die Dialogform, in der dieser Roman, wie fast alle seiner Gattung, abgefaßt ist, trägt wesentlich zur gewünschten Verworrenheit bei.

So ließe sich noch vieles an Müllers Arbeit anknüpfen; ich glaube aber, daß es sich genugsam zeigt, daß dieses anspruchsvoll und unselbständig zusammengetragene Buch weder geeignet ist, „Goedekes Forderungen zu erfüllen", noch sonst einen wesentlichen Nutzen zu stiften.

Prag. Rudolf Fürst.

Seiler H., Peter Frank (geb. 1745, gest. zu Wien 1821) zu seinem 150jährigen Geburtstage den 14. März 1895 nach den eigenen Aufzeichnungen desselben. Dresden. Warnatz & Lehmann. 1895.

Die wenigen Blätter dieser Schrift haben offenbar nur den Zweck das Andenken des Begründers der öffentlichen Gesundheitspflege in ärztlichen Kreisen zu erneuern. Neues bietet sie nicht; denn die im Titel genannten Aufzeichnungen Franks sind seine 1802 in Wien gedruckte Selbstbiographie. Man begreift auch nicht, warum der Verfasser des Schriftchens „meist aus dem Gedächtnis" schreibt und warum er „zwar für die Correctheit der Thatsachen" steht, „für die der Jahreszahlen aber nur in soweit, daß etwaige Unrichtigkeiten jeden Falles bedeutungslos sind." Das beigegebene „Bildnis von Peter Frank ist dem ersten Band einer speciellen Pathologie und Therapie entnommen, welche im Jahre 1840 aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Sobernheim bei Carl Gerold in dritter Auflage erschienen ist". **

Lang W., Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Bamberg, C. C. Buchner (Rudolf Koch) 1896. 10 M.

Den Kennern unserer klassischen Literaturepoche ist die Gestalt des Grafen Reinhard, des französischen Diplomaten deutscher Herkunft, besonders durch seinen Briefwechsel mit Goethe bekannt und lieb; er gehört zu den gehaltvollsten, die wir von Goethe seit Schillers Tod besitzen. Schon

die einfache Thatsache, daß Goethe ihm in den Jahren des beginnenden Alters, wo er gegen die meisten Menschen steifer und schweigsamer wurde, so nahe sich fühlen konnte, ist uns ein starkes Zeugnis für den Wert und inneren Gehalt seiner Persönlichkeit. Eine ausführliche Darstellung seines Lebens müßte daher, auch wenn der fast romanhafte Wechsel seiner Schicksale nicht an sich schon Interesse erweckte, nur teilnahmsvolle Leser finden.

Wilhelm Lang hat in verschiedenen in populären und wissenschaftlichen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen bereits Abschnitte aus Reinhards Leben oder einzelne Seiten seiner Persönlichkeit in vorzüglicher Weise behandelt. Auch der vorliegenden Gesamtdarstellung kann ich das Lob nicht vorenthalten, daß sie in Inhalt und Form zu den musterhaften Arbeiten neuerer Biographik gehört. Im Vorwort spricht der Verfasser die Prinzipien aus, die ihn geleitet haben, die nach seiner Ansicht überhaupt den biographischen Schriftsteller leiten sollen: „Die Thatsachen sollen reden, um zu erklären, wie aus Anlage und Erziehung, aus Gunst oder Zwang der äußeren Umstände ein so seltsames Schicksal und ein so eigentümliches Charakterbild gewoben worden ist; vor allem soll er selber zum Worte kommen; die wahre Biographie ist Selbstdarstellnng“ (S. IV); „mehrfach stößt man auf dunkle Punkte, auf seelische Rätsel, für deren Lösung dem Biographen die Mittel versagen; er konnte nichts thun als gewissenhaft mitteilen, was er gefunden, auf unsichere Vermutungen aber verzichten; zuletzt bleibt bei jeder Persönlichkeit, deren Leben erzählt werden soll, ein ungelöster Rest zurück“ (S. VI). Ich bekenne mich ohne Rückhalt zu diesen beiden wichtigen Sätzen und sehe in ihrer genauen und strengen Durchführung nicht den geringsten Vorzug des Langschen Buches. Die reiche Fülle gedruckter und ungedruckter Quellen ermöglichte es eine wirkliche Selbstdarstellung zu bieten, wenn auch manches Vorhandene unzugänglich blieb. Eine Menge höchst fesselnder Briefe und Auszüge aus solchen werden mitgeteilt und verschaffen dem Lebensbilde eine gegenständliche Lebendigkeit, wie sie keine noch so geistreich konstruierende Reproduktion gewähren könnte. Den letzten rätselhaften Mittelpunkt, die geheimste treibende Kraft eines Menschendaseins in ihren sich wandelnden Formen sich zu verlebendigen muß doch zuletzt dem Takt, der Erfahrung und dem Ahnungsvermögen des verständnisvollen Betrachters überlassen bleiben; diese Schlußkonstruktion kann uns kein Biograph vormachen, sowenig wie er ein absolutes sittliches Werturteil über seinen Helden fällen soll. Natürlich modifizieren sich diese Ansprüche an eine Lebensdarstellung mit den jedesmal zu behandelnden Aufgaben.

Einen Abriß von Reinhards äußerem Leben, wie es sich im bunten Wechsel der Orte und Verhältnisse in Langs Darstellung vor uns aufthut, an dieser Stelle zu geben erspare ich mir, da ein solcher, mit einigem Leben und etwas Farbe ausgestattet, den Raum dieser Anzeige weit würde überschreiten müssen. Zu dem psychologischen Gemälde des Mannes sucht

Lang in einem kurzen Schlußkapitel, das gerade in seiner Kürze vorzüglich ist, einige Grundlinien zu ziehen. Drei Punkte scheinen mir hier von der höchsten Bedeutung, die ich mit wenigen Worten berühren will. Zunächst der Widerstreit zwischen Reinhards deutscher Art, der er Zeit seines Lebens unverrückt treu blieb, und dem Gebundensein an sein zweites Vaterland Frankreich und seine Machthaber, in den Phasen seiner Entwicklung das eigentlich Reizvolle der ganzen Persönlichkeit. In diesem Gedankenkreise fällt einem naturgemäß Georg Forster ein: Reinhard hat erreicht und ein ganzes Leben lang wenn auch nicht ohne Kampf, doch auf höchst achtungswerte Weise durchgeführt, was Forster erstrebte und begann; ob auch er es durchgeführt hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, wer kann das wissen? Es ist leicht und billig über Vaterlandsverrat zu schreien, was Forster wie Reinhard über sich ergehen lassen mußten und müssen; schwerer und achtunggebietender ist es solchen Männern nachzufühlen und ihre Entwicklungen zu begreifen. Langs Behandlung dieser Gedanken ist frei von allem Chauvinismus wie von allem leichtfertigen Aburteilen über so schwere seelische Konflikte. Neben dieser nationellen Differenz steht in Reinhards Leben eine nicht minder einschneidende psychologische: der Widerstreit seiner Neigung für ein den Ehrgeiz befriedigendes das Vollgefühl der Menschenkraft immerfort bethätigendes handelndes Leben im Dienste des Staates mit einer andern fast ebenso starken Neigung für ein einsames stilles Wirken und Arbeiten an der Bildung und Vervollkommnung der eigenen Individualität im höchsten Sinne. Dieselben Konflikte können wir im Leben Wilhelm von Humboldts verfolgen: die kürzlich von mir veröffentlichten Briefe an Wolf aus der Zeit seiner Leitung des preußischen Unterrichtswesens brachten erst wieder neue Belege dafür. Sie bleiben überhaupt keinem ernster und tiefer angelegten Menschen erspart. Der dritte Punkt erinnert wiederum aufs Lebhafteste an Georg Forster: die verzweiflungsvolle, in den Tagen der Schreckenszeit ihren Höhepunkt erreichende Enttäuschung an der französischen Revolution, wie sie dem Beschauer aus der Nähe sich darstellte, und doch der unverwüstliche Glaube, daß aus dem enthusiastisch begonnenen Werke trotz aller Greuelthaten ein besserer Zustand der Menschheit hervorgehen müsse. Dieser Optimismus Reinhards ist auch Forsters Glaubensbekenntnis bis zum letzten Atemzuge geblieben. Aber für ihn hat noch niemand so milde und menschlich gesprochen wie Lang hier (S. 237) über Reinhard thut: „In jedem Erfolg steckt ein vernünftiges Moment und mit diesem vernünftigen Moment hat sich Reinhard .... rasch zurechtgefunden."

Ein paar Einzelbemerkungen seien noch gestattet. S. 71 wird der Name Brissot nicht genannt. Wilhelm von Humboldt, der für seine Nachrichten über Reinhard, die Lang sonst benutzt, wohl sehr gute Quellen hatte, gewiß vor allem die Familie Reimarns selbst, erzählt in seinem

Tagebuche von 1796 (S. 92): „In Bordeaux, wo er sich lange aufgehalten, ist er mit Brissot in Verbindung getreten und dadurch veranlaßt worden nach Paris zu gehen und sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen." Genaueres kann auch ich nicht angeben, indessen wäre dieser Ueberlieferung doch wohl im Texte zu gedenken gewesen. — Der Name des S. 311 genannten Arztes ist Kapp, nicht Kappe; so schreibt ihn Goethe meistens mit nachlässiger sächsisch-thüringischer Aussprache, wie er auch den Maler Kraus so oft Krause, den jenaischen Professor Stark Starke nennt. — Die „Unliftigkeit" S. 554 dürfte wie S. 400 „Unlittigkeit" sein; auch in Briefen an Goethe (S. 106. 187) braucht Reinhard „unlittig."

Zwei vortreffliche Lichtdrucke sind dem Buche beigegeben: ein Jugend-Porträt und ein Oelgemälde aus der ersten Zeit des Frankfurter Aufenthalts; bei jenem wird man die von Zeitgenossen oft behauptete Aehnlichkeit Reinhards mit Schiller bemerken, mit diesem sehr fein ausgearbeiteten Schmellers jüngst Aus dem Goethe-Nationalmuseum 1, 21 vervielfältigte Zeichnung gern zusammenhalten.

Weimar. Albert Leitzmann.

Neubauer F., Freiherr vom Stein. Preisgekrönte Arbeit. Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 12. (Doppel-) Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 3.60 M.

Daß unter den Bewerbungsschriften, die auf die von der Ehlermannschen Verlagshandlung in Dresden 1891 veranstaltete Preisausschreibung auf die besten drei Biographien von deutschen „Geisteshelden" des 19. Jahrhunderts, auch eine Stein-Biographie sein würde, war vorauszusehen. Denn überblickte man die Persönlichkeiten, die da in Betracht kommen konnten, so drängte sich die Gestalt dieses Vorkämpfers der deutschen Einheit und Reformation des preußischen Staates von selber auf: ich gestehe, daß ich mich damals selbst mit dem Gedanken einer solchen Biographie trug, ja ich kam bis zum Entwurf des ersten Kapitels. Nun hat denn eine Steinbiographie einen der drei Preise davongetragen und, wenn diese Auszeichnung gerecht war, so wird sich jedermann dessen freuen. Ich weiß nicht, wie die anderen eingelaufenen Arbeiten waren, aber mich dünkt diese sehr gut. Schon die ersten Seiten nehmen durch Schlichtheit des Tones, knappe Fassung, Verzicht auf alle noch so interessanten und dankbaren Excurse, die von der Person des Helden entfernen, ein: ich erinnere mich in meinem Fragment gelegentlich der Erzählung von den Aufenthalten Steins in Wetzlar beim Reichskammergericht, in Regensburg beim Reichstag, in Wien beim Reichshofrat diesen Institutionen eine kurze Darstellung gewidmet zu haben. — Neubauer geht darüber hinweg und mit Recht, erstens einmal, weil nicht mehr herauszubringen ist, ob und was Stein an jenen Stellen gethan hat und zweitens, weil in einer Stein-Biographie von 100 Seiten auf diese Episode seines Lebens schon aus Kompositionsgründen nicht mehr als eine Seite verwendet werden durfte.

Der Verfasser ist ein Preuße, oder doch wenigstens in preußischen Diensten, aber er ist darum nicht unbillig in der Beurteilung Oesterreichs, er versteht das Gefühl der Pietät, das den Reichsfreiherrn für diese Macht beseelte. Und so mag denn das anspruchslose Büchlein allen Deutschen empfohlen sein, „Ober- und Niederdeutschen".

Sonst haben wir an dieser Stelle nichts über das Buch zu sagen. Beziehungen zur deutschen Literatur hat ja Stein so gut wie keine gehabt. Ein paar Versehen (z. B. wird der französische Bevollmächtigte am Wiener Kongreß Dalberg S. 179 als der „frühere Fürst-Primas" bezeichnet) werden ihm schon die historischen Zeitschriften aufmutzen. E. G.

Roland J., Marie Hillebrand (1821—1894). Ihr Leben und erzieherisches Wirken. Nebst Originalbriefen von Marie Hillebrand als Anhang. Gießen, J. Rickersche Buchhandlung. 1895. 2.60 M.

Marie Hillebrand, die Schwester des Essayisten Karl Hillebrand, stand durch vierzig Jahre einem weithin bekannten Erziehungsinstitut vor, das den Ort mehrmals wechselte (Offenbach, Rödelheim, Soden, Neuenhain) und mit ihrer eigenen Kraft zu Ende ging. Sie war eine ausgezeichnete Pädagogin, aber weniger durch wissenschaftliche Principien, als durch hohe psychologische Einsicht, weiblichen Takt und volle Kenntnis des weiblichen Herzens geleitet. Wie sie alles durch ihre Persönlichkeit zusammenhielt, keine weiblichen Mitarbeiterinnen bei ihrem Werke hatte und niemandem Einfluß auf sich gestattete, so ist auch eine Verallgemeinerung ihrer Methode, wie sie ihr begeisterter Anhänger und Arbeitsgenosse hier wünscht, kaum denkbar. Uns erscheint Marie Hillebrand wertvoll als Verkörperung jener klassischen Bildung, die in ihrem Vater und in ihrem Bruder so glänzende Vertreter hervorgebracht hatte. Bis zu ihrem Ende war Goethische Lebensweisheit in ihr lebendig. Uns erfreut ferner der Humor, der in ihren Briefen und Aussprüchen zu Tage tritt. „Giebt es ein Fortleben, und sieht Dein Vater von oben auf Dich herab", — sagte sie zu einem Mädchen, das aus kindlicher Pietät einen Freier abweisen zu müssen glaubte, der als bloßer Kaufmann dem Gelehrtenhochmut ihres (kürzlich verstorbenen) Vaters nicht genehm gewesen — „so wird er gewiß im Himmel viel gescheidter sein, als er hienieden war. So heirate nur getrost den braven, treuen Mann" (S. 10). — „Oh! ich bin jetzt so behutsam geworden, ich behandle jetzt die Menschen wie rohe Eier, mit Glacé-Handschuhen, die ich aber gewöhnlich vergesse anzuziehen" schrieb sie einmal im Alter (S. 35). — Endlich erregt in dem Buch unsere Aufmerksamkeit die Schilderung von Schulkomödien. Außer gründlich vorbereiteten Vorstellungen von Scenen aus klassischen Stücken, die nur hohe Festlichkeiten verherrlichten, „wurden oft aus dem Stegreife komische Vorfälle aus dem Schulleben zum Besten gegeben, in einer Weise, die an die freie Laune der alt-attischen Comödie erinnerte, aber immer einen harmlosen Charakter bewahrte. Ergötzliche Dummheiten, wie sie in jeder Schule vorkommen, täppisches oder unüberlegtes Wesen der Einzelnen, die komischen Widersprüche, in die Jedermann einmal mit sich selbst geräth, wurden mit Nennung der Namen, mit Nachahmung des Kostüms wie der Sprache und Geberde aufgeführt. Durch Censur der Vorsteherin immer in weisen Schranken gehalten, hatte dies kameradschaftliche Aufziehen seinen pädagogischen Werth. Man lernte einen Scherz vertragen und gewöhnte sich die lebenverderbende Empfindlichkeit ab" (S. 52). e

Oehninger Fr., Paul Oehninger, V. D. M. Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Briefen. Mit Portrait in Lichtdruck. Basel, Adolf Geering. 1895. 2 M.

Die Entwicklung und die inneren Kämpfe eines jung verstorbenen schweizerischen Geistlichen (1863—1893) werden uns in dieser pietätvoll abgefaßten Schrift an der Hand von Briefen, Tagebüchern und Freundesaufzeichnungen in großer

Breite vorgeführt. Einzelne Partien, wie die Schilderung der Basler und Erlanger Studentenzeit, der Aufenthalt in Partnun und in Wörishofen bei Pfarrer Kneipp, von dem einige Anekdoten erzählt werden, sind nicht ohne culturhistorisches Interesse. Im Uebrigen trägt das Buch einen erbaulichen Charakter und wendet sich an junge Theologen und Christen. Vorliebe für Lenau S. 20; Lektüre des Werther S. 26. Eigene Gedichte Oehningers S. 19. 42. 78. 90.

-ts.

Ernst A. W., Literarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg. Verlag von Conrad Kloß. 1895. 4 *M.*

Die „Litterarischen Charakterbilder" wollen keinem Zerstreuungsbedürfnis dienen, sondern belehrend und bildend wirken, als ein Familienbuch, nach dem Eltern und Kinder in ihren Mußestunden greifen, um sich an den Schätzen unserer Literatur zu erheben. Gegen die Auswahl der geschilderten Dichter ließe sich nicht viel einwenden: Körner, Chamisso, H. v. Kleist, Lessing, Goethe, Schiller, Uhland, Lenau, Reuter, Gerok. Statt des letzteren hätten wir allerdings lieber einen anderen gesehen, etwa Geibel oder Freiligrath, die die Epoche des nationalen Aufschwungs weit charakteristischer in der Lyrik vertreten. Für das Verständnis des Laien, der namentlich im chronologischen schwach ist, hätte sich auch eine andere Reihenfolge besser geschickt. Die historische Entwicklung wäre dem Leser viel klarer, wenn der Reformator Lessing, wie es sich gehört, an der Spitze stände. Körner und Kleist hätten dann zwischen Schiller und Uhland, Chamisso zwischen diesem und Lenau einen geeigneteren Platz gefunden. Diese Aussetzungen an der Anordnung lassen den Wert des Buches unangetastet. Die einzelnen Charakterbilder, eigentlich kurze Biographien, sind bei taktvoller, nicht zu ängstlicher Berücksichtigung des Leserkreises nach den besten Quellen und Darstellungen sehr klar und fesselnd geschrieben. Citate und Briefstellen, nicht nur die landläufigen, sind reichlich und geschickt benutzt. Der Verfasser, der den Nachdruck auf wahres Deutschtum legen will, hat sich von der beliebten Deutschtümelei glücklich frei gehalten. Im ganzen zeichnet sich das Buch vor ähnlichen Erzeugnissen, wie sie vielfach zusammengestoppelt werden, durch Gründlichkeit der Quellenbenutzung und geschmackvolle Darstellung aus. Für Leser, die auf die Dinge näher eingehen wollen, sind bibliographische Nachweise und ein Personenverzeichnis mit den notwendigsten Angaben hinzugefügt.

Berlin. Arthur Eloesser.

Bettelheim, A., Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. (1895.) 2.20 fl.

Anton Bettelheim hat mit dieser Sammlung von Aufsätzen, die in den letzten 6 Jahren durch mehrere Zeitschriften veröffentlicht worden sind, seinen zahlreichen Verehrern eine höchst willkommene Gabe dargebracht. Mögen auch die einzelnen stilistischen und kritischen Leistungen die gebührende Achtung gefunden haben, so ergiebt sich doch erst aus diesem Ganzen die richtige Schätzung seines feinen, schmiegsamen Talentes, seines vorurteilslosen, weitherzigen Strebens, allen Richtungen und Individualitäten gerecht zu werden. Er bekennt sich zu dem Prinzip seines Meisters Sainte-Beuve: „La critique pour moi (comme pour M. Joubert) c'est le plaisir de connaître les esprits, non de les régenter." Und dieses Prinzip führt ihn zur Anerkennung jedes echten Menschen- und Künstlertums, zur allseitigen Duldung auch auf dem Gebiete hadernder Kunstschulen und Theorieen. Die erste

Serie der Aufsätze ist der österreichischen Heimat des Verfassers gewidmet. Kronprinz Rudolf, als Mensch und als Schriftsteller, wird in einem sehr loyalen Artikel gepriesen. Marie Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar und Rosegger werden zu Geburtstagen in Festartikeln beglückwünscht, die im Tone der Feierstimmung gehalten dennoch sehr feine und eingehende Charakteristiken der Menschen und Künstler bringen. Sehr sorgfältig werden das wenig bekannte „Kunstbüchlein" von Richard Kralik und desselben Aesthetik „Weltschönheit" analysiert. Die aus seinem Leben mitgeteilten Züge geben einen Begriff von der fast encyklopädischen Bildung dieses Mannes, der als Schüler Iherings beginnt, von der Jurisprudenz zur Archäologie, Philologie, Philosophie übergeht, seine Freunde plötzlich mit lyrischen und dramatischen Gedichten überrascht und sich schließlich in der „Weltschönheit" eine eigene Aesthetik schafft, ein grillenhafter, tiefsinniger Spätling der Romantik. Zwei Aufsätze „Aus der deutschen Schweiz" beschäftigen sich mit J. V. Widmann als Dichter und mit Karl Stauffer-Bern, der durch die Kontrastierung mit Feuerbach und Ludwig Richter in eine etwas ungünstige Beleuchtung gerückt wird. Ein Vergleich von Stauffers Bekenntnissen mit den nunmehr vorliegenden Berliner Briefen Gottfried Kellers würde weit fruchtbarere Parallelen bieten. Aus der Schweiz führt uns Bettelheim nach Schwaben. In einem schönen Aufsatz errichtet er ein Denkmal zu Ehren von Hermann Kurz, für den er einen Biographen herbeiruft, nach dem der Freund Heyse schon im Jahre 1874 vergebens ausschaute. Dem halb vergessenen Schwabendichter, der, wie er im „Nachlaß" sang, „mit tiefgeschlossenem Visir" von hinnen geeilt ist, folgt sein glücklicherer Landsmann, Berthold Auerbach. Die dörfliche Heimat des Erzählers, Nordstetten, die Quelle seiner Beobachtung, aus der die Dorfgeschichten unaufhaltsam geflossen sind, wird aus eigener Anschauung stimmungsvoll geschildert. Die unermüdliche, immer vergebliche Werbung Auerbachs um die spröde Kunstform des Dramas wird durch manche neue Züge aus seinem Leben bestätigt, während die „Dramatischen Eindrücke" sein scharfes, kritisches Verständnis für die Erfordernisse der dramatischen Technik zeigen. Auch jahrzehntelange Vorarbeiten zu einem historischen Roman und zu einem jüdischen sind liegen geblieben. Am meisten bedauert Bettelheim die Nichtvollendung der Erzählung „Der neue Robinson" oder „Die Kinder vom Gotthard", die das Schicksal zweier Waisenkinder an die Durchbohrung des Tunnels knüpfen sollte. Ein hohes Lied der Arbeit sollte es werden. Schwerlich hätte der Verfasser des „Barfüßele" die Arbeiterklasse als Masse und Macht darstellen können, zumal da er sich durch seine eingeborene „Missionärsnatur" veranlaßt fühlte, im polemischen Gegensatze zu den Naturalisten an den Arbeitern eine Rettung zu begehen. In das Gebiet des historischen Romans führt uns eine sehr eingehende Analyse von Alfred Doves „Caracosa". Quellenstudien zum Salimbene haben den Schüler Rankes angeregt, sich die interessanteste Zeit des italienischen Mittelalters künstlerisch zu vergegenwärtigen in einem Zyklus von Bildern, „wie sie reicher und runder noch kein deutscher oder romanischer Künstler zu Stande gebracht hat." Den modernen Franzosen — Zola, Flaubert, Edouard Rod, Bourget — ist der letzte Teil des Buches gewidmet, aus dem wir den außerordentlichen Aufsatz über Flaubert hervorheben möchten, der auch die Flaubert-Litteratur, soweit sie auf Bedeutung Anspruch machen kann, enthält. Diese tiefgehenden Studien, die auf die intime Kenntnis der litterarischen Strömungen im Nachbarlande gegründet sind, lassen die Schrift „Sainte-Beuve und die Literatur des zweiten Kaiserreiches," die Bettelheim nach der Auerbach-Biographie herausgeben will, mit den größten Hoffnungen erwarten.

Berlin. Arthur Eloesser.

Paoli Betty (Elisabeth Glück), Gedichte. Auswahl und Nachlaß. Stuttgart 1895. J. G. Cotta Nachfolger. 3 M.

Die vorliegende, sehr hübsch ausgestattete und mit einem liebenswürdigen Bilde der Dichterin (nach Kriehuber) geschmückte Sammlung gibt selbst Rechenschaft über ihre Entstehung: Anton Bettelheim und Ferdinand v. Saar haben aus den im Druck erschienenen Sammlungen (1841—1870), wie aus dem Nachlasse das Bezeichnendste ausgewählt; man sieht auch wohl, daß die Hände feinsinniger Frauen mitgewaltet haben, um der vor zwei Jahren Geschiedenen ein Denkmal zu setzen. Ein Nachruf von Marie v. Ebner-Eschenbach (zuerst Neue Freie Presse 22. Juli 1894) und ein „Requiem" v. Saars sind vorangeschickt. Ein kleiner Irrtum in dem Aufsatze unserer großen Landsmännin darf hier wohl berichtigt werden: Alexander I., nicht Nikolaus I., hat den berühmten Speranski, mit dessen Tochter Betty Paoli befreundet war, nach Sibirien geschickt. Die Auswahl kann als wohlgelungen bezeichnet werden, nur unter der Schlußrubrik „Aphoristisches" hätte der Rotstift öfter streichen sollen. — Eine Würdigung der Paoli, deren Leben mit einem halben Jahrhundert Wiener Literatur, von Feuchtersleben bis zu Frau v. Ebner herab, verknüpft war, ist hier nicht am Orte; für ihren Biographen oder besser ihre Biographin, werden die schier unzähligen Beziehungen eines sonst schlichten und entbehrungsreichen Lebens zu Größen der Kunst, Literatur und Wissenschaft besonders verlockende Darstellungsobjekte sein. Unter diesen Gesichtspunkt fiele auch ihre Thätigkeit als Uebersetzerin (Lermontow S. 101, Th. de Banville S. 235, Béranger S. 241; von Puschkin S. 243 das auch von Bodenstedt übertragene „Den Verleumdern Rußlands", Italienische Volkssprüche S. 248 und vieles andere). Auf die geistesverwandte Felicia Hemans (S. 46), auf Annette v. Droste-Hülshoff (S. 53) hätte sie uns nicht erst hinzuweisen gebraucht. — Noch einiges zur Stoffgeschichte: Andreas Baumkircher (S. 153) ist auch von anderen österreichischen Dichtern öfters behandelt worden (Heinrich Penn, L. A. Frankl und andere); die „Bilder aus der Vendée" verraten deutlich den Einfluß der „Albigenser". Die Lyrik, speciell die sententiöse — und hier liegt das unbestrittene Gebiet der Dichterin — steht vornehmlich unter Schillers und Rückerts Zeichen; eigentliche vis genetrix fehlt ihr gänzlich.

Wien. R. F. Arnold.

Tille A., Deutsche Lyrik von Heute und Morgen. Mit einer geschichtlichen Einleitung herausgegeben. Leipzig, Naumann 1896 (Englische Ausgabe: German Songs of Today and Tomorrow, Glasgow Bauermeister 1895, Publication I of the Glasgow Goethe Society). M. 3.50 geb.

Busse C., Neuere Deutsche Lyrik. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Halle a. S., Hendel o. J. (1895). M. 3 geb.

Es ist noch nicht eben lange her, daß Dramatiker und Romanschriftsteller unter dem Beifall der Kritiker die Parole ausgaben, die Lyrik sei veraltet — ein Wahrspruch, der mir etwa so tiefsinnig vorkommt wie das Urteil jenes Lieutenants, daß der Civilstand sich überlebt habe. Daß inzwischen jene Parole sich selbst überlebt hat, beweisen allein schon die verschiedenen neueren Sammlungen deutscher Lyrik, von denen Tille (S. LXV) die wichtigeren mit unmotivierten Urteilen verzeichnet. Man hat wieder

erkannt, daß die Lyrik selbst in Perioden, die ihr keine reiche Blüte gönnen, unentbehrlich ist als breite Unterströmung der „großen Gattungen", als die Macht, die in der Welt der nur Empfangenden das Gefühl für Poesie wach erhält, als der einfachste und empfindlichste Ausdruck der wechselnden Zeitstimmungen.

Gerade unter dem letzten Gesichtspunkt will Tille die deutsche Lyrik unserer Tage auffassen. Schlimm nur, daß er zu dieser Aufgabe so gar nicht gerüstet ist, und daß er schlechterdings keine Vorstellung von ihrer Schwierigkeit hat. Selten ist uns eine so naive Unkenntnis vorgekommen. Andere suchen vielleicht Lücken ihrer Kenntnis zu bemänteln; Tille ist überall überzeugt, daß die Entwickelung da anfängt, wo seine Studien einsetzen. Nun bewegen sich diese nur auf der schmalen Linie einer „Weltanschauungsgeschichte" von Darwin bis Nietzsche; er nennt so mit überflüssigem Aplomb einen Abschnitt in der Geschichte der Philosophie, den keiner ihrer Historiker je übersehen konnte, den er aber sich den Anschein gibt, neu entdeckt zu haben. Und er konnte doch z. B. in Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker" oder gar in Langes berühmter „Geschichte des Materialismus" die Zeugnisse für die „Weltanschauungsentwickelung" so bequem verarbeitet finden!

Philosophische Oberflächlichkeit aber, wie sie all solchen popularisierenden Predigern neuer Ideen — Anderer eigen ist, würde in einer literarhistorischen Einleitung noch verzeihlich sein; unverzeihlich ist die beispiellose Unzuverlässigkeit seiner so pompös auftretenden geschichtlichen Behauptungen. Für Tille hat im Grunde Alles erst vor vierzig Jahren angefangen. Dieser Darwinianer verfällt fortwährend in den Atavismus, die historische Entwickelung Sprünge machen zu lassen, und läßt „die deutsche realistische Bewegung" (S. LXIII) mit den Brüdern Hart „beginnen", ganz in derselben Art, wie man im vorigen Jahrhundert von dem „ersten König" und dem „ersten Schiffer" sprach; es fehlt nicht viel, so würde uns der Geburtstag einer neuen Weltanschauung in den Kalender geschrieben. Das Wunder, alle Ideen plötzlich in einem Mann und in einem Moment aufleuchten zu lassen, bringt Tille natürlich einfach dadurch zustande, daß er alle früheren Vertreter glatt ignoriert. Da soll z. B. — mirabile dictu — W. Jordan „dem neuen erhabenen Ideal der Höherentwicklung der Gattung Mensch" (dies zugleich als Stilprobe!) den Einzug in die deutsche Lyrik verschafft haben (S. LXIV—LXV). Als ob dies „neue" erhabene Ideal den christlichen Kirchenvätern oder der Populärphilosophie des vorigen Jahrhunderts gefehlt hätte! als ob Lessing oder Herder es nicht deutlich ausgesprochen hätten! als ob Condorcets Idee von der stetigen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts nicht bei Fourier bis zur grotesken Uebertreibung mechanisiert wäre! „Noch ehe die Entwicklungshypothese von Darwin für die organische Natur bewiesen worden war", habe derselbe Jordan als „ersten Vorstoß in ein neues unbekanntes Gebiet" die Idee der Veredlung des Menschen-

geschlechts durch Zuchtwahl gewagt (S. LII—LIII). Herrn Tille mag dies Gebiet unbekannt sein. Plato aber und Thomas Morus und Pückler-Muskau — um nur drei recht verschiedene Vertreter aus drei grundverschiedenen Epochen zu nennen — hatten die Idee der künstlichen Verbesserung der menschlichen Species schon einige Zeit vor Jordan vorgetragen; und nicht einmal an praktischen Versuchen der Züchtung hatte es gefehlt, wenn Friedrich Wilhelm I. (auf den sich ja Jordan selbst im „Demiurgos" bezieht) seine Riesen mit Riesinnen oder Kaiserin Katharina ihre Zwerge mit Zwerginnen vermählte, um entsprechenden Nachwuchs zu erzielen. — Oder der Kampf gegen die unfreiwillige Ehe, gegen das Unmoralische eines Zusammenlebens ohne Liebe, soll (S. LXX f.) ein neues Problem bei Th. Storm und Jüngeren sein! dies Lieblingsthema der Romantiker, Immermanns, des Jungen Deutschland! — Wenn es Tille an gründlicher Kenntnis der deutschen Lyrik so ganz fehlt, wird man sich nicht wundern, fremde Einwirkungen erst recht nicht beachtet zu sehen. So starke Anreger wie Byron oder V. Hugo werden überhaupt nicht genannt; für die Entwickelung der sozialen Tendenzlyrik werden die Einflüsse von Burns und Ebenezer Elliott, die Freiligrath vermittelte, so gut übersehen wie Herweghs Gedichte, die lange vor Fontane (S. XVII) soziales Elend ohne alle Anknüpfung an poetische Fiktion schildern. Selbst große internationale Momente werden völlig verschwiegen; jene charakteristische Desillusionsdichtung z. B. („Enttäuschungspoesie" gäbe eine falsche Vorstellung), die von der romantischen Schönfärberei zum pessimistischen Realismus überführt und der „Madame Bovary" und „Middlemarch" so gut angehören wie „Vor vierzig Jahren" von Annette v. Droste oder „Mein Herz ist im Hochland" von Dingelstedt, und die in Heines „Citronia" ihren grellsten Ausdruck findet. Unbekümmert wandelt Herr Tille die enge Linie seiner spezifischen „Weltanschauungs-Entwicklung" entlang und sieht nicht nach rechts oder links. Dem entspricht denn auch die Auswahl. Nach der Ankündigung soll das Buch die Lyrik, die heut im Schwung ist, und die, die morgen herrschen wird, in charakteristischen Proben vorführen; Tille versucht dies, ohne Paul Heyse oder C. F. Meyer, Isolde Kurz oder Gustav Falke zu nennen, wogegen Rudolf Knussert und Johannes Dehquist einer unwahrscheinlichen Unsterblichkeit entgegengeführt werden. Wie die Auswahl der Dichter, so verrät die der Gedichte einen völligen Mangel an Kunstverständnis und Geschmack; von so interessanten Dichterpersönlichkeiten wie Leuthold oder Hartleben werden wie mit Absicht fast die schwächsten Stücke ausgesucht. Wäre einem künstlerisch fühlenden Sammler auch nur diese greuliche Art, die Anfangsverse zu verstümmeln, möglich gewesen? „Zwischen Roggenfeld" (S. 178) „O du lieber linder" (S. 176)! Die Bemerkung: „Hans Hopfen, Pseudonym für Hans Ritter von Hopfen" (S. 176) würde ich gern als Scherz auffassen, wenn die tödtliche Trockenheit des Tons es gestattete.

Gegen die Vereinigung von Unkenntnis und dictatorischem Ton, wie sie dies Buch beherrscht, müssen wir aber aus zwei besonderen Gründen doppelt energisch Einspruch erheben. Erstens ist das hübsch ausgestattete Buch mit Nietzsches Bild geschmückt und erscheint englisch, als erste Schrift der Glasgower Goethe-Gesellschaft. Diese beiden Namen dürfen wir aber, gerade weil wir sie verehren, nicht über solcher Dilettantenarbeit dulden. Fiel Herrn Tille, als er die Lyrik von heut und morgen ohne die von gestern zu kennen sammeln wollte, gar nicht der erste Spruch des Bakis ein:

Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und ch'gestern gesprochen — wer hörts?

Schüchterte das Bild des unermüdlichsten Lesers, der aus ungeheuerer Belesenheit seine genialen Verallgemeinerungen zog, ihn nicht ein, als er auf ein paar allgemeine Sätze nur Dogmen gab statt lebendiger Anschauung?

Und dies ist der zweite Punkt — derjenige, der allein die Breite unserer Besprechung rechtfertigt. Als Leistung verdient das Buch sie nicht, als Symptom fordert es sie. Andere Wissenschaften haben mehr als genug unter der Einwirkung oberflächlich philosophierender Doktrinäre gelitten. Wir wünschen nicht, daß nach dem Muster der verstorbenen Naturphilosophie eine Literaturphilosophie aufkommt, die von der Höhe eines beliebigen Prinzips herab Thatsachen und Forschungen vornehm ignoriert. Gerade weil die neuere Literaturgeschichte sich ihr wissenschaftliches Ansehen kaum erst erfochten hat, darf sie sich nicht durch phrasenhafte Vorreden und willkürliche Anthologien bloßstellen lassen. Was sollen denn auch die Engländer von uns denken, wenn sie einen deutschen Gelehrten eine geschickte Auswahl aus englischen Poeten mit einer verständnisvollen Einleitung ausstatten sehen, wie es R. Schindler in seinen Poets of the present time (Marburg 1891) geleistet hat, während ein anderer die deutschen Dichter der Gegenwart so behandelt wie Tille!

Ueber Busses Buch ist, gerade weil es viel besser ist, viel weniger zu bemerken. Die Einleitung geht mit Entschiedenheit von dem Standpunkt aus, über den Wert eines Gedichtes entscheide lediglich seine Schönheit; und wenn auch Busse diesen Begriff noch etwas zu stark nach der Seite des Inhaltlichen biegt, ist es doch immer ein künstlerischer Gesichtspunkt und ein Künstler ist's, der ihn handhabt. Einwendungen hätte ich auch hier genug zu machen; so scheinen mir Hoffmann von Fallersleben und W. Hertz (S. 57) ungerecht, Heine (S. 38) und Heyse (S. 61) unrichtig beurteilt. Ricarda Huch ist kein Schweizerkind (S. 65). Auch sonst fehlt es in den biographischen Notizen nicht an Irrtümern und in dem Register der Gedichtanfänge leider auch hier nicht an häßlichen Verstümmelungen, die immerhin durch die typographische Anordnung eher als bei Tille entschuldbar werden. Im Großen und Ganzen wird man aber Auswahl

und Kommentar nur billigen können. Ich stehe nicht an, diese Sammlung unter den mir bekannten für die gelungenste und lehrreichste zu erklären. Vor der geistvollen Auslese, die Servaes und seine beiden pseudonymen Freunde veranstaltet haben, hat die Busses die größere Breite und Fülle, vor allen andern die Weitherzigkeit voraus; sie ist daher wohl geeignet, von der neueren deutschen Lyrik ein nahezu genügendes Bild zu geben. Und ist mehr möglich als dies? — wird nicht Jeder, der mit eigenem Fühlen lyrische Gedichtsammlungen liest, seine persönlichen Lieblinge und seine persönlichen Antipathien haben?

Berlin. Richard M. Meyer.

Johanson H., Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Zürich, Verlag von „Sterns literarischem Bulletin der Schweiz". 1894.

Die vorliegende Anthologie setzt sich engere Grenzen als das bereits in zweiter Auflage erschienene Baltische Dichterbuch von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. Während dieses ein Bild von der poetischen Thätigkeit der Balten überhaupt geben will, sind hier nur solche Lieder (meist jüngerer) baltischer Dichter vereinigt, „welche Bilder aus der baltischen Heimatwelt vorführen, sodann auch solche, welche die Liebe zur Heimat oder das Sehnen nach ihr, oder das süße Gedenken an selig verbrachte Jugendzeit athmen". Diese Beschränkung verleiht der Sammlung etwas Monotones und auch auf das Können der Dichter läßt sich aus dieser Auswahl nicht immer der richtige Schluß ziehen. Von 36 Dichtern und Dichterinnen sind 82 Gedichte mitgeteilt; davon 17 nach dem Manuskript. Auffallend ist S. 157 zu den Versen von Julius Meyer „Denn Freiheit wohnt nicht auf den Bergen . . . In Hochlandthälern wie in Särgen Schläft linkisch geistesarm Geschlecht" eine Anmerkung des Verlegers: „Die ruhmreiche Geschichte des Schweizervolkes widerlegt diese Verse." Aber freilich ist dieser Verleger zugleich derjenige baltische Dichter, von dem die Sammlung die meisten Stücke enthält: Maurice Reinhold von Stern, der in der Schweiz seine zweite Heimat gefunden hat. S.

Mokrauer-Mainé O., Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Leipzig und Baden-Baden, Constantin Wilds Verlag. 1895. 1 M.

Der Verfasser befindet sich in bedauerlicher Unklarheit über sein eigenes Thema: Zeuge dessen die Einleitung, welche Lesefrüchte aller Art wahllos zusammenträgt und selbst Homer, die Psalmen und „Kiämpe-Vieser" (!) nicht verschont, ferner aber auch der Inhalt des Buches selbst; man kann doch den Dessauer und andere Märsche unmöglich unter das patriotische Lied subsumieren. Das Büchlein macht wohl keine wissenschaftlichen Prätensionen und könnte das auch gar nicht; denn es bringt auf 103 Seiten kaum irgend etwas Neues, schöpft vielmehr aus wohlbekannten, zum Teil auch von der Forschung längst aufgegebenen Quellen, besonders aus den Volksliedern Herders, nach denen citiert wird wie nach einer kritischen Ausgabe. Aber selbst Forderungen populärster Wissenschaftlichkeit kann Mokrauer-Mainé nicht genügen; Mangel jeglicher Disposition, Unzuverlässigkeit, böser Papierstil, endlich zahllose, merkwürdigerweise nur den Eigennamen anhaftende Druckfehler entwerten die Arbeit völlig. —

Einige Einzelheiten: Ueber „God save the king“ (S. 35 f.) hat Baring-Gould kürzlich (English Minstrelsie 1, XXV f.) das Material gut zusammengestellt. — Ueber Schneckenburger (S. 47 f.) vergleiche W. Lang, Von und aus Schwaben 6. — Ueber Nikolaus Beckers Rheinlied reiche Literatur bei Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz (1871). Vgl. auch Marggraff, Politische Gedichte (1843) S. XXXI f. — Man kann nicht „Gabriel Báthori (recte: Báthory) und Bethlen Gabor“ sagen (S. 71); die S. 73 vorgetragene Entstehungsgeschichte des Rákoczy-Marsches ist vollkommen apokryph. — Wer mag der „kürzlich verstorbene König von Belgien“ (S. 78) sein? — Zum „Gott erhalte“ wären Minors u. a. Untersuchungen heranzuziehen gewesen. — Vollständigkeit hat der Verfasser wohl selbst nicht erstrebt; er hätte sonst Vörösmárthys „Aufruf“, „America my land“, und vieles andere nicht übergehen dürfen. Eine umfassende Arbeit über die Nationalhymnen der Kulturnationen würde ohne Zweifel der vergleichenden Literarhistorie wie der psychologischen Poetik manches schätzbare Resultat liefern.

Wien. R. F. Arnold.

Waldmann W., Gespräche mit Robert Franz. Leipzig 1894. Breitkopf und Härtel. 3 ℳ

Der Verfasser legt seine Erinnerungen in chronologischer Reihenfolge vor, wodurch ein Zurechtfinden in diesen die verschiedensten Themen berührenden Gesprächen sehr erschwert wird, zumal auch jegliches Register fehlt. Für den Literarhistoriker interessant sind Franzens Aussprüche über die Komponierbarkeit Schillers, Heines und Goethes (S. 2. 11. 44 f.). Goethe verehrt er als einen „Mann, der mit beiden Füßen fest auf der Erde steht und auch das Herz auf dem rechten Flecke hat“ (S. 13). Ueber die italienischen Briefe heißt es: „Goethe beschäftigt sich zu viel mit seinem Ich; die Schweizerreise ist ganz anders, da ist Natur, Frische, Ursprünglichkeit“ (S. 45). Mit Schopenhauer, den er sehr schätzt (S. 121 f.), hält er Bürger für den größten deutschen Dichter nach Goethe (S. 45). Sonst liebt er noch besonders Heine (S. 112. 120 f.) und Mörike (S. 116), für Chamissos „Frauenliebe“ aber hat er nur Spott (S. 123) und die „SaufLieder von Wolff und Scheffel“ mag er nicht leiden (S. 124). Als Charakteristiker rühmt Franz vor allem Shakespeare (S. 11) und gleich nach ihm — Sealsfield (S. 27). Freytags „scheußliche Hunde“ in der Verlornen Handschrift will er als Kunstobjekte nicht gelten lassen. Ueber schlechte Bildnisse Lessings und Goethes war er gelegentlich sehr ungehalten (S. 148). — Natürlich ist die Ausbeute für den Musiker bei weitem reicher, doch muß man's immerhin schon als Fortschritt begrüßen, wenn die Eckermänner unserer großen Komponisten auch deren Aeußerungen über nichtmusikalische Fragen der Aufzeichnung würdigen.

R. B.

Bibliographie.

1. Zeitschriften.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie,** herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. 2. Abteilung.

VIII. Mann, Kulturgeschichte. Nr. 249—255. — IX. Bohm, Recht. Nr. 1—100. — X. Schullerus, Mythologie. Nr. 1—271. Bolte J., Volkskunde Nr. 272—395. — XV. Bolte, Das 16. Jahrhundert. Nr. 1—238. — XVII. Seelmann, Niederdeutsch. Neuniederdeutsche Literatur. Nr. 41—44. — XX. Kaiser, Latein. Humanistenzeit Nr. 14—61. — XXI. Geschichte der germanischen Philologie. Nr. 1—57.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.** Vierter Band (Jahr 1893). II.–IV. Abteilung.

I, 11. Gurlitt, Kunstgeschichte (Fortsetzung). — I, 12. Werner R. M., Poetik und ihre Geschichte. — I, 13. Reimann H., Musikgeschichte.

Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. II, 1. Osborn M., Allgemeines. II, 3. Ellinger G., Lyrik. II, 3. Hauffen A., Epos. II, 4. Creizenach W., Drama. (II, 5. Jeep E., Didaktik steht aus.) II, 6. Kawerau W., Luther und die Reformation. II, 7. Ellinger, Humanisten und Neulateiner.

Literatur vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. III, 2. Pariser L., Lyrik. III, 3. Reifferscheid, Epos. III, 4. Bolte J., Drama. III, 5. Michels V., Didaktik.

Literatur von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. IV, 1a. Stern A., Allgemeines. (1b. Winter G., Politische Geschichte steht aus.) 1c. Muncker F., Memoiren, Tagebücher, Briefwechsel. IV, 2. Lyrik. 1892. 1893. a) Sauer A., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen. b) Elias J., Von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart. (IV, 3. Waldberg M. Freiherr v., Epos steht aus.) IV, 4. Weilen A. v., Drama und Theatergeschichte. IV, 5. Meyer R. M., Didaktik. IV, 6. Schmidt Erich, Lessing. IV, 7. Naumann E., Herder. IV, 8. Goethe. a) Valentin V., Allgemeines. b) Heinemann K., Leben. d) e) Witkowski G., Epos, Drama. IV, 9. Köster A., Schiller. IV, 10. Walzel O. F., Romantik. IV, 11. Elster E., Das junge Deutschland.

Biographische Blätter.

Band 1 Heft 4. Band 2 Heft 1. Aus dem Stammbuch eines Biographen. III. IV.

Band 1 Heft 4. Helferich H., Adolf Menzel.

Redlich J., Rudolf von Gneist. Geboren 13. August 1816; gestorben 22. Juli 1895.

Varrentrapp C., Heinrich von Sybel.

Holland H., Der Dichter und Humorist Franz Bonn („v. Miris"). Geboren 18. Juli 1830; gestorben 7. Juli 1894.

Wiesner J., Josef Böhm. Gedächtnisrede.

Bolin W., Georg von Gizycki. Geboren 14. April 1851; gestorben 3. März 1895.

Zetsche E., Gottfried Keller als Maler.

Wiedemann Th., Briefe Leopold von Rankes an Varnhagen von Ense und Rahel aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien. Zur Säcularfeier von Rankes Geburt — 21. Dezember 1795 — mitgeteilt. 1. Venedig, 18. Oktober 1828. — 2. Venedig, Dezember 1828. Begegnung mit Heine. Beilage: Ueber Tiecks Novelle: „Dichterleben." — 3. Venedig, 26. Januar 1829. — 4. Rom, 28. März 1829. — 5. Rom, 9. Juni 1829. — 6. Rom, 10. Oktober 1829. Ueber Heine und Platen. Eine römische Goethefeier. — 7. Rom, 29. März 1830. — 8. Florenz, 25. Mai 1830. Ueber seinen Verkehr mit Platen. „Er hat etwas Stilles, Leidendes, Geisterhaftes in seiner Erscheinung. Er wird nicht lange leben." — 9. Venedig, 9. August 1830.

Benda Luise v., Fünf Briefe Ernst Moritz Arndts. Vier (Bonn, den 18. des Hornungs 1844; Bonn, den 24. des Hornungs 1845; Frankfurt, den 19. des Windmonds 1848; Frankfurt, den 23. des Wonnemonds 1848) an Karl von Kathen, einen (Bonn, den 9. des Heumonds 1849) an Charlotte, dessen Mutter.

Schott S., Karl Hillebrand über das Lesen als Bildungsmittel. Zwei Briefe: Florenz, 13. März und 16. April 1881.

Jureczek J., Die Porträtsammlung der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek in Wien.

Boelderndorff O. Freiherr v., Vor nun bald fünfzig Jahren. Besprechung des Buches von Mollat: Reden und Redner des ersten deutschen Parlamentes. Mit eigenen Erinnerungen.

Laue M., Die Todten des ersten Halbjahres 1895.

Band 2 Heft 1. Ziegler Th., Heinrich Pestalozzi. Rede.

Boelderndorff O., Frhr. v., Fürst Chlodwig zu Hohenlohe. Erinnerungen.

Frey A., Conrad Ferdinand Meyer. Wiederholt aus der Neuen Züricher Zeitung, Morgenblatt, 11. Oktober 1895. (Zum 70. Geburtstag des Dichters.)

Ratzel F., Ueber den Tod Eduard Vogels in Wadaï.

Roth E., Moritz Willkomm, geboren 29. Juni 1821, gestorben 26. August 1895.

Harnack O., Briefe von und an Wilhelm von Humboldt. Altenstein, Hardenberg, Pfuel, Niebuhr, v. Stein, Karoline v. Wolzogen, Bopp, Klaproth, Schweighäuser, Welcker, A. W. Schlegel, Prinz v. Piombino, Cardinal Consalvi. — Welcker (Brief vom 24. Dezember 1823) meint in Rousseaus Heloise die Grundlage des Schillerschen Liedes an Emma und der Scene in der Kapelle mit Ottiliens Leiche in den Wahlverwandschaften gefunden zu haben.

H. H., Laube-Historietten. In einer Anmerkung verlangt A. Bettelheim die Sammlung von Laubes Reden.

Heft 2. Elster E., Gustav Freytag.

Meyer R. M., Karl Immermann.

Boelderndorff O. Freiherr v., Noch ein 48er. Karl Heinrich Schaible.

Minor J., Friedrich Mitterwurzer. Im Anschluß an Guglias Buch.

Krauß R., Jugendbriefe von Paul Pfizer. 12 Briefe an Waiblinger aus den Jahren 1821—1823 bis zum Bruch ihrer Freundschaft. Für

beider Biographien wertvoll. Hervorzuheben Pfizers Urteil über Hölderlins Hyperion in Brief 10.

Lang W., Zwei Briefe von Karl Mathy. An Ernst Rochholz, Grenchen 16. Juni 1838; an Kolb, Karlsruhe, 17. Juni 1841.

Frankl Ludwig August, Beginn meiner mediciniſchen Lehrjahre. Aus dem Nachlaſſe. Lebensvolle Charakteriſtik ſeiner Lehrer: Alois Michael Mayer, Johann Ritter von Scherer, Joſef Freiherr von Jaquin, Karl Philipp Hartmann. Von literariſchen Perſönlichkeiten werden noch erwähnt: Ludwig Feiteles (Juſtus), Heinrich von Levitſchnigg, Barbara Retuſchil.

Zeitſchrift für **deutſches Altertum** und deutſche **Literatur** Band 40 Heft 1.

Schorbach K., Jüngere Drucke des Ritters von Staufenberg. Weiſt eine Ausgabe des Staufenbergers Straßburg 1500 nach, die er der Preſſe des Mathias Hupfuff zuſchreibt, einen Nachdruck der Ausgabe des Martin Schott (d^2). Für die Erneuerung der Staufenberglegende, die 1588 unter Fiſcharts Leitung durch B. S. O., welcher ſich im Schlußverſe nennt, beſorgt wurde, iſt jedenfalls neben einem der beiden älteſten Drucke des Gedichtes (d^1 oder d^2) auch die Ausgabe durch Math. Hupfuff herbeigezogen worden. Darauf führt eine Vergleichung der Illuſtrationen. Erhaltene Holzſtöcke weiſen auf andere verlorene Straßburger Ausgaben des 16. Jahrhunderts.

Anzeiger für **deutſches Altertum** und **deutſche Literatur** Band 22.

Heft 1. Brandes H., C. Schröders Ausgabe der niederdeutſchen Bearbeitung des Narrenſchiffs. Tadelt daß Schröder die Roſtocker Bearbeitung von 1519 ſtatt des Lübecker Originals von 1497 vorgezogen habe und hält die Quellenunterſuchung in ihrer Anlage für verfehlt.

Michels B., Euphorion erſter Band erſtes Heft.

Reifferſcheid A., Weidling: Die deutſche Grammatik des Johannes Clajus. Weiſt in Text und Apparat eine Reihe von Fehlern nach.

Walzel O. F., Poppenberg: Zacharias Werner. Verlangt eine Unterſuchung darüber, was die Freimaurerei für die deutſche Literatur der zweiten Hälfte des 18. und für das beginnende 19. Jahrhundert bedeute. Kleine Nachträge. Am wichtigſten, daß Poppenberg die Brücke überſehen hat, die von der Romantik zu Spee und ſeinen Genoſſen führt. Wir erfahren nicht, daß F. Schlegel in ſeinem Poetiſchen Taſchenbuch für 1806 eine Auswahl geiſtlicher Volkslieder nach Friedrich Spee und einigen andern gegeben hat; auch Brentanos Vorliebe für Spee bleibt unerwähnt.

Werner J., Zu Anzeiger 17, 177. Teilt das von Kukula aus einer Klagenfurter Handſchrift herausgegebene Gebet vollſtändiger aus einer 1436 geſchriebenen Sankt Galler Handſchrift mit.

Reifferſcheid A., Beiträge zur Biographie und Charakteriſtik George Friedrich Beneckes. Aus Beneckes nachgelaſſenen Papieren. Kurze Autobiographie etwa aus dem Jahre 1830. Zeugniſſe. Briefe. An Lichtenberg und deſſen Antwort 15. Auguſt 1784. — Von Wilhelm Grimm. Caſſel, 20. Mai 1825. — Von Jakob Grimm. Caſſel, 4. September 1825.

Heft 2. Minor, Litzmann: Friedrich Ludwig Schröder. 2. Band. Methodiſch wichtige, ſehr anerkennende Recenſion.

Jonas F., Leitzmann: Tagebuch Wilhelm von Humboldts. Mitteilungen aus v. Willichſchen Familienpapieren. Aus Briefen Ehrenfried v. Willichs an ſeine Freundin Charlotte Pritzbuer aus ſeiner Jenenſer Studienzeit 1796 und 1797. Ueber die Xenien; über „Agnes von Lilien". — 3. Dezember 1802 über den Dichter Hagemeiſter. Aus einem Aufſatze von

Schleiermachers Wittwe 1836 über ihre auf Rügen verlebte Brautzeit, mit einer Schilderung Kosegartens.

Fischer H., Müller-Rastatt: Friedrich Hölderlin. Verlangt die systematische Durcharbeitung der Hölderlinischen Nachlaßpapiere und betont deren Schwierigkeiten; „aber es muß über kurz oder lang eine vollständige, zusammenhängende kritische Untersuchung angestellt und eine vollständige, philologisch ausgearbeitete Ausgabe veranstaltet werden."

Walzel O. F., Donner: Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker; Bing: Novalis; Höber: Eichendorffs Jugenddichtungen.

Köster A., Bruinier: Faust von Goethe. Engels Combination ist nicht als Fälschung, sondern als Ausfluß seiner Kritiklosigkeit anzusehen. Den echten Kern auszuschälen hat Bruinier unterlassen.

Zeitschrift für **deutsche Philologie** Band 28.

Heft 3. Sprenger R., Zur Erklärung von Goethes Faust. Kommentar und Parallelen zu einzelnen Stellen.

Kritik: Düntzer, Ueber die Weimarer Goetheausgabe.

Miscellen: Sprenger, Der Name der Loreley. — Zu Goethes Iphigenie. Das Motiv der Thyestischen Kindesmahlzeit soll aus dem Märchen vom Machandelbaum geschöpft sein. — Fischer H., Traugott Ferdinand Scholl. Nekrolog.

Heft 4. Vogt F., Arigos Blumen der Tugend 1468. Abdruck einzelner Kapitel. Würdigung der Uebersetzung. Verhältnis zum italienischen Original. Nachweis der Identität des Uebersetzers des Fiore di virtù und des Uebersetzers des Decamerone.

Düntzer H., Goethes Bruchstück „Die Geheimnisse". Gegen Baumgart.

Schmidt A., Gedichte und Briefe von E. M. Arndt an eine Freundin (Frau Julie Zanders). Ein ungedrucktes Gedicht 1857 und 6 Briefe aus den Jahren 1851—1859.

Bericht über die Philologenversammlung in Köln. September 1895.

Miscellen. Fränkel, Personälien und Stoffgeschichtliches zu G. A. Bürger. 1. Bürgers erste Gattin Dichterin? 2. Bürgers dritte Gattin. 3. Bürgers Denkmal. 4. Zu den Quellen einiger „episch-lyrischer Gedichte" Bürgers. — Fränkel, Materialien zur Begriffsentwicklung von nhd. „Fräulein". — Hartmann, Berg und Vöglein.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte** Band 9.

Heft 3. Wetz W., Ueber das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte (Studien zur Hamburgischen Dramaturgie). I. Ueber die Allgemeinheit der dichterischen Darstellung: die Charaktere zu ihrem Schicksal prädestiniert: Herder über Charakter und Schicksal im antiken Drama S. 147; Lessing in der Dramaturgie S. 149 f. (Ablassen des Interesses in den späteren Partien S. 149 Anmerkung; Lessing und Hurd S. 149 f.); Grillparzer über Beobachtung und Divination S. 153 Anmerkung; gegen Lessings Forderung allgemeiner Charaktere S. 156; Belegstellen S. 158 f. gegen Hegels Auffassung der Leidenschaftstragödien Shakespeares S. 162 Anmerkung. II. Das Unterrichtende (Lessing und Corneille über die moralische Aufgabe der Schaubühne S. 164 Anmerkung). III. Abweichungen von der Wirklichkeit. „Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Lessing die Forderung, daß Glück und Unglück dichterischer Personen einigermaßen im Verhältnis zu ihrem moralischem Werte stehen sollen, eigentlich nur durch religiöse Gründe . . motiviert" S. 171. IV. Das Verhältnis der Dichtung zur Geschichte (der Dichter als Bußprediger S. 124 Anmerkung). V. Betrachtung einiger Einwände (die Bedenken über

Lessings „einfache Antithese von der Nichtigkeit der Facta und der Heiligkeit der Charaktere“ und über seine angebliche Herabsetzung der Geschichte zurückgewiesen; triftiger sei der, daß Lessing das Wesen der historischen Tragödie verkenne. — Lessing und Diderot S. 182 Anmerkung).

Landau M., Die Dramen von Herodes und Mariamne III (Schluß). Englische Dramen des 17. und 18. Jahrhunderts; Voltaire; Schönaich; italienische Bearbeitungen; Fr. Rückert; Hebbel; Grillparzers Plan. (Die Notiz von der Flucht Salomes und ihrer Söhne, die, wie Landau mit Recht annimmt, in der vierten Ausgabe der Werke nur irrtümlich zwischen die Notizen zur Mariamne-Tragödie geraten war, ist der Anfang einer Beurteilung der Tragödie von Zacharias Werner „Die Mutter der Makkabäer“ und steht in der fünften Ausgabe an der richtigen Stelle 18, 85.) Umbildungen des Mariamne-Stoffes: Ph. Massingers Duke of Milan; Lessings Fatime.

Biedermann W. Frh. v., Weiteres über die Geschichte der sprachlichen Formen der Dichtung. Nachweise über das Vorkommen „ursprünglicher Wiederholungsformen“ bei Naturvölkern (Alliteration S. 226; Parallelismus S. 228; Refrain S. 231; Strophenbau S. 232).

Vermischtes. Schlösser R., Zum Dialoge von Lollius und Theodericus aus Gotters Gedicht „Glück und Unglück“, wozu M. Koch einen Brief Rabeners vergleicht. — Müller Ernst: Schiller, Wieland, Herder, Matthison und Pfeffel im Urteile zweier Zeitgenossen: der beiden Karlsschüler und Freunde Schillers Scharffenstein und A. F. Lempp in ihrem Briefwechsel.

Besprechungen. Bédier, Les Fabliaux von P. Steinthal gerühmt. Nach einer Besprechung der mythologisierenden und der folkloristischen Märchentheorie bekämpfe Bédier die Theorie der orientalischen Wanderung unserer Fabeln und Novellen und gebe methodologische Anweisungen zur Feststellung der Herkunft und zur Klassifikation. Anwendung auf die Fabliaux. — Widmann, Hallers Staatsromane. (Borinski). — Köhler R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder (Fränkel druckt seinen Nekrolog aus der Frankfurter Zeitung 28. September 1892 mit neuen Fußnoten ab und gibt Nachträge zur Biographie und zu den Schriften Köhlers). — Betz Louis P., Heine in Frankreich (Th. Süpfle): Heine werde überschätzt.

Heft 4 und 5. Kohler J., Sentiment und Sentimentalität. Urteil über Schillers „Naive und sentimentalische Dichtung“ S. 274 Anmerkung. Jean Paul, Heine, R. Wagner; Shakespeare und Rousseau; Kohlers „Liebestod“.

Valentin V., Goethe, Gotik und Knittelvers. In dem Hans-Sachsischen Vers sei ein französisches Formelement — die Silbenzählung — das bei Goethe zurücktrete und bald ganz verschwinde. Hans Sachs' Metrik; Goethes Nachahmung; ein Hans Sachs-Citat in einem Stammbuch 1773 S. 290 Anmerkung.

Rötteken H., Weltflucht und Idylle in Deutschland. II. Albrecht v. Haller. „Hallers Fantasie arbeitet vor allem mit Begriffen, sehr selten mit Anschauungen, fast nie mit Situationen“; Hallers Ethik; kein Interesse für das Leben der Aelpler. Die „Alpen“; sein Haß gegen die Kulturwelt in erster Linie ein ethischer. III. Andere Erscheinungen. Brockes; Hagedorn; Gottsched über das Schäferspiel. IV. Zusammenfassung und Abschluß. Das Zeitalter der Aufklärung stellt die individuelle Glückseligkeit zuhöchst; was dazu nötig nach Thomasius (Hagedorn gleichgiltig gegen den Staat S. 317 Anmerkung), nach Wolff: Beziehung dieser Prämissen auf das dichterische Gefühlsleben; Haller, Schnabel.

Tille A., Moderne Faustspiele. Vorgeschichte des Plagwitzer Faust-

Volksdramas. Handel mit Puppenspiel-Manuskripten; Engel-Bruinier; englische Bearbeitungen.

Neue Mitteilungen. Schwarz R., Das Esther-Drama des Chrysostomus Schultze 1636: ausführliche Analyse; Kritik.

Mörike Ed., Jugendbriefe, mitgeteilt von R. Krauß: Weglassungen, Orthographie — Wallenstein citiert S. 356; „Serapionsbrüder" langweilen ihn S. 357.

Vermischtes. Bolte J., Der Hund des Odysseus: altfranzösische Sagenzüge verglichen. — Landau M., Zur Quelle des Turandot. Dichtung des Kellners.

Besprechungen. Schlaeger G., Studien über das Tagelied (M. Hippe). — Goethe, le Faust, trad. métrique p. G. Pradez (Th. Süpfle). — Borinski K., Baltasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland (A. Farinelli); Hartes Urteil über Ticknors Literaturgeschichte; Gracian und Deutschland; die Hofsucht; Zeremonienbücher; Thomasius. — Elster E., Die Aufgaben der Literaturgeschichte (Roetteken).

Zur Abwehr: Stiefel A. L. gegen Seuffert, Koch M. gegen Sauer (vgl. oben S. 264).

Kurze Anzeigen: Stiefel zu Goethes Eintragung in Heß' Stammbuch; Distel zu Lemnius' Epigrammen; Referat über Jostes' Rattenfänger von Hameln und Koßmanns Ausgabe von Chamissos Fortunat („Walzels Behauptung, daß Ceres Duvernay Züge für die Agrippina hergegeben habe, scheint mir durch Koßmanns Polemik nicht völlig widerlegt").

Richard M. Meyer.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

Jahrgang 9 Heft 11. Landmann K., Zur Erinnerung an Gustav Freytag. Ueber die „Ahnen".

Mühlhausen A., Giebt es eine allgemein-verbindliche Art der Gedichtbehandlung?

Branky F., Welche und Welches in Tiecks Don Quijote Uebersetzung.

Schmitt, Eine Sage von Karl dem Großen. Aus dem Volksmunde.

Sprenger R., Sinnspruch auf einem Ellenmaß vom Jahre 1751.

Heft 12. Morsch H., der Schlußchor aus Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen" und die preußische Nationalhymne. Gegen Düntzers Abhandlung im 5. und 6. Heft dieser Zeitschrift. Vgl. oben S. 169. Analyse und Erklärung. Mit Berichtigungen der Lesarten in der Weimarischen Ausgabe. Ueber die Entstehung der Preußischen Nationalhymne.

Die Enthüllung des Denkmals für Rudolf Hildebrand.

Wustmann R., Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung.

Hessel K., Die Stoffquelle zu Freiligraths „Ammonium". Ein prosaischer Aufsatz: „Ein Abend unter Arabern" im Stuttgarter Morgenblatt 1827 Nr. 216.

Sprenger R., Zum Sprachgebrauch Lenaus. Ob = als ob.

Kohrs H., Schillers sicilianische Dichtungen.

Jahrgang 10 Heft 1. Matthias Th., W. H. Riehl als Novellist.

Vogel Th., Zur Charakteristik der politischen Reden des Fürsten Bismarck.

Sprenger, zu Uhlands Volksliedern.

Glöde, Zur neuhochdeutschen Seemannssprache.

Nagel, Ein altes Volkslied über das Ende des Grafen Wichmann.

Sprenger, Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg III, 1, 91 ff.

Sprenger, Zu Uhlands Ludwig der Baier.

Heft 2. Semler Ch., Die dichterische Aufgabe Goethes und ihre Behandlung in dem höheren Unterricht.

Heintze A., Die revidierte Bibel. Gegen M. Heyne, Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 350 ff.

Weise O., Geschwundenes Sprachbewußtsein.

Fränkel L., Kleine Nachträge über Eberhard Tappe. Ist jetzt geneigt, Tappe, der Lunensis genannt wird, als aus dem Städtchen Lünen im westfälischen Regierungsbezirk Arnsberg stammend zu betrachten, womit die häufige Anspielung Westphali besser erklärt wäre.

Heft 3. Eckhardt E., Typus und Individuum in der Literatur.

Bockisch R., Zur Tellkritik. 1. Das Berthamotiv. 2. Die Rettung Baumgartens. 3. „. . . 's ist heut Simons und Judä." . . Kein Datum.

Needon R., Vornamen als Gattungsnamen.

Schaper F., Ueber eine Stelle in Goethes „Faust". „Ich bin der Teil des Teils" ꝛc. Einfluß Schellings oder Zusammentreffen mit Schelling.

Düntzer H., Zu Goethes Faust I, 1705 ff. Gegen Zeitschrift 8, 441 f.

Waizsäcker P., Lesefrucht. Vergleichet Schillers Verse in der „Glocke" „Weh denen, die dem Ewigblinden ꝛc." mit einer Stelle in Wielands Gesprächen unter vier Augen (Werke, Hempel 33, 291).

Zeitschrift für **deutsche Sprache** Jahrgang 9.

Heft 7. 8. Sanders D., In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten von Paul Heyse. — Mein Vetter Josua. Eine Geschichte von Richard Skowronnek.

Heft 7. Ipsen P. L., Zur Syntax der Vergleichungssätze.

Sanders D., Besitzanzeigende Fürwörter der 3. Person. — Aus Briefen von Gustav Freytag. — Ordnungszahlen von Brüchen. — Es. — Aus der Nationalzeitung 48 Nr. 495. (Ueber Vereinfachung des Curialstils). — Zu einem Aufsatze von Dr Wilh. Kahl, Professor der Rechte in Bonn.

Heft 8. Sanders D., Zu Schillers Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte". — Sprachliche Bemerkungen zu der „Wunderseltsamen Historia" ꝛc. von Schiller. — Sprachliche Bemerkungen zu Schillers Aufsatz: „Die Räuber. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. 1782." — Erharten; erhärten; sich erhärten. — Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. (Sprachliche Bemerkungen zu dem genannten Artikel in Schillers „Thalia".) — Einzelnes Sprachliche aus einem Buche von J. M. R. Lenz. Nämlich: Anmerkungen über Theater. Leipzig 1774. — Häufigkeits-Untersuchungen der deutschen Sprache.

Heft 9. Sanders D., Dick-May's Unheimliche Geschichten. Uebersetzt von Paul Lindau. — Johann Elias Schlegel. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 26. Herausgegeben von J. von Antoniewicz).

Jacoby L., Neue Indische Sprüche.

Sanders D., Katechismus der deutschen Rechtschreibung von G. A. Saalfeld.

L. Görkes Brief an den Herausgeber mit Entgegnung.

Sanders D., Von Bennigsens Rede am Sedanfest. — Der Brief eines ungenannten Amerikaners an den Herausgeber. — Erschöpflich. — Ein Opfer. Erzählung von K. E. Franzos. — Moltkes Unbefangenheit.

Heft 10. Schrader H., Ungrammatische Schönheiten der Sprache.

Sanders D., Rechtschreibung und Stil. — Plural von Türkis; Binsenwahrheit. (Aus einem Briefe A. Bauers in Paris). — Das wandernde Licht. Novelle von E. von Wildenbruch.

Landau M., Gellert über die Juden. (Aus dem 1. Jahrgang der Zeitschrift „Im deutschen Reich").

Sanders D., Der Doppelgänger. Roman von Levin Schücking. — Etwas wo (zu) stehen, (zu) liegen, (zu) hängen etc. haben. — Schorlach und einige Ausdrücke der bayrischen Mundart. Richard Rosenbaum.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.**

Jahrgang 10 Nr. 11. Uhle Th., Die Entwickelung der deutschen Sprache bis auf Luther in den Grundzügen. Ein Abriß für Laien.

Nr. 12. Sahr J., Martin Greif und Hans Sachs.

Jahrgang 11 Nr. 1. Foß R., Schweizer Schriftdeutsch.

Nr. 2. Matthias Th., Ein sprachreinigender Jurist des vorigen Jahrhunderts. Karl Ferdinand Hommel (1722—1781) in seinem „Teutschen Flavius" 1763. Nr. 3. Wappenhans F., Gleim als Anwalt unserer Muttersprache. Nach Schüddekopfs Aufsatz in der Vossischen Zeitung, unten S. 602.

Mitteilungen des deutschen **Sprachvereins Berlin** Jahrgang 6.

Nr. 8. Jeep E., Eulenspiegel. Die Bedeutung des Namens. Das Volksbuch und der Grabstein. Der erste Eulenspiegel. „Vor dem Erscheinen des Volksbuches vom Eulenspiegel gab es in Mölln, wo Till im Jahre 1350 gestorben war, keinen Grabstein und keine auf ihn bezügliche Inschrift. Erst in Anlehnung an die von dem Sammler der Schwänke erfundene Grabschrift und zugleich mit kritikloser Uebernahme der von diesem gegebenen, nahe liegenden aber falschen Erklärung des Namens machten die Möllner des 16. Jahrhunderts aus praktischen Gründen das Grab Eulenspiegels kenntlich. Die wahre Bedeutung des Wortes, das sich aus einem Beinamen Tills erst nach und nach zu einem Familiennamen entwickelte, hängt mit einer ihn besonders kennzeichnenden Unanständigkeit zusammen, die den derben Volkswitz zu der imperativischen Wortbildung herausforderte ‚Ul'n speigel!' Verre podicem!"

Nr. 9/10. Reuleaux F., Die Einwirkung der Homer-Uebersetzung auf die deutsche Sprache.

Alemannia Jahrgang 23.

Heft 1. Hoffmann, Schapbach und seine Bewohner. 9b. Kinderreime. 9f. Ortsneckereien. 11. Sagen. 12. Sitten und Bräuche.

Amersbach, Zur Tannhäusersage.

Heft 2. Weiß Th., Die Juden im Bistum Straßburg. Vom Falle Straßburgs bis zur französischen Revolution.

Ott K., Ueber Murners Verhältnis zu Geiler. I. Brant — Geiler — Murner.

Heilig, Baslösereime aus der Gegend von Heidelberg.

Bayerns Mundarten Band 2 Heft 3.

Hartmann, Baumburger Dialektgedichte.

Hartmann, Zu den Regensburger Fastnachtspielen.

Fuckel, Zur Dialektgrenze am Thüringerwald.

Hertel, Mundart von Steinbach a. W. und Lindenau.

Gradl, Die Mundarten Westböhmens.

Brenner O., Ein altes italienisch-deutsches Sprachbuch.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin** 1895.

Gedichte aus E. M. Arndts Manchermaion. Unter den Manuscripten Arndts, welche die Literaturarchiv-Gesellschaft 1895 erwarb, befinden sich zwei Hefte in blauem Umschlage, welche der Dichter mit dem wahrscheinlich einem Werke von J. Th. Hermes 1788 entlehnten Ausdruck Manchermaion bezeichnet. Ihr Inhalt besteht aus Gedichten der Jahre 1836 — 1858, die zum Teil im ersten flüchtigen Entwurf niedergeschrieben, vielfach gefeilt und verändert, mitunter sogar dann noch in ganz neuer Form wiederholt sind. Nicht alle Gedichte

Arndts aus der bezeichneten Periode befinden sich in diesem Manchermaion, eine ganze Anzahl aber von neuen, bisher nirgends gedruckten Liedern sind darin enthalten. Von diesen sind 31 hier abgedruckt.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins Band 10.

Nr. 1. Biedermann W. v., Hatem. Hinweis auf den Namen Hadem in Klingers „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit," die Goethe nach seinem Tagebuche am 14. Juni 1813 las.

Hermann A. Ritter v., Die vorklassischen Kompositionen Goethischer Lieder und Balladen.

Schipper J., Goethes Sonette.

Nr. 2—3. Der Brief der Frau Rath vom 17. November 1786, dessen erste Seite in Nr. 11 und 12 des 9. Bandes der Chronik facsimiliert war, wird jetzt durch das Facsimile der zweiten und dritten Seite vervollständigt.

Payer und Minor, Homunculus. 1. Hinweis auf Giulio Camillo, einen Zeitgenossen des Paracelsus, der einen Homunculus erzeugt haben soll. — 2. Hinweis auf eine Stelle im 2. Kapitel von Sternes Tristram Shandy.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen und Literaturen** Band 95 Heft 4.

Schmidt A., Beiträge zur deutschen Handwerkerpoesie aus dem 16. bis 18. Jahrhundert.

Literaturblatt für **germanische** und **romanische Philologie** 1896.

Nr. 1. Collin, Weissenfels: Goethe im Sturm und Drang. — Unter den zahlreichen Einzelbemerkungen hebe ich eine hervor: „ganz von Zierrat erdrückt" in der Schrift „Von deutscher Baukunst" ist ein Citat aus einem Gedicht des Homburger Dichters von Creuz, was Collin mit zur Datierung des Werkchens verwendet.

Revista critica de Historia y Literatura españolas, portuguesas é hispano-americanas Año I, Num. 2.

Farinelli A., Baltasar Gracian y la literatura de Corte en Alemania. Recension des Buches von Borinski, gleichlautend mit der in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte oben S. 567.

Revue de l'enseignement des langues vivantes.

12° année Nr. 9. 10. Joran Th., Schiller historien.

Nr. 10—12. Tavardet, Lyrisches Intermezzo de Henri Heine (suite).

13° année Nr. 1. Parmentier, La vie et les oeuvres du pédagoge allemand Lor. Kellner (1811—92).

Journal des savants Novembre 1895.

Janel P., la philosophie de Jacobi.

Modern Language Notes X, 8.

Cutting, Fausts first monologue and the earth-spirit-scene, in the light of recent criticism.

The Academy 1895 Nr. 1234.

Maclintock, „Faust" translations, a very small point.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

Jahrgang 46 Heft 11. Weilen A. v., Neue Goethe-Literatur. Prem, Wolff, R. M. Meyer, Weißenfels, Bernays. Die lehrreiche Recension wird durch die aus Nietzsches Werken neuerlich eingeheimsten Lesefrüchte unnötig belastet.

Heft 12. Herzog H., Betrachtungen zur psychologischen Poetik.

Jahrgang 47 Heft 1. Streinz, A. Hartmann: „Deutsche Meistersinger-handschriften". Kleine Ergänzungen und Berichtigungen.

Walzel O. F., Hilfsbücher zum deutschen Unterricht.

Prem S. M., Ein Wort über neue Goethebiographien. In eigener Sache. — Weilen A. v., Erwiderung.

Heft 2. Horner E., Der Stoff von Molières Femmes savantes im deutschen Drama. Bierlings Uebersetzung. Gottschedin, Die Pietisterey im Fischbeinrock, Herr Witzling. — Lessing, Der junge Gelehrte, Die Witzlinge. — Ch. F. Weiße, Die Poeten nach der Mode (1751). — Joh. Christian Bock, Die Theatraldichter oder Viel Lärmen um Nichts (Arnold und Gustav). — Cornelius von Ayrenhoff, Die gelehrte Frau (1775). — (S. 114 Anmerkung über die Wienerische Dramaturgie von Karl v. Schelheim.) — Stephanie d. Aelt., Thorheit und Betrügerey (1773). — Juliana Hayn, Der Dichterling oder solche Insekten gibt's die Menge (1781). — Das Trauerspiel nach der Mode oder Der tödtende Autor (Wien 1781). — Gotter, Der schwarze Mann (1783). — Friedrich Justin von Günderode, Die gelehrte Frau (1781). — Franz Anton von Mayer, Die Dichterinnen oder Wissenschaft ist schön, Vernunft ist noch schöner (Prag 1784). — Schiller, Die berühmte Frau (1788). — Johann Friedrich Schink, Die Schriftstellerin (1810). — Ludwig Heinrich Nicolay, Die gelehrten Weiber (Leipzig 1817). — Eduard Bauernfeld, Der literarische Salon (1836).

Gymnasium.

Jahrgang 13 Nr. 16. Widmann, Der Dialekt in der Schule.

Nr. 22. Haehnel, Eine übersichtliche Inhaltsangabe zu Schillers „Braut von Messina".

Jahrgang 14 Nr. 2. Haehnel, Zur Methodik der Laokoon-Lektüre.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.**

Band 31 Heft 9 und 10. Müller, Fürst Bismarck und die deutschen Gymnasialschullehrer.

Heft 11 und 12. Joachim, Allerhand zu Moscherosch. I.

Walther E., Goethes Faust ins Französische übersetzt von Pradez.

Band 32 Heft 1 und 2. Schneider, F. M. v. Babos, des Dichters von Otto v. Wittelsbach, Erstlingswerk und seine Stellung in der Literatur. Ergänzt und berichtigt die Angaben bei Goedecke.

Das humanistische Gymnasium Jahrgang 6 Heft 4.

Imelmann, Stellung und Aufgabe des deutschen Unterrichts im Gymnasium.

Guttentag, Die 250jährige Jubelfeier des Breslauer Magdalenen-Gymnasiums.

Süddeutsche Blätter für höhere **Unterrichtsanstalten** Jahrgang 3.

Nr. 18. Nestle, Ein Wort über doppelte Büchertitel und ein Nachtrag zu der Abhandlung „Goethes Götz und die Fremdwörter".

Nr. 23. Grabow, Zur Aussprache des Deutschen.

Neue Jahrbücher für **Philologie** und **Pädagogik.**

Band 151 und 152 Heft 8. Bettingen F., Die Verwertung der nachgoethischen Literatur im Unterrichte der oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Heft 10 und 11. Leitzmann A., Ein Aufsatz von Wilhelm von Humboldt über griechische Urgeschichte aus dem Jahre 1807.

Dörwald P., Zur Behandlung von Schillers Braut von Messina im Unterrichte.

Band 153 und 154 Heft 1. Huebner, Die Modernisierung der deutschen Lektüre auf den höheren Lehranstalten.

Zeitschrift für **lateinlose höhere Schulen** Jahrgang 7 Heft 1.
Kohn M., Schiller vor 100 Jahren in Frankreich. Würdigung von La Martelières Uebersetzung der „Räuber".
Neues Korrespondenzblatt für die **Gelehrten-** und **Realschulen** Württembergs Jahrgang 2 Heft 11.
Das Eleusische Fest von Schiller.
Praxis der Volksschule Jahrgang 5 Heft 2/3.
Krausbauer Th., Die preußisch-deutsche Volkshymne und die Nationalhymne der Engländer und Franzosen.
Pädagogische Zeit- und Streitfragen Heft 43.
Schulze O., Gedanken zur Reform des Unterrichts in der deutschen Sprache.
Zeitschrift für **weibliche Bildung** in Schule und Haus Jahrgang 23 Heft 21.
Cascorbi, Die deutschen Frauennamen in der Schule.
Katholische Schulzeitung 12 Nr. 51.
Baumgartner, Goethes Faust im Lichte des Christentums.
Revue de l'instruction publique en **Belgique** 38, 2.
Bonafous, Henri de Kleist.
Monatshefte der **Comeniusgesellschaft.**
1895 Band 4 Heft 7 und 8. Krones F. R. v., Karl von Zierotin und der Kreis seiner deutschen Freunde und Zeitgenossen.
Aron R., Comenius als Pädagoge im Urteile seiner Zeitgenossen.
Novák Joh., Das älteste pansophische Werk des Comenius.
Heft 9 und 10. Natorp P., Ludwig Natorp, ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preußens.
Dissel R., Der Weg des Lichtes. Die Via lucis des Comenius.
Schmid G., Sigismund Evenius.
1896 Band 5 Heft 2. Melchers K., Pestalozzi und Comenius.
Thudichum, Die „deutsche Theologia". Ein religiöses Glaubensbekenntnis aus dem 15. Jahrhundert.
Pädagogisches Archiv 1896.
Nr. 1. Endemann, Ein deutsches Lesebuch.
Nr. 2. Weinert H., Johann Heinrich Pestalozzi
Reissenberger, Die Schulen der Siebenbürger Sachsen.
Nr. 3. Wilhelm Krumme zum Gedächtnis.
Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** Neue Folge. Band 107 Heft 1.
Lind P. v., Immanuel Kant und Alexander von Humboldt (Schluß).
Siebeck, Zum Gedächtnis von G. Glogau.
Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.
1895 Nr. 47/48. Bilder aus dem gottesdienstlichen Leben Leipzigs im 17. Jahrhundert.
Nr. 47. Zur dramatischen Literatur der Gegenwart.
1896 Nr. 3. Luther und die Kindererziehung.
Zum Gedächtnis Ernst des Bekenners, 11. Januar 1546.
Kirchliche Monatsschrift XV Heft 3.
Boy P., Die Weihnachtslieder der evangelischen Kirche.
Neue kirchliche Zeitschrift Jahrgang 6.
Heft 10. Wegener, Theologische Speculation vor 100 Jahren von Ritschl erneuert.
Heft 12. Rocholl, Friedrich von Maltzan.

Zeitschrift für **katholische Theologie** 1896 Quartalheft 1.

Paulus N., Conrad Köllin, ein Theologe des 16. Jahrhunderts.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte** Band 16 Heft 3.

Friedensburg, Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter. Aus italienischen Archiven mitgeteilt: Aleander und Ludwig Beer. 10 lateinische Briefe 1532—38. Handelt über Erasmus, von der Zunahme der Ketzerei in Deutschland, von A. v. Gumpenberg, Johann Burkard, Peter Ortiz; über die Wiedertäufer und die geschichtlichen Vorgänge. — Otto Brunfels an den kaiserlichen Rat Jakob Spiegel. 1521. Betrifft religiöse (klösterliche) Zustände. Erklärung für Reuchlin. — Spiegel an Aleander 1521. — Wolfgang Fabritius Capito und Aleander. 3 Briefe 1521/22. Die Erfurter antikirchlichen Unruhen. Warnung vor Hutten. Das Fortschreiten der Lutheraner.

Protestantische Kirchenzeitung.

1895 Nr. 41. Geigel, der Anschluß Lothringens ans Augsburger Bekenntnis.

Nr. 46. Stark W., Luthers Stellung zur heiligen Schrift.

Nr. 49. Hausrath, Luthers Verhör am 17. April 1521.

1896 Nr. 3. Brändli O., Zu Pestalozzis Geburtstag.

Nr. 4. D. J. G. Stickel †.

Der Katholik.

1895 November. N. Paulus, Adam Walasser, ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts.

Dezember. Paulus N., Johann Host von Romberg.

1896 Januar. Dr. Albert Stöckl († 15. November 1895), theologischer Gelehrter und clericaler Parteimann.

Miscelle: Die Stiftung des Fiedlers Conrad von Kreuznach am Dome zu Mainz. Eine Aufzeichnung in dem Pergamentmanuscript Fundationes et Consuetudines Ecclesiae cathedr. Mogunt. ab anno 1362—1511 im Besitz des bischöflichen Seminars zu Mainz besagt, daß der am 13. Oktober (1368) verstorbene sollempnis figellator seine Fiedel im Werte von 7 Gulden 4 Groschen und 10 Heller an die Dompräsenz vermachte. Wie eine Reihe anderer verdienter Persönlichkeiten wurde er im Kreuzgange des Domes begraben. „Daß derselbe mit der Meistersingerschaft in Beziehung stand, ist nicht ganz unwahrscheinlich." Emil Horner.

Stimmen aus **Maria Laach** 1896 Heft 1.

Kreiten W., Wie entstand „Des Knaben Wunderhorn?" Auszug aus dem ersten Bande von R. Steigs Buch „Achim von Arnim und die ihm nahe standen." Emil Horner.

Der Kunstwart Jahrgang 9 Nr. 3.

A. Bartels, Ueber den Stil in der Dichtkunst.

Die Kunsthalle 1 Nr. 8.

Isar E. v. d., Der historische Graf Schack.

Zeitschrift für **Mathematik** und **Physik** Jahrgang 40 Supplement.

Curtze, Ein Beitrag zur Geschichte der Algebra in Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert.

Rudio F., Eine Autobiographie von Gotthold Eisenstein. Mit ergänzenden biographischen Notizen. — Briefe von Eisenstein an M. A. Stern.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.**

1895 Heft 12. Schnorrenberg J., Noch einmal J. P. A. Madden und die Druckerei im Kloster Weidenbach zu Köln.

Falk F., Die deutschen Kartographen Nicolaus von Cusa, Kardinal und Nicolaus Donis, Benediktiner.

Schnorrenberg J., Mitteilungen aus dem Bücherverzeichnisse des ehemaligen Klosters Sion in Köln. Der von Peter Wachtendunck 1748 fertig gestellte Katalog enthält eine vollständige Bibliotheksordnung, welche auf die Verwaltung und Benutzung des Bücherschatzes in den vorangegangenen Jahrhunderten Rückschlüsse gestattet und deshalb abgedruckt wird.

Jahrgang 1896 Heft 1. Schmidt A., Zeilenzählung in Druckwerken. Inhaltsverzeichnisse und alphabetische Register in Inkunabeln.

Reyer E., Leistung der deutschen Volksbibliotheken.

1896 Heft 2. 3. Uhlirz K., Beiträge zur Geschichte des Wiener Bücherwesens (1326—1445).

Leitschuh, Zur Geschichte des Bücherraubes der Schweden in Würzburg.

Laue M., Ueber Vornamenvermittelung. Auch Familiennamen von Autoren einiger anonym erschienener Werke werden ermittelt. Die „Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen" sind von Julius Thikötter aus Barmen; die „Erinnerungen aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers" von Georg Schöler, geb. 1793 zu Döschnitz im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt; die „Kapitel aus einem bewegten Leben von . . dw . . ." rühren von dem mecklenburg-schwerinischen Kammerherrn Georg v. Oertzen (geboren 2. Februar 1829) her. — „Tante U. Von A. v. S." 1894/1895 rührt von der Hauptmannswittwe Anna v. Schaeffer in Frankfurt a. d. O. her und erzählt die Lebensschicksale einer Ulrike v. Trützschler, geb. v. Beerfelde. — „Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes" rühren von Johann Paul Friedrich Scholz in Bremen her, dessen Vater Christian Gottlieb 1845—51 eine fünfbändige Weltgeschichte erscheinen ließ.

Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen XV.

Bahlmann P., Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz.

Nachrichten aus dem Buchhandel.

1895 Nr. 255. 257. Der internationale Kongreß zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst.

Nr. 261. Werke und Schriften von Adolf Streckfuß, geb. 10. Mai 1823 zu Berlin, gestorben 11. Oktober 1895 ebendaselbst.

Nr. 271. K., Der deutsche Buchhandel im Auslande.

A. L. J., Reformvorschläge. 1) Vermehrung der Separatabdrücke aus Zeitschriften. 2) Zerlegung der Sammelwerke in die Einzelaufsätze. 3) Gleichmäßigkeit des Formats. 4) Angabe der Höhe der Auflage auf dem Titelblatte. 5) Angabe des wirklichen Erscheinungsjahres. 6) Angabe eines vom Verleger zu bestimmenden Ordnungswortes. 7) Regelmäßige Ausgabe von Verlagskatalogen.

Nr. 274. Gemß, Die Schulorthographie vom Jahre 1880 und die deutsche Presse der Gegenwart.

Nr. 279. Gaedertz K. Th., Zur gefälligen Kenntnisnahme! Weist nach, daß das bei Mayer und Müller in Berlin erschienene Buch „Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen" von A. Römer vielfach bekannte Briefe und Werke als unbekannt und unveröffentlicht ausgebe und auch sonst zahlreiche Unrichtigkeiten enthalte; vgl. Nr. 283, 292 und 299.

Nr. 293. N—e, die Volksbibliothek.

1896 Nr. 1. A. L. J., Die Bücherkollektionen im deutschen Buchhandel.

Nr. 6. Graefer, Hugo Hölzel †.

Nr. 11. Martinsen, Ueber Bibliothekswesen.

Nr. 13. Werke und Schriften des † altkatholischen Bischofs Prof. Dr. Josef Hubert Reinkens.

Nr. 17. Werke und Schriften des † Kunst- und Kulturhistorikers Dr. August von Eye, geb. 24. Mai 1825 zu Fürstenau in Hannover, gest. 13. Januar 1896 zu Nordhausen.

Nr. 20. Schriften von Richard von Meerheimb (Pseud. Hugo vom Meer) gestorben 17. Januar 1896.

Nr. 27. Nachtrag zu Meerheimb.

Nr. 29. Schriften von Heinrich Kruse, geboren am 15. Dezember 1815 in Stralsund.

Nr. 48. 51. 53. 58. A. L. J., Neue Schriften zur Literaturgeschichte. 1. Scherr: Geschichte der Weltliteratur. — 2. A. Stern: Studien zur Literatur der Gegenwart. — 3. Rüttenauer: Zeitiges und Streitiges. — 4. Auspitz L. und P.: Meisterprosa. — 5. M. Koch: Geschichte der deutschen Literatur. — 6. K. Goedeke: Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung 6. I. mit bibliographischen Nachträgen.

Nr. 51. Doppeldrucke und ihr Ursprung.

Archiv für Geschichte des **deutschen Buchhandels** Band 18.

Hase O. v., Bericht über den Fortgang meiner Arbeit für die Geschichte des deutschen Buchhandels. Begründet die Notwendigkeit statt eines zweiten Bandes zu Kapps Werk eine neue Darstellung auch der Geschichte des älteren Buchhandels zu liefern, worin der buchhändlerische Geschäftsbetrieb den Mittelpunkt bilden soll. Legt ein allgemein gehaltenes Schema seines Werkes vor: I. Vorzeit: Das Buchwesen des Handschriftenzeitalters. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. — II. Jugendzeit: Wander-, Markt- und Meßverkehr. — III. Mittlere Zeit: Meßbetrieb. Von 1564—1764. — IV. Neuere Zeit: Reform und Organisation im vierten Jahrhundert des Druckzeitalters. Von 1765 bis 1866. — V. Gegenwart: Betrieb und genossenschaftlicher Zusammenschluß des deutschen Buchhandels im neuen Reiche. Von 1866—1900.

Buchwald G., Archivalische Mitteilungen über Bücherbezüge der kurfürstlichen Bibliothek und Georg Spalatins in Wittenberg. Mit einigen Bemerkungen von A. Kirchhoff.

Roth F. W. E., Johann Haselberg von Reichenau, Verleger und Buchführer, 1515—1538. Verlagsverzeichnis.

Lohmeyer K., Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels im Herzogtum Preußen (16. und 17. Jahrhundert). I. Der preußische Buchdruck im 16. Jahrhundert. 1. Entstehung. Weinreich. Maletius. Luft. Augezdecki. 2. Johannes Daubmann. — II. Der preußische Buchhandel im 16. Jahrhundert. 1. Aeußere Geschichte. 2. Die innere Entwickelung des preußischen Buchhandels im 16. Jahrhundert. Buchhändler und Buchbinder. Verlag und Sortiment. Außenbuchhandel. 3. Inspektion der Universität. Zensur.

Kirchhoff A., Der Verfall der Firma Joachim Wilde in Rostock.

Dreher C. R., Der Buchhandel und die Buchhändler zu Königsberg in Preußen im 18. Jahrhundert.

Kirchhoff A., Friedrich Weygands in Leipzig Plan einer Ausspielung seiner Handlung 1800—1802.

Kirchhoff A., Aus den Anfängen der Thätigkeit der Leipziger Buchhandlungs-Deputirten. (Anstreben des Concessionswesens.)

Rettig G., Richtigstellung. Zu Roths Aufsatz über die Familie Apiarius in Band 17.

Kirchhoff A., Ein Verlags-Kontrakt vom Jahre 1604 mit einer Art Gewinnbeteiligung des Verfassers. Kontrakt zwischen Philipp Kegel, dem Verfasser des Erbauungsbuches „Zwölf Andachten“ und dem Verleger Henning Große dem Aelteren in Leipzig.

Alberti R., Ein Urteil über den Buchhändlerstand aus dem Jahre 1781. „Untersuchung der Gerechtsame der Gelehrten und der Buchhändler, in Beziehung auf die zum Vorteil der ersteren in Dessau errichtete Buchhandlung der Gelehrten" Dessau 1781. Von unbekanntem Verfasser (Mag. Carl Christoph Reiche?).

Für Band 19 des Archivs ist bestimmt die Fortsetzung von Lohmeyers Aufsatz, die Fortsetzung von A. Kirchhoffs Geschichte der kurfürstlich sächsischen Bücher-Commission und eine umfänglichere Arbeit über Geschichte des Zeitungswesens in Mecklenburg von Professor Stieda in Rostock.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.**

1895 Nr. 44. Möbius K., Die ästhetische Betrachtung der Tiere.

1896 Nr. 12. 13. Dilthey W., Beiträge zum Studium der Individualität. 1. Gleichartigkeit der Menschennatur und Individualität. 2. Allgemeine Gesichtspunkte in Bezug auf die menschliche Individuation. 3. Die Kunst als erste Darstellung der menschlich-geschichtlichen Welt in ihrer Individuation. S. 327 ff.: Charakteristik der dritten Epoche in der Auffassung der menschlichen Individuation durch die Dichtung, welche unter den Voraussetzungen des 17. Jahrhunderts entsteht und bis auf die Gegenwart reicht. Gesellschaftlicher und historischer Roman. Gesellschaftliches und historisches Schauspiel. Entwicklungsroman. Goethe. Schiller.

Berichte des **Freien deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt** a. M.

XI. 1895 Heft 3/4. Schwemer R., Die Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Valentin V., Die Lektüre der deutschen Klassiker in den oberen Klassen der höheren Schulen.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerliteratur. XI.

Valentin V., Bruder Martin in Goethes Götz und Martin Luther. Knüpft an eine Stammbucheintragung Mercks aus dem Jahre 1773 an.

XII. 1896 Heft 1. Elster E., Friderike. Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Speyer M., Menschliche Charakterzüge Grillparzers.

Bericht der Goethehaus-Commission. — Bericht über die Goethe-Ausstellung. — Beigabe: Goethes Eltern Silhouetten nach den Originalen im Besitze des Hochstifts.

Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu **Göttingen.** Philosophisch-historische Klasse. 1895 Heft 4.

Meyer aus Speyer W., Predigten Luthers aus den Jahren 1528 und 1529 in einer Kopenhagener Handschrift.

Roethe G., Ueber Goethes „Mädchen aus Oberkirch". Datirung. Quellenuntersuchung. Reconstruction des Planes. — Auf Grund insbesondere einer eindringlichen Stiluntersuchung wird der Plan in die Zeit nach den anderen Revolutionsstücken (1795 und 1796) verwiesen.

Abhandlungen der k. **bayerischen** Akademie der Wissenschaften. I. Klasse. Band 20. Zweite Abteilung.

Meyer aus Speyer W., Nürnberger Faustgeschichten. I. Das Faustbuch von 1587 und die früheren Faustgeschichten: Mittelalterliche Ansichten von dem Bund mit dem Teufel. Ansichten der Reformatoren von dem Bund mit dem Teufel und der Gewalt des Teufels. — Faustgeschichten vor 1587. — Das Faustbuch von 1587, verglichen mit den früheren Faustgeschichten. — Das Neue im Faustbuch von 1587. — Mängel des Faustbuches. — II. Die Nürnberger Faustgeschichten. Die Karlsruher Handschrift und Christoph Roßhirt in Nürnberg 1575. Roßhirts Schriftstellerei. Die Bilder der Karlsruher Hand-

schrift, besonders aus Bintlers Pluemen der Tugend von 1486. — Inhalt der Karlsruher Handschrift 437. — Text der Nürnberger Faustgeschichten nebst Uebersichten dazu: 1. Gastmahl ohne Koch und Flug zur Hochzeit. Zwei Fassungen. 2. Das ausgerissene Bein. Zwei Fassungen. 3. Schweine werden Strohwische. 4. Die vollen Bauern. Fausts letzter Abend.

Anzeiger des **germanischen Nationalmuseums** in **Nürnberg** 1895 Nr. 6.

Braun E., Studien aus der Gemäldegalerie des germanischen Nationalmuseums. I. Baldung.

Hampe Th., Schulkomödien in Rothenburg o. d. Tauber zu Ausgang des 17. Jahrhunderts. Petition der discipuli professorii an den Rat.

Stegmann H., Die Handzeichnungen der Manuskripte der Schedelschen Weltchronik.

Dritter Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft für **Altertumskunde** in **Prag.**

Sauer A., Ueber Goethes Entwürfe zu der von ihm für den 10. November 1805 geplanten Todtenfeier Schillers. — Fürst R., Ueber Lessings Fabeln. — Hauffen A., Das glückhafte Schiff von Zürich 1576.

Mitteilung Nr. V der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in **Böhmen.**

Hauffen A., Zweiter Bericht über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft eröffneten Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen (Januar 1896).

Zeitschrift der **Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. 30. Band.

Häbler K., Die „Neuwe Zeitung aus Presilg-Land" im fürstlich Fuggerschen Archiv.

Zeitschrift des Vereins für **Volkskunde.**

Band 5 Heft 3 und 4. Wossidlo R., Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes.

Band 5 Heft 3. Feilberg H. F., Die Sage von dem Begräbnis König Erik Ejegods von Dänemark auf Cypern.

Schwartz W., Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen (mit den einzelnen Ortsangaben und einer Karte).

Fränkel L., Feen- und Nixenfang nebst Polyphems Ueberlistung.

Schlossar A., Kinderreime aus Steiermark.

Heilig O., Segen aus Handschuhsheim.

Gittée A., Dienstrecht und Dienstbotengewohnheiten in Flandern.

Weinhold K. und Hoops J., Zur Hillebille.

Weinhold K., Heinrich Pröhle †.

Schmidt E., Kluge: Deutsche Studentensprache II.

Band 5 Heft 4. Schmidt Erich, Lesefrüchte zum Volkslied.

Prato St., Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -liedern. Ein kritischer Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Storck K., Spruchgedichte und Volksbräuche aus der Vorderschweiz.

Haase K. E., Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend (Fortsetzung).

Reiterer K., Hexen- und Wildererglauben in Steiermark.

Haupt H., E. A. Reuß' Sammlungen zur fränkischen Volkskunde.

Weinhold K., Vom heiligen Ulrich.

Stiefel A. L., Die stärksten Dinge. Nachträge zu R. Köhlers Aufsatz Germania 2, 481.

Hanauer G., Abzählreime aus dem Kurpfälzischen.

Dirksen C., Bemerkungen zu einem ostfriesischen Martiniliede.

Lesefrüchte. I. Weinhold K., Zu R. Andrees Aufsatz „Das Notfeuer im Braunschweigischen" in dem Braunschweigischen Magazin Nr. 1, der Beilage zu Nr. 242 der Braunschweigischen Anzeigen, 1. September 1895. — II. Fränkel L., 1. Zwei Bräuche von der oberbayerisch-tiroler Grenze. 2. Die Käth, ein erzgebirgisches Volksfest.

Weinhold K., Ludwig Tobler †.

Band 6 Heft 1. Kossinna G., Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland.

Kunze F., Volkskundliches vom Thüringer Walde. Aus der Wiedersbacher Chronik des Pfarrers Möbius (ein Gebetvers S. 16 — vom Marktfest in O. Ludwigs Geburtsort Eisfeld S. 18).

Prato St., Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -liedern S. 24 (deutsche Verse an den Mond S. 25 Anm.; im übrigen vorzugsweise italienische und orientalische Citate).

Höfler M., Der Wechselbalg, Beitrag aus der Volksmedizin.

Köhler R., Nachträge aus seinem Nachlaß zu den von Laura Gonzenbach gesammelten sicilianischen Märchen, herausgegeben von J. Bolte (zahlreiche Nachweise aus Volkslied und Literatur).

Reichhardt R., Die Drostin von Haferungen. Eine Sagengestalt aus der Grafschaft Hohenstein. (Sagen über eine 1764 gestorbene Frau von Lüdecken: interessant, daß eine so späte Figur noch Trägerin alter umlaufender Legenden wird.)

Greußing P. R., Der Kirchtag in Stubai (Tirol). Skizze aus dem Volksleben.

Finck F. N., Vier neuirische Zaubersprüche (zum Teil sehr altertümlich).

Kleine Mitteilungen. Maurer K., Die Königslösung. — Schwartz W., Vom Spuken. — Schatzmayr E., Kärntner Liedeln. — Bolte J., Nochmals das Kinderlied vom Herrn von Ninive. — Haase K. E., Baslösereime. — Ilwof F., Abzählreime aus Steiermark.

Bücheranzeigen. Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen von J. Bolte (Nachträge und einige Berichtigungen). — Bayerns Mundarten Band II. — Drechsler P., Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier, von K. Weinhold (gelobt; einige Anmerkungen). — Larsen K., Dansk Soldatensprog. — Fabricius W., Die akademische Deposition von Erich Schmidt. — Menčik F., Böhmische Osterspiele von A. Brückner. — Beiträge zur Volkskunde.

Richard M. Meyer.

Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkkunde. Band 6 Heft 8.

Rumpelt W., Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie.

Post A. H., Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Haas A., Das Kind im Glauben und Brauch der Pommern.

Sprenger, Das Bahrrecht. Eine Umfrage. Beitrag von A. Tille.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte** Band 3 Heft 3.

Wustmann R., Briefe Niklaus Manuels. Aus der Zeit, wo er Landvogt in Erlach war, 1523—28. Interessant durch die Anschaulichkeit, mit der sie in Manuels Beamtenthätigkeit einführen; der dritte, für dessen Hast auch die Schreibfehler zeugen (S. 146), auch psychologisch wertvoll. — Salomon und Simei angeführt S. 155. — Zum Schluß macht Wustmann wahrscheinlich, daß

Niklaus Manuel nicht (wie Bächtold meinte) ein unehelicher, sondern ein legitimer Sohn des Emanuel de Alamannis war S. 157.

Gerbing L., Thüringer Fuhrmannsleben in vergangenen Tagen.

Steinhausen G., Vier Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter. Aus den Beheimschen Briefen in Nürnberg. Dazu Berichtigungen der früher in der Zeitschrift für Kulturgeschichte veröffentlichten Briefe.

Roth F. W. E., Zur Geschichte des Volksaberglaubens in der Grafschaft Nassau-Idstein im 17. Jahrhundert. Aufzeichnungen des Johann Sebastian Post, Kammerschreibers zu Idstein, 1652 niedergeschrieben; als Dokument des Interesses an der Volkskunde wichtig.

Besprechungen. A. v. Dommer, Die ältesten Drucke aus Marburg (Stieda). — A. Diemand, Das Ceremoniell der Kaiserkrönungen von Otto I. bis Friedrich II. (Döhler). — Arnim Seidl, J. H. v. Schüle und sein Prozeß mit der Augsburger Weberschaft 1764—85 (Döhler: lehrreich für den Uebergang vom Handwerk zum Großbetrieb). — G. Steinhausen, Der Wandel deutschen Gefühlslebens (G. Liebe). Richard M. Meyer.

Zeitschrift für **Sozial-** und **Wirtschaftsgeschichte** Band 3 Heft 3 und 4.

Below G. v., Maßnahmen der Teuerungspolitik im Jahre 1557 am Niederrhein.

Hartung, Akten zur deutschen Wirtschaftsgeschichte im 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Kern A., Noch einiges zur Geschichte der Weber in Schlesien.

Band 4 Heft 1. Below G., Die Schädigung der Rheinfischerei durch die Niederländer im 16. Jahrhundert.

Historische Zeitschrift Band 76 Heft 1—2.

Treitschke H. v., Vorbemerkung über die Aufgaben der Geschichtschreibung.

Wenck, Konrad von Gelnhausen und die Quellen der konziliaren Theorie.

Ritter M., Der Ursprung des Restitutionsediktes.

Treitschke, Das Gefecht von Eckernförde 1849.

Historisches Jahrbuch 1895.

Heft 3. Roth, Johannes zum Wege, ein Kontrovertist des 16. Jahrhunderts.

Hertling v., Beitrag zur Geschichte des Fürsten Primas Karl Freiherr von Dalberg.

Heft 4. Paulus, Zur Literatur über Luthers Lebensende.

Unkel, Der 1. Kölner Nuntiaturstreit und sein Einfluß auf die kirchlichen Reformbestrebungen im Erzbistum Köln um die Wende des 16. Jahrhunderts.

Deutsche Zeitschrift für **Geschichtswissenschaft** Band 12 Heft 1.

Gebhardt B., Wilhelm von Humboldt als Gesandter in Wien 1810—13.

Ruville A. v., Friedrich der Große und Lord Bute.

Historische Abhandlungen 1895 Heft 8.

Kampers F., Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kaiseridee.

Gießener Studien auf dem Gebiete der **Geschichte** VIII.

Bergèr H., Friedrich der Große als Kolonisator. Mit einem Vorwort von W. Oncken.

Leipziger Studien auf dem Gebiete der Geschichte Band 1 Heft 4.

Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts.

Revue historique 1896 Heft 1.

Babeau A., Une ambassade en Allemagne sous Henri IV.

Cavaignac G., La saisie de la lettre de Stein en 1808.

Geschichtsblätter des deutschen **Hugenotten-Vereins** V. Zehnt.
Heft 1. Brandes D., Die Hugenotten-Kolonien im Fürstentum Lippe.
Heft 2—4. Cuno H. W., Geschichte der wallonisch- und französisch-reformirten Gemeinde zu Wesel.

Bismarck-Jahrbuch Band 2.
I. Abteilung: Urkunden und Briefe: Bismarcks Probearbeiten zur Referendariatsprüfung. — 16 Berichte und Briefe Bismarcks an Minister von Manteuffel 1854—1858. — 13 Briefe Bismarcks an General von Gerlach 1853—1858. — 35 Briefe des Generals von Gerlach an Bismarck 1855—1858. — Schreiben Leopolds v. Ranke an Bismarck 1877.
III. Abteilung: Reden und Abhandlungen: Graue, Fürst Bismarck im Kulturkampf II. — Busch, Der Gegensatz zwischen König Wilhelm I und Bismarck vor dessen Eintritt ins Ministerium. — Kohl, Kritische Beiträge zu den Reden Bismarcks.

Zeitschrift des **Aachener** Geschichtsvereins Jahrgang 17.
Fromm, Zeitgenössische Berichte über Einzug und Krönung Karls V. in Aachen am 22. und 23. Oktober 1520.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge Band 32.
Heft 3—6. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen. XII.
Heft 3/4. Berthold E., Kants Regeln eines geschmackvollen Gastmahls und seine Umgangstugenden. Tischrede, gehalten in der Kant-Gesellschaft am 22. April 1895.
Kopp A., Wedekind, der Krambambulist. Der Verfasser der Gedichtsammlung „Koromandels Nebenstündiger Zeitvertreib in Teutschen Gedichten" (Danzig und Leipzig 1747) und des darin befindlichen Lobgedichtes über die gebrannten Wasser im Lachs zu Danzig „Der Krambambulist" ist vermutlich der weitgereiste Christoph Friedrich Wedekind aus Niedersachsen, der 1735 Voltaires Lettres sur les Anglois übersetzte und in den vierziger Jahren Sekretär des Prinzen Georg (Ludwig) von Holstein-Gottorp war. Die näheren Lebensdaten sind noch zu ermitteln.
Prutz H., Gustav Hirschfeld (1847—1895). Gedächtnisrede. — Verzeichnis der Publikationen G. Hirschfelds. Zusammengestellt von M. Lehnerdt.
Heft 5/6. Perlbach, Der Uebersetzer des Wigand von Marburg (Konrad Gesselen).

Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Herausgegeben und redigiert von Leopold Stieböck. Wien. Gilhofer und Ranschburg.
Jahrgang 4 Nr. 10—12. Prisching A., Wiener Stimmen über Literatur, Kunst, Musik und Theater.
Nr. 10 und 11. Castle E., Zu Grillparzers „Goldenem Vließ". Glaubt aus Grillparzers veränderter Stellung zu Fouqué und aus der durch das Studium Kants herbeigeführten Wandlung seiner philosophischen Anschauungen im Jahre 1819 den veränderten Standpunkt zu seiner Dichtung nachweisen zu können. Die antik heidnischen Ideen hätten über die (ursprünglich darin verkörperten) christlich-romantischen die Oberhand gewonnen und erst so habe sich die Schicksalstragödie „Das goldene Vließ" zu der großartigen Charaktertragödie entwickelt. — Aus einer willkürlichen Combination nur halbrichtiger Beobachtungen werden hier voreilig nur halbwahre Schlüsse gezogen. Vorläufig seien nur einige Außenwerke der Beweisführung zerstört. Der Einfluß Fouqués auf Grillparzer ist innerlicher und tiefer. Im Manuskripte des „Goldenen Vließes" stehen Verse von Fouqué. Den Einfluß von Fouqués Alliterationsvers auf das goldene

Blick habe ich im Anzeiger für Deutsche Literatur 1, 222 f. erwogen. Selbst eine nordische Ballade bei Grillparzer gedacht, Schmidt und Koch, 2, 249. — Die Stelle, die in der Entstehungsgeschichte des Traums fehlen will, ist tatsächlich nicht vorhanden. Der erste Akt des Argonauten ist laut Grillparzers eigenhändigem Vermerk am 26. Oktober 1818 begonnen, der zweite am 27. Oktober, der dritte am 5. November 1818. Von jung Grillparzer an diesem Tage, sollen wir suchen. Am Ende des zweiten Akts findet sich in der Handschrift folgender (aus der Fassung des Textes gleichgültige, alte Hexen 1819) gestrichene Vermerk: „Nach der Vorstellung meiner Tragödie wurde ich nach der Redoute mit den Leuten gelaufen. Wenn man meiner Lust abgeschmackt. Ich ging nach Hause, ich trat den Entschluß an, mich zu meiner großen Tragödie entschieden benutzt zu Erinnerung zu mir Stimmung. Wie auch einen halb-übrigen Bleistiftes zurückkommen, stehen zu einer Feier ich meinen an und wenn dann Kraft meiner Heiterkeit kann ich mir den Gedanken nicht verzeihen, das Begonnene aufzugeben. Ich begann mit diesem Gott Gott, daß die Handlung mit meiner Stimmung nicht in Einklang ist, daß es die Ursache war." Grillparzers Briefe an den Schauspieler Anton Wilhelm Costenoble sind in Zeitschrift für Theater und Musik 1, 1 ff. 1841 veröffentlicht. Vgl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1, 1 ff. 1891. Ein Brief Grillparzers an Costenoble vom 5. Juli 1818 ist in Zeitschrift für Theater und Musik 1, 1 ff. 1841 veröffentlicht. Der Brief an Costenoble vom 5. Juli 1818 ist in Zeitschrift für Theater und Musik 1, 1 ff. 1841 veröffentlicht. Der Brief an Costenoble vom 5. Juli 1818 ist in Zeitschrift für Theater und Musik 1, 1 ff. 1841 veröffentlicht.

Stuckert F. K., Zur Geschichte des Wortes „Heimweh". II 111.

Nr. 10. Zum Gedächtnis meines Freundes Schlegel. Errichtung eines Gedenktafel an seinem Wohnhaus.

Nagl J. W., Wien—Wimmer.

Viennensia. Besprechung von C. v. Thaler Ausgabe von Gedichte Sauters. Hinweis auf Sauters politische Thätigkeit im Jahre 1848 und auf ein vergessenes Gedicht „Geheime Polizei" aus der „Constitution".

Nr. 12. Nagl J. W., Lautsch. — Thomann, Hebbel, Lothar.

Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte **Bayerns.** Herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner. 3. Buch. Ansbach und Leipzig, Max Eichinger. 1895.

Köberlin A., Eine Heerfahrt vor vierhundert Jahren und ihre Kosten (1492—1493).

Schmidt Friedrich, Ein Festspiel der Münchener Jesuitenschule im sechzehnten Jahrhundert. Die im Jahre 1577 aufgeführte Comoedia sacra Hester. Inhalt: Abdruck der Nomina personarum, quae in hac Comedia introducuntur und des sehr umfangreichen „Verzeichnus des gannzen Aufzugs der vorsteenden Comoedi" und des „Verzeichnus, an was ortten sich yede Parthey zum auf- und abzug finden soll lassen, auch zu was zeyt."

Striedinger Ivo, Sandrard in Altbayern.

Reinhardstöttner R. v., Die sittlich-ökonomische Gesellschaft zu Burghausen (1765—1802). Diese neben der bayerischen Akademie der Wissenschaften für Bayerns Kultur im vorigen Jahrhundert äußerst wichtige Gesellschaft ging aus einer freien Vereinigung hervor, welche der Weltpriester Franz Xaver von Hoppenbichl (geb. 1721) im Jahre 1765 zu Altötting begründete und deren nächster Zweck die „Auszierung und Verfeinerung der deutschen Sprache" war. Zu den ersten Teilnehmern gehörten der Hauptmann im Leibregiment Johann Michael Würdinger (gestorben im November 1769), der Kapelldirektor Franz Xaver Riedl, der Gastgeber Matth. Karl Hayd, der Spitalpfarrer Franz Steer, der Arzt Dr. Johann Martin Strixner, Graf Max Heinrich Moravitzky, der Kooperator zu Buchbach Kasimir Georg Maria von Hoppenbichl u. a. Schon seit 1768 wird das Programm erweitert und die Hebung der Landwirtschaft als besonderes Ziel ins Auge gefaßt. Das Projekt der Umgestaltung rührt von Joh. Franz Ser. Kohlbrenner (1728—1783) her. Unter den Teilnehmern und Vortragenden erscheint jetzt auch der Dichter Graf Anton v. Törring-Seefeld. Seit der Verlegung der Gesellschaft nach Burghausen tritt als ihr geistiger Leiter der Freiherr Leopold von Hartmann hervor, nach dessen Tod im Jahre 1791 ihre Bedeutung sinkt. Das Organ der Gesellschaft ist der von dem viel verfolgten Alois Wilhelm v. Hillesheim begründete „Baierisch-ökonomische Hausvater", dessen 8 Bände (1779—1783) Reinhardstöttner ausführlich charakterisiert. Aufklärung auf allen Gebieten, insbesondere in Naturwissenschaften und Nationalökonomie, Hebung des Landvolkes, Kampf gegen Aberglauben, gegen Tortur und Inquisition, vor allem aber das Eintreten für die Erziehung der Jugend als der Grundlage jeglicher Aufklärung ist der Ruhmestitel der Gesellschaft. Aus dem „Hausvater" seien hier die Partien über die Pflege der deutschen Sprache S. 103, über Literatur und Bühne S. 104 f. speciell hervorgehoben.

Heigel K. Th., Die Theatercensur unter Kurfürst Karl Theodor. Verbot von Babos „Otto von Wittelsbach" durch den Kurfürsten 1781. Verschärfte Censur für „jene Stücke welche in die Geschichte des Durchlauchtigsten Churhauses Pfalz-Bayern oder der Pfalzbayerischen Nation einschlagen" 1782. — Hübners „Hainz von Stain", besonders anstößig S. 177. — Mozarts „Don Juan" sollte auf Grund eines Gutachtens des geistlichen Rats Baron Lilgenau verboten werden, wurde aber vom Kurfürsten freigegeben 1791. — Bemühungen des Intendanten Grafen v. Seeau um Erleichterungen der Censur 1791—1795. — Verbot von Kotzebues „Kind der Liebe" und aller Kotzebueschen Stücke 1792.

Du Moulin Eckart R. Graf, Aus den Papieren eines Illuminaten. Die Schicksale eines der Häupter des Illuminatenordens Franz Xaver v Zwack, des späteren Regierungspräsidenten der Pfalz.

Reinhardstöttner, Kleinere Mitteilungen: Zur Geschichte des Humanismus in Bayern. Johannes Auerpach gab 1564 eine dem Fürsten Wolfgang von Grunenstein gewidmete Dichtung des Felix Fidler aus Danzig (Gedanensis), Invectiva in Podagram, mit eigenen Beigaben in München heraus. — Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. II. — Des Lederschneiders und Poeten Johann Mayr von München Lobspruch von München und Landshut, 1604. Neudruck.

Mitteilungen und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde** Jahrgang 1895 Nr. 4.

Beyhl J., Die Sitte des Frischgrünschlagens. A. Hauffen.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte** Band 1.

Herold K., Das gottesdienstliche Leben im Capitel Uffenheim vor 150 Jahren.

Kramer K., Kirchliche Zustände im früheren schwedischen Gouvernement Zweibrücken.

Gümbel Th., Die Berührungen zwischen den evangelischen Engländern und Pfälzern im Zeitalter der Reformation.

Hans Jul., Die ältesten evangelischen Agenden Augsburgs.

Miedel J., Zur Memminger Reformationsgeschichte.

Erhard O., Der Bauernkrieg in Bamberg.

Geyer W., Graf Ladislaus v. Fraunberg und die Einführung der Reformation in Haag.

Enders L., Casp. Löners Briefbuch.

Kolde Th., Zur Geschichte Eberlins von Günzburg.

Zucker, Dürers Stellung zur Reformation.

Darstellungen aus der **bayerischen Kriegs-** und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom k. b. Kriegsarchiv Heft 4.

Hellmann S., Der bayerische Oberst François de Lacolonie und seine Memoiren.

Zeitschrift des **Bergischen** Geschichtsvereins Band 31. Neue Folge Band 21.

Loffen M., Die Verheiratung der Markgräfin Jakobe von Baden mit Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg (1581—85).

Pauls E., Kulturgeschichtliches. Amtliche Korrespondenz über eine Hexe im Kirchspiel Porz 1637. — Hausinventar aus dem Jahre 1488.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in **Böhmen** Jahrgang 34 Nr. 3.

Mayer W., Stadt Kladrauer Urkunden.

Wolkan R., Geistliches. Aus einer deutsch-böhmischen Handschrift des XV. Jahrhunderts. Revidierter Abdruck des von Graff im 3. Teil seiner Diutisca veröffentlichten und von Hoffmann v. Fallersleben in seine Sammlnng „In dulci jubilo" unter Nr. 32 aufgenommenen Liedes. — Gebete.

Loewe V., Die Wallenstein-Literatur. Dritte Ergänzung. (1628—1895.) Bibliographische Studie. Fortführung und Ergänzung der von Georg Schmid bis zum Jahre 1884 geführten Wallensteinbibliographie. Verzeichnet u. a. auch Ibl gleichzeitige Flugschriften; ferner IV. Dramatische Behandlung. A. Vor Schiller. B. von Schiller. C. Uebersetzungen. V. Grabschriften. Gedichte. — Register der Ergänzung I, II, III. (Band 21. 23. 34).

Biermann, Christian d'Elvert. (Nachruf.)

Literarische Beilage. Benedict A., Wolkan: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen.

Böhmens deutsche Poesie und Kunst 1896 Heft 1.

Haudeck J., Musiker und Tondichter Deutschböhmens.

Bremisches Jahrbuch Band 17.

Iken Fr., Die niederdeutsche Sprache als Kirchensprache zu Bremen im 16. Jahrhundert.

Kleine Mitteilungen: Luthers Brief an Jacob Probst vom 10. Juli 1529. — Bericht des Bürgermeisters Diedrich Basmer an den Rat aus Frankfurt 24. Dezember 1545. — Bericht Daniels von Büren über die Bremischen Vorgänge im Januar 1562.

Carinthia 1895 Jahrgang 85.

Nr. 1. Hann F. G., Kunstgeschichtliche Betrachtungen über die Kirche zu Heiligenblut.

Hann F. G., Die Pfarrkirche zu Irschen, ihr Baptisterium und ihre Krypta.

Jaksch A. v., Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Kärnten.

Nr. 2. Franziszi Fr., Weihnachtslied aus Heiligenblut.

Nr. 3. 4. Hann F. G., Die Wandmalereien im Chore der Kirche zu Thörl. Kunstgeschichtlich erörtert.

Jaksch A. v., Der Einsiedler Simon Frank im Forst ob Molzbichl. Nach einer Handschrift des Paternioner Herrschaftsarchivs mitgeteilt. Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1710—1734.

Nr. 5. Hann F. G., Die Wallfahrtskirche St. Maria zu Hohenburg oberhalb Pusarnitz.

Jaksch A. v., Die Aufhebung des Minoritenklosters in Villach und dessen fernere Schicksale.

Waizer R., Volkssagen aus Kärnten.

Egger R. v. Möllwald A., Zu Lexers „Kärntischem Wörterbuch". Jacob Grimm an Lexer, Berlin, 20. August 1862: „Ihr Wörterbuch ist ganz so ausgefallen, wie ichs erwartete, und durch seine grammatische Tiefe und Feinheit das Beste, was uns von der südlichen Mundart zu Gebote steht."

Nr. 6. Hann F. G., Die Kirche Maria im Graben bei Vordernberg im unteren Gailthale und die Malereien in derselben.

Schüttelkopf B., Deutsche Volksräthsel aus Kärnten.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte **Dresdens** 1896 Heft 12—14.

Flemming M., Die Dresdner Innungen von ihrer Entstehung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts.

Bausteine zur **Elsaß-Lothringenschen** Geschichts- und Landeskunde. 1895 Heft 1.

Letz K., Geschichte der Stadt Ingweiler, nach Quellen bearbeitet.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur **Elsaß-Lothringens** Jahrgang 11.

Walter Th., Zur Geschichte der Stadt Rufach.

Waldner E., Jörg Wickram (wird in einem Urbar des Colmarer Martinstiftes 1558 als Maler aufgeführt).

Stieve zu Zabern, Die Grafschaft Ober-Salm in den Vogesen.

Bargmann, Der goldene Wagen vom Belchensee (eine Mordfeldsage).

Schoell, Elf durch Lenz, Voß, Gotter und Goeckingk an Pfeffel gerichtete Briefe. I. Lenz. 1. Straßburg 13ten 8ber 1775. Bitte um Mitwirkung an der deutschen Gesellschaft. — 2. Undatiert. Den 31. Juli 1776 in Kolmar empfangen. „Ich schmecke die ganze Wollust der Einsamkeit auf den Kontrast des Hofes." Erbittet sich Notizen über französische Militärschulen. Ueber Basedow. — 3. Am 4. Xber 1776 empfangen. „Ich bin der Jahreszeit

ungeachtet noch immer auf dem Lande, weil man mich in Weimar nicht brauchen kann." — II. Voß. 1. Wandsbeck, 21. Oktober 1776. Almanachsgeschäfte. — 2. Eutin, 2. Oktober 1783. Gegen Klopstocks „wissenschaftliche Oden". — III. Gotter. 1. Gotha, Februar 1775. Ueber seine Rückreise von Lyon. — 2. Gotha, 10. Oktober 1775. — IV. Goeckingk. 1. Ellrich, 24. April 1775. Almanachsgeschäfte. Gegen das „Odengeschnaube und Bardengeschrei". — 2. Ellrich, 11. Juni 1775. Läßt ein Gedicht Pfeffels (Das Bild des Todes) aus dem Almanach weg, weil es in Prosa geschrieben ist, „ob mir es gleich ausserordentlich gefallen hat". — 3. Ellrich, 10. April 1783. Ueber seinen Plan, mit v. Wurmb eine Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer zu gründen. — 4. Ellrich, 29. Juni 1783.

Stengel, Allerlei us um Westrich. (Sprichwörter und Sprüche.) Aus vergilbten Papieren. Ein älteres Gedicht in elsässischer Mundart. Wasselnheim 1817. (Humoristische Schilderung der Mehlsuppenbereitung.)

Bastian, Die goldenen Eierschalen vom Hugstein (Sage). — Menges, Die Rufacher Vornamen. — Straßburger Redensarten. — Friedrich, Anekdoten aus Alt-Straßburg. — Dö Paradeß an d' Höll (mundartlich).

Kassel, Zur Volkskunde im alten Hanauerland. — Lienhart, Die Kunkelstube (Schluß). Darin elsässer Volkslieder.

Spieser, Die Münsterthäler Vornamen.

Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu **Emden** Band 11 Heft 1 und 2.

Franz A., Ostfriesland und die Niederlande zur Zeit der Regentschaft Albas 1567—1573.

Sundermann Fr., Die Ostfriesen auf Universitäten. (Bologna, Köln, Erfurt.)

Wagner P., Zur Geschichte der Besitznahme Ostfrieslands durch Preußen.

Lüpkes W., Ergänzungen zu Doornkaat Koolmans Wörterbuch der ostfriesischen Sprache.

Höpken J., Zur Baugeschichte der Großen Kirche in Emden.

Zur Erinnerung an J. ten Doornkaat Koolman (1815—1889).

Kleinere Mitteilungen: Bartels, Ostfriesische Studenten auf der Universität Basel. — Bartels, Notizen aus der Pestzeit 1664—1666. — Schnedermann, Statistisches aus der Pestzeit. — Offener Klage- und Drohbrief des Waldrik Wildrikssen von Appingedam gegen Graf Edzard II. von Ostfriesland und seine Amtleute 1566. — Sundermann Fr., Zur Vervollständigung der Fabricius-Literatur. Inschrift der Votivtafel auf Heinrich Fabricius, Söhnlein des Pastors David Fabricius, im Chorende der Kirche zu Resterhafe 1590. — Waalkes, Ostfriesische Gedenkzeichen in den Niederlanden.

Bericht über die Gesellschaft 1893—95. Vorträge: Brons, Ueber Peer Gynt von H. Ibsen mit Uebertragung ins Plattdeutsche. — De Bries, Theaterwesen in Emden in den Jahren 1578, 1615 und 1626.

Erzgebirgs-Zeitung 1896 Nr. 1—3.

Urban M., Mein Sagenbuch des Gerichtsbezirkes Plan.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 28 Heft 2.

Schüddekopf C., Heinse und Klamer Schmidt. Die wichtige Publikation vereinigt 18 Briefe Heinses an Klamer Schmidt, von denen einige bisher nur unvollständig oder ungenau bekannt waren. Die Einleitung charakterisiert die beiden Briefschreiber, betont die Notwendigkeit einer Neuausgabe des Heinsischen Briefwechsels und liefert ein vollständiges Verzeichnis und eine Würdigung der erhaltenen Briefe an Klamer Schmidt. 1. Epistel in Versen; ganz fehler-

haft gedruckt bei Schober S. 188. — 2. Quedlinburg, 1. Jänner 1773 mit der (später in die „Laidion" aufgenommenen) Uebersetzung und Erklärung der Sapphischen Ode. — 3. 4. März—Mai 1773. Ueber die „Kirschen". — 5. Halberstadt, 25. Mai 1773. — 6. Halberstadt, 7. Juli 1773. „Wieland arbeitet an einer neuen Oper: Angelica e Medoro betitelt." Ueber Recensionen der Schmidtschen Elegieen und der Heinseschen Petronübersetzung. — 7. Sechs Gedichte, am 16. Juli 1773 übersandt. — 8. Halberstadt, 30. Juli 1773. — 9.—14. Billete aus den Jahren 1773 und 1774. — 15. Gedicht aus der „Büchse". März 1774. — 16. Halberstadt, 4. April 1774. — 17. Zelle, 17. April 1774. Schilderung der Reise nach Düsseldorf. Aufenthalt in Braunschweig. Lessing. Ebert. Schwaneberger. Arnold Schmidt. — 18. Düsseldorf, 13. Oktober 1774. Ueber seinen Anteil an der Iris. Sein Streit mit Wieland über die „Laidion" und Goethes Aeußerungen darüber (von Schüddekopf gegen die Weimarische Ausgabe II 2, 323 wirklich für einen Brief Goethes erklärt und ergänzt). Sein Verkehr mit Lavater und Goethe lebendig geschildert.

Neue Heidelberger Jahrbücher.

Jahrgang 5 Heft 2. Wille J., Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Vortrag.

Graf du Moulin Eckart R., Zweibrücken und Versailles.

Jahrgang 6 Heft 1. Steig R., Frau Auguste Pattberg geb. von Kettner. Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Romantik. 1. Biographisches. Geboren 24. Februar 1769 zu Neunkirchen bei Aglasterhausen, 16. Juni 1788 mit A. H. J. Pattberg, Amtskeller in Neckarelz verheiratet, 4. Juli 1850 in Heidelberg gestorben. — 2. Literarisches. Sie hat Anteil an „Des Knaben Wunderhorn" und an der von Alois Schreiber herausgegebenen, aber anfangs von Brentano inspirierten „Badischen Wochenschrift". Charakteristik Schreibers und der Mitarbeiter an der Wochenschrift. Brentanos und seiner Frau Beiträge werden erkannt. Ebenso der Anteil von J. H. Voß. Auf Grund ihrer Briefe an Brentano, vorwiegend aber aus inneren Gründen werden die poetischen und prosaischen Beiträge der Frau von Padberg ausgeschieden, charakterisiert und im Anhange wiederholt. An das wichtigste der von ihr für das Wunderhorn eingelieferten Volkslieder, das Lenorenlied, knüpft sich der Streit zwischen Voß und Arnim, den Steig aktenmäßig darlegt, um seinerseits die Frage nach der Quelle von Bürgers Lenore durch feinsinnige Beobachtungen zu fördern.

Erdmannsdörffer B., Eduard Winkelmann †.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Kieler** Stadtgeschichte 1895 Heft 13.

Eckardt H., Kiels bildliche und kartographische Darstellung in den letzten 300 Jahren.

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums **Lauenburg** Band 4 Heft 3.

Nehl, Der Sachsenwald.

Hellwig, Contributionsrechnungen des Amts Schwarzenbeck aus 1670—79.

Hieronymus Schulze. Dessen Denkschrift an den Herzog Franz II. von Sachsen-Lauenburg.

Neues Lausitzisches Magazin Band 71 Heft 2.

Baumgärtel, Geschichte der Maria-Marthenkirche zu Bautzen.

König Cl., Wann war der Dichter Johann Christian Günther geboren? Sucht nach Günthers und seines Vaters Angaben das Jahr 1698 gegen 1695 des Biographen Siebrand zu erweisen.

Quellen zur Geschichte **Leipzigs.** Veröffentlichungen aus dem Archive und der Bibliothek der Stadt Leipzig 1895 Band 2.

Wustmann G., Das älteste Leipziger Urfehdenbuch 1390—1480.

Wustmann G., Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Leipziger Rats. Anhang: Der Bürgermeister Romanus.

Kroker E., Heinrich Cramer von Clausbruch, ein Leipziger Handelsherr des 16. Jahrhunderts.

Kroker E., Leipzig im siebenjährigen Kriege.

Wustmann G., Kleine Mitteilungen 1—12.

Archiv für die Geschichte **Liv-, Est- und Curlands.** 3. Folge Band 4.

Hansen G. v., Regesten aus zwei Missivbüchern des 16. Jahrhunderts im Revaler Stadt-Archiv.

Jahrbuch der Gesellschaft für **lothringische** Geschichte und Altertumskunde Band 7 Heft 1.

Wolfram, Die Dufresnesche Urkundensammlung.

Holländer A., Archivalische Beiträge zur Belagerung von Metz 1552.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land **Magdeburg** Jahrgang 30 Heft 2.

Wittich K., Ueber Falkenbergs Tod.

Kawerau W., Josef Wilhelmis „Geistreiche Andachten". Josef Wilhelmi 1597—1652 wirkte nur 8 Jahre in Magdeburg, seine literarische Thätigkeit fällt in die Zeit seines Hamburger Aufenthalts. Kawerau charakterisiert die religiöse Poesie aus jenem unerfreulichen Zeitalter der lutherischen Poesie, für die ihm die „Geistreichen Andachten" typisch erscheinen (S. 334 f. „Hymnologia Sacra" von Jeremias Weber 1637). Das 1648 erschienene Werk ist eine poetische Bearbeitung der Meditationes Sacrae von Johann Gerhard (Jena 1606). Eingehende Charakteristik und Vergleich mit des Friedrich Fabricius' Bearbeitung der Meditationes: „Praxis Pietatis Gerhardi Melica, oder Tägliche Uebung der Gottseligkeit" (Stettin 1688).

Wittich K., Zur Politik des Kaisers Maximilian II. und des Kurfürsten von Brandenburg Joachim II. Zweiter Teil.

Zahn W., Regesten der Originalurkunden im städtischen Archiv zu Aken. 1485—1677.

Briefe aus dem Stadtarchiv zu Zerbst. Vier Briefe aus Magdeburg 1514—1520.

Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk **Marienwerder** 1895 Heft 33.

Flanß, Geschichte Westpreußischer Güter. K. Czierspitz, Janischau, Liebenau, Rauden und Gremblin.

Flanß, Die Aufzeichnungen der Pfarrer Richter, Vater und Sohn, † 1718 bezw. 1736, in den Kirchenbüchern von Garnsee und Tromnau.

Schriften des Vereines für **Meiningische** Geschichte und Landeskunde Heft 19.

Saalfelder Stiftungen und Vermächtnisse.

Todenwarth L. v., Carl Freiherr von Wolff von und zur Todenwarth, Hof- und Landrat zu Hildburghausen.

Kleemann M., Programm zur Neubearbeitung der Landeskunde des Herzogtums Sachsen-Meiningen.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für **meklenburgische** Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 60.

Stuhr F., Die Kirchenbücher Meklenburgs. Der jetzige Bestand an Kirchenbüchern.

Schröder, Die Anfänge des Buchdrucks in Schwerin. Ergänzung und Weiterführung von Stiedas Studien, Archiv zur Geschichte des Deutschen Buchhandels (Band 17).

Voß W., Die Pilgerreisen des Herzogs Balthasar von Meklenburg nach dem heiligen Lande. Balthasar ist höchstens zweimal in Jerusalem gewesen. Bestimmt war er dort im Jahre 1479; zweifelhaft aber muß es bleiben, ob er auch 1492 seine Absicht, über Meer zu gehen, ausgeführt hat.

Grotefend, Neun Frauenbriefe aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus den mit Beschlag belegten Papieren des 1609 gefangen genommenen Landrentmeisters Andreas Meyer. 1584—1606.

Graff W. P., Die zweite Ehe des Herzogs Karl Leopold. Ein Kulturbild aus Meklenburg im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. I. Verlobung und Beilager. — II. Zar Peter der Große in Meklenburg. S. 229 f. Begrüßungsgedichte. Ein Buchstaben-Anagramm des Rostocker Professor Georg Amsel wird abgedruckt. — III. Russen und Ritterschaft, Kaiser und Zar. — IV. Die Exekution im Lande. Der Herzog in Wien. 5. Ausgang der Ehe und der Herrschaft Karl Leopolds.

Schröder, Der Buchdrucker Moritz Sachs.

Beltz R., Hausmarken in Meklenburg.

Meyenn F. v., Der Vogel Hein. Welche Vogelart wurde im 16. Jahrhundert so genannt?

Latendorf F., Hausmarken im Fürstentum Ratzeburg. (Vorläufige Mitteilung aus der Stadt Schönberg und einigen Nachbardörfern.

Latendorf F., Akten und Urkunden der Bauleute (Ackerbürger) zu Schönberg.

Groth, Meklenburgische Literatur. Juli 1894 bis Juli 1895. Bibliographie. III. Literatur, sprachliche Altertümer, Sagen und Gebräuche, Buchdruck- und Zeitungswesen, Bibliotheken. — VII. Biographie. — IX. Kirche, Universität und Schule. — X. Kunst.

Schriften des Vereins für Geschichte der **Neumark** 1894 Heft 3.

Joachim E. und Niessen P. van, Repertorium der im kgl. Staatsarchiv zu Königsberg i. Pr. befindlichen Urkunden zur Geschichte der Neumark.

Beiträge zur Geschichte des **Niederrheins**. Jahrbuch des **Düsseldorfer** Geschichtsvereins.

Band 9 und 10. Hassencamp, Beiträge zur Geschichte der Gebrüder Jacobi. A. Die Beziehungen des Dichters F. G. Jacobi zu Sophie von La Roche. Mit ungedruckten Briefen F. G. Jacobis. Anfänge des Verkehrs. Jacobis Briefe an Frau v. La Roche sind nur in Goeckings Auszügen enthalten vgl. oben S. 528. I. Düsseldorf, 13. Oktober 1771. — II. Halberstadt, 21. Dezember 1771. — III. Bollheim, 21. Juli 1772. — IV. Düsseldorf, 26. Juli 1772. — V. Düsseldorf, 8. Oktober 1773. — VI. Düsseldorf, 10. Juni 1779. — VII. Düsseldorf 23. November 1779 über eine Erzählung (Anekdote) der La Roche. — VIII. Düsseldorf, 23. Februar 1783. Uebersetzung eines italienischen Liedes für die Pomona. — IX. Emendingen, 21. Oktober 1784. — X. Frankfurt 5. November 1800. Die Briefe sind mehr freundschaftlichen als literarischen Inhalts. — B. Zum Spinoza-Streite zwischen Friedrich Heinrich Jacobi und Moses Mendelssohn. F. H. Jacobi an einen Neffen, Düsseldorf 16. März 1786. Der Streit wird darin nur nebenbei erwähnt. — C. Das Zerwürfnis zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Brief von H. Chr. Boie an Sophie v. La Roche, Hannover 24. September 1779. Urteil über Goethe anläßlich der Kreuzerhöhung des Woldemar. Ueber Rosaliens Briefe. Ueber Zimmermanns Streit mit Kästner.

Band 9. Redlich O. R., Jülich und Geldern am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Eine Studie.

Below G. v., Der Streit des Herzogs Johann von Jülich-Berg mit dem jülicher Erbmarschall Engelbert Hurdt von Schönecken in den Jahren 1513 und 1514. (Beschwerden über Mißstände in der Verwaltung.)

Schmitz F., Weistümer des Kirchspiels Oberdollendorf im Amte Löwenberg und Verordnungen des dortigen Markgedings. 1540—1641.

Forst H., Ueber die Aufhebung des Klosters der Regulirherren zu Neuß im Jahre 1623.

Forst H., Ein Schreiben der evangelischen Geistlichen der Stadt Wesel an ihre aus der Oberpfalz vertriebenen Amtsbrüder (im Jahre 1630).

Koernicke A., Die Huntschaft und das Hofgericht des Herzogs von Berg zu Lintorf.

Raadt J. Th. de, Beiträge zur Geschichte des Kurfürsten Johann Wilhelm (1679—1716).

Pauls E., Die Beckhaussche Sammlung in der Königlichen Landesbibliothek zu Düsseldorf (umfangreiche handschriftliche Sammlungen zu einer Gelehrtengeschichte Westfalens und eines großen Teils der Rheinlande, besonders des Niederrheins). I. Titel und Umfang der Sammlung; Lebensbeschreibung von M. J. H. Beckhaus (1768—1845). — II. Einleitung, Plan, Geschichte und Wert der Sammlung. — III. Der zur Einleitung der Beckhausschen Sammlung gehörige Briefwechsel. Sein Briefwechsel mit J. L. F. Sybel in Soest, W. Fuhrmann in Mark bei Hamm, den Gebrüdern Mallinckrodt in Dortmund, de Greiff in Crefeld.

Miscellen. Kohtz M., Jülich-bergische Accisordnung vom Jahre 1624. — Lambert Steinwich (1571—1629). — Küch F., Aufzeichnungen Redinghovens 1650 und 1651. — Kniffler, Lateinisches Gedicht auf das Bombardement Düsseldorfs 6. 7. Oktober 1794. Von dem Minoriten P. Hacklenbroch.

Beilage: Jost W., Die Schnitzwerke am Marstall des Jägerhofes zu Düsseldorf.

Band 10. Redlich O. R., Düsseldorf und das Herzogtum Berg nach dem Rückzug der Oesterreicher aus Belgien 1794 und 1795. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Kurpfälzischen Heeres.

Cramer F., Niederrheinische Ortsnamen.

Küch F., Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm in Brüssel 1632. Abdruck des Tagebuches.

Hassencamp, Ein brandenburgisch-bergisches Eheprojekt im Jahre 1641.

Archiv für Geschichte und Altertumskunde von **Oberfranken** 1894 Band 19 Heft 2.

Guttenberg F. K. von, Regesten des Geschlechtes von Blassenberg und dessen Nachkommen.

Zeitschrift für Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge.

Band 10 Heft 4. Gförer, Die katholische Kirche im österreichischen Elsaß unter Erzherzog Ferdinand II.

Ulmann H., Zur politischen Entwickelung Sleidans im Jahre 1544.

Meisner H., Deutsche Johanniterbriefe aus dem 16. Jahrhundert.

Weech Fr. v., Mitteilungen aus dem vatikanischen Archiv 2. Dominikaner an der Universität Konstanz.

Glasschröder, Zur Entstehungsgeschichte des Lehenbuchs Kurfürst Ludwigs V. von der Pfalz.

Albert P., Fritz Jakob von Andwil, ein verschollener Chronist?

Register zu Band 1—10.

Band 11 Heft [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] 16. Jahrhundert.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von **Osnabrück** 1895 Band 20.

[illegible]

Mitteilungen des Instituts für **österreichische Geschichtsforschung** Band 17 Heft 1.

Beer A., Zur Geschichte des Jahres 1756.

Zeitschrift für **österreichische Volkskunde** Jahrgang 1 Heft 8. 9.

[illegible]

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen **Beamten-Vereines** der **Oesterreichisch-ungarischen** Monarchie. Jahrgang 25.

[illegible] An die Leser und Freunde der „Dioskuren“. Rückblick auf die 25 Jahrgänge. Nachruf auf den Herausgeber Johann Freiherrn Falke von [illegible].

Cerri C., Im Ausklingen. Eigenes und Nachgebildetes. In einer Anmerkung zu einem Gedicht an Hamerling die Erwähnung eines Briefes von diesem.

Schlossar A., Eine ungedruckte poetische Bearbeitung Schillers. „Orphischer Gesang. Nach einem griechischen Fragmente beim Stobäus." 24 Hexameter. Das Manuscript stammt aus dem Nachlaß des Grafen Purgstall (1772—1812).

Zdekauer Marianne v., Aus einer Autographen-Sammlung. Verse von E. Geibel. Erinnerungsblatt für Frau Jenny von Muth, Gastein Juli 1850: „In hohen Wellen braust mein Leben." — Brief von E. M. Arndt an Friedrich v. Bodenstedt, Bonn, 10. Wintermonds 1860. — Brief von Ivan Turgenieff an Friedrich v. Bodenstedt, Baden-Baden, 12. Juli 1864.

Bodenstedt Mathilde von, Aus hinterlassenen Manuscripten Friedrich v. Bodenstedts. (Zum erstenmal veröffentlicht.) Drei Gedichte. — Reisebriefe des Dichters an seine Frau. Von der Fußtour durch das bayerische Gebirge mit König Max II. im Jahre 1858.

Aus dem ungedruckten Nachlaß österreichischer Dichter. 1. Robert Hamerling. Seinem Freunde Dr. Rudolf Schwingenschlögl (December 1886): „Wir heischen nicht, daß wunderbar". — 2. Schlossar A., Adalbert Stifter. Sechs Gedichte aus den Jahren 1824—1831. — 3. Schlossar A., Karl Gottfried Ritter von Leitner. Vier Gedichte (1817. 1824. 1833. 1861). — 4. Schlossar A., Nikolaus Lenau. Ein ungedruckter Brief. An J. G. A. Hartmann, Hütteldorf, 18. Juni 1835. Ueber seinen Faust. Erste Fassung des Gedichtes: An meinen Türkenkopf.

Kohut A., Josef Christian Freiherr von Zedlitz. Brief Metternichs an Zedlitz, Wien, 28. Mai 1854.

Leinburg Gottfried v., Gedichte.

Walden B., „Die Dioskuren". Ein Rückblick.

Schwingenschlögl R., Repertorium über alle 25 Jahrgänge der Dioskuren (1872—1896).

Mitteilungen des historischen Vereines der **Pfalz** Jahrgang 19.

Roth F. W. E., Geschichte und Bibliographie der Buchdruckereien zu Speier im 15. und 16. Jahrhundert. Zweite Hälfte.

Grünenwald L., Wittelsbachische Denkmäler und Jahrgedächtnisse in der Stiftskirche zu Neustadt a/H.

Mayerhofer J., Johann Michael Frey (1788—1854). Historiker der Rheinpfalz.

Leiningen-Westerburg K. E. Graf zu, Historische Nachrichten über Kloster Höningen.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz **Posen** Jahrgang 10 Heft 1 und 2.

Kohte J., Zur baugeschichtlichen Würdigung des alten Posener Stadttheaters.

Prümers R., Polnische Süpplin. Altes Kochrecept.

Kawerau D. G., Ein Brief Heinrich Glareans an Johann Laski. Basel, 1529.

Prümers R., Leiden eines Censors. Eingabe des Censors Professor Czwalina an den Oberpräsidenten. Posen, 26. April 1825.

Kohte J., Urkundliches zur Geschichte der evangelischen Pfarrkirche in Bomst.

III. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereins für **Volkskunde** und **Linguistik. Prag** 1895.

Rieber J., Alte Bauernrecepte aus der Karlsbader Gegend. Nach einer handschriftlichen Sammlung aus den zwanziger Jahren. Sie enthält 88 Mittel zur Heilung oder Verhütung körperlicher Schäden an Menschen oder Haustieren (meist sehr abergläubischer Art), darunter auch Ratschläge zur Kräftigung des Gedächtnisses und zur Verschönerung des Gesichts, ferner 14 Recepte zur Herstellung von Mitteln, die für den häuslichen Gebrauch des Bauern wichtig sind. H.

Reutlinger Geschichtsblätter Jahrgang 6 Heft 1.

Tscherning F. A., Ein Hubertushirsch im Kilchberger Walde.

Schön Th., Die Toten von Lustnau.

Jahres-Bericht des städtischen Museums Carolino-Augusteum in **Salzburg** für 1894.

Vermehrung der Sammlungen. Autographen S. 29: Hochzeitsladung von 1802. — Weltliche Lieder aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Noten. — S. 56: Salzburgische Schulordnung unter Erzbischof Wolf Dietrich, 1594. Manuscript. — Instruction für die Schuellmaister des Decanats Lauffen. Aus dem 17. Jahrhundert. Manuscript.

Mitteilungen der **Schlesischen** Gesellschaft für Volkskunde 1895/96 Heft 2.

Nr. 4. Drechsler, Streifzüge durch die schlesische Volkskunde. 1. Jugendbrauch und Jugendspiel. (Schluß).

Vogt F., Die Festtage in Glauben und Brauch des schlesischen Volkes. II. Weihnachtszeit. (Bringt die Texte von 4 Christkindlspielen.)

Wilpert, Sagen aus Leobschütz.

Woas L., Alte Volkslieder. (Darunter einige sehr wertvolle und schöne Texte.)

Drechsler P., Christliche Volkslieder aus mündlicher Ueberlieferung in Katscher. IV. Mariä Leiden. A. Hauffen.

Archiv des Vereines für **siebenbürgische** Landeskunde. Neue Folge Band 27 Heft 1.

Teutsch F., Denkrede auf Johann Wolff (1844—1893).

Herbert H., Die Rechtspflege in Hermannstadt zur Zeit Karls VI. Mitteilungen aus den Hermannstädter Magistratsprotokollen. Auch Hexenprozesse.

Höchsmann J., Zur Geschichte der Gegenreformation in Ungarn und Siebenbürgen.

Mitteilungen des historischen Vereins für **Steiermark** Heft 43.

Gubo A., Der Hofstaat der Kaiserin Elisabeth Christine in Graz.

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und Vorarlberg. 3. Folge Heft 39.

Maretich von Riv-Alpon, Zur Geschichte Kufsteins.

Loserth, Zwei biographische Skizzen aus der Zeit der Wiedertäufer in Tirol. 1. Pilgram Marpeck. 2. Gallus Müller.

Strompen, Madonnenbilder Lukas Cranachs in Innsbruck.

Semper, Studien zur Kunstgeschichte Tirols.

F. C., Verzeichnis der Adels- und Wappenbriefe in der Urkunden-Sammlung des Ferdinandeums.

Kleinere Mitteilungen. Hirn J., Zum ältesten Zeitungswesen in Tirol.

Handschriftliche Erwerbungen: Volksschauspiele. a) Kuno v. Drachenfels. b) Ecbert von Schenkenstein. c) Eustachius. d) Elfira und Almansor.

e) Absalon. f) Paradeis-Spiel. g) Julian. h) Genofeva. — Zwei Andreas Hofer-Lieder.

Ungarische Revue 1895 Heft 8—10.

Lázár B., Ueber das Fortunatus-Märchen. VI. Hans Sachs (1494—1576). — VII. Thomas Deckers Fortunatus-Drama. — VIII. Das Fortunatus-Drama der englischen Komödianten. — IX. Calderon. — X. Das Cafseler Fortunatus-Drama. — XI. Puppen-Spiele. — XII. Tieck und Bauernfeld. — XIII. Uhland und Collin.

Westdeutsche Zeitschrift für **Geschichte und Kunst** Jahrgang 14 Heft 3.

Gothein E., Zur Geschichte der Rheinschiffahrt.

Müller J., Der Konflikt Kaiser Rudolfs II. mit den deutschen Reichsstädten.

Heinemann O. v., Ein zeitgenössisches Gedicht auf Franz von Sickingen.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde **Westfalens** Band 53.

Wormstall A., Eine westfälische Briefsammlung des ausgehenden Mittelalters. Die Briefe stammen aus dem Frauenkloster Langenhorst (wo sie zur Füllung eines Reliquienkissens benutzt worden waren) und sind ihrer größten Mehrzahl nach an die Abtissin Maria Huchtebrock gerichtet. Sie fallen etwa zwischen die Jahre 1470—1495. Bis auf einen ganz lateinischen sind sie zumeist in mittelniederdeutscher Sprache geschrieben, und zwar in jenem Westniederdeutsch, das sich dem niederländischen nähert. Sprachlich und kulturhistorisch wichtig.

Bömer A., Der münsterische Domschulrektor Timann Kemner. Ein Lebensbild aus der Humanistenzeit.

Finke H., † Adolf Tibus (1817—1894). Gedächtnisrede.

Nordhoff J. B., † Heinrich Geisberg.

Müller, Pamphlete über den Max-Clemens-Kanal 1725.

Hüsing A., Zwei Westfalen im Collegium Germanicum. Die Brüder Peter Herrmann (1683—1743) und Kaspar Gerhard Söcker (1693—1758) aus Gescher.

Hoeynck A., Die Truchsessischen Religionswirren und die Folgezeit bis 1590 mit besonderer Rücksicht auf das Herzogtum Westfalen (Schluß).

Heldmann A., Westfälische Studierende zu Wittenberg 1502—1620.

Schrader F. X., Nachrichten über den Osnabrücker Weihbischof Johannes Adolf von Hörde (1688—1761).

Robitzsch P., Ein denkwürdiger Stein. Zum Gedächtnis des Försters Ludwig Pollart bei dem Forsthause auf den Broecken, unweit des Dorfes Böderen 1742 errichtet. Mit lateinischen Distichen.

Westfälische Geschichtsblätter Heft 1.

Römer A., Der westfälisch-niederrheinische Humanist Johannes Pering.

Bahlmann P., Des Teufels Brautfahrt, eine Münsterische Volkssage.

Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch 1896 Jahrgang 34.

Böck L., Zur Geschichte des Theaters am Wiener Hofe. (Aus den Tagebüchern des Fürsten Josef Khevenhüller-Metsch.) Diese Tagebücher, von denen nur die Jahrgänge 1752—1755, 1758, 1759 und 1764—1767 erhalten sind, wurden von A. Wolf in seinem Buch „Aus dem Hofleben Maria Theresias" (Wien 1858) für die Theatergeschichte ungenügend ausgebeutet. Hier wird das Material vollständig vorgelegt. Wichtig für die französische und italienische

Bühne, für die Aristokratenvorstellungen am Wiener Hofe. Von deutschen Stücken werden selten die Titel angeführt. 11. November 1758: „Die von Bernardon componirte neue deutsche Comédie." 18. Mai 1765 im Theresianum: „eine neue Tragedie: Julius der Marthyrer, in deutscher Sprache". 31. März 1766: „Abends wurde zum ersten Mahl von den deutschen Comoedianten in dem Theatre bey dem Kärnthnerthore wieder gespillet, und ein Extra-Prologue pour l'ouverture von dem bekannten Acteur Herrn Weiskern hierzu componiret". 21. April 1766: „Aurelius" von Ayrenhoff „mit all-billigem Applause produciret". 26. Februar 1767: Klemms „Apologie des grünen Huts". 2. Mai 1767: „Der Bauer aus dem Gebürg" von Heufeld zu Prehausers Benefice. Auch sonst viele interessante Einzelheiten in biographischer und kulturhistorischer Hinsicht.

Württembergische Neujahrsblätter. Neue Folge Blatt 1. Stuttgart 1896. D. Gundert. 1 ℳ

Hartmann J., Aus den Lehr- und Wanderjahren unserer Väter. Nach Gedrucktem und Ungedrucktem. Mit 6 Bildnissen. 1. Handwerksmann: Chr. Ph. Oberkampf; E. Fr. Walcker. 2. Kaufmann: Eberhard Reinhard (S. 15 ff. über dessen Aufenthalt in Bordeaux ein ungedruckter Familienbrief); Autenrieth; K. Chr. U. Deffner; Friedrich Mayer. 3. Buchhändler: J. F. v. Cotta. 4. Forstmann: J. F. Stahl; J. S. Nördlinger. 5. Hüttenmann: J. F. Mayer. 6. Künstler: J. F. Dannecker; Stirnbrand. 7. Gelehrter: Tobias Mayer. 8. Pfarrer: Ph. M. Hahn. 9. Lehrer: Israel Hartmann; J. Gaiser. 10. Schreiber: J. F. Haakh. 11. Arzt: B. H. Riecke (mit Benutzung von ungedruckten Stellen seines Tagebuches). 12. Soldat: Johann Caspar Schiller.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Jahrgang 4 Heft 1 und 2.

Drück, Das Reutlinger Asylrecht.

Elben v., Der „Sonnenwirtle". Aktenmäßige Darstellung. (Stellt die historischen Thatsachen bezüglich Fr. Schwahns, des „Verbrechers aus verlorner Ehre" fest und vergleicht sie mit den Erzählungen von Schiller und Kurz. Jener gab „nur Dichtung, Kurz Dichtung und Wahrheit". Schiller standen keine Akten, Kurz ein Teil der Akten zu Gebote. Erfunden ist bei beiden der Hauptgedanke, Schwahn als Opfer falscher Anschauungen und einer falschen Rechtspflege hinzustellen.

Knapp, Urkunden zur Rechtsgeschichte des deutschen Bauernstandes vom 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhundert.

Gmelin H., Ueber die ersten Zeiten der Regierung des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg, insbesondere dessen Verhältnis zu seinen Ständen bezüglich des Kriegsartikels des Tübinger Vertrags (1608—11).

Oelenheinz L., Beiträge zur Biographie des Porträtmalers August Friedrich Oelenhainz (1745—1804).

Fischer H., Geographie der schwäbischen Mundart (Selbstanzeige).

Keidl, Tezel und Kraft in Ulm.

Schmitt H., Ulm und sein Militär, besonders 1757.

Hassencamp, Chr. Martin Wieland und Katharina von Hillern. (Mehrfach nach ungedrucktem Material.)

Beck P., Die Reformation in Riedlingen und ihr Herold (Doctor Johannes Zwick † 1542).

Bäßler H., Eine fränkische Gemeinde (Finsterlohr) in der Reformationszeit.

Schmitt H., Das letzte Centgericht unter dem Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich. Mergentheim 1796. Städtischen Aufzeichnungen entnommen.

Bossert G., Der Hasenrat in Hall 1552.

Krauß R., Die Horber Frauenklöster.

Heft 3 und 4. Klaus, Gmünder Künstler. I. Baumeister und Bildhauer.

Keidel, Ulmische Reformationsakten von 1531 und 1532.

Schott Th., Württemberg und Gustav Adolf. Mit einem Anhange ungedruckter Briefe von Gustav Adolf, Maximilian von Bayern und Barbara Sophia von Württemberg.

Leibius, Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1894.

Steiff K., Zu der Daucherschen Originalskulptur in Neuenstein (vgl. Vierteljahrshefte, Neue Folge 2, 383 ff.).

Klemm, Beuren und Burg Beuren bei Möhringen.

Deutsche Rundschau.

1895 November, Dezember. Baechtold J., Neue Briefe von Gottfried Keller. (Fortsetzung.) 1875—1889.

Rodenberg J., Erinnerungen aus der Jugendzeit. Heinrich Marschner.

Gruß an Conrad Ferdinand Meyer.

Brandl A., Julius Zupitza. Gestorben 5. Juli 1895.

Dezember. Lessing J., Adolf Menzel. Zu seinem 80jährigen Geburtstage.

Grimm H., Walter Robert-Tornow. Nekrolog.

E. S. [Erich Schmidt], Zwei neue Klassiker-Biographien. Heinemanns Goethe. Wychgrams Schiller. Ueber das angebliche Portrait der schönen Mailänderin: „Die Aquarelle aus der Sammlung Kräuter-Keil rührt gewiß weder von Goethe her noch stellt sie die Maddalena Riggi dar".

1896 Januar. Grimm H., Heinrich von Treitschkes Deutsche Geschichte. Erinnerungen und Betrachtungen über nationale Geschichtschreibung.

Hüffer H., H. Heine und Ernst Christian August Keller. Mit bisher ungedruckten Briefen Heines. Biographie Kellers. S. 133: Lebensdaten über Julius Max Schottky. — I. Berlin, 27. April 1822. — II. Berlin, 15. Juni 1822. — III. Gnesen, 1. September 1822.

R. S. [Reinhold Steig], Ernst Moritz Arndt. Besprechung der Gesamtausgabe. Kleine literarische Hinweise zu den Gedichten.

Februar. Aus den Tagebüchern Theodor v. Bernhardis (1847—87). Zur schleswig-holsteinischen Angelegenheit (1864—65).

März. Bailleu P., Briefe der Königin Luise an die Obersthofmeisterin Gräfin Voß (1796—1810).

Krümmel O., Nautische Märchen und Sagen.

Nord und Süd 1896.

Januar. Februar. Ernst A. W., Heinrich Leuthold als Essayist. Ernst hat Leutholds zerstreut gedruckte Aufsätze, soweit sie literarischen Charakter zeigen, gesammelt und wird sie in der 3. Auflage seiner Schrift über Leuthold abdrucken lassen. Hier veröffentlicht er als Probe die Charakteristiken von Auguste Barbier und Auguste Brizeux mit den eingelegten Uebersetzungen.

Januar. Kohut A., Franz Pulszky. Eine biographisch-kritische Studie. Berührt auch Pulszkys und seiner ersten Frau Verkehr mit deutschen Schriftstellern. Anekdote über Heine.

Wallerstein M., Die Legende von der heiligen Eugenia. Im Urbild und in der Umgestaltung durch Gottfried Keller.

Februar. Münz B., Ein neu entdeckter deutscher Horaz.

März. Funck H., Lavaters Aufzeichnungen über seine Reise mit Goethe nach Ems. 1774. Wichtige Ergänzung zu Goethes Gesprächen. Ueber Spinoza. Von seinem Drama Julius Caesar. Ueber Lavaters „Abraham und Isaak. Goethe recitiert aus seinem ewigen Juden, ganze Stellen aus Voltaire, erzählt den ganzen Inhalt der homerischen Iliade und liest aus der lateinischen Uebersetzung einige Stellen vor.

Deutsche Revue.

1895 November, Dezember. Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851. Briefe und Aktenstücke.

Poschinger H. v., Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik 1862—1878.

November. Brasch M., Schillers Jugendphilosophie.

Dezember. „Soll und Haben" in der Blindenanstalt. Eine kleine Episode aus dem letzten Lebensjahre Gustav Freytags. Briefe von und an Freytag.

1896 Januar, März. Wyl W., Gespräche mit Franz Lenbach. Unter anderm über Schack und Schwind.

Januar, Februar. Poschinger H. v., Bismarck in Biarritz. 1862—1864.

Kürnberger Ferdinand, Aus Liebe sterben. Diese Novelle gehört zum Letzten, was der österreichische Dichter geschrieben. Sie befand sich in seinem schriftlichen Nachlasse, mit dessen Herausgabe Wilhelm Lauser begonnen hat.

Januar. Fulda L., Gustav Freytag als Dramatiker.

Februar. Bunsen G. v., Briefwechsel zwischen Berlin, Koblenz und London vom Jahre 1851.

Gottschall R. v., Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur neuesten Berliner Aesthetik.

Lemmermayer F., Herzog Elimar von Oldenburg. Ein Gedenkblatt

Reinecke C., Ein halbvergessener Geigenfürst. Erinnerungen an H. W. Ernst.

März. Adelmann A. Graf, Graziella Mariani. Nachgelassene Novelle.

Schlossar A., Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. I. Anastasius Grün und Gustav Schwab. Biographisch wichtig. An Schwab. 1. Wien, 28. November 1829. Nennt als seine Muster Uhland und Schwab, als seine Berater Halirsch und Dräxler-Manfred, will den Einfluß Heines ablehnen. Verteidigt den gewählten Vornamen Anastasius. — 2. Wien, 20. Februar 1830. Findet für Heines Reisebilder keinen anderen bezeichnenden Ausdruck als den der höchsten Verruchtheit und Verworfenheit. Lobt den kräftigen und edlen Zedlitz. — 3. Wien, 25. Juni 1830. Ueber den Tod der Schauspielerin Sophie Müller. — 4. Wien, 23. November 1830. Grillparzer über Uhland. — 5. Wien, 18. Jänner 1831. — 6. Laibach, 7. April 1831. Ueber den letzten Ritter. — 7. Thurn am Hart, 8. September 1832.

Vandal A., 1810—1812. Interessante Schilderungen der Gesellschaft in den böhmischen Bädern nach unveröffentlichten Korrespondenzen im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Charakteristik der zweiten Gemahlin des Kaisers Franz. Ueber ihren Aufenthalt in Teplitz. Ueber Frau von der Recke und den sie begleitenden Barden Didier.

Holzhausen P., Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes. Einige ungedruckte Bemerkungen G. Stickels über die Goethesche Uebersetzung. Mit Benützung eines nachgelassenen Manuscripts des verewigten Forschers mitgeteilt. Stickel äußert sich sehr ablehnend über Goethes Uebersetzung.

Preußische Jahrbücher.

1895 Oktober, November. Daniels E., Ferdinand von Braunschweig.

Oktober. Delbrück H., Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870.

November. Ein sächsischer Offizier, Vor 25 Jahren in französischen Quartieren.

Dezember. Nerrlich P., Der Sozialismus und die deutsche Philosophie. Vortrag, gehalten in der Berliner Philosophischen Gesellschaft. Gegen F. Engels: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie".

Pfister A., Aus dem Lager des Rheinbundes 1812, eine Abwehr.

Lehmann M., Fichtes Reden an die deutsche Nation vor der preußischen Zensur. Sehr richtig. Hauptquellen sind die Registraturen des Ober-Konsistoriums und der „Zur Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen Friedens angeordneten Immediat-Kommission". In einer Anmerkung macht Lehmann auch darauf aufmerksam, daß in der zweiten Auflage des Werkes „J. G. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel" ein wichtiges Schreiben Beymes fehlt. — Beilagen 1. 2. Georg Reimer an den Konsistorial-Präsidenten Scheve, Berlin, 5. und 16. April 1808. — 3. Fichte an die ... Immediat-Kommission, Berlin, 2. Mai 1808.

Notizen und Besprechungen. Harnack O., Grisebach: Bürgers Werke. Wünscht eine kritische Gesamtausgabe der Werke Bürgers. — Harnack O., Sauer: Friedrich Hölderlin. Ueber Schillers und Goethes Stellung zu Hölderlin.

1896 Januar. Büchner W., Goethes Gedicht „An den Mond". Die erste Fassung ist im Jahr 1776 entstanden; das „ihr" in Strophe 3 bezieht sich auf Frau v. Stein und Karl August; die 4. Strophe umschreibt bloß das Wörtchen „immer". An eine Beziehung auf den Selbstmord der Christel von Lasberg ist nicht zu denken. Die Umarbeitung stammt aus den Sommermonaten des Jahres 1788, in denen der Tasso heranreift, und trägt den damals veränderten Lebensverhältnissen Rechnung; bei dem Freund ist jetzt an Herder zu denken. Einige Incongruenzen sind eben durch den Charakter der Umarbeitung zu erklären. Die Travestie der Frau von Stein ist erst nach dem Bruche mit Goethe entstanden, als sie das Gedicht in seiner neuen Gestalt in den Werken las.

Rachfahl F., Deutsche Geschichte vom wirtschaftlichen Standpunkt. Gegen Lamprecht.

Harnack O., Bielschowsky: Goethe. Verteidigt das tragische Ende des Tasso.

Februar. Neumann C., Die geschichtliche Bildung und die Kunst.

Münch W, Gedanken über Sprachschönheit.

Schäfer D., Deutschland und England im Welthandel des sechzehnten Jahrhunderts.

Gallwitz H., Friedrich Nietzsche als Erzieher zum Christentum.

Rößler C., Goethes Gedicht an den Mond. Entgegnung auf den Aufsatz Büchners. Hält an seinen in den Grenzboten 1879 veröffentlichten Ansichten fest.

März. Philippi A., Ueber das Wunderbare in der Poesie.

Neumann C., Kunst und Naturwissenschaft.

Rößler C., Kuno Fischers Kleine Schriften.

Neue Deutsche Rundschau.

1895 Dezember. Sp. 1261. Die sozialdemokratische Wochenschrift „Neue Zeit" veröffentlicht in ihrem ersten Quartalheft einen interessanten Brief Heines an Marx vom 21. September 1844, worin er sich über sein „Deutschland. Ein Wintermärchen" ausspricht.

1896 Februar. Heimann M., Gerhart Hauptmann in unserer Zeit. Entwurf zu einer aesthetischen Untersuchung.

Kerr A., Max Halbe.

Westermanns Illustrierte Deutsche **Monatshefte.**

1895 November, Dezember. Vogt K., Von Interlaken nach Grunyères. Nachgelassene Arbeit.

November. Funck H., Die Wanderjahre der Frau von Branconi. Verfolgt ihr Leben von 1777 bis zu ihrem Tode 1793 hauptsächlich an der Hand ihres (und ihres Begleiters Matthäi) Briefwechsels mit Lavater.

Dezember. Dittenberger K., Karoline von Günderode. Unveröffentlichte Briefe. Vgl. oben S. 478.

1896 Februar. Kohlrausch R., Klassische Dramen und ihre Stätten. I. Kleists „Käthchen" und Heilbronn.

März. Eisler K., Die ästhetischen Elementargefühle.

Velhagen und Klasings Monatshefte 1896.

Januar. Ebner-Eschenbach Marie v., Meine Uhrensammlung.

Meister F., Aberglaube auf See.

März. Doering O., Goethe als Zeichner. Mit acht Abbildungen. Nach den von ihm selbst 1810 veröffentlichten 22 Blättern.

Vom Fels zum Meer Jahrgang 15 Heft 8.

Vogt Karl, Zermatt. Nachgelassene Arbeit. Erinnerungen.

Heimgarten.

1895 November. Carro R. v., Aus dem Reich bemalter Leinwand. Bühnen-Erinnerungen.

Rosegger. Schönerers Hamerlingstiftung.

Dezember. Unsere Hans Sachsfeier. Abdruck des Aufsatzes von A. Hauffen aus dem Magazin für Literatur.

Schweiger F., Eine alte Christnacht-Messe. Weihnachtlieder. Von einem Volksschullehrer in Stainz eingesandt.

Wie arme Bauerndirndeln Briefe schreiben. Mitgeteilt aus dem Volke. Zwei Briefe, der zweite aus dem Jahre 1828.

Postkasten des Heimgarten: Ueber eine Volksausgabe von Hamerlings Werken.

1896 Januar. Rosegger P., Hubert Janitschek. Eine Erinnerung.

M., Briefe von Ludwig Anzengruber an den Herausgeber des „Heimgarten". Eine größere Anzahl von Briefen Anzengrubers an Rosegger ist schon im 15. Bande des „Heimgarten" gedruckt. „Die allerinteressantesten Briefe Anzengrubers an Rosegger konnten und können wohl nie veröffentlicht werden." 27 Briefe und Karten aus den Jahren 1871—1880 meist freundschaftlichen, persönlichen Inhalts. Jedoch auch einiges Literarische über die Aufführung Anzengruberscher Stücke ꝛc. S. 281 Z. 3 v. u ist zu lesen: Chimani. F. S. = Friedrich Schlögl?

R[osegger]. Alte und neue Schönheit. Springende Gedanken.

Die Gesellschaft.

Jahrgang 11 Heft 11. Minde-Pouet, H. v. Kleists „Penthesilea" auf der Bühne.

Jahrgang 12 Heft 1. Oswald E., Artus und Ginevra (1516 bis 1895).

Die Musen. Monatshefte für Produktion und Kritik Heft 4.

Victor von Andrejanoff, ein Nekrolog mit Porträt.

Andrejanoff V. v., „Verena. Eine Irrenhausstudie. Aus dem Leben eines Nervösen." Aus dem Nachlaß des Dichters publiziert.

Paege Hermann, Drei lyrische Gedichte. Aus seinem Nachlasse.
Arwed P., Der Berliner Dialekt in der Literatur. Eine Anregung.
Arent W., Vergessene Dichter. Ein Hinweis.

Runen. Monatsschrift für deutsche Dichtkunst und Kritik. Jahrgang 1 Nr. 1.
Tamborini F. F., Kants Jugend.
Koch Josef, Dichterstudien. I. Franziskus Hähnel. (Pseudonyme: Friedrich Franz, Erich Bardewick, Georg von Borry).
Thiel P. J., Hauptmann oder Bleibtreu? Neue naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. 1. Brief. Zwei Kerle!

Cosmopolis 1896 Januar.
Schmidt Erich, Das Mädchen von Oberkirch. Ein dramatischer Entwurf Goethes. Schöne Würdigung des Planes. Zieht neben dem von Goethe benutzten Drama Paul Heyses auch Hopfens Stück „Die Göttin der Vernunft" heran.

Nuova Anthologia Anno XXXI. Serie. 4. Vol. 61. Fasc. 1/2. 1896.
Boner, Il Natale nella letteratura nordica.

Deutsche Dichtung Band 19.
Heft 2. Weber Friedrich Wilhelm, Gedichte (ungedruckter Nachlaß).
Heft 4. Schoebel A., Ein unbekanntes Werk Adolf Menzels.
Heft 5. Meyer R. M., Literaturgeschichte und Kritik im Zeitalter des Minnesangs.
Heft 6. Literarische Reliquien. Ungedruckte Briefe von Franz Grillparzer, Gustav Freytag und Berthold Auerbach. 1. Grillparzer an Gustav Heckenast. Wien, 19. Dezember 1848. Lehnt einen Beitrag zur Iris von 1849 ab. Die Erzählung Der alte Spielmann sei wirklich nur durch ein eigenes Erlebnis veranlaßt worden. — 2. Freytag an Karl Buchner. Leipzig, 11. März 1850. Ueber Robert Griepenkerls „Robespierre". — 3. 4. Auerbach an Karl Buchner, Stuttgart, 27. Oktober 1837 und Frankfurt, 26. Februar 1840. Uebersendet seine Romane „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" mit Winken für den Kritiker. Ueber Menzel. Lehnt die Anregung zu einem Journalistentag ab. — 5. Auerbach an Karl Beck, November 1865. Lehnt die Mitarbeit an der „National-Zeitung" ab.
Heft 10. Karpeles G., Neuere Heine-Literatur.

Blätter für literarische Unterhaltung 1896 Nr. 7.
Wustmann R., Wie man sich verschreibt. Beobachtungen im Anschluß an Mehringers Buch „Versprechen und Verlesen", auch an Goethes Leipziger Briefen.

Deutsche Dramaturgie Jahrgang 2.
Nr. 1. 2. Lier, Franz Nissel.
Nr. 1. Wunschmann, Volkstheater.
Bormann, Das geschichtliche Recht der Münchener Reformbühne.
Nr. 2. Schmidt Erich, Wilbrandts Faust-Bearbeitung.
Köberle G., Ueber theatralische Zufallsstücke und über den Einfluß der Frauen auf die Pflege der dramatischen Kunst.

Die **Grenzboten.**
1895 Nr. 49. Literarische Industrie. Gegen die „Nachlaßschnüffler" und über Franzos' „Geschichte des Erstlingswerkes".
Nr. 52. Kaemmel, Zu Leopold Rankes 100. Geburtstag.
1896 Nr. 2. Hof und Bürgertum in der Geistesgeschichte Berlins.
Besprechung der Platenausgabe von Wolff und Schweizer. Weist Widersprüche und Ungenauigkeiten in den Anmerkungen (1, S. VI, S. 139 und

S. 288; 1, 262: 1511 vgl. mit 2, 493: 1512) und vereinzelte Druckfehler (1, 256 Begattung für Bestattung ꝛc.) nach.

Nr. 6. Lange K., War Dürer ein Papist? (Gegen A. Webers Albrecht Dürer. Regensburg 1893. 2. Auflage 1894.)

Deutsches Wochenblatt.

Jahrgang 8 Nr. 47. Biese A., Die neueste Goethe-Biographie.

Nr. 49. Cornicelius M., Thomas Carlyle.

Jahrgang 9 Nr. 1. Doering O., Ein neuer Beitrag zur Goetheforschung.

Nr. 7. Valentin V., Goethes schöne Seele, S. von Klettenberg.

Die Nation Jahrgang 13.

Nr. 8. Osborn M., Ein Dichter der roten Erde. Julius Petri. Mit persönlichen Erinnerungen.

Nr. 12. Bettelheim A., Ein Wiener Widmann-Abend. Ansprache, gehalten am 3. Dezember 1895 in der Wiener Literarischen Gesellschaft.

Nr. 14. Meyer E., Die Lektüre des Volkes. Interessante statistische Zusammenstellung über die in Volksbibliotheken am meisten begehrten belletristischen Werke.

Nr. 20. Sammer K., Neue Anklagen gegen die Augustenburger. Gegen die Mitteilungen aus Bernhardis Tagebüchern, Deutsche Rundschau 1896 Februar.

Nr. 21. Schlenther P., Ludwig Gabillon. (Gestorben am 13. Februar in Wien.)

Das Magazin für Literatur.

1895 Nr. 50. Kraus E., Viktor v. Andrejanoff. Ein baltischer Dichter.

1896 Nr. 1. Kraus E., Aus Viktor v. Andrejanoffs Nachlaß.

Nr. 2. Busse K., Ueber Lyrik und Lyriker. Allerlei Betrachtungen.

Schwann M., Leopold Jacoby †. Geboren 1840 zu Lauenburg in Pommern.

Nr. 3. Witkowski G., Literaturgeschichte in der Schule. Allgemeinere Betrachtungen aus Anlaß der Bücher von M. Koch und Klee.

Nr. 4. Morgenstern Ch., „Beleuchtung", doch auch Erleuchtung? Gegen Busses Aufsatz in Nr. 2.

Nr. 5. Bierbaum O. J., Die Wiedertäufer. Auszüge aus dem Wiedertäufer-Liederbuch von 1583.

Nr. 8. Minor J., J. W. Gotter. Rügt an Schlössers Buch eine Reihe von Unterlassungssünden. Bespricht das Verhältnis Schillers zu Gotter und verteidigt seine früher ausgesprochene Ansicht, daß Gotters Posse „Der schwarze Mann" gegen Schiller gerichtet sei.

Loewengard M., Heines Ratcliff als Operntext.

Die Gegenwart.

1895 Nr. 44. Busse C., Theodor Fontane und seine jüngste Dichtung.

Eloesser A., Julius Petris Nachlaß.

Nr. 47. Isolani, Friedrich Haases Abschied.

Nr. 48. Geiger L., Goethes Sonettenkranz. Bekämpft Fischers Annahme eines einheitlichen Sonettenkranzes.

Nr. 52. Wolgast H., Gegen unsere Jugendschriften.

Isolani E., Welche Bedeutung hat der Titel für das Werk?

1896 Nr. 4. Klages L., Ueber den musikalischen Wert der Worte in der Dichtung.

Nr. 5. Fränkel L., Faust in München. Aeltere und jüngere Aufführungen von Faustdramen.

Nr. 6. Schmidkunz H., Kunst und Oeffentlichkeit.

Nr. 7. Kahle A., Das Volk auf der Bühne.

Nr. 11. Meyer Max, Robert Hamerling als Philosoph.

Die **Zukunft** Jahrgang 4.

Nr. 19. Rein W., Pestalozzi.

Lamprecht K., Die gegenwärtige Lage der Geschichtswissenschaft. Auseinandersetzung mit F. Meinecke (Historische Zeitschrift 75, 390—395).

Nr. 23. Werckmeister W., Die Sonette des Speerschüttlers. Knüpft an Jahrgang 3 Nr. 52 (oben S. 208) an.

Die Zeit.

Nr. 64 und 65. Halbe M., Vom modernen Drama. Vortrag.

Nr. 66. Rosner L., Aus der Frohnfeste in Dresden. Ungedruckte Briefe von Ferdinand Kürnberger. Drei Briefe an seine Familie aus seiner Untersuchungshaft 1849. Biographisch wertvoll. Er erkundigt sich um die Aufführung seines Dramas „Quintin Mehsis“ [Messis?] im Burgtheater, wünscht die Sammlung seiner Gedichte und Novellen durch seine Freunde. Er erwähnt auch die Werke Ibeners, die man nicht zu Grunde gehen lassen, sondern sammeln solle.

Nr. 70. 71. Walzel O. F., Heine, Goethe und die Antike.

Nr. 72—74. Bulthaupt H., Grillparzer als Lyriker. Vortrag.

Nr. 75. Servaes Fr., Nietzsche, Wagner und Hellas. Besprechung der erschienenen Bände von Nietzsches Nachlaß.

Neue Revue Jahrgang 6 Nr. 46/47.

Alberti C., Die beiden Stile. Vortrag.

Deutsches Dichterheim 1895 Nr. 32.

Schmidkunz H., Nekrolog auf Julius Brand (Hillebrand).

Historisch-politische Blätter 1896.

Heft 2. Die Märchen Clemens Brentanos. (Vgl. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, Köln 1895.)

Heft 3. Brügge und Hans Memling, ein deutscher Maler.

Antikatholische Presse im katholischen Publikum.

Zu Treitschkes Deutscher Geschichte. Emil Horner.

Ethische Kultur 1896 Nr. 5—8.

Jodl F., Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung. Nach einem Vortrage. Bespricht auch die deutschen Prometheusdichtungen.

Der Eigene. Ein Blatt für Alle und Keinen. Jahrgang 1 Nr. 1.

Horn E., „Ein Beitrag zur Stirner Biographie. Curriculum vitae aus dem Jahre 1834.

Die Antikritik. Monatsschrift für literarische Verteidigung Heft 1.

Pfungst A., Kritik und Kritiker.

Karl Bleibtreu und die Tagespresse. Ueber dessen Schauspiel: „Der wahre König“.

Literarisches Centralblatt 1896.

Nr. 4. K. Brdch. [Burdach], Berger: „Die Kulturaufgaben der Reformation“ und „Martin Luther in culturgeschichtlicher Darstellung“. Wichtige Besprechung.

Nr. 7. Cr. [Cauer], Hirzel: Der Dialog. Weist auf zwei von Hirzel nichterwähnte deutsche Schriftsteller, Nietzsche und Immermann (Maskengespräche), hin, die starken Einfluß von Platons Symposion aufweisen. Immermanns Werke (Hempel) 18, 14 lies: Plato statt: Platen.

Nr. 9. Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur. 6. Band 1. Heft. Mit Nachträgen zu allen 6 Bänden.

Deutsche Literaturzeitung.

1895 Nr. 52. 1896 Nr. 2. Hermann Grimm teilt 4 Goethesche Verse mit, unter ein Bild der Gerbermühle geschrieben.

1895 Nr. 52. Streicher, Festschriften für R. Hillebrand. Gegen Roethes Aufsatz über Schillers Wilhelm Tell. Ergänzung zu Martins Aufsatz: Haarigel und Haareule.

1896 Nr. 3. Hirzel L., Goedeke: Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung, 14. Heft. Mit Ergänzungen.

Weilen A. v., Bolte: Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. Mit Nachträgen besonders über Hilverding, Elenson und H. W. Boenicke. — Das auf die englischen Komödianten zurückgehende Drama „Der Schwechst ligt unden" wird Weilen nächstens veröffentlichen.

Nr. 5. Köster A., Heinemann: Goethe. Ablehnend.

Nr. 6. Thouret G., Böhme: Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert.

Nr. 9. Kilian, Struck: Aelteste Zeiten des Theaters zu Stralsund.

Literarische Rundschau für das **evangelische** Deutschland. Beilage zur „Kirchlichen Korrespondenz". 1895 Juni.

Mosapp H., Gustav Freytag.

Oesterreichische Literaturzeitung 1896 Nr. 2.

Minor, Litzmann: Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Ablehnend.

Revue critique 1895.

Nr. 45. Creizenach: histoire du drame moderne I.

Nr. 46. Herrmann: Albrecht von Eyb.

Nr. 47. Ellinger: E. T. A. Hoffmann. — Geiger: Berlin. — Goethe-Jahrbuch XVI.

Nr. 48. Litzmann: Schröder II. — Hodermann: Le théâtre de Gotha. — Schlösser: Gotter. — Devrient: Schönemann. — Altenkrüger: La jeunesse de Nicolai. — Wolff: Lettres du cercle de Werther.

1896 Nr. 3. Wolff: Goethe.

Illustrierte Zeitung Band 106 Nr. 2745. 8. Februar 1896.

Ein unbekanntes Lutherportrait. Bleiguß in Plattenform mit dem Reliefportrait Luthers aus dem Jahre 1527.

Vossische Zeitung (Berlin) Sonntagsbeilage 1896.

Nr. 3. 4. 5. Schüddekopf K., Prinz Heinrich und die deutsche Literatur. Sehr lehrreiche Darstellung der Beziehungen des Prinzen zu deutschen Dichtern. Ein wichtiger Briefwechsel mit Gleim aus dem Jahre 1788 über den Wert der deutschen Sprache. Charakteristiken des Prinzen durch Ramler, Gleim und Kapellmeister Schulz. — Daniel Jacoby macht darauf aufmerksam, daß Schüddekopf des Prinzen Beziehungen zu Rabener übersehen habe.

Nr. 3. Eloesser A., Deutsche Literatur in Frankreich.

Nationalzeitung (Berlin) 1. Dezember 1895.

Spielhagen F., Eine neue Goethebiographie (Bielschowsky).

Frankfurter Zeitung 6. März 1896 Abendblatt.

Funck, Lavaters Aufzeichnungen über seine Reise mit Goethe nach Ems 1774. Aus Nord und Süd. (Vgl. oben S. 596.)

Innsbrucker Nachrichten 16. Januar 1896.

Erbs-Ansprüche nach Patriarchal-Erzbischof Joh. Ladislaus Pyrker von Erlau. Ueber Pyrkers Abstammung und über sein Testament.

Wissenschaftliche Beilage der **Leipziger** Zeitung 1895.

Nr. 129. R. Rost, Lessing beim Buchhändler Voß.

Nr. 132. V. Hantzsch, Ueber Ausgangspunkte und Ziele der deutschen Auswanderung im 16. Jahrhundert.

Nr. 139. Bdrmn. (W. Freiherr v. Biedermann), Goethes Sonette. Im Anschluß an K. Fischers Buch.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München)** 1895.

Nr. 246. Ebermayer, Vor 25 Jahren. Erinnerungen eines Feldeisenbahn-Ingenieurs.

Nr. 247/48. Rau A., Jakob Moleschott.

Nr. 263. Eisler R., Philosophie und Kunst.

Nr. 265. Burkhardt C., Neue Mitteilungen über Harsdörfer.

Nr. 270. Weiß A., Sealsfield-Postls „Austria as it is". Mitteilungen aus unbekannten Aktenstücken. Akten der k. k. obersten Polizei- und Censur-Hofstelle in Wien.

Nr. 272/73. Crämer O., Schopenhauers Lehre von der Schuld. Darstellung und Kritik.

Nr. 272. Dove A., Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max. Festrede, gehalten am 15. November 1895 in der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Loserth J., Zur Geschichte des Kryptoprotestantismus in Innerösterreich im 17. und 18. Jahrhundert.

Nr. 281. Henckel, Friedrich Meyer von Waldeck (zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum).

Nr. 286. Busse C., Zwei Goethebiographien.

Nr. 293. Wiedemann Th., Mitteilungen zu Rankes Lebensgeschichte. I. Brief an Johannes Schulze, Frankfurt a. d. Oder, 5. Dezember 1824, mit Uebersendung seiner beiden ersten Schriften. — II. Alexander v. Humboldt und Leopold v. Ranke. Mit zwei Briefen Humboldts. In einem Zusatz bespricht A. Dove die spätere Entfremdung beider Männer und teilt ein Billet Rankes mit.

Nr. 298. Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Nr. 299. Geiger L., Goethe und die französische Revolution. Ueber das Mädchen von Oberkirch.

1896 Nr. 2. Kuno Fischer über „Goethes Sonettenkranz".

Nr. 4. Bock A., Ludwig Tieck und Gustav Freytag. Zwei schöne und wichtige Briefe Freytags an Tieck, 5. Juni 1847 und 1. Februar 1848 voller Verehrung für Tieck mit Aufschlüssen über sein Schaffen und seine damaligen Pläne. Aus dem ersten Briefe sei der Satz hervorgehoben: „Wir Jungen sind schlimm daran; wir bleiben in vieler Beziehung roh und dünkelhaft, weil uns der lebendige Verkehr mit dem Größten der Gegenwart und nächsten Vergangenheit so sehr fehlt. Da formt denn jeder so für sich an seinem Seelchen, saugt in sich, was gerade in seinen Kreis fällt und hält sich endlich für fertig und etwas Großes, weil die anderen eben so klein sind. Ihnen mag das wohl manchmal gar kläglich und lächerlich erscheinen, das wunderliche Spreizen und Stolziren einer unreifen, kraftlosen Jugend, mich aber, der ich mitten darin stehe, beängstigt das doch."

Nr. 9. Kluge F., Vom geschichtlichen Dr. Faust.

Nr. 10, 11. Dr. Burkhard, Das Recht der Schauspieler.

Nr. 12. Bettelheim A., Fragen der Volksbildung.

Nr. 23. E. C. [Eduard Castle], Heirat aus Rache. Ein Fragment von Grillparzer (Werke 12^5, 133 ff.). Verweist auf Le Sages Gil Blas IV 4 La mariage de vengeance als Quelle.

Nr. 27. F. M., Franz Nissel.

Nr. 28. Fritzsche R., Gustav Stickel, gest. 21. Januar 1896.

Nr. 29. Schmoller G., Das politische Testament Friedrich Wilhelm I. von 1722. Rede.

Nr. 32. Loewe B., Ein verschollener Schriftsteller des 18. Jahrhunderts (Halem).

Nr. 34/35. Bock A., Blücher in Gießen. Ein Stimmungsbild aus den Freiheitskriegen.

Nr. 36. ch., Zur Erinnerung an drei Siebenbürger Deutsche. Bischof Teutsch, Mich. Albert 1836—1893 (eine Biographie wird vorbereitet von A. Schullerus), Joh. Wolff, geb. 1844.

Schott S., Ueber ein verschollenes Seitenstück zur Emilia Galotti. „Bianka. Ein tragisches Gemälde in fünf Aufzügen. Seitenstück zur Emilia Galotti. Nebst einer kurzen kritischen Beleuchtung dieses Lessingschen Meisterstücks. Zweite Ausgabe. Leipzig 1802 bei G. Benj. Meißner." Der Verfasser nennt sich unter der Vorerinnerung R. und ist nicht mit dem Verleger identisch. Prof. Muncker denkt an den Grafen Soden, der Leipzig 1802 ein Drama „Bianca Capello" schrieb.

Nr. 38. Fabricius W., Zur Geschichte des deutschen Bühnenwesens im 17. Jahrhundert. Erklärung des Ausdrucks „Vertonung".

Nr. 39. Szczepanski A., Besuche bei Goethe. Vortrag. Besuche des polnischen Schriftstellers A. E. Kožmian bei Goethe.

Nr. 40. Arnold R. F., Nachtrag zu Castles Aufsatz in Nr. 23. Verweist auf die Bearbeitung desselben Stoffes im 18. Jahrhundert bei Thomson (Tancred und Sigismunda), Manfoli del Monte und Saurin.

Nr. 43. Zwiedineck H. v., Napoleon in Dresden.

Nr. 44. Wagner A., Karl Gustav Rümelin.

Eisler R., Sprache und Denken.

Nr. 46. Busse C., Gerhard Hauptmann und der konsequente Bühnenrealismus.

Nr. 60. Kilian E., Ein Jugendwerk von Chamisso. (Fortunat.)

Nr. 61. 62. Riehl B., Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München.

Prager Zeitung 2. Januar 1896.

Batka R., Der junge Wagner in Prag. — Erster Aufenthalt 1828. Beziehungen zum Theaterdirektor Stiepanek. Versuch für Wagners „Hochzeit", die mittelalterliche Erzählung „Frauentreue" (Goedeke 1, 225) als Quelle nachzuweisen.

Bohemia (Prag).

29. Dezember 1895 (Beilage). Pazaurek G. E., Bei Arthur Fitger in Bremen.

1. Januar 1896 (Beilage). R. B. (R. Batka). Ambrosiana. Mitteilung aus einem ungedruckten Briefe Richard Wagners an E. Gottwald mit einer Bemerkung über Ambros. Wiedergabe eines Briefes von Laurencin, der eine enthusiastische Charakteristik Ambros' enthält.

Fremdenblatt (Wien).

1895 8. Juli. F. S., Die Ludlamshöhle.

15. August. Schott S., Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt.

22. August. F. S., Aus alten Stammbüchern. 1. Das Stammbuch J. Alxingers: F. Gotter, F. Bertuch, K. W. Ramler, J. Nicolai, A. G. Meißner. — 2. Das Stammbuch J. Clements: J. v. Seeau, Haydn, Beethoven, Lindnacher, J. P. Uz, Lange, W. Lange. — 3. Neuwall: F. L. Jahn, E. M. Arndt. — 4. Frau Albertine v. R...: F. Sauter.

25. August. Teuber O., Hof- und Adelsvorstellungen in Wien. Zur Geschichte der Wiener Theater. 17./18. Jahrhundert.

15. September. S. S., Erinnerungen an Laube.

1896 19. Januar. Seis E., Friedrich Hebbels Anteil an der Wiener Revolution.

Neues Wiener Journal 1895.

27. August. Ein Brief Anzengrubers an Thalbot. Wolkersdorf, 26. Mai 1874.

17. Oktober. Buchbinder B., Josef Matras' Tagebuch. 1. Jänner bis 4. Juli 1879.

Presse (Wien) 3. August 1895.

Der Dichter M. L. Schleifer als Pfleger in Wallsee.

Neue Freie Presse (Wien).

1895 17. 18. 25. Juli, 24. 30. August, 5. September. Wörz J. G., Jugenderinnerungen eines alten Hofrates.

2. Oktober. Kellner L., Goethe und Carlyle.

18. September. L. Sp[eidel], Heinrich Laube.

25. und 26. September. Sadger J., Nikolaus Lenau, Ein pathologisches Lebensbild.

1896 2. Jänner. Weißl A., Bei der Schwester Heinrich Heines.

25. Februar. F. Sch. [Friedrich Schütz], Deutsches Volkstheater (Die Shakespearebühne. Karl Immermann und seine Beziehungen zu Oesterreich. — „Was Ihr wollt").

12. März. S. Mz. [S. Münz], Briefe von Gregorovius an Gräfin Caetani Lovatelli. Aus den Jahren 1871—1875. Ueber die Widmung seiner Lucrezia Borgia an den Vater der Gräfin. Ueber Chamissos Peter Schlemihl, den er der Gräfin zur Uebersetzung ins Italienische empfiehlt.

13. März. Frankl L. A., Anastasius Grüns Jugend. Aus dem Nachlasse. Ein Stück der von Frankl hinterlassenen Biographie Grüns. Schilderung von dessen Aufenthalt in der Ingenieur-Akademie und im Institut Klinkowström auf Grund von Briefen und Familien-Nachrichten.

Montags-Revue (Wien) 17. Februar 1896.

Maillet O., Heinrich Heine.

Ostdeutsche Rundschau 8. Oktober 1895 Nr. 276.

Haller K., Friedrich Schlögl. Zur Mahnung.

Wiener Tagblatt 1895.

7. Oktober. H. G., Friedrich Schlögl und Josephine Gallmeyer. Mit Briefen.

29. Oktober. L. B., Ein gelehrter Wiener Sonderling. (Joseph Barth, geb. 18. Oktober 1745, gestorben 7. April 1818.)

5. November. Glücksmann H., Zum Jubiläum des „Kirchfelders". Mit ungedruckten Briefen von Anzengruber. An Friedrich Schlögl. Auch ein Gedicht Anzengrubers zum 70. Geburtstag eines touristischen Freundes.

Oesterreichische Volkszeitung (Wien) 9. August 1895 Nr. 216.

Kars R., Der Jungbrunnen. Eine niederösterreichische Volkssage.

Wiener Allgemeine Zeitung 9. August 1895 Nr. 5229.
Kotzebues „Pachter Feldkümmel" vor der Censur in Jessen (Böhmen).
Deutsche Zeitung (Wien) 13. September 1895 Nr. 8514.
Enderes R. v., Kremser Sagen.
Wiener Zeitung 8. Jänner 1896.
Schlitter H., Oesterreichischer Erbfolgekrieg 1740—1748.
Temps 18. März 1896.
Wyzewa T. de, Un voyage de Goethe avec Lavater. Nach Funcks Artikel in Nord und Süd.

---

2. Bücher.[1])

Literaturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Possart M., Synchronistische Tabellen der Geschichte, Literatur, Kunst und Pädagogik von Deutschland, England, Frankreich und Italien mit besonderer Berücksichtigung der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Berlin, Schildberger. 80 ₰.

Norrenberg P., Allgemeine Literaturgeschichte. 2. Auflage, neubearbeitet von K. Macke. (In 3 Bänden.) 1. Band. Münster, Russel. 5 ℳ.

Scherr J., Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. 9. Auflage. Von O. Haggenmacher. Stuttgart, Frankh. 18 ℳ.

Koenig R., Deutsche Literaturgeschichte Jubiläums-Ausgabe. 25. Auflage. Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken und 433 Abbildungen im Text. Wohlfeile Lieferungsausgabe. (In 32 Lieferungen.) 1. Lieferung. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 50 ₰.

Barnstorff J., Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur. Mit einem Vorwort von F. Muncker. Bamberg, Buchner. 80 ₰.

Inhalt: Die englische Literatur zur Zeit Youngs. — Youngs Nachtgedanken. — Der Einfluß der Nachtgedanken a) auf die Bremer Beiträger und ähnliche Dichter, b) auf die Popularphilosophen, c) auf die jüngere Generation. — Uebersetzungen und Besprechungen.

Berdrow O., Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte. Mit 10 Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 6 ℳ.

Inhalt: Eva König. — Charlotte Diede. — Bettina von Arnim. — Karoline von Günderode. — Minchen Herzlieb. — Ulrike von Kleist. — Emma Uhland. — Kathi Fröhlich. — Charlotte Stieglitz. — Lenaus Mutter. — Sophie Löwenthal. — Marie Behrends.

In jugendlichem Ueberschwang, mit viel Liebe aber geringer Menschenkenntnis habe ich unter ähnlichem Titel ein Buch geschrieben, das dem vorliegenden als Muster gedient haben mag und zu dem es als eine Art Fortsetzung angesehen werden kann. Während ich aber knappen Charakteristiken zustrebte und das literarhistorische Detail zurückzudrängen suchte, läßt Berdrow dieses stark überwuchern und bietet vielfach unverarbeitetes Material statt zusammenfassender Darstellung. Jedoch zeigt er sich fast überall wohl orientiert. Daß ihm von Charlotte Diede die von G. Lothholz herausgegebenen Briefe an Karl Schulz (Leipzig 1883) entgangen sind, verschlägt weniger, als daß ihm Piersons Buch über Gustav Kühne (Dresden und Leipzig 1890) unbekannt geblieben ist. Er steht daher bei der Beurteilung der Charlotte Stieglitz

1) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1896 zu ergänzen.

noch unter dem längst aufgehobenen Bann der alten Legende. Die Auswahl hätte leicht bunter gestaltet werden können, wenn dem Lenauschen Lebenskreise nicht drei Frauengestalten entnommen worden wären. Wie gut hätte zwischen Kathi Fröhlich und Sophie Löwenthal Toni Wagner hineingepaßt! Von den Bildern waren bisher unbekannt das Altersportrait von Emma Uhland und die reizende Bleistiftzeichnung der Marie Behrends. Von Charlotte Diede und von Ulrike v. Kleist haben sich Bilder leider nicht auffinden lassen. A. S.

Brandes G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität. Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. 6. (Schluß-) Band. Leipzig, H. Barsdorf. 6 M.

Breitner A., Literaturbilder fin de siècle. 1. Bändchen. Scheffel. Mit Beiträgen von M. Rabenlechner: Hamerling, Der Nationale. B. Münz: Frau Josephine Scheffel. A. Breitner: Der Scheffel-Bacillus. München, J. Schweitzer. 1.50 M.

Brümmer F., Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Vierte, völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. In 20 Lieferungen. Lieferung 1. Leipzig, Reclam. à 20 ₰.

Das brauchbare Buch hat sich im Laufe der Jahre sehr vervollkommt und bietet jetzt in der That ein weitschichtiges Material dar, wie wir es sonst nirgends vereinigt finden. Besonders für jene Schriftsteller, die Goedeke noch nicht und Kürschner nicht mehr verzeichnet, sind wir auf Brümmer allein angewiesen. Nach dem Vorworte weist die neue Bearbeitung 4800 Biographien auf statt der 3400 der dritten Ausgabe vom Jahre 1888; darunter „gegen sechzig literarische Ausgrabungen", d. h. verstorbene Schriftsteller, die nach ihren äußeren Lebensumständen völlig unbekannt geblieben waren. — An Verbesserungen und Ergänzungen wird es der Herausgeber auch in Zukunft allerdings nicht fehlen lassen dürfen. Bauernfelds ältere Schriften z. B. sind ganz unvollständig verzeichnet. In dem vorangestellten reichhaltigen Verzeichnis der benutzten Quellenschriften fehlen merkwürdigerweise so wichtige Werke wie Weechs Badische Biographien und A. Schumanns Aargauische Schriftsteller (Aarau 1884). Für Böhmen müssen bis auf weiteres H. v. Lobsdorfs „Lieder der Heimat" (Prag 1871) unseren biographischen Bedürfnissen genügen.

Dahms G., Das literarische Berlin. Illustriertes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt. Berlin, Tändler. 3 M.

Darin ein Aufsatz: Die Berliner Presse und ihre Entwicklung. — Auch bei den einzelnen Zeitungen historische Notizen.

Eckardt R., Deutsche Burgen und Schlösser im Schmuck der Dichtung. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 3 M.

Dennert E., Die Aufgaben der christlichen Literatur (Zeitfragen des christlichen Volkslebens Band 20 Heft 5). Stuttgart, Belser. 1895. 80 ₰.

Inhalt: I. Der Dualismus im Kulturleben und die Mission des Christentums. II. Die Mittel zum Kampf. III. Die christliche Unterhaltungsliteratur. IV. Die christliche wissenschaftliche Literatur. V. Die christliche politische Tagespresse.

Falk H., Vom Flitter unserer Wirtshaus-Prinzessinnen. Die Kellnerin im Spiegel neuester Dichtung. Leipzig, Külm. 50 ₰.

Goddyn A., L'influence de la litérature sur la criminalité. Gent, Siffer. 1 fr.

Jähns M., Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches. Berlin, Paetel. 4 ℳ.

Karpeles G., Ein Blick in die jüdische Literatur. (Jüdische Universalbibliothek.) Prag, Brandeis. 20 ₰.

Rubensohn M., Filiationen. Seinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. A. Kirchhoff zum 6. Januar 1896. Bayreuth, Druck von L. Ellwanger. Vgl. oben S. 93 ff.

Scherer F. J., Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806. Arnsberg, Becker. 60 ₰.

Schultze S., Der Zeitgeist der modernen Literatur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Literaturgeschichte. Halle, Kaemmerer. 1.20 ℳ.

Inhalt: Einleitung. I. Die philosophische Grundlage der modernen Literatur. II. Die Entartung der Menschheit. III. Heilmittel. IV. Die Geistes-Aristokratie. V. Der Mysticismus.

Sulger-Gebing E., Dante in der deutschen Literatur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Uebersetzung der Divina Comedia 1767—69. Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. I. Dissertation. München.

Traeger P., Die politische Dichtung in Deutschland während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Mit einer Arbeit über Friedrich von Sallet, sein Leben und seine Werke. Dissertation. München.

Auspitz L. und P., Meister-Prosa. Gesammelt und geordnet. 2 Bände. Tetschen, Prochaska. 13 ℳ.

Bartels A., Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Mit dreißig Dichterbildnissen von E. Wagner. Lahr, Schauenburg. 3 ℳ.

Für weitere Kreise als Geschenkbuch berechnet, aber mit Takt und Liebe zusammengestellt. Die erste Abteilung umfaßt dreißig Lyriker von Goethe bis Baumbach mit Bildern und biographischen Skizzen; die zweite Abteilung 115 Namen von Klopstock bis Avenarius. Gegen die jüngste Literaturbewegung verhält sich der Sammler offenbar ablehnend; der einzige Detlev von Liliencron ist durch ein Gedicht vertreten. Von österreichischen Lyrikern, die sonst nicht schlecht wegkommen, empfehle ich zur Berücksichtigung für spätere Auflagen die beiden Oberösterreicher Samhaber und Keim. A. S.

Bodenstedt Friedrich von, Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik. Mit Originalbeiträgen von F. Schwarz. Leipzig, Fock. 15 ℳ.

Beuch C., Deutsches Hausbuch. Eine reichhaltige Sammlung edler Aussprüche und Gedichte. Mit (zum Teil farbigen) Illustrationen von R. Beyschlag, L. von Kramer, A. von Liezen-Meyer u. A. 2 Bände. Nürnberg, Stroefer. à 4 ℳ.

Bindewald K. W., Deutschlands Dichterinnen. Blüten deutscher Frauenpoesie, aus den Werken deutscher Dichterinnen der Vergangenheit und Gegenwart ausgewählt und mit einem biographischen Dichterinnenverzeichnisse versehen. 1. Teil. Balladen, Romanzen, Idyllen, Geschichten, Legenden, Sagen und poetische Erzählungen. Religiöse Lieder. Osterwieck, Zickfeldt. 12 ℳ.

Grabow H., Die Lieder aller Völker und Zeiten aus 75 fremden Sprachen in metrischen deutschen Uebersetzungen und mit Quellenangaben versehen. Nach dem Vorbilde von J. G. v. Herders „Stimmen der Völker". Lieferung 2—10. Hamburg, O. Kramer. à 50 ₰.

Inhalt: I. Hymnen- und Heldenbuch. II. Familienbuch. III. Lieder in Freude und Leid. IV. Balladen und Romanzen.

Unveränderte Lieferungsausgabe des zuletzt 1893 erschienenen Werkes. Die literarhistorischen und biographischen Daten sind sehr ungleich und be-

dürfen dringend der Revision, so lebt nach S. 364 der 1876 verstorbene dänische Dichter Christian Winther noch als Professor in Kopenhagen. S. 365 lies: Samhaber. — Auch die benutzte Literatur liegt um mindestens anderthalb Decennien zurück, so daß das Buch den Eindruck des Veralteten macht. Auch empfindliche Lücken gibt es, so fehlt z. B. die chinesische Nationalhymne, vgl. Neue Musik-Zeitung 1895 Nr. 6.

Nehry H., Citatenschatz. Geflügelte Worte und andre denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Literatur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1895. Leipzig, Grunow. 6 *M.*

Witzel Ch., Gems of German poetry. A collection of the choicest German songs and ballads. Translated into Englisch by the most eminent authors. Dresden, Köhler. 2.50 *M.*

Wyl A. v., Blüten und Ranken edler Dichtung. Ausgewählt. Nürnberg, Stroefer. 5.50 *M.*

Fath J., Die Schicksalsidee in der deutschen Tragödie. Dissertation. Leipzig.

Herzog J. A., Wie sind Gedichte zu lesen? Eine Vorschule der Poetik. Mit einem Anhang von Beispielen. Baden (Schweiz), Doppler. 1.30 *M.*

Laehr H., Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles. Berlin, Reimer. 3 *M.*

Lapidoth F., Ironisch en tragisch. Leiden, van Doesburgh. 3 fl.

Ranzoni E., Das Schöne und die bildenden Künste. Wien, Hartleben. 9 *M.*

Thiel P. J., Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung an einen Naturischen. Elberfeld, Faßbender. 1 *M.*

Ueberhorst K., Das Komische. Eine Untersuchung. 1. Band. Das Wirklich-Komische. Ein Beitrag zur Psychologie und Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Leipzig, Wigand. 14.50 *M.*

Allgemeine Deutsche Biographie 197. und 198. Lieferung (Band 40 Lieferung 2 und 3). v. Vogt-Walram. Leipzig, Duncker & Humblot.

Wir heben hervor: Johann Baptist Vogl, Dichter und Publicist 1818—1866 (H. Holland). — Johann Nepomuk Vogl, deutschösterreichischer Dichter 1802—1866 (A. Schlossar). — Max Vogler, Belletrist 1854—1889 (L. Fränkel). — Karl Vogt, Naturforscher 1817—1895 (E. Krause). — Nicolaus Vogt, Geschichtschreiber und Staatsmann 1756—1836 (Bockenheimer). — Heinrich Voghter der Aeltere, Maler, Formenschneider, geistlicher Dichter und Buchdrucker, geboren 1490 (K. Schorbach). — Vohß, Schauspieler in Weimar (H. A. Lier). — Balthasar Voigt der Aeltere, Komödiendichter, geboren um 1557; † 1636. Nach neuem Material (E. Jacobs). — Balthasar Voigt der Jüngere (Voidius), theologischer Schriftsteller und lateinischer Epigrammatist 1592—1654 (E. Jacobs). — Bernhard Friedrich Voigt, Buchhändler 1787—1859. Nach Familienaufzeichnungen (J. Wahle). — Christian Friedrich Traugott Voigt, Dichter 1770—1814 (L. Fränkel). — Valesca Voigtel (= Bolgiani), Pseudonym: Arthur Stahl, Belletristin. Gestorben 1876 (L. Fränkel). — Gabriel Voigtländer, ein Musiker und Dichter der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (R. v. Liliencron). — Balthen Voith, deutscher Dramatiker und Meistersänger, geboren um 1487, † nach 1558 (H. Holstein). — Wilhelm Gustav Werner Volk (Pseudonym Ludwig Clarus), Kirchen- und Literarhistoriker, Mystiker und Patrolog 1804—1869 (L. Fränkel). — Franz Volkelt, Tonsetzer und dramatischer Dichter 1767—1845 (A. v. Weilen). — Johann Jacob Volkmann, Schriftsteller 1732–1803. Neue Daten (M. Mendheim). — Richard v. Volkmann (als Dichter: Richard Leander) 1830—1889 (E. Gurlt). — Matthäus Voll, Wiener Schriftsteller, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren (A. v. Weilen). — Alois Joseph (Alexander) Vollmer, Germanist 1803—1876 (E. Schröder). — Wilhelm Vollmer,

Literarhistoriker 1828—1887 (Hermann Fischer). — Cyprianus Vomelius, lateinischer Dichter und Jurist 1515—1578 (A. Döring). — Franz Josef Vonbun, Sagenforscher und Dialektdichter 1824—1870 (H. A. Lier). — Joost van den Vondel 1587—1679 (E. Martin). — Jan Vos, holländischer Dramatiker des 17. Jahrhunderts (E. Martin). — Buchhändlerfamilie Voß. Geschichte der Vossischen Buchhandlung und der Vossischen Zeitung (-n-). — Johann Heinrich Voß und seine Söhne (F. Muncker). — Julius v. Voß 1768—1832 (G. Ellinger). — Louis Vulliemin, schweizerischer Historiker 1797—1879 (Meyer von Knonau). — Christian August Vulpius, Schriftsteller und Dichter 1762—1827 (M. Mendheim). — Johanna Christiana Sophia Vulpius, Goethes Frau (M. Mendheim). — Jakob Anton Vulpius, Schuldramatiker des 17. Jahrhunderts (Roethe). — Heinrich Viehoff, Schulmann und Literarhistoriker 1804—1886 (E. Schröder). — Karl Adolf Wachsmann, Novellist 1787—1862 (F. Brümmer). — Leonhard Wächter (Veit Weber), Schriftsteller und Historiker 1762—1837 (M. Mendheim). — Wilhelm Heinrich Wackenroder 1773—1798 (Sulger-Gebing). — Philipp Karl Eduard Wackernagel, Hymnolog 1800—1877 (l. u.). — Wilhelm Wackernagel, Germanist 1806—1868 (E. Schröder). — Hermann Wagener, Publizist und Parlamentarier 1815—1889. — Julius August Wagenmann, evangelischer Theologe 1823—1890 (P. Tschackert). — Christian Jakob Wagenseil, Schriftsteller 1756—1839 (M. Mendheim). — Johann Christoph Wagenseil, Polyhistor 1633—1705 (E. Schröder). — Antonie Wagner, Raimunds Freundin 1799—1879 (K. Glossy). — Johann Ernst Wagner, Romanschriftsteller 1769—1812 (L. Fränkel). — Gottlieb Friedrich Wagner, Dialektschriftsteller 1774—1839 (H. Fischer). — Gregorius Wagner, Schulmann und Dramatiker des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Heinrich Leopold Wagner, Dramatiker der Sturm- und Drangzeit 1747—1779 (E. Schmidt) — Joseph Wagner, Schauspieler 1818—1870 (H. A. Lier). — Joseph Maria Wagner, Sprachforscher 1838—1879 (K. Glossy). — Richard Wagner, 1813—1883 (F. Muncker). — Rudolf Wagner, (Valdeck), Publicist und Theaterkritiker 1822—1894 (L. Fränkel). — Karl Wahr, Schauspieler des 18. Jahrhunderts (H. A. Lier). — Wilhelm Friedrich Waiblinger, Schriftsteller 1804—1830 (H. Fischer). — Georg Waitz, Historiker 1813—1886 (F. Frensdorff). — Franz Theodor Waitz, Philosoph 1821—1864 (G. Gerland). — Adam Walasser, Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Mit vollständigem Schriftenverzeichnis (W. Bäumker). — Christian Wilhelm Franz Walch, lutherischer Theologe 1726—1784 (P. Tschackert). — Johann Georg Walch, lutherischer Theologe 1693—1775 (P. Tschackert). — Johann Ernst Immanuel Walch, Philologe und Naturforscher 1725—1778 (v. Dobschütz). — Burkard Waldis (W. Kawerau). — Wolfgang Waldung, Schulmann und Arzt 1555—1621 (J. Bolte). — Ludwig Reinhold Walesrode, Journalist 1810—1889 (A. Wintterlin). — Johanne Isabelle Eleonore v. Wallenrodt, Schriftstellerin 1740—1819 (M. Mendheim). — Franz Wallner, Schauspieler 1810—1876 (H. A. Lier). — Ferdinand Franz Wallraf, Gelehrter und Sammler 1748—1824 (Keussen). — Alexander von Villers, Neffe von Charles Villers 1812—1880 (O. F. Walzel). — Alfred Ritter v. Vivenot, österreichischer Geschichtsschreiber 1836—1874 (H. Hüffer).

Bamberger, Politische Schriften von 1868—1878. 4. Band. Berlin, Rosenbaum & Hart. 5 ℳ

Bähr O., Gesammelte Aufsätze. Band 2. Aufsätze politischen, sozialen, wirtschaftlichen Inhalts. Leipzig, Grunow. 7.50 ℳ

Berg L., Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankfurt a./M. Literarische Anstalt Rütten & Löning 9 M.

Inhalt: I. Charakteristiken. 1. Friedrich Nietzsche. 2. Schack. 3. Hans Hoffmann. 4. Knut Hansum. 5. Prinz E. zu Schönaich-Carolath. 6. Maria Janitscheck. 7. Alberta v. Puttkamer. 8. H. Sudermann und das bürgerliche Schauspiel. — II. Hundert Jahre deutscher Zeitgeist. 1. Bürger und Schiller. 2. Zur Psychologie Schillers. 3. Heinrich Heine und unsere Zeit. 4. Hebbel und Ibsen Eine Parallele. 5. Hundert Jahre deutscher Zeitgeist (Duboc). — III. Ideale und Probleme. 1. Das ewig Menschliche. 2. Die Individualität. 3. Die heilige Objektivität. 4. Realismus und Mystik. 5. Naturalismus und Nationalismus. 6. Künstlerloose. 7. Zur Psychologie des Erfolges. — IV. Zur Psychologie und Aesthetik der Moderne. 1. Die Liebe als Problem. 2. Die Romantik der Moderne. 3. Die Krankheit in der modernen Poesie. 4. Taubstummenpoesie. 5. Weshalb die moderne Kunst so deprimierend auf das Publikum wirkt. 6. Realismus und Drama. 7. Die Wahrheit auf der Bühne zur Analyse der schauspielerischen Wirkung. — V. Kritische Aufsätze und Aufsätze zur Kritik. 1. Das Lied der Menschheit (H. Hart). 2. Tolstois Selbstbekenntnis. 3. Klein Eyolf. 4. Monsieur Chauvin als Philosoph (Rembrandt als Erzieher). 5. Zur Geschichte der Groteske (Schneegans). 6. Wer trägt die Schuld? Zur Geschichte der deutschen Sprachdummheiten. 7. Ultima ratio der Kritik. 8. Moral und Kritik. 9. Die Vernunft im Verbot.

Fischer Kuno, Kritische Streifzüge wider die Unkritik (Kleine Schriften 4). Heidelberg, Winter. 3.20 M.

Inhalt: I. Ein Nathan-Erklärer (J. Caro). — II. Ein Lessing-Ankläger (R. Albrecht). — III. Ein literarischer Findling als Lessings Faust. — IV. Ein Faust-Commentator (Louvier). — V. Herr Düntzer als Kritiker. — VI. Zwei Tasso-Erklärer, Düntzer und Kern.

Die hier vereinigten Aufsätze sind mit Ausnahme des zweiten neugeschriebenen bereits vor längerer Zeit in Zeitschriften erschienen. Sie sind sämmtlich, wie der Verfasser in der Vorrede betont, durch Angriffe, die er zu erfahren gehabt, hervorgerufen worden und zur Abwehr geschrieben. Zusammengenommen aber ergeben diese kleinen Fehden einen siegreichen Feldzug gegen die Unkritik. „Die Unkritik, welche ich kennzeichne, beruht auf der Unlogik, deren Wege dem gesunden und richtigen Denken zuwiderlaufen. Unlogische Köpfe hat es von jeher gegeben, aber sie haben sich noch nie so zahlreich und anmaßend in die Literatur und literarische Kritik eingemischt, als in den jüngsten Zeiten. Wie die Denkart, so die Schreibart. Je kenntlicher der Uebelstand dargethan wird, um so weniger gemeinschädlich das Uebel. Dies ist der Zweck, dem meine Streifzüge dienen sollen, diese und die künftigen" (S. 5 f.). Mit steigendem Vergnügen folgt man diesen scharfsinnigen, launigen, witzigen, ironischen, sarkastischen Ausführungen. Ein Meister der Polemik, als welcher Kuno Fischer längst berühmt ist, läßt er seine glänzenden Waffen im hellsten Sonnenschein funkeln. Auch wo die Sache die Mühe nicht lohnt (wie bei Louviers Unsinn), erfreut man sich an seinen Fechterstreichen. Nur wo er ungerecht jegliches Verdienst übersieht (wie bei Albrechts Ameisenhaufen), erfaßt einen das Mitleid mit dem unglücklichen Opfer. Die einzelnen Aufsätze sind übrigens auch an positiven Ergebnissen nicht arm. Der Artikel über Lessings Faust bietet eine kritische Uebersicht aller Zeugnisse, die wir über das Werk besitzen; zu wissen, daß Albrechts Citate aus Lessing unzuverlässig sind, ist für die Benutzer seiner Sammlungen wichtig. Die Artikel über Iphigenie und Tasso stützen und klären Fischers frühere Ansichten. Da die Aufsätze

gegenüber ihrer ersten Veröffentlichung Zusätze und Aenderungen aufweisen, so hätte Fischer auch davon Notiz nehmen müssen, daß als der Verfasser des anonymen Faust Paul Weidmann (Goedeke ² 5, 314) nachgewiesen ist. Oder that es ihm um die Schlußpointe S. 84 f. leid?

Serta Hartoliana. Wien, Tempsky.

Aus dem Inhalt: Löwy E., Vergil und die Laokoongruppe. — Christ A. Th., Lessings Fabel „Jupiter und Apollo" und ihr Vorbild. — Baran A., Aristides in dramatischer Bearbeitung. Inhaltsangabe eines am Kremser Jesuitengymnasium 1691 aufgeführten Dramas: Pietas in patriam in Aristide Atheniensi. — Beer R., Eine Handschriftenschenkung aus dem Jahre 1443 (Johannes de Ragusios Bibliothek). Schenkungsurkunde über die von dem Kardinal Johannes Stojković dem Predigerkonvente zu Basel geschenkte Manuscriptensammlung (jetzt in der Basler Stadtbibliothek). — Aufzeichnungen über den Bestand der Dominikanerbibliothek zu Basel aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. — Gottlieb Th., Ein unbekannter Brief Lochers an Celtis. Ex Ingolstat pridie Kalendas Iulias 1501. Gottlieb macht außerdem aufmerksam auf einen für die Geschichte der Wiener Hofbibliothek wichtigen Brief des Celtis an Kaiser Maximilian in der Schrift: „In hoc libello continentur divo Maximiliano Augusto Chunradi Celtes *ῳαῳῳδία* laudes et victoria de Boemannis per septem Electores et regem Phoebum, Mercurium et Bachum et novem Musas personatas publico spectaculo Vienne acta anno MDIIII" und auf das dem Stücke vorgeheftete handschriftliche Verzeichnis der agierenden Personen — den ältesten Wiener Theaterzettel.

H. Sauppes Ausgewählte Schriften. Mit dem Bilde Hermann Sauppes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Darin zur deutschen Literaturgeschichte S. 404: Paul Flemings lateinische Gedichte, herausgegeben von Lappenberg. Recension (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1864 S. 1653—62). — S. 554: M. Bernays, Ueber Kritik und Geschichte des goetheschen Textes. Recension (ebenda 1867 S. 1316 bis 1320). — S. 585: Goethiana (Ind. schol. aestiv. Götting. 1870). — S. 656: W. Masing, Ueber ein Goethesches Lied. Recension (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1872 S. 1797—1800).

Strümpell L., Abhandlungen zur Geschichte der Metaphysik, Psychologie und Religionsphilosophie in Deutschland seit Leibniz. 4 Hefte. Leipzig, Deichert. 6 *M.*

1. G. W. Leibniz und die Hauptstücke seiner Methaphysik, Psychologie und Religionsphilosophie. — 2. De methodo philosophica commentatio. — Die Metaphysik Herbarts. — 3. Die wirklichen und wesentlichen Bestandteile der Welt, von denen das in ihr stattfindende Geschehen herkommt. — Herbarts Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen der realen Wesen. — Das Problem der Causalität und die Frage nach dem Ursprunge des Geschehens. — 4. Die intellektuellen Verhältnisse der Welt.

Festgabe für Karl Weinhold. Ihrem Ehrenmitgliede zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum dargebracht von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Leipzig, Reisland.

Aus dem Inhalt: Bolte J., In dulci jubilo. — Kaiser P., Schillers Schrift vom aesthetischen Umgang.

Brenner O., Jónsson F., Kluge F., Kossinna G., Meisner H., Meyer E. H., Pfaff F., Pietsch P., Schröder K., Wunderlich H., Zingerle O. v., Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds am 14. Januar 1896. Straßburg, Trübner. 4.50 *M.*

Aus dem Inhalt: Brenner O., Zum Versbau der Schnaderhüpfel. —

Meisner H., Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochsgesellschaft. — Meyer E. H., Totenbretter im Schwarzwald. — Vogt F., Märchen aus Lobenfeld. — Drechsler P., Zur Behandlung des nachvocalischen —n einsilbiger Wörter in der schlesischen Mundart. — Schröder R., Marktkreuz und Rolandsbild. — Wunderlich H., Die deutschen Mundarten in der Frankfurter Nationalversammlung.

Gelehrtengeschichte. Geschichte der Wissenschaften.

Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Geschichtsvereines für Kärnten. Klagenfurt. Im Selbstverlage des Geschichtsvereins.

Aus dem Inhalt: II. Jaksch A. v., Der Geschichtsverein 1844—1894. — III. Hann F. G., Ueber Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen und über Zweck und Aufgaben des Geschichtsvereines. Festrede.

Köhler R., Gedächtnisrede auf Adolf von Harleß. Berlin, Grüning. 60 Pf.

Billroth Th., Briefe. Herausgegeben von G. Fischer. Zweite Auflage. Hannover, Hahn. 11.50 M.

Mantuani J., Professor Josef Böhm. Abriß seines Lebens und Wirkens. Mit Bildnis und 1 Tafel. Wien, F. Künast. 1.60 M.

Lefmann S., Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft. 2. Hälfte. Mit einem Anhang: Aus Briefen und anderen Schriften. Berlin, Georg Reimer. 1895. 8 M.

Inhalt: Zweites Buch. Mannesalter und Wirksamkeit. 4. Kapitel. Die ersten Lieferungen der Vergleichenden Grammatik (1833—1837). 5. Kapitel. Nach Humboldt. Aus alten und neuen Jahren (1837—1842). 6. Kapitel. Weitere Vergleichung und neuere Sammlung (1842—1847). 7. Kapitel. Die beiden letzten Lieferungen der Vergleichenden Grammatik (1847—1852). — Drittes Buch. Im Greisenalter. 1. Kapitel. Ein neues Zeitalter. Durch Ausbau zum Umbau (1852—1857). 2. Kapitel. Die zweite Ausgabe der Vergleichenden Grammatik (1857—1861). 3. Kapitel. Letzte Lebensjahre. Krankheit und Tod (1862—1867). — Anhang. Aus dem Briefwechsel zwischen Bopp und Helmine von Chézy (1823—1839). VII. Briefe von Jacob Grimm an Bopp (1824—1842). VIII. Briefe von Friedrich Rosen an Bopp (1825—1836). IX. Briefe von Friedrich Rückert und [illegible]bach an Bopp (1827—1835). X. Briefwechsel zwischen Bopp und Lorenz Diefenbach (1831—1852). XI. Briefe von Fr. Windischmann an Bopp (1832—1844). XII. Briefwechsel zwischen Fr. Bopp und Varnhagen von Ense (1833—1836). XIII. Briefe von [illegible], S. Hirzel, C. Schütz, R. Lepsius, A. Pictet, G. Rosen u. a. an Bopp und A. v. Humboldt (1833—1856). XIV. Briefe Bopps an einen Ungenannten, an M. Müller und Schnitzler (1834—1861). XV. Bopp-Stiftung, Aufruf, Statut und Wirksamkeit. XVI. Franz Bopp, Nekrolog von S. Lefmann. Aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Der Briefwechsel mit W. v. Humboldt soll samt dem Register als Nachtrag erscheinen.

Sombart W., Friedrich Engels 1820—1895. Ein Blatt zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus. Aus „Die Zukunft". Berlin, O. Häring. 50 Pf.

Burdach K., Zum Gedächtnis Rudolf Hildebrands. Rede. Aus: „Euphorion". Mit 1 Bildnis. Bamberg, C. C. Buchner. 80 Pf.

Vgl. oben S. 1 ff.

Gervinus Leben von ihm selbst 1860 (russisch). Moskau, K. Soldatenkow. 1.50 R.

Gierke O., Rudolf von Gneist. Gedächtnisrede. Berlin, Heymann. 1 M.
Meister F., Erinnerungen an Johannes Janßen. 3. Auflage. Frankfurt a./M., A. Fösser. 2.25 M.
Hewesi L., Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforschers. Berlin, Weidmann. 6 M.
Scherer W., Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild. Berlin, Weidmann. 4 M.
Inhalt: 1. Kapitel. Knabenjahre. — 2. Kapitel. Studienzeit. — 3. Kapitel. Meldorf und Kiel. — 4. Kapitel. Berlin. — Beilage: Gedächtnisrede auf Karl Müllenhoff.
Volkmann P., Franz Neumann, geboren 11. September 1798, † 23. Mai 1895. Leipzig, Teubner. 2.40 M.
Schreiber J., Zum Gedächtnis von Johannes Overbeck. Leipzig.
Ritter M., Leopold von Ranke. Seine Geistesentwicklung und seine Geschichtsschreibung. Rektorats-Rede. Stuttgart, Cotta. 1.20 M.
Dove A., Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max. Festrede München, G. Franz. 80 Pf.
Ritschl O., Albrecht Ritschls Leben. 2. Bd. 1864—1889. Freiburg i./B., Mohr. 14 M.
Brasch M., Wilhelm Roscher und die sozialwissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart. Leipzig, Fock. 70 Pf.
Bolte J., Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Programm. Berlin.
Inhalt: I. Seidels Leben (1621—1693). II. Seidel als Geschichtsforscher und Sammler. III. Verzeichnis von Seidels Werken. A. Gedichte. B. Gedruckte Prosawerke. C. Handschriften.
Strauß D. F., Ausgewählte Briefe. Herausgegeben und erläutert von E. Zeller. Mit einem Portrait in Lichtdruck. Bonn, Strauß. 10 M.
Heinzelmann W., Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau. (Aus: „Jahrbücher der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt".) Erfurt, Villaret. 60 Pf.
Burdach K., Glückwunsch für Karl Weinhold zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 14. Januar 1896 im Namen der philosophischen Fakultät der Universität Halle dargebracht. Halle a./S., Buchdruckerei des Waisenhauses.
Gleditsch H., Rudolf Westphal. (Aus: „Biographisches Jahrbuch für Altertumswissenschaft".) Berlin, Calvary. 1.50 M.
Meyer von Knonau G., Lebensbild des Professors Georg von Wyß (1816—93). (Separat-Ausgabe der Neujahrsblätter 1895.) Mit 2 Bildnissen. Zürich, Fäsi & Beer. 6 M.
Zarncke E., Friedrich Zarncke. (Aus: „Biographisches Jahrbuch für Altertumswissenschaft.") Berlin, Calvary. 80 Pf.
Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Leipzig, Teubner. 6 M.
Graff L. v., Die Zoologie seit Darwin. Rektoratsrede. Graz, Leuschner und Lubensky. 2 M.
Virchow R., 100 Jahre allgemeiner Pathologie. (Aus: „Festschrift zur 100jährigen Stiftungsfeier des medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts".) Berlin, Hirschwald. 1 M.

Politische und Kultur-Geschichte.

Freytag G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2. Band, 2. Abteilung, 3. und 4. Band. Leipzig, Hirzel. 16.50 M.
Lamprecht K., Deutsche Geschichte. 4. und 5. Band 1. und 2. Hälfte. 1. und 2. Auflage. Berlin, Gärtner. à 6 M.

Janssen J., L'Allemagne et la Réforme. IV. L'Allemagne depuis le traité de paix d'Augsbourg, en 1555 jusqu'à la proclamation du formulaire de concorde, en 1580. Traduit de l'allemand sur la 13e édition par E. Paris. Paris, Plon, Nourrit et Cie.

Langwerth v. Simmern Freiherr E., Die Kreisverfassung Maximilians I. und der schwäbische Reichskreis in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung bis zum Jahre 1648. Heidelberg, Winter. 14 M.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 3. Abteilung. 1572—1585. Herausgegeben durch das k. preußische historische Institut in Rom und die k. preußische Archiv-Verwaltung. 3. Band. Berlin, Bath. 25 M.
Inhalt: Die süddeutsche Nuntiatur des Grafen Bartholomäus von Portia. (1. Jahrg. 1573/74), bearbeitet von K. Schellhaß.

Moritz H., Die Wahl Rudolfs II. Der Reichstag zu Regensburg (1576) und die Freistellungsbewegung. Marburg, Elwert. 12 M.

Wahl A., Kompositions- und Successions-Verhandlungen unter Kaiser Matthias während 1613—15. Dissertation. Bonn.

Meier W., Kompositions- und Successions-Verhandlungen unter Kaiser Matthias während der Jahre 1615—1618. Bonn, Cohen. 2 M.

Naudé A., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des siebenjährigen Krieges. (Aus „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte".) 1. Teil. Leipzig, Dunker & Humblot. 2 M.

Volz G. B., Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des 7jährigen Krieges. Berlin, Cronbach. 3 M.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 22. Band. Quart-Ausgabe. Berlin, Dunker. 22 M.

Pingaud L., L'invasion austro-prussienne (1792—1794). Documents. Av. cartes et portraits. Paris, A. Picard & fils. 10 fr.

Helfert Frhr. v., Gregor XVI. und Pius IX. Ausgang und Anfang ihrer Regierung. Oktober 1845 — November 1846. Mit Benutzung von Metternichschen Schriften und k. k. Botschafts-Berichten aus Rom. Prag, Bursik & Kohout. 3.20 M.

Biedermann K., Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840–1870. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840 und einer Uebersicht der ersten 25 Jahre des neuen deutschen Reichs. 4. (Volks-)Ausgabe. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 6 M.

Blum H., Das erste Vierteljahrhundert des deutschen Reiches (1871—1895). Braunschweig, Albert Limbach. 2.40 M.

Bloch M., Femmes d'Alsace. Souvenirs littéraires, historiques et biographiques. Paris, Fischbacher. 3 fr.

Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050—1515. Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Bearbeitet von R. Fester. 6.—8. Lieferung. Innsbruck, Wagner. à 4 M.

Schönneshöfer B., Geschichte des Bergischen Landes. Elberfeld, Baedeker. 4.50 M.

Bahrfeldt E., Das Münzwesen der Mark Brandenburg (2. Band) unter den Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten, 1415—1640. Mit 25 Münztafeln und zahlreichen Abbildungen im Texte. Berlin, Kühl. 36 M.

Lange W. Ch., Gerd von Falkenberg und die Niederwerfung Dillinghausens im Jahre 1530. Ein Beitrag zur Geschichte Herzog Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig. (Aus „Hessenland".) Kassel, Brunnemann. 1 M.

Hosang G., Die Kämpfe um den Anschluß von Graubünden an die Schweiz 1797—1800. Vortrag. (Aus: „24. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden".) Chur, Hitz. 60 ₰.

Börkel A., Hessens Fürstenfrauen von der hl. Elisabeth bis zur Gegenwart, in ihrem Leben und Wirken dargestellt. Mit 16 Porträts. Gießen, Roth. 3 ℳ.

Höhe J., Das Kochersbergerland. Eine historische Studie. Straßburg, J. Noiriel. 1.60 ℳ.

Bähr O., Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. 2. Auflage. Kassel, Brunnemann. 1.80 ℳ.

Bracht E., Ständische Verhandlungen in der Kurmark unter Joachim Friedrich (1598—1608). I. Dissertation. Berlin.

Poelchau A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1894. Riga, Kymmel. 1 ℳ.

Seraphim E., Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung. Mit sieben Bildern, einer Karte und einem Personen- und Sachregister. 2. Band. 1. Die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Rußland. 2. Kurland unter den Herzögen. Reval, Kluge. 8 ℳ.

Schwendimann J., Ratsherr Joseph Leu von Ebersol und seine Zeit, oder die Parteikämpfe im Kanton Luzern in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach den Quellen bearbeitet. Mit Leus Bildnis und Vorwort eines politischen Kämpfers der Vergangenheit. 1. und 2. Auflage. Luzern, Räber. 1 ℳ.

Raabe W., Meklenburgische Vaterlandskunde. 2. Auflage von G. Quade. 3. Band. Abriß der meklenburgischen Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit und Staatskunde beider Meklenburg. Wismar, Hinstorff. 11 ℳ.

Lehner M. J., Mittelfrankens Burgen und Herrensitze. Neue (Titel-) Ausgabe. Nürnberg, Raw. 3 ℳ.

Winter G., Niederösterreichische Weistümer. 2. Teil: Die Viertel ob und unter dem Manhartsberge. (Oesterreichische Weistümer. Gesammelt von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.) Wien, Braumüller. 50 ℳ.

Franz A., Ostfriesland und die Niederlande zur Zeit der Regentschaft Albas. 1567—1573. (Aus: Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden.) Emden, Schwalbe. 4 ℳ.

Brunner K., Der pfälzische Wildfangstreit unter Kurfürst Karl Ludwig (1664 bis 1667). Dissertation. Heidelberg.

Pyl Th., Pommersche Genealogien. 5. Band. 1382—1647. Nach der Ratsmatrikel von 1382—1654 und aus Stadtbüchern herausgegeben. Mit einer chronologischen Uebersicht der Greifswalder Ratsmitglieder von 1648 bis 1895 nach den Verzeichnissen von A. G. Schwarz und C. Gesterding und den Akten des Ratsarchivs und einem alphabetischen Register der Ratsherren von 1250—1895. Greifswald, Bindewald. 2.80 ℳ.

Thunert F., Akten der Ständetage Preußens, königlichen Anteils (Westpreußen). (Schriften des westpreußischen Geschichtsvereins.) 1. Band 2. Lieferung. 1472—1479. Danzig, Berthing. 6 ℳ.

Schulteis C., Geschichtlicher Atlas der Rheinprovinz und Erläuterungen dazu (Publicationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XII. Lieferung 13). Bonn, Behrendt. 4.50 ℳ.

Günther R., Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich, Schröter. 1.60. ℳ.

Sutermeister W., Metternich und die Schweiz 1840—1848. Bern, Schmid, Franke & Co. 1 ℳ.

Schuller Ch., Aus 7 Jahrhunderten. 8 Vorträge aus der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte. Hermannstadt, Krafft. 2.60 M.

Schuller G. A., Aus der Vergangenheit der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft. Hermannstadt, Krafft. 80 ₰.

Weiß C. Th., Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Straßburg, besonders in dem jetzt badischen Teile, nach Akten dargestellt. (Mit zwei Lichtdrucktafeln.) Bonn, P. Hanstein. 3 M.

Pick R., Aus Aachens Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte der alten Kaiserstadt. Aachen, Creutzer. 15 M.

Wichmann E. H., Geschichte Altonas. Unter Mitwirkung eines Kenners der vaterstädtischen Geschichte herausgegeben. Zweite (Titel-) Auflage. Altona, J. Harder. 5 M.

Breslauer Bürgerbuch. 4. Band. Breslau, E. Morgenstern. 1.20 M.

Trautenberger G., Die Chronik der Landeshauptstadt Brünn. Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden zusammengestellt. Brünn, „Deutsches Haus". 8 M.

Nöldeke, Die Kriminalrechtspflege in Celle, insbesondere im 16. und 17. Jahrhundert. Vortrag. Celle, Schulze. 60 ₰.

Albrecht R., Geschichte der ehemaligen Herrschaft Crimmitschau. Auf Grund der erhaltenen Urkunden gesichtet und ergänzt. Crimmitschau, Böttcher und Neumerkel. 25 ₰.

Gehrke P., Danzigs Schützenbrüderschaften in alter und neuer Zeit. Festschrift, herausgegeben von der Friedrich Wilhelm-Schützenbrüderschaft zur 100jährigen Gedenkfeier ihrer Fahnenverleihung. Mit vier Kunstbeilagen und zwei Lageplänen. Danzig, Bertling. 2.50 M.

Mallinckrodt G., Die Dortmunder Ratslinie seit dem Jahre 1500. Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. IV. Dortmund, Köppen. 2 M.

Mäder G., Aus Alt-Dresden. Skizzen. Dresden, Hönsch & Tiesler. 1.50 M.

Horčička A., Das geistige Leben in Elbogen zur Zeit der Reformation. Programm. Prag.

Pfaff K. H. S., Chronik der Stadt Eßlingen 1802—1895. Anhang zu K. Pfaffs „Geschichte der Reichsstadt Eßlingen." Eßlingen, Amsler. 80 ₰.

Dornseiffer J., Geschichtliches über Eslohe. Paderborn, Schöningh. 3 M.

Kern A., Gumpoldskirchens Weinbau einst und jetzt. Eine Kultur-Skizze. Wien, Gerold. 60 ₰.

Dümling, Geschichtliche Nachrichten über das Kloster und die Gemeinde Hedersleben (Kreis Aschersleben). (Mit Abbildung des Klosters.) Osterwiek, Zickfeldt. 2.25 M.

Eysenblätter H., Geschichte der Stadt Heiligenbeil. Königsberg, Gräse und Unzer. 1.50 M.

Berkel P., Geschichte der Stadt Lauban, für Schule und Haus zusammengestellt. Mit einem Bilde Laubans um das Jahr 1750 und dem genauen Wappen der Stadt. Lauban, Reipprich. 2 M.

Reicke E., Geschichte der Reichsstadt Nürnberg von dem ersten urkundlichen Nachweis ihres Bestehens bis zu ihrem Uebergang an das Königreich Bayern. (1806.) Mit 210 Illustrationen, 3 Vollbildern, 1 Karte und 1 Plane. (Bisher unter dem Titel: Geschichte der Stadt Nürnberg von J. P. Priem, 2. Auflage, herausgegeben von Reicke.) Nürnberg, Raw. 10 M.

Knapp H., Das alte Nürnberger Kriminalrecht. Nach Rats-Urkunden erläutert. Berlin J. Guttentag. 6 M.

Bopelius E., Die Glasinduſtrie Nürnbergs und ſeiner Umgebung im ſiebzehnten Jahrhundert. Diſſertation. München.

Weber O., Die Occupation Prags durch die Franzoſen und Baiern 1741—1743. Mit einem Situationsplane. Prag, Calve. 2.50 M.

Erb A., Das Kloſter Rheinau und die helvetiſche Revolution (1798—1803 reſp. 1809). Schaffhauſen, Schoch. 2.60 M.

Bach M. und Lotter C., Bilder aus Alt-Stuttgart, geſammelt und mit Text verſehen. Mit 100 Zinkographien und 3 lithographiſchen Stadtplänen. Stuttgart, Lutz. 10 M.

Göbl S., Würzburg. Ein kulturhiſtoriſches Städtebild. Mit 80 Abbildungen. Würzburg, Stürtz. 1.50 M.

Mitteilungen aus dem fürſtlich Fürſtenbergiſchen Archive. Herausgegeben von der fürſtlichen Archiv-Verwaltung in Donaueſchingen, 1. Band. Tübingen, H. Laupp. 12 M.

Peterſen A., Chronik der Familie Peterſen. 1. Teil. München, J. F. Lehmann. 4 M.

Otto M., Ueber Geſchichte, Weſen und Aufgaben der Genealogie als Einleitung und Schluß einer Schrift über die kriegeriſchen Eigenſchaften des Welfengeſchlechtes. Diſſertation. Jena.

Zwiedineck-Südenhorſt H. v., Das Grafendiplom der Windiſch-Grätz von 1557 (Sonderdruck aus der Feſtgabe für Franz v. Krones). Graz, Leuſchner & Lubensky 1895.

Aus dem Leben Th. von Bernhardis. 5. Teil. Der Streit um die Elbherzogtümer. Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864. Leipzig, Hirzel. 8 M.

Bernſtorff, Gräfin Eliſe v., geb. Gräfin von Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. 2. Auflage, 2 Bände. Berlin, Mittler. 10 M.

Bismarck, Reden aus den Jahren 1847—1895. Herausgegeben von H. Krämer. 3. Bd.: Wirtſchaftspolitik. — Socialpolitik und Kampf gegen die Socialdemokratie. — Kolonialpolitik. — Geſamtregiſter. (Bibliothek der Geſamtliteratur.) Halle, Hendel. 1.50 M.

Bismarcks Reden. Mit verbindender geſchichtlicher Darſtellung, herausgegeben von Ph. Stein. 4. Bd.: Bundeskanzler Graf Bismarck. 1868—1871. (Bis zur Errichtung des deutſchen Kaiſerreichs.) Mit Bismarcks Bildnis aus dem Jahre 1871. (Univerſalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 60 Pf.

Poſchinger H. R. v., Fürſt Bismarck und die Parlamentarier. Breslau, Trewendt. 7.50 M.

Meinecke F., Das Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen. 1. Band. 1771—1814. Mit 1 Bildnis in Lichtdruck. Stuttgart, Cotta. 8 M.

Angeli M. v., Erzherzog Carl von Oeſterreich als Feldherr und Heeres-Organiſator. Im Auftrage ſeiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann ſeiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen nach öſterreichiſchen Originalakten dargeſtellt. Wien, Braumüller. 12 M.

Moeller Ch., Eléonore d'Autriche et de Bourgogne, reine de France. Un épisode de l'histoire des cours au 16. siècle. Paris, Thorin. 10 fr.

Fabri F., Im Lenze der Liebe. Briefe aus dem Nachlaſſe. Mit einem Geleitwort von E. Frommel. Berlin, Beſſer. 3 M.

Geiger A., Jakob Fugger (1459—1525). Kulturhiſtoriſche Skizze. Regensburg, Nationale Verlagsanſtalt. 1.50 M.

Joachm M., Memoiren eines Obſkuranten. Eine Selbſtbiographie. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von M. Sattler. Kempten, Köſel. 6.50 M.

Keppler Heinrich, Lebenserinnerungen eines Frühvollendeten. Aus Briefen und Tagebüchern. Gesammelt von Sohnes und Freundes Hand. München, Ackermann. 1.50 M.

Münnich Graf E. v., Memoiren. Nach der deutschen Originalhandschrift herausgegeben, sowie mit einer Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von A. Jürgenson. Stuttgart, Cotta. 5 M.

Wilding Graf A., Metternich und Bismarck. Eine Studie, nebst einer Charakteristik des österreichischen Staatskanzlers. Ziegenhals, Thamm. 1 M.

Steinhausen G., Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gemahlin Magdalena, geb. Behaim. (1582—1598.) (204. Publikation des Literarischen Vereins in Stuttgart.) Tübingen 1895.

Henckel M., Anna Sophie Reventlow. Kopenhagen, Gyldendal. 5 kr. 25 ö.

Rittberg H. Gräfin, Erinnerungen aus 3 Jahrzehnten meines Berufslebens nebst Selbstbiographie. Berlin, Spamer. 1.50 M.

Richter Eugen, Im alten Reichstag. Erinnerungen. 2. Bd. Januar 1877 bis November 1881. Berlin, Verlag „Fortschritt". 2 M.

Rölly J. J., Selbsterinnerungen aus seinem Leben; herausgegeben von J. Schmid. (Aus: „Katholische Schweizerblätter".) Luzern, Räber & Co. 90 Kr.

Liermann O., Graf Albrecht von Roon, Kriegsminister und Feldmarschall. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. (Mit Bildnis.) Frankfurt a. M., Kesselring. 60 ₰.

Baur W., Das Leben des Freiherrn vom Stein. Berlin, Reuther & Reichard. 2.70 M.

Tiemann H., Aus Heimat und Jugend. Bilder und Skizzen aus der engeren und weiteren Heimat. Bremen, M. Heinsius. 2 M.

Wachenhusen H., Aus bewegtem Leben. Erinnerung aus 30 Kriegs- und Friedensjahren. Straßburg, Straßburger Verlagsanstalt. 6 M.

De Botazzi G., Italiani in Germania. Turin, Roux, Frassati & Co. 3 l.

Koch G., Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis. 2. Teil. Demokratie und Konstitution. Berlin, R. Gärtner. 6 M.

Martiny B., Kirne und Girbe. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, besonders zur Geschichte der Milchwirtschaft. Berlin, Martiny. 30 M.

Meyer R., Hundert Jahre conservativer Politik und Literatur. 1. Literatur. Wien, Verlagsanstalt „Austria". 5. 30 M.

Riehl W. H., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 5. Auflage. Stuttgart, Cotta. 5 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Hase K. v., Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. 2. Teil, herausgegeben von G. Krüger. 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 12 M.

Concilium Basilense. Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel. Basel, Reich. 16 M.

Kolde Th., Die Augsburgische Konfession lateinisch und deutsch, kurz erläutert. Mit fünf Beilagen. Gotha, Perthes. 4.50 M.

Inhalt: 1. Die Marburger Artikel. — 2. Die Schwabacher Artikel. — 3. Die Torgauer Artikel. — 4. Die Confutatio pontificia. — 5. Die Augustana von 1540 (Variata).

Niemann A., Friedrich Wilhelm IV. und die innere Mission. Ein Gedenkstein zum 15. Oktober 1895. Aus: „Monatsschrift für innere Mission.") Gütersloh, Bertelsmann. 50 ₰.

Koehler W., Hessische Kirchenverfassung im Zeitalter der Reformation. I. Dissertation. Gießen.

Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation in Kinzigthal. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle, Niemeyer. 15 M.

Boom von, Die Hugenottenkolonien im Fürstentum Lippe. Magdeburg, Heinrichshofen. 50 Pf.

Druten H. v., Geschiedenes der Nederlandsche bybelvertaling. I. Deel, 1. stuk. Leiden, Daamen. 2.75 fl.

Moll W., Die vorreformatorische Kirchengeschichte der Niederlande. Deutsch bearbeitet, nebst 1. einer Polemik gegen die im ersten Bande der Janssenschen Geschichte des deutschen Volkes enthaltenen kirchengeschichtlichen Irrtümer und 2. einer Abhandlung über die Bedeutung kirchengeschichtlicher Bildung für das geistliche Amt von P. Zuppke. Leipzig, Barth. 18 M.

Bibliographie der schweizerischen Landeskunde, herausgegeben von der Centralkommission für schweizerische Landeskunde. VI. 10e. Die katholisch-theologische und kirchliche Literatur des Bistums Basel vom Jahre 1750 bis zum Jahre 1893. Zusammengestellt von L. R. Schmidlin. 2. Heft. Bern, Wyß. 3 M.

Segmüller H., Blätter aus der Kirchengeschichte der Schweiz zur Zeit der Helvetik. Programm. Einsiedeln.

Nöldeke, Die Stadtkirche in Celle. Celle, Schulze. 75 Pf.

Bärwinkel, Die Parität in Erfurt. Vortrag. Erfurt, Villaret. 20 Pf.

Geschichte der freien evangelisch-katholischen Gemeinde zu Königsberg in Preußen 1846—1896 zum Gedenktage ihres 50jährigen Bestehens herausgegeben vom Vorstand. Königsberg, Hartung. 1 M.

Pischel A., Geschichte und Beschreibung der Pfarrkirche zum heiligen Jakobus zu Neisse. Neisse, Huß. 1 M.

Pätzold W., Geschichte des Klosters Remse. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. (Aus: „Schönburgische Geschichtsblätter.") Glauchau, Peschke. 80 Pf.

Geschichte der Stuttgarter Stiftskirche. Festschrift zur Feier ihres 400jährigen Bestehens. 1895. Stuttgart, Steinkopf. 50 Pf.

Codex diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cistercienser Abtei Salem. Herausgegeben von F. v. Weech. 3. Band. 1300—1498. Karlsruhe, G. Braun. 17.40 M.

Grillberger O., Die ältesten Todtenbücher des Cistercienser-Stiftes Wilhering in Oesterreich ob der Enns. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer.) Graz, Styria. 5 M.

Stamminger J. B., Franconia Sancta. Geschichte und Beschreibung des Bistums Würzburg. Fortgesetzt von A. Amrhein. Würzburg, Bucher. 2.80 M.

Ströle, Matthäus Alber, der Reformator von Reutlingen. Ein Lebensbild für Schule und Haus zur Feier seines 400jährigen Geburtstags. (Mit Bildnis.) Reutlingen, Kocher. 25 Pf.

Anhalt Fürst Georg der Gottselige von, Die 11 Synodal-Reden, gehalten im Dome zu Merseburg 1545—1550. Eingeleitet und übersetzt von G. Stier. Dessau, Baumann. 2 M.

Krabbe J., Helene von Bülow. Ein Lebensbild der Begründerin und ersten Oberin des Diakonissenhauses Bethlehem in Ludwigslust. Schwerin, Zahn. 4.20 M.

J. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. G. Baum, E. Cunitz, E. Reuss. Vol. 54. (Corpus Reformatorum Vol. 82.) Braunschweig, C. A. Schwetschke. 12 M.

Cornelius C. A., Die ersten Jahre der Kirche Calvins. 1541—46. (Aus: Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.) München, Franz. 2.60 M.

Zahn A., Die beiden letzten Lebensjahre von Johannes Calvin. Leipzig, Ungleich. 3.25 M.

Schmoeger, Anna Katharina Emmerich. 2. Auflage. Freiburg i. B., Herder. 4 M.

Pfülf O., Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert. 2. (Schluß-) Band. Freiburg i. B., Herder. 9 M.

Tatarinoff E., Glareans Briefe an Johannes Aal, Stiftsprobst in Solothurn, aus den Jahren 1538—1550. (Mitteilungen des solothurner historischen Vereins). Solothurn, Jent. 1.50 M.

Hörnemann Johannes, weiland Pastor der reformierten Gemeinde zu Elberfeld. Sein Leben und Wirken. 2. Auflage. Elberfeld, Gerhard ten Winkel 50 ₰.

Hoerschelmann F., Andreas Knopken, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. Berlin, Decker. 4 M.

Zum Andenken an Christian Krafft, weiland Pfarrer der deutsch-reformierten Gemeinde und Professor der reformierten Theologie zu Erlangen. (Aus: „Der Pilger".) Elberfeld, Reformierter Schriftenverein. 30 ₰.

Richter O., Rede zum Ehrengedächtnis des verewigten Domprediger Martin Hugo Lang. Halberstadt, Gehrmann. 25 ₰.

Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 14. Band. Mit Nachbildungen zweier Seiten einer Lutherhandschrift. Weimar, Böhlau. 1895.

Inhalt: Vorwort von F. Pietsch. Enthält zugleich das Arbeitsprogramm für die nächstfolgenden Bände. — Die ander Epistel S. Petri und eine S. Judas gepredigt und ausgelegt. 1523—1524 (Buchwald). — Predigten über das erste Buch Mose, gehalten 1523 und 1524 (Buchwald). — Vorlesung über das Deuteronomium. 1523—1524. Deuteronomion Mosi cum annotationibus. 1525. (Koffmane.)

Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. 20 ₰.

Ketzscher P., Martin Luthers Sprüche in chronologischer Reihenfolge herausgegeben. Altenburg, Schnuphase. 60 ₰.

Förster, Luthers Wartburgjahr, 1521—1522. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle. Niemeyer. 15 M.

Burckhardt M. A., Luthers Vorstellungen von der Entstehung und Entwickelung des Pabsttums. Programm. Leipzig.

Freytag G., Doktor Luther: eine Schilderung; ed., with introd. and notes, by F. P. Goodrich, Boston, Ginn. 70 c.

Petri E., D. Ludwig Adolf Petri, weil. Pastor zu St. Crucis in Hannover. Ein Lebensbild, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses und nach den Mitteilungen seiner Freunde dargestellt. 2. Band. Hannover, Feesche. 4 M.

Nippold F., Erinnerungen an Bischof Reinkens. Vortrag. Leipzig, Jansa. 40 ₰.

Ritschl A., Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. 3. Band. Die ppsitive Entwickelung der Lehre. 4. Auflage. Bonn, Marcus. 10 M.

Servet M., Wiederherstellung des Christentums. — De mysterio trinitatis et veterum disciplina ad Philippum Melanchtonem et eius collegas apologia. Wiesbaden, Limbarth. 1.20 M.

Stockmeyer K., Antistes Immanuel Stockmeyer. Basel, Reich. 1.20 M.

Suttner Josef Georg, Professor, Generalvikar und Dompropst in Eichstätt. Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner ehemaligen Schüler. (Aus: „Eichstätter Pastoralblatt".) Eichstätt, Ph. Brönner. 80 ₰.

Spitta F., Gottesdienst und Kunst. Vortrag. Straßburg, Heitz. 50 ₰.

Bibliothekswesen. Buchdruck und Buchhandel.

Katalog der Handschriften zur Schweizergeschichte der Stadtbibliothek Bern. Bern, K. J. Wyß. 20 M.

Kampffmeyer G., Zur Geschichte der Bibliothek in Celle. Berlin, Kampffmeyer. 50 ₰.

Priebsch R., Deutsche Handschriften in England. 1. Band. Asburnham-Place, Cambridge, Cheltenham, Oxford, Wigan. Mit einem Anhange ungedruckter Stücke. Erlangen, Fr. Junge. 16 M.

Hausmann S., Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Festschrift zur Einweihung des neuen Bibliotheks-Gebäudes. Straßburg, Trübner. 1.80 M.

Katalog der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Elsaß-lothringische Handschriften und Handzeichnungen, bearbeitet von K. A. Barack. Straßburg, Heitz. 5 M.

Beiträge zum Urheberrecht. Festgabe für den XVII. internationalen literarischen und künstlerischen Kongreß. Dresden 1895. Herausgegeben mit Unterstützung des königlich sächsischen Ministeriums des Innern und des Dresdener Central-ausschusses vom Arbeitsausschuß. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1895. 4.50 M.

Aus dem Inhalt: Seidlitz W. v., Kunstgeschichtliches zur Urheberfrage. — Geller L., Das Wesen des Urheberrechts. — Freydorf G. v., Rechte der Arbeit. — Huber E., Das Recht der Erben im Urheberrecht. — Fuld L., Urheberrecht an Briefen. — Ammann J., Die Bearbeitungen des Höritzer Passionsspiels. Ein Beitrag zur Lehre des Urheberrechts an dramatischen Werken. — Weyl R., Das Plagiat und seine Rechtsfolgen. — Hilty E., Einige Bemerkungen zum Schutz des Autorrechtes an musikalischen Werken. — Dziatzko K., Zur Abgrenzung zwischen Autor und Verlegerrecht. — Löwenthal E., Begründung einer Gedankenstatistik als Grundlage für den systematischen Schutz des geistigen Eigentums. — Stern L. Chr., Das Urheberrecht an Briefen.

Veegens J. D., Het auteursrecht volgens de Nederlandsche wetgewing. Haag, Belinfante. 1 fl. 90 c.

Dreher C. R., Die Buchhändler und der Buchhandel zu Königsberg in Preußen im 18. Jahrhundert. (Aus: „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels".) Berlin, C. R. Dreher. 2 M.

Hartleben A., Verlagskatalog 1803—95. Wien.

Voigt Bernhard Friedrich, Verlagskatalog. Von der Gründung der Firma 1812 bis zum Herbst 1895. Weimar.

Nachtrag zum Verlagskatalog von J. J. Weber in Leipzig. Abgeschlossen Mitte Oktober 1895.

Theater- und Musikgeschichte.

Velten L., Pro et contra. Dramaturgische Studien (Kleine Studien aus allen Lebensgebieten Heft 17—19). Leipzig, Schupp. 30 ₰.

Inhalt: Ueber den Begriff des „Tragischen" im Drama. — Alte und neue Komödie. — Das „Theater der Modernen".

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. Hamburg, Voß.

XII. Bolte J., Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. 1895. 7 M.

Inhalt: Vorwort. I. Vorgänger. Hilfsmittel. Anordnung. II. Ent-

wicklungsstufen des Danziger Theaters. III. Bühnenverhältnisse. — Das Danziger Theater 1522—1733. — Anhang. Zwei ungedruckte Stücke der englischen Komödianten, aus Georg Schröders Nachlaß herausgegeben. I. Tiberius von Ferrara und Anabella von Mömpelgard. II. Der stumme Ritter. Das Zwischenspiel vom wunderthätigen Stein.

XIII. Schlösser R., Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplans. 2.80 M.

Röder E., Das Dresdener Hoftheater der Gegenwart. Biographisch-kritische Skizzen der Mitglieder. Dresden, Pierson. 4 M.

Teuber O., Geschichte des Hofburgtheaters. (Die Theater Wiens. 6. und 7. Heft.) Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 6 M.

Schütz J., Wiener Theater-Eindrücke. Wien, Konegen. 60 Pf.

Khevenhüller-Metsch Fürst J., Zur Geschichte des Theaters am Wiener Hofe. Aus den Tagebüchern mitgeteilt von L. Böck. Wien, Perles. 80 Pf. Vgl. oben S. 593 f.

Guglia E., Friedrich Mitterwurzer. Mit einem Portrait Mitterwurzers in Lichtdruck. Wien, Gerold. 3 M.

Inhalt: Allgemeines. — Aeußere Erscheinung. — Persönlichkeit. — Aeußeres Leben. — Rollengebiet. — Rollen des älteren Repertoires. — Rollen der mittleren Periode. — Die neuesten Schöpfungen. — Schlußwort.

Pohle H., B. Pollini. Eine Beleuchtungsprobe und kulturhistorische Skizze. Hamburg, Selbstverlag. 1 M.

Ambros, Bunte Blätter. 2. Auflage. Leipzig, Leuckart. 3 M.

Billroth Th., Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift. Herausgegeben von E. Hanslick. 2. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 6.50 M.

Ehrlich H., Modernes Musikleben. Studien. 2. Auflage. Berlin, Verein für deutsche Literatur. 6 M.

Prüfer A., Die gegenwärtigen Aufgaben der Musikgeschichte. Vortrag. (Aus: „Musikalisches Wochenblatt".) Leipzig, Fock. 30 Pf.

Richter C. H., Gedanken über das Punktum saliens im Musikleben, -Lehren und -Schaffen. Leipzig, Hug. 80 Pf.

Riemann H., Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik. Frankfurt a/M., Bechhold. 5 M.

Schmidt L., Zur Geschichte der Märchenoper. Halle, Hendel. 3 M.

Seidel H., Die Musik der armen Leute und andere Vorträge. Leipzig, Liebeskind. 50 Pf.

His W., Anatomische Forschungen über Johann Sebastian Bachs Gebeine und Antlitz, nebst Bemerkungen über dessen Bilder. (Aus: „Abhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften".) Leipzig, Hirzel. 2 M.

Schrader B., Händel. Musiker-Biographien. 19. Band. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam.

Inhalt: Einleitung. Kinder- und Lehrjahre (1685—1706). — Wanderjahre. In Amt und Würden (1707—1720). — Die Londoner Oper: Glanz und Not (1719—1740). — Auf der Höhe: Die Oratorien (1738—1759).

Marold M., Das Kärntner Volkslied und Thomas Koschat. Fest-Gabe zum 8. August 1895. Leipzig, Leuckart. 60 Pf.

Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Nach den Handschriften des Weimarer Liszt-Museums herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1895.

Die Sammlung enthält u. a. Briefe von Bauernfeld, Berlioz, Bettina v. Arnim, Peter Cornelius, Davison, Ed. Devrient, Dingelstedt, Dumas,

Robert Franz, G. Freytag, Genaſt, Genelli, Glinka, Ottilie v. Goethe, Gounod, Grillparzer, Gutzkow, Hähnel, Halévy, C. v. Haſe, Hebbel, Heine, Henſelt, Herwegh, F. Hiller, Hoffmann v. Fallersleben, A. von Humboldt, Ad. Jenſen, Joachim, W. v. Kaulbach, L. Köhler, A. de Lamartine, Ed. Laſſen, Fanny Lewald, Lindpaitner, Otto Ludwig, Ludwig II., Marx, Felix Mendelsſohn, Meyerbeer, Moſcheles, Moſenthal, O. Nicolai, Palleske, Fr. Preller, Raff, Rellſtab, Rietſchel, O. Roquette, Roſſini, Rubinſtein, Saint-Beuve, Saint-Saëns, George Sand, Saphir, Rob. und Clara Schumann, Schwanthaler, Smetana, Spohr, Spontini, Ad. Stahr, C. Tauſig, Viardot-Garcia, Volkmann, Joh. und Minna Wagner, Weitzmann und Wieniawski. Die Brauchbarkeit des für die zeitgenöſſiſche Kunſtgeſchichte wichtigen Buches wird durch den Mangel eines vollſtändigen Namenregiſters erſchwert.

Genée R., Der Tod eines Unſterblichen. Zum Todestage Mozarts, den 5. Dezember. Sonder-Ausgabe für die Mitglieder der Mozart-Gemeinde. 2. Auflage. Berlin, Mittler. 1 M.

Batka R., Martin Plüddemann und ſeine Balladen. Eine kritiſche Studie. Prag, Ehrlich. 1 M.

Wellek B., Friedrich Smetana. Mit einem Anhang von Correſpondenzen Smetanas an Liſzt. Prag, Dominicus. 2.40 M.

Wagner R., Der fliegende Holländer. Romantiſche Oper in 3 Aufzügen. Textbuch mit gegenüberſtehender engliſcher Ueberſetzung von P. England. Berlin, Fürſtner. 1.50 M.

Chamberlain Houſton Stewart, Richard Wagner. Mit zahlreichen Porträts, Facſimiles und Beilagen. München, Bruckmann. 20 M.

Das geiſtvolle, aus genauer Kenntnis der Lebensgeſchichte, der Werke und Schriften Wagners hervorgegangene Werk, verſchmäht gefliſſentlich die hiſtoriſche Behandlungsweiſe und gibt ſich als eine beſchreibende Darſtellung des Wagnerſchen Denkens und Schaffens in den drei Perioden ſeines Entwicklungsganges.

Ehrenfels Ch., Zur Klärung der Wagner-Controverſe. Wien, Konegen. 1 M.

Kunſtgeſchichte.

Sittl K., Empiriſche Studien über die Laokoongruppe. Programm. Würzburg.

Lismann K., Kunſtanſchauungen in Deutſchland und in Italien im 15. Jahrhundert. Diſſertation. Bern.

Koch J., Der Stil und der moderne Menſch. Programm. Wien.

Büttner Pfänner zu Thal, Anhalts Bau- und Kunſtdenkmäler, nebſt Wüſtungen. Mit Illuſtrationen in Lichtdruck, Heliogravüre und Phototypie. 11. Heft. Deſſau, Kahle. 2.50 M.

Die Kunſtdenkmale des Königreich Bayern vom 11. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Beſchrieben und aufgenommen im Auftrage des kgl. Staatsminiſteriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. 1. Band 12. Lieferung. Bezirk Oberbayern. Bearbeitet von G. Betzold und B. Riehl unter Mitwirkung anderer Gelehrter und Künſtler. München, Albert. 9 M.

Zingeler K. Th., und W. F. Lauer, Die Bau- und Kunſtdenkmäler in den Hohenzollernſchen Landen. Im Auftrage des Hohenzollernſchen Landes-Ausſchuſſes bearbeitet. Mit 22 Lichtdrucken, 168 Abbildungen im Text und einer archäologiſchen Ueberſichts-Karte von Hohenzollern. Stuttgart, Neff. 17 M.

Sponsel J. L., Die Abteikirche zu Amorbach. Ein Prachtwerk deutscher Rococokunst. Mit 3 Textbildern und 40 Lichtdrucktafeln. Dresden, Hoffmann. 50 M.

Reiffenstein C. Th., Frankfurt am Main, die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen aus dem städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz. Frankfurt a. M., Jügel. 12 M.

Schmidt O., Die Veste Hohensalzburg. 17 Heliogravüren und 4 Textbilder. Mit erläuterndem Text von A. Ilg. Wien, Schroll. 26 M.

Neuwirth Joseph, Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen. (Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens I.) Prag, Calve.

Die von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgegebene Sonderpublikation über die kunstgeschichtlich oft genannten Bilder der Burg Karlstein gewinnt durch Einzelheiten auch für die Geschichte der deutschen Literatur Interesse. Durch Lessings Schrift vom Alter der Oelmalerei, welche durch ganz Europa Prüfungen alter Gemälde veranlaßte, wurde die erste Untersuchung der Karlsteiner Bilder angeregt, deren Ergebnisse die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Eigenart des bisher unbeachteten Kunstschatzes lenkten. Wenige Jahrzente später lernte Friedrich Schlegel bei einem Besuche der Burg (1808) die Gemälde Karlsteins kennen und trat in seinem Aufsatze, den 1812 der 2. Band des Deutschen Museums brachte, für die Wertschätzung derselben ein. Die vorliegende Publikation kann gewissermaßen als endlich erfolgte Verwirklichung seines Wunsches gelten: „Möchten doch auch Böhmens Kunstfreunde und Patrioten sich vereinigen und den Karlstein, der es gewiß verdient, mit seinen Schätzen zum Gegenstande eines künstlerischen Nationalwerkes machen!" Bei der Besprechung der Wandgemälde aus der Wenzels- und Ludmilalegende im Treppenhause des Karlsteiner Hauptturmes werden mehrfache Beziehungen zur Reimchronik Dalimils erörtert.

Mathy L., Studien zur Geschichte der bildenden Künste in Mannheim im 18. Jahrhundert. I. Architektur und Skulptur. Programm. Mannheim.

Lützow C. v., Geschichte der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1871—1895. Nebst einem Rückblick auf den älteren Wiener Kunstverein. (Mit Abbildungen und 4 Tafeln.) Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 10 M.

Halm Ph., Die Künstlerfamilie der Asam. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. Mit 7 Illustrationen und 1 Radierung von P. Halm. München, Lentner. 4 M.

Buchkremer J., Die Architekten Johann Joseph Couven und Jakob Couven. (Aus: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.) Aachen, Cremer. 4 M.

Oettingen, W. v., Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im 18. Jahrhundert. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters. Berlin, Grote. 16.50 M.

Chodowiecki D., Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der kgl. Akademie der Künste in Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von W. von Oettingen. (2. Ausgabe.) Berlin, Amsler & Ruthardt. 20 M.

Nielsen C. V., Albrecht Dürer og hans forhold til perspektiven. Kopenhagen, Tryde. 4 Kr.

Stiaßny R., Hans Baldung Griens Wappenzeichnungen in Coburg. Ein Beitrag zur Biographie des oberrheinischen Meisters. (Aus: Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft Adler.) 2. Auflage. Wien, Gerold. 12 M.

Schmidt, Jean Knobloch 1500—1528. Straßburg i. E., Heitz. 15 M.

Keller Ph. J., Balthasar Neumann, Artillerie- und Ingenieur-Obrist, fürstlich bambergischer und würzburger Oberarchitekt und Baudirektor. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Greifswald, Abel. 2.25 M.

Geschichte der Philosophie.

Eleutheropulos A., Friedrich Carl Casimir von Creuz's Erkenntnistheorie. Dissertation. Leipzig.

Fichte J. G., Anweisung zum seeligen Leben. Gedanken aus dem gleichnamigen Werke. München, Jung. 50 ₰.

Glogau G., Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie. Eine historische Skizze. Aus dem Nachlaß. Mit Vorwort und einem Nekrolog des Verfassers. Herausgegeben von H. Siebeck. Mit einem Bildnis und einer Zeichnung. Kiel, Lipsius & Tischer. 2.40 M.

Harms F., Naturphilosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. Leipzig, Grieben. 3 M.

Kant J., Inauguraldissertation of 1770; tr. with introd. and discussion, by W. J. Eckoff. New-York, Mac Millan. 90 c

Albert G., Kants transscendentale Logik mit besonderer Berücksichtigung der Schopenhauerschen Kritik der Kantischen Philosophie. Ein philosophischer Beitrag. Wien, Hölder. 4 M.

Apel M., Die Grundbedeutung der Kritik der reinen Vernunft, Receptivität und intellektuelle Anschauung, in ihrer Bedeutung für die kritische Erkenntnistheorie. I. Dissertation. Königsberg.

Reicke R., Kant-Bibliographie für die Jahre 1890—1894. (Aus: „Altpreußische Monatsschrift".) Königsberg, Beyer. 1.50 M.

Windelband, Die Philosophie Kants. (Aus dessen „Geschichte der neuen Philosophie.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lange F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 5. (wohlfeile) Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen. 15.—17. (Schluß-) Heft. Leipzig, Baedeker. 10 M.

Cohen H., Einleitung mit kritischem Nachtrag zu F. A. Langes Geschichte des Materialismus in 5. Auflage. Leipzig, Baedeker. 1 M.

Weismann A., L'influenza del Malebranche sulla filosofia del Leibniz. Dissertation. Bern.

Volz L., Die Erkenntnistheorien bei Leibniz und Kant. Dissertation. Rostock.

Schäfer F., Lotzes Lehre vom Absoluten. Dissertation. Erlangen.

Nietzsche F., Werke. 9. und 10. Band. Leipzig, Naumann. 16 M.
9. Schriften und Entwürfe 1869—1872. — 10. Schriften und Entwürfe 1872—1876.

Schopenhauer A., Sämtliche Werke. Mit Einleitung von R. Steiner. 10. Band. (Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Crämer O., Arthur Schopenhauers Lehre von der Schuld in ethischer Beziehung. Dissertation. Heidelberg.

Neuwirt W., Pantheismus und Individualismus im Systeme der Schopenhauerschen Philosophie. Dissertation. Würzburg.

Pädagogik und Geschichte des Unterrichts.

Paulsen F., Geschichte des gelehrten Unterrichtes auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Band 1 und 2. Leipzig, Veit. 21 M.

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Herausgegeben von K. Kehrbach. XVII. Bd.: Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. Von Poten. 4. Bd. Preußen. Berlin, A. Hofmann. 15 M.

Maß Th., Pädagogische Aufsätze. 1. Heft. Der Schulmethodus Herzog Ernst des Frommen in seiner Bedeutung für die Entwickelung der Schule. Frankfurt a./M., J. Rosenheim. 60 ₰.

Koch J., Professor Hermann Anton †. Programm. Wien.

Comenius J. A., Glückschmied oder die Kunst sich selbst zu raten. — J. A. Comenii faber fortunae sive ars consulendi sibi ipsi. Nach dem Amsterdamer Drucke vom Jahre 1661 mit einem einleitenden Berichte herausgegeben von J. Reber. Gießen, Roth. 1.20 M.

Henning J. W. M., von 1827—1851 Direktor des kgl. Schulseminars in Köslin, ein Schüler und Jünger Pestalozzis. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens. (Mit Bildnis.) Danzig, Barth. 1 M.

Herbart J. F., Pädagogische Schriften. Mit Herbarts Biographie. Herausgegeben von F. Bartholomäi. (Bibliothek pädagogischer Klassiker.) Langensalza, Beyer. 2.50 M.

Wünschmann M. C. F., Gottfried Hoffmanns Leben und Bedeutung für das Bildungswesen seiner Zeit mit eingehender Berücksichtigung seines Zittauer Vorgängers und Lehrers Christian Weise. I. Teil. 1. Hälfte. Dissertation. Leipzig.

Friedrich J., Jahn als Erzieher. Sein Leben, seine pädagogische Bedeutung und seine Lehren. München, Pohl. 2.80 M.

Pestalozzi H., Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. 1. und 2. Teil, mit 6 Bildern in Lichtdruck nach Chodowiecki und 1 Ansicht des Neuhofs. Nach der Original-Ausgabe von 1781/83 neu herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzistübchen in Zürich zum 12. Januar 1896. Zürich, Schultheß. 4.80 M.

Fäh F., Heinrich Pestalozzis Beziehungen zu Basel. Gedenkblatt zur Pestalozzifeier den 11./12. Januar 1896. Im Auftrage des Erziehungs-Departements von Basel-Stadt verfaßt. Basel, Lendorff. 1 M.

Gebhardt B., Die Einführung der Pestalozzischen Methode in Preußen. Ein urkundliches Kapitel preußischer Schulgeschichte. Berlin, R. Gärtner. 1.40 M.

Hunziker O., Heinrich Pestalozzi, 1746—1827. Eine biographische Skizze. Mit dem Porträt Pestalozzis in Lichtdruck. Zur Pestalozzifeier, 12. Januar 1896, aus des Verfassers „Geschichte der schweizerischen Volksschule", nach dem gegenwärtigen Stand der Pestalozziforschungen revidiert. Zürich, Schultheß. 1 M.

Hunziker J., Pestalozzis Armenschule auf Neuhof. Eine kleine dramatische Gabe zu seiner 150jährigen Geburtsfeier. Aarau, Wirz. 1 M.

Melchers K., Comenius und Pestalozzi. Eine vergleichende Betrachtung ihrer pädagogischen Grundideen. Zum 150. Geburtstage Pestalozzis am 12. Januar 1896. Bremen, Hampe. 60 ₰.

Polak F., Vater Pestalozzi. Bilder aus dem Leben des großen Erziehers. Jugend- und Volksschrift zu Heinrich Pestalozzis 150jährigem Geburtstage. Herausgegeben von der rheinischen Pestalozzi-Stiftung. Bonn, Sönnecken. 30 ₰.

Scherer H., Die Pestalozzische Pädagogik, nach ihrer Entwickelung, ihrem Auf- und Ausbau und ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Volksschulwesens dargestellt. Leipzig, Brandstetter. 4 M.

Schwendimann J., Der Pädagoge Pestalozzi, nach zeitgenössischen Quellen im Lichte der Wahrheit dargestellt. Luzern, Räber. 70 ₰.

Seyffarth L. W., Frau Pestalozzi, Anna geborene Schultheß. Ein Lebensbild. Liegnitz, Seyffarth. 50 ₰.

Starck B., J. H. Pestalozzi, ein Wohlthäter des Volkes. Vortrag, zum 150. Geburtstag des großen Pädagogen in 2. Auflage herausgegeben. Mit einem Begleitworte von J. Helm. Nürnberg, Korn. 25 ₰.

Ufer Ch., Zum Gedächtnisse Pestalozzis. Altenburg, Bonde. 50 ₰.

Vogel J. G., Pestalozzi, ein Erzieher der Menschheit. (Aus: „Blätter für die Schulpraxis in Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten.") Mit 1 Karte. Nürnberg, Korn. 45 ₰.

Eichelkraut P., Beiträge zur Kenntnis der Didaktik des Wolfgang Ratichius. Dissertation. Jena.

Salzmanns Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Für Schule und Haus bearbeitet von Wimmers. 3. Auflage. (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen.) Paderborn, Schöningh. 60 ₰.

Rausch A., Christian Thomasius als Gast in Erhard Weigels Schule zu Jena. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im siebzehnten Jahrhundert. Programm. Jena.

Pulitzer J., Direktor Johann Tuschina †. Programm. Neutitschein.

Seifensieder J., Johann Jakob Wehrli, ein Jünger Pestalozzis. Fürth, Rosenberg. 50 ₰.

Wünschmann M., Beiträge und Vorarbeiten für eine Würdigung der Stellung Christian Weises zu den pädagogischen Theoretikern und innerhalb der Schul- und Bildungsgeschichte des 17. Jahrhundertes. Leipzig, Liebisch. 2.50 ℳ.

Berbich, Die Coburg-Gothaische Volksschule im Casimirianischen Zeitalter. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des 17. Jahrhunderts. Gotha, Glaeser. 80 ₰.

Heinemann F., Geschichte des Schul- und Bildungslebens im alten Freiburg bis zum 17. Jahrhundert. Freiburg (Schweiz), Veith. 3 ℳ.

Steinel O., Das Schulwesen im Gebiete des ehemaligen Hochstifts Würzburg während der ersten bayerischen Besitznahme 1803—1806. (Aus: „Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen.") München. Pohl. 50 ₰.

Becker J., Das kgl. Domgymnasium und Realgymnasium zu Kolberg in seinen ersten 50 Jahren. Festschrift. Kolberg.

Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Ratsgymnasiums zu Osnabrück 1895, dargebracht vom Lehrerkollegium. Osnabrück, Schöningh. 8 ℳ.
Inhalt: Erinnerungen an B. R. Abekens aus den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts. Mitgeteilt von A. Heuermann. — Geschichte des Ratsgymnasiums zu Osnabrück von F. Runge.

Schuster H., Geschichte des Sächsisch-Regener Gymnasiums. Programm. Regen.

Koldewey F., Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 6 ℳ.

Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der kgl. Staatsregierung herausgegeben von O. Posse und H. Ermisch. II. Hauptteil. 16. Band. Die Matrikel der Universität Leipzig. Herausgegeben von G. Erler. 1. Band. Die Immatrikulationen von 1409—1559. Mit acht Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Giesecke & Devrient. 50 ℳ.

Die Matrikel der Universität Rostock. III. 2. Mich. 1652 bis Mich. 1694. Mit Unterstützung des großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ministeriums

und der Ritter und Landschaft beider Mecklenburg herausgegeben von A. Hofmeister. Rostock, Stiller. 10 M.

Fabricius W., Die akademische Deposition. (Depositio cornuum.) Beiträge zur Sittengeschichte der Universitäten. Dissertation. Freiburg.

Die Literatur in der Schule.

Krumbacher C. J., Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher, nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von J. G. Sieber. Leipzig, Teubner.

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Herausgegeben von K. Jauker. (Freytags Schulausgaben.) Wien und Prag, Temsky. 60 Pf.

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Für die Zwecke der Schule erläutert und methodisch bearbeitet von H. Bockeradt. 5. Auflage. (Ausgaben deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.35 M.

Goethe, Hermann und Dorothea. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 8. Auflage (Ausgaben deutscher Klassiker). Paderborn, Schöningh. 1 M.

Goethe, Hermann und Dorothea. Herausgegeben von J. Wychgram. (Sammlung deutscher Schulausgaben.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 50 Pf

Goethe, Hermann und Dorothea. (Meisterwerke der deutschen Literatur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten.) Berlin, Reuther und Reichard. 30 Pf.

Goethes Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von L. Sevin. 2. Auflage. Karlsruhe, Reiff. 80 Pf.

Kleist H. von, Prinz Friedrich von Homburg. Herausgegeben von H. Windel. (Sammlung deutscher Schulausgaben.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 50 Pf.

Kleist H. von, Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik. Historische Erzählung. Herausgegeben von J. Wychgram. (Sammlung deutscher Schulausgaben.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 50 Pf.

Immermann, Der Oberhof. Im Auszuge herausgegeben von G. Carel. (Sammlung deutscher Schulausgaben.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Lessing, Minna von Barnhelm. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 6. Auflage. (Ausgaben deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.20 M.

Lessing, Nathan der Weise. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Ammer. (Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke, für den Schulgebrauch herausgegeben.) Bamberg, Buchner. 60 Pf.

Riehl W. H., Die Familie. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Th. Matthias. Stuttgart, Cotta. 1.20 M.

Schiller, Kabale und Liebe. Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Hachez. Freytags Schulausgaben. Wien und Prag, Tempsky 1895. 80 Pf.

Schiller, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Langer. (Freytags Schulausgaben.) Wien und Prag, Tempsky 1895. 80 Pf.

Schiller, Maria Stuart. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von H. Heskamp. 4 Auflage. (Ausgaben deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.35 M.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 4. Auflage. (Ausgaben deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.20 M.

Schiller, Jungfrau von Orleans. Im einzelnen erklärt und gewürdigt von J. Stoffel. (Deutsche Dramen und epische Dichtungen für den Schulgebrauch erläutert.) Langensalza, Beyer & Söhne. 80 ₰.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Herausgegeben von V. Valentin. (Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin Nr. 12/13.) Dresden, Ehlermann 1895. 1 ℳ.

Schiller, Die Braut von Messina. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von H. Heskamp. 3. Auflage. (Ausgaben deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.20 ℳ.

Schiller, Wilhelm Tell. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. 7. Auflage. (Ausgabe deutscher Klassiker.) Paderborn, Schöningh. 1.20 ℳ.

Schiller, Wilhelm Tell. Herausgegeben von Pölzl. 3. Auflage. (Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch.) Wien, Hölder. 50 ₰.

Schiller, Wilhelm Tell. Herausgegeben von A. Thorbecke. (Sammlung deutscher Schulausgaben.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 ₰.

Shakespeare, Hamlet. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel. Herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. von Weilen. (Graefers Schulausgaben). Wien, Graeser. 50 ₰.

Stoff- und Sagengeschichte. Volkstümliches.

Fluri T., Isembert et Gormont. Entwickelung der Sage und historische Grundlage. Dissertation. Zürich.

Freybe, Faust und Parcival. Gütersloh, Bertelsmann. 4 ℳ.

Hoffmeister H., Ewiger Jude und deutscher Michel. Eine zeitgemäße Parallele. 1. Teil. Literarhistorische Begründung. Gießen, Krebs. 50 ₰.

Jostes F., Der Rattenfänger von Hameln. Ein Beitrag zur Sagenkunde. Nebst Mitteilungen über einen gefälschten Rattenfänger-Roman. Bonn, Hanstein. 1895. 1 ℳ.

Sieger E., Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Literatur. I. Dissertation. Heidelberg.

Beetz K. O., Deutsche Volksmärchen, aus dem Munde des Volkes gesammelt und zum ersten Male nacherzählt. Leipzig, Drewitz. 3 ℳ.

Brunns W., Illustriertes Kinderspielbuch, enthält 888 volkstümliche Spiele, Lieder, Reime, Sprüche, Verse, Rätsel. 3. Auflage. (Mit Abbildungen.) Düsseldorf, Schwann. 2 ℳ.

Grimm J. und W., Kinder- und Hausmärchen. Vollständige Ausgabe. 3. Band. (Universalbibliothek). Leipzig, Reclam. 1 ℳ.

Leider nicht nach der dritten vielfach verbesserten und erweiterten Auflage von 1856, sondern die erste von 1822 abgedruckt.

Grimm Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Mit Erinnerungen an die Brüder als Einleitung herausgegeben von H. Grimm. Große Ausgabe. 28. Auflage. Mit 4 Aquarellen von V. P. Mohn. Berlin, Besser. 4 ℳ.

Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Prag, Dominicus. 1 ℳ.

Knortz K., Folklore. Mit dem Anhang: Amerikanische Kinderreime. Dresden, Glöß. 1 ℳ.

Ein populärer Vortrag über Folklore mit zufällig und kunterbunt aneinander gereihten Beispielen aus aller Welt. Wert gewinnt das Schriftchen durch die aus eigener Beobachtung des Verfassers geschöpften Mitteilungen über nordamerikanische Volkskunde. So hören wir über Kinderspiele in Amerika (S. 25—36), über abergläubisches Spuken (S. 44, 48 f.), über Freudenfeuer (bonfire S. 52 ff.).

Deutsch-amerikanische Volkskunde gibt es nur in Pennsylvanien (S. 24.) „Zu einem eigentlichen Volksliede hat es der Amerikaner bis jetzt noch nicht gebracht" (S. 39). Die Deutung von „Hagestolz = der seinen Stolz einhegt" (S. 31) ist natürlich falsch. Das Wort (verderbt aus althochdeutsch hagastalt) bedeutet ursprünglich: Besitzer eines Hages, eines kleinen Nebengutes, der gewöhnlich dem älteren Bruder, dem Hofbesitzer dienen mußte und darum nicht heiraten konnte. — Der Anhang bringt 100 englische Volks- und Kinderreime aus den Staaten New-York und Indiana. A. H.

Nover J., Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. 2. Band. Deutsche Sagen des Mittelalters. Nibelungen. Gralsage und Parcival. Lohengrin. Gießen, Roth. 3 *M.*

Pfaff F., Deutsche Ortsnamen. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Pfaff liefert hier eine knappe, übersichtliche Geschichte der deutschen Ortsnamengebung im Anschluß an die geographischen Namen in Baden. Er teilt die Grund- und Bestimmungswörter nach Gruppen ein und bespricht die Umdeutschung fremder Namen, die Wirkung der Volksetymologie, die Sagen, die zur Erklärung unverständlich gewordener Ortsnamen dienen und endlich die nicht seltenen Irrtümer der Obrigkeit bei der amtlichen oder kartographischen Feststellung der geographischen Bezeichnungen. H.

Sippurim. Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden aller Jahrhunderte, besonders des Mittelalters. (Jüdische Universalbibliothek.) Prag, Brandeis. 20 *N.*

Wilser L., Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Bonn, Hanstein.

Wilser sucht in der vorliegenden Untersuchung nachzuweisen, daß Skandinavien die Urheimat der Germanen sei und ferner, daß die aus Tacitus und Plinius sich ergebende Vierteilung der germanischen Stämme (kimbrisch-ingävonisch, marsisch-istävonisch, suebisch-herminonisch, gotisch-vandilisch) sich in engen Zusammenhang bringen lasse mit den späteren Namen und Geschicken der deutschen Stämme, sowie mit den heutigen Stammesmundarten. Gelehrtes Material wird von Wilser in Fülle beigebracht, doch die Grenze zwischen dem sicheren Beweis und der kühnen Hypothese wird nicht strenge gezogen. Darum kann auch das Endergebnis, so bestechend es sein mag, nüchterner Erwägung nicht Stand halten. H.

Zimmerer E. M., Kräutersegen. Die Bedeutung unserer vorzüglichsten heimischen Heilkräuter in Sitte, Sage, Geschichte und Volksglauben, ihr wirtschaftlicher und industrieller Nutzen und ihre praktische Verwendung als Hausmittel. Für die Jugend, das Volk und deren Freunde zur Belebung einer religiös-sinn. Naturanschauung gesammelt und herausgegeben. Mit 56 Pflanzentafeln. Donauwörth, Auer. 8 *M.*

Mallebrein F., Mären und Märlein aus Baden, dem Murgthale und Umgebung. Erweiterte und vermehrte Auflage. Baden-Baden, Spies. 5 *M.*

Schmitt E., Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hettingen). Ein Beitrag zur badischen Volkskunde. Programm. Baden-Baden.

Laverrenz W., Berliner Volkswitz. Humoristische Studien über den echten Berliner und seine Vaterstadt. Berlin, Steinitz. 1 *M.*

Zeithammer L. M., Land und Leute des Böhmerwaldes. Wien, Fr. Grottendiek. 2 *M.*

Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Neu bearbeitet auf Grund der alten Ueberlieferungen von J. J. Ammann. Krumau, Selbstverlag 1892 (recte 1895). 1 fl.

Professor Ammann, der seit Jahren den Böhmerwald durchforscht, eine Reihe volkskundlicher Untersuchungen und Ausgaben aus diesem Gebiete ver-

öffentlicht hat und noch größere verwandte Arbeiten vorbereitet, hat auch zuerst dem seit 1816 in Höritz (im Böhmerwalde) heimischen Passionsspiele seine Aufmerksamkeit zugewendet, dessen Geschichte, Entwicklung und Quellen untersucht (in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 208—223; 300—329) und den vollständigen Text des alten Spiels mit kritischen Anmerkungen veröffentlicht (in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 30, 181—296, daraus Sonderabdruck Prag 1892). Dem rastlosen Forscher gelang es auch die Höritzer zu neuen Aufführungen ihres Passionsspieles im großen Stile zu bestimmen und den Böhmerwaldbund zur Förderung und Durchführung dieses kostspieligen Planes zu gewinnen. Für diesen Zweck übernahm Ammann die Neubearbeitung des Volksschauspiels. Er bewältigte diese schwierige Aufgabe mit verständnisvoller Rücksicht für die volkstümliche Ueberlieferung, mit glücklicher Hervorhebung der in einzelnen Scenen schlummernden dramatischen Keime und mit vielen poesievollen Zusätzen. Seine Bearbeitung wurde im Sommer 1893 zu Höritz in zahlreichen Vorstellungen mit großem Erfolge aufgeführt.

Infolge eines bedauerlichen Zerwürfnisses zwischen Ammann und dem Böhmerwaldbunde kam im Sommer 1894 und 1895 nicht seine, sondern eine neue Bearbeitung des Probstes Karl Landsteiner zur Aufführung. Der Prozeß, den Ammann nun gegen seinen Nachfolger angestrengt hatte, führte zu einem friedlichen Ausgleich und erst darnach veröffentlichte Ammann in der vorliegenden Schrift seine aus dem Jahre 1892 stammende Neubearbeitung und widmete sie dem 17. Kongreß der Association littéraire et artistique internationale, die im September 1895 zu Dresden tagte.

Dem Texte geht eine längere Einleitung voraus, die eine Vorgeschichte des ganzen Unternehmens und einen Bericht über die Entwicklung und Verbreitung des alten Spieles gibt. Sie enthält manche interessante neue Nachricht, z. B. S. VII: „In Höritz begann man 1850 mit neuem Eifer die Aufführung sowohl der alten aus Grölhesls Zeit (um 1820) herrührenden Stücke, wie „Genovefa", „Der Schinderhannes", „Der bairische Hiesel", „Die Räuber auf Maria Kulm", bei deren Einrichtung schon der reisende Schauspieler mitgeholfen haben soll, als auch andere Stücke, wie „Johann von Nepomuk", „Dr. Gramperl oder vier Bräutigame und eine Braut", „Das große Beispiel" (schon 1839 aufgeführt), „Die Kosacken in Deutschland oder Das Räuberwirtshaus im Ardennerwald", „Das Christkindelspiel" u. a."

Ammanns Umdichtung hat Professor H. Lambel (in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" 32, 194—211 und 299—304) mit dem alten Texte verglichen und eingehend gewürdigt.

A. Hauffen.

Stöber, Die Sagen des Elsasses. Neue Ausgabe. 2. Teil. Straßburg, Heitz. 6 *M.*

Weichelt H., Hannoversche Geschichten und Sagen. Gesammelt und herausgegeben. 2.—4. (Schluß-)Band. Norden, Soltau. à 2 *M.*

Pünker J. N., Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). (Aus: „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien".) Wien, Hölder. 5 *M.*

Schleucher F., Hohenstaufen. Ein Kranz der schönsten Hohenstaufen-Sagen aus dem Kinzigthale. Leipzig, Stiehl. 1.20 *M.*

Hönig, Sprichwörter und Redensarten in Kölnischer Mundart. Köln, Neubner. 2 *M.*

Bahlmann P., Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache. Mit einer Einleitung über Münsters niederdeutsche Literatur. Münster, Regensberg. 2.40 *M.*

Gander K., Niederlausitzer Volkssagen, vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben. Volksausgabe. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1.50 M.

Meringer R., Studien zur germanischen Volkskunde. III. Der Hausrat des oberdeutschen Hauses. (Aus: „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien".) Mit 41 Abbildungen. Wien, Hölder. 1.60 M.

Beiträge zur Volkskunde. Festschrift Karl Weinhold zum 50jährigen Doktorjubiläum am 14. Januar 1896, dargebracht im Namen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. (Germanistische Abhandlungen begründet von K. Weinhold, herausgegeben von F. Vogt Heft 12.) Breslau, Köbner. 8 M.

Aus dem Inhalt: Creizenach W., Zur Geschichte der Weihnachtsspiele und des Weihnachtsfestes. — Drechsler P., Handwerkssprache und Brauch. — Fraenkel S., Die tugendhafte und kluge Wittwe. — Jiriczek O. L., Die Amlethsage auf Island. — Mogk E., Segen- und Bannsprüche aus einem alten Arzneibuche. — Olbrich K., Der Jungfernsee bei Breslau. — Regell P., Etymologische Sagen aus dem Riesengebirge. — Schroller F., Zur Charakteristik des schlesischen Bauern. — Siebs Th., Flurnamen. — Vogt F., Dornröschen-Thalia.

Baumann F., Kulturbilder aus dem schweizerischen Volksleben. Volksfeste in der Schweiz. 1. Band. Mit Abbildungen historischer Denkmäler. Bern, Siebert. 1 M.

Wittstock O., Beiträge zur siebenbürgisch-sächsischen Trachtenkunde. Programm. Hermannstadt.

Dalla Torre K. W. v., Die volkstümlichen Pflanzennamen in Tirol und Vorarlberg, nebst folkloristischen Bemerkungen zur Flora des Landes. Innsbruck, Edlinger. 1 M.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Brenner O., Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache, zugleich Erläuterungen zu meiner mittelhochdeutschen Grammatik und zur mittelhochdeutschen Verslehre. München, Lindauer. 2.40 M.

Gerber E., Die Substantivierung des Adjektivs im 15. und 16. Jahrhundert. Dissertation. Göttingen.

Hürbin J. B., Mundart, Sprachunterricht und Rechtschreibung. Aarau, Sauerländer. 80 H.

Kaufmann F., Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhoch-Deutschen. 2. Auflage. Marburg, Elwert. 2.10 M.

Kogler P., Die starke Abänderung der Hauptwörter. Programm. Salzburg.

Kuderna B., Das Satzbild in seiner Anwendung für die Lehre vom Satze. Wien, Konegen. 1 M.

Pfaff F., Deutsche Ortsnamen. Berlin, Trowitzsch. 40 H.

Sanders D., Satzbau- und Wortfolge in der Deutschen Sprache. Dargestellt und durch Belege erläutert. 2. Auflage. Weimar, Felber. 2.60 M.

Sanders D., Deutsche Synonymen. Gesammtausgabe der Neuen Beiträge zur Deutschen Synonymik und der Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Weimar, Felber. 9 M.

Scholz F., Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374. Mit besonderer Berücksichtigung der städtischen Kanzlei. I. Dissertation. Berlin.

Schrader H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. 5. verbesserte Auflage. Weimar, Felber. 6 M.

Schuchardt H., Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz. Im Selbstverlage des Verfassers. 1895.

Weise O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Zweite, verbesserte Auflage. 5. bis 8. Tausend. Leipzig, Teubner. 2.60 M.

Wenker G., und F. Wrede. Der Sprachatlas des Deutschen Reichs. Dichtung und Wahrheit. I. G. Wenker: Herrn Bremers Kritik des Sprachatlas. II. F. Wrede: Ueber richtige Interpretation der Sprachatlas-Karten. Marburg, Elwert. 1 M.

Willmanns W., Deutsche Gramatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. 2. Abteilung: Wortbildung 1. Hälfte. Straßburg, Trübner. 6.50 M.

Demmin A., Verdeutschungs-Wörterbuch. Nach Buchstabenfolge geordnetes Verzeichnis der im Staats-, Amts-, Kammer-, Rechts-, Wehr- (Militär), Kunst-, Gewerbe-, Handels- und Zeitungswesen unnötig angewendeten Fremdwörter; auch Zugabe einer großen Anzahl von meist damit gebildeten und teilweise undeutschen Veröffentlichungen entnommenen Aufsätzen mit nebenstehenden Uebersetzungen. Wiesbaden, Bechtold. 3 M.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, R. Weigand und E. Wülcker. Leipzig, Hirzel. à 2 M.

12. Band 6. Lieferung. Verpetschierung — Verschrecken. Bearbeitet von E. Wülcker.

9. Band 6. Lieferung. Schmeckebier — Schnack. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne.

Heyne M., Deutsches Wörterbuch. Kleine Ausgabe. 1. Lieferung. Leipzig, Hirzel. 50 Pf.

Mann F., kurzes Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Beiziehung der gebräuchlichsten Fremdwörter mit Angabe der Abstammung und Abwandlung. 4. Auflage. Langensalza, Beyer. 3.60 M.

Paul H., Deutsches Wörterbuch. (In 4—5 Lieferungen.) 1. Lieferung (A—Gebühr.) Halle, Niemeyer. 2 M.

Nagl J. W., Vocalismus der bairisch-österreichischen Mundart, historisch beleuchtet. I. Capitel. Das hohe „A" in der bairisch-österreichischen Mundart. Separat-Abdruck aus den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1890—1895. Wien. Verlag des Vereines. 1895.

Maaß C., Wie man in Brandenburg spricht. (Aus: „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.") Brandenburg, Koch. 50 Pf.

Regenhardt C., Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. 1. Band. Niederdeutsch. (Mit 2 Bildnissen.) Berlin, Regenhardt. 2 M.

Fischer E. L., Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preußischen Samlande. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 3.60 M.

Holder A., Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten kulturhistorisch beleuchtet. Heilbronn, M. Kielmann 4 M.

Einleitung. Entwicklung der mundartlichen Dichtung; Stand der literaturgeschichtlichen Forschung auf diesem Gebiet. 1. Buch. Die schwäbische Dialektdichtung gegenüber der anerkannten neuhochdeutschen Schriftsprache (etwa 1550—1740). 1. Der schwäbische Bauer auf der Bühne. 2. Der schwäbische Bauer im geselligen Lied. Anhang: Die sieben Schwaben; Ursprung und

Ausbreitung dieses Schwanks. — 2. Buch. Die selbständige schwäbische Dialektdichtung in ihrer raschen Entwicklung zu schöner Blüte (um 1750) und ihrem allmählichen Zerfall (um 1850). 1. Der gute Anfang einer selbständigen schwäbischen Dialektdichtung. 2. Die Mode- und Zeitdichtung im Uebergang vom 18. ins 19. Jahrhundert. 3. Gesellige Dichter in schwäbischer Mundart. 4. Politische Dichter in schwäbischer Mundart. 5. Die Kunstdichtung im idealisierten Dialekt. 6. Schwäbische Gelegenheitsdichter und Zeitungssänger. — 3. Buch. Die neuere Dialektdichtung von 1860 bis zur Gegenwart. 1. Die schwäbische Ernte der plattdeutschen Saat. 2. Der Einfluß des Reichsgedankens auf die Weiterentwicklung der mundartlichen Dichtung in Schwaben. 3. Nicht politische Sänger der schwäbischen Mundart. — Schlußwort.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch, A. Bachmann und H. Bruppacher. 30. Heft. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Studer J., Schweizer Ortsnamen. Ein historisch-etymologischer Versuch. Zürich, Schultheß. 1 M.

Hertel L., Thüringer Sprachschatz. Weimar, Böhlau. 4 M.

Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. Kiel, Lipsius & Tischer. 4 M.

Hunziker J., Die Sprachverhältnisse der Westschweiz. (Aus „Schweizer Rundschau".) Aarau, Sauerländer. 80 ₰.

Hartmann, Metrum und Rhythmus. Gießen, Ricker. 1.40 M.

Sickel H., Joh. Phil. Lor. Withofs Metrik und Sprache. Dissertation. Leipzig.

---

15. und 16. Jahrhundert.

Michels V., Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. Heft 77.) Straßburg, K. J. Trübner. 6.50 M.

Inhalt: I. Dramen aus österreichischen Landen. 1. Ueberlieferung. 2. Die Spiele in E. 3. Aeltere Reste in der Sterzinger Sammlung. II. Die dramatische Produktion in Schwaben und der Schweiz. III. Die Revueform. 1. Tanz und Drama. 2. Fastnachtfeier und Fastnachtspiel. IV. Nürnberger Fastnachtspiele. 1. Ueberlieferung. 2. Lokale Beziehungen. 3. Dialekt. 4. Rosenplüt. 5. Folz. 6. Handschrift E.

Möller H., Arigo und seine Decameroneübersetzung. Dissertation. Leipzig.

Bäumker W., Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus dem XV. Jahrhundert, nach einer Handschrift des Stiftes Hohenfurt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.

Eberlin von Günzburg J., Ausgewählte Schriften. 1. Band. Herausgegeben von L. Enders. Flugschriften aus der Reformationszeit XI. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 139—141.) Halle, Niemeyer. 1.80 M.

Inhalt: Die „Bundesgenossen".

Die Haimondskinder in deutscher Uebersetzung des 16. Jahrhunderts herausgegeben von A. Bachmann. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CCVI.) Tübingen 1895.

Lucifers mit seiner gesellschaft val. Und wie derselben geist einer sich zu einem Ritter verdingt und ym wol dienete. Bamberg 1493. Nach dem Unicum im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg in Facsimile herausgegeben. Frankfurt a/M., Baer & Co. 3 M.

Thomas Morus, Utopia. Herausgegeben von V. Michels und Th. Ziegler. Mit zwei phototypischen Nachbildungen (Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts 11) Berlin, Weidmann 1895. 3.60 M.

Inhalt der Einleitung: 1. Morus' Leben. — 2. Gehalt und Bedeutung der Utopia. — 3. Die Ausgaben der Utopia. S. XLIX ff. Deutsche Uebersetzungen. — Lesarten. — Anmerkungen.

Murner Th., Die Gäuchmatt. (Basel 1519.) Herausgegeben von W. Uhl. Mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen. Leipzig, Teubner. 5.20 M.

Hans Sachs. Herausgegeben von A. v. Keller und E. Goetze. 23. Band. Herausgegeben von E. Goetze (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CCVII.) Tübingen 1895.

Inhalt: Zweite Abteilung des Inhalts von Band 22, vgl. Euphorion 2, 728.

Hans Sachs-Kalender für das Jahr 1896. (Mit Abbildungen und Wandkalender.) Nürnberg, Raw. 50 ₰.

Boccaccio, De claris Mulieribus deutsch übersetzt von Stainhöwel. Herausgegeben von K. Drescher (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart CCV). Tübingen 1895.

Inhalt: 1. Die lateinischen Handschriften. 2. Lateinische Drucke. 3. Die Drucke von Stainhöwels deutscher Uebersetzung. 4. Stainhöwels Vorlage und das Verhältnis der Drucke zu einander. 5. Boccaccios „clarae mulieres" und Stainhöwels Uebersetzung. 6. Sprachliches. 7. Der Druck der „berühmten Frauen" von 1473. — Text. — Anhang: I. Die von Stainhöwel ausgelassenen Kapitel im lateinischen Text. — II. Als Orthographieprobe ein Kapitel aus Stainhöwels Uebersetzung des Speculum vitae humanae nach Stainhöwels eigenem Concept.

17. Jahrhundert.

Angelus Silesius. Von Otto Erich Hartleben. Dresden, Bondi.

Ellinger hat den „Cherubinischen Wandersmann" den Literarhistorikern, Hartleben den Laien zum Genuß dargeboten. Der schäkerhafte Zufall führte Hartleben mit dem „Cherubinischen Wandersmann" zusammen. Das tiefe, dichterische Gemüt Schefflers hat ihn begeistert und an sich gerissen. Er spürte dem Lebensgange des Schlesiers nach. Davon erzählt Hartleben in der Einleitung. Er wollte mit seiner Auswahl „den ewigen Kern aus der rauhen, historischen Schale herausschälen" (Einleitung S. XV). Aus den 1665 Sprüchen des „Cherubinischen Wandersmann" nahm Hartleben 140 heraus und ordnete sie nach einem festen Einteilungsgrund zu verschiedenen Gruppen zusammen: die einen bringen frische Naturbilder, die andern drücken bestimmte mystisch-philosophische Sätze oder Begriffe aus. So herrscht in diesem handlichen Büchlein säuberliche Ordnung. Die spruchartigen Ueberschriften über den Distichen des „Cherubinischen Wandersmann" sind weggelassen. Wir erliegen nie dem ermattenden Schwung der Schefflerschen Mystik. Die Vierzeiler in Hartlebens Auswahl lesen sich flott und duftig hintereinander weg. Durch diese Ausgabe des „Cherubinischen Wandersmann" wird gewiß unser Glaube an die ächte Dichternatur Schefflers gestärkt. Karl Ott.

18. Jahrhundert.

Burbach F., Rudolph Zacharias Becker. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unseres Volkes. Gotha, Thienemann. 1.20 M.

Das hübsch ausgestattete Büchlein ist aus dem Bestreben der Verlagsbuchhandlung E. F. Thienemann in Gotha hervorgegangen, zur Feier des

hundertjährigen Bestandes ihres Geschäftes dessen Begründer R. Z. Becker ein literarisches Denkmal zu setzen. Es kommt aber über der Charakteristik des betriebsamen Buchhändlers der Aufklärer, der Journalist („Reichsanzeiger") und der Volksschriftsteller („Noth- und Hülfsbüchlein") nicht zu kurz und man erhält in einer knappen lesbaren Skizze einen guten Ueberblick über seine weitverzweigte Thätigkeit. Vom literarhistorischen Standpunkte sind seine Werke weniger wichtig als vom kulturhistorischen; das gibt auch Burbach zu, so wenn er vom „Noth und Hülfsbüchlein" mit verständiger Kritik sagt S. 41: als Volkserzählung stehe es weit hinter verwandten Schriften jener Zeit zurück. „Die Erzählung wird schwerfällig und unnatürlich, wenn keine Gelegenheit vorbeigelassen wird, Verkehrtes zu tadeln und nützliche Lehren anzubringen." Die Volksschriftstellerei der Aufklärungszeit verdiente es aber, einmal im Zusammenhange dargestellt zu werden. A. S.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von K. Schüddekopf. 2. Hälfte. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von A. Leitzmann.) Weimar, Felber. 5 M.

Inhalt: Briefe Nr. 86—147 aus den Jahren 1775—1799. — Erläuterungen. — Anhang: 58 Gedichte von Heinse, meist aus der „Büchse".

Bielschowsky A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. (In 2 Bänden.) 1. Band mit einer Photographie (Goethe in Italien von Tischbein). München, Beck. 6 M.

Heinemann K., Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. 4 Halbbände. Leipzig, Seemann. 7.50 M.

Heinemann K., Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. 5. Auflage. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und 4 Heliogravüren. Leipzig, Seemann. 8 M.

Dechent H., Goethes Schöne Seele Susanna Katharina von Klettenberg. Gotha, Perthes. 4.50 M.

Goethes Werke. Herausgegeben von L. Geiger. Neue Ausgabe bearbeitet von M. Ehrlich und L. Geiger. 10 Bände. 7. Auflage. Berlin, Grote. 20 M.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 32.—35. Band. Stuttgart, Cotta. à 1.50 M.

Goethe, Iphigenie auf Tauris. 5. (Titel-) Auflage. Stettin, Hagemann. 60 Pf.

Goethe, Iphigénie en Tauride. Nouvelle édition, publiée avec une notice et des notes en français par L. Schmitt. 4e édition. Paris, Delagrave.

Bittmann W., Eine Studie über Goethes „Iphigenie auf Tauris". Neue (Titel-) Ausgabe. Wien, Graeser. 2 M.

Goethe, Torkwato Tasso, dramat, przekład Jana Kasprowicza. Zloczów, W. Zuckerkandl. 24 kr.

Goethe, Hermann und Dorothea. Illustrationen nach Originalen von E. Klein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 M.

Goethe, Hermann et Dorothée. Traduction française par B. Lévy, avec le texte allemand et des notes. Paris, Hachette. 1 fr. 50 c.

Goethe, Hermann et Dorothée, poème en neuf chants. Traduit par Bitaubé. Paris, Berthier. 25 c.

Goethe, Faust, tragédie. Paris, Pfluger. 25 c.

Goethe, Faust. From the German. By J. Auster. With an Introduction by B. Mason. Illust. by F. Gregory. London, Truslove and Hanson. 10 sh. 6 d.

Goethe, Faust. The first Part, with a Literal Translation and Notes for Students by „Beta". London, Nutt. 3 sh. 6 d.

Werni Ch. (Winderlich), Goethes Faust, ein politisches Gedicht? Literarisch-historischer Versuch. Brandenburg, Haeckert. 2.50 M.

Reber P. M., Erinnerung in Wort und Bild an die Gesamtaufführung des Goetheschen Faust auf der kgl. Hofbühne zu München. (10 Lichtdrucke und 1 Theaterzettel.) München, Finsterlin. 2 M.

Sevin, Goethes Dichtung und Wahrheit. 2. Auflage. Karlsruhe, Reiff. 80 Pf.

Goethe, Poésies lyriques. Avec notices et notes par L. Schmitt. Classe de rhétorique. 6e edition. Paris, Delagrave.

Goethe, an Schiller's Xenions. Selected and translated by P. Carus. Chicago, The open court publishing company.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von O. Roquette. 3. Band. (Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Ruland C., Aus dem Goethe-National-Museum I. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. Band 10.) Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft 1895.

Inhalt: Vorbemerkung. — Erläuterung zu den 24 Tafeln. — 1. Goethe, Oelgemälde von H. Kolbe. 2—10. Zeichnungen von Goethe: 2. a) Die Leonhardskirche. b) Die Sachsenhäuser Warte. 3. a) Cornelia. b) Goethe am Schreibtische. c) Wieland. 4. Aussicht vom Kickelhahn. 5. Stollen am Kammerberg. 6. Grund bei Martinroda. 7. Die Naturbrücke über die Ilm. 8. Rekrutenaushebung in Apolda. 9. Schloß Kochberg. 10. Dorfstraße in Thüringen. 11. Goethe, gezeichnet von Schmeller. 12. Auguste von Goethe, von Schmeller. 13. Das Familienbild, von Seekatz. 14. Die Gerbermühle, von A. Rudl. 15. Blick auf Frankfurt, von A. Rudl. 16-24. Zeichnungen von J. Schmeller: 16. Knebel. 17. Einsiedel. 18. Fritz Stein. 19. Bettina von Arnim. 20. Wilhelm von Humboldt. 21. Graf Reinhard. 22. Grillparzer. 23. David d' Angers. 24. Mickiewicz.

Chuquet A., Paris en 1790. Voyage de Halem. Traduction, Introduction et Notes. Paris.

Hübler F., Milton und Klopstock. Mit besonderer Berücksichtigung des Paradise lost und des „Messias" (Schluß.) Programm. Reichenberg.

Kotzebue A. v., Die Deutschen Kleinstädter. Lustspiel in vier Akten. Edit. by Matthews and Witherby, London, Rivington, Percival and Co. 1895. 2 sh.

Krummacher, Parabeln (russisch). Petersburg, Lederle 1895. 40 Kop.

Lenz J. M. R., Pandaemonium Germanicum (1775) nach den Handschriften herausgegeben und erläutert. Berlin, Privatdruck.

Karl Weinhold zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum dargebracht. Der ausführliche Commentar von Erich Schmidt. Als Anhang: Ramonds de Carbonnières Widmung der Dernières Aventures du jeune d' Olban an Lenz.

G. E. Lessings Sämtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch F. Munker. Band 11. Stuttgart, Göschen. 4.50 M.

Lessing, Emilia Galotti. 5. (Titel-) Auflage. Stettin, Hagemann. 60 Pf.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Leipzig, Wartig. à 1 M.

32. Lessings Minna von Barnhelm. 6. Auflage.

33. Lessings' Emilia Galotti. 4. Auflage.

Lessing G. E., Böles Náthán. Dramai költemény öt felvonásban. Németből ford. Zichy Antal. Budapest, Franklin-Verein. 1895. 40 kr.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 6. Band. (Mit 3 Bildnissen und 1 Tafel.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 M.

Der vorliegende Band enthält Schillers Briefe vom Januar 1799 bis November 1802 (Nr. 1425—1833). Bisher ungedruckt waren: Fünf Briefe an Göschen vom 26. April 1799 (Nr. 1453), 18. November 1799 (Nr. 1524), 20. April 1800 (Nr. 1575), 31. Mai 1802 (Nr. 1799 fragmentarisch), 4. Juli 1802 (Nr. 1806); zwei Briefe an Gädicke vom 24. und 27. September 1799 (Nr. 1500 und 1502); ein Brief an Göpfert vom 20. Mai 1800 (Nr. 1584); ein Brief an Crusius vom 28. August 1800 (Nr. 1619); ein Brief an Unger vom 26. April 1801 (Nr. 1686); ein Billet an Apotheker Schwarze in Jena vom 4. Februar 1802 (Nr. 1757); ein Billet an Kirms vom Februar 1802 (Nr. 1759). Aus den Anmerkungen hebe ich die Bemerkungen über Schillers Verhältnis zu seiner Mutter (zu Nr. 1504), über die Quellen der Macbeth-übersetzung (zu Nr. 1560), über Schillers Beurteilung von Goethes Ehe (zu Nr. 1634), über einen Grundsatz der Schillerschen Poesie (zu Nr. 1808) hervor; S. 471 wird ein Brief Ifflands an Schiller vom 20. Mai 1800 mitgeteilt. Die Nr. 1460 ist kein Brief, sondern eine Quittung, und hätte daher so wenig wie andere Quittungen in die Briefsammlung Aufnahme finden sollen. A. L.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von L. Geiger. 1. Band. (Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Schillers Werke. Herausgegeben von L. Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3. 4. 7. 8. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 2 M.

Möller M., Studien zum „Don Carlos". Nebst einem Anhange: Das Hamburger Theatermanuskript (Erster Druck). Greifswald, Abel. 4.80 M.

Inhaltsangabe: 1. Schillers „Menschenfeind", eine Vorstudie zum „Don Carlos". — 2. Einfluß der Lektüre Schillers auf den „Don Carlos". I. „Julius von Tarent". II. Shakespeare. III. Lessings „Nathan". — 3. Einwirkung eigener Erlebnisse auf den „Don Carlos". — 4. Die Buchausgaben des „Don Carlos". I. Die Tendenz des „Don Carlos". II. Charakteristik. III. Landschaftliches Colorit. Der spanische Hof. IV. Bühnentechnische Verbesserungen. V. Verbesserungen im Ausdruck. — 5. Die Prosafassung vom Jahre 1787. — 6. Die Hamburger Theaterhandschrift. — Anhang: Abdruck der Hamburger Theaterhandschrift.

Schillers Braut von Messina. 5. (Titel-) Auflage. Stettin, Hagemann. 60 Pf.

Popek A., Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. (Schluß.) Programm. Linz.

Schiller, Das Lied von der Glocke. Mit der lateinischen Uebersetzung von J. D. Fuß. Warendorf, Schnell. 50 Pf.

Czernecki J., Pieśń o dzwonie Schillera wraz z polskim przekładem J. N. Kamińskiego, z uwagami wstępnymi do poemata idt. Lemberg. 35 kr.

Schiller, Das Lied von der Glocke und seine geistvollsten Parodieen. Berlin, Pritschow. 2.50 M.

Schiller F., Mózes küldetése. Ford. Jurany G. Budapest, Franklin-Verein. 10 kr.

Conrad H., Schillers Realismus. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.) Hamburger Verlagsanstalt. 1 M.

Muhlenbeck E., Euloge Schneider 1793. Paris, E. Bouillon. 15 fr.

Sauer A., Johann Gottfried Seume. Festrede zur Enthüllung seines Denkmals in Teplitz am 15. September 1895 (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 208). Prag, Härpfer. 20 kr.

Kern R., Beiträge zu einer Charakteristik des Dichters Tiedge. Berlin, Speyer und Peters. 1.80 M.

19. Jahrhundert.

Bottermann W., Die Beziehungen des Dramatikers Achim von Arnim zur altdeutschen Literatur. Göttingen, Peppmüller. 1.20 M.

Inhalt: Einleitung: Die altdeutschen Studien A. v. Arnims. — I. Poetische Vorlagen bearbeitet in loserem Anschluß. 1. Die Päpstin Johanna. 2. Halle und Jerusalem. II. Engere Anlehnung an poetische Quellen. 1. Janns erster Dienst. 2. Herr Hanrei und Maria vom langen Markt. 3. Der wunderthätige Stein. 4. Jemand und Niemand. III. Prosaquellen benutzt. 1. Die Appelmänner. 2. Glinde, Bürgermeister von Stettin. 3. Die Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629. 4. Das Loch oder das wiedergefundene Paradies. — Anhang: Marino Caboga. — Schluß: Zusammenfassende Beurteilung des Dramatikers A. v. Arnim.

Alexis W. (W. Häring), Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 13. Auflage. Berlin, Janke. 2 M.

E. M. Arndts Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. 6. Band. Leipzig, Pfau. 4 M.

Arndt E. M., Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Herausgegeben von R. Geerds. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Arent, Mein Unternehmen „Die Musen". Berlin, Rauck (Fritz Rühe).

Bodenstedt F. von, The Mountain Lake, and other Poems. Trans. from the German. With a Brief Biographical Introduction by J. Preston, Including a Photograph and Facsimile Letter. Together with a Bibliography of the Poet's Works, and an Account of the Funeral Ceremony and Orations. London, Roxbourghe Press. 1895. 6 sh.

Cardauns H., Die Märchen Clemens Brentanos. (Vereinsschrift der Görresgesellschaft, 1895. 3. Heft.) Köln, Bachem. 1.80 M.

Büchner G., Der hessische Landbote. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von E. David. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze.) München, Ernst. 60 Pf.

Chamisso A. v., Peter Schlemihl, il. by Marold and Mittis. Boston, Knight. 1895. 75 c.

Eichendorff J. Freiherr v., Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von C. Braun. Mit 8 Vollbildern in Lichtdruck. 3. Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 2.50 M.

Freytag G., Graf Waldemar. Schauspiel. 5. Auflage. Leipzig, Hirzel. 2 M.

Freytag G., Soll und Haben. Roman. 44. Auflage. 2 Bände. Leipzig, Hirzel. 6.75 M.

Freytag G., Die verlorene Handschrift. Roman. 26. Auflage. 2 Teile. Leipzig, Hirzel. 7.50 M.

Freytag G., Die Ahnen. Roman. 1. Abteilung. Ingo und Ingraban. 22. Auflage. Leipzig, Hirzel. 6.75 M.

Geibel, Sophonisbe (russisch). Moskau, O. Laschkewitsch. 1 R.

Gerok K., Palmblätter. 114. Auflage. Der Taschen-Ausgabe 29. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 M.

Gerok K., Der letzte Strauß. Vermischte Gedichte. Der „Blumen und Sterne" neue Folge. 16. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3.50 M.

Gerok K., Unter dem Abendstern. Gedichte. 12. Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 3.50 M.

Gotthelf J., Wie Joggeli eine Frau sucht. — Servaz und Pankraz. Zwei Erzählungen. (Bibliothek für alle.) Basel, Koehler. 15 H.

Gotthelf J., Hans Jakob Heiri oder die beiden Seidenweber. Erzählung. Leipzig. Sächsischer Volksschriftenverlag. 50 H.

Grabbe Ch. D., Don Juan und Faust (Meyers Volksbücher). Leipzig. 10 H.

Grillparzer, Sappho (russisch). Moskau, Lewenson. 1895. 75 Kop.

Sauer A., Aus dem alten Oesterreich. Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte Grillparzers und zur Charakteristik seiner Zeit. Als Handschrift gedruckt. Prag 1895.

Inhalt: I. Ein poetisches Fragment Grillparzers. — II. Die Unterdrückung des Gedichtes „Die Ruinen des Campo Vaccino". Sedlnitzky an Kaiser Franz mit der Erledigung des Kaisers (1819). — III. Die Aufführung und Drucklegung von „König Ottokars Glück und Ende" 1—13. — IV. Wiener Gasthausleben im Vormärz. 1. Zur Geschichte der Ludlamshöhle. 2. Daffingers Polizeigeschichte. 3. Zur Nachgeschichte der Ludlamshöhle. — V. Zur Geschichte des Trauerspiels: „Ein treuer Diener seines Herrn" 1—4. — VI. Ein anonymer Bericht über Grillparzer aus dem Jahre 1838. Von dem Grafen Majlath. — VII. Ein politischer Schmähbrief an Grillparzer (1861). — VIII. Ein Jugendgedicht Grillparzers: Rundgesang.

Halm F., Der Sohn der Wildnis. Dramatisches Gedicht. 10. Auflage. Wien, Gerold. 1.20 M.

Hammer J., Schau um dich und schau in dich. Dichtungen. 2. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2 M.

Hamerling Robert, Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. 9. Auflage. Mit einer Original-Titelzeichnung von E. A. Fischer-Körlin. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 3 M.

Rabenlechner M. M., Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Erster Band: Hamerlings Jugend. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 5 M.

Inhalt: Widmung. — Vorwort. I. Waldheimat (24. März 1830 bis Juli 1840.) II. „In clara valle" (Juli 1840 bis 15. August 1844.) III. Neues Leben (15. August 1844 bis 13. September 1846.) — Anhang: Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867 von Robert Hamerling.

Die umfangreiche Publication zerfällt in zwei Theile von sehr verschiedenem Wert: in Documente, die von höchster Wichtigkeit für Hamerlings Entwicklung und für die Erkenntnis dichterischen Schaffens überhaupt sind und hier zum erstenmal gedruckt vorliegen; und in Zuthaten des Herausgebers, die wenig Geschick verrathen. Das Buch wird mit einem gut gemeinten Gedicht „An Minona" von M. Rabenlechner eingeleitet; die Vorrede druckt die weitläufige und obsolete Befehdung eines Gegners des Hamerling-Denkmales nach, die mit ihrem flachen Spötteln über die Herausgabe „Goethischer Waschzettel" gewiß nicht in die Einleitung eines litterar-historischen Buches gehört.

Es läßt sich dem Verfasser überhaupt nur wenig Gutes nachrühmen. Das Vorurteil gegen die Compilation von Darstellung mit Briefen und Tagebüchern mag ja Baechtolds „Keller" erschüttert haben; aber welche Weitschweifigkeit, die selbst vor der Erörterung einer „paläozoischen, mesozoischen und kanäozoischen Meeresdeckung" im niederösterreichischen Waldviertel nicht zurückschreckt, welche Redseligkeit in den Anmerkungen, die sich in Ausfällen

gegen Gymnasialprofessoren ergehen, mit denen der Verfasser in seiner Schulzeit schlecht ausgekommen ist! Und diese schrankenlose Freude an der kleinsten Entdeckung, die sich in den fettesten Lettern Luft macht, diese schier endlosen Inhaltsangaben von Knabenarbeiten Hamerlings! Und nicht zuletzt diese gedunsene Schreibart mit dem trotz Jean Paul unerträglichem Schwund der Hilfszeitwörter. (Wie schön klingen Sätze, wie: „. . . freilich, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß ihr Liebhaber der bestialische Mörder seines greisen Lehrers Johann Konrad Blank!“ S. 277, oder: „Es wurde dafür gehalten, daß diese so strenge Verurteilung nicht zum geringsten Blumauer zuzuschreiben“ S. 278).

Trotz alledem — so wenig lobt oft das Werk den Meister — verdanken wir Rabenlechner ein durchaus lehrreiches, in manchen Partien sehr interessantes Buch. Die Neigung Hamerlings, schon in frühester Jugend Tagebücher und gewissenhafte Aufzeichnungen zu führen, rücken das Buch in die erste Reihe dichterischer Selbstbiographien und Confessionen. Ganz besonders hoch ist sein Wert durch den frühen Zeitpunkt, mit dem die Selbstbeobachtung beginnt. Von großer Bedeutung für jeden Literaturforscher sind besonders die im 1. Abschnitt des 3. Teils abgedruckten Tagebuchblätter. Was hat der 14- und 15jährige alles gelesen und wie weiß er zu lesen! Homer, Robinson, in dem er sofort das wesentliche erkennt, Bulwer, Ciceros Somnium im Urtext, Schröder, Klopstock, Brandes, Pyrker, Langbein, Calderon, Zedlitz, Aurelius Prudentius, Wieland, Lessing, Schiller, Raupach, Kotzebue vom ersten bis zum letzten Bande, Walter Scott, Euripides (Medea), Tiedge, Ewald v. Kleist, Mendelssohns Phädon, Bürger, J. J. Engel, Babo, J. N. Vogl, Herder (Blumenlese), die Bibel (als tägliche Lektüre), Voltaire (Olympia), Matthisson, Uhland, Hoffmann, Chamisso, Seidl, Hackländer, Musäus, Friedrich Kaiser, Schlegels Vorlesungen, Virgil, A. v. Haller, Thümmel, Logau, Johannes von Müller, Freiligrath, Justinus Kerner, Eugen Sue, dazu belehrende und theoretische Schriften, Volksbücher und Volkskalender, diese enorme Bücherliste vermochte der 15jährige Gymnasiast und Stundenlehrer in etwa $1^1/_2$ Jahren nicht blos zu bewältigen, sondern aufs Beste zu verdauen. Das kluge und bei aller jugendlichen Wärme so richtige Urteil, das er über die einzelnen Autoren fällt, spricht dafür. Seine Lieblingsdichter sind Uhland, der ihm den besten Begriff echter Poesie beigebracht, Körner, dessen Leier und Schwert seinen Enthusiasmus erregt und der „herzliebste Hoffmann“ zu dem er sich mit „magisch-sympathetischer Kraft“ hingezogen fühlt. „Miß Sara“ ist ihm in jeder Beziehung hoch, edel, erhaben, vollendet; von Philotas ist er bezaubert, er verehrt den geistvollen Dichter, macht aber in sehr hübscher bescheidener Art Verbesserungsvorschläge. Die „Räuber“ sind ihm kurzweg ein „herrliches, üppiges, originelles Werk.“ Demetrius aber eine kostbare Reliquie, deren Unvollständigkeit ihm ein „Schade, schade, schade!“ entlockt. Tiedges Urania ist ein erhabenes Meisterwerk, das jeder Christ kennen sollte; von Ewald v. Kleist urteilt er: „Wenig hat er uns hinterlassen, aber was er uns hinterließ, ist vollendet und unsterblich.“ Goethes Iphigenie heilt ihn von der „Verachtung,“ mit der er dem Dichter kindlich begegnet war. Matthisson zählt er zu den „genialeren und originelleren Köpfen Deutschlands“, Chamisso ist ein „seltsamer Kerl“. Ueberraschend fein sagt er von Klopstock: „Er ist ein wahrer Festschmaus für riesige Geister; kleinere Geister mögen ihn, da er allein zu scharf ist, mit leichteren und weicheren Dekokten vermischt einnehmen. Er ist ein wahrer Commentar zu den Werken Gottes.“ Agathon ist ihm ein eminent moralisches Buch, weil es die Klippen der Tugend beleuchtet; der Dichter des Ahasverus vergleicht dazumal Schilderungen von aufgebauschter Sinnlichkeit mit einem Leichnam

im Flitterstaat. Haller ist der größte didaktische Schriftsteller, Logau der Fürst der Epigrammatisten. Freiligrath ist ein Genie und ein Dichter im vollsten Sinn des Wortes. Er, Schiller und Uhland sind die Repräsentanten dreier verschiedener Dichtungsarten — „alle drei habe ich recht lieb." Mit großer Ruhe und feinem Verständnis urteilt er über Kotzebue, den er aufs gründlichste durcharbeitet. Früh genug ist der junge Schüler von Gedanken an seinen künftigen Ruhm erfüllt: „Ein Poet muß sich viel in der Welt umsehen" ruft er sich bei Zeiten zu, dramatische Stoffe beschäftigen ihn gar stark und der „Heraclusbund," den er sechzehnjährig mit Anton Bruckner stiftet, setzt fest, daß ein jeder der Heraclusbrüder gehalten sei für den Ruhm, die Förderung, eventuell für das literarische Andenken des anderen zu thun, was immer in seinen Kräften stehe.

Es ließe sich noch vieles hervorheben, was charakteristisch ist für Robert Hamerling und für den Dichter überhaupt. Vielleicht gibt der in Aussicht stehende 2. und 3. Band hiezu Gelegenheit. Möge der Bearbeiter zu seiner schönen Aufgabe heranreifen. Rudolf Fürst.

Hauff W., Lichtenstein (épisode de l'histoire du Wurtemberg), roman. Traduit de l'allemand par E. et H. de Suckau. Paris, Hachette. 1 fr.

Hauff W., Lichtenstein, roman historique. Avec notices et notes par L. Schmitt. Classe de seconde. 5e édition. Paris, Delagrave.

Hauff W., Fairy tales; from the German by P. E. Pinkerton. Philadelphia, Mc. Kay. 75 c.

Hauff W., The little glass mann, and other stories; from the German. New York, Macmillan. 75 c.

Nassen J., Heinrich Heines Familienleben nebst einer Heine-Literatur. Fulda, Druck und Kommissions-Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei 1895. 5 ℳ

Eine ebenso überflüssige, wie schlecht durchgeführte Arbeit. Obgleich der Verfasser von dem Einfluß seiner Untersuchungen auf die Heineforschung einen besonders hohen Begriff hat, sich etwas darauf zu gute thut, daß er auch die Werke des Dichters — Gedichte und Prosa — seinen Betrachtungen zu Grunde legt (S. 6), auch mit jeder „Schmuserei" aufzuräumen verspricht (S. 16), so enthält sein Buch doch nichts anderes, als eine Reihe kritiklos neben einander abgedruckter Stellen von Briefen Heines und Citaten aus der Heineliteratur. Dabei ist es dem Verfasser völlig gleichgiltig, ob er es mit den Forschungsergebnissen von Elster, Prölß und Karpeles, mit dem Geschwätz der Herren Kohut und Weill oder mit den Böswilligkeiten des von Elster (Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte II) sattsam gekennzeichneten S. Brunner zu thun hat. Wie leicht Nassen zu seinen Resultaten gelangt, dafür giebt S. 14 ein köstliches Beispiel. Heine hat im Verlauf von Jahren ein paarmal in Briefen Wendungen wie „Gottes Wille geschehe", „das weiß Gott" angewendet. Daraus folgert Nassen wörtlich: „Ich glaube, daß diesen Zeugnissen gegenüber nicht mehr geleugnet werden kann, daß er wirklich zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt ist." (!) Gleichzeitig kann diese kühne Entdeckung auch als Probe für die nachlässige Disposition der Arbeit dienen: sie ist an den Schluß des § 2 „H. Heines Verhältnis zu Mutter und Schwester" gestellt. Thatsächlich kommt Nassen in seinem ganzen nichtssagenden Verbindungstext regelmäßig vom hundertsten ins tausendste, um dann mit einem „Doch kehren wir . . . zurück" oder mit seinem beständigen „Hierher paßt auch", „Hier möchte ich anfügen" eine gebrechliche Brücke zu schlagen. Wie wenig Nassen das Wesen seines Dichters versteht, zeigt sich am besten auf S. 15, wo er dem „leichtsinnigen Poeten" eine „ernste, edle, deutsche Gattin" wünscht, oder S. 9, wo er sich sehr entrüstet, daß der kosende Sohn den „wenig Achtung"

verratenden Ausdruck „alte Schachtel“ seiner Mutter gegenüber anwendet. Von der Sorglosigkeit der Textbehandlung nur ein klassisches Beispiel. Caput XXVI des Atta Troll lautet nach Nassen S. 44:

„Als ich — vor'gen Sonntag
„Mich verging mit Julietten . . . .“

Aber auch das „gesammte Material“, auf das Nassen so stolz ist (das Titelblatt verspricht eine Darstellung „nach sämtlichen vom Dichter selbst vorliegenden Nachrichten“), beherrscht er in ganz unzulänglicher Weise. So bespricht er das Verhältnis Heines zur Mutter, ohne das herrliche XX. Kapitel von „Deutschland, ein Wintermährchen“ zu kennen (eine kaum glaubliche Schleuderhaftigkeit), ohne die prächtige Charakteristik in den Memoiren (Engel S. 99 f.) zu erwähnen. Für das Verhältnis zur Schwester wäre wohl die „artige und liebevolle“ Widmung des „Neuen Frühling“ (1831) bemerkenswert gewesen. In der Mathildenfrage läßt er sich Charakteristisches in Menge entgehen: so das Gedicht „Für die Mouche“ (Elster 2, 45), die von Engel veröffentlichten Briefe an die Mouche, das Tagebuch Grillparzers vom 27. April 1836, das ergreifende Gedicht „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt“ (2, 42). Dafür ergeht er sich seitenlang (S. 35 ff., S. 85 ff.) in den fadesten Klatschereien darüber, ob und wie Heine seine Frau geschlagen hat. Eben so vieles übersieht er bei Darstellung des Verhältnisses Heines zu den Hamburger Verwandten, das er ganz unvermittelt im Anschluß an Mathilde behandelt; z. B. das bekannte Gedicht (2, 109) „Zum Lazarus“: „Nachts erfaßt vom wilden Geiste“ („Siegfried gleich dem hürnen Recken — Wußten sie mich hinzustrecken — Leicht erspäht Verwandtenlist — Wo der Held verwundbar ist“) oder das furchtbare Lazarus-Gedicht: „Es gab den Dolch in Deine Hand“. Letzte Gedichte und Gedanken, herausgegeben von Strodtmann 1869, S. 178):

„Nun weiß ich, was ich wissen wollt'
„Und gern, mein Mörder, will ich Dir verzeihn,
„Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
„Schmachvoll die Teufel Dir ins Antlitz spei'n.“

Den Schluß der Schrift bildet eine lahme Parallele mit Goethe, in der in ungewöhnlich geschmackloser Weise im Anschluß an die „wirklich großen Gedanken“ des übel beleumundeten A. Weill Goethe wegen des „schlechten Beispiels“, das er durch seine „Leichtfertigkeit“ der Nation gegeben, geschulmeistert wird. Ein Citat aus Baumgartner wird dann zur Glorificierung von „Schiller und Körner“ verwendet, die im „schärfsten Gegensatz“ zu „Goethe und Heine“ stehen. — Der „Anhang“, der eine Zusammenstellung der Heineliteratur bringt, ist etwas sorgfältiger gearbeitet und vergißt, bei ganz belangloser Beurteilung, so weit ich sehen kann, keine der wichtigeren Erscheinungen. — Darstellung und Methode der Schrift sind durchweg verfehlt. R. Fürst.

Kaufmann D., Aus Heinrich Heines Ahnensaal. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 4 M.

Heine H., Ratcliff, Eine Operndichtung. Vollständiges Buch. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann (Universalbibliothek). Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Heine H., Oeuvres. Extraits par Ch. Sigwalt. Paris, Garnier frères.

Heine H., Lieder tradotti da D. Menghini. Parma, Ferrari e Pellegrini. 1895. 2 l.

Heine H., Di notte nella cabina; dal Mare del Nord. Versione di G. Vigolos. Vincenza, Franzoi. 1895.

Heine H., Reisebilder: schizzi di viaggio. Traduzione di A. Cimino Foti. Milano, libr. edit. Galli di C. Chiesa e F. Guindani. 2 vol. 5 l. 1895.

Gaddi G., Saggio di traduzione da Heine. Santarcangelo, Ganganelli. 1895.

Herloßsohn K., Die Tochter des Piccolomini. 3. Band. (Die besten Romane der Weltliteratur. V. 5.) Teschen, Prochaska. 50 ₰.

Briefe von und an Georg Herwegh. Herausgegeben von M. Herwegh. Ferd. Lassales Briefe an Georg Herwegh. Nebst Briefen der Gräfin Sophie Hatzfeldt an Frau Emma Herwegh. Mit einem Brief und Bild Lassales. Zürich, Müller. 4 *M.*

Wilbrandt A., Hölderlin. — Reuter. (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien.) 2. Auflage. Berlin, Hoffmann. 2.40 *M.*

Hoffmann, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors (russisch). Petersburg 1895. Lederle.

Hoffmann, Nußknacker und Mausekönig (russisch). Petersburg, Lederle. 1895. R. 1.25.

Hoffmann E. T. A., Erzählungen (russisch). Kiew, Johanson. 1895.

Immermann K., Das Trauerspiel in Tirol. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. 20 ₰.

Fellner R., Was ihr wollt. Ein Lustspiel von William Shakespeare. Mit Benutzung einer dramaturgischen Skizze Karl Immermanns nach dem Prinzip der altenglischen Bühne eingerichtet (Aufführung im Deutschen Volkstheater am 17. Februar 1896). Wien, Druck von J. Weiner.

Programm der Bearbeitung.

Keller Gottfried, Gesammelte Werke. 1.—6., 8.—10. Band. 10. 14. und 16. Auflage. Berlin, Besser. à 3 *M.*

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 1. Band. 1819—1850. 4. Auflage. Berlin, Besser. 7 *M.*

Kinkel G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern. 75. Auflage. Stuttgart, Cotta. 3 *M.*

Kleist H. v., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von K. Siegen. Leipzig, Fock. 1.75 *M.*

Conrad H., Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, Walther. 80 ₰.

Vortrag, gehalten im Kasino der Haupt-Kadettenanstalt (Dezember 1895).

Minde-Pouet G., Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. I. Dramatischer Stil. Berliner Dissertation. Weimar, Felber.

Die folgenden Kapitel sollen enthalten: B. Kleists epischer Stil. C. Die poetischen Kunstmittel der Kleistschen Sprache. D. Die Eigenheiten des Kleistschen Stils. E. Wiederholungen im Stile Kleists F. Grammatisches.

Aus den Thesen: III. Das System des Angelus Silesius ist ein pantheistisches und mit den Lehren des Christentums nicht in Einklang zu bringen. — IV. Clemens Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" beruht weniger auf der Romanze „Der Fähndrich" als auf der Romanze „Weltlich Recht". (Des Knaben Wunderhorn 1846. 3, 286 und 2, 203). — V. Im Manuskript von Kleists „Penthesilea" 31b (Zolling Vers 1021) ist „gutgekeilte" in „glutgekeilte" zu verbessern. — VI. Goethe hat mit „Künstlers Apotheose" Kleist zu seinem „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler" angeregt. VII. Kottwitzens Worte im „Prinzen von Homburg" II, 1: „Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke, daß er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt?" sind nicht als Entlehnung aus Shakespeares „Heinrich IV. Teil II" IV, 3, sondern mit

Lichtenstein als eine Reminiscenz an jene bekannte Scene des Volksschauspiels vom Doktor Faust zu fassen. — VIII. H. v. Kleist darf nicht als der Verfasser der drei in der „Gegenwart" 1886 Nr. 14 von Zolling mitgeteilten Gedichte angesehen werden.

Körner Tivadar, Zrinyi. Szomorujatek 5 felvonásban. Németböl ford. Szemere Pál. Körner Zrinyröl. Birálat. Jrta Kölcsey. Budapest, Franklin-Verein 1895. 30 kr.

Kürnberger H., Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nationalbibliothek.) Wien, Daberkow. 20 ₰.

Kürnberger H., Heimlicher Reichtum. Novelle. Wien, Daberkow. 40 ₰.

Lassalle F., Franz von Sickingen, seine dramatische Dichtung für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von O. G. Flüggen. München, Schupp. 1.50 ℳ.

Ludwig O., Der Erbförster. Trauerspiel. Leipzig, Grunow. 1.10 ℳ.

Ludwig O., Der Erbförster (Bibliothek der Gesamtliteratur.) Halle, Hendel. 25 ₰.

Ludwig O., Der Erbförster. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Ludwig O., Die Makkabäer. Trauerspiel. Leipzig, Grunow. 1.10. ℳ.

Ludwig O., Die Makkabäer. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Ludwig O., Die Makkabäer. (Bibliothek der Gesamtliteratur.) Halle, Hendel. 25 ₰.

Ludwig O., Das Fräulein von Scudery. Schauspiel. Nach E. T. A. Hoffmanns Erzählung. Leipzig, Grunow. 1.10 ℳ.

Ludwig O., Zwischen Himmel und Erde. Leipzig, Grunow. 1.60 ℳ.

Ludwig O., Zwischen Himmel und Erde. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 40 ₰.

Ludwig O., Die Heiterethei. Leipzig, Grunow. 1.60 ℳ.

Ludwig O., Novellen. (Aus dem Regen in die Traufe. Die wahrhaftige Geschicht von den drei Wünschen. Aus einem alten Schulmeisterleben. Maria.) Leipzig, Grunow. 1 ℳ.

Marggraff H., Fritz Beutel, Eine Münchauseniade. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. Bibliographisches Institut. 60 ₰.

Mörike E., Mozart pragai utazasa. Németböl fordittota B. J. Budapest, Franklin-Verein. 1895. 20 kr.

Reuß E. Fürstin, Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von M. v. Nathusius. Berlin, Besser. 5 ℳ.

Nestroy J., Der Talismann. Posse und Gesang. Nationalbibliothek. Wien, Daberkow. 40 ₰.

Nissel F., Dramatische Werke. 3. Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. Stuttgart, Cotta. 6 ℳ.

Inhalt: Ein Wohlthäter. — Rudolf von Erlach. — Ein zweites Leben. — Timur in Ispahan (Fragment). — Mohammed der Prophet (Fragment). — Gedichte: Verwehte Blätter. Gedankengräber. Phantasie. Cid. Der Patriarch. Das Bild des Zeus. Freundeslächeln. Der Töne Quell. Der seltne Gast. Mailand 1848 (ein Fragment). Aphorismen.

Petersen M., Die Irrlichter. 47. Auflage. Berlin, Pätel. 3 ℳ.

Petri J, Rothe Erde. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von E. Schmidt. Berlin, Paetel. 5.50 ℳ.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweitzer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. à 2 ℳ.

Diese schöne Auswahl aus Platens Werken ist nach den allgemeinen Principien der Klassikerausgaben des Bibliographischen Institutes veranstaltet.

Der erste Band enthält die Gedichte nach der letzten von Platen selbst besorgten Ausgabe von 1834, nur vermehrt durch die „Festgesänge“ und durch die „Polenlieder“; entspricht also der ersten Abteilung in Redlichs Gedichtausgabe. Ein Anhang fügt nur wenige (11) Gedichte hinzu, „einmal solche, die, ohne daß sie Platen in die letzte Sammlung aufgenommen hätte, doch allgemein bekannt und beliebt geworden sind, wie das von Schubert komponierte ‚Die Liebe hat gelogen‘, sodann die letzten, die er überhaupt gedichtet, an deren Veröffentlichung ihn aber sein früher Tod gehindert hat.“ Der zweite Band enthält: Die verhängnisvolle Gabel, Den romantischen Oedipus, Die Liga von Cambrai, Die Abbassiden und Die Geschichten des Königreichs Neapel. Von einem kritischen Apparat ist diesmal abgesehen worden — wohl im Hinblick auf Redlichs Ausgabe, die alles Wünschenswerte bequem darbietet. Die Einleitungen sind sorgfältig gearbeitet; die Anmerkungen fast zu reichlich. Das Porträt und das Facsimile von Platens Handschrift sind von tadelloser Ausführung.

Platen Graf A. v., Morgen- und Abend-Betrachtungen. München, Jung. 50 ₰.

Putlitz G. zu, Was der Wald sich erzählt. Ein Märchenstrauß. 49. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 2 ℳ.

Putlitz, Das Schwert des Damokles. Berlin, Behr.

Reuter F., Briefe an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Herausgegeben von F. Engel. 2 Bände. Braunschweig, Westermann. 6 ℳ.

Gaedertz K. Th., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden, an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von L. Pietsch und F. Reuter. Wismar, Hinstorff. 4 ℳ.

Römer A., Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Berlin, Mayer & Müller. 4 ℳ.

Haape W., Ludwig und Friederike Robert. Eine Baden-Baden-Erinnerung. Nach einem Vortrag. Karlsruhe, G. Braun. 80 ₰.

Die Herausgabe der kleinen Schrift ist ein Akt der Pietät in doppelter Hinsicht. Den Verleger verbinden mit der Familie Robert verwandtschaftliche Beziehungen — der Begründer der Buchhandlung war ein Bruder Friederikens — und er steuert aus Familienbriefen einiges bei, was geeignet ist das Andenken an „die schöne Schwäbin“ gelegentlich ihres 100jährigen Geburtstages zu erneuern. Den Verfasser des Vortrages verknüpft mit dem literarischen Ehepaare die Liebe zu dem Orte, an dem es begraben liegt, die Schwärmerei für die „himmlischen Badener Berge und Thäler“, nach denen sie sich von Berlin aus so sehr gesehnt hatten. Die Charakteristik des Dichters Robert ist zwar nicht ohne genaueres Studium seiner Werke entworfen, werden ja sogar die zwei Bearbeitungen der Précieuses ridicules mit einander verglichen S. 3 f., aber doch nicht mit jener Schärfe, die wir von solchen Umrissen verlangen müssen. Daß Robert der literarhistorischen Betrachtung heute auch noch andere interessante Seiten darbietet, hat Minor vor kurzem gezeigt (vgl. oben S. 205). — Schade, daß der Schrift keine Bilder der Gefeierten beigegeben sind.

Rottmann P. J., Gedichte in Hunsrücker Mundart. 8. Auflage. Mit dem Bildnis und einer Lebensskizze des Verfassers von H. Grieben. Trier, Lintz. 2.80 ℳ.

F. Rückerts Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von L. Laistner. (In 20 Lieferungen.) Lieferung 1—6. Stuttgart, Cotta. à 40 ₰.

Diese neue Ausgabe von Rückerts Werken hält die Mitte zwischen der von dem Dichter selbst veranstalteten Auswahl aus seinen Gedichten und der zwölfbändigen Ausgabe der „Gesammelten poetischen Werke". Laistner strebt in ihr alles das zu vereinigen, was von Rückerts Werken heute noch lebensfähig ist, will aber diese seine Hauptdichtungen auch unverkürzt, ja in der ursprünglichen Anlage und Reihenfolge dem Publikum vorlegen. Er hält sich nicht an Rückerts eigene Auslese, sondern hat dessen Wahl nachgeprüft und nach eigenem Urteil gesichtet. Der erste Band enthält den Liebesfrühling, Agnes' Totenfeier und Amaryllis. Der Liebesfrühling ist nach der Ausgabe von 1836 abgedruckt; Weggefallenes aus der von 1834, sowie später Hinzugefügtes ist in einem Anhang beigegeben. Der zweite Band enthält die Geharnischten Sonnette, Vaterländische Gedichte; Bausteine zu einem Pantheon; Jugendlieder, Italienische Gedichte, Oktaven und Verwandtes, Volkssagen, den Anfang der Vermischten Gedichte. Nach der Ankündigung sollen die weiteren Bände noch die Makamen des Hariri und die Weisheit des Brahmanen enthalten. Ein endgültiges Urteil über die getroffene Auswahl besonders der „Vermischten Gedichte" wird erst nach Abschluß der Ausgabe möglich sein.

Bertin R., Friedrich Rückert, sein Leben und Dichten, für die Jugend dargestellt. Stuttgart, Christliches Verlagshaus. 25 ₰.

Schack Graf A. F. von, Nachgelassene Dichtungen. Herausgegeben von G. Winkler. Stuttgart, Cotta. 3 ℳ.

Im Anschlusse an diese nachgelassenen Dichtungen Schacks das Bild des alternden Dichters zu zeichnen, wäre für den Kritiker keine unverächtliche Aufgabe, wenn es der Herausgeber nicht vorgezogen hätte, ihm ein Schnippchen zu schlagen. Er ist nemlich der Meinung, daß Graf Schack die Forderung mancher Aesthetiker, ein jeder Künstler müsse Entwicklung, Höhepunkt und Niedergang in seinem Schaffen zeigen, nicht erfülle; er ist der Meinung, daß Schacks erste und letzte Werke im Charakter und im Werte wenig von einander verschieden seien, daß er sein ganzes langes Schaffen hindurch der Meister der beredten Poesie geblieben sei, als welcher er sich mit seinen ersten „Gedichten" eingeführt habe. Und darum hat er unter die aus den letzten Lebensjahren des Grafen stammenden Gedichte, ohne sie zu bezeichnen, auch Erzeugnisse aus einer ganz frühen Zeit von dessen poetischem Schaffen gemischt, die herauszufinden selbst einem scharfen Auge seiner Meinung nach kaum gelingen werde. Solche Untersuchungen anzustellen sehen wir hier nicht als unsere Aufgabe an. Wohl aber glauben wir constatieren zu können, daß an vielen der hier vereinigten Gedichte eine sinkende Kraft gearbeitet hat und daß über vielen der müde Abglanz einstiger sonnenheller Tage ruht. Neue Töne scheinen uns nirgend angeschlagen zu sein. Noch einmal stürmt der rüstige Weltwanderer durch alle Zonen, noch einmal holt er aus allen Zeiten der Weltgeschichte die Stoffe zu seinen Erzählungen, noch einmal macht er sich mit byronischem Lächeln über die Thorheiten der Welt in einem kleinen satirischen Epos lustig. Biographisch wichtig ist — neben manchen Freundesgrüßen und Nachrufen — das Gedicht „Novembernacht" (S. 223), worin der flammende Ehrgeiz seiner Jugendjahre und der heiße Drang nach der Unsterblichkeit seiner Dichtungen durch die Vergegenwärtigung der Großthaten des Geistes zu bescheidener Resignation herabgestimmt wird. Aber ein Rest von Bitterkeit bleibt zurück. Und der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß dieser Eindruck der entscheidende ist. Denn er hat eine maßlos ungerechte Invective gegen den „Pastetenbäcker und Süßholzraspler" Paul Heyse an den Schluß gestellt, die Schacks Andenken

nicht zur Ehre gereicht. In einer literargeschichtlichen Zeitschrift darf aber nicht verschwiegen werden, daß zu allerletzt auch die „Goethomanie" ihr Sonnettchen an den Kopf geworfen bekommt.

Scheffel J. V. v., Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 59. Auflage. Stuttgart, Bonz. 4.80 M.

Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Lieder. 2. Auflage. Dresden, R. v. Grumbkov. 4 M.

Darin S. 71 Facsimile-Abdruck eines Briefes von Robert Hamerling an seinen Vater, Triest, 8. Dezember 1859. — S. 96 Ein bisher unveröffentlichtes Gedicht Scheffels an Hermine von Preuschen (1880): „Jugendheißen Herzens Glühen".

Schwerin Gräfin, Lieder aus dem Hagedorn. Zweite durch Geschichten aus dem Nachlaß vermehrte Auflage. Anklam, Krüger. 4 M.

Shakespeares Dramatische Werke in 8 Bänden. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Leipzig, Knaur. 8 M.

Stettenheim J., Heitere Erinnerungen. Keine Biographie. Berlin, Fischer. 4.50 M.

Stieler K., Winter-Idyll. 19. Auflage. Stuttgart, Bonz. 4 M.

Stifter A., Studien. Mit Illustrationen von F. Hein und F. Kallmorgen. 1. Band. Leipzig, Amelang. 5 M.

Stifter A., Der Weihnachtsabend. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. 2. Auflage. Leipzig, Amelang. 2 M.

Stifter A., Der Condor. Mit Porträt und biographischer Skizze (Nationalbibliothek). Wien, Daberkow. 20 Pf.

Stolz A., Legende oder der christliche Sternhimmel. 10. Auflage. Mit Bildern von A. und L. Seitz. Freiburg i./B., Herder. 4.40 M.

Stoltze F., Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einem Vorwort, sowie einem Lebens-Abriß des Dichters versehen von O. Hörth. (Mit Bildnis.) Frankfurt a./M., Keller. 4 M.

Storm Th., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 9. Auflage. Berlin, Paetel. 3 M.

Storm Th., Aquis submersus. Novelle. 4. Auflage. Berlin, Paetel. 4 M.

Tieck, Der Geheimnisvolle. Novelle. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. 20 Pf.

Weber F. W., Dreizehnlinden. 70. Auflage. Paderborn, Schöningh. 6.80 M.

Weber F. W., Goliath. 13. und 14. Auflage. Paderborn, Schöningh. 4 M.

Weber F. W., Gedichte. 19. Auflage. Paderborn, Schöningh. 6 M.

Weber F. W., Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. 5. bis 8. Auflage. Mit Stahlstich-Portrait. Paderborn, Schöningh. 4.80 M.

Weber K. J., Das Weib. Aus „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen". Verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe (Universalbibliothek). Leipzig, Reclam. 20 Pf.

**

Nachrichten.

Bei Fromme in Wien wird J. W. Nagl eine „Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials“ unter dem Titel: „Deutsche Mundarten“ herausgeben.

A. Hauffen in Prag gibt im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde“ in zwanglosen Heften heraus. Das erste Heft enthält eine Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von dem Herausgeber; Heft 2: „Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung“ von G. C. Laube. Für die nächste Zeit sind Volksschauspiele aus dem Böhmerwald (herausgegeben von J. J. Ammann), Teilsammlungen aus Braunau und Bischofteinitz, sowie eine Ausgabe deutscher Sagen, Märchen und Schwänke aus Böhmen in Aussicht genommen.

J. Bolte in Berlin ist mit einer Neubearbeitung des 3. Bandes von Grimms Märchen, der die Anmerkungen enthält, beschäftigt und wird Reinhold Köhlers Sammlungen dazu ausnutzen.

Die nächsten Bände der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ werden enthalten: „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Josef Rank, Ausgewählte Werke von Josef Meßner, herausgegeben von Paul Meßner in Lobczów und Ausgewählte Werke von J. Mattheſius Band 2, herausgegeben von G. Loeſche in Wien.

Aus dem Aufsatze von M. Dvořák: „Die Grafen Schlick und ihr Archiv in Kopidlno“, (Český časopis historický, herausgegeben von Goll und Rezek 1, 1895, S. 300 ff.) scheint folgende Notiz der Wiederholung wert zu sein: „Ein literarisches Denkmal (des Archivs) bildet eine deutsche Uebersetzung des Romans von Sylvius' Amores Euryali et Lucretiae, mit Zeichnungen verziert und 1444 in Wien verfertigt. Das Liebesverhältnis Kaspar Schlicks zu einer gewissen Schönen in Sienna bot dem Aeneas Sylvius Stoff zu dem erwähnten Roman.“

Herr Apotheker J. Sembrzycki in Memel (Friedrich Wilhelmstraße 27/28) veröffentlicht im „Memeler Dampfboot“ 1896, Nr. 89 (16. April) folgende Notiz, die wir auf seinen Wunsch hier wiederholen: „‚Johannes Petrus de Memel‘ nennt sich bekanntlich der Herausgeber des besten und volksthümlichsten Schwänkebuchs des 17. Jahrhunderts, das unter dem Titel „Lustige Gesellschaft: Comes facundus in via pro vehiculo . . . . Getruckt zu Zippelzerbst im Drömbling. Im Jahr MDCLVI“ erschien und zahlreiche Ausgaben erlebte. Wie der Herausgeber wirklich hieß, ist noch nicht aufgeklärt; man rieth sogar fälschlich auf Simon Dach. Ferdinand Gerhard in seiner erschöpfenden Monographie „Joh. Peter de Memels Lustige Gesellschaft“ (Halle, Niemeyer 1893) ist geneigt, die Verfasserschaft dem Johannes Praetorius aus Zethlingen in der Altmark, seit 1652 in Leipzig, zuzuschreiben (S. 114 ff.), entscheidet sich aber nicht definitiv für ihn. Meines Erachtens ist viel zu wenig Gewicht auf die Bezeichnung „de Memel“ gelegt worden. Memel war damals ein kleiner, mit Deutschland wenig in Verbindung stehender, nur in den handeltreibenden Hafenstädten, wie Danzig, Lübeck ꝛc., bekannterer Ort. Wer also das Pseudonym „de Memel“ wählte, mußte in Memel oder mit Memelern bekannt sein, falls er nicht selbst von da stammte. Da ist es nun auffallend, daß wir im 17. Jahrhundert einen lutherischen Geistlichen in Memel haben, der M. Christoph Praetorius hieß, aus der Mark stammte, als Feldprediger der Schwedischen Truppen hierher gekommen,

1631 Diaconus bei der Johanniskirche, 1647 Erzpriester wurde und 1673 starb. Matthias Praetorius, der bekannte Verfasser der „Preußischen Schaubühne", ist sein Sohn. — Kann nun bewiesen werden, daß Johannes P. und Christoph P. verwandt sind (was ich für wahrscheinlich halte, aber festzustellen Märkischen Lokalforschern überlassen bleiben muß), so ist Gerhards Annahme wohl als richtig bewiesen. Johannes P. wird mit seinen Verwandten sicher in Verbindung gestanden, ihn vielleicht besucht haben, und so erklärt sich das Pseudonym ‚de Memel'."

Eine Flugschriftensammlung von 11000 Nummern aus dem 17. Jahrhundert hat der Straßburger Stadtbibliothekar Professor Rudolf Reuß seit 1870 (nachdem die berühmte Collectio Wenkeriana bei der Belagerung verbrannt war) zusammengebracht und der Stadt als Ersatz geschenkt. Der Gemeinderat hat beschlossen, die Sammlung der Stadtbibliothek unter dem Namen Collectio Reussiana einzuverleiben.

M. H. Jellinek in Wien bereitet eine neue Ausgabe von Paul Schedes Psalmenübersetzung vor.

Hermann Ullrich in Chemnitz stellt das Erscheinen seiner Arbeit „Robinson und Robinsonaden, Geschichte, Kritik, Bibliographie," nachdem er das seit einer Reihe von Jahren gesammelte Material dazu nahezu abgeschlossen hat, in nicht zu ferne Aussicht.

Das unter der Presse befindliche Heft 5 der Zeitschrift „Musen" soll ein authentisches Porträt von Reinhold Lenz und ein neuaufgefundenes Drama von ihm enthalten.

Die Kgl. preußische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten.

Der Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a./M. plant die Veröffentlichung der Korrespondenz des Königslieutenants Grafen Thoranc mit dem Frankfurter Rate in den Jahren 1759—1763.

Das Schillerarchiv in Marbach hat eine Sammlung von 790 Handschriften erhalten, darunter 34 Briefe Schillers und ein Bruchstück des Demetrius. Charlotte v. Schiller ist mit 127 Briefen vertreten, weitere rühren von den Eltern, Schwestern und Kindern des Dichters her, ferner von der Familie Wolzogen, Frau von Lengefeld, Hofrat Reinwald. An Schiller gerichtet sind 53 Briefe, von Hölderlin (3), Wieland, Dannecker, Niethammer, Zumsteeg u. a. Ferner finden sich Briefe von Goethe, Schubart, Mörike, Uhland, Hölderlin (Konzeptfragment des Hyperion), Franziska von Hohenheim, Wilhelm von Humboldt (24). Unter den Schriften des letzteren liegt ein Brief an Körner über Schiller nach dessen Tode.

Der derzeitige Erste Lord der englischen Admiralität, George Joachim Goschen, ist mit der Biographie seines Großvaters, des Buchhändlers J. G. Göschen, beschäftigt. Dem Werk sollen viele bisher unbekannte Briefe der großen deutschen Dichter beigegeben werden.

Otto Ludwigs Werke wurden mit 1. Januar dieses Jahres frei. Der Verleger W. Grunow in Leipzig macht infolgedessen darauf aufmerksam, daß die bei ihm erschienenen Ausgaben Ludwigs eine selbständige Redigierung erfahren haben und in dieser Form also noch weiter geschützt sind.

Der Bericht über die höchst verdienstvollen „Dichter-Abende des Schiller-Theaters" in Berlin von Raphael Löwenfeld ist im Druck erschienen (Berlin, Hermann Paetel 1895).

Gesellschaft für deutsche Literatur.

Januarversammlung. Rudolf Fürst wies auf eine bisher unbeachtete Ballade Pfeffels hin, die stoffgeschichtlich mit Grillparzers „Jüdin von Toledo" sehr nahe verwandt ist. Seine näheren Ausführungen darüber dürften demnächst in der Neuen Freien Presse gedruckt erscheinen. — Daniel Jacoby sprach über Maria Mnioch, gab Proben ihres literarischen Könnens und verweilte vornehmlich bei ihrer verständnisvollen Kritik der Meisterwerke unserer Klassiker. — Der bisherige Vorstand der Gesellschaft wurde für das nächste Jahr per acclamationem wiedergewählt.

Februarversammlung. Johannes Bolte stellte Lenaus Gedichtcyklus „Anna" in den Mittelpunkt eines Vortrages über das Sagenmotiv von der unfruchtbaren Frau. Der Aufsatz wird in einem der nächsten Hefte des „Euphorion" erscheinen. — Erich Schmidt gab eine eingehende Exegese des Goetheschen Gedichtes „An den Mond", wies auf Goethes Mondlieder aus verschiedenen Perioden seines Lebens hin und übte Kritik an Wilhelm Büchners Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, vgl. oben S. 597.

Märzversammlung: Reinhold Steig erörterte den Anteil der Frau Auguste Elisabeth Pattberg (1769—1854) an „Des Knaben Wunderhorn" und entwickelte das Leben und die ganze literarische Thätigkeit dieser Dame. Ein weitausgreifender Exkurs über den Lenorenstoff brachte die Frage nach Bürgers Quelle in neuen Fluß. Gedruckt in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, vgl. oben S. 586.

Aprilversammlung. Erich Schmidt gab die äußere und innere Entstehungsgeschichte der Klopstockschen Ode auf den Zürcher See, interpretierte das Gedicht im einzelnen, wies ihm innerhalb der Odendichtung Klopstocks einerseits, andererseits im Kreise der zeitgenössischen Lyrik und einer Reihe ähnlicher Gedichte aus späterer Zeit den gebührenden Platz an. Max Friedlaender ergänzte den Vortrag durch musikgeschichtliche Aufschlüsse und praktische Proben aus den Kompositionen von Hallers Doris und einigen Oden Klopstocks. — Friedrich Braß bekämpfte S. Auerbachs Vorrede zu dem Neudruck „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 31) in dem Punkte, daß Goethe von K. Ph. Moritz abhängig sei. Er suchte das Gegenteil zu erweisen.

Berlin. Richard Rosenbaum.

Im Manuskript abgeschlossen am 22. März, im Satz am 28. April 1896.

Kleists „Penthesilea"
und die psychologische Richtung in der modernen literarhistorischen Forschung.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Im 8. Bande der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" S. 24 ff. hat Hubert Roetteken meinen Aufsatz „Heinrich von Kleists Penthesilea" (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Band 6 S. 506 ff.) einer Kritik unterzogen, und besonders meine Behandlung der Frage nach der Entstehung des Dramas als unhaltbar nachzuweisen gesucht. Die Einwände Roettekens an sich würden mir kaum Veranlassung geben, die von mir vertretene Auffassung, an der ich auch jetzt noch festhalte, gegen ihn zu verteidigen. Sie berühren das Wesen und den eigentlichen Sinn meiner Ausführungen so wenig, der Verfasser steht auf einem von dem meinigen so grundverschiedenen Standpunkt, daß es mir ebenso wenig gelingen würde ihn zu überzeugen, wie ich mich durch ihn für widerlegt halte. Da aber Roetteken sich ausdrücklich als ein Gegner der kritischen Forschungsmethode bekennt und damit als Anhänger einer Richtung auftritt, die seit einigen Jahren sichtbar an Verbreitung und Selbstbewußtsein gewinnt, so glaube ich, nicht um meiner Person, sondern um der Sache willen, mich einer Erwiderung nicht entziehen zu dürfen.

Ich habe in dem oben erwähnten Aufsatz nachgewiesen, daß die Handlung der Penthesilea an einer Reihe schwerer innerer Widersprüche leidet, und daraus auf eine Aenderung des ursprünglichen Entwurfes geschlossen; diesen habe ich dann an der Hand einzelner bestimmter Kriterien mich bemüht zu reconstruieren. Ich maße mir

nicht an, zu behaupten, daß mir dies unbedingt gelungen sei. Man muß sehr unerfahren in Untersuchungen dieser Art oder in ganz besonderem Grade selbstbewußt sein, wenn man einem Endergebnis, das nur auf hypothetischem Wege gewonnen ist, einen höheren Wert beizulegen geneigt ist als den einer bloß möglichen Erklärung der vorhandenen Schwierigkeiten. Selten liegt in diesen Fragen der Fall so, daß es überhaupt, noch seltener so, daß es gleich beim ersten Anlauf gelingt zu einem zweifellosen Resultat vorzudringen, und gerade bei der „Penthesilea" wird man am wenigsten je an eine vollkommene Lösung des Problems denken können. Mir kam es denn auch bei meiner Untersuchung zunächst und vor Allem darauf an festzustellen, daß die Schwierigkeiten, die unser Stück der Auffassung und Erklärung bietet, in der Art seiner Entstehung ihre Ursache haben, und in der Ueberzeugung dies bewiesen zu haben, sind freilich die Einwendungen Roettekens nicht geeignet mich zu erschüttern.

Roetteken bestreitet teils die von mir behaupteten Widersprüche selbst, teils, wo er sie anerkennt, die Richtigkeit der aus ihnen gezogenen Folgerungen. Seine Einwendungen richten sich vor Allem gegen meine Heranziehung des 8. Auftritts, den ich auch jetzt noch für ausschlaggebend bei der Festsetzung der ursprünglichen Fassung halte. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Verse 1121—1142 (Zolling) im genauesten Einklang mit der Sage vom Tode der Penthesilea stehen und daß insbesondere jener Zug, wie Achill die sterbende Königin von plötzlicher Liebe ergriffen in seinen Armen emporhebt, eine genau entsprechende poetische Wiedergabe jener in der antiken Kunst typisch gewordenen Darstellung ist, die uns noch in mehrfachen Vasenbildern und Sarkophagreliefs vorliegt, und die notwendigerweise Kleist bekannt gewesen sein muß.[1])

[1]) Er wird sie aus irgend einer bildlichen Reproduktion oder Beschreibung gekannt haben. Die dichterische und literarische Tradition stellt die Scene abweichend dar. Bei Quintus Smyrnaeus (I, 657 ff.) stürzt Penthesilea, getroffen vom Speere Achills, tot vom Pferde, worauf dieser ihr den Helm löst und durch den Anblick ihrer Schönheit von Rührung ergriffen wird. Dies ist die, besonders in der Dichtung, feststehende Ueberlieferung (vgl. Properz IV, 10, 13 ff.). Bei

Wer die Stelle ganz für sich betrachtet und Stimmung, Ton und Charakter auf sich wirken läßt, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß hier in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung die Katastrophe geschildert wird und daß wir den Rest eines älteren Botenberichtes vor uns haben, in dem der Fall Penthesileas erzählt war. Solche Argumente indeß haben für Roetteken nicht „die geringste Ueberzeugungskraft" und ich will darüber nicht mit ihm streiten. Aber er will überhaupt nicht zugeben, daß hier von einer ernstlichen, geschweige denn tötlichen Verwundung die Rede sei. Ich will mich nicht auf eine Erörterung einlassen, welcher Sinn an unserer Stelle mit den Worten „gefallen", „totumschattet" zu verbinden ist, weil damit wenig gefördert wird. Hören wir Roettekens Hauptargument (S. 26): „dagegen spricht mit voller Bestimmtheit gegen diese Ansicht der Vers 1125: die Lanzen, schwächer als die Brüste, splittern. Es ist wohl klar, daß die Lanzen nur dann ‚schwächer als die Brüste' genannt werden können, wenn sie die Brüste nicht durchbohren, sondern vom Brustpanzer gehemmt werden. Dabei mag der Panzer bersten und die durchdringende Lanzenspitze vielleicht die Brust oberflächlich ritzen oder es mögen auch durch den berstenden Panzer selbst Abschürfungen erfolgen: ein tieferes Eindringen der Lanzenspitze, wie es zu tötlicher oder auch nur schwerer Verwundung nötig wäre, ist jedenfalls durch den Wortlaut des Verses ausgeschlossen. Am meisten leidet Penthesilea dann (!) durch den starken Stoß, der sie trifft, und durch den wohl eine Quetschung des Busens bewirkt wird." Ein solcher Schluß ist allerdings unanfechtbar, und es ist noch viel, daß Roetteken wenigstens die

---

Dictys (IV, 3) zieht Achill die Schwerverwundete an den Haaren vom Pferd. Sein Mitgefühl äußert sich nur in dem Verlangen, die Halbentseelte gänzlich zu töten und nach Brauch zu bestatten. Daß Kleist Achill in unserer Scene zu Pferde kämpfen läßt, ist eine der vielen Freiheiten, die er sich mit seinem Stoff gestattet. An eine Einwirkung von Rubens' Amazonenschlacht, die Kleist in Dresden gesehen haben kann, ist in diesem Punkt schwerlich zu denken. Dagegen mag diese den Anstoß dazu gegeben haben, den Kampf in die Nähe der Brücke zu verlegen (vgl. die scenarische Bemerkung zu V. 1447, V. 1364).

Möglichkeit einer „Abschürfung" oder „Quetschung" zugiebt. Mit ebenso gutem oder besserem Rechte könnte man schließen aus V. 1130 „zum Orkus völlig stürzen wird er sie", Penthesilea sei durch die Heftigkeit des Stoßes dem Tode bereits nahe gebracht. Es ist nur schade, daß Kleist selbst eine so minutiöse Auslegung des Verses 1125 unmöglich gemacht hat. Wenn er V. 1150 ausdrücklich sagt, Penthesilea sei „röchelnd, mit zerrissner Brust" „den hintern Reihn" zugeführt (vgl. V. 1479), wenn er sie selbst sagen läßt (V. 1177) „mir diesen Busen zu zerschmettern," so ist doch ohne Zweifel von einer wirklichen Verwundung die Rede, und daß Kleist selbst sie sich nicht als eine harmlose „Abschürfung" oder „Quetschung" dachte, geht aus V. 2821 „Schau! Eine Wund' und das recht tief!" deutlich hervor. Denn Roettekens Einwand (S. 32 Anmerkung), es handele sich dort nicht um die alte, sondern um eine „irgendwie neu zugezogene" Wunde, ist doch wohl nicht ernst zu nehmen. Im Stück ist dafür kein Anhalt gegeben und ihn in einem „irgendwie" zu suchen, beweist doch nur die besondere Verlegenheit an einem stichhaltigen Grund.

Wenn ich von einer tötlichen Verwundung gesprochen habe, so bezog sich das natürlich nur auf die Verse 1121—1142. Roetteken thut, als wenn ich auch in den folgenden Scenen an der Vorstellung einer tötlichen oder doch schweren Verletzung festhalte, was mir nicht einfällt. Wie ich über das Verhältnis dieser Scenen zu dem Verwundungsmotiv denke, habe ich in meinem Aufsatz S. 546 ausgesprochen. Es wird aufrecht erhalten bis zum 13. Auftritt, wo ausdrücklich von den „verwundeten Gliedern" (V. 1482) die Rede ist, das beweisen außerdem die oben erwähnten Wendungen „röchelnd, mit zerrissner Brust" u. a., die mir deutlich genug zu lauten scheinen. Was Roetteken (S. 30 ff.) über den seelischen Zustand der Penthesilea sagt, bestreite ich ja gar nicht, ich habe es selbst klar genug ausgesprochen (S. 546). Der Dichter, der darauf ausging, diese Scenen mit den folgenden, die die Verwundung nicht kennen, zu verbinden, mußte versuchen, den Gedanken an die körperliche Verletzung vor dem Bilde der noch schlimmeren seelischen Zerschmetterung zurücktreten zu lassen. Aber

die Verwundung bleibt dabei doch bestehen, nur dürfen wir sie uns jetzt nicht mehr als tötlich oder gefährlich vorstellen. Penthesilea vermag, wenn auch mit Mühe und unter Schmerzen (vgl. V. 1291), sich noch fortzuschleppen und sie kann selbst einen Augenblick daran denken, sich zu Pferde fliehend zu retten. Erst vom 14. Auftritt an wird die Verwundung entschieden ignoriert. Die Thatsache ist so wichtig, daß ich noch einmal die Beweise dafür kurz wiederhole.

Penthesilea, aus ihrer Ohnmacht erwachend, erzählt den Hergang des Kampfes, der ihr als Traum erscheint, mit allen Einzelzügen, nur der Verwundung gedenkt sie nicht; auch Prothoe erwähnt in der Täuschungsscene (14. Auftritt) ihrer nicht, wir erfahren nichts von einer Wartung und Pflege, nicht einmal einer Reinigung der blutüberströmten Brust. Wenn dazu früher im Drange der Begebenheiten keine Zeit war, da Achill der Königin stehenden Fußes folgte, so konnte es doch jetzt, nachdem er seine friedlichen Absichten entdeckt, in aller Muße geschehen. Achill löst ihr die Rüstung (V. 1475). Er muß sich dann mit seinem Gefolge am Schluß des 13. Auftritts zurückziehen; daß aber Prothoe nun die Gelegenheit ergriffe, das Nötige zu thun, ja daß sie, über die Ohnmächtige gebeugt, auch nur etwas von einer Verletzung wahrnehme, das ist weder in ihren Worten, noch durch eine scenarische Bemerkung angedeutet. Das ist für Kleists eigene Auffassung der Situation in dieser und den folgenden Scenen maßgebend. Prothoe entdeckt die Wunde erst sehr viel später (V. 2821) und ist offenbar sehr überrascht von ihrem Anblick. Kleist dachte also, als er den Vers schrieb, selbst nicht an eine frühere Pflege der kranken Brust.

Nun erwäge man. Penthesilea bricht V. 1619 in dem Wahn, Achill überwunden zu haben, in einen Jubelsturm des Entzückens aus. Sie giebt sich ganz der seligen Empfindung hin, daß der Heißgeliebte ihr endlich zugehöre. In schäferlichem Liebesgetändel plaudert und kost sie mit ihm, sie bekränzt den zu ihren Füßen Lagernden und dieser, in süßer Trunkenheit in ihrem Anblick die ganze Welt vergessend, schmiegt zärtlich sein Haupt an ihre Brust (V. 2012). Diese Scene muß, wenn man sich Penthesilea mit

blutiger, „zerrissener" Brust dabei vorstellt, geradezu widerlich wirken. Sie wird nur möglich, wenn wir, wie es jedenfalls Kleist gethan, die Voraussetzung der Verwundung gänzlich fallen lassen. Daß diese dann auch den folgenden Scenen unbekannt sein muß, liegt in der Natur der Sache und wird außerdem ausdrücklich bestätigt durch V. 2386 f.

Hier diese treue Brust, sie rührt ihn erst,
Wenn sie sein scharfer Speer zerschmetterte?

Diese Worte schließen eine frühere Verwundung nicht nur an sich aus, sondern sie weisen auch, im Verein mit den folgenden Versen, in ganz bestimmter Form auf die 15. Scene zurück, der sie, wie wir soeben gesehen, ebenfalls fremd ist.

Einen so tiefgreifenden Widerspruch zwischen den mittleren und späteren Scenen zu erklären, kommt man mit der Annahme einer bloßen Vergeßlichkeit nicht aus, die doch nur genügt, wo es sich um Disharmonieen in vereinzelten thatsächlichen Angaben handelt. Hier, wo man eine so grundlegende Abweichung in der ganzen dramatischen Voraussetzung vor sich hat, bleibt nur ein Schluß übrig: die späteren Scenen sind ohne Rücksicht auf die vorhergehenden nach einem selbständigen Plan ausgearbeitet und es entging dem Dichter später bei ihrer Zusammenfügung der sich so ergebende Widerspruch. Die Kritik nennt das einen verschiedenen Entwurf, ein Wort, das unsere Modernen perhorrescieren, weil sie sich dabei Wunder was für poetische Gewaltsamkeiten vorstellen. Man brauchte ja darüber nicht zu streiten, wenn man nur in der Sache einig wäre.

Alle diese Gründe nämlich schlägt Roetteken mit einer Bemerkung nieder. Er sagt mit Bezug auf den Ausdruck „mit zerrissner Brust", mit keinem Wort erwähne die Oberste, daß die Königin auch von Blut überströmt gewesen sei. Ebenso sei nicht davon die Rede, daß Penthesilea verbunden worden sei (S. 26). Ich war bisher der Meinung, ein Zerreißen oder Zerschmettern der Brust müsse notwendigerweise auch ein Hervordringen von Blut zur Folge haben, aber wer Psychologie studiert, weiß das besser. Weil die Oberste nicht ausdrücklich von Blut spricht, braucht man

nicht daran zu denken. Und wenn es nun doch, freilich nicht gerade von der Obersten, erwähnt wird, und noch dazu in einem Verse (1313), den Roetteken selbst anführt (S. 30)? Aber Roetteken erlaubt uns wohl, diesen Einwand überhaupt nicht ernst zu nehmen; er steht auf derselben Höhe wie der Schluß, Penthesilea könne keine Wunde erhalten haben, weil man nicht erfahre, daß sie verbunden sei. Die Thatsache stimmt ja, wie wir gesehen haben, nur ist sie kein Beweis gegen die Verwundung, sondern höchstens für die Ungleichheit des Planes in den erwähnten Scenen.

Gegen die Annahme einer „schweren oder gar tötlichen Verwundung" sollen endlich mit besonderer Bestimmtheit die Verse 1296—1337, deren isolierte Stellung ich hervorgehoben hatte, sprechen. Das ist so gefaßt richtig. Aber ich behaupte ja für den 9. Auftritt auch gar keine tötliche Verwundung, sondern überhaupt nur eine Verletzung, und diese wird durch V. 1299 ja ausdrücklich bestätigt. Doch sehen wir uns Roettekens Einwände etwas genauer an.

Prothoe dringt auf die gänzlich fassungslose Königin ein, sich zur Fortsetzung des Krieges nach Pharsos zu begeben. Dort könne sie „sich ruhen" und „ihrer Wunden pflegen" und dann, gefiele es ihr, „mit des nächsten Tages Strahl den Krieg der Jungfraun wiederaufnehmen". Roetteken betrachtet danach „als sicher, daß nach Prothoes wohl maßgebender Ansicht Penthesileas Wunden leicht sind und die ganzen störenden Folgen ihres Unfalls durch die Ruhe einer Nacht sich beseitigen lassen" (S. 27). Eine Nacht würde in der That nicht hinreichen, eine „zerrissne, zerschmetterte Brust" mit einer „tiefen Wunde" selbst bei sorgfältigstem antiseptischen Verfahren soweit wiederherzustellen, daß sie der Verwundeten ermöglichte, den Kampf gleich am folgenden Morgen wiederaufzunehmen. Daraus folgt, daß V. 1299 wenig in den Zusammenhang der 9. Scene paßt und er teilt damit nur den Charakter der ganzen Stelle. Roetteken will ihre Sonderstellung nicht zugeben und beruft sich zu diesem Behuf auf die Fassung in *M*, die auch ich als die ältere anerkenne. Diese aber bietet nur die Skizze für die ausgeführtere Druckfassung, mit der

sie in den wesentlichsten Punkten übereinstimmt. Roetteken meint, Thermidora (= Pharsos) müsse hier als ein Punkt angesehen werden, der „den Amazonen etwa von einem früheren Nachtquartier oder auch nur vom Durchzug her bekannt sei", und er werde nur deswegen genannt, weil es eindringlicher sei, ein bestimmtes Ziel der Flucht zu nennen, als allgemein zur Flucht aufzufordern. Aber ich dächte, das müßte doch irgendwie motiviert werden. Roetteken scheint zu glauben, es genüge, wenn nur die Personen auf der Bühne wissen, worum es sich handelt, mag der Hörer sie verstehen oder nicht. Aber davon ganz abgesehen, ist denn Thermidora hier wirklich nur ein „flüchtig" auftauchender Name für einen an sich ganz gleichgiltigen Punkt? Es ist im Grunde ohne Belang, ob Prothoe oder eine beliebige „Heerführerin" den Befehl zum Rückzug nach Thermidora resp. Pharsos giebt. Aber wenn Penthesilea nach dem Rat der Freundin gerade an diesem Ort „des Heers zerstreute Splitter sammeln soll", wenn ganz unabhängig davon die Heerführerin die Jungfrauen ebenfalls anruft, dorthin zu fliehen, um sich „wieder zu sammeln" (*M* 42 b), so ist es klar, daß Thermidora ein im Heer allgemein bekannter Sammelplatz und Stützpunkt der Operationen sein muß. Das aber ist eine Voraussetzung, für die es in dem ganzen Stück, auch in *M*, keinen Anhalt giebt, ein Ort von solcher Wichtigkeit wird weder erwähnt noch ist Raum für ihn vorhanden. Daraus ergiebt sich, daß schon in *M* die Stelle (*M* 37 a) für sich betrachtet und einer andern Bearbeitung zugeschrieben werden muß. Es verlohnt sich nicht, auf die ausführlichere Druckfassung einzugehen, die die Widersprüche lediglich vermehrt und vergrößert hat. Roetteken sucht es in Einklang zu bringen, wenn nach Prothoes Aussage das ganze Heer die Königin in Pharsos erwartet und dieses gleich darauf doch wieder in siegreichem Vordringen auf dem Schlachtfelde erscheint. Aber die Art, wie er die Schwierigkeiten zu beseitigen sucht (S. 29), beweist nur, wie man dabei zu Kombinationen greifen muß, für die in der Dichtung selbst nicht der geringste Anhalt gegeben ist. Man mag hiernach über das Verhältnis unserer Stelle zu dem Gesamtplan denken, wie man will, und ich gebe Roetteken (S. 27) gern zu, daß ich

nicht berechtigt war, sie meinem ersten Entwurf zuzurechnen; aber als Beweis für die Schwere und Art der Verwundung wird man sie jedenfalls nicht heranziehen dürfen.

Kann Roetteken die Widersprüche nicht beseitigen, die sich aus der Situation des 8.—13. Auftritts ergaben, so ist ihm dies noch weniger gelungen in Bezug auf das Täuschungsmotiv. Der 15. Auftritt, die Bekränzungsscene, sowie genau genommen die ganze folgende Handlung bis zur Katastrophe selbst, ruht auf der Voraussetzung, daß Penthesilea fest an ihren Sieg über Achill glaubt, den ihr Prothoe einredet. Mit der Möglichkeit dieser Täuschung steht und fällt der ganze weitere dramatische Verlauf. Nun bedenke man. Penthesilea, ohnmächtig vom Pferde gesunken, hat sich bei den „hintern Reihn" erholt, das heißt, sie ist wieder zum Bewußtsein gelangt. Als sie wieder auftritt, erscheint sie zwar an Leib und Seele zum Tode gebrochen, aber doch bei so klarem Geist, daß sie die Situation deutlich genug übersieht. Sie weiß, Achill hat sie vom Pferde gestürzt, er verfolgt sie. Bald sucht sie sich zu fassen (V. 1196) und äußert in ganz vernünftigen Worten den Entschluß zu fliehen und heimzukehren, bald wieder überwältigt von Schmerz, verzweifelt sie an jeder Möglichkeit auch nur vom Platze zu kommen. Mit wilder Entschlossenheit sieht sie dem Schicksal Hektors entgegen und will „lieber Staub sein als ein Weib, das nicht reizt". Erst bei immer drängender werdender Entscheidung trübt sich ihr Geist, ihre unstillbare Sehnsucht nach dem Geliebten fängt an sich in irre Worte und Vorstellungen zu verlieren und ohnmächtig bricht sie von Neuem zusammen. Dies ist der genaue Hergang, wie ihn völlig übereinstimmend auch Prothoe dem Achill schildert (V. 1478 ff.). Nun der 14. Auftritt. Die Königin, aus ihrem Schlummer erwachend, glaubt, was sie soeben noch als schreckliche Wirklichkeit klar überschaut hatte, nur geträumt zu haben. Sie erzählt Zug um Zug alles genau so wie es geschehen; einzig die Vorstellung, daß sie gefangen genommen und mit „Hohngelächter zu den Schiffen" der Griechen fortgeführt sei, entspricht nicht den Thatsachen. Da sie an dem Wahn alles dies nur geträumt zu haben, festhält, so wird es

Prothoe und Achill leicht, sie zu überzeugen, daß dieser ebenfalls vom Pferde gesunken, entwaffnet und gefangen genommen sei. Sie lebt sich in diese Vorstellung so hinein, daß sie später (V. 1758 ff.) den Geliebten ganz naiv um Entschuldigung bittet, weil sie ihn „getroffen", sie habe, als er niedergesunken, „den Staub beneidet", der ihn „empfing". Ich frage, wie läßt sich dies vereinen mit der 9. Scene? Ist eine solche, wohlgemerkt dauernde, nicht vorübergehende Täuschung möglich bei jemand, der sich kurz vorher noch völlig klar über seine Lage gewesen ist? Roetteken erwidert (S. 32), Kleist habe jedenfalls, indem er die Scenen nebeneinanderstellte, keinen Widerspruch zwischen ihnen gefunden. Er habe an der Stelle, wo Penthesilea die Rosen am Boden erblickt (V. 1718 ff.), es bestimmt angedeutet, daß die Vorgänge des 9. Auftritts ihr auch als Traum erscheinen sollen. Daß Kleist die Vereinigung der Scenen für möglich gehalten hat, ist allerdings nicht zu bestreiten: aber dies als Argument zu verwenden bei der Frage, ob hier ein thatsächlicher Widerspruch besteht, das ist doch mehr als seltsam. Gewiß haben die Verse 1718 ff. den Zweck, den Roetteken ihnen beilegt. Aber die Frage ist doch, ob damit wirklich die Auflösung des Widerspruchs erreicht ist, daß Penthesilea von den Dingen im 14. Auftritt nichts weiß, von denen sie im 9. Auftritt ein klares Bewußtsein hat. Ich behaupte nach wie vor, und gerade aus psychologischen Gründen, die Unvereinbarkeit der 9. Scene mit dem Täuschungsmotiv. Die Schwierigkeit läßt sich nur erklären durch die Annahme, daß eine Uneinheitlichkeit der Ausarbeitung vorliegt. Es heißt dem zerstreuten Kleist durchaus nicht zuviel zumuthen, daß er unabhängig von einander entstandene, nicht zu einander stimmende Scenen zusammengefügt habe, ohne den dadurch hervorgerufenen Widerspruch ganz zu übersehen. Seine Penthesilea ist ein andres Käthchen, zu dem sie sich „wie das + und — der Algebra" verhält. Auch sie, die thatengewaltige Heldin, hat etwas Träumerisches. Ihr Geist ist ein Spiel ihrer wechselnden Empfindungen: im höchsten Exceß hassender Liebe wie im Gefühl zerknirschter Niedergeschlagenheit verliert er sich in trügerische Wahnvorstellungen und der getrübte Spiegel der Seele wirft

die Wirklichkeit als Traumbild zurück. Als Kleist die 14. Scene mit den vorhergehenden vereinigte, schwebte ihm diese Eigenschaft in dem Seelenleben seiner Heldin mit aller Stärke vor. Seine nur auf das Verbinden gerichtete Phantasie knüpfte an die Momente der 9. Scene an, wo vorübergehend der Geist der Unglücklichen in der That „den Erinnyen zum Raub hingegeben ist", an die Begegnung mit den Rosenmädchen und das „Irrgeschwätz" auf der Brücke (V. 1365 ff.). Immer nur den Blick auf das Ganze gewendet dachte er nicht daran, die Scene im Einzelnen zu prüfen. Nur den allgemeinen Stimmungscharakter mit dem Bilde der in sich völlig Aufgelösten, ganz in den einen Gedanken zu ihrem Unheil Versunkenen hatte er vor Augen. Daß der größte und besonders der erste Teil der Scene, man mag ihn sich gespielt denken wie man will, jeder Auffassung eines Traumzustandes widerstrebt, ist ihm, wie die Thatsache lehrt, entgangen, was im Ernste niemand bei einem Dichter, dem noch größere Widersprüche begegnet sind, in Erstaunen setzen kann.

So stützen sich beide Argumente, die in dem Verwundungs- wie die in dem Täuschungsmotiv begründeten, gegenseitig und vereinigen sich zu dem Beweise, daß die Handlung vom 14. Auftritt an auf anderen dramatischen Bedingungen ruht als die vorhergehenden Scenen 8—13. Sie müssen daher einem verschiedenen Plan angehören.

Die besondere Natur der entscheidenden Kampfscene (8. Auftritt) übrigens offenbart sich auch in einem andern Umstande, auf den ich früher noch nicht hingewiesen habe. Achill kämpft dort auf „Stahl geschientem Roß" (V. 1038), er ist ganz als mittelalterlicher Ritter gedacht (V. 1037 ff.). Dagegen in der großen Fluchtscene (Auftritt 2—3) erblicken wir ihn auf der Quadriga, und diese wird auch V. 1472 erwähnt und ist jedenfalls bei den Worten der Penthesilea „mit seiner (weißen) Pferde Tritt" in der älteren Fassung des 20. Auftritts in *M* und im Phoebus (Zolling S. 399 Anmerkung) vorauszusetzen. Auch die anderen Griechen sind nicht beritten gedacht, sondern im Gegensatz zu den Amazonen als Fußkämpfer. Der Widerspruch kann nicht auf Willkür be-

ruhen, es liegt eine verschiedene Auffassung des Stoffes vor, die sich jedenfalls am leichtesten aus einer Aenderung des ursprünglichen Planes erklärt.

Für Roetteken freilich gibt es überhaupt keine Widersprüche. Er weiß selbst für die besonderen Unwahrscheinlichkeiten des 15. Auftritts eine verbindende Brücke zu schlagen. Achill hat Penthesilea von Anbeginn mit leidenschaftlicher Begier verfolgt, er kennt sie genau nach Gestalt und Namen, vor wenigen Augenblicken erst hat er die vom Pferde gestürzte jammernd mit dem Ruf Penthesilea „ins Leben zurückgelockt", er hat sie soeben noch als eine Wohlbekannte mit den Worten „erhabne Königin" begrüßt. Jetzt im 15. Auftritt mit einem Mal erkundigt er sich, wer sie sei und wie sie heiße. Diesen für jeden andern unauflöslichen Widerspruch weiß Roetteken durch psychologische Erklärung aufs einfachste zu heben. Achilles hat, so meint er (S. 33), Penthesilea bisher gekannt „als eine wilde Kriegerin, die ihm nach dem Leben trachtet und die auch er häuptlings durch die Straßen schleifen möchte. Aber diese Penthesilea ist seit der achten Scene verschwunden und an ihrer Stelle steht ein herrliches Weib, das er liebt und das ihn liebt". Die veränderte Situation lasse ihm Penthesilea als ein Rätsel erscheinen. Das, was er wisse, daß er einer gewissen Königin Penthesilea gegenüberstehe, gebe ihm natürlich keine Lösung des Rätsels und so frage er denn, nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihrem Wesen. Und wenn er gleich darauf fortfahre:

Wie nenn' ich dich, wenn meine eigne Seele
Sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?

so sei auch dies nicht als eine Erkundigung nach dem bloßen Namen aufzufassen. „Achilles will Penthesilea nennen mit dem Worte, das ihm die Lösung des Rätsels gibt, das ihm das ganze Bild der Königin, wie es in seiner Phantasie und Stimmung jetzt lebt, erklärt, symbolisiert." Und wenn sie ihm dann ihren Namen nenne, so scheine es zwar, als höre er ihn jetzt zum erstenmal. Aber nur dieselben Laute seien es, die er früher gekannt habe; jetzt habe das Wort andere Obertöne erhalten und der

Name erscheine ihm in der That neu. — Dies ist also die wahre Art dichterische Werke zu lesen und zu erklären, und wenn man nur dieser Methode folgen wollte, so würde mit einem Schlage die leidige Frage der Widersprüche ganz aus der Welt geschafft sein. In der That ist es die Kunst aus Schwarz Weiß zu machen, die, je nachdem sie gehandhabt wird, Unheil anrichten oder zur Heiterkeit stimmen wird. Sollen wir uns Achill als einen mystischen Grübler vorstellen, der, wenn er fragt „wer bist du?" meint, „welches ist dein Wesen?", und wenn er sich nach dem Namen erkundigt, das Wort meint, „das ihm das ganze Bild" des Gefragten „erklärt, symbolisirt?" Kleists Achill und Penthesilea sind nicht so tiefsinnig. Die Frage „wer bist du?" faßt sie ganz natürlich als eine Erkundigung nach ihrer Person und ihrem Namen auf, und so stellt sie sich denn auch nach einer kurzen Zwischenbemerkung alles zusammenfassend ganz förmlich mit den Worten vor (V. 1824 ff.):

Ich bin die Königin der Amazonen,
Er nennt sich Mars-erzeugt, mein Völkerstamm,
Otrere war die große Mutter mir,
Und mich begrüßt das Volk: Penthesilea.

Und mit dieser gar nicht mystischen Antwort ist Achill offenbar ganz zufriedengestellt. Mit stillem Entzücken wiederholt er für sich den Namen der Geliebten, und jeder erkennt, daß er ihn nun zuerst gehört. Nein, wenn man wissen will, wie Kleist seine Personen in einer Stimmung, wie sie Roetteken vorschwebt, handeln läßt, so sehe man auf die unmittelbar vorhergehende Scene. Dort erscheint Achill der Königin im Schmuck der Rosenkränze so neu, daß sie fast zweifeln möchte, ob dies der furchtbare Rächer des Patroklus sei (V. 1784 ff.). Aber so verwirrt ist sie doch nicht, daß sie über dies Staunen Namen und Person vergißt, sie benimmt sich so natürlich, wie man es alle Tage in ähnlichen Fällen und in gleicher Situation an den Menschen beobachten kann. Es bleibt dabei, wir haben hier einen eklatanten Widerspruch, für den ich auch jetzt keine andere Erklärung weiß, als die in meinem Aufsatz von mir gegebene (S. 544). Die Parallele mit der Bekränzungsscene in den „Schroffensteinern" (II, 1), auf die ich dort hin-

gewiesen, ist ja höchst instruktiv, auch insofern, als die Liebenden sich auch dort nicht kennen. Als äußeres Gegenstück kann man auch die Verkleidungsscene in den „Schroffensteinern" (V, 1) heranziehen. Von dieser erfahren wir, daß sie dem Dichter zuerst ohne jede Beziehung auf ein bestimmtes Stück, „rein als Scene, in den Sinn gekommen war" (Wilbrandt, Heinrich von Kleist S. 155). Er fügte sie dann in fertiger Gestalt in die „Schroffensteiner" ein und hielt hartnäckig an ihr fest, während er ringsherum ohne Unterlaß mit freier Willkür änderte und so schließlich den Zusammenhang aufs kläglichste verwirrte (Zolling, Kleistausgabe 1, 61). Einen ähnlichen Ursprung werden wir wohl auch für unsere Scene in der „Penthesilea" anzunehmen haben. Kleist übertrug sie in der Gestalt und dem Umfange, in dem er sie einzeln für sich entworfen hatte, auf sein Stück. Weder zu tiefgreifenden Aenderungen noch zu Kürzungen mochte er sich entschließen. Es war seine Lieblingsscene, und thatsächlich konzentriert sie in der Mitte des Dramas so sehr das Interesse, daß wir zugleich mit Achill den Drang der Situation ganz vergessen. Das Undramatische des Auftritts muß selbst Roetteken zugeben; seine Unwahrscheinlichkeit bestreitet er, worüber ich nicht mit ihm rechten will.

Eines wiederholten Nachweises, daß Scene 2—4 spätere Eindichtung zwischen dem 1. und 5. Auftritt seien, kann ich mich enthalten, da Roetteken Gründe dagegen nicht geltend macht. Ich will hier nur ergänzend nachtragen, daß die Verse 377—460, die Achills Flucht vor Penthesilea so plastisch anschaulich erzählen, eine Parallele in der Aeneis (XII, V. 464—485) hat, in der Scene, wo Turnus auf dem Streitwagen dem zu Fuß kämpfenden Aeneas in geschickten Windungen ausweicht. Wie weit hier von einem wirklichen Vorbilde gesprochen werden kann, will ich nicht entscheiden. Daß die Aeneis Kleist vertraut war, daß er sie wahrscheinlich unmittelbar vor oder während der Arbeit an unserm Stück gelesen hat, dafür liefert dieses selbst, wie ich dargethan habe (S. 523 f.), untrügliche Beweise.

Auf meine Rekonstruktion des ersten Entwurfs bin ich weit entfernt ein besonderes Gewicht zu legen. Es ist eine sehr frei

aufgebaute Hypothese, deren Schwächen ich wohl durchschaue. Ich würde schon jetzt an der Annahme eines durchgehenden doppelten Entwurfes nicht unbedingt festhalten. Es ist vielleicht richtiger, auch für die „Penthesilea“ ein Verfahren der Ausarbeitung vorauszusetzen, wie es für die Schroffensteiner urkundlich bezeugt ist (Zolling a. a. O. S. 60 f.): um einen festen Kern ein vielfaches Umdichten und Aendern, das konzentrisch immer weiter greift. Wenn aber Roetteken meint, der Konflikt, wie ich ihn für den ursprünglichen Plan feststelle, sei gar zu abstrakt, als daß er einen Kleist habe reizen können, so verweise ich darauf, daß der Kampf zwischen Neigung und Pflicht im wesentlichen ja auch das Thema des jetzigen Stückes bildet, und die Auffassung Roettekens (S. 47) läuft doch ungefähr auf dasselbe hinaus. Ich habe nur gesagt, daß dieser Konflikt allem Anschein nach in dem ersten Entwurf noch konsequenter, als es jetzt geschehen, durchgeführt werden sollte. Roetteken stößt sich an dem Ausdruck Schuld. In den Augen der Oberpriesterin und der Amazonen ist Penthesileas willkürliches Gebahren gegenüber den heiligen Geboten ihres Volks in der That eine Schuld und in diesem objektiv dramatischen Sinn ist das Wort von mir gebraucht. In dem subjektiven Sinn der Kleistischen Auffassung freilich ist es vielmehr ihr Vergehen, daß sie der äußeren Satzung zu viel, der wahren Empfindung ihres Herzens zu wenig folgt, daß sie unter Verkehrung des natürlichen Verhältnisses Herrin, nicht die sich unterordnende Gefährtin des geliebten Mannes sein will. Ich freue mich, daß ich in dieser, übrigens nicht neuen Auffassung, mich vollkommen mit Roetteken begegne. Ob und wie weit indes Kleist diese Idee zum beherrschenden Grundgedanken auch für seinen ersten Entwurf machen wollte, das wird sich doch schwer entscheiden lassen.

Roetteken wendet sich zum Schluß noch gegen einige Punkte meiner Behandlung der Quellenfrage. Er will es nicht gelten lassen, daß Kleist die Meute, die Penthesilea bei ihrer Rachethat begleitet, aus der Aktäonsage genommen habe. Auch Roetteken indes kann nicht bestreiten, daß ein Teil der Hundenamen aus den Erzählungen des Ovid und Hygin von der Verwandlung des

Aktaeon entlehnt ist. Die Annahme liegt doch näher, daß Kleist durch das Bakchenmotiv an jene sehr ähnliche Sagenscene erinnert und erst dadurch auf den Gedanken an die Meute gebracht wurde, als daß er von selbst auf eine so fernliegende Idee gerieth und nur, weil er wegen einiger Hundenamen in Verlegenheit war, den Ovid und Hygin nachschlug.

Die Frage, wie weit der Botenbericht in den Bakchen des Euripides (V. 1043—1152 Dindorf poëtae scaenici) von Einfluß auf die Katastrophe in unserm Stück gewesen ist, giebt Roetteken zu guter letzt noch Gelegenheit zu einer kleinen psychologischen Prachtleistung. Roetteken will eine inhaltliche Abhängigkeit von dem griechischen Vorbilde nicht zugeben, nur „einige nebensächliche Einzelheiten und etwa die Färbung, den Ton des ganzen Berichts" möge jene Stelle geliefert haben. Das Motiv der greuelvollen Mordthat sei jedenfalls Kleists eigene Erfindung. Die Art, wie Roetteken sich den psychologischen Ursprung dieser Idee in der Seele des Dichters zurechtlegt, ist zu originell, als daß ich mich enthalten könnte, sie hier mit seinen eigenen Worten wiederzugeben (S. 49 Anmerkung): „Wie Kleist auf das Motiv des Beißens gekommen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Psychologischer Zusammenhang des Motivs mit der Vorstellung der Meute ist wahrscheinlich, aber welches ist das frühere? Daß der Mensch im heftigsten Zorne seine natürlichen Waffen anwendet, Fäuste, Zähne, Nägel, ist psychologisch leicht begreiflich und konnte für Kleist bestimmend sein: Fäuste und Nägel waren aus ästhetischen Gründen nicht wohl verwendbar und so wären die Zähne übriggeblieben. Möglich, daß dann von der Vorstellung der beißenden Penthesilea aus dem Dichter der Gedanke an eine Meute und weiter an die Aktäonsage kam. Es kann aber auch umgekehrt gewesen sein. Wenn Kleist die Hunde ursprünglich dem Heere folgen ließ und sie dann auch an der Katastrophe betheiligte, so sah er in seiner Fantasie Penthesilea mit zornigen Mienen inmitten der zähnefletschenden Hunde auf den Achilles losstürzen. Leicht konnte da von dem physiognomischen Eindruck der Hundegesichter sich etwas übertragen auf das Gesicht der Penthesilea, sodaß nun

auch diese dem Dichter erschien mit gehobener Oberlippe, zum Bisse fertig. Und da konnte ihm eben einfallen, sie auch wirklich beißen zu lassen. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten wüßte ich keine Entscheidung zu treffen, und ich will übrigens auch nicht einmal behaupten, daß es die einzigen Möglichkeiten sind." Ich verzichte darauf, die Wirkung dieser Auslassung durch ein Wort der Kritik zu schwächen.

Roettekens Versuch, meine Analyse der „Penthesilea" nach ihrer Entstehung und Zusammensetzung zu widerlegen, muß demnach in jedem Punkte als gescheitert betrachtet werden.

Wichtiger als die Entscheidung dieser einzelnen Frage ist die prinzipielle Seite der hier zu Tage tretenden Meinungsverschiedenheit.

Die Anwendung der philologisch-kritischen Methode auf die Werke unserer nationalen Literatur hat von Anbeginn neben der erklärlichen Abneigung des gebildeten Laienpublikums auch in den Fachkreisen selbst vielfache offene oder versteckte Anfechtung erfahren. Neuerdings ist nun zu den alten Gegnern eine Partei hinzugekommen, die es sich mit großer Wichtigkeit zur Aufgabe macht, die Mängel und die Unzulänglichkeit der philologischen Kritik Werken der Dichtung gegenüber aufzudecken und die Heranziehung der Psychologie als das allein probate Mittel zu empfehlen, Probleme dieser Art zu lösen. Diese Richtung ist um so gefährlicher, da sie mit dem Schein und Anspruch einer überlegenen Wissenschaftlichkeit auftritt und einen Grundsatz vertritt, dessen Berechtigung in seinen Grenzen niemals jemand bestritten hat oder bestreiten wird. Demgegenüber erwächst den Anhängern einer exakten philologischen Methode die Pflicht, doppelt aufmerksam darüber zu wachen, daß kein vorwitziger Mißbrauch mit jenem an sich richtigen Gedanken getrieben werde und daß seine Anwendung sich in den Schranken halte, die ihm als einem unterstützenden, aber nicht führenden Faktor in der literarhistorischen Forschung gewiesen sind. Diese Partei, die sich bisher wesentlich nur mit allgemeinen theoretischen Forderungen hervorwagte, hat nun in Roetteken einen praktischen und ebenso mutvollen, wie leider unglücklichen Vorkämpfer gefunden. Er eröffnet uns (S. 42), daß

er sich des psychologischen Studiums, seitdem ihm seine hohe Bedeutung aufgegangen, mit allem Eifer beflissen habe, und er geht in der Aufrichtigkeit so weit, zu gestehen, er glaube durchaus nicht, „es darin herrlich weit gebracht zu haben", ein andrer könne „vielleicht mit der Zeit und Mühe", die er „auf diese Dinge verwandt habe, sich eine wirklich ausreichende psychologische Bildung aneignen". Wir verstehen es, wenn er diesen Umweg bei der großen Gefahr, das Ziel dennoch zu verfehlen, künftigen Geschlechtern ersparen möchte. Die Vorschläge, die zu diesem Zwecke diese neuesten Stürmer und Dränger machen, entbehren denn auch der Entschiedenheit ebenso wenig wie der Originalität. Die Jünger der Philologie sollen fortan auf der Universität neben der Ausbildung in ihrem Fach vor Allem die Weihen der Psychologie erhalten, und da die Dichter, wie man weiß, selten ganz normale Menschen sind, so müssen sich an die allgemeinen psychologischen, wie sich gebührt, auch specielle psychiatrische Studien anschließen und ein Kursus in der psychiatrischen Klinik wird eine vielleicht nicht nötige, aber jedenfalls empfehlenswerte Sache sein (vgl. W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte 1, 25). So ausgerüstet wird dann der Adept, sofern er, was Gott verhüte, nicht selbst ein sehr dringendes Objekt für den Psychiater geworden ist, jedem Rätsel, das die Betrachtung dichterischer Werke bietet, gewachsen sein und es wird für ihn kein Geheimnis und keine Schwierigkeit mehr geben, da ihm in die Geburtsstätte des poetischen Schaffens selbst zu schauen gegönnt ist. Wie beschämt stehen wir Bekenner einer veralteten philologischen Wissenschaft vor solcher magischen Weisheit da, die wir mit unsern altväterlichen krausbärtigen Instrumenten der Kritik, der Quellenanalyse, der Einzelbeobachtung, der sprachlichen und sachlichen Interpretation froh sind, bis an das Thor jener geheimnisvollen Stätte, wo die dichterischen Ideen geboren werden, vorzudringen. Der Psycho-Philologe sagt: Perlippe, Perlappe, und es öffnen sich ihm Schloß und Riegel.

Man darf billig fragen: Wozu der Lärm, was steht den Herrn zu Diensten? Welche Probleme giebt es hier zu lösen?

Welche psychischen Diagnosen sind hier zu stellen? Hat der Literarhistoriker es mit den Aeußerungen halbverrückter, erblich belasteter Individuen zu thun? Es handelt sich um die Auffassung und Erklärung von Dichtwerken, wozu allerdings eine gründliche und lebendige Vertrautheit mit der Natur des menschlichen Herzens, mit den Gesetzen der menschlichen Seele ein unbedingtes und notwendiges Erfordernis ist. Diese Kenntnis zu erwerben wird das theoretische Studium der Psychologie selbstverständlich von großem Nutzen sein und der junge Philologe wird gut thun, es sich angelegen sein zu lassen. Kann doch die Philologie ihrer Hilfe bei keiner ihrer Operationen entraten: bei allen sprachlichen und stilistischen Untersuchungen, bei der Interpretation, bei jeder kritischen Thätigkeit muß sie den Forschenden an unsichtbarer Hand leiten, wenn er nicht irre gehen soll. Aber ein praktischer Seelenkundiger kann man auf diesem Wege so wenig werden, wie das gründlichste psychologische Studium den Dichter macht. Dieser ist das geborene psychologische Genie, er versteht sich wie ein Meister auf die menschliche Seele und braucht theoretisch doch um kein einziges ihrer Gesetze zu wissen. Etwas von dieser angeborenen Gabe wird wohl auch haben müssen, wer den Dichter und seine Schöpfungen verstehen will und kein noch so eifriges Studium wird ihm dieses beste Erbteil geben oder ersetzen können. Ob nun gerade die, welche gegenwärtig am lautesten nach der Psychologie rufen, die am meisten berechtigten sind, sich ihrer gegen die Kritik anzunehmen, das darf man vor der Hand noch wohl bezweifeln. Wir wollen abwarten, ob der Beweis von anderer Seite gebracht wird.

Aber was hat denn nun die literar-historische Forschung verbrochen? Die einen behaupten, „ihre Thätigkeit ist eine mehr äußerliche und mechanische als wahrhaft wissenschaftliche“, sie versinkt mit dem Ediren von Texten, Sammeln von Lesarten, Nachweis „von Quellen und stilistischen Abhängigkeiten“ mehr und mehr „in Mikrologie“ und es giebt nur ein Heil für sie, wenn sie sich der analytisch-kritischen Methode Taines zuwende (vgl. W. Wetz, Ueber Literaturgeschichte, Worms 1891, S. 53 ff.). Andere richten ihre Angriffe speziell gegen die sogenannte höhere Kritik. Gegen sie

besonders wird jene Anklage erhoben, daß sie bei Ausübung ihrer sondernden Kunst zu äußerlich verfahre und sich zu wenig von psychologischen Erwägungen leiten lasse. Dieser letzte Vorwurf ist es, mit dem wir uns im Folgenden etwas eingehender beschäftigen wollen.

Die Analyse dichterischer Kompositionen nach ihrem chronologischen und inhaltlichen Ursprung gehört überall da zu den wichtigsten Aufgaben der Kritik, wo sachliche oder formale Disharmonieen die Einheitlichkeit und Klarheit des Planes beeinträchtigen und wo erst eine genaue Einsicht in das Zustandekommen des Ganzen den richtigen Standpunkt für die Beurteilung der vorhandenen einzelnen Schwierigkeiten ergiebt. Als ein Hauptmittel zur Lösung dieser Fragen hat von jeher die Prüfung und Verwertung der formalen und inhaltlichen Widersprüche, wo solche vorliegen, gegolten. Es sind gleichsam die Sprünge und Risse, wo man das Instrument der Kritik einsetzen kann, um die Zerlegung des Gesamtgefüges zu beginnen. Es ist daher nur natürlich, wenn die Gegner der Kritik gerade diesen Punkt immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe machen. Die Frage ist zu einer förmlichen Spezialität geworden, sie hat schon ihre Literatur, und es dürfte Zeit sein, sich endlich mit ihr auseinanderzusetzen.

Der Streit ist nicht eigentlich von der neuen psychologischen Richtung ausgegangen. Er entspann sich an dem Beowulfliede, wo Heinzel zuerst eine Art von prinzipiellem Standpunkt in dieser Angelegenheit einnahm (Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 10, 233 ff., 15, 175 ff.). Es handelte sich zunächst um die Auffassung und Beurteilung von Widersprüchen in Volksdichtungen. Die Gedanken Heinzels wurden von Jiriczek im Anschluß an die Frage nach der Entstehung des Alphartliedes aufgenommen und weiter systematisiert (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 16, 146 ff.). Seitdem haben die beiden Wiener Kraus und Jellinek, einer Aufforderung Martins folgend, in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (1893 S. 673 ff.) ein umfassendes Material zur Beurteilung der Frage zusammengetragen. Die Verfasser, die, wie es scheint, nicht

zu der psychologischen Partei gehören, wollen an der Hand von Beispielen aus Kunstdichtungen älterer und neuerer Zeit beweisen, „daß Einheit des Verfassers und Widerspruchslosigkeit der Erzählung nicht durchaus korrelate Dinge sind“, daß es „unrichtig sei, die Widersprüche in Volksepen fast ausschließlich aus der Kontamination verschiedener Angaben zu erklären, während andere gleichberechtigte Möglichkeiten beiseite bleiben.“ Das klingt an sich ziemlich harmlos und man könnte es sogar als ein für die Kritik recht nützliches Unternehmen begrüßen. Aber die Art, wie die Verfasser sich wiederholt gegen die Methode der höheren Kritik wenden, besonders die allgemeine Schlußfolgerung, die sie aus ihren Beispielen ziehen (S. 715), könnte doch leicht über ihre eigentliche Absicht, die doch wohl nur möglichen Auswüchsen entgegentreten will, irre führen. Es gilt daher, einer fälschlichen Fruktifizierung der hier etwa gewonnenen Resultate vorzubeugen und es erscheint geboten, die angeführten Beispiele sich etwas genauer anzusehen und scharf festzustellen, was durch sie bewiesen wird, um so mehr, da die Verfasser selbst den Anspruch erheben, die Frage der Widersprüche endgiltig gelöst zu haben.

Sie behaupten, daß Widersprüche, die man bei Volksepen auf Rechnung von „Contamination verschiedener Quellen“ setzt, gleicher Art auch in Kunstdichtungen begegnen, die unzweifelhaft von einem Verfasser herrühren; hieraus, so folgern sie, ergiebt sich, daß die Kritik falsch verfährt, wenn sie wegen solcher Widersprüche bei Volksepen Verschiedenheit des Ursprungs oder der Quellen annimmt. Ich sehe zunächst von der großen Bedenklichkeit des Rückschlusses ab. Ich prüfe erst die Beispiele selbst, deren die Verfasser eine fast unübersehbare Fülle aus der modernen und mittelalterlichen Literatur zusammengetragen haben. Die Hälfte, vielleicht ein Fünftel der Fälle hätte wohl auch genügt, zumal ja die Thatsache selbst, daß Widersprüche in Kunstdichtungen vorkommen, nicht eben neu ist. Aber es scheint, als wenn es die Menge machen soll, denn mit der Kritik haben die Verfasser es sich ziemlich leicht gemacht. Da steht, nach einzelnen Kategorieen geordnet, durcheinander Richtiges, Zweifelhaftes, Falsches, Wesentliches, Gleich-

giltiges, kurz ein Rohmaterial, das erst gesichtet werden müßte, ehe es allenfalls im Sinne der Verfasser verwendet werden könnte. Da findet sich eine Rubrik: nicht eigentliche, sondern nur „scheinbare Widersprüche," veranlaßt durch „Lässigkeit des Ausdrucks (S. 675, 709) oder der Erzählung" (S. 710). Will man im Ernst behaupten, daß die Kritik sich solcher Erscheinungen als Argument bedient, um aus ihnen „Contamination verschiedener Quellen" zu beweisen? Man darf das wohl einfach zurückweisen.

Eine große Zahl, vielleicht die Hälfte aller angeführten Beispiele hat es mit solchen Discrepanzen zu thun, die auf mangelnder Motivierung beruhen (S. 692—703). Es sind die Fälle, wo der Dichter „seine Personen Aeußerungen thun läßt, die ein Wissen von den Dingen voraussetzt, das sie nicht haben können" (S. 692), oder wo er „etwas voraussetzt, was er nicht erzählt hat," was aber „von jedem Hörer leicht ergänzt werden kann" (S. 695), oder wo er „unterlassen hat, ein Motiv, das er an einer bestimmten Stelle braucht, vorzubereiten" (S. 695), mit einem Wort, wo er „Unbekanntes als Bekanntes" oder „Bekanntes als Unbekanntes behandelt" (S. 697), ferner Fälle, „wo die Worte einer handelnden Person von einer andern nicht beachtet werden, ohne daß dafür eine Motivierung gegeben würde" (S. 700), oder wo „eine Person einer Meinung oder einem Wunsche Ausdruck giebt, unmittelbar oder kurz darauf aber in ganz entgegengesetztem Sinne spricht oder handelt," ohne daß die Sinnesänderung begründet wäre (S. 701). Die meisten dieser sogenannten Widersprüche sind so unwesentlich und unwichtig für Sinn und Zusammenhang, daß auch der stümperhafteste Anfänger in ihnen kaum ein Kennzeichen für Verschiedenheit der Quellen erblicken würde. Und schlimmer noch ist es, daß nicht wenige sich bei näherem Zusehen in Nichts auflösen. Die aus der mittelhochdeutschen Literatur angeführten Stellen können, was ich mir auch als Nichtfachmann zu behaupten getraue, großenteils nur bei einer fälschlichen Auffassung hierher gerechnet werden. So wird in dem aus Seifrits Alexandreis genommenen Beispiel, soweit es sich nach dem Citat der Verfasser übersehen läßt (S. 694), niemand einen Zwischengedanken vermissen,

der sich die Situation, wie es der Dichter verlangen kann, lebendig vor Augen hält. Die Perser ergreift beim Anblick Alexanders ein solches Staunen, daß „sie gedachten daz ez waer ayn got achtpêr.“ Diesen Gedanken sprechen sie zwar nicht aus, aber Alexander, wie Kraus und Jellinek auch ganz richtig bemerken, „erräth“ ihn aus ihren Gebärden und sagt abwehrend „ich pins chain got.“ Hier wird „kein Wissen vorausgesetzt,“ das Alexander „nicht haben“ kann, sondern das er naturgemäß haben muß. Nicht anders steht es mit dem Beispiel aus Ulrichs Lanzelet V. 7002 ff. (S. 701). Hier betont Erec erst die Unmöglichkeit für Artus, den Zauberer kommen zu lassen und fährt dann fort: „doch dês al ein,“ wenn er uns zu diesen Dingen nützen kann, müssen wir gehen und, wie wir können, uns mit ihm versöhnen. Wo ist hier der geringste Widerspruch? Das ist ja gerade die concrete, aus der Situation gewachsene Sprache. Wir sollen nicht die fertige Ansicht Erecs hören, sondern den inneren Prozeß seines Ueberlegens mitmachen, von anfänglicher Abweisung des Vorschlags bis zu der schließlichen Erkenntnis seiner Notwendigkeit. Wir haben hier ein Beispiel für das, was Kleist die „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ nennt. Auch in der folgenden Stelle (S. 701) aus Rudolfs Barlaam wird aus gleichem Grunde Niemand eine ergänzende Zwischenbemerkung entbehren. Es verlohnt sich nicht auf die andern Fälle einzugehen, die nichts anderes lehren, als daß die mittelhochdeutschen Dichter, so redselig sie auch in der Ausmalung der seelischen Stimmungen zu sein pflegen, in der Darstellung der motivierenden Gedankenprozesse wortkarger sind als die modernen.

Es bleibt demnach im wesentlichen nur die Kategorie der Abweichungen in thatsächlichen Angaben übrig. Hier haben wir es wenigstens mit wirklichen Widersprüchen zu thun. Es werden Beispiele angeführt von disharmonierenden Orts-, Zeit- und Zahlangaben, Namenbezeichnungen u. s. w. (S. 673 ff.). Aber auch hier wieder haben es sich die Verfasser sehr leicht gemacht; eine nicht geringe Zahl der angeführten Fälle kann vor einer strengeren Prüfung nicht bestehen. Die aus den Novellen des Cervantes er-

wähnten Stellen (S. 673 ff.) mag man sich gefallen lassen; seine geniale Lässigkeit in diesen untergeordneten Momenten der Darstellung ist bekannt. Wer wird aber von einem Widerspruch reden, wenn es in Goethes „Wahlverwandschaften" 2. Teil 16. Capitel von einem ungesiegelten Brief heißt „sie nahm ihn und erbrach ihn" statt öffnete ihn (S. 682), oder wenn selbst in Maler Müllers „Golo und Genoveva" II, 6 dieselbe Waffe erst als „Dolch" und bald darauf als „Schwert" bezeichnet wird (S. 682)? Das sind Lappalien, die so offenbar auf einem bloßen Vergreifen im Ausdruck beruhen, daß es nicht der Mühe wert ist weiter darauf einzugehen. Die zum Teil zweifelhaften Beispiele aus Kleist, dessen große Zerstreutheit in diesen Dingen fast sprichwörtlich ist, hätten mit Leichtigkeit durch andere schlagendere aus seinen dramatischen Werken ersetzt werden können. Der aus dem „Kohlhaas" angeführte Fall (S. 682) ist überdies ganz in der Ordnung. Wenn es (S. 54 Muncker) von dem Kämmerer heißt, daß er „seinen Mantel, Orden und Kette entblößend, zurückschlug" und derselbe Ausdruck gleich darauf (S. 55) wiederholt wird „indem er sich den Mantel zurückschlug," so bezeichnet er eben jetzt das entgegengesetzte wie vorher. Das Wort „zurückschlagen" kann an sich ebenso gut als „auseinanderschlagen" wie als „zusammenschlagen" verstanden werden und hier sind beide Bedeutungen vereinigt. Der Kämmerer öffnet den Mantel, um durch Orden und Kette dem Abdecker zu imponieren, er schlägt ihn, als er aus der Menge zurücktritt, naturgemäß wieder zu. Das aus Heinrich von Veldekes Eneide 6726 ff. entnommene Beispiel erledigt sich ebenfalls durch richtige Interpretation von selbst (S. 685). Die Worte (6790 f.):

he gebôt dat man hen beiden
die houvet ave sloege

können nach dem Zusammenhange hier nur als volkstümlich brachylogische, vielleicht dialektische Ausdrucksweise gefaßt werden in dem Sinne: er gebot, daß man auch dem Nisus den Kopf abschlage, damit er nicht anders behandelt werde als der vorher enthauptete Freund. Dies geht mit Notwendigkeit aus der Situation wie aus

dem Wortlaut hervor. Beide Helden „liegen tot da". Hatte der Dichter vergessen, daß Eurialus bereits enthauptet war, so waren sie ja bereits im Tode „ungeschieden." Welchen Zweck konnte es haben, daß Volzan ihnen auch noch den Kopf abschlagen ließ? Die Worte er enwolde si niet skeiden setzen also notwendig einen Gegensatz in ihrer bisherigen Behandlung voraus. Aehnliche Bedenken ließen sich auch noch gegen manche der andern unter dieser Kategorie angeführten Beispiele geltend machen. Aber man kann ja den Verfassern Alles gern zugeben, Widersprüche dieser Art kommen in der That oft genug bei alten wie bei neueren Dichtern vor, aber was wird denn damit bewiesen? Sollen dies die Kriterien sein, aus denen die Kritik die Entstehung von Literaturwerken zu erschließen sucht? Ich bezweifele, daß die literarhistorische Forschung auf irgend einem Gebiet sich von solchen Gesichtspunkten leiten läßt, jedenfalls vom allgemeinen Standpunkt der Philologie muß man gegen eine derartige Auffassung entschieden Verwahrung einlegen. Mag es nicht an Fehlern und Mißgriffen, selbst bei bedeutenden Gelehrten, gefehlt haben, was hat damit die kritische Methode an sich zu thun? Die Verfasser haben wirklich nicht das Recht, die Kritik zu meistern, wenn ihre Kenntnis und ihr Blick über solche Dinge nicht hinausreicht.

Charakteristisch ist ja ihre ganze schablonenhafte Behandlung der Widerspruchsfrage. Da wird kein einziger Fall nach seiner individuellen Bedeutung sachlich oder formal analysiert, die Beispiele stehen nebeneinander wie bloße Nummern, die Dichtwerke werden, moderne und mittelalterliche, ganz über einen Leisten behandelt. Der Gedanke, daß, was uns heute fremdartig und unausgeglichen erscheinen würde, bei einem mittelalterlichen Dichter gänzlich unanstößig sein kann, kommt ihnen wohl vorübergehend (S. 701), aber sie machen in keiner Weise Gebrauch davon. Lachmann bemerkt zu Nibelungen 870 „brôt unde wîn": „Wein? Darin bestand ja eben die List, daß sie ihn nicht mitnahmen, S. 906, 3. Einem Dichter, der seinen Gegenstand lebhaft vor Augen hatte, konnte solche Gedankenlosigkeit nicht begegnen." Man mag über Lachmanns Auffassung der Stelle denken, wie man will,

jedenfalls ist er von seinem Standpunkt aus zu dieser Einwendung durchaus berechtigt. Was aber halten ihm Kraus und Jellinek entgegen (S. 692)? brôt unde wîn sei ein formelhafter Ausdruck und deshalb sei der Widerspruch nicht weiter von Bedeutung. brôt unde wîn ein formelhafter Ausdruck? Das ist eine Behauptung aufs gerathewohl, die man den Verfassern so ohne Beweise glauben soll; thatsächlich ist sie, wenigstens für die Nibelungen, gänzlich aus der Luft gegriffen. Brot und Wein kommt hier überhaupt nur noch einmal verbunden vor in der Form daz brôt und ouch den wîn (1627, 2), und da ist es sicher nicht formelhaft gebraucht. Aber wäre es das auch, Lachmann hätte doch Recht. Man darf einem Dichter „in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält" eine solche „Gedankenlosigkeit", noch dazu in einem Hauptmotiv, am allerwenigsten zutrauen, oder man muß eben jede Art von Konfusion für erlaubt oder erklärlich halten.

Am Schluß vertreten die Verfasser den Satz, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen dem Zustandekommen von Kunstdichtungen und Volksepen nicht bestehe. Daher die Folgerung, wenn dort das Vorkommen von Widersprüchen nichts gegen „die Einheit des Verfassers" beweise, so dürfe es auch hier nicht unbedingt als ein Beweis für „Kontamination verschiedener Quellen" angesehen werden. Dieser Schluß ist hinfällig, weil die Prämisse falsch ist, wovon später die Rede sein wird. Von seiner logischen Bedenklichkeit will ich hier schweigen. Als einziges Ergebnis dieser Massensammlung von Beispielen würde demnach übrig bleiben die Erkenntnis, daß sich Widersprüche in Volksepen finden, die nicht durch Zusammenfügung verschiedenartiger Bestandteile veranlaßt sind, ein Satz, an dem bisher wohl noch niemand gezweifelt hat.

Radikaler noch in Bezug auf unsere Frage ist der Standpunkt der „Neuesten". Sie möchten am liebsten die Existenz von Widersprüchen überhaupt leugnen, darum versuchen sie wenigstens ihre Harmlosigkeit auf dem Wege der psychologischen Erklärung darzuthun. Roetteken macht mir zunächst den Vorwurf (S. 36), ich ginge von der Ansicht aus, „daß der Dichter nur bei unterbrochenem, stückweisem Arbeiten, oder bei nachträglichen Aende-

rungen oder Einschüben oder bei Ablösung eines Plans durch einen andern Unebenheiten und Widersprüche (wirkliche, die auch für ihn solche wären, wenn er sie bemerkte) in seine Dichtung hineinbringen könne.“ Roetteken schließt, daß ich so denke, aus meiner Beweisführung, aber ich kann ihn versichern, er irrt sich. Er selbst leitet aus allgemeinen psychologischen Erwägungen die Möglichkeit ab, daß auch bei ununterbrochenem Arbeiten dem Dichter Widersprüche im Einzelnen begegnen können. Eine solche Deduktion beweist in Fragen, die nur durch die Beobachtung entschieden werden können, gar nichts. Immerhin gestehe ich nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Thatsache zu. Es fragt sich nur, welcher Art diese Widersprüche sind. Roetteken führt als Beispiel natürlich auch wieder Sanchos Esel aus dem Stall, ohne den es nun einmal nicht geht. Glaubt denn Roetteken wirklich, daß Cervantes bei ununterbrochenem konzentriertem Arbeiten es fertig bringen konnte, Sancho seinen Grauen erst verlieren, dann später ihn wiederfinden, dazwischen aber lustig auf ihm herumtraben zu lassen? Eine solche Plan- und Gedankenlosigkeit kann man einem Dichter, der zwar in nebensächlichen Angaben sich sorglos gehen läßt, aber in der Anlage des Ganzen die konsequenteste Aufmerksamkeit zeigt, unmöglich zutrauen. Dieser Fall läßt sich in der That nur durch ein unterbrochenes, oder besser gesagt „stückweises“ Arbeiten erklären, das bei einem parodistischen Werk ganz natürlich und bei diesem aus mancherlei Gründen besonders wahrscheinlich ist.[1]) Es werden doch immer nur untergeordnete In-

[1]) Diese Ansicht äußert auch Braunfels in seiner Uebersetzung (1, 230, Anmerkung 2). Die Erklärung des Ramón León Mainez, die er anführt, zeigt nur eine der Möglichkeiten, wie eine solche Konfusion entstehen konnte. Jedenfalls ist der Widerspruch sofort aufgefallen, denn schon in der zweiten, bald nach der ersten erschienenen Auflage vom Jahr 1605 war der Versuch, ihn nachträglich zu beseitigen, gemacht, wenn auch mit unvollkommenem Erfolge. Erst in dem Druck von 1608, dem einzigen von Cervantes selbst durchgesehenen (vgl. Braunfels 1, 20), ist die Verwirrung nach Braunfels' Angabe „fast gänzlich beseitigt“, eine Thatsache, die bei der Exemplifizierung auf den Fall doch entschieden zu berücksichtigen wäre. Es ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß Cervantes' spätere Klage über die Drucker sich auch auf diesen Punkt bezieht. Leider ist es fast unmöglich,

konsequenzen und Störungen sein, die sich unter normalen Verhältnissen bei einem stetig fortschreitenden Dichten einschleichen können. Scherer (Poetik S. 157 ff.), der bekanntlich einen scharfen Unterschied zwischen „unterbrochenem" und „anhaltendem" Arbeiten macht, will doch schwerlich sagen, daß in letzterem Falle überhaupt keine Widersprüche, sondern nur solche leichterer Natur vorkommen werden. Neben unbedeutenderen Fällen gehören dahin auch die Diskrepanzen in Orts-, Zeit-, Zahl- und Namenangaben oder ähnlichen Nebenumständen. Es steht völlig fest, daß Dichtungen in einem Zuge niedergeschrieben sind und doch derartige Inkongruenzen aufweisen. Darum wird man sich immer hüten müssen, aus dieser Gattung von Disharmonieen, wenn nicht ganz besondere Momente hinzutreten, zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Natürlich spielt neben manchen andern Umständen besonders die Individualität des Dichters in diesen Dingen eine große Rolle.

Im Allgemeinen scheint Roetteken auf dem Standpunkt zu stehen: die Dichter schreiben nach einem unabänderlichen Plan ihre Werke hintereinander weg, Kapitel für Kapitel, Szene für Szene, und wenn sie dann an einen Punkt kommen, wo es nicht ganz so „geht", wie sie es sich gedacht hatten, oder wo eine Szene zu breiterer oder freierer Ausgestaltung einladet, so gestatten sie sich auch einmal einen kleinen Widerspruch. So gemütlich, als wären die Dichter alte Strumpfstrickerinnen, geht es denn doch wohl nicht zu. Die verschiedenen Möglichkeiten für die Entstehung von Widersprüchen, die Roetteken aufführt, wollen in ihrer Allgemeinheit gar nichts besagen (S. 36 f.). Von einigem Interesse ist nur, was er in der Anmerkung S. 37 f. über die „Erinnerungstäuschungen" äußert, die, wie er meint, als poetisches Motiv eine viel größere Bedeutung haben als sich unsere Schulweisheit bisher hat träumen lassen. Bis zu einem gewissen Grade kann man

nach den Uebersetzungen sich ein Bild von dem Textverhältnis in den erwähnten Originaldrucken zu machen. Auch aus Braunfels' oben erwähnter Bemerkung erkennt man keineswegs, wie weit er dem zweiten Druck von 1605 und dem von 1608 folgt. Es wäre doch konsequente Zugrundelegung eines Textes mit Anführung der Abweichungen in den andern Ausgaben unbedingt geboten gewesen.

hierin mit ihm einverstanden sein und es ist auch zuzugeben, daß hierauf nicht immer genügend geachtet wird. So bin auch ich der Ansicht, daß die Verse 1758 ff. in der „Penthesilea" eine derartige Auslegung in der That zulassen, und ich habe sie deswegen auch nicht als Argument in meiner Behandlung der Entstehungsfrage benutzt. Aber wenn Roetteken (S. 39 Anmerkung) meint, man müsse „im Kunstwerk überall mit der Möglichkeit irgendwie falscher Annahmen, Auffassungen u. s. w. der Personen rechnen", so würde man damit jeden festen Boden für die Erklärung unter den Füßen verlieren. So hat Roetteken früher (Zeitschrift für deutschen Unterricht 4, 446) die Ansicht ausgesprochen, daß in Kleists „Prinzen von Homburg" Hohenzollern und der Prinz sich im Irrtum befinden über den Grund, „aus dem der Kurfürst zur Vollstreckung des Urteils entschlossen scheint." Roetteken giebt zu, er würde „manches" in jenen Bemerkungen „heute anders anfassen", macht aber mir den Vorwurf, daß ich mich mit der von ihm vertretenen „Möglichkeit" in meinem Aufsatz über den Prinzen von Homburg (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 415 ff.) nicht auseinandergesetzt habe. Ich kann ihn versichern, seine „Bemerkungen", auch wenn ich sie gekannt hätte, würden mir schwerlich Veranlassung zu einer Stellungnahme gegeben haben. Roettekens Auffassung von der inneren Situation des 1. Auftritts im III. Akt ist so unbestimmt, daß ich einen greifbaren Kern darin nicht entdecken kann. Scherer (Poetik S. 158) wird wohl an diese neue Art von Suggestionstheorie überhaupt nicht gedacht haben. Jedenfalls darf man, wenn man nicht Alles in Geheimnisthuerei auflösen will, von der Annahme solcher Erinnerungstäuschungen nur da Gebrauch machen, wo der Zusammenhang und Charakter der Situation von selbst und zwingend darauf führt.

Doch die Frage muß endlich beantwortet werden, welcher Art die Widersprüche sein müssen, die für die kritische Zerlegung von Literaturwerken als entscheidend gelten können. Der ganze Streit wäre unmöglich gewesen oder hätte wenigstens doch diesen Umfang nicht annehmen können, wenn man sich hierüber nur einigermaßen klar gewesen wäre. Leider sucht man auch in den

methodologischen Handbüchern über diese wichtige prinzipielle Frage vergebens Auskunft. In *ν*—*σ* der Odyssee ist Odysseus überall verwandelt, in der weiteren Erzählung ist er es nicht; eine Rückverwandlung aber hat nicht stattgefunden. Hier haben wir also für die Handlung zwei gänzlich widerstrebende Voraussetzungen, von denen die eine die andere aufhebt. Wer wird behaupten, daß dies die einheitliche Conception eines Dichters sein könne (v. Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen S. 74 f.)? In der Ilias gegen Schluß von *A* giebt Zeus der Thetis das Versprechen, Achill zu rächen und den Troern so lange das Uebergewicht zu verleihen, bis dem Beleidigten Genugthuung widerfahren sei. Wenn nun, bevor Zeus an die Erfüllung seiner Zusage denkt, erst zur friedlichen Schlichtung des Streites ein Zweikampf folgt, darauf ein siegreiches Vordringen der Griechen, durch das die Troer in Angst und Bedrängnis geraten, dann ein neuer zweckloser Zweikampf und schließlich ein durch nichts motivierter Mauerbau, so würde man sich vergebliche Mühe geben zu beweisen, daß eine solche Composition planvoll sei und aus der Idee *eines* Dichters habe hervorgehen können. In beiden Fällen handelt es sich um Differenzen, welche die *ganze Anlage der Handlung* berühren und diese in einem der differierenden Teile entweder *unmöglich* oder bis zum äußersten Grade *unwahrscheinlich* machen. Es ist ganz gewiß einer der unumstößlichsten Grundsätze der Kritik: überall da, wo *vitale Widersprüche* zwischen den *Grundlagen* einer Darstellung und ihrer *weiteren Entwickelung* vorliegen, oder wo die *inhaltliche Einheit* auch nur in einzelnen, aber *wesentlichen* Punkten gestört ist, hat man es mit der Zusammensetzung verschiedenartiger, von Hause aus nicht zusammengehörender Bestandteile zu thun. Solche tiefgehenden Incongruenzen finden sich überall, nicht nur in Volksdichtungen, sondern auch in der Kunstpoesie zahlreich genug, und Aufgabe einer ernsten Kritik ist es, sie nicht durch allerlei sophistische Künste wegzuinterpretieren, sondern sie anzuerkennen und als geeignete Fingerzeige für die Analyse zu benützen.

Bisweilen geht mit solchen inhaltlichen Widersprüchen Hand

in Hand eine Inconsequenz in der Charakterzeichnung einzelner Personen, ein Punkt, den Kraus und Jellinek (S. 690) berühren, ohne, wie es scheint, seine Bedeutung zu ahnen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Folgewidrigkeiten dieser Art objectiv schwerer nachweisbar sind als die vorher erwähnten, zumal hier auch die Fähigkeit des Dichters in Betracht kommt. Indeß giebt es auch hier einen Maßstab, der in dem Schöpfer des Werkes selbst liegt. Auf Goethes Mephisto brauche ich nur hinzuweisen, dessen allmähliche Charakterwandlung allein schon, auch wenn wir sonst nichts darüber wüßten, den langsamen und uneinheitlichen Entstehungsprozeß des Faust verbürgen würde. Die Schwierigkeiten in der Auffassung von Shakespeares Hamlet haben doch wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung. Die schwankende Haltung Posas in „Don Karlos" läßt sich nur aus der wiederholten Umarbeitung des Stückes erklären (Bellermann, Schillers Dramen 1, 272 ff.). Auf das widersprechende Verhalten Buttlers im „Wallenstein," einem oft umgestalteten Werk, hat Otto Ludwig (Gesammelte Schriften, Ausgabe von Erich Schmidt und Stern, 5, 301) mit Recht hingewiesen. Immerhin wird diese Erscheinung, die in viel höherem Grade als die vorher erwähnte einen künstlerischen Verstoß bedeutet, sehr selten sein und sich wahrscheinlich nie allein, sondern immer als Folge einer anderen tiefgreifenden Umgestaltung finden.

Der Ursprung solcher Widersprüche kann in Volksepen ein verschiedener sein, in Werken der Kunstpoesie hat man aus ihnen auf eine gänzlich oder teilweise durchgeführte Aenderung des ursprünglichen Planes zu schließen. Diese Thatsache der verschiedenen Entwürfe ist so häufig und durch unwiderlegliche, aus Dichtwerken selbst sich ergebende Gründe, vielfach auch durch äußere Zeugnisse so bestimmt erwiesen, daß die Abneigung unserer Modernsten dagegen nicht in Betracht kommen kann. Es ist ein laienhafter Einwand, dem Dichter, der sein eigenes Werk doch am besten gekannt, am gründlichsten durchdacht habe, könnten Mängel nicht entgangen sein, die ein fremdes Auge so scharf wahrzunehmen glaube. Es liegt in der Natur der Sache, daß

der mit der künstlerischen Ausgestaltung seines Ideals ringende Dichtergeist bei wiederholtem Umformen und Aendern leichter etwa dabei sich einschleichende Widersprüche übersehen kann als der voraussetzungslos an eine fremde Schöpfung herantretende Forscher, der mit der Lupe peinlichster Aufmerksamkeit Wort für Wort nach seiner Bedeutung prüft und beurteilt. Gerade die größten und tiefsten Dichter, die, welche es mit ihrer Kunst am ernstesten nehmen, sind es, in deren Werken sich die Spuren der umgestaltenden Hand am häufigsten finden. Will man die Thatsache der verschiedenen Entwürfe im Faust bestreiten? Will man die Zeichen der planmäßigen Umarbeitung von Werken wie Schillers „Don Carlos", Kleists „Schroffensteinern" und „Käthchen" leugnen? Muß man noch darauf hinweisen, daß das Umbilden von bereits aufgeführten Stücken in der alten griechischen Komödie geradezu ein sanctionirter Brauch war? Daß Terenz seine Dramen selbst bezeichnet, die durch Contamination verschiedener griechischer Vorlagen entstanden sind? Ganz zu schweigen von den Umgestaltungen und Erweiterungen, welche die Werke der griechischen Tragiker, des Hesiod, Theognis u. a. durch fremde Hand erfahren haben. Solchen Thatsachen gegenüber wird sich die Kritik doch wohl noch bedenken, von ihrer bisherigen Methode abzugehen. Sie wird auch ferner, wo sie auf Widersprüche stößt, die der Vernunft und der Erfahrung entsprechenden Folgerungen daraus ziehen, und es ist jedenfalls auch psychologischer, den Ursprung nicht zusammenstimmender Elemente aus der Annahme zu erklären, der Dichter habe seinen anfänglichen Plan geändert, als beweisen zu wollen, es sei, was aller Welt als Widerspruch erscheinen muß, für ihn ein solcher nicht gewesen.

Neben solchen tiefgreifenden Disharmonien hat die leichtere Kategorie der Abweichungen in einzelnen thatsächlichen Angaben nur unterstützende Bedeutung. Wenn im „Don Karlos" die Infantin bald ein Jahr, bald drei Jahre alt ist, so will das für die kritische Betrachtung wenig besagen. Aber da durch andere unwiderlegliche Beweise feststeht, daß das Stück überarbeitet ist, so ist auch der Fall lediglich eine Bestätigung dieser Thatsache.

Es war daher von Kraus und Jellinek bei ihrem Standpunkt wenig bedacht, Beispiele gerade aus diesem Werk anzuführen. Die Widersprüche, die sie aus der „Verlobung in St. Domingo" beibringen, könnten noch zahlreicher und stärker in ihrer Art sein, und sie würden doch nichts für eine Aenderung des Entwurfes beweisen, und wenn Roetteken (S. 38 Anmerkung) meint, vielleicht fände sich einmal jemand, der aus einem von ihm entdeckten „Widerspruch einen ersten Plan der Novelle konstruire", so mag man ihm die Freude an diesem unschuldigen kleinen Hohn gerne gönnen. Wenn der Held der Erzählung, der sonst Gustav heißt, in der Mitte plötzlich August genannt wird, so läßt dies allerdings einen Schluß auf die Entstehung der Novelle zu, aber nur den, daß sie nicht in einem Zuge niedergeschrieben ist. In welchem Maaße die Dissonanzen dieser leichteren Art für die Kritik von Wichtigkeit sind, das hängt jedesmal von der Natur des Falles ab, und nach allgemeinen Regeln dafür zu forschen oder, wie es versucht ist, eine förmliche Kategorientafel von allen hierbei möglichen Gattungen und Graden aufzustellen, das hat vielleicht einiges theoretische Interesse, aber gewiß wenig praktischen Wert.

Wichtiger ist es, sich über die verschiedenen Umstände klar zu werden, unter denen Widersprüche entstehen können. Die Frage läßt sich natürlich nur im allgemeinen beantworten. Man muß durchaus Volksdichtung und Kunstpoesie auseinanderhalten. Wenn Kraus und Jellinek (a. a. O. S. 716) einen principiellen Unterschied der Entstehungsweisen in den beiden Gattungen nicht anerkennen wollen, so ist ihre Ansicht irrig. Die Stellung des Rhapsoden oder Spielmanns seinem Stoff gegenüber kann nicht verglichen werden mit der anderer Dichter. Jener wird sich, wo er die mündliche oder schriftliche Ueberlieferung einer Sage oder Erzählung selbständig gestaltet, in der Regel durch diese für gebunden halten, er wird auch die problematischen, widerspruchsvollen Voraussetzungen und Motivierungen, an denen es besonders in der Sage fast nie fehlt, mit übernehmen; im andern Fall, wo er eine bestimmte Vorlage nach Gutdünken ändert oder durch Interpolation oder Zudichtung erweitert, werden diese Bestandteile

als mehr oder weniger fremde Elemente neben den ursprünglichen Kern treten und den ersten Grund zu einer weiter wirkenden Uneinheitlichkeit legen. Dagegen der Kunstdichter steht seinem Stoff, mag es ein frei erfundener, ein sagenhafter, historischer oder novellistischer sein, mit voller Unabhängigkeit gegenüber, er wird, soweit er ein wirklicher Dichter ist, mit ihm schalten, wie er will, und ihn so, nur seinen künstlerischen Intentionen folgend, zu einer neuen organischen Einheit umgestalten. Aber auch dabei hat man wieder mit dem Unterschiede der Zeiten zu rechnen. Das abhängigere Verhältnis, in dem die mittelhochdeutschen Dichter im allgemeinen zu ihren Quellen stehen, muß oft zur Erklärung von Lücken und Mängeln der Motivierung bei ihnen herangezogen werden. Im Parsifal bleibt die Erklärung des Gral unklar offenbar nur deswegen, weil sie auch in der, resp. den Quellen unklar war. Auch die Individuen sind nicht gleich. Wo ein Aeschylus in seinen Choephoren den naiven Zug ohne Bedenken einführt, wie Elektra aus der Locke und der Fußspur die Anwesenheit ihres Bruders erschließt, da sieht Euripides nur einen absurden Widerspruch. Einem Kleist, einem Cervantes werden eher Fahrlässigkeiten in der äußeren Folgerichtigkeit zustoßen, als einem kühl berechnend arbeitenden Dichter wie Lessing. Auch der bloße Umfang des Werkes spielt eine Rolle. In einer Novelle werden Inkonsequenzen seltener vorkommen als in einem mehrbändigen Roman. Die kleineren Erzählungen Kleists sind von nennenswerten Widersprüchen frei, nur der längere Kohlhaas zeigt charakteristischerweise gegen den Schluß eine störende Interpolation (Brahm, Heinrich v. Kleist, 2. Auflage, S. 285).

Besonders wichtig ist die Gattung der Dichtung. In der Lyrik, dem Produkt des Augenblicks, werden eigentliche Widersprüche sehr selten sein und nur bei nachträglicher Ueberarbeitung oder Zudichtung vorkommen. Ich sehe von der besonderen Natur des Volksliedes ab. Goethe hat durch spätere Zusätze und Aenderungen wiederholt störend in das Gefüge seiner Lieder eingegriffen, so hat er der Wirkung eines seiner tiefsinnigsten Gedichte „Sagt es niemand, nur den Weisen" (West-östlicher Divan,

Weimarer Ausgabe S. 28) empfindlich geschadet durch die letzte Strophe, die dem Gedanken eine ganz neue, widersprechende Wendung giebt; auch die veränderte Versform beweist, daß sie ein späterer Zusatz ist. Schiller hat seine „Künstler“, wenn man sie hierher rechnen will, durch Ueberarbeitung heillos verwirrt. Aus der antiken Lyrik kann das horazische „laudabunt alii“ (Od. I, 7) genannt werden, dessen innere Zusammenhangslosigkeit Kießling zweifelnd, aber wohl mit Recht daraus erklärt, daß es „nicht aus einem Guß“ sei. Doch diese Erscheinungen werden, wie gesagt, in der Lyrik nur selten sein. Anders schon steht es, vom Volksepos abgesehen, mit *epischen* Dichtungen in poetischer oder prosaischer Form. Diese verlangen einen förmlichen Plan und werden daher, je umfangreicher sie sind, die Gefahr nachträglicher sachlicher Abweichungen schon eher in sich schließen. In der Regel werden sich diese auf Inkonsequenzen in der Angabe von Nebenumständen beschränken. Es muß in der größeren Ruhe des Erzählungstons, es muß vor Allem darin liegen, daß wohl der Regel nach die Ausarbeitung nicht sprungweise, sondern hinter einander verlaufend vor sich geht, wenn größere Störungen des Gesamtplans hier seltener beobachtet werden. Eine Ausnahme bilden natürlich auch hier wieder die Dichtungen, die in großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Goethes „Wilhelm Meister“.

Am häufigsten finden sich schwere Widersprüche in der *dramatischen Poesie*. Hier verlockt die Natur der Komposition, die größere Selbständigkeit der einzelnen Teile, der Scenen und Akte, zu zerstücktem und oft vorausgreifendem Arbeiten, die Schwierigkeit des organischen Zusammenschließens aber zu oftmaligem Aendern und Umgestalten im Einzelnen wie im Großen. Daß bei solcher Art des Schaffens, wo der Dichter sich nicht genug thun kann, wo er zugleich auf den inneren Gehalt und auf die Bühnenwirkung sehen, wo er bei jeder Scene, um sie zu plastischer Realität herauszuformen, sich ganz in die Situation und in die lebendige Natur der Charaktere versetzen muß, daß, sage ich, bei solchem Arbeiten Widersprüche und selbst solche, die den ganzen Plan berühren, entstehen können, ist leicht begreiflich. Ja, gerade

die mit besonders energischer Phantasie ausgerüsteten Naturen werden, je konkreter, je körperlicher ihnen jeder dramatische Vorgang in der Seele aufgeht, am meisten in Gefahr sein, darüber das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Heinrich von Kleist steht, wie wir gesehen haben, oft unter dem Zauber einer bestimmten dramatischen Scene, die für sich Gestalt gewonnen hat und die er dann selbst auf Kosten des Zusammenhanges in ein fremdes dramatisches Gefüge einschiebt. Goethe hat die Gretchentragödie für sich gedichtet und sie dann nur in lose Verbindung mit der späteren Grundidee des Faust zu bringen vermocht.

Aber es ist charakteristisch, daß alle diese Angriffe gegen die Kritik sich fast ausschließlich gegen den einen Punkt der Widersprüche richten. Als ob die kritische Thätigkeit darin aufginge, Widersprüche aufzustöbern und allenfalls „formalen Kriterien" nachzujagen. Dieser armselige Standpunkt kennzeichnet deutlicher als alles Andere die Unfähigkeit der Gegner, über eine solche Sache auch nur entfernt mitzureden. Daß Fälle vorkommen, wo die Kritik darauf angewiesen ist, lediglich mit inhaltlichen oder formalen Inkonzinnitäten zu operieren, soll natürlich nicht geleugnet werden, aber es stände schlimm, wenn ihre Aufgabe damit erschöpft wäre. Die Lösung der Faustfrage ist viel mehr noch als von der Feststellung widerstrebender Elemente abhängig von der genauen Erforschung der formalen und dichterischen Stilunterschiede, des Wandels der Kunst- und Weltanschauung, der Beziehung auf Zeit, Leben und literarische Vorbilder des Dichters. Wie mannigfache Gesichtspunkte für die kritische Analyse der großen Volksepen in Betracht kommen, brauche ich nicht im einzelnen darzulegen. Statt an Lachmanns Nibelungenkritik mit dem Ton der Ueberlegenheit herumzumäkeln, sollte man lieber bescheiden an ihr zu lernen suchen, was Kritik ist. Dann würden die Herrn erkennen, daß es eine Kunst ist, die alle Seiten der philologischen Thätigkeit umspannt und in Anspruch nimmt und die insofern in der That die Blüte der philologischen Forschung genannt werden kann.

Zu hoch, als daß sie durch solche ohnmächtigen Verkleinerungsversuche geschmälert werden könnten, stehen die Verdienste der Kritik.

Auch sie sind verzeichnet in den Ruhmesblättern der Geschichte des menschlichen Geistesringens. Wichtige, weit über den engen Kreis der philologischen Wissenschaft hinaus fortwirkende Aufschlüsse über die Natur des dichterischen Schaffens, über bedeutende geschichtliche Zeiträume, vor allem die Einsicht in das Werden und Wesen der großen Volksepen verdankt man ihrer unermüdeten, opferreichen Thätigkeit. Die Homerkritik hat nicht nur eine schärfere ästhetische Würdigung der unsterblichen Werke selbst, nicht nur einen genaueren Einblick in die Bildung und Wandlung der ältesten Sprachstufen im Gefolge gehabt, sie ist auch imstande, ein neues Licht zu verbreiten über die Entwickelung der Sage, der religiösen Vorstellungen, der Sitte und Kultur, kurz der frühesten geschichtlichen Zustände überhaupt. Ebenso ist eine glaubwürdige Rekonstruktion der israelitischen Geschichte erst möglich gewesen auf dem Grunde der alttestamentlichen Bibelkritik. Und so hat sich die philologische Kritik überall als eine auf die mannigfachsten Gebiete anregend und fördernd, bildend und erleuchtend übergreifende Kunst erwiesen, und es gilt auch insofern das Wort Lachmanns, „die wahre kritik, welche sich niemahls grenzen setzt, sondern nur die durch den stoff gegebenen anerkennt, ist eben sowohl auf das verbinden und bauen als auf das trennen und zerstören aus“. Und da kommt ein Geschlecht von Epigonen und will hochmütig über eine bewährte Forschungsmethode den Stab brechen? das gut thäte, sich still der Ausbildung in der Kritik zu widmen, statt geräuschvoll das Evangelium einer neuen wissenschaftlichen Methode zu verkünden!

Man könnte sich ja mit diesen Erscheinungen eher abfinden, wenn es nicht Symptome einer allgemeinen, die wissenschaftliche Forschung zersetzenden und korrumpierenden Zeitströmung wären. Die Philologie ist allmählich eine scheel angesehene Wissenschaft geworden. Mag man es dem naiven Publikum verzeihen, wenn es in Unklarheit über ihr Wesen und ihre Ziele sie für eine tote unfruchtbare Kunst hält. Aber wenn aus dem eigenen Lager Bestrebungen hervortreten, sie in eine falsche, einer oberflächlichen Anschauung entsprechende Richtung zu drängen, so kann dagegen nicht energisch genug Verwahrung eingelegt werden. Die Philologie

duldet jede andere Wissenschaft neben sich. Sie stört den Aesthetiker nicht in seinen Kreisen, wenn er ohne Rücksicht auf das Werden das gewordene Kunstwerk lediglich nach seinem Schönheitsgehalt betrachtet. Es giebt gewiß eine zeit- und bedingungslose Stellung der Dichtung gegenüber, die ihre Berechtigung hat, so lange sie sich nicht in Widerspruch setzt mit den Resultaten der philologischen Forschung. Wenn der geistreiche Kunstkenner sich dem Behagen des Feinschmeckers hingiebt, die Ilias als ein einheitliches, nach einem wohlüberlegten Plan komponiertes Kunstwerk zu genießen, so kann man selbst das sich gefallen lassen, nur glaube man nicht, damit die Kritik widerlegt zu haben. Literarhistorische Forschung und Aesthetik schließen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich gegenseitig.

Und ähnlich ist ihre Stellung zur Psychologie. Diese beginnt dort, wo die Philologie aufhört. Ihre Sache ist es, über das Wesen des poetischen Genies, über die Natur der Phantasie und des dichterischen Schaffens Beobachtungen anzustellen und die gesetzmäßigen Vorgänge aufzudecken, eine Aufgabe, die besonders Dilthey mit tiefgegründeten, scharfsinnigen Untersuchungen in Angriff genommen hat („Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik," in „Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum gewidmet", Leipzig 1887, S. 305 ff.; vgl. „Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn" Leipzig 1886; „Ueber die Einbildungskraft der Dichter" Zeitschrift für Völkerpsychologie 10, 42 ff.). Die Psychologie mag, wenn sie es kann, in die geheimnisvolle geistige Werkstatt selbst vordringen, wo die Gestalten und Bilder aus schöpferischen Urkräften sich formen und die ersten erregenden Prozesse des dichterischen Werdens in ihren typischen Erscheinungen belauschen. Aber unter welchen Antrieben, Combinationen, willkürlichen Mischungen und launischen Sprüngen sich das erste Aufkeimen einer Conception *in jedem einzelnen Falle* in dem Dichter vollzogen hat, das läßt sich weder mit der Wünschelrute der psychologischen Analyse beschwören, noch mit der Sonde der Kritik prüfend feststellen. Hier sollen wir bescheiden vor den Thoren Halt machen. Die Frage, warum der

Dichter Penthesilea gerade beißen läßt, warum Goethes Gretchen gerade so und nicht anders geartet ist, kann weder der Psychologe noch der Philologe lösen. Hier wird immer ein Rest bleiben, der nicht aufgeht.

Die Aufgabe des Philologen beginnt mit dem Moment, wo sich der Dichter anschickt, die Bilder und Gestalten seiner Phantasie zu ordnen, zu verbinden und nach einem einheitlichen Plan zusammenzuschließen. Hier tritt das Bewußte zum Unbewußten, hier erheben sich die Fragen nach Quellen und Vorbildern, nach den äußeren und inneren Entstehungsbedingungen u. s. w., Fragen, bei denen eine allgemeine, wenn auch nicht systematische Vertrautheit mit den Gesetzen des Seelenlebens, insbesondere mit dem Wesen der Dichternatur die selbstverständliche Voraussetzung ist, deren Lösung aber ausschließlich Sache der philologischen Technik ist. Der naive Glaube stellt sich das Genie als ein Wesen vor, das mit göttlicher Urkraft begabt seinen ganzen Reichtum aus sich selbst schöpft. Will auch die Forschung auf diesen kindlichen Standpunkt treten? Mag man sich tausendmal auf das Zeugnis der Dichter selbst berufen, mag Goethe es „lächerlich" nennen, wenn man die Abhängigkeit des poetischen Producirens von bestimmten Vorbildern consequent auch bis in das Kleine verfolgt. Es beweist nur, wie sehr trotz Allem die dichterische Thätigkeit dem Element des Unbewußten angehört und dem schöpferischen Genius selbst ein Mysterium ist. Thatsachen, unwiderlegliche sprechen gegen eine solche Auffassung. Es hieße jede literarische Entwickelung, jeden historischen Zusammenhang leugnen, wollte man das poetische Kunstwerk als etwas für sich und außer allem Connex dastehendes betrachten. Nein, es ist und bleibt die Aufgabe einer richtig geleiteten literarischen Forschung, den Dichter aus der Bildung und Kultur seiner Zeit, das Dichtwerk aus der Gesamtheit seiner Bedingungen, aus der Persönlichkeit und dem Leben seines Schöpfers, wie aus den literarischen und allgemein geistigen Einflüssen, unter denen er stand, zu erklären und zu begreifen. Diesen historischen Standpunkt hat Herder der wissenschaftlichen Literaturbetrachtung erobert und von diesem Boden wird sie sich nicht wieder abdrängen lassen. Sie

wird ihn ebenso gegen den unkritischen Dogmatismus des Aesthetikers wie gegen die unreife Weisheit neugebackener Psychologiebeflissener zu verteidigen wissen. Sie wird auch die mechanisirenden Tendenzen Taines und seiner neuesten Anhänger von sich fernhalten und jedem Versuch einer fälschlichen Scheidung in literarhistorische Forschung und Literaturwissenschaft entgegentreten. Es giebt keine besondere technische Unterlage für die eine und für die andere: beide ruhen auf dem gemeinsamen Grunde der philologisch-historischen Methode. Einzelforschung und zusammenfassende Betrachtung muß sich ständig gegenseitig ergänzen und durchdringen, soll nicht banausische Kleinmeisterei auf der einen, dünkelhafter Dilettantismus auf der andern Seite sich und die Wissenschaft zugleich verderben.

Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs.

Von Jakob Minor in Wien.

I.

Leider hat sich Karl Drescher in der aufschlußreichen Anzeige der „Hans Sachs-Forschungen" (Euphorion 2, 399 ff. und 830 ff.) darauf beschränkt, an den philologischen Grundlagen des Artikels von M. Herrmann Kritik zu üben; auf die metrischen Probleme selbst ist er nicht eingegangen. Ich ergänze seine Arbeit von dieser Seite und hoffe zu zeigen, daß es mit den metrischen Resultaten nicht viel besser bestellt ist, als mit den philologischen.

M. Herrmann hat es für billig gehalten, seine Untersuchungen über den Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs und anderen Dramatikern des XV. und XVI. Jahrhunderts gegen eine Stelle in meiner Metrik zu wenden, die selbstverständlich auf den älteren Arbeiten von Rachel und Sommer fußte. Ich habe nirgends den Anschein erweckt, als ob ich alle Hans Sachsischen Dramen auf diesen Zweck hin durchgearbeitet hätte; bekennt doch Herrmann selbst, daß es ihm

sogar bei der Beschränkung auf diese eine metrische Erscheinung an Mut gefehlt hätte, sich an das riesige Material zu wagen, wenn er nicht bei fünf Teilnehmern seiner Uebungen Unterstützung gefunden hätte. So wenig aber eine deutsche Grammatik oder ein deutsches Wörterbuch den Anspruch erhebt, alle bei Hans Sachs vorhandenen Beispiele zu beachten, so wenig wird ein billiges Urteil das gleiche von einer neuhochdeutschen Metrik verlangen. Und wenn das gelehrte Modewort von den Bausteinen ꝛc. wirklich einen Sinn haben soll, dann muß es auch erlaubt sein, die Bausteine einmal einem Bau zu Grunde zu legen; wir würden sonst immer auf Kärrnerarbeit beschränkt bleiben. Daß nicht blos das schöne Streben nach Allseitigkeit, sondern auch das Streben nach Exaktheit mitunter genötigt ist, sich auf thönerne Füße zu stützen, das hat Drescher gerade an den, auf den Text und die Chronologie bezüglichen Grundlagen der Herrmannischen Untersuchungen gezeigt. Man kennt ja die eiserne Zuversicht zu der eigenen Kraft und die höhnende Mißachtung der Vor- und Mitarbeiter, welche auch die besseren Arbeiten dieses Verfassers entstellen. In unserm Fall sind sie um so weniger berechtigt, als die Untersuchung trotz der Sicherheit des Verfassers und trotz der Reklame, die sofort nach ihrem Erscheinen unmittelbar aus dem Freundeskreise heraus für sie gemacht worden ist, an Methode und an Zuverlässigkeit alles zu wünschen übrig läßt. Um eine Ziffer und um ihre Ausdeutung ist der Verfasser ja so wenig verlegen als um eine frappante Formel, ein grelles Schlagwort oder einen Titel. Börne hat uns Deutschen mit Recht vorgeworfen, daß wir alles glauben, wofür man nur einen terminus technicus erfinden kann.

Historisch läugnet Herrmann den Zusammenhang des (von ihm zuerst so benannten) Stichreims mit der Reimbrechung (obwohl bei strenger Durchführung der Reimbrechung doch auch der Stichreim gegeben ist), weil sich in dem mittelalterlichen deutschen Drama wohl Reimbrechung, aber nicht Stichreim fände, der zwar im französischen Drama vorhanden sei, aber von da aus allein auf die Schweiz (einziges Beispiel: Osterspiel von Muri) und auf dem Umwege über die Niederlande auch auf Niederdeutschland gewirkt habe. Im eigentlichen Deutschland sei der Stichreim autochthon entstanden, und zwar einerseits im Interesse des leichteren Memorierens, anderseits durch die einzeilige Rede, die den Stichreim zur notwendigen Folge hat. Herrmann „glaubt beobachtet zu haben", was als sicherer Stützpunkt der Untersuchung hätte genau festgestellt werden müssen, daß sich der Stichreim zuerst findet zwischen einzeiliger Rede und einzeiliger Gegenrede, dann erst zwischen einzeiliger Rede und längerer Rede, und zuletzt zwischen zwei längeren Reden. Im Nürnberger Drama vor Hans Sachs findet der Verfasser eine doppelte Praxis: in den meisten wird Stichreim überhaupt nicht ver-

wendet; in anderen, besonders bei Folz, ohne anderes erkennbares Prinzip als das „des bloßen Wechsels zur Vermeidung der Eintönigkeit in den auf einander folgenden Scenen.“ Mag der Stichreim nun durch Folz vom Rhein her nach Nürnberg gekommen sein, jedenfalls sei seine Entwicklung bei Hans Sachs weder durch das Nürnberger noch durch das außernürnbergische Drama beeinflußt. Auch mit Hans Sachsens nichtdramatischen Dichtungen finde kein näherer Zusammenhang statt: der Dialog in den episch-dramatischen Dichtungen der Lehrzeit bis 1540 zeige ein beständiges Schwanken zwischen Verwendung und Nichtverwendung der Reimbrechung (aber nach Herrmanns eigenen Aufstellungen ist das ja im Drama der Lehrzeit auch nicht anders!). Nur in den Kampfgesprächen ist die Reimbrechung fest durchgeführt (oder umgekehrt: der fast dramatische Dialog hat die Reimbrechung zur notwendigen Folge). Herrmann meint, daß Hans Sachs durch diese Kampfgespräche zu immer entschiedenerer Durchführung des Stichreims angeleitet worden sei. Im Dialog der episch-didaktischen Dichtungen der Meisterjahre finde dann ungefähr dasselbe Verhältnis zwischen den Vollreimen und Stichreimen statt, wie im Drama (35:65), nur fehlen die planvollen Ausnahmen, die Herrmann im Drama beobachtet haben will. Von den Nürnberger Dramatikern stehen unter Hans Sachsens Einwirkung: Propst, der ihn in massenhaften Stichreimen sogar übertrumpfe, dem aber die feine Unterscheidung der Fälle fehle; M. Glaser, der ihm auf seine Art, aber nur ganz äußerlich nachzueifern suche; Salomon Neuber und Ayrer, der sich auch nur an die Hauptregel, nicht an Hans Sachsens feine Ausnahmen halte.

Hat nun Hans Sachs den Stichreim weder in der Theorie noch in der Praxis von einem Vorgänger übernommen, sondern ist er von selbst auf ihn gekommen, dann handelt es sich weiter darum zu untersuchen, ob sich aus der chronologischen Folge seiner Dichtungen der psychologische Prozeß noch erkennen läßt, der ihn auf dieses Kunstmittel geführt und zu seiner weiteren Ausbildung bewogen hat. In diesem wichtigen Punkt nun herrscht in der Untersuchung von Herrmann eine bedenkliche Unklarheit. Er sucht schon bei Folz „künstlerische Erwägungen“ und bleibt in Zweifel, ob hier „von einer regelmäßigen und bewußten Ausbildung dieses Kunstmittels“ die Rede sein könne. Dem Hans Sachs aber steht der Stichreim gar von vornherein als ein bewußtes Kunstmittel, fix und fertig, klipp und klar, zu Gebote. Herrmann sieht in dem Stichreim gegenüber dem „alten Stil“ eine neue Technik, die Hans Sachs in „richtiger Erkenntnis“ ihrer Vorteile in seinen Lehrjahren „absichtlich“ verwendet habe. Der Stichreim ist ihm der „neue Kurs“ — „Kurs“ ist eine mit Absicht und Bewußtsein nach einem bestimmten Ziel unternommene Bewegung. Und so läßt er den Hans Sachs in seiner Lehrzeit den Stichreim einmal bewußt anwenden, dann wieder bewußt ver-

schmähen. Hans Sachs „besinnt" sich im Verlauf der Handlung, mitten im Stück, und versucht es dann wieder mit dem entgegengesetzten Verfahren, bis er sich wieder auf seinen „eigentlichen Grundsatz besinnt". Kurz, es ist, als ob Hans Sachs nicht Schauspiele gedichtet, sondern blos Vollreime oder Stichreime im Auge gehabt hätte. Ganz anders dann in der Zeit der Meisterschaft, wo Hans Sachs nicht blos mit der Regel (dem Stichreim), sondern auch mit der Ausnahme (dem Vollreim) künstlerische Wirkungen zu erzielen sucht. Hier soll es sich nach Herrmann nicht um feste Regeln, sondern um ein unbewußtes Gefühl handeln; von einer mechanischen Befolgung einer festen Regel kann keine Rede sein, Nachlässigkeitsfälle kommen vor; was in der Lehrzeit die neue Technik hieß, heißt jetzt „Kunstmittel, wenn man von einem solchen reden darf". Daneben redet Herrmann freilich auch hier von „Prinzip"; Hans Sachs „geht von der Ansicht aus", „sieht bald ein, daß ihn das zu weit geführt". Endlich aber scheint sich Hans Sachs selber einer Unsicherheit bewußt zu werden; ja er beginnt zuletzt seine eigenen (d. h. die Herrmannischen) Normen verkehrt anzuwenden, indem er nur die „äußere Form seiner Ausnahmenormen im Gedächtnis behalten hat." Dann leitet ihn wieder das Gefühl: eine „Einzelerwägung", ein „Augenblicksgefühl" bewegt ihn, den Stichreim bei Seite zu setzen.

Für mich ergibt sich daraus zunächst die methodische Folgerung, daß die statistische Behandlung des Thema hier, wo es sich nicht um eine metrische Regel, sondern um die individuellsten Wechselbeziehungen zwischen Inhalt und Form handelt, eine verfehlte ist, um so mehr als nicht eine, sondern sechs Hände an der Arbeit thätig gewesen sind. Die Qualität der Beispiele entscheidet hier mehr als die Quantität; und wer nicht von vorn herein überzeugt ist, daß Herrmann, als er „nach den Veranlassungen zur Verwendung des Stichreimes spähte," allemal das richtige getroffen habe, selbst dort, wo der Dichter selber in der Anwendung seiner (d. h. der Herrmannischen) Prinzipien unsicher wurde, der wird nicht Zahlen, sondern Citate als Belege erwarten. Sehr naiv meint der Verfasser, nur bei einer Aufführung könne dem Hans Sachs der Wert des Stichreimes klar geworden sein; „während die Annahme einer Beeinflussung durch die Lectüre voraussetzen würde, daß der Dichter an den Dramendrucken seiner Zeit ähnliche Studien vorgenommen hätte, wie er sie hier vorlege." Und in der Praxis von Hans Sachsens letzten Jahren wäre es dem Verfasser nach seinem eigenen Eingeständnis schwer geworden sich zurecht zu finden, wenn wir nicht Hans Sachsens wichtigste Prinzipien in klarerer Form schon in den vorangegangenen Perioden seiner Entwickelung hätten beobachten können. Trotzdem macht er zuletzt nicht übel Miene, seine Prinzipien

einer verfeinerten Stilkritik — vor der Gott uns bewahren möge! — zur Ausscheidung des ursprünglichen Textes von den späteren Zuthaten zu empfehlen! Prinzipien nämlich, die Hans Sachs niemals ausnahmslos befolgt hat, wo sich Rückfälle, „Einzelerwägungen" und „Augenblicksgefühle" auf Schritt und Tritt finden!

Zweitens aber ist die statistische Methode hier auch deshalb hinfällig, weil sie voraussetzt, daß jeder Fall mitzählt, daß (anders gesprochen) Hans Sachs immer und überall, sei es durch den Stichreim, sei es durch den Vollreim, eine künstlerische Wirkung beabsichtigt habe. Das ist aber nicht der Fall; auch wo gar keine Absicht und gar keine Kunst waltet, muß sich eines von beiden, der Vollreim oder der Stichreim, doch einstellen, aus Gründen die mit der Reimtechnik gar nichts zu thun haben und die Herrmann ganz übersieht, weil er nur die wenigen Fälle ausscheidet, wo es ihm nicht gelungen, eine Veranlassnng für die Verwendung des Stichreimes oder des Vollreimes aufzufinden. Hätte Hans Sachs blos Stichreime oder Vollreime geschrieben, dann wäre Herrmann in seinem guten Rechte; Hans Sachs hat aber Schauspiele geschrieben, in denen Stichreim und Vollreim hie und da wirken können, aber keineswegs überall wirken müssen.

Darum ist schon der Ausgangspunkt der Untersuchung ein ganz anderer, als der, den Herrmann annimmt. Denn von vornherein wird niemand glauben, daß der Dichter in der Lehrzeit von bewußter Anwendung des Stichreimes ausgegangen sei, sich dann in der Zeit der Meisterschaft dem bloßen Gefühl überlassen habe und zuletzt mit seinen eigenen Prinzipien in Widerspruch geraten sei. Der umgekehrte Weg, der von bloßem Instinkt zu sicherer Handhabung und zuletzt vielleicht zur Ermüdung führt, ist überall, wo es sich nicht um erlernte Maximen handelt, der natürliche und er findet auch in dem Material seine Bestätigung. Sobald sich der Dichter, anstatt zu einem leeren Versfüllsel seine Zuflucht zu nehmen, gestattete, eine Rede, die inhaltlich zu Ende war, zu schließen, auch wenn das zweite Reimpaar nicht voll war, war der Stichreim gegeben. Die Not mußte ihn auf den Stichreim führen; aber aus der Not wurde eine Tugend, sobald er die Wirkung der neuen Dialogform kennen lernte. Er lernte sie aber kennen, ganz instinctiv und unbewußt, als er 1533 das Fastnachtspiel vom bösen Weib schrieb. Denn nicht, wie Herrmann will, hat ihn die Erkenntnis, daß der Stichreim das beste Mittel zur Erzielung einer raschen Dialogführung sei, auf die völlig veränderte Technik geführt; sondern umgekehrt: der rasche Dialog hat den Stichreim notwendig mit sich gebracht. Der Beweis dafür liegt in der Esther von 1536, wo Hans Sachs wieder nicht, wie Herrmann will, die Kraft der Stichreimlosigkeit kennen lernt und den Stichreim als überflüssig bei Seite setzt, sondern wo sich umgekehrt

eben wegen der bequemen und langen Einzelreden der Stichreim gar nicht einstellt. Und so handelt es sich in diesen Lehrjahren überhaupt nirgends um eine „überlegte Benützung", eine „entschiedene Fortbildung", und dann wieder um ein „sich besinnen", „stehen bleiben" — sondern der Wechsel von Stichreim und Vollreim ist instinktiv, an den Stoff gebunden, er kommt dem Dichter erst allmählig zum Bewußtsein.

Aus diesen Gründen kann ich der Periodisierung Herrmanns kein unbedingtes Vertrauen entgegen bringen. Er unterscheidet die Lehrjahre (1517—1540) von den Meisterjahren (1540—1561), in denen wieder die Jahre 1550 und 1554 (resp. 1553) Abschnitte markieren. Aber nicht um die stärkere oder schwächere Verwendung einer blos mechanischen Regel handle es sich, sondern die Meisterschaft des Hans Sachs zeige sich in den Jahren 1550—1554 in der kunstvollen Verwendung nicht blos des Stichreimes, sondern auch des Vollreimes, sowohl bei dem Scenenwechsel als im Dialog.

Dabei glaubt Herrmann die folgenden Prinzipien zu erkennen:

1) beim Scenenwechsel dient der Vollreim nicht, wie wir bisher gemeint haben, zur Markierung eines Abschlusses, sondern der Dichter will vielmehr „die äußere Veränderung des Bühnenbildes" hervorheben, „dem Auge durch einen Wink an das Ohr" zu Hülfe kommen. Ich finde diese Auslegung mehr als gesucht und glaube nicht, daß eine so unmittelbare Wirkung, wie sie die sichtbare Veränderung des Bühnenbildes mit sich bringt, eines (so leisen) Winkes an das Ohr bedurfte. Wenn also Hans Sachs nicht blos bei dem Auftreten oder Abtreten einer Person, sondern mit einer bei ihm seltenen Ausnahmslosigkeit überall dort den Vollreim anwendet, wo eine Veränderung in Zeit und Ort stattfindet oder die Scene einen Augenblick leer bleibt, so liegt das meines Erachtens nicht in seinen Prinzipien über den Vollreim und den Stichreim, sondern einfach in seinem Gefühl für den Reim überhaupt begründet. Denn es bedarf doch keiner besonderen Feinfühligkeit, um zu erkennen, daß das erste Reimwort nicht in Paris, das zweite in London; das erste nicht im Gespräch zwischen Hinz und Kunz, das zweite im Gespräch zwischen Müller und Schulze; das zweite nicht dreiviertel Jahre oder eine halbe Stunde nach dem ersten gesprochen werden darf. Nur ganz ungeschickte Stümper unter den älteren Dramatikern haben das gewagt. Von einer besonderen Feinheit kann hier eben so wenig die Rede sein als bei unseren modernen Dichtern, die doch auch nie einen Vers zwischen dem ersten und zweiten Akte teilen, ohne damit dem Auge durch einen Wink an das Ohr entgegen kommen zu wollen. Ebenso selbstverständlich durch den Inhalt gegeben sind auch die Ausnahmen, wo nach Herrmann Stichreim auch am Scenenschluß stattfindet: wenn nemlich ein Neuauftretender mit einer Frage empfangen wird; oder wenn die zurück-

bleibende Person der abgehenden einige Worte nachruft; oder wenn eine Person in besonderer Eile die Bühne verläßt oder mit dringenden, schrecklichen Meldungen die Bühne betritt. Merkwürdiger Weise hat Herrmann hier die Fälle zu untersuchen vergessen, wo ein Vollreim unmittelbar voraus geht und der Dichter einfach die vorhergehenden Worte als den eigentlichen Scenenschluß betrachtet hat; wo es sich also blos um die Druckeinrichtung handelt. So ist es zum Beispiel in den folgenden Versen der Fall:

Schaw, jetzund gat er dort daher,
Hör weiter, wie ich in pewer. //
Mein Miser Lux, wan her so spat?

wo das Ende der Scene eben mit dem Vollreim zusammenfällt. Wie wenig aber die Qualität der Fälle gestattet, hier mit Herrmann ein bewußtes formales Prinzip anzunehmen, das mag vor der Hand das folgende Beispiel lehren. In den Zween Rittern von Burgund (alte Nürnberger Ausgabe II 2, 22 f.) legt sich der Neidecker auf die Lauer, um die Ankunft eines Grafen zu erwarten, den die zwei Ritter in seinem Auftrag überfallen sollen. Als der Graf kommt, tritt der Neidecker mit den Worten auf:

Jetzundt zeucht daher der Bößwicht,
Falt jn balt an vnd schont sein nicht.

Also kein Stichreim — und der hat es doch gewiß eilig genug!

2) Im Dialog überwiegen die Stichreime bei Hans Sachs zu allen Zeiten die Vollreime, die nach Herrmann in den vierziger Jahren zwischen 17 und 38% ausmachen, in der Zeit der Meisterschaft 21 bis 26% abgeben, später aber immer mehr zunehmen und öfter den Stichreimen an Zahl gleichkommen. Als die Ursachen des Stichreimes im Dialog betrachtet Herrmann außer der Kraft, die Reden äußerlich zu verbinden und dadurch die Schlagfertigkeit des Dialoges zu erhöhen, auch noch das Streben nach Abwechslung im Klang (!) des Dialoges, oder, wie er auch sagt, die „phonetische (!) Abwechslung." Diesen letzteren Grund muß ich wieder bestreiten, ganz abgesehen von der ausnahmsweise mißglückten Terminologie: hier findet wiederum die Ueberschätzung des bescheidenen Kunstmittels statt, die Herrmanns ganze Schrift durchzieht. Vollreim und Stichreim verändern an dem Klang des Dialoges gar nichts. Sie können höchstens die Harmonie des Reimes an einer besonderen Stelle verändern, weil die Reimworte durch die möglicherweise verschiedenen Stimmen der Sprechenden eine andere Tonlage und Klangfarbe erhalten; sie besitzen aber jedenfalls nicht die Kraft, um dem „Klang des Dialoges" in ganzen Scenen ihre Signatur aufzudrücken. Selbst bei knapper Rede und Gegenrede und bei beständigem

Wechsel der redenden Personen würde das hörbare Moment höchstens zur Verstärkung des psychischen Eindruckes dienen, den die Schlagfertigkeit des Dialoges hervorruft. Daß aber je ein Dichter darauf kommen könnte, die Abwechslung von Vollreimen und Stichreimen des Klangwechsels wegen bewußt oder unbewußt anzustreben, halte ich für ausgeschlossen; man könnte eben so gut sagen, daß er die Abwechslung hoher und tiefer, oder männlicher und weiblicher Stimmen in aufeinanderfolgenden Scenen bezweckte, und die Statistik würde sich gewiß auch dazu bereitwillig finden lassen.

Als Prinzipien für die Ausnahme, den Vollreim im Dialog, betrachtet Herrmann:

a) Die Einzeiligkeit, „die den Dichter zwingt, den Stichreim manchmal zu unterdrücken, wenn er nicht ganz auf die Verwendung einzeiliger Reden verzichten wollte, deren Notwendigkeit für die äußere Lebendigkeit des Dialoges er gewiß einsah" (454). Bei Heros umgekehrt (466) sind nicht weniger als 16 Stichreime von 41 gerade durch die Einzeiligkeit veranlaßt! Und das wird wohl auch das richtige sein, wie ja Herrmann (S. 422) selber erkannt hat. Die Einzeiligkeit hält den Stichreim nicht auf, sie hat ihn vielmehr zur notwendigen Folge!

b) Das Prinzip der Handlung, wenn der Dialog durch eine längere, nicht blos begleitende, Action oder einen scenischen Vorgang unterbrochen wird, z. B. Prügeln.

c) Das schon vor Herrmann beobachtete Prinzip des uneigentlichen Dialoges, wenn A und B nicht mit einander, sondern nur nach einander reden.

d) Das Prinzip der ersten Rede! Wiederum eine schiefe Vorstellung von der dichterischen Thätigkeit und ausnahmsweisweise auch ein unglücklicher terminus technicus. Hans Sachs fühlt, nach Herrmann, daß der Stichreim stärker wirkt, wenn er erst im Verlauf des Gespräches angewendet wird; „auf diese Art gibt er beinahe naturalistisch dem Gespräch zuerst etwas Stockendes und läßt es erst weiterhin in Fluß kommen." Nach meiner Meinung ist hier wieder die Wirkung mit der Ursache verwechselt. Ich bin der Meinung, daß Hans Sachs einen dramatischen Dialog herstellen wollte, der sich natürlich auf Grund der gegebenen stofflichen Bedingungen, d. h. der Charaktere und der Handlung, gestaltete, und daß sich der Vollreim und der Stichreim als begleitende Erscheinungen einstellten oder nicht einstellten. Wenn also, umgekehrt, das Gespräch später in Fluß kam, dann stellte sich natürlich der Stichreim auch erst im Verlauf des Gespräches ein. Das ist ja auch das Natürliche. Es wird auch die Stichomythie im antiken und im modernen Drama nur bei den schroffsten Contrasten in der Situation und in den

Charakteren eine Scene eröffnen; aber nicht weil der Dichter sich das Kunstmittel auf später aufspart, sondern weil sich die Steigerung in dem Conflikt und in der Rede aus natürlichen und künstlerischen Bedingungen erst im Verlauf der Scene einstellt.

e) Das Prinzip der entscheidenden Rede: Dialogstücke (Reden, Vorträge, amtliche Mitteilungen) läßt der Dichter, um sie aus dem Dialog herauszuheben, mit einem neuen Reim, also mit Vollreim, beginnen, wie ja auch unsere modernen Dichter eine Erzählung oder einen Brief nicht mitten im Vers beginnen lassen. Das war auch schon vor Herrmann bekannt.

f) Das Motiv der Stimmung: Reden, die zögernd, schwerfällig, feierlich, zerhackt klingen sollen, beginnen mit dem Vollreim, der dem Schauspieler einen Wink geben soll, er habe das folgende Stück langsamer zu sprechen ... Kann man sich etwas Geschraubteres und Erzwungeneres denken, als diese Beweisführung in einer wissenschaftlichen Abhandlung? Es handelt sich ja nicht etwa um eine ganze Folge von hörbaren Eindrücken, sondern blos um das erste Reimpaar! Und dieser, oft genug aus anderen Gründen auftretende Vollreim soll die ganze Rede charakterisieren, ja sogar dem Schauspieler einen Wink geben, wie er das Folgende zu sprechen habe! Was setzt denn Herrmann hier bei dem Schauspieler des XVI. Jahrhunderts weniger voraus, als daß er die Studien angestellt habe, die unser Verfasser seinen Lesern vorzulegen, die er aber dem Dichter selber nicht zuzutrauen wagte? Daß aber das spruchartige in einer Rede durch den Vollreim besser zur Geltung komme, gebe ich natürlich gerne zu; nur gehört dieser Fall unter e).

g) Endlich das Prinzip der neuen Person: eine Person, die sich zwar schon längere Zeit auf der Bühne befindet, aber sich erst später am Dialog beteiligt, beginnt ganz naturgemäß mit dem Vollreim. Wir haben hier eben wie in c) nur uneigentlichen Dialog.

Merkwürdiger Weise hat Herrmann gar nicht in Betracht gezogen, wie sich die durch den Stichreim verbundenen Teile in Bezug auf ihren Umfang verhalten, und ob Stichreim auch dort vorkommt, wo sich die beiden Reden nicht wie Rede und Gegenrede zu einander verhalten. Ueber den Stichreim selber und über die Belebung des Dialogs durch den Stichreim erfahren wir so gut wie gar nichts, Herrmann wühlt nur in den Ausnahmen. Außer der Hauptregel sucht er die Regeln für die Ausnahmen, außer der bewußten Regel die unbewußte und er gerät so leicht in Gefahr, die Regel mit den Ausnahmen oder die Hans Sachsische Regel mit der ihm von Herrmann zugeschriebenen zu verwechseln oder zu verwirren und sich in dem eigenen künstlichen Garn zu fangen. So hat er auch mir das, was ich „nicht regelmäßig“ genannt habe, zuletzt als Regel untergeschoben.

Ebenso wenig förderlich und in der ganzen Auffassung schief ist, was der Verfasser über den Dreireim vorbringt. Er geht von der mottoartigen Einleitung in den älteren Dichtungen des Hans Sachs aus, in denen der Dichter anfangs die Reime häuft (5, dann 4), und zuletzt bei drei Reimen stehen bleibt, denen meistens ein dreizeiliger Schluß entspricht. Vor Hans Sachs wird der Dreireim im Basler Drama, bei Gengenbach, angewendet, um dramatische Einschnitte zu markieren; also am Schluß eines Bildes, am Beginn oder am Schluß einer wichtigen Rede und am Schluß des ganzen Stückes. Aber Hans Sachs ist auch hier kein Nachahmer, in den ältesten Stücken fehlt der Dreireim. Als er sich 1530 entschloß, den Scenenwechsel durch Vollreim zu markieren, kam er von selbst darauf, den Aktwechsel durch Dreireim noch stärker auszuzeichnen. Herrmann verwahrt sich auch hier entschieden dagegen, als habe Hans Sachs damit den Schluß kennzeichnen wollen; nur die Veränderung des scenischen Bildes habe er für das Ohr anzeigen wollen. Wir haben zwar hundert und mehr Beweise, daß Dichter durch gehäuften Reim einen metrischen Abschnitt markieren wollten; aber dafür, daß sie dem Auge durch das Ohr einen, noch dazu sehr undeutlichen und zum mindesten überflüssigen Wink geben wollten, hat es bis jetzt an einem Beispiel gefehlt. Herrmann freilich glaubt hier, den Vogel fest in der Faust zu halten: denn wenn es dem Dichter darauf angekommen wäre, den Schluß zu markieren, so hätte der Dreireim am Schluß des Ganzen auch nicht fehlen dürfen! In dieser Argumentation steckt der ganze Herrmann! Es kommt nämlich zunächst darauf an, was man unter dem Schluß des Stückes versteht? wenn nun früher von dem Schluß der Akte die Rede war, so darf man unter dem Schluß des eigentlichen Stückes wohl den Schluß des letzten Aktes betrachten; und hier findet sich denn auch seit 1532 der Dreireim. Die am nächsten gelegene Annahme ist also, daß Hans Sachs den Schluß der Akte, also auch den des eigentlichen Stückes durch Dreireim markiert habe. Nach Herrmann freilich wäre es ihm blos darauf angekommen, durch den Dreireim den letzten Akt von dem folgenden Epilog abzugrenzen, wie er auch den Prolog von dem ersten Akt durch Dreireim abgegrenzt hat. Der Grund aber, den Herrmann gegen die Markierung des Schlusses ins Treffen führt, ist hinfällig; denn nicht, weil Hans Sachs blos den Akt-Wechsel markieren wollte, hat er den Dreireim am Schlusse des ganzen Stückes und daher auch aller Einakter verschmäht, sondern weil er gewohnt war, alle seine Stücke mit dem Reim auf Sachs zu schließen und weil er sich durch den Dreireim nicht eine noch stärkere Fessel auflegen wollte.[1]) Mit dem

[1]) Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen verzeichne ich die folgenden Reime auf Sachs: wachs: ungemachs: machs: sprachs: bachs. Es werden nicht viel mehr sein.

stereotypen Reim auf Sachs und dem darauf reimenden Glückwunsch war der Schluß der ganzen Aufführung genügend gekennzeichnet. Und endlich: dasselbe Prinzip, das den Dichter antrieb, die Aktschlüsse ꝛc. von den Scenenschlüssen zu unterscheiden, mußte ihn in der Folge auch weiter darauf führen, den Schluß des Ganzen von dem Schlusse der Akte und des Prologes zu unterscheiden; was ihn auf den Dreireim führte, brachte ihn also am Schluß des Ganzen auch wieder von ihm ab. Ein weiterer Fortschritt in der Beobachtung des Dreireimes bei Hans Sachs findet nicht statt, außer daß er den Dreireim später regelmäßig derselben Person in den Mund legt und seit 1550 erst auch den Schluß des Prologs in den einaktigen Stücken durch Dreireim kennzeichnet. Herrmann sieht darin merkwürdiger Weise eine Erstarrung der Prinzipien des Hans Sachs; während es von seinem Standpunkt aus doch nur eine konsequente Fortbildung wäre, wenn Hans Sachs auch den Wechsel zwischen Prolog und Handlung für das Ohr markierte und man sich nur wundern müßte, warum er das nicht schon früher gethan hat!

Meine Angaben über die Dreireime bei Hans Sachs bedurften auf Grund eines reicheren Materiales einiger Modificationen, sie waren aber in der Hauptsache richtiger als die Aufstellungen Herrmanns. Sie lauten: „Erst bei Hans Sachs wird der Dreireim absichtlich am Schluß des Prologs und der Akte verwendet und **darum** (d. h. weil es hier keine Akte gibt) fehlt er auch im einaktigen Fastnachtspiel (vielmehr im einaktigen Drama überhaupt) ganz. Nur am Schluß der ganzen Stücke ist er **nicht** regelmäßig durchgeführt. Bekanntlich schließt Hans Sachs seine Dichtungen mit seinem Namen und es scheint, daß er nicht genug Reimwörter auf Sachs aufzubringen wußte, um daraus den Dreireim regelmäßig zu bestreiten."

Diese Sätze hat Herrmann allerdings zum Teil ins Gegenteil verkehrt, zum Teil dem Sinne nach entstellt und in einem Punkt, wie ich glaube, zu seinem eigenen Schaden nicht benutzt. Er legt mir das Gegenteil in den Mund (S. 436): „Nur am Schluß der ganzen Stücke ist er regelmäßig durchgeführt," und er schiebt mir die Meinung unter, als ob ich sagen wollte, der Dreireim fehle im Fastnachtspiel, weil es ein Fastnachtspiel ist, während ich deutlich genug die Einaktigkeit als Grund angegeben und das einaktige Fastnachtspiel nur deshalb genannt habe, weil das einaktige Fastnachtspiel und das mehraktige Drama bei Hans Sachs denn doch die gewöhnlichen Formen sind und ich die paar Ausnahmen (2 Fastnachtspiele und 4 einaktige Dramen) bei einer so erdrückenden Mehrzahl der Fälle unter allen Umständen hätte übersehen dürfen.

Ich habe gesagt: „der Dreireim sei nicht regelmäßig durchgeführt." Das heißt in diesem Zusammenhang nicht, wie mir Herr-

mann unterschiebt: er ist durchgeführt, aber nicht ausnahmslos. Sondern es heißt: er ist nicht gesetzmäßig, nicht Regel, aber er kommt vor. Und er kommt wirklich öfter vor, als der Spezialforscher Herrmann und seine 5 sauberen Gehülfen bemerkt haben. Darum sage ich auch später: „den Dreireim regelmäßig zu bestreiten" — man „bestreitet" nur, was man sich im Voraus als Regel oder Gesetz auferlegt hat. Der beste Beweis, wie Herrmann hier meine Meinung entstellt und aus dem, was bei mir nicht regelmäßig heißt, die Regel gemacht hat, liegt eben darin, daß er seine Meinung bei der Niederschrift oder beim Druck selbst nicht mehr verstand und es gar nicht merkte, als das Wörtchen „nicht" auf die eine oder die andere Weise ausgefallen war. Das Gegenteil von dem, was ich gesagt habe, paßte ihm noch viel besser zum Stichblatt seiner Polemik, als meine eigene Behauptung; ein deutliches Zeichen, wie er sich in der eigenen Schlinge gefangen hat, denn es kann nicht zugleich der Satz und die Negation des Satzes dasselbe beweisen. Wo es sich um eine bewußte Regel handelt, hatten die Ausnahmen für mich eben gar keinen Wert; denn die individuelle Anwendung eines Gesetzes durch einen besonderen Schriftsteller gehört nicht in eine allgemeine Metrik, die es blos mit den Gesetzen zu thun hat.

Damit glaube ich die Resultate der Herrmannischen Untersuchungen auf ihren bescheidenen Wert zurückgeführt zu haben. Methodologisch und prinzipiell fördern sie nicht, sondern sie verwirren nur, weil die psychologischen Voraussetzungen verkehrt und die Folgerungen zum größten Teil gesucht und ohne Ueberzeugungskraft sind. Wie so viele jüngere Gelehrte, die noch nicht zur Klarheit durchgedrungen sind, lockt auch unseren Autor auf dem Gebiete der Poetik blos die Ausnahme, nicht die Regel. Sie vergessen dabei nur, daß einer scharfen Untersuchung nur das Allgemeine, also die Regel, zugänglich ist, die Ausnahme aber mehr oder weniger immer in das Gebiet der individuellen Charakteristik fällt, die unsere Wissenschaft zu ihrem Schaden schon seit längerer Zeit ganz vernachlässigt.

Manchen, vielleicht sogar allen Freunden des Verfassers werde ich mit meinen Ausführungen überhaupt noch nichts bewiesen haben. Sie werden Zahlen und Widerlegung der Zahlen erwarten. Und sie sollen auch ihre Zahlen haben!

Denn auch für mich haben natürlich Zahlen volle Beweiskraft, wenn sie nemlich sich mit zweifelloser Sicherheit erheben und rubricieren lassen, und wenn sie — nicht falsch, sondern richtig sind. Zahlen, die ich nicht nachgeprüft habe oder nicht nachzuprüfen in der Lage bin, imponieren mir nirgends; am allerwenigsten in der Metrik, wo ich ihre Unzuverlässigkeit mehr als einmal erfahren habe. Mir will überhaupt scheinen,

als ob in neuerer Zeit mit der sogenannten exakten Methode Mißbrauch getrieben würde. Man hält eine Arbeit von vornherein für gut, wenn sie recht viele Citate und statistische Belege bringt; und man hält eine andere für unwissenschaftlich, die davon nichts oder nur wenig zur Schau trägt. Ein so äußerlicher Maßstab ist nicht der meinige. Man kann auch in Zahlen und in Citaten ohne Kopf und ohne Gewissen arbeiten und hinter dem winkelvollen Rüstzeug der exakten Methode findet der Irrtum oft seine sichersten Schlupfwinkel.

Redet man mit gewissen Leuten von Zahlen, so berufen sie sich auf ihren Geist und auf ihre Ideen. Redet man mit ihnen von den Ideen, so berufen sie sich auf die Zahlen.

Ich habe bisher blos von den Ideen geredet, nächstens werde ich von den Zahlen reden. Dazu muß ich mir noch etwas Zeit erbitten, denn ich arbeite und zähle wie immer ganz allein. Und ich bin sehr mißtrauisch in allem, was Zahlen betrifft! Ein Verfasser, der sich, wie Drescher gezeigt hat, schon bei der Zählung der Verse eines Fastnachtspiels immer wieder irrt; ein Verfasser, der, wie ich eben gezeigt habe, sogar das Stichblatt seiner Angriffe entstellt — dem traue ich nicht so ohne weitere Prüfung.

Inzwischen zum Gaumenreiz die folgenden Beispiele, weil sich Herrmann in der Lehre über den Dreireim mir gegenüber gar so viel herausnehmen zu dürfen glaubte. Mit dreister Bestimmtheit versichert er (S. 30): „Der Schluß des Ganzen bleibt dagegen nach wie vor *ohne* Dreireim bis zum letzten Drama des Dichters; die *einzigen Ausnahmen* sind das einaktige Spiel vom Papirius Cursor (Götze Nr. 73) und das Fastnachtspiel (Götze Nr. 76); im ersteren hat der Verfasser für den Druck die dritte Reimzeile wieder getilgt." Blos aus dem ersten Buch des dritten Teils der Nürnberger Ausgabe (Keller X) habe ich mir die folgenden Beispiele notiert: Abraham Loth samt Opferung 1558 III 1, 13; Jael 1557 III 1, 36; Zerstörung von Jerusalem 1555 III 1, 231. Meine Neuhochdeutsche Metrik beruht also doch noch auf einer sicherern Grundlage als die Spezialstudie von Herrmann, die, wo man sie genauer ansieht, nicht blos thönerne Füße, sondern den Pferdefuß des Lügengeistes zeigt. Man wird ihr und ihrem Verfasser sehr bald nur mehr ein pathologisches Interesse entgegen bringen.

Ein Gleiches! Ich habe in meiner Metrik behauptet, der Dreireim fehle am Schlusse der einaktigen Fastnachtspiele ganz. Das war wirklich grundfalsch; denn unter den 85 Fastnachtspielen der Goetzeschen Sammlung kommt er — *einmal* (Nr. 76) vor. Diesen *einen* Fall hätte ich doch sicherlich in einer Neuhochdeutschen Metrik buchen müssen! Ja, es kommen immer schönere Dinge auf! denn Herrmann verzeichnet

noch einen zweiten Fall (Nr. 73), wo „der Verfasser für den Druck die dritte Reimzeile wieder getilgt hat!“ Das ist natürlich besonders gravierend: Hans Sachs muß den Dreireim am Schluß der einaktigen Dramen geradezu verfolgt haben, wenn er noch unmittelbar vor dem Drucke änderte. Aber man findet diesen Dreireim ganz behaglich in der alten Nürnberger Ausgabe V 2, 277 und erst der Herausgeber Goetze hat ihn, wie er in der Einleitung (S. XII) selber sagt, weggelassen. Ich habe mich also in meinem schönen Streben nach Allseitigkeit genau um eben so viel geirrt, als Herrmann in seiner Vorliebe für den Spezialismus. Sehe jeder, wie ers treibe; nur treibe ers ehrlich, und sehe zu, daß er nicht falle!

„Unterdessen das Frühstück“, so sage ich mit Beaumarchais, ehe ich eine weitere „Erklärung“ veranlasse oder gebe.

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

II.

Die Beschreibung des Astronomischen Uhrwerks.

Fischarts gereimte Beschreibung des künstlichen astronomischen Uhrwerks am Straßburger Münster ist uns in zwei Fassungen erhalten, einer längeren Fassung von 308 Versen aus dem Jahre 1574 und einer jüngeren kürzeren Fassung von 144—147 Versen in zahlreichen Ausgaben. Bisher war der Text der ersten Fassung nur lückenhaft überliefert; die Drucke der zweiten Fassung nur zum Teile bekannt.

Das astronomische Uhrwerk, dessen Errichtung schon im Jahre 1547 nach den Plänen von Michael Heer, Nikolaus Bruckner und Christian Herlin in Angriff genommen, aber bald ins Stocken geraten war, wurde von 1570 ab unter der Leitung von Konrad Dasypodius und David Wolckenstein hergestellt. Die mechanische Ausführung hatten die Brüder Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen, die Malereien auf dem Gehäuse deren Landsmann Tobias Stimmer übernommen. Am Tage Johannis des Täufers 1574 war das überaus kunstvolle

[1]) Vgl. oben S. 363 ff.

Werk vollendet. Der Verleger Jobin ließ nun davon einen Holzschnitt anfertigen und gab ihn, versehen mit erläuternden Versen von Fischart, noch im Jahre der Vollendung 1574 heraus. Es ist eins der rein buchhändlerischen Gelegenheits-Unternehmen, wie wir deren im Jobinschen Verlage sehr viele kennen. Fischart hat seine Feder hiezu um so lieber geliehen, als es sich dabei nicht nur um einen Führer für alle Jene, die „vor diesem Werck zuschawen stehen", sondern auch um die Verherrlichung eines heimischen Kunstwerkes handelte.

Die erste Fassung *A*, Straßburg 1574, hat Heinrich Kurz ausführlich beschrieben. Da aber das einzige bisher bekannte Exemplar (auf der Zürcher Stadtbibliothek) defekt ist, so konnte er den Text nur unvollständig abdrucken.[1]) Einzelne Verse oder Versteile hat er mit Hilfe von Schadäus und nach eigenem Ermessen ergänzt. Ein vollständiges Exemplar von *A* findet sich nun auch auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek; und nach diesem Exemplar berichtige, beziehungsweise ergänze ich im Nachstehenden die Fehler und Lücken des Kurzischen Abdruckes: Es soll heißen:

V. 13 Gottes 17 je des 32 Zeitlich 59 mit 86 ander — vmb 87 gehet lincken 88 rechten 91 rechten' 92 lincken 93 II Nun vor der gdachten Scheibenwand 95 wills 101 Vnd geht vmm 103 III Das dritte theil 105 zihen 107 siben — kunstlich 109 ordenlich 110 Nach den siben Wochentagen 113 *A* 118 figurn 120 Jr gleich 124 gehn] stehn 125 Erstlich die 127 *B* 129 Virteilzeiger 135 III 136 Drei 137 öberst 138 Schlächt 139 Auff die fürnemste 140 Ein nutzlich liblich 141 vnderst 143 virteil

145 Welchs dich erinnern billich soll
Die Edel zeit zübrauchen wol
Vnd gleich wie älter wirst all stund
Also auch klüger werdst jtzund.

183 Edelgstein 195 ämptlin 201 (fälschlich statt:) *A*] I 220 Virteilstunden 245 dritt

250 Zükunfft, gegenwart, das vergangen
Zür andern seitten stehn drei Künst
Die zům Werck thaten grose dinst
1. Astronomi, Gstirnkündigung
2. Geometri, Erdmessigung
3. Aritmetic, Rechnung der Zal
Die sich außschwingen allzůmal.

---

[1]) Heinrich Kurz, Fischarts sämtliche Dichtungen 3, S. XIV—XVI und S 383—391. Erwähnt wurde das Zürcher Exemplar bereits von Weller im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1857 Sp. 35. Die Angabe Goedekes (Grundriß ²2, 494), daß ein Exemplar von *A* auch in Berlin sei, muß auf einem Irrtum beruhen. Die drei mir bekannten Exemplare der Königlichen Bibliothek enthalten den kürzeren Text.

257 mitte 265 Gstirn 270 stehn] gehn 282 entran 291 vnderstanden, (und der Schluß lautet:)

V. 292 Dergleich man nicht find inn vil Landen.
Wie hoch die Römer ein solch Werck
Gehalten hetten, darauß merck,
295 Das sie Censores aus dem Rhat
(Welchs war der ernsthaftst Magistrat)
Vber das Vrwerck haben gsetzt,
So nötig haben sies geschätzt.
Derhalben kein verständig Man
300 Diß Werck wird anders sehen an,
Als für ein nutzlich nötig stück,
Darnach er nicht allein sich schick,
Sonder sich kunst halb dran erquick
Vnd Gottes Wunder dran erplick.
305 Auff das nun jedem wird bekant
Sein einhalt, wäsen vnd verstand,
Hat Bernhard Jobin solcher masen
Hiemit es euch fürmalen lassen.

J. F. G. M.
Mit Rö. Keyserlicher May.
Freiheit auff zehen Jar
Anno MDLXXIIII

Die Beschreibung, die Kurz S. XIV f. von dem Blatte gibt, ist richtig, nur Z. 12 lies für „so sie hin] so hin" Z. 14 für 4] 1.

Fischarts Gedicht ist ziemlich weitschweifig. Eine längere Einleitung führt aus, wie nötig es für den Menschen sei, den raschen Lauf der Zeit zu betrachten. Dann folgt die genaue Beschreibung der einzelnen Teile des Uhrwerks, die Bedeutung des Mechanismus und der Stimmerschen Bilder, sowie die daraus sich ergebende Nutzanwendung für den Menschen. Den Schluß bildet wieder eine allgemeine Erwägung über den ethischen Wert dieses außerordentlichen Kunstwerkes.

Es ist leicht erklärlich, daß diese Breite dem nächsten Zweck des neuen Jobinschen Verlagsartikels nicht entsprach und Fischart sah sich darum veranlaßt, buchhändlerischer Rücksichten wegen, das Gedicht um mehr als die Hälfte zu kürzen. Er strich nun Einleitung und Schluß, sowie aus dem beschreibenden Teile alle Abschweifungen, historischen Anspielungen und dergleichen einfach weg. Die Beschreibung des Uhrwerks selbst, das war ja die Hauptsache, blieb fast im gleichen Wortlaut stehen. Neue Verse, die der Verknüpfung wegen nötig waren, sind nur in geringer Zahl hinzugekommen. Darunter V. 143 f., die deutlich zeigen, daß die zweite Fassung nur eine jüngere verkürzte Form darstellt:

Hiemit sey diß Werck kurtz erklärt
Dem, der den Innhalt kurtz begert.

Während die erste Fassung nie wieder aufgelegt wurde, sind uns von der zweiten — ein Beweis, daß sich die Kürzung bewährte — noch neun Auflagen erhalten. Diese sind:

B „Aigentliche Fürbildung vnd Beschreibung des Neuen Künstlichen Astronomischen Vrwercks zu Straßburg im Münster das MDLXXIIII Jar vollendet zu sehen." o. J. Holzschnitt gr. Folio. (Berlin, Königliche Bibliothek.) Diese Fassung zeigt den gleichen Text wie Schadäus, doch hat *B*, sowie *C* und *D* am Schlusse noch drei Verse:

Welchen, auff daß man daß mög fassen;
Hat Bernhart Jobin solcher massen
Scheinlich das Werck führmalen lassen.

Im Titel steht hier nicht „Diß" (wie in *A*), sondern „das MDLXXIII. Jar". *B* ist also sicher nach dem J. 1574 erschienen.[1]) In *B* und in allen folgenden Fassungen (ausgenommen *E* und *K*) ist Fischarts Name nicht genannt.

C 1602. „Eygentliche Fürbildung Vnd Beschreibung deß Newen Künstlichen Astronomischen Vhrwercks zu Straßburg im Münster diß MDLXXIIII. Jahr vollendet zu sehen." Folio. Das Gedicht zur linken Seite und unterhalb des Holzschnittes. Am Schlusse: „Calculirt, ins Werck gericht vnd verfertiget durch Conrad Dasypodium, David Wolckenstein, Mathematicos vnd Isaac Habrecht, Vhrenmacher. Getruckt zu Straßburg durch Antonium Bertram im Jahr MDCII." (Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek.)

D 1605. Die gleiche Ueberschrift, wie in *C*, doch „Fürbiltung". Am Schlusse „Calculirt — Vhrenmacher" wie in *C*, dann: „Gedruckt zu Cölln bey Johann Büssemecher auff S. Maximinien Straß Anno 1605." Ein Folioblatt der Quere nach in zwei Hälften geteilt. Rechts das Uhrwerk in Kupfer, links der Text. (Berlin und Straßburg.)

B, *C* und *D* haben, wenn wir von den orthographischen Verschiedenheiten absehen, den gleichen Text.

E 1617. Der Abdruck in der Schrift Summum Argentoratensium templum durch M. Oseam Schadaeum Straßburg 1617 S. 39—43. Schadäus leitet den Abdruck mit den Worten ein: „Was nuhn dieses Kunstreiche Werck in sich begreiffet vnd was daran zu obseruieren, das alles hat Herr Johann Fischart genannt Mentzer in folgende Teutsche Reimen gar artig gebracht, so wir dem günstigen Leser hieher zu gefallen setzen wollen: Der schreibt darvon also:" — — Darauf folgt

[1]) Weller, Annalen 2, 380 erwähnt eine Ausgabe ohne Jahr mit folgenden Abweichungen zum obigen Titel: „Eigentliche", „newen", „das] diß" (aus Butsch Sammlung). Diese Ausgabe konnte ich auch in Berlin nicht finden und vermuthe, daß die kleinen Abweichungen Irrtümer Wellers sind.

die kürzere Fassung mit Weglassung der drei letzten Verse. Schadäus schließt also mit dem Verse

Dem, der den Innhalt kurtz begert.[1])

F 1619. „Eigentliche Fürbildung Vnd Beschreibung deß Kunstreichen Astronomischen vnd Weitberumbten vhrwercks zu Straßburg im Münster in welcher nicht allein der abriß aller vnd jeder Scheiben, Sondern auch ihre abtheilung, Ziffern vnd schrifften Eigentlich zuerkennen, wie auch die Rechnung aller sichtbarer Finsternussen biß auff das 1650 Jahr klärlich zu erlernen." Am Schluße: »Isaac Brunn Argentinae sculpsit et excudit Anno (1619).« Folioblatt. Ein schöner Kupferstich des Uhrwerks, links Fischarts Gedicht, rechts eine Beschreibung des Uhrwerks in lateinischen Hexametern. (Straßburg.) In *F* sowie in den folgenden Fassungen der Text wie bei Schadäus, also mit Wegfall der drei letzten Verse. Es ist daher wahrscheinlich, daß *F*—*K* aus Schadäus unmittelbar oder mittelbar abzuleiten sind.

G 1619. Das gleiche Blatt, wie *F*, doch ohne die rechte Seite, also ohne das lateinische Gedicht. (Straßburg.)

H Ohne Jahr. Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1867 Sp. 375 f. beschreibt ein Exemplar des germanischen Museums, Goedeke a. a. O. ein Berliner Exemplar einer Fassung, die wörtlich mit *F* übereinstimmt, doch keine Jahresangabe zeigt.

J Ohne Jahr. Weller a. a. O. 376 führt nach Heerdegens alter Sammlung an: „Eigentliche Fürbildung und Beschreibung deß newen künstlichen Astronomischen Vhrwercks zu Straßburg im Münster." Am Schluße: „Straßburg gedruckt bei Friedrich Wilhelm Schmuck, Königlichen Buchdrucker." Großfolio mit einem Holzschnitt. Die Bezeichnung „königlich" weist auf die französische Zeit hin. Die Fassung dürfte aus dem Ende des 17. Jahrhunderts herrühren.

K 1718. Ein Folioblatt, in dessen Mitte ein schlichter Holzschnitt, das Uhrwerk darstellend, zu beiden Seiten Fischarts Gedicht. Die Ueberschrift lautet: „Johann Fischarts genannt Mentzers Beschreibung dieses kunstreichen Uhrwercks." Unter dem Bilde: „Franckfurt am Mayn zu finden bey Johann Caspar Engels 1718." In dem Holzschnitt rechts in einem kleinen Rahmen steht: „Dieses kunstreiche Werck haben Isaac und Josias Habrecht Gebrüdere von Schaffhausen, beyde Uhrmacher, nebens Conradino Dasypodio Mathematico, M. Davide Wolckenstein von Breßlau und Tobia Stimmern dem Mahler Anno 1571 zu verfertigen angefangen und Anno 1574 auff Johannis Baptista glücklich vollendet."

[1]) Der Text des Schadäus ist wieder abgedruckt in Scheibles Kloster, 1031—1035, so daß also auch die kürzere Fassung leichter zugänglich ist.

(Straßburg.) Diese Angaben, sowie der Text von *K* sind augenscheinlich dem Schadäus entnommen. *K* ist wichtig, weil es das Fortleben einer Fischartschen Dichtung bis in das 18. Jahrhundert erweist. Die letzten Drucke mit Beiträgen Fischarts, die wir bisher kannten, waren die jüngsten Auflagen des Katechismus von 1654, und der Biblischen Historien 1693. (Weitere Studien werden folgen.)

Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust.

Von Wilhelm Creizenach in Krakau.

I.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Rekonstruktion der Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust besteht bekanntlich darin, daß keine Texte erhalten sind, die über die letzten 70 Jahre zurückreichen: bei den Bemühungen, aus diesen Texten durch Combination die früheren Entwicklungsstadien zu erschließen, werden wir nur in sehr unvollkommener Weise durch Aufführungsberichte und gelegentliche Anspielungen aus älterer Zeit unterstützt. Unter diesen Umständen verdient das Faustdrama, von dem hier berichtet werden soll, in doppeltem Maße unsere Aufmerksamkeit. Es rührt von dem holländischen Schauspieler Jakob van Rijndorp her, der gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mit seiner Truppe in Norddeutschland umherzog. Es ist erst nach seinem Tode durch J. van Hoven 1731 veröffentlicht worden und in van Hovens Widmungsgedicht an Stephanus Verhouff wird hervorgehoben, es sei schon oftmals auf dem Schauplatz mit Vergnügen betrachtet worden. Die Anfangsworte der Widmung: „Dit spel dor Ryndorps pen voor't grootste deel gedicht" lassen schon durchblicken, daß wir es hier mit keinem eigentlichen Originalwerk zu thun haben. Eine genauere Betrachtung des Inhalts wird uns die Stellung des Stücks in der Geschichte der Faustdramen deutlich erkennen lassen.[1])

---

[1]) Der vollständige Titel lautet: De Hellevaart van Dokter Joan Faustus. Tooneelspel (Vignette) Te Amsterdam, By Gerrit Bouman, Boekverkooper over 't Meisjes Weeshuis, by de Blommarkt. 1731. (64 Seiten.) Ich benütze ein Exemplar, das mir die Direktion der Leidener Universitätsbibliothek auf meine Bitten gütigst hierher gesandt hat. Auf die Existenz dieses Dramas, das bisher in der Faustliteratur gänzlich unbeachtet geblieben ist, wurde ich durch eine gelegentliche Erwähnung in Boltes Schrift über das Danziger Theater (Hamburg und Leipzig 1895 S. 155) aufmerksam gemacht.

Der erste Akt spielt im Höllenreiche. Es erscheint ein „Rei van Helsche Vrouwengeesten, komende in een egaale mars uit"; sie beklagen das Schicksal, das sie sich durch die Wollust bereitet haben. Nach dieser lyrischen Scene kommt Pluto mit Caron, Mifastofeles (so) Ramuzes, Stokebrand, Heintje Pik und anderen Höllengeistern. Von nun an herrscht in dem Stück, kurze Einlagen abgerechnet, der Alexandriner vor. Caron beschwert sich über die Trägheit der Teufel, die sich nicht genug anstrengen, um neue Seelen herbeizuführen. Pluto weist den „grauen Hund" energisch zurück, gesteht dann aber doch ein, daß er Recht hat und schickt seine Diener auf die Oberwelt: Ramuzes zu den Advokaten, Stokebrand zu den Kaufleuten, Heintje Pik „het slimste Duiveltje", soll Männer und Weiber zur Unkeuschheit verführen, Mifastofeles wird zu den Studenten und den Geistlichen gesandt. Sie alle sprechen sich behaglich darüber aus, wie sie ihre Aufträge ausführen wollen,[1]) Mifastofeles hebt besonders hervor, er wolle den Doktor Faustus zu gewinnen suchen, dessen Unterweisung in irdischen und himmlischen Dingen jedermann begehre. Mit einem Ballet von höllischen Furien schließt der erste Akt.

Zu Beginn des zweiten Aktes finden wir Faustus allein in seinem Studierzimmer. In einem Monolog (19 Alexandriner) setzt er uns auseinander, wie er schon alles gelesen und studiert habe; es ist aber als ob eine Stimme ihm zuriefe, er könne noch gelehrter werden. „Vielleicht wäre ich besser ungelehrt! O Himmel, laß mich nicht vom Weg der wahren Weisheit abirren!" Er hört Stimmen zur linken und zur rechten Hand und nun erscheinen Mifastofeles und „Beschuts-Engel"; jeder sucht ihn auf seine Seite hinüber zu ziehen. Nachdem sie den schwankenden Doktor Faustus allein gelassen haben, meldet Wagenaar zwei Freunde des Doktors, die Studenten Fabritius und

[1]) Diese Reden der Teufel enthalten interessante Sittenbilder. Ramuzes schildert einen Rechtsstudenten, der die Universität verläßt und legt ihm ein lateinisch-französisch-holländisches Abschiedsgedicht in den Mund, das vermutlich damals in Studentenkreisen beliebt war. Es heißt da u. a.:

Adju, helaas, mon tres cher Pere
Gregoire, aux armes de tabacq
Adju aussi ma chere Mere
Margootje, daar ik had gemak.
Holla; ik moest ook niet vergeeten
Te groeten, eer dat ik noch schei,
De Dokters, Schilders en Poëten
Met al de Hoeren op een rei.
Valete docti Professores
Die my gemaakt hebt Advocaat
Ex gratia et ob favores
U dank i voor myn Doctoraat u. s. w.

Alfonzus. Sie bringen ihm ein Buch, dessen Charaktere sie nicht verstehen; Faustus soll sie darüber belehren. Dieser erklärt in einem Aparte, er habe sich schon lange das Buch gewünscht, und bittet es ihm bis zum andern Tag zu überlassen. Die Studenten entfernen sich nun, sie müssen ins Kollegium; Alfonzus wünscht, daß der Himmel Faustus Verstand stets mehr und mehr erleuchten möge. Faustus allein: nun könne er die Geister beschwören, er wolle alle himmlischen Gedanken von sich weisen. Er ruft Wagenaar und beide begeben sich zusammen hinaus ins Freie.

Die Scene verwandelt sich: ein Wald, in welchem zuerst die lustige Person Pekel auftritt; er hält einen Monolog, in dem sich, wie es scheint, allerlei persönliche und lokale Anspielungen befinden und erzählt, daß er einen neuen Dienst suche. Nachdem er den Schauplatz verlassen hat, kommen Faustus und Wagenaar. Sie haben alles mitgebracht, was für die Beschwörung nötig ist: Kinderblut, eine Schlange, zwei Kröten und dergleichen mehr. Faustus zieht den Zauberkreis, schickt dann Wagenaar fort und citiert die höllischen Geister.[1]) Es erscheinen die vier Diener Plutos, die uns schon aus dem ersten Akt bekannt sind, sie führen einen Tanz auf und werden alsdann von Faust nach ihrer Geschwindigkeit befragt; Ramuzes ist so geschwind wie ein Pfeil, Stokebrand wie eine Kugel, Heintje Pik wie der Wind, Mifastofeles wie der menschliche Gedanke. Ihn will Faust auf dreißig Jahre zu seinem Diener haben; Mifastofeles erklärt, er müsse erst Pluto befragen und verschwindet. Faustus allein: „Ach hätte ich dieß niemals begonnen! Aber nun, da es angefangen ist, mag es seinen Lauf haben."

Zu Beginn des dritten Aktes erscheint wieder Pekel; er hat sich vergeblich nach einem Dienst umgethan und klopft nun an das Haus des Doctor Faustus. Wagenaar erzürnt wegen des Gelärmes tritt heraus, Pekel ist beleidigt, daß Wagenaar ihn einen Jungen nennt, er

---

[1]) Die Beschwörung mag als Probe von Rijndorps feierlichen Stil hier mitgeteilt werden:

Gy helsche Geesten, die uw woonplats hier beneen
Houd in het middelpunt der Aarde, hoord myn reen.
'k bezweer u by deez Roede, in 't warme bloed gedompelt
En by dit Ingewand, elendig overrompelt,
By deeze Tekenen die hier geschreeven staan,
By 't hooge Firmament, by Sternen, Zon en Maan,
By deeze Wierook, uit her Menschenbeen gebraaden,
Wil toch, o helsche Prins, myn offer nich versmaaden;
Maar zend, naar myn verzoek, uw Geesten op der Aard,
Op dat haar macht aan my word voort geopenbaard.
Splyt Onderaardsche Poel, op dat uw naare Schimmen
Terstond op myn verzoek te zaamen opwaards klimmen.

könne Wagenaars Vater sein; aus dem Zank entwickelt sich alsbald eine Prügelei und Faustus tritt gerade dazwischen als Wagenaar auf Pekel losdrischt. Er trennt sie von einander und fragt Pekel, wer er sei und dieser rühmt in der üblichen Weise sein vornehmes Geschlecht.[1]) Dann fragt er in seiner täppischen Manier auch nach Faustus Namen und Herkunft und wird schließlich von ihm als Diener angenommen; er soll zwanzig Thaler jährlich und außerdem reichliche Nahrung und Kleidung bekommen. Nachdem er mit Wagenaar abgegangen ist, bleibt Faustus allein. Er denkt an Mifastofeles und dieser erscheint in demselben Augenblicke als Ueberbringer der Vertragsbedingungen. Zwei Punkte, das Verbot des Kirchgangs und der Ehe werden besonders hervorgehoben und wegen des letzteren Punktes beruhigt Mifastofeles den Doktor; er werde ihm schon Abwechslung im Verkehre mit den Weibern verschaffen. Im Augenblick, da Faust unterschreibt, läßt noch einmal der Schutzgeist vergeblich seine Stimme ertönen. Dann fahren sie sogleich in die Welt hinaus; Faustus will an den Hof des Kaisers, „wo die Großen zu dem jährlichen Fest versammelt sind." Die Scene verwandelt sich in den Hof; es treten auf: Karol, Izabelle, Octaaf, Ferdinant und Gefolge. Der Kaiser fordert die Anwesenden auf, fröhlich zu sein; dann äußert er etwas unvermittelt den Wunsch, den »dapp'ren Alexander« zu sehen. Seine Gemahlin hofft jedoch der »waarde Bedgenoot« werde diesen Wunsch fahren lassen, der nur durch Teufelsränke erreichbar sei. Trotzdem wird Octaaf abgesandt, um einen Magier zu suchen, inzwischen führt das Gefolge einen Tanz auf. Octaaf kommt wieder mit der Meldung, er habe den Doktor Faustus angetroffen und führt ihn gleich darauf vor den Kaiser. Hierauf abermalige Warnungen der Kaiserin und beruhigende Versicherungen Fausts, der nur den Anwesenden einschärft, sie dürften nicht zu nahe an die Gespenster herantreten. Zuerst verlangt der Kaiser Achilles und Hector zu sehen, es erscheinen zwei Gespenster in den Gestalten der Homerischen Helden und führen ein Kampfballet auf. Sodann erscheint Alexander; der Kaiser

[1]) Terwyl gy't my komt vraagen
Zal ik u melden gaan myn lang beroemd geslacht.
Myn moeder was eertyds te Antwerpen hoog geacht,
En in de Lepelstraat liep zy veeltyds verlooren,
Myn Vaar, een Spanjaard, die was te Madrid gebooren.
En na ik was gemaakt, volkoomen in't geheel
Toenkeerde juist myn Vaar sin gat naar het kasteel,
Waar door dat ik nu ben een Edelman gebooren.
En op dat onze Stam nich raaken zou verlooren,
Wierd my geleerd met staale lanssen om te gaan,
Een halve vinger lang: myn Heer, wilt my verstaan
Nich om op schilden, of op wapenen te breeken,
Maer om door laken, of door stof, met kunst te steeken.

findet, daß er ganz so aussieht wie ihn die Schriftsteller schildern und will sich ihm nähern, da schlägt er ihn ins Gesicht und verschwindet. Nun bereut der Kaiser, sich auf den Teufelsbetrug eingelassen zu haben; er verbannt Faustus aus seinem Reich und verläßt die Scene indem er Octaaf und Ferdinant beauftragt dafür zu sorgen, daß Faustus sich nicht mehr blicken lasse. Die beiden bleiben mit dem Zauberer allein, Ferdinant herrscht ihn an, er solle gleich gehen, sonst werde sein ehrloses Blut auf die Erde strömen, Faustus erwidert, er werde ihm zeigen was seine Frau mit ihm gethan habe; er solle nur einmal sein Haupt entblößen. Ferdinant thut es und in demselben Augenblicke sieht man zwei Hörner an seiner Stirn. Ebenso zaubert Faustus dem Octaaf zwei Eselsohren ans Haupt und als nun beide auf ihn eindringen, ruft er Mifastofeles zu Hilfe, der sogleich erscheint, ihn ergreift und mit ihm in den Erdboden versinkt.

Der vierte Akt wird durch eine Reihe von komischen Scenen eröffnet. Pekel und sein Cumpan Broer Dirk kommen aus dem Wirtshaus, wo sie gezecht haben ohne zu zahlen, doch hat Pekel ein Zauberbuch Fausts an sich genommen und hofft mit dessen Hülfe Geld zu erlangen. Nun legt sich Dirk mit einem Stück Kreide in der Hand auf die Erde, Pekel faßt ihn an den Beinen und schlenkert ihn im Kreise herum, so daß ein cirkelförmiger Kreidestrich entsteht. Wie sie nun ihre Beschwörungen beginnen wollen, erscheint der Wirt Bartel mit seiner Frau Kaat; sie verlangen stürmisch Bezahlung der Zeche. Pekel gibt ihnen zwei Dosen und weist sie an hineinzublasen, dann würden sie Gold darin finden. Sie blasen, aber es fliegt Staub heraus, das Gesicht des Wirtes wird schwarz, das der Wirtin weiß gefärbt und als sie nun wütend auf die Schelme eindringen wollen, werden sie von diesen in den Kreis gestoßen, in dem sie durch magische Gewalt fortwährend hin und herspringen müssen. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, schickt Faustus, dessen Stimme man hinter den Coulissen hört, den Wagenaar heraus, auch dieser wird in den Kreis gestoßen und springt darin herum, ebenso Faustus, der auf Wagenaars Ruf selber herbeieilt. Doch weiß er sich Rat zu schaffen; er citiert den Mifastofeles, der alle aus dem Kreis herausstößt und sie dadurch befreit. Faustus befiehlt nun dem Mifastofeles, den Schelmen das Zauberbuch wieder abzunehmen, aber da stellen sie sich an die beiden Enden des Schauplatzes und sowie Mifastofeles in die Nähe des einen kommt, wirft dieser das Buch dem andern zu, Mifastofeles rennt erfolglos hin und her und bekommt das Buch erst, nachdem er Pekel versprochen hat, er werde ihm einen kostbaren Goldschatz verschaffen, den er sich an einem alten hohlen Baum abholen könne. Nach diesen geräuschvollen Scenen läßt Faust sich auf einen Sessel nieder und

schläft ein; Mifastofeles sagt, während Faustus Glieder ruhten, wolle er dafür sorgen, daß sein Geist im Bösen bestärkt werde, darauf die Bühnenanweisung: „Hier wird gesungen oder getanzt." Als Faustus nun erwacht spricht er sogleich in einem Monolog die Absicht aus, im Bösen zu beharren. Es erscheinen wieder, von Wagenaar angemeldet, die Studenten Fabritius und Alfonzus. Sie bringen Faustus ein frommes Buch und fordern ihn auf, durch reuiges Gebet sich dem Teufel zu entziehen. Sobald sie ihn verlassen haben, beginnt Faustus das Gebet zu sprechen, Mifastofeles erscheint, um ihn von seinen Bußbetrachtungen abzuziehen; erst bietet er ihm ein Königreich an und da Faustus ihn zurückweist, entfernt er sich, um ihn durch Frauenschönheit zu berücken. Sogleich kehrt er mit einem »Spook in den schyn van Helena» zurück. Ihrem Zureden kann Faustus nicht widerstehen,[1]) Mifastofeles sagt „Empfange deine Helena, du sollst ihr Paris sein" und sie gehen mit einander ab.

Zu Beginn des fünften Aktes finden wir Faustus auf einem Bett schlafend. Zu ihm tritt Jochem, der sich beschwert, der Zauberer habe ihm Pferde verkauft, die sich nachher in Strohbündel verwandelten. Vergebens bemüht er sich, Faust aufzuwecken, schließlich will er ihn am Bein aus dem Bett ziehen, da bleibt ihm das Bein in der Hand und er läuft entsetzt ab. Die Scene verwandelt sich in den Garten, wo Pekel sich seinen Schatz bei dem alten Baume holen soll. Pekel kommt denn auch, hängt einen Sack an den Baum und hofft, daß Mifastofeles oder wie er ihn nennt Stoffel, ihm Gold hineinregnen lassen werde. Aber anstatt dessen fällt ein feuriger Regen, der ihm seinen Sack durchlöchert, zu seiner großen Verzweiflung, denn er hat schon Dirk ins Wirtshaus eingeladen der dort sitzt und zecht in Erwartung eines guten Erfolges. Eine weitere Enttäuschung erlebt Pekel als er gleich darauf in der Nähe einen wohlbesetzten Tisch erblickt; der Wein, den er sich einschenkt, verwandelt sich gleichfalls in Feuer. Er hat nun Angst er könne selber in eine Bestie verwandelt werden und flieht mit dem festen Vorsatz, den Doktor Faustus und alle seine Zauberbücher zu verlassen.

In der folgenden Scene sitzt Faustus mit Fabritius, Alfonzus und Wagenaar beim Weine; er fordert sie auf, fröhlich zu sein, denn

---

[1]) Geleerde Faustus, sie wie dat hier voor u staat.
Door uwe Wysheid hebt gy myne min ontsteeken.
Hoe kan een Vrouwenbeeld, door haare lieve treeken
U niet bekooren? laat toch uw zwaarmoedigheid,
Verwerp dit Boek, myn Heer, want weet ik ben bereid,
Om met u, in de min, my zelve te vermaaken.
Hoe, blyft gy koel? kan myn gelaat uw hart niet raaken?

er müsse sie bald verlassen, seine Zeit sei abgelaufen. Fabritius redet ihm zu, er möge doch sehen, ob er noch den Himmel versöhnen könne, doch Faustus meint, es sei schon zu spät. Mitten in ihrer Unterredung ertönt von draußen der Ruf des Misastofeles: „Bereitet Euch, Faustus!“ Nun warnt noch Faust den getreuen Wagenaar, er solle sich nicht vom Teufel gewinnen lassen und solle die Zauberbücher verbrennen. Die verhängnisvollen Glockenschläge ertönen, die Freunde verlassen schmerzerfüllt den Schauplatz. „Hier zeigt sich die Hölle, die immerwährend Feuer und Flammen ausspeit.“ Faust entsetzt sich, er verwünscht die höllische Frau, die seine Hoffnung auf Vergebung zu nichte gemacht habe und denkt schaudernd an sein ewiges Verderben. Als nun Misastofeles mit den drei anderen Höllengeistern und sonstigem Gefolge herannaht, fleht er ihn um Gnade an, aber es ist zu spät; er wird ergriffen und in die Hölle geschleppt, worauf die Teufel ein Schlußballet tanzen.

* * *

Die Betrachtung dieses Stückes gewährt, wie der Leser wohl schon bemerkt haben wird, eine neue Bestätigung der bereits früher[1]) von mir nachgewiesenen Thatsache, daß unter allen erhaltenen Puppenspielen das Ulmer (*U*) der ursprünglichen Fassung des Volksschauspiels, wie es sich zu Anfang des 17. Jahrhunders aus Marlowes Tragödie entwickelte, am nächsten steht. Rijndorp, der das Volksschauspiel ohne Zweifel in einer Fassung kennen lernte, die in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet war, stimmt hinsichtlich des Gangs der Handlung im wesentlichen mit *U* überein, während sich bei ihm noch nichts von allen den wirksamen Zusätzen findet, die im 18. Jahrhundert unter dem Einfluß einer neu aufkommenden Richtung der österreichischen Schauspielkunst entstanden, sich bald über ganz Deutschland verbreiteten und sich auch in sämmtlichen erhaltenen Texten außer *U* wiederfinden. (Vgl. Versuch ꝛc. S. 102 ff.) Leider ist jedoch in *U* die ältere Fassung nur in sehr verkürzter Gestalt erhalten. Um zu erschließen, was für Bestandteile außer den in *U* erhaltenen sich wohl in der Zeit vor der österreichischen Umarbeitung im Volksschauspiel befunden haben mögen, war ich genötigt, die in der Zeitgenössischen Literatur zerstreuten Anspielungen heranzuziehen und außerdem aus den späteren Puppenspieltexten diejenigen Bestandteile ausfindig zu machen die in die Zeit vor der Umarbeitung zurückreichen, aber in *U* nicht mehr vorhanden sind. Die auf diese Art gewonnenen Ergebnisse konnte ich späterhin ergänzen durch die Aufdeckung der That-

[1]) In dem „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Doktor Faust“. Halle 1878.

sache, daß die Komödianten im 17. Jahrhundert einige Scenen aus Dekkers Drama, „If it be not good, the devil is in it“ [1]) in die deutsche Bearbeitung von Marlowes Faustus verpflanzten. Rijndorps Stück gewährt nun einige nicht unwesentliche weitere Ergänzungen.

Das Vorspiel in der Hölle gehört zu den aus Dekkers Drama stammenden Bestandteilen des Volksschauspiels. Das Gespräch mit Charon, das in *U* fast wörtlich ebenso lautet wie bei Dekker, ist bei Rijndorp frei bearbeitet. Doch steht Rijndorp auch in mancher Hinsicht der Quelle näher als *U*; bei ihm wie bei Dekker wird jedem Höllengeist ein bestimmtes Arbeitsgebiet zugewiesen.

Im zweiten Akt verläuft zunächst alles wie in *U*, auch bei Rijndorp ist Mephistopheles an die Stelle der Marloweschen „bad angel“ getreten; der Monolog freilich hat in *U* weit mehr Charakter. Die Studenten, die von Wagner angemeldet eintreten, werden in *U* nicht mit Namen genannt, sie wissen zwar dort sehr wohl, daß es sich um ein Buch handelt, welches „propter magicam artem etwas sonderliches in sich enthält,“ aber sie sind doch selber fromme Jünglinge und warnen Faust vor der Hinterlist des Teufels. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß hier zwei Scenen des Marloweschen Dramas in eine zusammengezogen sind: die Scene, in welcher Valdes und Cornelius erscheinen, um Faust in die Geheimnisse der Magie einzuweihen, und die darauf folgende Scene, in welcher zwei Studenten ihre Besorgnis darüber ausdrücken, daß Faust mit den beiden berüchtigten Zauberern Umgang hat. Zur Bestätigung kann jetzt angeführt werden, daß in einem inzwischen von Kraus veröffentlichten czechischen Puppenspiel [2]) die beiden Studenten Fabricius und Cornelius heißen, also ein Name wie bei Marlowe. Im czechischen Puppenspiel ist also in diesem Punkte die Ueberlieferung treuer gewahrt, als bei Rijndorp, bei welchem auch der andere Name verändert ist: Fabritius und Alfonzus.

Der Name des lustigen Pekel, der den zweiten Akt eröffnet, ist natürlich eine Abkürzung von Pekelharing — die nach Holland übertragene Bezeichnung der bei den englischen Komödianten in Deutschland gebräuchlichen Abart der lustigen Person: Pickelhäring. So heißt der Narr auch in *U*, während er in allen anderen Versionen Namen führt, die erst später Mode wurden. In beiden Fällen eröffnet er seine Rolle mit einem Monolog, natürlich konnte hier ein Jeder seiner

[1]) So lautet der Titel; nicht „If this play be not good“ u. s. w. oder „If this be not good“ u. s. w. Im übrigen verweise ich auf meine Schrift „Der älteste Faustprolog“, Krakau 1887.

[2]) Vgl. Kraus, das böhmische Puppenspiel von Dr. Faust (Breslau 1885) S. 106 und die Bemerkungen des Herausgebers in der Einleitung S. 63 f. In einem zweiten czechischen Text stehen die Namen Antonijus und Fabricijus.

Laune freien Lauf lassen und so ist es zu erklären, daß *U* und *R* ganz auseinander gehen.[1]) Der Zusammenhang läßt jedoch vermuten, daß auch in der Vorlage von *U* Pickelhäring als ein Dienstsuchender auftrat; übrigens ist der Monolog dort gleich hinter die erste Scene des ersten Aktes verlegt. Die Scene, wo Faust zum ersten Mal die Geister beschwört, müssen wir uns auch in *U* im Freien spielend denken (vgl. Versuch ꝛc. S. 76); auch in *U* läßt sich Faust von Wagner das zur Beschwörung erforderliche herbeiholen, allerdings keine so abenteuerlichen Gegenstände wie bei Rijndorp; bei Marlowe ist Wagner in dieser Scene nicht anwesend. Die Befragung der Geister nach ihrer Geschwindigkeit ist von den Schauspielern in Deutschland auf Grund der einheimischen Tradition eingefügt worden; in *U* sind es drei Geister; wie in Dekkers Vorspiel, auch führt einer noch denselben Namen wie bei Dekker: Krumschal (Grumshall; vgl. Der älteste Faustprolog S. 13). Mephistopheles erklärt in beiden Spielen ebenso wie im Volksbuch und bei Marlowe, er müsse sich vor Abschließung eines Vertrags erst mit dem Höllengott verständigen.

Was bei *R* nunmehr vorgeführt wird, die Unterredung Pekels mit Wagner und Faust ist in *U* auf zwei Scenen (I. 3 und II. 1) verteilt (vgl. Versuch ꝛc. S. 72 f., 79 f.). In *RU* läßt sich Pickelhäring ebenso wie der Clown bei Marlowe von Wagner als Diener anwerben und ist beleidigt, daß Wagner ihn als Jungen (boy) bezeichnet. Wenn der Narr in *RU* auch mit Faust zusammen geführt wird und an ihn täppische Fragen richtet, so ist das offenbar ein deutscher Zusatz; daß der Narr mit seiner feinen Familie prahlt, ist ein beliebtes komisches Motiv, das sich in den deutschen Fausttexten erst später findet (vgl. Versuch ꝛc. S. 139); auf Grundlage von *R* kann man jedoch vermuten, daß dieß Motiv auch schon früher im deutschen Faust verwendet wurde. Nun bleibt in *RU* Faust allein und denkt an Mephistopheles, der sogleich erscheint. Es zeigen sich in der Vertragsscene, die nun beginnt, manche Uebereinstimmungen zwischen *R* und den späteren Versionen. In *U* sind die Vertragsbedingungen ausgefallen, doch können wir annehmen, daß alles dasjenige was *R* und die späteren Versionen gemeinsam haben, schon in dem deutschen Drama des 17. Jahrhunderts vorhanden war. Nach Unterzeichnung des Vertrags beschließen Faust und Mephistopheles sich an den Hof des Herrschers zu begeben, doch hat *R* jedenfalls hier ein damals schon vorhandenes Motiv unverwertet gelassen (vgl. Versuch ꝛc. S. 83). In *U* spielt die folgende Scene am Hof „des ungekrönten Königs in Prag", in den späteren Versionen

[1]) Die Quelle des Monologs in *U* wird in dem Versuch ꝛc. S. 70 f. nachgewiesen.

am Hof des Herzogs von Parma, im ältesten Volksbuch, bei Marlowe und *R* am Hof des Kaisers Karl V.; daraus scheint hervorzugehen, daß man auch mitunter bei den deutschen Aufführungen im 17. Jahrhundert den kaiserlichen Hof als Schauplatz beibehielt. Wenn Faust den Anwesenden verbietet, den Gespenstern zu nahe zu kommen, so ist das ein Zug der aus Marlowes Drama stammt, wo er sich jedoch bloß in einer Bühnenanweisung der Ausgabe von 1616 (ed. Breymann S. 123) erhalten hat. In *U* findet er sich freilich nicht, wohl aber findet sich eine Spur davon in der späteren Berliner Fassung des Puppenspiels.[1]) Daß der Kaiser das Gespenst berührt und ähnlich wie Goethes Faust im zweiten Teile für die Berührung bestraft wird, dafür gibt es sonst keinen Beleg; dagegen finden sich im weiteren Verlaufe der Scenen am kaiserlichen Hof merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen *R* und den czechischen Puppenspielen, die überhaupt gerade hier manches auf alter Ueberlieferung beruhende enthalten. Auch in den czechischen Spielen wird Faust als Zauberer vom Hofe verbannt und dann erst sollte der Hörnerzauber folgen und ebenso haben wir uns auch nach Maßgabe des von Kralik und Winter 1885 herausgegebenen Faustpuppenspiels den Verlauf zu denken. Allerdings wurde ohne Zweifel in Deutschland im 17. Jahrhundert der Hörnerzauber öfters auch ebenso dargestellt wie bei Marlowe,[2]) doch läßt sich aus dem obigen vermuten, daß damals schon die Scene in verschiedener Weise dargestellt wurde. Die Erscheinung der Geliebten Alexanders (bei Marlowe paramour, in *U* Padamera) fehlt in *R*, dagegen ist der vorhergehende Kampf zwischen Hector und Achilles vermutlich eine Variante des Kampfs zwischen Alexander und Darius, mit welchem nach einer Bühnenanweisung der Ausgabe von 1616 die Geisterscene bei Marlowe begann. Im übrigen können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, was von den zahlreichen Zusätzen zur Geisterscene, die wir in den späteren Versionen finden, noch in das 17. Jahrhundert zurückreichen mag.[3]) Daß auch Karls V. Gemahlin Isabella

[1]) Vgl. den von Lübke 1887 herausgegeben Text (Zeitschrift für deutsches Altertum 31, 150 und ebenda S. 171 Anmerkung 15.)

[2]) Vgl. Versuch ꝛc. S. 85; zur Bestätigung der dort vorgetragenen Ansicht kann auch eine Angabe auf dem später ans Licht gezogenen Neuberschen Theaterzettel von 1738 dienen: „Ein fürwitziger Hofbedienter, welcher dem D. Faust verspottet, bekömmt sichtbarlich Hörner an der Stirne."

[3]) Die Ansicht Lübkes (a. a. O. S. 170), daß schon im 17. Jahrhundert die Erscheinung Karls des Großen durch mißverständliche Uebertragung einer Stelle aus Marlowes englischem Text in die Geisterscene des deutschen Dramas eingedrungen sei, ist offenbar verfehlt, schon aus dem Grunde, weil sich ja die Umwandlung der englischen Texte in deutsche innerhalb der englischen Schauspielertruppen vollzog. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die Verfehltheit einer anderen Behauptung Lübkes hinweisen, der meiner Ansicht, daß *E* durch Vermischung mehrerer Fassungen entstanden sei und ebenso meiner Ansicht

auftritt, kommt sonst nirgends vor. Sie ist wohl zugleich mit den sonstigen Veränderungen dieser Scene in das Drama eingetreten.

Die komischen Scenen zu Beginn des vierten Aktes zeigen manche Uebereinstimmung mit der Scene bei Marlowe (ed. Breymann S. 106 ff.), wo zwei Spitzbuben vorgeführt werden, die dem Doktor Faustus ein Zauberbuch entwendet haben und dann auch noch in einer Weinwirtschaft einen Becher stehlen; der Wirt eilt ihnen nach, er will ihren Unschuldsbeteuerungen nicht glauben und immer während er einen visitiert, gelingt es diesem, das gestohlene Gut seinem Spießgesellen zuzustecken. Schließlich bemerkt der Wirt den Becher und da sie sich nun gar nicht mehr zu retten wissen, beschwören sie mit Hülfe des Zauberbuches den Mephistopheles, der über diese Störung aufs äußerste empört ist und schließlich den einen in einen Hund, den andern in einen Affen verwandelt. Obwohl sich in den vorhandenen Texten von dieser Scene nichts erhalten hat,[1]) dürfen wir doch aus *R* schließen, daß sie im 17. Jahrhundert in Deutschland bekannt war; sie ist wohl später durch die weit wirksamere Beschwörungsparodie „Perlicke, Perlacke" verdrängt worden. Höchst wahrscheinlich enthält die Scenenreihe in *R* manche selbständige Zuthaten; die Geschichte mit der Büchse voll schwarzen Staubes findet sich in ähnlicher Weise schon in dem Buskenblaser, einem niederländischen Possenspiel des späteren Mittelalters. Die folgenden Scenen sind gleichfalls ohne Analogie in deutschen Texten; daß dem schlafenden Faust Geister erscheinen, kommt dort in anderem Zusammenhang, in der Vertragsscene vor. Auch die Reuegedanken Fausts werden in den deutschen Texten nicht wie in *R* durch ein Gespräch mit den Studenten veranlaßt (vgl. Versuch ꝛc. S. 87 ff.). Dagegen ist in *R* das Erscheinen Helenas ganz ebenso wie in *U* und den meisten späteren deutschen Texten motiviert, auch den Zug, daß Mephistopheles zuerst dem Doktor Faust vergeblich Scepter und Krone anbietet, hat *R*

über das Verhältnis von *E* zu *L* einen sehr apodiktischen Widerspruch entgegengesetzt. Doch ist eine ausführliche Widerlegung dieser Behauptung nicht mehr nötig, nachdem Bruinier (Faust von Goethe I. Halle 1894) die Vermischung mehrerer Fassungen in *E* durch Paralleldruck der betreffenden Texte unwiderleglich ad oculos demonstriert und außerdem darauf hingewiesen hat, daß diese Vermischung nicht etwa von einem Marionettenspieler zum Zweck der Herstellung eines neuen Spieltextes, sondern von Engel selber zum Zweck einer literarischen Fälschung vorgenommen wurde (vgl. Literarisches Centralblatt 1894 Sp. 930). Eine erneute Lektüre von Bruiniers Schrift konnte mich nur in dem Glauben an die Richtigkeit seiner Annahme bestärken, zumal da Engel die auch seinen Charakter stark bloßstellende Beweisführung gänzlich unbeantwortet gelassen hat. Auf die Ansicht derjenigen, die *E* ein noch höheres Alter vindicieren wollten, als dies Lübke that, verlohnt es sich überhaupt nicht, näher einzugehen.

[1]) Allerdings wäre es nicht undenkbar, daß in der Versuch ꝛc. S. 159 besprochenen Scene eine schwache Spur zurückgeblieben ist.

von dort entlehnt; daß Faust als der Paris Helenas bezeichnet wird, stammt noch aus Marlowe.

Zu Beginn des fünften Aktes haben wir wieder den Fall, daß in *R* eine Marlowesche komische Scene erhalten ist, die in deutschen Texten fehlt. Doch haben wir wenigstens ein Zeugnis ihres früheren Vorhandenseins; auf dem erwähnten Neuberschen Zettel heißt es: „Ein Bauer handelt dem D. Faust ein Pferd ab, und sobald er es reitet, verwandelt sich das Pferd in ein Bündgen Heu. Der Bauer will den D. Faust darüber zu Rede stellen, Faust stellt sich als ob er schliefe, der Bauer zupft ihn, und reißt ihm ein Bein aus." Die folgende comische Scene, wo Pekel sich vergebens um den Goldschatz bemüht, ist ebenso wie das Höllenvorspiel aus Dekkers Bruder-Rausch-Drama in die Faustcomödie übertragen worden. Bei Dekker wird der Klosterkoch Scumbroth von dem Teufel an einem Zauberbaum citiert um sich Gold zu holen. Unter den verschiedenen deutschen Fassungen der Scene steht die im Augsburger Puppenspiel der Dekkerschen Fassung am nächsten (vgl. Der älteste Faustprolog ꝛc. S. 14 f.); wenn dort ebenfalls die lustige Person den Mephistopheles als „Stoffel" anredet, so ist das, wie aus *R* hervorgeht, ein alter Witz. In *U* fehlt die Scene, doch war sie in der Vorlage von *U* höchst wahrscheinlich vorhanden.[1])

Fausts letzte Stunde verläuft in *R* im wesentlichen ebenso wie in *U*; aus *R* ersehen wir, daß die Studenten, mit denen Faust den Abschiedstrunk hält, dieselben sind, die ihm vorher das Zauberbuch überbracht hatten. Ebenso zeigt sich nahe Verwandtschaft der beiden Fassungen hinsichtlich des Abschieds von Wagner. Dagegen fehlen in *R* die traditionellen Rufe: accusatus es, judicatus es, condemnatus es (vgl. Versuch ꝛc. S. 56, 93 f.); Fausts Begleitworte zu den Glockenschlägen hat *R* offenbar in vollkommen selbständiger Weise umgestaltet.

Die vorstehenden Mitteilungen wollen nicht alle Einzelheiten hervorheben, sondern nur in allgemeinen Zügen auf die Bedeutung des holländischen Dramas hinweisen; wer sich eingehender mit der Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust beschäftigen will, wird ja doch auf den Originaltext zurückgreifen müssen. Vielleicht veranstaltet einmal ein holländischer Gelehrter einen Neudruck und belehrt uns bei dieser Gelegenheit ausführlicher über die schauspielerische und literarische Wirk-

[1]) Vgl. Der älteste Faustprolog ꝛc. a. a. O. und Versuch ꝛc. S. 87 und 157 f. Möglicherweise waren an der dort besprochenen Stelle in *U* auch Motive aus den comischen Scenen verwertet, die sich in *R* im vierten Akte finden. Wenn behauptet wird (vgl. Kraus, das böhmische Puppenspiel S. 81) „das alte Volksschauspiel war keineswegs so arm an Pickelheringsscenen, wie Creizenach annimmt," so wird mir damit eine Ansicht imputiert, die ich niemals geäußert habe.

samkeit des Verfassers. Alsdann wird man auch darüber besser urteilen können, wieviel von den Zügen bei Rijndorp, die sonst nirgends vorkommen, selbständig hinzugedichtet ist. Jedenfalls bestätigt sich durch die Betrachtung des holländischen Dramas, daß schon im 17. Jahrhundert die Faustaufführungen bei den verschiedenen Truppen in manchen Punkten von einander abgewichen sein müssen (vgl. Versuch ꝛc. S. 98), wenn auch natürlich noch keine so große Differenzierung eingetreten war, wie in späterer Zeit.

Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition.

Mitteilungen über Heinse und seine Freunde.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

(Schluß.)[1])

So einflußreich der Hauptmann Liebenstein und der Graf Schmettau für Heinse waren, wir kennen sie nicht; Schmettau liegt noch mehr im Dunkel als Liebenstein; Heinse sagt nirgends gerade heraus, daß er mit jenem persönlich zusammen war; nur den Hauptmann nennt er als Besucher in Erfurt, zu ihm fährt er nach Frankfurt, mit ihm macht er die Rheinreise, ihn allein kündigt er seinem Freunde Schwarz an (sieh unten), mit ihm geht er in die schwäbischen Reichsstädte, in seinem Dienst lebt er in Erlangen, und doch gibt er hierfür seine Adresse an: secrétaire du comte de Schmettau; daß er dies nicht wirklich war, beweist der Zusatz: „das Kind muß doch einen Namen haben!“ [2]) Wenn Heinse die beiden Herren nicht verschieden charakterisiert hätte, könnte man auf den Einfall kommen, beide Namen für eine Person in Anspruch zu nehmen. Das Verhältnis ist wohl so zu erklären, daß Liebenstein für Schmettau arbeitete und daß also der von Liebenstein aufgenommene Heinse mittelbar auch im Dienste Schmettaus stand und sich darum seinen Sekretär nannte. Er empfing ja von beiden Aufträge: er soll für Liebenstein einige Schriften verfertigen, wozu dieser ihm den Inhalt aufsetzen will; [3]) für Schmettau „muß“ er übersetzen; [4])

---

[1]) Vgl. oben S. 376 ff.

[2]) Schüddekopf 1, 46; vgl. 1, 75: die Verbindung mit Liebenstein sei gelöst, er könne also nicht mehr als secrétaire de son Excellence le Comte de Schmettau in Erlangen leben.

[3]) Schüddekopf 1, 19.

[4]) Schüddekopf 1, 39.

beide verlangen von ihm Pasquille „auf Götzen und auf die ganze christliche Religion".[1]) Und auch die Lottoschriften soll er ja für Liebenstein und seine Freunde, also doch auch für Schmettau, verfassen.[2]) Dieser stand demnach wie der große Gönner und eigentliche Unternehmer an der Spitze einer etwas abenteuerlichen Kompagnie, die bald venetianische Dienste sucht, bald Lotterien gründen will, bald durch Uebersetzungen lasciver und konfiscierter Schriften und durch arge Broschüren auf Erwerb ausgeht, und auch Heinse schmückte seinen kärglichen Posten mit dem gräflichen Namen aus. Ist der geheimnisvolle Beschützer Liebensteins jener Woldemar Friedrich Graf von Schmettau (1749 bis 1794), der damals bei der dänischen Gesandtschaft in Dresden stand, vorher in Madrid und Warschau bestellt gewesen war, 1773 aus dänischem Dienst in pfälzischen trat und diesen 1774 schon wieder verließ? derselbe, der an einer französischen Uebersetzung von „Werthers Leiden" beteiligt ist, über Empfindelei und Kraftgenies schrieb,[3]) Schauspiele verfaßte und kleine Schriften, deren posthumen Druck Hayn in seine Bibliotheca erotica aufnahm? Wer diese Schriften einzusehen in der Lage ist, wird wohl zu bestimmen vermögen, ob der von Heinse charakterisierte Schmettau ihr Autor sein kann. Für jetzt soll nur betont sein, daß die Verwendung Liebensteins in dänischen Diensten doch recht gut durch den dänischen Gesandten Woldemar Friedrich Schmettau herbeigeführt worden sein kann; und wenn Heinse von diesen Freunden eine Lottokollektur in Dänemark angetragen wird (siehe unten), so weist das wieder darauf, daß einer von ihnen, und doch wohl nicht der preußische Hauptmann a. D., mit Dänemark enge Verbindung hatte.[4]) Endlich weist auch der Titel Excellenz, den Heinse dem Namen Schmettaus beisetzt, auf einen hohen staatlichen Rang des Grafen hin.[5])

Um nun die Identität zwischen dem Schriftsteller und dem Heinseschen Schmettau zu erhärten oder zu widerlegen, kann auch der erwähnte in den Schwarzischen Akten aufbehaltene Dialog dienen. Ich lasse darum den Eingang wörtlich folgen:

[1]) Schüddekopf 1, 40. „Götzen" deutet er im Register wohl mit Recht auf Goeze.

[2]) Schüddekopf 1, 39.

[3]) Maltzahn, Bücherschatz III, 1819.

[4]) Schüddekopf weist mich auch auf die „Grafen aus Dänemark" im Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 1, 33 hin, unter denen Schmettau mitbegriffen sein mag.

[5]) Nachträglich macht mich Karl Schüddekopf aufmerksam, daß Heinses Freund kaum der junge Graf Woldemar Friedrich Schmettau war, sondern dessen Vater, der Verfasser der „Wahrheiten" und anderer atheistischer Schriften, der mit dem jüngeren Unzer, Diez und Mauvillon verbundene: siehe Mauvillons Briefwechsel 1801 z. B. S. 52. 59. 66. 107. 119. 120. 137. — Mir ist dieser Briefwechsel nicht zugänglich.

Der Kathechetling ein Dialog zwischen einem Insulaner und einem Reisenden.

— — — — mon Dieu n'est point un Dieu cruel,
on ne voit point de sang ruisseler son autel;
c'est un Dieu bienfaisant, c'est un Dieu pitoyable,
qui jamais à mes cris ne fût inexorable. —

Chaulieu.[1])

Der Kathechetling ein Dialog. zwischen einem Reisenden und einem Insulaner.

Der Insulaner. Was haben sie für eine Religion?

Der Reißende. giebt es denn mehr als eine? —

Der Insulaner (lächelnd) beten sie Götter von Holz, Metall oder steinen an?

Der Reisende eine sonderbare Frage.

Insulaner glauben Sie an Mosen, der auf Gottes Befehl 23 tausend seiner Landesleute erwürgen lies? —

Reisende. mich schaudert! —

Insulaner. Sind sie ein Nachfolger des Mahomeds, der den Mond in zween Theile getheilet, und in seinen Ermel gesteckt hatte? —

Reisende. — Nein! —

Insulaner. Sind sie ein Christ? —

Reisende. Ich weis nicht was sie damit sagen wollen.

Insulaner. uns sind nur viererley Religionen bekannt, Sie haben also keine?

Reisende. Ich bin in einem Land gebohren, wo man einen Gott anbetet, als das höchste, wohlthätigste Wesen, das die Weltgebäude geordnet hat, erhält, und beherrschet, und in einem künftigen Leben das gute belohnt, welches der Mensch in dem itzigen gethan hat. Unser Gottesdienst bestehet in einer unendlichen Dankbarkeit und Unterwürfigkeit, wie auch in einer zur Gewohnheit gewordenen Ausübung der Tugenden, als der Nachsicht, der Mäßigung, der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, und der Gerechtigkeit. —

Insulaner. Ist das alles? —

Reisende. Ja in diesen Worten ist alles enthalten. —

Insulaner. wie denn! — hat ihr Gott keine Wunder gethan? —

Reisende. er hat Himmel und Erden erschaffen, was verlangen Sie mehr? —

Insulaner. wie! keine Glaubensgeheimnisse, keine Priester, kein äußerlicher Gottesdienst mit vorgeschriebenen Ceremonien? —

Der Reisende. Ich verstehe nicht was sie mir da sagen? —

Insulaner. Der arme Mensch! in welcher Finsterniß Unwissenheit und Barbarey befindet er sich!

Im weiteren Verlaufe sagt der Insulaner: „Unser Gott heißt Christus, wir sind katholisch", führt den Reisenden in den Tempel, zeigt ihm die Monstranz, erzählt die Geschichte des paradiesischen Apfelbisses, der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Lehre von der Dreieinigkeit, die von der Verdammung aller Nichtkatholischen, läßt ihn dem Meßopfer beiwohnen, tauft ihn und schließt: „Unter uns gesagt: alle diese Lappereyen haben Schwärmer ausgedacht, und Be-

[1]) A M. le Marquis de La Fare, en 1695. Oeuvres de Chaulieu, A La Haye et à Paris 1774. 1, 14.

trüger unterstützet. Beyde fanden ihre Rechnung dabei, die Menschen zu hintergehen" u. s. w. Der Reisende kann sich über all das nicht genug wundern, wirft immer wieder höhnische rationalistische Gegenbemerkungen ein, erlaubt aus Gefälligkeit die Begießung mit Taufwasser und verabschiedet sich mit den Worten: „Mein Herr! Ihre Aufrichtigkeit verdient Achtung. — Lassen Sie sich umarmen. — Leben Sie aber zugleich wohl. — ich werde wieder ziehen; Hier ist nicht gut seyn."

Die Komposition des Dialogs ist schwach: es ist ungeschickt, einen Reisenden zu fingieren, der auf langen Fahrten von keiner Religion gehört hat als von der seinigen, ungeschickt, den Katholicismus auf einer Insel anzusiedeln. Der Insulaner ist für den Betrüger, als welcher er sich schließlich bekennt, vorher zu plump naiv; besser und schärfer ist der Spott des Reisenden durchgeführt. Der Dialog hängt nicht innerlich zusammen, muß immer wieder durch Fragen neu in Fluß gebracht werden. Heinses Aeußerung: „Schmettau schreibt einen Bogen nach dem andern voll von halben Gedanken wider Jesum — den gekreuzigten"[1]) paßt auf das Werkchen, wenn unter der Halbheit der Gedanken verstanden werden soll, daß die Gedanken nicht recht geordnet sind und zumeist am Aeußerlichen haften bleiben; halb im gewöhnlichen Sinne aber sind die Gedanken des Verfassers nicht ausgesprochen, sie sind vielmehr consequent blasphemisch und scheuen den Gang bis zum Ende nicht.[2]) Sollte darum Schmettau nicht der Urheber des Dialogs sein? Einen Anteil Heinses an der Schrift anzunehmen, verbietet wohl der Zeitpunkt, in dem sie Büeler erhalten haben will und Schwarz schickt; zudem ist die Stilisierung für Heinse zu unlebendig. Und dies hindert auch den Verdacht, es könnte Schmettau überhaupt nur vorgeschoben sein, um Heinses Autorschaft des Ganzen zu verdecken, wie dieser später das Unternehmen der Petronübersetzung auf Liebensteins Einfluß abwälzen wollte: denn es schrieb zwar Heinse schon im Sommer 1771 ein profanes, sehr leichtfertiges und heidnisches Ding, das nicht imprimabel war, „Himmel und Hölle der Weisen" betitelt — und es war vermutlich wie andere an Gleim gesandte Schriften dialogisch —, aber nach Wielands kompetentem Urteile war dies witzig, schnackisch, unterhaltend, voll Genie,[3]) und dies alles kann

[1]) Schüddekopf 1, 40.

[2]) Als „Leute, die ohne zu wissen, warum? Religionshasser sind" bezeichnet Heinse (Schüddekopf 1, 40) Schmettau und Liebenstein. Der Verfasser des „Katechetling" war Religionshasser, weil er alles Wunderbare verneinte und das Bedürfnis nach Gotteskult nicht begriff; er wußte also, warum; aber freilich konnte Heinse eine breitere und tiefere Begründung fordern.

[3]) Schüddekopf 1, 220.

man dem „Katechetling“ nicht nachrühmen. Der Inhalt war aber Heinse kaum so fatal, als er Gleim glauben machen will, daß ihm die Schmettauschen Gedanken seien; sonst hätte er den Dialog nicht gedruckt Schwarz gesendet, wer weiß, ob nicht in seiner Redaktion! und Gleim selbst hatte seinen Spott über die Lehre „dreye seyen Eins, und — was ist, das ist nicht und was nicht ist, das ist —“ [1]) zu lesen bekommen, eine Beurteilung der Dreieinigkeit und der Transsubstantiation, die durchaus den Ansichten des Dialogisten entspricht. Hinwiederum trifft Heinses Charakteristik, Schmettau sei der größte deutsche Schwärmer in der philosophischen Religion,[2]) vorzüglich auf den Reisenden des Dialogs, wie dessen oben mitgeteiltes Bekenntnis („Ich bin in einem Land gebohren“ u. s. f.) beweist.

Daß das geistliche Gericht Anstoß an dem cynischen Machwerk nahm, ist berechtigt; wenn Schwarz solche Meinungen teilte — und die Freunde mußten dies erwarten, sonst hätten sie es ihm nicht doppelt zugeschickt —, so war er zum Gymnasiallehrer in Kurmainz verdorben. Aber er konnte behaupten, daß er trotz der eigenen Aufforderung Büelers in keinen Gedankenaustausch darüber eingetreten sei, und so blieb schließlich nichts belastendes, als daß er mit Vertretern solcher Anschauungen befreundet war und daß er derlei gotteslästerliche Schriftstücke aufbewahrte. Seine Erklärung hiefür: er habe im Alter diese Dokumente aus dem Umgange seiner Jünglingszeit wieder lesen wollen, um das ehemalige, überwundene Einlassen auf solche Irrtümer nochmals zu bereuen, sieht einer Ausrede sehr ähnlich. Richtiger wird sein, daß er zur Zeit des Empfanges solchen Ergüssen nicht feind war, und daß er nach seiner Umwandlung sie unbeachtet liegen ließ: ihre Verbreitung stellte er in Abrede.

Viel weniger verfänglich war ein anderes handschriftliches Stück, das bei ihm vorgefunden worden war: die „Erzählung die schöne Nacht,“ die Büeler nicht bloß geschrieben hat, sondern auch verfaßt haben soll. Die Dichtung ruft die Rostische Muse an und erinnert in der That an dessen Vorbild, durch die episch gehobene Prosa aber auch an Thümmel. Wieland wird in folgender Wendung erwähnt: „Luna denkt an den Faunen bei Endymion, den du uns Wielandische Muse so göttlich besangst.“ [3]) Der Verfasser erzählt: Damon begibt sich nachts vom Studium der Philosophen weg in den mondhellen Garten und läßt sich in einer Jasminlaube nieder. Nanette tritt nymphenmäßig geschürzt, von Amor, unter dessen Statue sie geseufzt hatte, geleitet zu ihm. Damon benimmt sich linkisch, bis Amor ihn

[1]) Schüddekopf 1, 12.
[2]) Schüddekopf 1, 39.
[3]) Siehe den Schluß von Wielands „komischer Erzählung“ Endymion.

verwundet; noch immer unbeholfen, obwohl er entdeckt, seine Freundschaft zu Nanette sei Liebe, nähert er sich ihr mit Fußfall und Küssen; sie nach seiner Liebe lechzend erhebt ihn zu sich auf die Bank, ihre Stimme, ihr Auge brechen in schmachtender Wollust, sie sinkt in seinen Armen nieder; Amor zog den weißen Taft von Nanettens Hüfte weg, „Damon verlohr sich in Götterwonne." Das leichtfertige Stückchen entbehrt des losen Reizes der Vorbilder; eine realistische Zwischenbemerkung schiebt sich plump in den stilisierten Schwank: die schwarzlockige junonische Dame ist eine Bekannte des Hauses, worin der blauäugige, braungelockte Jüngling als Lehrer eines jungen Knaben wohnte. So wird die Erzählung lasciver, indem sie in die Lebenssphäre Büelers und seiner Freunde verlegt ist.

An diesem Fund konnten die Gerichtsherren kaum etwas ihren Angeklagten belastendes finden außer einem Seitenhieb auf die „gemästeten Mönche." Auf die „fetten Dompfaffen", die „fettgemästeten Pfaffen" hatte es auch Heinse abgesehen;[1]) aber ihm darum die Autorschaft des Werkchens zuzuschreiben, wäre voreilig; Wieland und La Roche äußerten sich in gleichem Sinne über die Mönche. Heinses Verdruß über sie kommt in dem ersten seiner bei den Akten erhaltenen Briefe an Schwarz zu besonders lebhafter Aussprache. Das Schreiben, geschrieben während der Rheinreise, die er mit Liebenstein machte,[2]) lautet:

Cöln den 23ten des Weinmonats 1771.

In Cöln bin ich liebster Schwarz! vor Deinem tausendmahl gepriesenen Ehrenbreitstein mußt' ich mich vorbeyrudern lassen, ohne meinen sokratischen Freund nur mit einem einzigen Blicke sehen zu können! So bald ich in Deiner entzückenden Aussicht Ehrenbreitstein erblicken konnte, so bald sah ich auch durch mein gut geschliffenes Ferngläslein in alle Fenster von Ehrenbreitstein und suchte das Gesicht meines ernsthaftesten Schwarz, aber vergeblich; — Wenn unsere Geister sympathisch sind, und wenn der witzige Franzose mit seiner Lehre von der Athmosphäre die Wahrheit getroffen und kurz! — wenn Plato und Wieland in ihren platonischen Psychologien richtig gephantasiert haben, so mußt Du auch ohne allen Zweifel etwas von der hefftigen Sehnsucht Deines Heinsen nach Dir am 21 dieses, nachmittags um 5 Uhr empfunden haben, denn um diese Zeit habe ich kein Auge von Deinem Ehrenbreitstein verwendet, und nur die Idee: Schwarz mit allem Zubehör war in meinem Gehirne — und Musarion und Amor und das höchste Ideal von ächten griechischen Grazien, so wie sie nur immer Apelles den Alcibiaden und Laiden und Danaen zur Bewunderung mahlen konnte in meiner ganz von Schönheit berauschten Phantasie.

Den alten, griechischen, immer jugendlichen Göttern der Freude schäzt' ich Dich gleich — o wie glükseelig könnten nicht die Bewohner dieser entzückenden Gegenden des Rheins seyn, wenn sie eine bessere Religion, bessere Gesetze, oder vielmehr — wenn sie eine gute Religion und wenigstens nur erträgliche Geseze hätten![3])

[1]) Schüddekopf 1, 41. Vgl. unten S. 728.

[2]) Vgl. Schüddekopf 1, 41, wo auch der Besuch in Coblenz und Ehrenbreitstein angekündigt wird.

[3]) Vgl. Schüddekopf 1, 44.

In die schönsten Gegenden sind immer bald ein Klöstergen und bald eine Capelle und bald ein trauriges Crucifix hingebauet und überall wimmelt es von fettgemästeten Pfaffen und sehnsuchtsvollen Nonnen. Die Gegend bey Maynz könnte zu einem würklichen Paradiese gemacht werden, so wie die Gegend um Coblenz, Dichter und Mahler und auch Weisen könnten sich hier begeistern, aber eben die Oerter, wo die entzückendsten Aussichten sind, sind mit Dummköpfen besezt, die nicht werth sind, das Sonnenlicht zu genießen; in Maynz und Coblenz haben die Carthäuser die schönsten Gegenden im Besitze, Leute die nach den Grundsätzen ihres Ordens und ihrer Religion niemahls frölich werden sollen; die durch Trübsal und ganze Sümpfe voll Ungemach in's Reich Gottes wandern müßten.

O liebster Schwarz wär' es nicht besser, wenn Wieland in der Carthause zu Coblenz Prior wäre und Schwarz, Wolf, Andreä, Büeler, Giesberg, Pfaff, Heinse, la Roche und dergl. unter diesem Sokrates einen ganzen Himmel voll Seeligkeit genießen könnten? und wenn eine Musarion zu Maynz in der Carthause mit ihren Charitinnen wohnte? und wenn wir zusammen die alten griechischen Feste der Göttin von Cythere, der Diana, des Apollo, der Grazien und Musen feyerten? Ich glaube, so wahr ich Dich liebe, daß wir zusammen dem menschlichen Geschlechte mehr nützen würden als diese faulen Köpfe!

In Cöln ist die Morgendämmerung noch nicht erschienen, noch schläft alles und träumt von eilf tausend heiligen Jungfrauen, von heiligen drey Königen und einem großen Sterne tief unterm Monde auf einem Stalle! — Gott gebe ihnen eine gute Auferstehung! —

Künftige Woche, im Anfang derselben, werd' ich einen ganzen Tag zu Coblenz das Glük und die Wollust genießen können Dich zu sehen und zu sprechen. Der Herr Capitain von Liebenstein — welcher die seltene Wissenschaft besizt, die Seele vom Leibe und den Gütern dieser Erde zu unterscheiden, ist so liebreich gegen mich, mich mit sich durch Deutschland reisen zu lassen! Wohl mög' es ihm dafür gehen![1]) — verlangt sehr, Dich zu sehen und zu sprechen, nach der wahrhafftigen Schilderung, die ich Ihm von Dir gemacht habe. Er wird in dem Gasthofe zu den drey Cronen einkehren, wo selbst Du also zu Anfange der künftigen Woche Dich nach uns erkundigen kannst, wenn Du nämlich willst. Sehr lieb wär' es mir, wenn Du dem Wirthe oder Keller ein Billet an mich einhändigest, damit ich wissen könnte, wo ich Dich aufsuchen sollte; der Wirth kennt uns schon. Schwerlich werd' ich Musarion[2]) anstaunen können! Die leidige Etiquette verbietet es mir auf das schärfste! Mein Gleimischer Stoff zu einem Gewande liegt noch zu Erfurth[3]) und in meinem iezigen Reisekleide reis' ich incognito. Erschreklich ist mir der Gedanke daran! Gott helfe mir! oder die Gottheiten der Grazien und der Liebe! oder mein Schuzgeist oder meine Schuzgeistin, der oder die mich so wunderbar biß hieher durch das Leben geführt haben. Du hilfst mir auch ein wenig zu dem Anschauen dieser Gottheit.

Nun so lebe denn wohl mon tres cher! ich bitte alle frölichen Geister, daß sie Dir das schwarze aus Deiner Phantasie bannen mögen! Ich bedaure Dich recht sehr! O unsere Auferziehung liebster Schwarz was hat sie uns schon für Freuden verdorben! Doch aber auch wie viel Gutes hat sie uns verschafft! — Der Mensch! der Weise insbesondre ist würklich und in allem Ernste ein bloses Geschöpf des Ohngefehr, oder ein Werk von Ursachen, deren Zusammenfluß ich

---

[1]) Aber am 14. Oktober hatte der wandelbare oder — doppelzüngige Heinse an Gleim geschrieben: „Es ist mir nichts weniger, als angenehm, daß ich auf diese Art reisen muß." Schüddekopf 1, 40.

[2]) = Sophie von La Roche. Vgl. Schüddekopf 1, 44. 51.

[3]) Vgl. Schüddekopf 1, 36.

unmöglich für eine Ordnung oder Einrichtung eines ewigen, allmächtigen, allweisen Wesens halten kan! — Aber daß Du in diesem Zustande, worin Du Dich befindest, nicht glükseelig seyn willst — das kan ich wahrhafftig auch nicht begreifen! In einer entzückenden Gegend — bey einer Musarion — bey einem schönern Amor,[1]) als Amor — bey altem Rheinweine — bey Italiänischer Musik — ohne Sorgen leben und — o ihr Götter alle! — dennoch nicht glükseelig leben — Schwarz bester Schwarz ist dies kein Widerspruch? — Wie willst Du denn glükseelig leben? —

Spare wenigsten ein Paar Flaschen guten alten Hochheimer oder Rüdesheimer für Deinen für Dich so sehr besorgten Heinse und für seinen Herrn von Liebenstein].

Ueber den in diesem Briefe angemeldeten Besuch berichtet Heinse wiederholt an Gleim und erwähnt dabei auch flüchtig Schwarz.[2]) „Kaum konnte mich die Gegenwart der Musarion de la Roche . . . aufheitern," schreibt er;[3]) das klingt, als ob er sie gesprochen hätte; wirklich hat er sie „jedoch nur auf dem Bette durch ein Fensterchen gesehen, aber nicht die Seligkeit genossen, sie zu sprechen, weil sie eben krank war".[4]) Von Frankfurt aus, wohin er mit Liebenstein zurückgekehrt war,[5]) schrieb er an Schwarz drei Briefe, die dieser nicht beantwortete und vielleicht nicht erhalten hat, weil sie nicht bei den Akten liegen. Diese kennen nur noch einen:

Erlangen, den 5ten Februar [1772].

Dieses ist der leztere[6]) Brief, lieber Schwarz, den ich Dir — wenigstens nach Coblenz schreibe, wenn ich iezt wieder keine Antwort darauf erhalte. Schon drey Briefe hab' ich Dir aus Frankfurth geschrieben, und unglaublich ist es mir, daß Du keinen davon solltest erhalten haben. Kaum war ich von meiner Zurückreise den schönen Rhein herauf in Frankfurth angekommen, so war das erste, was ich that, daß ich an den reizenden Sohn der paphischen Musarion ein — mir wenigstens — delicieuses Brieflein und an Dich einen Brief wie ein wahrer und ächter College des Genfer Jean Jacques schrieb; 14 Tage hoffte ich auf Antwort, dann schrieb ich wieder an Dich allein; 14 Tage hoffte ich wieder mit Schmerzen auf Antwort darauf; und da ich wieder vergeblich hoffte, so schrieb ich zum dritten mahl; und hoffte wieder vergebens.

Bist Du in den Rhein gefallen und ersoffen, oder haben Dir die Capuziener den Kopf abgerissen, und ihn wie die wüthenden Mädchen den Kopf des Orpheus in den Hebrus, in den Rhein geworfen? — Wenn dieses ist, so beschwöre ich Deinen Geist, Deine manes — denn es ist jezt Mitternacht — als ein teutscher Samuel, mir zu erscheinen.

---

[1]) = Fritz La Roche. vgl. Schüddekopf 1, 51: der fünfzehnjährige schöne La Roche, der schöne Sohn der Grazie Musarion. Im unten folgenden Briefe wird er Bacchus genannt.

[2]) Schüddekopf 1, 51.

[3]) Schüddekopf 1, 44.

[4]) Schüddekopf 1, 51.

[5]) Vgl. Schüddekopf 1, 44.

[6]) Der Comparativ, wenn er kein Schreibversehen ist, ist auffälliger als eines der Beispiele bei Grimm Deutsches Wörterbuch 6, 811.

Im Ernste liebster Schwarz! die entzückendsten Briefchen erwartete ich von Dir, da ich den schmerzlichsten Abschied an den Ufern Deines schönen Rheins von Dir nahm! Mein einziger Trost beynahe war diese Hoffnung, da ich mit Augen voller Zähren nach Deinem Paphos blikte, so weit ich es noch sehen konnte. — Mit jedem Blicke auf das Haus, in welchem Musarion, das Schwesterchen der Grazien, ihr Amor und ihre Tochter[1]) die reizende Gespielin der Musen und Charitinnen wohnt, preßte mein Herz in meiner Brust [in] eine wollüstig schmerzliche Bangigkeit zusammen, daß ich beynahe für lauter Schmerzen der Sehnsucht mich in den tiefsten Rhein gestürzt hätte. —

Und noch nicht ein einziges Briefchen hab' ich von Dir! O wär' ich an Deiner Stelle, fauler Freund, und Du an der meinigen, Briefchen wollt' ich Dir schreiben, von welchen Du glauben solltest, daß sie die Göttin der Liebe, wie eine Quintessenz von ihrem Nektar, mir meinem Geiste eingegeben hätte; Aber so muß ich wie ein Flüchtling die Welt durchziehen, und wenn ich auch ein paar Rosen auf meinem Wege finde, so kan — die Nase meiner Seele nur daran naschen; indeß Du bis über die Ohren in glükseeligkeit stecken könntest, wenn Du wolltest —

Wieland, denk' es nur ein mahl — wollte mich zu einem Abbé des päpstlichen Nuntius in Cöln des Comte de Capraja[2]) machen; aber ich schrib ihm, daß alle Götter der Freuden mich davor behüten möchten, daß ich ein Diener eines Dieners des Nachfolgers der Ungeheuer würde, die das menschliche Geschlecht unter der Larve einer menschlichen Gestalt unglükseelig machen wollten und gemacht haben — eines Nachfolgers, der wie eine leidende[3]) elastische Feder immer dahin strebt, wohin seine Vorfahren strebten. Und solte ich Hungers sterben, so will ich niemals einen Schritt wider die Glükseligkeit des menschlichen Geschlechts thun mit Wissen und Vorsatz. (le Comte de Capraja cache son jeu et va devenir Pape.)

Jezt bin ich in Erlangen und Diel muß mir allein statt aller meiner Freunde seyn; wo ich aber auf Ostern seyn werde, weiß ich nicht. Ein gewisser Baron von Münzesheim aus Carlsruhe[4]), mit welchem ich in Frankfurt das Glük hatte bekannt zu werden, gab sich daselbst viele Mühe, mich von dem Hauptmann zu befreyen, dieser aber bat ihn so sehr er konnte, mich noch $^1/_4$tel Jahr bey ihm zu lassen, indem er gewisse Geschäffte hätte, die er ohne mich nicht ausführen könnte; ich mußte also mit ihm reisen; und lebe jezt mit ihm in Erlangen. Man hat mir jezt eine Secretairestelle von 400 Thalern nebst Kost und Quartier angetragen beym Lotto; aber ich mag sie nicht annehmen 1) weil der Ort, wo ich leben soll unter dem 55 Grad der Breite liegt[5]) und 2) weil ich das Lottospiel, als eine Betrügerey hasse.[6]) Auf alle Fälle kan ich meine Zuflucht bey dem Herrn von Münzesheim zu Carlsruhe suchen; ich soll keine Geschäffte bey ihm haben, und in aller Herrlichkeit bey ihm leben können; Wieland hat auch schon derwegen an mich und ihn geschrieben. — Link und Giesberger sind in Wien; Linken ist es diesen Winter schon sehr übel daselbst gegangen; er wartet mit Schmerzen auf die Ankunft Riedels.

Ich übersetze jezt den Compere Mathieu, das beste und schönste Buch für Dich, das Du lesen kanst; es ist aber sehr rar, weil es confiscirt ist[7]).

[1]) Maximiliane La Roche.
[2]) Vgl. Schüddekopf 1, 50.
[3]) Undeutlich; aber kaum anders zu lesen.
[4]) Vgl. Schüddekopf 1, 44. 68.
[5]) Nemlich in Dänemark; vgl. Schüddekopf 1, 51 f.
[6]) Gegen das Lotto äußert sich Heinse auch Schüddekopf 1, 39.
[7]) Vgl. Schüddekopf 1, 224 und im Register.

Desgleichen die discorsi und il Principe vom Machiavell [1]) und das Satyricon vom Petron.[2]) — So bald ich weiß, daß ich Dir O×× d° A×[3]) sicher übersenden kan, so bald sollst Du sie auch haben.

Wenn Du einen unbekannten Aristippischen Weltbürger der Musarion empfehlen kanst, so empfiel mich ihr, vielleicht wag' ich es, ihr und der Gräfin von Wartensleben zu schreiben.

Grüße mir den schönen aufblühenden Bacchus, den allerliebsten Fritz.

Ich bin Dein H.

Meine Adresse ist: Secretaire du Comte de Schmettau
à Erlangen chez Mr. Diel.

Die Briefe bringen über Heinses Leben und Absichten gerade nichts Neues, sind aber doch charakteristisch genug in Inhalt und Ton, um veröffentlicht zu werden; sein Freigeistertum spricht sich hier unverhüllter aus als Gleim gegenüber.

Und dies war es, was die Briefe dem geistlichen Gerichte interessant machte. Die Aeußerungen gegen Pfaffen, Mönchtum und Papsttum, gegen den Katholicismus überhaupt, gegen die Gesetzgebung der geistlichen Länder, gegen die ganze Lage der bischöflichen Unterthanen waren scharf; und es war eine förmliche Absage nicht nur gegen das Christentum, sogar gegen jeden Gottesglauben darin zu lesen; der Briefschreiber ging weiter als der Verfasser des „Katechetling." Hier war nicht nur wieder ein Beweis, mit wie schlechten Freunden der Angeklagte verkehrt hatte; hier glaubte man sogar einer staatsgefährlichen Bewegung auf die Spur zu kommen. Und darum stellte der Richter die für jeden Kenner der Redeweise des Wieland-Gleimschen Kreises köstlich naive Frage: „Da in diesem Briefe der Carthauß zu Coblenz und Mainz gedacht wird, mit dem Wunsch Wieland solle Prior in der Carthauß zu Coblenz werden, und in der Carthauß zu Mainz sollen Musarion mit ihren Charitinnen wohnen, ob denn vielleicht ernstlich an eine saeculariſation gedacht worden?" worauf denn Schwarz antwortet: „Behüte Gott!" die Wielandischen Schriften mit ihren heidnischen Gottheiten hätten nur die Köpfe und die Einbildungskraft der jungen Leute verdorben, „dahero möge wohl dieser Wunsch des Heinse, der ohnehin ein Protestant, entstanden seyn."

So traf die Untersuchung immer wieder auf Wieland, den „Sokrates", wie er in den Briefen der Freunde hieß. Und es war im Verhör auch die Rede von einem „Universitätsorden" der Grazien, der wiederum auf Wielands Lehre zurückweist, dessen Gründung in Schwarz' Abwesenheit von Erfurt vorgefallen sein soll, dessen Großmeister dieser nicht einmal dem Namen nach kennen wollte. Wie freimaurerisch klang das in den

[1]) Vgl. Schüddekopf 1, 45. 48. 54.
[2]) Vgl. ebenda 1, 45, 48. 53.
[3]) Weiß ich nicht zu lösen, wohl der Titel einer konfiszierten Schrift, von der die Freunde gesprochen hatten.

Ohren der geistlichen Herren; und doch war der Orden, falls Wieland irgend ein Teil daran hatte, gewiß gerade dies nicht: denn er war bis ins hohe Alter ein Gegner der Freimaurerei.

Nirgend kamen die Inquisitoren auf eine gegenwärtige Schuld des Gefangenen; nichts war zu greifen, als daß er mit irreligiösen Leuten verkehrt hatte, daß er selbst einige Zeit im Glauben irre geworden war. Das Verhör vom 23. und 26. August 1774 muß mündlich einen besseren Eindruck gemacht haben als in der Aufzeichnung des Actuarius, wo manche Antwort wie die Ausflucht eines gebrochenen Menschen klingt; die Richter glaubten an seine mit Thränen bekundete Reue und erklärten in ihrem Berichte vom 1. September 1774, solche Leute behandle die römische Inquisition sehr sanft; Schwarz sei „unbehutsam zum Schullehrer anhero berufen" worden, sei mit religonslosen Leuten umgegangen und selbst Zweifler geworden, es sei ihm aber nichts übles nachzuweisen, seit er Erfurt verlassen habe. Mehr könne die geistliche Kommission nicht sagen; der Angeklagte sei übrigens in Verwahrung der weltlichen Obrigkeit.

So trug denn der Kurfürst, aber erst am 12. November, dem Hof- und Regierungsrat von Haupt eine weitere Untersuchung auf, da sich ergeben habe, wie sehr der vormalige Schullehrer und Professor Schwarz und andere „wegen einem wider die Religion und Sitten äußerst gefährlichen Betragen gravieret seyen." Die Begründung zeigt, daß man von oben herunter drückte, denn der Kommissionsbeschluß gibt zu so scharfer Anklage keinen Anhalt. Aber der weltliche Richter ließ sich nicht beeinflussen. Er berichtet am 18. Dezember 1774, er sei von Schwarz' Reue überzeugt, und befürwortete deshalb, daß dem Schwarz Schreibmaterial und Licht gewährt werde, auf daß er dem Kurfürsten über sein Vorleben schriftlich berichten könne, befürwortete auch dessen Bitte, seine Frau sprechen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde abgeschlagen! Licht wurde nur im Beisein eines Aufsehers gewährt, der denn auch verhalten war, alles was Schwarz auf das gnädigst bewilligte Papier schrieb, sorgfältig zu sammeln. So entstand eine undatierte, 23 Seiten großen Folioformates füllende Konfession, in der Schwarz die Begründung seines wiedergewonnenen Glaubens darlegt und Rechenschaft über seinen Lebenslauf gibt. Dies Aktenstück und ein weiteres kurzes Gnadengesuch hatten endlich Erfolg.

Am 1. Februar 1775 wurde Schwarz in Ansehung seiner Reue enthaftet. Der Kurfürst befahl aber, daß er vor dem kurfürstlichen geheimen Rat und Weihbischof Behlen noch ein Religionsbekenntnis ablege. Auch wurde sein Angebot, außer Landes zu gehen, abgelehnt, er vielmehr verhalten, er müsse zur Sicherung seiner beharrlichen Besserung im Lande bleiben. Der Kurfürst wolle ihm den künftigen guten

Wandel durch eine ständige Versorgung erleichtern und gewähre darum ein jährliches Gratialgehalt von 400 fl. (also nur 100 fl. weniger als die ehemalige Lehrerbesoldung), wofür er die Arbeiten, die man ihm übertragen werde, nach dem Maße seiner Befähigung willig zu leisten habe, bis eine für ihn schickliche Stelle erledigt sei. Mit dem Auftrag vom 4. Februar 1775, das Generalvikariat habe die Schwarzischen Bücher und Papiere unverweilt verschlossen der geheimen Hofkanzlei einzuschicken, schließt der Prozeß, der einen unschuldigen Mann auf sieben und ein halb Monate in Untersuchungshaft gebracht hatte. Und er schließt gewiß nicht deswegen so überraschend günstig, weil man Schwarz nichts anhaben konnte — das ließ sich auch schon früher erkennen —, sondern weil inzwischen der Sturm gegen die Emmerizianischen Schulen sich gelegt hatte, der neue Kurfürst die Zügel des Regimentes selbst zu führen begann und frömmelnde Nachgiebigkeit gegen die Feinde seines Vorgängers zu zeigen nicht mehr nötig fand: bald bewies sich Carl Friedrich als noch freisinnigerer Herr, denn Emmerich Joseph gewesen war.

Schwarz erhielt eine Stellung als Sekretär am Lehenshofe in Mainz.[1]) Seit dem Herbst 1786 war auch sein einstiger Freund Heinse in den Dienst des Kurfürsten getreten; er, der eine nicht geringe Rolle im Schwarzischen Prozeß gespielt hatte, war Vorleser Karl Friedrichs von Erthal geworden, das deutlichste Zeichen für den Umschwung des Regiments. 1789 und später erschien ein anonymes zweibändiges Werk: „Diether von Isenburg Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil mit dem Bildnisse des Kurfürsten Diethers. Zweiter Theil mit dem Bildnisse des Kurfürsten Adolphs.“ [2]) Verfasser ist Schwarz.[3]) Dem zweiten

[1]) Diese Nachricht und das Todesdatum, sowie den Hinweis auf J. v. Müllers Vorrede verdanke ich der Güte des Herrn Landgerichtsdirektors Dr. K. G. Bockenheimer in Mainz.

[2]) Heinsius nennt als Verlagsort und -zeit: Leipzig, Fleischer 1789; Kayser (unter den Romanen!): „Mainz 1789 (Hermann in Frankfurt a. M.); auch Fr. Fleischer in Leipzig“; Heidenheimer findet in der Mainzer Stadtbibliothek zwei Ausgaben: eine von 1789 Mainz bei Tobias Franz Sartorius, die andere: „Frankfurt am Main, bei Johann Christian Hermann 1792.“ Der erste Band der Mainzer Ausgabe ist nach Heidenheimers Prüfung für die Frankfurter neu gesetzt; der zweite Band erhielt nur ein neues Titelblatt. Am Schlusse des Werkes ist, ohne jeden Bezug zu seinem Inhalt und ohne irgend eine Bemerkung, ein Brief des Trierer Kurfürsten Franz Georg an das Speierer Domkapitel vom 5. Juli 1750 abgedruckt, worin der Kurfürst sich sehr entschieden gegen die Jesuitenschulen ausspricht. Diese an ihrer Stelle ungehörige Publication kann doch nur so erklärt werden, daß Schwarz sich freut, eine geistliche Autorität gegen die ihm einst so gefährlichen Jesuiten und ihre Schulen anführen zu können.

[3]) Bockenheimer, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 5. Heft S. 71: „der als Biograph Diethers von Isenburg zu Ansehen gelangte Professor Heinrich Joseph Schwarz.“

Teile steht eine M. unterzeichnete Vorrede voran, die sich gegen eine in der Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung von 1789 (St. 79) enthaltene Recension des ersten wendet; sie soll von Johannes von Müller herrühren. Dieser stand damals ja auch in Mainzer Diensten, und Wieland und Heinse waren seine Freunde wie die Schwarzens; so lag die Verbindung beider nahe.[1]) Ueber das den Streit zwischen Diether und Adolf von Nassau behandelnde Werk fällt Menzel in der Allgemeinen deutschen Biographie s. v. Diether von Isenburg das bündige Urteil: „eine ganz ungenügende Schrift". — Am 21. Juli 1790 ist Schwarz in Mainz gestorben. —

Die ganze geistliche Untersuchung gegen Schwarz hätte als Beitrag zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens in Wielands Sinn dienen können. Man sieht auch aus ihr, wie heikel Wielands Stellung in Erfurt war; denn dieselben wühlenden Mächte, die bei Emmerich Josephs Ableben auf den Markt stürmten, machinierten fortwährend gegen seine Professur; es begreift sich, wie ängstlich er oft bedachte, was er nach seines kurfürstlichen Schützers Tod zu gefährden haben werde. Hätte ihn Karl August nicht nach Weimar entführt gehabt, so wäre er bei diesem Sturm vom Juni 1774 gewiß nicht unbehelligt geblieben, einem Sturm, der ja auch seinen Fürsprecher, den Minister Groschlag, wegfegte. Der Weimarische Hofrat war davor geborgen, wegen seines Abulfaouaris und seines Cultus heidnischer Götter verfolgt zu werden; den Erfurter Professor hätte es nicht mehr geschützt, daß ihm der verstorbene Kurfürst ausdrücklich die Mönche preis gegeben und ihm nur die Schonung der katholischen Heiligen auferlegt hatte.[2]) Wenn auch Erhard in seinem Actenauszug Wielands Teil am Prozesse allzu bestimmt faßte, so hat er doch richtig gesehen, daß er Wielandianern galt.

Nachtrag zu S. 388. Der Name Abulfaouaris stammt aus den „persianischen Historien" „Tausend und ein Tag" (deutsche Uebersetzung nach Petis de la Croix, Leipzig, Weidmann 1762 S. 647 ff.), woher Wieland auch Namen (und Motive) für den „Goldenen Spiegel" und „Oberon" genommen hat. Abulfaouaris ist „der berühmte Wandersmann" zubenannt; auch der Wielands ist ein Reisender. Beide treffen zu nackten Völkern; in „Tausend und ein Tag" wird einem Nackten

[1]) In J. v. Müllers Briefen finde ich nichts über sein Verhältnis zu Schwarz und dessen Buch. In die „Werke" ist die Vorrede nicht aufgenommen; M[ägis]' Bibliographie ist mir nicht zugänglich.

[2]) Man beachte, daß die bischöfliche Regierung Würzburgs Wielands Schriften in den Buchläden konfiscieren ließ. Siehe F. G. Mayer im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 1892 15, 298 ff.

befohlen sich zu bedecken (S. 676); an anderer Stelle (S. 725) wird erwähnt, daß die aus Tüchern bestehende Fracht eines Schiffes verkauft werde; Wieland spinnt dies aus, Abulfaouaris ein Geschäft machen zu lassen durch die Zufuhr von Tüchern zur Bekleidung der Wilden (Geheime Beyträge 1770 1, 161 und vorher). Abulfaouaris ist in „Tausend und ein Tag" Mohametaner und kann darum die geliebte Feueranbeterin Canzade nicht ehelichen; sie heiratet einen andern und will sich nach dessen Tod verbrennen lassen, entzieht sich aber durch Bestechung des Brahminen den Flammen (S. 722); darnach tritt sie zum Mohametanismus über, um Abulfaouaris' Gattin zu werden. Einen Priesterbetrug wie der Brahmine begeht auch Wielands Abulfaouaris, nur einen andern; er führt die geliebte Mazulipa in die Mysterien seiner Religion ein, wie Canzade die des Geliebten annimmt, und feiert dabei eine Hochzeitsnacht, wie sie dem Gatten der bekehrten Canzade bevorsteht. (Nebenbei: dieser in Goethes „Satyros" aufgenommene Vorgang ist in Wielands „Aspasia", der Geschichte des platonischen Mystagogen Alkehest, vorbereitet). Man sieht, was Wieland aus wenigen Fäden zusammenwebte.

Bürger über Dorette und Molly.

Mitgeteilt von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover.

Noch Berger, der letzte Herausgeber von Bürgers Gedichten, sagt in seinen Anmerkungen zu denselben S. 414: „Bürger hat, soviel wir wissen, in der Zeit seines Brautstandes vom Februar bis November 1774 nur vier Briefe geschrieben." Einen fünften und zwar den ausführlichsten und interessantesten dieser Zeit, welcher sich gegenwärtig im Besitze von Bürgers Urenkel, Herrn Apotheker Mühlenfeld in Hoya, befindet, bin ich in der Lage nach dem Originale mitzuteilen. Eigentlich ist er nur eine Nachschrift zu einem Briefe von Dorette Leonhart an ihre Freundin Caroline Bischoff in Hannover. Von Dorettens Briefe ist nur ein Fragment erhalten, was deswegen zu bedauern ist, weil Bürger sich auf den Brief seiner Braut ausdrücklich bezieht. Immerhin ergeben sich aus dem Fragmente interessante Rückschlüsse auf die Beziehungen der Familien Leonhart und Bürger zu Hannover, weswegen das Fragment hier auch mitgeteilt werden mag.

Eine Bemerkung von fremder Hand zu Bürgers Briefe lautet: „Der vorstehende Brief war an Caroline Bischoff, nachmalige Directorin Köppen." Es ist mir gelungen, im Kopulations-Register der

Neustädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover folgenden Eintrag zu ermitteln: „Den 1. Oct. 1783 wurden copulirt Director bei dem Gymnasium zu Hildesheim Johann Heinrich Just Köppen mit Jungfrau Maria Carolina Charlotte Bischoff." Aus dem Schlusse des Bürgerschen Briefes geht hervor, daß Dorette Leonhart von der Mutter der Caroline Bischoff erzogen ist. Bei den mannigfachen Beziehungen der Leonharts zu Bischoffs und Mackenthuns (worüber ich nächstens in dieser Zeitschrift ausführlicher berichten werde) wird man in der Annahme nicht fehlgreifen, daß Anna, Dorette, und Augusta Leonhart nach dem Tode ihrer Mutter, der Tochter des Landbaumeisters Schädeler zu Hannover († im Jahre 1765), den genannten Familien zu ihrer weiteren Ausbildung bis zur Wiederverheiratung des Amtmanns Leonhart übergeben sind. Wie die Familie Mackenthun, so scheinen auch Bischoffs dem hannoverschen Hofe nahe gestanden zu haben.[1]) Der im Fragment erwähnte Herr Fratz wird in den Taufscheinen der Geschwister Mackenthun als Pate genannt und wie deren Vater als Küchschreiber bezeichnet. Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Sophie Charlotte, war damals Statthalter von Hannover.

Bürgers Vergleichung von Dorette und Augusta Leonhart ist für uns deswegen besonders interessant, weil ihre bekannten, von H. F. L. Mathieu gemalten Porträts ebenfalls aus dem Jahre 1774 stammen.

. . . . . würde es dir nicht geraubt seyn, denn ich finde es keinesweges gut daß es dir entrißen worden, mein Gesicht muß doch woll deiner Aussage wiedersprechen, da man dir so gar mein Bild raubt — doch laß es dir wieder zurückgeben, auf meinen Befehl — hörst du?

Wilst du nun wohl die Gewogenheit haben, mir die Schöne zu melden welche daß Hertz deines kranken Bruders gefeßelt hat? gewiß er ist zu bedauern, doch wird sie ihn genungsam ohne mein Mitleid trösten, mach ihm mein Compl: — nebst Anwünschung einer baldigen Beßerung — der Todesfall des Rechtschaffenen HE: Fratz geht mir sehr nahe, ich liebe seine Gemahlin aufrichtig — und bitte dich ihr so bald du sie siehst, 100 Grüße von mir zu geben melde ihr meinen jetzigen Stand — wilst du? wünsche ihr in meinem Nahmen daß beste Glück, welches ihre mannigfaltigen Leyden so wohl verdient haben. Die Geschichte der Dame bey Printz Carl will ich nächstens weitläufiger beantworten, die armen Verliebten! übrigens küße ich dich hunderttausendmahl — und bin ewig

deine Freundin

D. L . . . . .

Bürgers ausführliche Nachschrift lautet folgendermaßen:

Länger kann ich mich nicht enthalten, die liebenswürdige Freundin meiner Dorette auch einmal anzureden. Werden Sie aber den Ton wohl errathen, meine

---

[1]) Nachträglich erfahre ich aus den Neustädter Kirchenbüchern: Gestorben sind am 2. Februar 1766 der Schloßkantor Heinrich Christoph Bischoff, 54 Jahre alt, und am 4. October 1800 dessen Ehefrau Rosine Elisabeth geb. Herbst, 72 Jahre alt.

wehrteste Demoiselle? Schwehrlich. Ganz gewiß vermuthen Sie den, in welchem man gemeiniglich die Bekanntschaften anlehert. Ganz und gar nicht! Zanken, meine Theüreste, zanken will ich mit Ihnen, als ob wir uns schon seit lieber langer Zeit gekannt hätten.

Was? mein auserwähltes Mädchen so auszuhunzen und meinen Geschmack so verdächtig zu machen? — Das ist ja ganz unverantwortlich! Dafür muß ich Ihnen, ob Sie gleich so liebenswürdig und meines Mädchens liebste Freundin sind, ein wenig die Daumenschrauben ansetzen.

Eitel wäre meine Dorette? Wahrhaftig, Sie und das ganze schöne Geschlecht mags mir verzeyhen! nicht um ein Haar eitler, als alle Töchter Evens sind. Wohlan! Welche sich frey davon sprechen kann, die werfe den ersten Stein auf Doretten!

Aber warum finden Sie sie denn eitel, liebste Moralistin? Weil sie eingesehn und gestanden hat, daß ihr Gesicht sich zu ihrem Vortheil verändert habe? Ich weiß nicht, ob dies für einen hinlänglichen Beweiß der Eitelkeit gelten kann. Denn warum sollte man nicht sein Gutes selbst erkennen und beurtheilen? Daß ich, zum Beyspiel, nicht so dumm und ungeschliffen, als der dummste ungeschliffenste Bauer vom Deister, bin, dies mir zuzugestehen, werden Sie hoffentlich die Güte haben. Sollte ich aber diesen Vorzug nicht ohne Vorwurf und Verdacht der Eitelkeit selbst einsehn und auch gegen Andere gestehen dürfen?

Wenn meine kleine liebe Dorette wirklich so eitel wäre, so hätte sie sich gewiß nicht bey so lachender Gleichgültigkeit unter die Augen sagen laßen, daß sie nur eine mittelmäßige Schöne, Gustchen hergegen das vollkommenste Mädchen von innen und außen unter der Sonne sey. Welch eine bittre Wahrheit für ein wirklich eitles Mädchen! Wie viel tausend möchten nicht lieber sonst was, als gar nicht, oder nur mittelmäßig schön heißen. Aber mein geliebtes Mädchen kann, trotz dem Vorwurf, doch noch mit ihrer Freündin aus fröhlichem Herzen scherzen.

Sollte denn aber Dorette so gar mittelmäßig schön nur seyn? Warten Sie, loses Mädchen, über die weibliche Schönheit muß ich noch ein Wörtchen mit Ihnen sprechen. Ob der Geschmack der Menschen gleich so unendlich unterschieden ist, daß die vollkommenste europäische Schönheit, in China, im Mohrenlande unter den Kalmucken oder den Hottentotten vielleicht für die häßlichste gehalten werden dürfte, so glaube ich doch, daß es allgemeine bestimmte und gründliche Regeln der wahren menschlichen Schönheit gebe. Allein nach diesen Regeln ächter Schönheit geprüft, wird vielleicht kein einziger menschlicher Cörper für vollkommen gelten können. Denn das Gebiet der Schönheit muß nicht allein auf dem Gesicht eingeschränkt seyn, sondern sich über den ganzen Gliederbau bis auf den kleinsten Nagel erstrecken. Nun frägt sich, wenn Dorette und Gustchen neben einander gestellt, jedes Glied von ihnen gemustert und eins gegen das andere verglichen, nach den Regeln der wahren Schönheit geprüft würde, welche von beyden das Uebergewicht behielte. Laßen Sie uns einmal nur mit den wichtigsten Theilen einen kleinen Versuch machen. Gustchen hat blonde, aber nicht die schönsten blonden Haare; sie fallen zu sehr in das blaßgelbe, welches der Blondine ein allzu mattes Ansehn giebt. Sollte dagegen das reine dunkelbraune Haar meiner Dorette nicht den Vorzug behaupten? Wie weit überstrahlt das lebendige, feürige schwärzliche Auge der letzten, den matten Glanz von Gustchens viel zu kleinen blauen Augen! Die Augenbraunen müßen immer etwas lebhaft gefärbt seyn und auf der Haut abstechen. Diese Eigenschaft finden Sie wohl an Doretten; allein Gustchens Augenbraunen sind so blaß, daß man kaum ihr Daseyn bemerket. Gustchens Näßchen[1]) ist freylich viel zierlicher, als das Kalmucken Näschen

[1]) So schreibt Bürger unter die letzte Zeile der betreffenden Seite. Zu Beginn der folgenden Seite schreibt er indeß „Näschen".

meiner Dorette. Allein die Nase ist auch wohl das einzige, worinn Gustchens Gesicht vor Dortchen ihrem den Vorzug behauptet. Dennoch wüste ich aber nicht, daß die Nase meiner Dorette ihr Gesicht verunstaltete. Von dem Munde hat meine Dorette in ihrem Briefe bereits gehandelt. Beyde Gesichter im ganzen betrachtet, hat Dorettens Gesicht viel mehr Leben und Anmuth als Gustchen ihres. Anmuth aber, liebste Mademoiselle, geht oft über alle Schönheit; und die letztere ist, ohne die erste todt, und unfähig zu bezaubern.

Laßen Sie uns weiter herab steigen! Die Busen muß ich wohl überhüpfen, ob ich gleich nicht zweifle, daß Dorette auch bey deren Betrachtug gewinnen würde. Was Arme und Hände betrifft, so kann ich dreüst auf den Ausspruch aller Mahler und Schönheits Kenner mich berufen. Nicht nur vor Gustchen, sondern vor Tausenden ihres Geschlechts muß Dorette hierin den Vorzug behalten. Die wohlgebildeten Füßchen meiner Dorette dürfen sich neben ihren Armen und Händen nicht schämen. Im ganzen hat Gustchen einen sehr feinen und schlanken Wuchs; indessen dürfte Doretten ihrer nicht zu verachten seyn; und es ist eine große Frage: Ob Gustchens Wuchs, da sie noch so jung und in vollem Wachsen begriffen ist, seine jetzige Feinheit und Zierlichkeit behalten werde? Doch hiermit genug, von den Eigenschaften des Cörpers.

Welch eine schöne mit allen liebenswürdigen Tugenden geschmückte Seele besitzt meine Auserwählte? Dreust kann ich es desfals auf den Ausspruch ihrer Freundin, meiner artigen Gegnerin, ankommen laßen. Auch Gustchen hat das beste Herz von der Welt; aber wie eigensinnig und empfindlich ist sie nicht! Wie kann sie sich ereyfern! Wie kann sie maulen! Ich wünsche mir selber Glück, daß meine Geliebte von diesen Fehlern freyer, als viele ihres Geschlechtes, ist. Dorette liebt auch viel zärtlicher als Gustch. Nun endlich an Eigenschaften des Geistes und Verstandes werden Sie, wehrteste Mademoiselle, doch wohl nicht auch Gustchen über Dortchen setzen? Ja! wenn Sie das thäten, so wollte ich mitten im Wort abbrechen und nicht einen Buchstaben weiter schreiben. Es bedarf wohl keines Beweises, daß der Tag, Tag und die Nacht, Nacht sey.

Wie lang ist meine Vertheydigung schon gerathen! Wie lang wird Ihnen, theüerste Demoiselle, die Zeit dabey werden! Indessen! diese kleine Rache haben Sie an meinem Mädchen wohl verdient.

Es thut mir nur leid, daß ich es zu viel auf des lieben Gustchens Unkosten habe vertheydigen müssen. Denn nächst Doretten, liebe ich Gustchen am meisten, und ich muß es Ihnen nur gestehen, daß sie einmal beynahe mein Herz schon weg hatte. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen, aber daß sie liebenswürdiger, als meine Dorette seyn sollte, das kann ich von nun an bis in alle Ewigkeit nicht zugestehn. Genug, wenn ich ihr die zweyte Stelle in meinem Herzen einräume.

Damit mag nun der Zank von meiner Seite geendigt seyn. Meine finstere Zank-Miene erheitert sich, wie ich fühle, und mit freündlicherm Gesicht begrüße ich die theüre verdienstvolle Freundin meiner Geliebten. Mit aufrichtigem Herzen versichere ich Sie meiner ganzen Hochachtung und Freundschaft. Denn alles, was Dorette liebt und schätzet, muß auch ich um so mehr lieben und schätzen als schon an sich die eignen edlen Verdienste des Gegenstandes den gegründetsten Anspruch darauf machen.

Dürfte ich wohl beym Schluß meines sonderbaren Briefes um meine gehorsamste Empfehlung an Ihre würdige Frau Mutter und wehrten HErrn Bruder bitten. Den letztern habe ich hier in Niedeck kennen zu lernen die Ehre gehabt. Wie herzlich wünschte ich der Erstern genug dafür danken zu können, daß Sie mir in meiner Dorette eine so liebenswürdige Gattin erzogen hat!

Mit der größten Hochachtung und Freündschaft habe ich die Ehre beständig zu seyn

Meiner wehrtesten Demoiselle gehorsamster Diener
G. A. Bürger.

Niedeck d. 14ten Jul. 1774.

Die Einführung des Mephistopheles in Goethes Faust.[1]

Von Franz Jostes in Freiburg (Schweiz).

IV.

Der Charakter des Mephistopheles hat vielfachen Anstoß gegeben und ist bald von diesem, bald von jenem Standpunkte aus als nicht einheitlich, bald als zu viel, bald als zu wenig „teufelisch" befunden worden. Fischer[2]) hat noch neuerdings seine Ansicht wieder vorgetragen, daß der Mephistopheles der alten und der neuen Dichtung im Grunde zwei verschiedene Wesen seien und man den ersteren gar nicht „in der Hölle zu suchen" habe. Das ist richtig und nicht richtig; ersteres für den Philosophen, letzteres für den Kenner des Volkslebens und der Volksauffassung. Man mag darüber streiten, ob der Teufel sich im 19. Jahrhundert überhaupt noch auf die Bühne bringen läßt oder nicht, wer es aber zugibt, der wird keinen anderen Weg finden als den, welchen Goethe eingeschlagen hat; ein streng einheitlich gedachter Teufel, sei es nach theologischer, sei es nach philosophischer Vorstellung ist poetisch unbrauchbar, das Publikum würde vor ihm davon laufen, im ersten Falle vor Schrecken, im zweiten vor Langeweile. Auch wenn Goethe den Faust aus einer und derselben Stimmung heraus geschaffen hätte, wäre ein Dualismus in der Natur des Mephistopheles unvermeidlich gewesen: erst durch sie wurde er überhaupt darstellbar. Schon die künstlerisch rohen und kirchlich frommen Dramatiker des Mittelalters sahen sich genötigt dem Teufel seinen eigentlichen Charakter bis auf einen kleinen Rest zu nehmen; sie vermenschlichten ihn fast völlig in der Darstellung und hielten die eigentliche Teufelsnatur nur in der Vorstellung fest. Gewöhnlich ließen sie ihn die unter dem Namen Tin-

---

[1]) Vgl. oben S. 390 ff.

[2]) Goethes Faust. 3. Auflage 2, 243.

tinillus oder Tutevillus[1]) eine komische, oft derb komische Rolle spielen oder behandelten ihn als einen durchaus dummen, zuletzt immer betrogenen Teufel. Sie schlossen sich dabei eng an die Auffassung der Teufel im Volke an, das außer solchen noch andere halb oder sogar ganz menschliche Teufel, und zwar als wirkliche Teufel, als thatsächlich existierend annahm. Allein aus Caesarius von Heisterbach lassen sich ihrer eine ganze Reihe anführen. Da erscheint einer, der für einen Korb Trauben einem Knechte nachts den Weinberg hütet,[2]) ein zweiter findet sein größtes Vergnügen darin einem Ritter treu zu dienen,[3]) andere sind so musikalisch, daß sie vor dem falschen Gesange der Mönche davon laufen,[4]) ja einer läßt sich sogar ohne Gegenwehr von einer Nonne eine Ohrfeige geben.[5]) Um das Jahr 1200 war am Rhein und in Westfalen der Teufel Oliver populär, der nicht nur sehr umgänglich und zuverlässig war, sondern sogar einen Gerechtigkeitssinn bewies, der jedem Richter Ehre gemacht hätte.[6]) Man wird sagen, das alles seien im Grunde keine eigentlichen Teufel, sondern Kobolde, keine bösen christlichen, sondern altgermanische gute Geister. Das sind sie ganz gewiß — für uns! aber für jene Zeit, für das Volk waren es wirkliche Teufel, und selbst in den Augen des Cäsarius ist auch der beste von ihnen „unus ex illis qui cum Lucifero ceciderunt.“[7]) Der Widerspruch in dem Charakter derselben war bei den damaligen Ansichten gar nicht wahrnehmbar, denn auch in der Theologie nahm man verschiedene Stufen unter den Teufeln an, und indem man das that, gab man die Veranlassung sie zu individualisieren und mehr oder weniger zu vermenschlichen. Waren die Teufel einmal nicht alle gleichmäßig absolut böse, dann wurde es schwer die Grenze festzusetzen, bis zu der man bei der Anthropomorphisierung gehen durfte. Man hat sie in der Darstellung dann auch meistens wirklich überschritten. Von den mittelalterlichen Teufeln ist keiner absolut böse, so wenig wie Mephistopheles, und dieser unterscheidet sich von jenen nur dadurch, daß er Züge von dem Charakter der Menschen des 18. Jahrhunderts trägt, während jene von dem Denken und Empfinden des Mittelalters beein-

[1]) Daß er, der auch die verschluckten Silben oder übersprungenen Sätze im Chorgesange der Mönche in einem Sacke sammelt, in den mittelalterlichen Klöstern seinen Ursprung hat, ist bereits von Creizenach bemerkt worden, er kommt indes nicht zuerst bei Jacob von Vitry vor (Creizenach a. a. O. S. 204), sondern schon (ohne Namen) in den Casus Sti. Galli III 42, wo er die Non aufschreibt, welche Notker an dem Tage zu beten unterlassen.

[2]) Dialogus V 43.

[3]) Ebenda V 36.

[4]) Ebenda IV 54.

[5]) Ebenda V 45.

[6]) Ebenda V 4, V 35.

[7]) Ebenda V 36. Vgl. auch Strophe 54 des unten abgedruckten Gedichtes.

flußt ſind. Wenn einmal die Hochflut der philoſophiſchen Behandlungen des Fauſt ſich etwas verlaufen hat und man bei der Darſtellung der Fauſtſage nicht mehr den ausgefahrenen Weg von Simon Magus über Cyprian und Theophilus (die zum Teil mit der Entwickelung der Sage nicht einmal etwas zu thun haben) zum Volksbuche nimmt, ſondern ſich etwas mehr auch in der populär-theologiſchen Literatur des Mittelalters umſieht, dann wird ſich zeigen, wie individuell auch die mittelalterlichen Teufel ſind, und daß ſie ebenſowenig einen einheitlich teufeliſchen Charakter beſitzen wie Mephiſtopheles. Goethe iſt bei der Schaffung derſelben dem Geiſte der Sage durchaus treu geblieben, und darauf kommt es hier lediglich an.

Man mißt überhaupt dem Mittelalter zu wenig und dem 16. Jahrhundert viel zu viel Einfluß auf die Ausbildung der Fauſtſage zu: ſie war in ihrem Weſen wie in den Einzelheiten bereits vorhanden, nur ſcheint es, daß die letzteren in verſchiedenen Gegenden verſchiedenen Perſönlichkeiten zugelegt wurden, und die Geſchichte einer ſolchen Perſönlichkeit niemals ſchriftlich fixiert wurde. Zur Zeit des Cäſarius von Heiſterbach war ein dieſem perſönlich bekannter Prieſter Philipp als Zauberer berühmt; Cäſarius erzählt zwei Zauberſtücke von ihm und teilt auch mit, man glaube, er ſei „procurante magistro et amico suo diabolo“ ermordet worden.[1]) Dieſelbe Todesart wie Fauſt in den Darſtellungen des 16. Jahrhundert ſchrieb ſchon Jahrhunderte früher die Sage dem Ritter Thiemo von Soeſt zu, den der Teufel nachts beim Spiele holte .... tollensque illum per tectum traxit, cujus viscera tegulis retrahentibus miserabiliter excussit. Et quid de ejus corpore factum sit, vel in quem locum illud projecerit, usque hodie tam a filio ejus quam a ceteris qui illum noverant, ignoratur. Mane vero viscerum ejus reliquiae tegulis inhaerentes repertae sunt, et in cimiterio sepultae. Bene diabolus suos ministros in hoc mundo sinit prosperari, quos semper in fine decipit.[2])

Die Art der Verſchreibung iſt mannigfaltig. In den Homilien[3]) erzählt Cäſarius von zwei nach Beſançon gekommenen Zauberern, daß ſie unter der Achſel zwiſchen Haut und Fleiſch Blättchen getragen, die das mit ihrem Blute geſchriebene Homagium enthalten hätten. Ohne dieſelben vermöchten ſie nicht mehr als andere Menſchen. Wahrſcheinlich iſt dieſer mit Blut geſchriebene Pakt in die deutſche Sage erſt ſpäter aufgenommen worden; er war für ein Teufelsbündnis wenigſtens nicht unbedingt erforderlich. Ein junger Adeliger in der Nähe von Floreffe, deſſen Vermögen Turniere und Spielleute aufgezehrt hatten, verſchrieb

[1]) Dialogus V 3.
[2]) Ebenda V 34.
[3]) III 58.

sich auf Rat seines Meiers dem Teufel, wobei er nur einen Handschlag zu leisten und nur „ein Wörtchen" zu sagen hatte: „abrenuntio."[1]) Hier tritt der eigentliche Kern der Faustsage noch sehr deutlich hervor: die Verleugnung des Christentums und die Rückkehr zum Dienste der bei der Taufe verschworenen Götter. Das ist natürlich nur bei einem Christen möglich, die Heiden stehen ja schon durch Geburt im Dienste der Götter (die das Christentum zwar als Teufel erklärte, aber nicht leugnete), und für sie war Gottesdienst, was für den Christen Götzendienst war. Für einen Heiden war ein Bündnis in Folge dessen überflüssig, er brauchte sich nur gewisse Kenntnisse der Religion zu erwerben, um die Götter in seinen Dienst stellen zu können, wie wir das aus der Erzählung von Cyprian sehen. Noch Jahrhunderte nach der Christianisierung waren Teufelsbündnisse dieser Art, eine wenn auch nur zeitweise Zufluchtnahme zu den alten Göttern, natürlich auch praktisch für das Christentum von großer Bedeutung, und eben in diesen Verhältnissen dürfte die Volkssage die Wurzeln ihrer Kraft haben. Zu einem so verstandenen Teufelsbunde war, wie mich dünkt, ein mit Blut beschriebener Pakt nicht erforderlich, es war hinreichend, wenn der Mensch das Homagium so wieder herstellte, wie es bei der Taufe aufgehoben worden war, und dazu reichte das Wort abrenuntio sc. Altissimo hin. So würde die erwähnte Art der Abschwörung gewissermaßen ein Pendant bilden zu dem altsächsischen Taufgelöbnis.

Einzelne Züge der späteren Sage lassen sich auch schon früh nachweisen. Auf die Mantelfahrt das Ritters Gerhard ist schon mehrfach hingewiesen worden.[2]) Ein auffallendes Beispiel für die Zählebigkeit solcher Erzählungen samt ihren Ausschmückungen bildet eine Stelle in der letzten Scene von Simrocks Puppenspiel. Dort sagt Mephistopheles, die Qual der Verdammten sei so groß, daß die armen Seelen eine Leiter von Scheermessern zum Himmel hinaufsteigen würden, wenn sie noch Hoffnung hätten. Ein ähnliches Bild findet sich auch in einigen mittelalterlichen Spielen; es ist aber noch älter, ja geht gewiß noch weit über Cäsarius zurück, bei dem ich es zuerst nachweisen kann. Dort sagt ein Teufel: gäbe es eine feurige Säule von Eisen, die mit den schärfsten Messern und Sägen versehen wäre, ich würde, selbst wenn ich noch im Fleische leiden könnte, bis zum jüngsten Gerichte daran auf und absteigen, könnte ich dadurch zu der Herrlichkeit zurückgelangen, in der ich war.[3]) Es wäre gewiß verfehlt, wenn man bei derartigen Uebereinstimmungen auf diesem Gebiete überall (direkte) Entlehnung annehmen

[1]) Dialogus II 12.
[2]) Ebenda VIII 59.
[3]) Ebenda V 20.

wollte, die Erzählungen und Anschauungen waren dem gesamten Volke gemein; sie pflanzten sich, wie schon Bischof Burchard von den heidnischen Vorstellungen bemerkt hat, „gleichsam durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn fort" und bedurften zum Lebenbleiben nicht der schriftlichen Aufzeichnung. Die Sagensammler des Mittelalters wie Cäsarius, Thomas von Chantimpré, Nider und andere schöpften auch vielfach unmittelbar aus der Volksüberlieferung. Anderseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß diese Sammlungen dann wieder auf die Volkssage zurückgewirkt haben und einzelne Anekdoten durch Prediger u. s. w. eine weitere Verbreitung erlangten. Herolts Discipulus z. B. war beim Beginne des 16. Jahrhunderts eins der bekanntesten Bücher, und Geiler v. Kaisersberg konnte eine Aufforderung seiner Zuhörer zur Aufmerksamkeit mit den Worten begründen: Das findet ihr nicht im Discipulo! Grade Herolt aber hat den Cäsarius wohl gekannt und stark benutzt, und so konnte denn durch ihn wie durch andere Prediger eine im Volksmunde sich stets umgestaltende Sage, auch in einer viel älteren Fassung wieder unter das Volk gelangen und der Faustsage eingegliedert werden, ohne daß der Bearbeiter die Quelle kannte.

Indes betrifft dies immer nur einzelne Züge; von einem organischen Ausbau der Faustsage ist in der mittelalterlichen Literatur nichts wahrzunehmen. Sollten nicht doch wenigstens Ansätze dazu vorhanden gewesen sein? Es dürfte kaum bezweifelt werden können. Wenn wir sehen, daß bereits um das Jahr 1200 eine Anzahl Zauberstücke an die Person des noch nicht lange verstorbenen Priesters Philipp (er war Professor der Magie in Toledo gewesen) geheftet waren und man ihm auch ein vom Teufel verursachtes Ende zuschrieb, so muß man doch sagen, daß damit schon der Faustroman im Prinzip fertig war. Allein zum literarischen Niederschlage ist er nicht gekommen; nur in den Kreisen der Fahrenden dürfte die Sage mit Vorliebe gepflegt worden sein; daß diese sich aber des Stoffes bemächtigten, stellt ein Gedicht außer Frage, das ich hier zum Abdrucke bringen will. Es zeigt zugleich, daß die Entwicklung der Sage im 15. Jahrhundert bereits weiter gediehen war, als man gemeinlich annimmt.

Dasselbe ist enthalten in einem Sammelbande der Nürnberger Stadtbibliothek Cent. VI 43o, der seinen jetzigen Umfang jener gründlichen Neuordnung verdankt, welcher das Katharinenkloster um 1460 seine Bibliothek unterzog. Das Gedicht folgt als letztes Stück einem Lucidarius, alles Vorhergehende ist rein aszetischen Charakters. Die Handschrift gehört also gewiß noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts, die Verderbtheit des Textes an manchen Stellen beweist indes, daß dieser bereits eine ziemliche Anzahl von Händen durchlaufen hatte.

Inhaltlich stellt das Gedicht eine Verbindung der Lucidarius- und Fegfeuer-Literatur mit den Teufelssagen dar und kann so als Vorläufer des Faustbuches gelten. Darin beruht sein Wert; poetisch ist es ganz unbedeutend.

Die Situation, welche das Gedicht voraussetzt, ist diese: Ein Fahrender, der auf einem Jahrmarkte steht, oder von Haus zu Haus zieht, hat den Teufel in Gestalt einer Hummel in ein Glas gebannt und läßt ihn Fragen beantworten.[1]) Zu der dramatischen Gestaltung enthielt schon die dialogische Form des Lucidarius den ersten Keim, die Rollen von „Meister" und „Jünger" brauchten nur auf den „Teufel" und den „Teufelsbanner" übertragen werden. Vielleicht ist das Gedicht mit verteilten Rollen gesungen worden, gewiß mit verschiedenen Stimmen, und insofern war auch Action dabei, als der Teufel in dem verschlossenen Glase vorgezeigt und zum Schluße vor den Augen aller fliegen gelassen wurde. Jedenfalls setzt das Gedicht, auch wenn es rein episch aufgefaßt wird, einen solchen Vorgang als bekannt beim Publikum voraus.

Einen Bund mit dem Teufel geschlossen zu haben, gibt der Zauberer selbstverständlich nicht vor; das Volk, auf dessen Freigebigkeit er spekulierte, wird den »meister in astronomie« schon so wie so etwas bedenklich angesehen haben, und die fromme Miene, die er zeigt, dürfte wohl nur eine wohlbedacht gewählte Maske sein, denn im Grunde setzt ja sein Handwerk einen Bund mit dem Teufel fast notwendig voraus. Vielleicht hat er auch noch andere Saiten auf seinem Instrumente gehabt, und wo das Publikum darnach war, auch anders gespielt und den Teufel auch andere Auskunft geben lassen, welche die Nonnen von St. Katharinen aufzubewahren sich wohl nicht veranlaßt gesehen hätten.

Was die Zuhörer hier vom Teufel erfahren, konnten sie zumeist aus jedem Lucidarius lernen, denn aus einem solchen hat auch er es sich erworben. Auch insofern haben wir hier dieselbe Erscheinung wie im Faustbuche: was der Teufel weiß, war auch damals höchstens in den Augen des untersten Volkes derart, daß es einen Teufelsbund wahrscheinlich machte. Was dieses Spielmannsgedicht an Weisheit und Wissenschaft bringt, ist genau so gut und so schlecht wie die des Faustbuches; der Faust, der alle Höhen und Tiefen ergründen

[1]) Der Teufel in Gestalt einer Hummel oder Fliege war dem Volke (auch Luther) ganz geläufig und das Bannen in Glas ebenso; noch vor 20 Jahren konnte man auf den Jahrmärkten im westlichen Deutschland stets Holländer finden, die im Glase ein „manneken van Amsterdam" prophezeihen ließen. Die in der Schweiz sehr geläufige Redensart „der Teufel (Jesuit) im Gütterli" knüpft an dieses Zauberstück an.

will, muß sich am Ende des 16. Jahrhunderts mit denselben Quisquilien begnügen, wie die Jahrmarktsgäste des 15. Jahrhunderts. Ein Fortschritt ist da nicht zu bemerken, und daß auch kaum eine neue Idee in die Sage hineingekommen ist, zeigt sich hier deutlich genug. Das einzig wirklich Neue des Faustbuches ist der furchtbare Ernst, mit welchem der Teufel und der Teufelsbund behandelt sind.

Der Text ist anscheinend einer bereits vorhandenen Melodie angepaßt, da im Refrain Form und Inhalt nicht im Einklange stehen.

Hy hebt sich an die frag Inastronomia des meisters.

1) Inastronomei ein meister was,
Mite gotes wort bant er den teufel in ein glas,
das er kam in eins humels weisz.
„Nu wil ich dich fragen,
Auff dein warheit soltt du mir endlichen sagen,
das ich muge furbas dein lob gepreisen,
Wie es umb die werelt sei(n) getan
Oder umb das paradeise,
Umb die hell ist dir wol kunt,
Doch soltu mir hie sagen in kurczer stund,
Von end czu ende soltu mirs underweisen."
2) Der tewfel zornicklichen sprach:
„Mit deinem ban tuest du mir laid und ungemach;
Nu west ich gern, was ich dir hye solt suchen,
Das du mich so vil gefragest;
Mich wundert ser, das du so vil da von gesagest,
Nun vindest du es geschriben in den buchern."
Der meister sprach: „Ich hon gehort,
Erfarn vil der wunder,
Der ich mich halber nicht verstan,
Von dir so wil ich ein wor urkunde han,
Idlichs mustu mir sagen hie besunder."
3) Der gaist der sprach: „Du czwingest mich!
Wes du mich frogest, des musz ich unterrichten dich,
Das machstu mit deines bannes czwingen.
Ist das nicht ein seltsam spil?
Wunderlicher wunder waisz ich also vil,
Ich tet dirs kunt, wolstu mich hie enpinden."
Der meister sprach: „des thun ich nicht,
Du wolst mich leicht betrigen,
Du must mir sagen, was du weist!"
Der teufel sprach: „Des bin ich dein betwungner gaist
Mich reuet ser, das ich dir nicht dar ligen:
4) Dy werlt auff wildem wage stat,
Als der ein kugel auff einen see geworfen hott:
Als swebt di werlt alle in des wages flůtte.
Zwelf wasser durch dy werlt gan,
Davon di prunnen iren flusz und ursprung han,
Die kumen der werlt gemeinlich hie zcu gute.

Re. Zcwelf licht, di an dem himel sten
Durch di luffte leuchten:
Als hot das wasser seinen ganck,
Geteilt hy weite und tief und brait und lanck,
Das erdgeruste es alles durchfeuchtet.
5) Dy werlt ist scheublet als ein rat,
Do zwu und sibenczig czungen auf gehauset hat,
Ir ein der andern sprach nicht vornymet;
Der sein czwelf cristenleut,
Das ander Juden, heiden, Thaten, ich bedeut,
Ir ein czu der andern nicht enczimet.
Rep. Mit bergen si uberflossen sein,
Mit tieffen wassern braitte,
Und mochten si czu einander komen,
Vil mang herter streit wurd von in vernomen,
Si stifften mort, raub, prant, grosze herczenleite."
6) „Nun sag mir gaist, wi rechte praite
Das mer sey, des gib mir ein unterschaide,
Dy rechten tyeffen, wo es hab ein ende!"
„Das mer das hot keinen grunt,
Als ich dich hie bescheiden wil in kurczer stund,
Es swebt in luften, merck di red behend.
Re. Das mer ist gancz rechte als ein rinck
Und hat di werlt umbfangen;
Kein man wart ny so wol gelart,
Und kont er fligen so schnell als kein vogel ny wart,
E ers erfur, sein tausent wern vergangen."
7) „Seint das dy werlt auf wildem wage stat,
Und si das mer gar creftiglich umbfangen hatt,
Was hot si dan, das sie nicht entfellet?"
Der tewfel sprach: „das weisz ich wol;
Dy erd ist umb und umb grosser locher vol,
Dar um das mer fleusset und swellet;
Re. Wann es ist umb und umb ein wag,
Und anders nicht dar undir,
Es hot so wunderlichen ganck,
Hin und her an manchen enden ist sein wanck,
Das hot die werlt und gotes crafft besunder.
8) Nu hore, meister, merck mich,
Das mer swebt under luften creftiglich,
Das magstu prüfen pey der sunen glencze:
Wann dy sich pirget unters mer,
Tag und nacht und manig stern, nu nemet ler,
Secht, dort als hie haben si all ir grencze.
Re. Der himel gancz ist als ein ey;
Das sag ich für war, der alle dinck begriffen hot
Mer und werlt und alle dinck dar inne stat;
Wer dar an nicht gelaubt, der ist
Ein tore, ich sag euch's gar an argen list.
9) Dy werlt schon in funferley geteilt ist,
Dy drey stend wuest, die czwey sein wol durchpawet.
Im ersten land isz (!) also heisz,

Das alle dise werlt musz vermeiden disen creisz,
Und allen tirn vor der hicze grauett.
Re. Das ander lant geheissen ist
Dy wuste romeney
Dar in ist wilder tyre vil,
Tracken, leben treiben also hertes spil,
Man hort si laut mit gelphen und mit schreien.
10) Im dritten land ist also kalt,
Dar um regen und ungewitter treibt so grossen gewalt,
Da von sich manches wildes tyr erczurnett.
In den selben land kein feucht (frucht?) nicht stett,
Wann das holcz, da Noe di archen ausz gepawet hat.
Dasselbe holcz von keinem feur verprinnet,
Re. Wann es ist hert recht als ein stein,
Noch vester dan das eysen
Und ligt bis an den jungsten tag,
Kein regen noch ungewitter ihm geschaden kan (mag),
Das wil ich mit der archen wol beweisen.
11) Dy czwei teil wol durchpawet sein,
Dar auff do mag man vinden mancher muter kint,
Sust und so ir antlucz ist gepilt:
Eins kurcz, das ander lanck,
Sneblet, kropfet, auf einen fusz ist etlichs ganck,
Ein iczlich mensch noch seinem land gemildet.
Re. Solt ich euch von den leuten sagen,
Von etlichem gestalt besundert,
So si sein al in dem mer
Oder auf den inseln, wo si got im her bescher,
Allhie bescheid ich euch vil grosze wunder."
12) „Mich iagen umb di sinnen mein,
Wi es umb di wunderlichen wunder mug gesein,
Das di lewt sein so mangerley.
Pey dem ban soltu mir sagen,
Das mich das grosz irsal [grosz] nicht hie umbiagen:
Nun warn der ersten menschen nicht wan czweie,
Re. Ob es von den landen sei,
Das west ich also gerne,
Oder ob si komen ausz dem mer
Oder aus den inseln, wo si got her bescher,
Aus den planeten oder ausz den sternen"!
13) „Mich czwinget ser dein starker pan,
Das ich dir der warheit nicht versweigen kan,
Das machstu mit deiner meisterschefte!
Do Adam gemachet ward,
Do hat in sein meister also wol gelart,
Das er kant wol aller creutter creffte,
Re. Wo sie auf der erden sten oder in dem paradeise.
Er weste auch aller wurcze macht
Und alles gestein, das der himel ye bedacht,
Als got allein kein man ward nye so weise.
14) Do Adam czu seinen tagen kom,
Do het er ein und sechczig kind, als ich vernam,

Derselben kinde waren dreissig degen.
Dy kinder er czusamen bartt,
Do von menschlich geslecht auf erden gemeret ward,
Do beleib der tohter eine unter wegen.
Ro. Si sprach: „liber vater mein,
Wi sol mir das gevallenn?
Wo ist nu der genosse mein,
Der mir hie mit ganczen trewen sol vor sein?“
Der vater sprach: „such fruntschaft czu in allenn!“
15) Er was in ie mit trewen mit,
Vor rechter libe so mocht er si gelassen nit,
Das aller beste er si weiste und auch larte:
Ein wurcz dy sach er vor im stan,
Da von di fraven namen grossen schaden,
Das sich menschlich gestalt da von verkart:
Ro. Ir tohter, liben tohter mein,
Dy wurcz sollt ir vermeiden,
Vor der so sult ir sein behút
Ich sag euch sicherlich, sie ist euch zcu nichte gúte,
Si verkeret euch di frucht zcu grossem laide“!
16) Di tohter sprachen all gemein:
„Der selben wurcz des esz wir sicherlich kein“!
Ir was ein teil si (di) sich des gedachten:
Was mocht mir ein wurcz geschaden,
Oder was si so grosz creffte auf sich geladen?
Wi schir si dy zcu dem munde brochten!
Ro. Do di wurcz verzerett ward,
In also kurczer stunde
Dy kinder dy do wurden geporn,
Menschlich gestalt hatten si zu mol verlorn,
Da wurden wunderliche leute gefunden.
17) Do di kinder zcu der werlt komen,
Grosz leit dy muter an in vornamen,
Si begunden sich vor irem vater schemen.
Je eine zcu der andern sprach:
„Gehorsam haben wir gebrochen, das pringt uns ungemach,
Wi woll wir disen ratt hie fur uns nemen“?
Ro. Dy ein di sprach: „ich weisz ein stein,
Das nymand mag ertrincken“!
Den kinden legten sim in den mund
Und wurfen si all in des tieffen meres grund,
Wann vir liessen si ir zcu podem sincken.
18) Der alle dise werlt erschaffen hot
Und unterwegen nye geliesz sin handgetat,
An allen enden richt er di selben vir;
Er nert si all in des wages flute,
Als sich ein wurm unter einem herten stein tut.
Am virden iar wurden ir sechczehen wunder schir.
Ro. Si merten sich von ior zcu ior,
Idlich par besunder,
Da von das mer ist also vol,

Und kom si herausz, wir músten alle komer dolen.
Secht, do von komen alle merewunder"!
19) „O geist, wolstu nicht zornes pflegen,
Von einer froge wolt ich dich also gerne fregen:
Ich sach ein moler molen an einer wende,
Und was wunderlich getan:
Ein visch, ein vogel, ein tyr, also soltusz verstan,
Und was gepildet noch zweier menschen henden,
Ro. Und ist das in dem mer also,
So ist wunders vil beschaffen."
„Meister, dor noch solt ir nicht frogen,
Dy wunder kund ich das tausent teil halt nicht gesagen,
Und konde ir schreibens mer dann alle pfaffen."
20) „O geist, ich wil dir geben preisz,
Bescheid mich, wi stet es umb das paradeisz:
Ist ymand dar inn, das solt du mir sagen"!
„Ins paradeisz ny mensch kam,
Dann der prophet, den der engel pey dem schopf nam,
Der ander fur auf einem fewrein wagen.
Ro. Do gotes gepot geprochen ward,
Dy weil wert nicht lanng:
Der engel in der sibenden stunde kam
Er slug herausz fraven Eva und auch her Adam,
Ein feurein swert wart in dy porten gehangen.
21) Im paradeise dy propheten seind,
Si leben wol in aller hannde swere pein,
Dy[n] lanngen ior si in grossen freuden swenden.
Es ist war, das ich euch sag:
Si werden noch gemartert vor dem iungsten tag,
Enoch und Elias also hort man sie nennen.
Ro. Der entkrist und sein falscher list
Dy werlt gar betorett;
Er gibt sich ausz fur einen got,
Ich sag euch das, da mit wirt er der leut gespott,
Glaubt mir, sein gelaub der wirt zcustorett.
22) Got [hot] das paradeis gecziret schon hot
Mit manchem edeln tausent baum, der dynnen statt,
Sie pluen schon und tragen frucht in saffe.
Das ir mich froget ein ganczes ior,
Und (ich) euchs sagt, so kundet irs halbes nicht erfarn,
Mit kurczen worten ich es uberraffe.
Ro. Was das nicht ein wunder grosz,
Do Adam das erkant?
Ein wurcz die sach er vor sich stan,
Do von er menschlich sterk und edels leben genam,
Und er sich von der slangen nie gewante.
23) Ein brun schon in dem paradeise stat,
Der fleuset nicht ausz von rechter gúte, di er an im hat
Dem ist wol, der sich da mit beguszet.
Der brun ist warm und do pey kalt,
Und wer sein trincket, der wirt sicher nymmer alt,
Aller ungesunt auch vil gar von in flúszet.

Ro. Der Jordan stet an der statt,
Do der prun entspringet,
Der fleusset funfczehen claftern lanng,
Zcu das wasser verleuset wider seinen gannck,
Das mer all sein flusz verdringet.
24) Ich kan es halbes nicht gesagen,
Mit grozzer zir das paradeis ist uberladen,
Ein edell wasser sich dar um ergússet,
Das ist funfczig meil gar wol erkannt,
Wann er speiset beide leut und auch di lant,
Nur von dem obsz, das ausz dem paradeise fleuset.
Ro. Der sam, der do vellet dor ein
Und auf dem wasser swymmet:
Wem sein wirt ein einigs korn [auf sein zungen]
Der hat den hunger gar verlorn,
Wann er es nur in seinen munde genymet.
25) Es nahet Adam dem ende sein;
Er sprach: „vil liber sun, ich leid gar swere pein:
Thu mir ein deinst, las mich dich hin senden
Al in das frone paradeisz!
Vil liber sun, dar auf leg allen deinen fleisz,
Bring mir das obsz, bisz daran behennde“!
Ro. Er sprach: „mein sun, thustu des nicht,
So mag ich nicht geleben;
Mach dich auf di fart zcu hand“!
Der sun der sprach: „dy reisz di ist mir unbekant.“
Der vater redt: „urkund will ich dir geben.“
26) „Merk, liber [sun], was ich dir sag:
Do uns der tewfel den selben appfell herbag,
Kam mir und deiner muter gar zcu laide.
Den apfel si mir fur trug,
Dor umb uns der engel gar czornicklichen slug;
Do wurden wir von hohen eren vertriben.
Ro. Er slug uns in kurczer frist
Mit seines swertes orte
gar czornichlichen, wo wir sein gegangen,
Da ist es alczu mol verbrant:
Kumstu an das spor, es tregt dich an dy phorten.“
27) Das paradeisz in lúften (lústen?) stat,
Vir hoh perg es creftiglich umb geben hot,
Mit steigen mag es nymand uberlangen;
Vir grune land stozzen dor an,
In dem ein secht man dy durren fusstapfen stan,
Di Eva und Adam haben herausze gegangen.
Ro. Er zette (Her Seth?) kam auf daz spor;
Wy schir er das erkantte,
Der engel im entgegen kam,
Er proht ein grubsz, do Eva hatt gepissen von.
Wi schir er sich von dem engel want,
28) Der engel zcu im sprach zcu hant:
„Nim hin das obsz, noch dem dich dein vatter hat gesant,
Das soltu im in seiner cranckheit bringen;

Dar inn so nim der kerne gawm
O, legs im in den munt, dor ausz so wechst ein edel paum,
Dar nach so mag deinem vater wol gelingen.
Ro. Und wann der paum nun fruchtig wirt,
So gar in hoher mynn,
Wann das geschicht, zcu der selben stund
So wirt dein vater sicherlich gesunt.
Nun merk und hab di red in deinem synne!
29) Do Adams sun kam wider heim,
Er want, er funt den liben vater sein allein.
Er sprach: „auwe, ich pin gewest zcu lang“!
Er daht im laid und gar unwert,
Vor grosem iamer vil er nider zcu der erden,
In den selben dingen was er nohend vergangen.
Ro. „O schoppfer, liber schoppfer mein,
Wie sol ich nu genesen,
Mir ist mein liber vatter tot,
Und hulfen in di grubsz di mir der engel bot,
Villeicht mocht er wider lebendig wesenn!“
30) Der kern er ausz dem grubse nam,
Er legt si seinem vater in den munt, (auch) herren Adam,
Dor ausz sein drey edel eest entsprossen;
Konig Salmon hysz si hawen ab,
Dy zwey zcu einem krucz, das dritt zu einem richterstab,
Dar an hot got sein reines plutt vergossen.
Ro. Pilatus spilt den stab enczwei,
Dar um ein brieff wart gegeben;
Daran Jhesus von Nazareth,
Auf richten si das kreucz fron, do got an laid,
Dar an got starb und gab auf sein leben.“
31) Der meister sprach: „Ich find geschriben
Von einem baum, der sei auf Adams grab becliben,
Der trug ein frucht, di hot uns freud erworben.“
Der tewfel sprach: „das ist, er wuchs Adam durch seinen mund
Vil manches ior, got was di frucht,
Der ist dor an gestorben.
Re. Hor, wi der pawm gepelczet ward,
Der red soltu gedenken,
Der Adam wuchs auf seinem grab,
Zcu einem pawe hiesz in ein konig hawen ab,
Wi man in masz, er wolt sich nye gelencken.
32) „Nun gib mir urlaub zcu diser stund,
Und slusz mir auf des tyfen herten bannes grunt
Und lasz mich vor deinen augen verswinden.“
Der meister sprach: „das wer mir leit,
Du gebst mir dan mit worten vor ein unterscheit,
So wil ich dir den starken pan aufpinden:
Re. Wi ez umb das feur sei getan
Und umb di heissen helle,
Und wi es auch umb den sunder leit,
Der stirbt hie in also kurczer zeit,
So soltu farn zcu andern deinen gesellen.“

33) „Umb die hell ist mir wol kunt,
Wann si ligt zcu ende der werlt und hot keinen grunt,
Si ist one licht, man mocht di vinster greiffen.
Dor inn ist hicz und grosse not,
Der dor ein kompt, der ist ewichlichen tot,
Von grossenn engsten mocht er wol verflissen.
Ro. Si ist oben eng und unten weit,
Als uns di puch beweisen,
Kein perck ward in [ie] so grosz, dick,
Und vil er dar in, er versmůllcz in einem augenplick,
Und wer(t) er hert als stahel und eysen.“
34) „Ist in der hell so grosze not,
Wo komen si alle hin, und di sterben tott
Und alle geben kurczlich auf ir leben?
Komen si in der helle grunt,
Oder leiden si besunder pein? das thu mir hie kunt,
Und wirt in ir sunde dort vergebenn?
Ro. Wann alle di do sterben hie
In also kurczen stunden,
Und den ir end ist beschert,
In wasz fewr wie er gemeinlich fert,
An einen gehen ende wirt funden.“
35) „Wer hie noch gotes hulde wirbt
Und zcu den zeiten in den selben dingen stirbt,
Und wi das in sein zeit hie wirt versprochen,
Vil liber er eins rechten tods genese, (gedenkt)
Wirt er erstochen, erhangen, ertrenckt,
Wes mag er des und wi das im sein tag werden abgesprochen?
Re. Wer got hot lib vor alle ding
Und Mariam di sussen,
Und wil auch von den sunden lan,
Ey, so sych got sein unschuldigs leiden an
Lett in sund in dem fegfewr (h)ie buszen.“
36) „Du sagst mir vil von hellepein,
Mach hie auf erden also heiszes icht gesein,
Und das dem hellefeure müg geleichen“?
„Ich sag das, und ist auch wor,
Wer alle hicz auf erden ior,
Si wer gen jener hicz ein kelt sicherlichen.
Dy hellepein ist also grosz,
Das si nymand mag vollenden;
Wer dar ein kompt pis an den grunt,
Der wirt sicherlichen nymmermer gesunt,
Ein augenplick mag er sich nicht erwenden.
37) Der hie ein haubtsunden leit,
Dem got vor seinem end ein ware bekantnuse geit,
Der selb mensch darf im gedenken nicht laide;
Der rewe und ware peichte tut
Und im gotes leichnam wirt zcu teil, sein tewres plut,
Der selbe von got wirt nymmer mer geschaiden.
R. Und wy der segen wirt gegeben
Aus eines priesters munde:

Die hant legt er im auf den kopf,
All fur di hell strickt er im ein herten knopf
Und weist in das fegfewr zcu der selben stunde.
38) Wer hie der werlt dinen wil
Und auf im hot unrechtes gutes vil
Und doch do pey kein sund wil flihen,
Der ist in wiczen gar betrogen,
Als einer der da bawet auf einen regenbogen:
Wir wollen in di vinstern hellen zihen!
Ro. Wer in der helle wirt begraben
Der hat leides vil an ende;
Das alle werlt fur in bete,
Laup und grasz das stund in engstlicher wat,
Si kunden im sein leid nicht widerwenden.
39) Ich sags euch gar an argen wan:
Auf erden me [wirt?] kein sund ny so clein getan,
Das sol dem sunder sein auch ungerochen! (ungeraten)
Buszt er hie nicht in der zeit,
Di weil das im got ein ware bekantnusze geit,
So müsz er ewicklich prinnen und braten.
Ro. Mich deuch(t) gut, und solt ichs dem raten.
Er solt di kranken werlt aufgeben
Und nem an sich ein heilig leben,
Wann ee das es wurd vil czu spate."
40) O her schopfer und got, durch deine not, (Gesang eines Chores?)
Durch deinen unverdinten tot
Durch dein barmung, durch dein vil tiefe wunden,
O herre, durch dein namen drei,
Got vater, sun, heiliger gaist, wan uns pey!
Hilf uns, das wir an dem besten werden funden!
Das wir gepeichten, pussen hie
Nach weiser priester lere;
Wann das di sel von hinnen fert,
So lasz uns, liber herr, dein hulde sein beschert,
Hilff ir czu rue durch deiner marter ere!
41) Maria, himelkönigin,
Seint das wir all czu mal dein libe kinder sind,
Des zeig uns, frawe,
Dein muterliche trewe und stee uns pey,
Behut uns, edle junckfraw, vor der helle grunt,
Seint das wir alle auf dein genode pawen.
Ro. Wann unser tag nymmer sei
Und sich das leben ende,
So wirb uns, fraue, umb ein geleit,
Deck uber uns den mantel der drivaltigkeit,
Ich bevilh mein sel in dein sneeweise hennde.
42) „Sag mir, umb eins hab ich vernommen,
Wie stet es umb di kint di [nicht] zcu der tauf nicht komen
Und umb die frauen, di do sein der pfaphen"?
„Di haben hi lange zeit;
Pis auf des (den) tag pis got sein jungster gericht geit,
So weisz nymand, wo si got hin wil schaffen.

Ro. Dy messe nymand vergelten mag,
Das sag ich euch fur war;
Welch fraue kompt an di selben stat,
Das man di mesz von ir unterwegen lat,
Di scheidet got von seinem reiche gare.
43) Merk, was ich dir sagen wil,
Der pfaffen der ist in der helle also vil,
Der pischof und der falschen prediger.
Di haben ein wusten romener,
Di hi den leuten tragen pose pilde vor,
Ir pein ist grosz, glaubt mir der mer!
Ir ist auf erden also vil
Der selben gumplpfaffen.
Dy mit frauen der myn pflegen:
Wann si di mesz dar umb lassen unterwegen,
So we in, [wart] das si wurden ie erschaffen!
44) Ein rechter pfaff ist also gut,
Der sich helt stet und ware messe tut,
Der hilffet mancher sel aus heiser pein;
Wann der ist ein liber kneht,
Helt er di priesterschaft in allen dingen recht,
So wol im, das er wart ie kindlein.
Ro. Dy messe und seine gute wort
Di sele ausz hele ziehen,
Gelaubt mir an argen list,
Es wirt nye pessers dann ein reiner priester ist,
Wann alle tewfel müssen vor im flihen."
45) „O geist, ich wil dir urlaub geben,
Bescheid mich hie umb der Juden leben,
Das ir ist so vil der wilden heiden
Umb (und) di sich taufen lan,
Di juden, di sich nemen cristenlich gelauben an."
Der tewfel sprach: „di red ist unterscheiden!
Ro. Ich wais ir aller siten wol,
Da von ich dir wil sagen:
Di Juden haben ein besunder pein,
Ein vinsternusse ist in bereit, da si innen sein,
Man hert si piterlichen iamer clagen.
46) Mich dunckt, si haben keinen trost!
So wen ich das, das ir nie kein ward erlost,
Seit das ist got von seinem tod erstanden.
All umb di grossenn missetat,
Di si haben gegen der meid, di crist gepar,
Dor umb si leben ewicklich in schanden.
Re. Wann alle di, di ir zeit
An tauff vertreiben,
Den dort nymand [nymand] gehelfen mag,
Si müsen leiden pein pis auff den jungsten tag,
Hin noch, weisz ich nicht, wo si beleiben.
47) Hort, meister, der ist gar ein wicht,
Der an sich nympt di tauf und helt den glauben nit,
Dem wer vil weger, er wer ny geporn,

Und gotes muter nicht getraut
Und lebt hie als einer, der auf einen zweifel pawet,
Der selbe ist immer ewicklich verlorn.
Ro. Vil weger plib er vor ein Jud,
Wi wol er dar an tete,
Wann das er nympt an sich di tauf,
Ich sag euch sicherlich, er tut jemerlichen kauf,
Und welcher nicht dar innen beleibt stete.
48) Wann sich ein Jud taufen ladt,
Und der dar inn ein rehten cristen glauben hot,
Und dor inn beleibt stet pis an sein ende,
Der mag sich freuen liber mer,
Er darf im nit leid gedencken dort [nich] umb sein sver,
Sein freud wirt im dort wider wenden.
Ro. Hot er got lib, dy muter sein,
So wirt er schon emphangen,
Ein snelle pein ist im bereit,
Di musz er leiden umb di bosen judischeit,
Und di er vor der tauf begangen."
49) Der meister sprach: „nu sag mir
Di rechten warheit, das ich müg gelauben dir:
Get sonn und mon geleich an end und spere?"
Der tewfel sprach: „das mag nicht gesein,
Di sun gibt durch den virden thron ir schein,
Ein zirkel hot der mann besunder kür.
Ro. Und do uns got herab slug mein, uns teufel all,
Und nyndert kein doben liesz,
Seht, das was Lucifer ein grosser widerdriesz,
Do müst wir durch di siben chore vallen.
50) Dy siben kor sein mir wol kunt,
Ich vil dar durch in der tyefen helle grunt,
Und manig engel wurden mein genossen;
Lucifer in dem neunden chor saz,
In ubertrug nicht sein ubermut, sein boszer has
Er wannt, er wolt got selber haben verstozzen.
Lucifers ubermut got nicht lenger wolt leidenn,
Er slug uns iemerlichen hernider,
Wenn unsz keiner komet nymmermer hinwider
Dy hymel músz wir ewicklich vermeiden.
51) Der gotes chor sein newn genant,
Der was mir also reht wol bekant,
Seint das ich dich sein alles musz bericht.
Dy waren alle engel vol,
Sy lebten also wuncklichen und was in also wol,
Ir het ein teil zcu Lucifer gephlicht.
Ro. Sathanas und Nazsagan
Di gaben in dy ler
Und einer, hiesz sich Múckenwedel,
Der was unsauber und daucht sich dennoch do pey edel,
Er must herab, er kond sich sein nicht erweren.
52) Do got sant Michel vertrug,
Wi das er Luciferum als iemerlichen slug,

Das im die kron lag vor seinen fussen;
Das was Lucifern ein grosz gewalt,
Dar umb ward er swarcz, krump und ungestalt,
Dy sund dy kan er nymmermer büssen."
Ro. Der meister sprach: „di red steet recht
Ich wil si furbas schreibenn
Herunter mich in mein buch.
Umb di thron ist mir ein teil wol kunt,
Des ich dich entricht. Sag furbas geist, du must lenger bleiben."
53) „Ey, wi dich der virbicz umbgeit,
Nun ich dir hie vor zcu vil hab geseit!
Daz macht dein ban, daz ich mit dir muz kosen
Und dir so vil gesagen musz,
Du fragst mich von der scheitteln hinab pis auf den fuesz,
Schreib furbas, meister, mercke eben di glose!
Ro. Wie es hie in der werlt ist gestalt,
Des hon ich dich bescheidenn,
Ja, beide anderswo hie und dort,
All umb und umb dy woltt sein des mers bort,
Do hinder ich nit enweisz pey meinem aide."
54) Der meister sprach: „ich hon gelesen,
Wi das eur vil der tewfel in den luften wesen;
Ist das war, wi sol ich das gelauben?"
„Eya, ein teil di haben trost,
Ir hofnung stet noch, wi si werden erlost,
Dy selben tewfel kein sel nicht berauben.
Ro. Si thun nymand kein ungemach,
Di auf di genod pauhen.
Der selben was ich keiner nicht,
Zcu Lucifer het ich mich also ser verphlicht,
Dor umb ich got darf nymmer mer getrauen."
55) „Nu sag mir, geist, an argen wan,
Wi reht hoch ist es an des obersten himels thron,
Oder wo ist got in seinem reich gesezzen?"
Dem tewfel tet di rede zorn,
Er sprach: „es ward auf erden ny so weisz geborn,
An got allein, der das konde gemessen.
Re. Dy red lasz ich hie unterwegen,
Zcwor du host sein sund,
Nymand do von reden sol!
Was hie geschicht in diser werlt, das weisz ich wol
Umb gotes heimlichkeit ist mir nicht kundt.
56) Nun hor, meister, und merk mich recht,
Di stern sein mit irem schein der sonnen knecht,
Ir glencz dy müssen gehen dem tag verbleichen;
Dye sonn die hot zcu tag phlicht
Der mon und dy sonn und di planeten wider ein ander streichen
Ro. Und dinen got vil schon in seinem reich;
Ir einer gibt dem andern glancz und leucht schon herwider,
Das man der keusch di himel sein,
Dar inn ist got mit seinem wunicklichen schein,
Wer zcu im kompt, der senet sich nicht herwider."

57) Der meister sprach: „du salt mir sagen,
In welchen sachen sich dy himel umbegagen,
Wi vil ir sey, das west ich also gerne,
Wi es umb dy wunder mag gesein,
Das si durch di truben wolkenn geben schein
Und sten an einem thron doch alle sterne.“
Ro. Der tewfel sprach: „das waisz ich wol,
Ich pin dar durch gevallenn,
Der mon zcu aller underst stet,
Di sun mit iren speren am virden himel umbgatt,
Der wage stet an dem newnden tron mit schalle.“
58) Der tewfel sprach: „ich wil dir sagen,
In welchen sachen sich di himel umb iagen:
Ein augenplick so stent si nymmer stille;
Ir einer gibt dem andern glancz,
Si lauffenn wider einander und beleibenn dennoch gancz.
Das hot got wol geschickt noch seinem willen.
Ro. Siben erczt der werlt sein gegeben
Zcu wurken den planeten:
Das erst ist kuppfer und golt,
Silber, eysen, dem sein dy weisen meister holt,
Zcin und pley, das sibent dy mareten. (?)“ etc.
59) „Nun gib mir urlaub und lasz mich farn,
Ich rat dir, du salt dich wol vor mir bewarn,
Grosz ungemach hab ich von deinen schulden,
Und mach mich von den bannen frey,
Ich sag dir sicherlich: mag ich dir komen pey,
Grosz piterkeit mustu von mir duldenn.
Ro. Hutt dich von meiner pruderschafft,
Di warheit ich dir kúnde:
Du host an dir ein bosen sin,
Dein nigroman[te]tey pringt dich do hin
In iamers pein und in der tyfen helle grunde.“
60) Nun habt irs alles wol gehort,
Wi ez in der werlt stet, hie und dort,
Und in dem mer, was wunders ist beschaffenn
Und freuden in dem paradeisz;
Eur zeit di smilzcet hie reht als der snee und eisz.
Ich warn euch hye, ir leihen und ir pfaffen,
Ir huttet euch vor missetat
Und lat euch sunde rewen
Und dinet got hye alle tag,
Mit seiner gútte wil er euch wendenn all eur clag,
Euer grosse freud wil er euch ymmer ewig newen.
61) „Nun hon ich wal von dir vernomen,
Was grosser wunder in die werlt her ist komen:
Var ausz dein bann und pisz von mir entladen!
Du salt farn in ein landt,
Do ny kein mensch auf erden ward in bekant,
Noch keinen soltu nymmermer geschaden.“
Ro. Der tewfel sprach: „das ist mir leit,
Pin ich also verstozzen.

Sol ich nue hab(n) besunder pein,
Vil liber wolt ich dort pey mein gesellenn sein,
Wann ich mich schaiden sol von meinen genossen."
62) Der meister fúrbas zcu im sprach:
„Var ausz dem bann hab lennger leit und ungemach,
Wann ewicklich mustu kumer dolen;
Der frag der hostu mich gewert,
Der ich also lanng hy von dir han begert.
Got geb uns heil, allen gelaubigen seln sein huld!
Und seinen heiligen leichnam herr
Ausz eines priesters hennden."
Rep. Hin fur der tewfel in iamers quall
Uber stok und uber stein, bergg und tal.
Nun hot mein frag in astronomey ein ennde,
Got uns all zcu dem himel sende. Amen. Amen etc.

Et sic est finis etc.

Ernst Moritz Arndts Psychidion.

Von Heinrich Meisner in Berlin.

Ernst Moritz Arndt hat das Glück gehabt, in einer großen Zeit seine Muse in den Dienst des Vaterlands stellen zu können, und Deutschland hat ihm dafür den gebührenden Ehrenpreis gezahlt, indem es ein Jahrhundert lang und hoffentlich noch länger seine Lieder sang und singen wird. Allein grade deswegen, weil seine Vaterlandsgesänge zu Volksliedern im besten Sinn des Wortes geworden sind, geschah es, daß andre Arten seiner Gedichte mehr vergessen wurden, obgleich ihr innerer Wert dem jener nicht nachsteht. Von seinen geistlichen Liedern, die eine Tiefe von Empfindungen eines wahrhaften Christen widerspiegeln, sind nur ganz vereinzelt wenige in die neueren kirchlichen Gesangbücher gekommen; von seinen Liebesliedern sprechen selbst die Biographen des Dichters nicht einmal, so daß deren ästhetische Würdigung und Deutung noch aussteht.

Letztere wäre vielleicht schon eher versucht worden, wenn Arndt nicht grade über sein Liebesleben einen Schleier zu ziehen beliebte, so daß es bisher nicht einmal versucht worden war, die fingierten Namen, unter welchen er seine Liebe besang, zu erklären. Dem Schreiber dieser Zeilen gelang es, die Namen einer Melittion und Furina bestimmten Frauengestalten aus Arndts Kreise zuzuweisen; eine Gruppe seiner prächtigsten Liebeslieder jedoch, welche an eine Psychidion gerichtet sind,

bieten in ihrer Deutung besondere Schwierigkeiten. Dieselben zu lösen, sei in Nachfolgendem der Versuch gemacht.

Nach der Schlacht bei Jena hielt sich Arndt, der seinen ersten Teil des Geistes der Zeit gegen Napoleon und die Franzosen in die Welt hinaus gesandt hatte, selbst in dem schwedischen Pommern nicht mehr für sicher und begab sich nach Stockholm, wo er mit Gneisenau am zweiten Weihnachtsfeiertage 1806 eintraf. Die Stadt war ihm von seinem Aufenthalte 1803 und 1804 her bekannt und barg in ihren Mauern treue Freunde, welche sich seiner annahmen. Dienstlich mit der Uebersetzung des schwedischen Rechtes für Pommern beschäftigt, verbrachte Arndt seine Mußezeit in frohem und anregendem Verkehr. Während er aber in seinen Erinnerungen eine ganze Anzahl von Familien nennt, deren Gastfreundschaft er in dankbarer Erinnerung behielt, verschweigt er sonderbarer Weise den Namen einer derselben, der Familie des Obersten von Helvig, dessen Frau unter dem Namen Amalie von Imhoff als Dichterin besser bekannt ist.

Nur in einem Briefe, welchen Arndt an seine langjährige Freundin Charlotte von Kathen damals aus Stockholm schrieb, erwähnt er Frau Helvig, als „eine liebe und fröhliche deutsche Frau, zart, sprudelnd und natürlich, wie eine Saite klingend in Freude und Leid." Amalie Helvig hingegen hat in ihren Briefen mehrfach des innigen Verkehrs mit Arndt gedacht, der mit Gneisenau ein fast täglicher Theegast in ihrem Hause war, der Gesellschaft daselbst aus seinen Schriften vorlas und mit den Kindern seiner Gastfreunde, besonders mit dem zweijährigen Bror Helvig, weidlich sich herumtummelte. Sie erwähnt in den Briefen an ihren oft auf Dienstreisen abwesenden Gemahl wiederholt Besuche Arndts bis zu dessen Abreise aus Schweden im Juni 1809; es war wohl auch ganz natürlich, daß letzterer sich von der Sphäre, welche die geistig bedeutende Amalie Helvig um sich verbreitete, angezogen fühlte, ja daß er, der für Frauenschönheit sehr Empfängliche, auch von dem Zauber umfangen ward, welchen die Anmut der jungen Frau allerorts erweckte.

Um so auffallender ist es, daß Arndt nicht ein einziges Gedicht einer so bedeutenden Frau zugeeignet hat, während er ihren beiden Schwestern Marianne und Luise von Imhoff solche widmet. Andere Lieder aus der Zeit des Aufenthaltes Arndts in Schweden tragen die Ueberschriften an Elisa und an Psychidion. Unter dem ersten Namen kann nur die Frau des Freiherrn Otto Magnus Munck zu Ebeby am Mälar, Elisa Maria, Tochter des Kommerzienrates Hebbe in Stockholm, gemeint sein, welche seit 1794 mit Arndts treuem Freunde Munck vermählt, damals, 1807, im vierunddreißigsten Lebensjahre stand. Die Lieder Arndts an sie nehmen durch Rhythmus und Inhalt eine ganz besondere Stelle ein; letztere beide erinnern an die philosophischen

Jugendgedichte, in welchen eine schwere Gedankenführung mit logischer Entwicklung von Lebensproblemen die Form in ihrer freien Entfaltung hindert. Wahrscheinlich liegen diesen poetischen Erzeugnissen Arndts Gedanken zu Grunde, welche zwischen ihm und seiner Partnerin in vertieftem Gespräch entwickelt worden waren; ja vielleicht haben wir in einigen Liedern ursprünglich poetische Versuche von Elisa Munck zu erkennen, welche von Arndt umgestaltet oder in neue dichterische Form gebracht worden sind. Nur ein einziges der Elisen-Lieder, ein „Blumengruß an Elisa" aus dem Jahre 1810 bewegt sich in freieren dichterischen Rhythmen und Gedanken; allein dieses Gedicht ist erst ziemlich spät von Arndt auf den Namen Elisas umgetauft worden, da es 1811 noch an eine M. und noch 1843 an eine L. B. gerichtet ist. Unter beiden Buchstabenbezeichnungen ist Lotte Bindemann zu verstehn, die Tochter eines Arztes in Barth, später verehlichte Copin, die Schwester von Arndts Freund Billroth, der er zeitlebens treue Anhänglichkeit bewahrt hat und die er im Jahre 1804 unter den Namen Melittion besang.

Mit der Familie Munck blieb Arndt in regem Verkehr, auch dann noch, als der Freiherr Schweden verlassen mußte, weil er während des Revolutionsjahres dem alten Herrscher treu geblieben und dadurch seine Stellung und einen Teil seiner Einnahmen eingebüßt hatte. Munck, von Arndt als ein Bild altnordischer Treue charakterisiert, „aber wie es treuen Nordmenschen geht, fast zu heftig," lebte nachdem er sein herrlich am Mälar gelegenes Edeby hatte verlassen müssen, in Brandshagen bei Stralsund, und konnte noch 1812 seine feste Treue dem Freunde Arndt beweisen, indem er ihm bei seiner Flucht vor den Franzosen behülflich war. Die Verhältnisse der Munckschen Familie wurden durch die kommende Kriegsnot immer schlechter, der Freiherr starb und seine Wittwe zog nach Karlsruhe, wo sie, von Arndt nie vergessen, noch bis 1840 lebte.

Ein bleibendes Denkmal seiner Verehrung hat Arndt dieser Frau in den „Briefen an Psychidion, oder über weibliche Erziehung" gesetzt, welche, im Jahre 1811 geschrieben, erst 1819 veröffentlicht wurden. Daß diese Briefe wirklich an Elisa Munck gerichtet sind, daß diese also unter dem Namen Psychidion hier zu verstehn ist, geht klar aus dem Inhalte hervor, welcher auf familiäre und örtliche Verhältnisse eingeht, die eben nur auf die Muncks passen. Dadurch wäre nun die Deutung der Psychidion-Episode in Arndts Gedichten leicht gegeben, wenn nicht einige innere Gründe dem gegenüberständen.

Das erste der Psychidion-Lieder fällt in den Herbst 1807, während dessen Helvig, der Gemahl Amaliens von Imhoff, größtenteils in Berufsgeschäften abwesend war. In ihrem Landhause bei Stockholm hatte Amalie einen Kreis um sich versammelt, wie sie ihn für ihre ästhetischen

Unterhaltungen brauchte. Musikvorträge, Vorlesungen, gemeinsame Studien, dichterische Improvisationen wechselten mit Ausflügen, Wasserpartien und ländlichen Festen ab; ein frohes inniges Zusammenhalten Gleichgesinnter und Gleichstrebender, wobei das Herz aufgehn und geben mußte, was es fühlte, in unbeschränktem Austausch der Gedanken. Seit Anfang Oktober war Arndt, von einem Ausflug zurückgekehrt, wieder in Stockholm und hatte gewiß diesen Kreis der Freunde bald aufgesucht. Sein Herz, das leicht empfängliche, fühlte den Pulsschlag Gleichgesinnter, in deren Mitte Amalie als Königin herrschte, und gab sich offen im Liede hin.

Zittre nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Busen selig glühn.
Darf der Himmel neidisch das verdammen,
Wodurch Sonnen sich zu Sonnen ziehn?

Es ist dies die erste Offenbarung jener schwärmerischen Liebesromantik, welche im Leben Arndts später wiederkehrt und sich besonders in seinem Verhältnisse zu Johanna Motherby am Deutlichsten ausprägt. Einer „Laidion" widmete er dieses Lied, und bald folgten neue, die nicht einmal alle in die spätere Sammlung der Gedichte Arndts aufgenommen worden sind. Andere fingierte Namen treten in den Ueberschriften auf, eine Mellina, eine Mathildis und daneben der Name der Psychidion; aber alle diese Lieder gehören ein und derselben Liebesepisode an, welche man in ihrer Entwicklung verfolgen kann. Das frohe Aufjauchzen der Liebe, die Wehmut und das ernste Denken an die Zukunft, Begleitlieder zu kleinen Geschenken, Geburtstagsgrüße, dichterische Gestaltung eines von der Geliebten geforderten Wahlspruches, dann die Wonne, sich erhört zu sehn, und endlich ein jäher Sturz aus der Seligkeit, ein Abschied voll Trauer und süße Nachklänge des genossenen Glückes, — dieses alles finden wir in den Liebesliedern wieder, welche Arndt in den Jahren 1807 bis 1809 während seines Aufenthaltes in Schweden dichtete. Neben ihnen gehn scharf getrennt die Freundschaftslieder für Elisa Munck, Marianne und Luise von Imhoff und für Maria Nestius, deren Vornamen der Dichter nicht verbirgt. So klar es nun ist, daß den erwähnten Liebesliedern eine wirkliche Herzensneigung Arndts zu Grunde liegt, so undenkbar ist es, daß letzterer neben seinem vertrauten Verkehr in den Familien Munck und Helvig, wie er oben geschildert ist, ein Liebesverhältnis gehabt hat, welches er so zu hüten wußte, daß wirklich nichts in die Oeffentlichkeit drang, so daß also Amalie Imhoff in ihren Briefen an alle Welt nichts ausplaudern konnte. Sie, die Vielgefeierte, ahnte wohl, daß die stille schwärmerische Neigung des Dichters ihr selbst galt und ließ sie sich, wie die Huldigung so vieler andern, wohl gefallen, da sie nur ihrem

eigenen feinen Gefühl merkbar ward. Ja Amalie hat vielleicht sogar absichtlich, um ihrer beider äußerliche Stellung zu kennzeichnen, den guten treuen Arndt manchmal zum Gegenstande leichter Neckereien gemacht, die aber die geistige Zusammengehörigkeit nicht beeinflussen konnten. Es wird erzählt, daß Arndt einst in dem Helvigschen Freundeskreise seinen „Geist der Zeit" vorlas und dabei im Feuer der Begeisterung so heftig gestikulierte, daß die Bank, auf welcher er mit einer Anzahl seiner Zuhörer saß, auseinander brach und die darauf Sitzenden an den Boden warf. Da habe Amalie ausgerufen: „Der Geist der Zeit ist zu Falle gekommen, möchten wir sein Aufstehen erleben!" Nicht bloß gesellige Unterhaltungen und Freuden verbanden den Dichter mit der geistreichen Frau, sondern es finden sich Spuren gemeinsamer ernster Studien beider. Amaliens Vorliebe für Erforschung alter Sagen und Volkslieder, die sie später in dem Taschenbuch der Sagen und in einer Sammlung schwedischer Volkslieder zusammenfaßte, weckte den gleichen Sinn bei Arndt, der aus seiner Jugendzeit herrliche Märchen aus Rügen niedergeschrieben besaß und nun zu erneutem Sammelfleiß, ja wohl auch zu Uebersetzungen aus dem Schwedischen sich um so lieber bewegen ließ, als er eine verständige Zuhörerin, Beurteilerin und Lehrerin in ein und derselben Person besaß. Es ist vielleicht möglich, den Einfluß Amaliens auf Arndt noch über die Studien der volkstümlichen Literatur in Schweden hinaus zu verfolgen.

Die Dramen, welche Arndt geschrieben hat, sind beide während seines Aufenthaltes in Schweden 1808 bis 1809 entstanden. Das erste derselben, „Die Geister im Walde", fällt mit seinen Elfen, Berg- und Seegeistern, mit seiner Waldromantik und Liebeslust ganz in den Ideenkreis, welchen Amalie Imhoff um sich verbreitete.

Aus diesem Kreise heraus wurde Arndt durch politische Verhältnisse gerissen. Hauptsächlich die Thronänderung in Schweden, wo an Stelle des franzosenfeindlichen König Gustav IV. dessen Oheim Karl XIII. zur Regierung kam, machte Arndts Stellung in diesem Lande unhaltbar. Da er sich heimlich von Spionen Napoleons umgeben glaubte, rüstete er zur Abreise und gelangte, während man ihn auf der Fahrt nach England glaubte, Ende Sommer 1809 nach seiner alten Heimat Pommern. Und der Abschied von Psychidion? Kein Wort in den Lebenserinnerungen und in den Briefen Arndts giebt nähere Kunde davon; nur in seinen Gedichten, aber auch in denen, die er nicht mehr später anerkennen wollte und aus der Sammlung ausschied, webt das Andenken an eine herrliche Liebe sich weiter.

In einer „Erinnerung an Psychidion" singt der Liebende noch:

Was blickst du sehnend so zurück?
Der Tag, er geht geschwind,

Und Menschenleben, Menschenglück
Verwehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen ist
Und die Erinnrung kömmt,
Wie alles dann so freundlich ist,
Was jetzt das Herz beklemmt!

Und nicht lange darauf klingt es, als ob ein tiefer Schmerz die Liebenden für immer getrennt habe:

Und Du konntest den Gott vernichten, den du geschaffen?
Das mir brannte in dir, löschen das liebliche Licht?
— — — — — — — — — — — — — — —
O ich verdamme dich nicht, ich will der Geliebten nicht fluchen,
Andre, Mächtige, sind, welche mich rächen an dir:
Die Erinnrung, die still und trauernd die Blumen zur Erde
Schüttet, die einst in den Schooß wir ihr in Wonne gelegt;
Auch die Reue, die mahnt — denn wahrlich, so liebet kein Mann dich
Wieder, Mathildis, als ich, hat kein Mann dich geliebt."

Solch innigen Tönen liegt ein wahrer Seelenschmerz zu Grunde, eine wahre Trennung von einer Geliebten, seiner Psychidion.

Will man nun Amalie Imhoffs und Arndts Beziehungen weiter verfolgen, so findet sich nach der Abreise Arndts kein einziger Brief, keine einzige Erwähnung, kein Wiedersehn mehr, sondern sogar ein geflissentliches Meiden. Denn als Amalie Imhoff im Mai 1810 auch Schweden verließ, um ihre nach der Geburt eines Sohnes angegriffene Gesundheit in Deutschland wieder herzustellen, hat sie, wie es eigentlich natürlich gewesen wäre, die Hülfe des reisekundigen Arndt nicht in Anspruch genommen, ja sogar ihn, der damals in Greifswald war, während ihres Aufenthaltes in Stralsund und ihrer Weiterreise über Loitz, welches nur etwa vier Meilen von Greifswald entfernt ist, gar nicht gesehen, während vielleicht sogar der bessere Weg sie über Greifswald selbst geführt haben würde. Auch später wäre eine Begegnung Arndts und Amaliens möglich gewesen, als ersterer im September 1817 die Vermählung mit Nanna Schleiermacher in Berlin feierte, wohin in demselben Monate Frau von Helvig aus Dresden zurückkehrte. Noch befremdlicher aber ist, daß Gneisenau in seinen Briefen an Amalie, die beinahe vollständig vorliegen, nicht mit einer Silbe Arndts erwähnt, trotzdem beide Männer in Amaliens Hause in Stockholm die treuesten Besucher gewesen und nachmals in freundschaftlichen Beziehungen geblieben waren. Nur Helvig, der seitdem als General in preußische Dienste getreten war, hat im Jahre 1822 von Engers aus, wohin ihn eine Dienstreise gerufen, Arndt in Bonn besucht, den er sehr gealtert, aber von einer angenehmen Frau gepflegt und durch nette Kinder erheitert fand. Amalie, welche ihrem Manne nach Engers

folgte und den ganzen Sommer dort zubrachte, hat trotz alledem die Beziehungen zu ihrem einstigen Freunde Arndt nicht wieder aufgenommen.

Dieses absichtliche Meiden deutet wohl ziemlich sicher auf einen Bruch der früheren Freundschaft beider hin, und da von keiner Seite ein besonderes Ereigniß als Grund dafür bezeichnet wird, muß eine innere Ursache vorhanden gewesen sein, als welche wir eine Herzensneigung mit ihrem Glück und ihrem Leid annehmen dürfen. Um nach dem Abbrechen jeglicher Beziehungen auch die letzte Spur seiner Liebe zu Amalie Imhoff für Mit- und Nachwelt zu verwischen, hat Arndt den Namen, unter welchem er vorwiegend gern die Geliebte einst gefeiert, auf eine andere Frau später übertragen, welche ihm, wenn auch nicht die Treue der Liebe, so doch die Treue der Freundschaft zeitlebens gehalten hat, auf Elisa Munck. Ihr widmete er im Jahre 1819 unter dem Titel der Briefe an Psychidion die Ansichten über weibliche Erziehung, welche ihre Entstehung dem Umgang mit dieser stillen, denkenden Frau in Schweden während derselben Zeit verdanken, in welcher er das Feuer der Liebe für Amalie Imhoff im Innersten seines Herzens glühen fühlte. So ist aus Amalie-Psychidion Elisa-Psychidion geworden.

Miscellen.

Zwei geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts.

I. Es ist eyn gens glauben.

1. Praeterire hic silentio non possum in gratiam nostratium ac praesertim Vindelicorum, si quibus ea res forte ignoratur, Bohemis sua lingua anserem dici Huß. Atque inde ex Joanne Haeresiarcha apud Bohemos, qui patrum memoria cognomento dicebatur Hus, quandocunque hodie vulgus Vindelicorum ac nationum circumiacentium vult aliquid dicere falsum, vanum sive etiam suspiciosum, inquit: Es ist eyn gens glauben. Quod valet: est fides anserina, quasi dicas *Hussitica*. Adeo eam haeresin nostra natio habuit invisam & abominabilem.

Wolfgang Hunger,[1]) Linguae Germanicae Vindicatio (1586), P. 6.

2. Es ist ein Gansglauben. Fides Hussitica, anserina. Bohemi enim anserem Hus vocant.

Henisch, Thesaurus, Sp. 1348 (1616).[2])

1) Geboren 1511 zu Wasserburg (östlich von München am Inn), Professor des Rechts in Ingolstadt (1540—1548), † 1555 als Kanzler des Hochstifts Freising. Die Vindicatio edierte Hungers gleichnamiger Sohn. — Die Stelle ist bei Schmeller 1, 925, ganz unvollständig freilich, angezogen.

2) Seine Quelle (Hunger natürlich) hat er nicht angegeben; Sp. 1349 steht „Gänsglaube. Pr. & col. 383 (?)". Bei Grimm 4, 1270 wird nur Henisch erwähnt. — Henisch (und daher Grimm) giebt auch noch anderes aus Hunger, ohne ihn zu nennen.

Hungers Angabe über die damalige Verwendung der Redensart ist ein wertvolles Zeugnis für deren Alter und Verbreitung. Noch um 1700 ist sie nachweisbar. Eine Beziehung auf Huß ist völlig ausgeschlossen; sie ist vielmehr erst von dem bayerischen Juristen und Dichter, der alles etymologisch zu erklären unternimmt (siehe meine Einleitung zu den „Uebersetzungen griechischer Epigramme") frei erfunden.

II. Du muſt in den ring.

Ring pro quovis circulo atque adeo & hominum turba in coronae formam consistentium[1]) toti Germaniae notum et usurpatum est. *Inde* abhinc annis fere quindecim[2]) tumultu servili inter agricolas *Suevorum Francorumque* coepit quodam modo proverbialiter dici: du muſt in den ring, id est, oportet te ingredi circulum sive coronam, cum vellent significare: et tibi capitis supplicium subeundum est. Quia iam cognitum ac vulgatum erat non nisi authores et coryphaeos eius belli captos in militum coronam protrahi ac protractos citra ullam causae dictionem capite multari.

Hunger, ebendort, Q 8.

Berlin. M. Rubenſohn.

Drei epiſogiſche Witze.[3])

I.

Clarissimo viro domino Bonifacio Amorbachio, V. J. doctori celeberrimo etc. amico dulcissimo.

Salve frater! Bene habet, quod adhuc vivis; verebar te mortuum, id quod novissimis ad te literis scripsi (IV. Non. Dec. 1526), quae tamen, ut video, te non contigerunt ..... Quod tu recipis adfuturum te ad festa natalia, solita est spei assentatio: saepe venis, & venis tamen numquam. Verba bona sunt, ſprach der Tufel, do warf er ein Pſalter die Steg ab.[4]) Praesta aliquando, quod amico polliceris; ne advocatus mentiendo prius esse incipias, quam practicando .....

Ex Friburgo. Vigilia Concept. Mariae, anno &C.XXVI.

Tuus Zasius.

(Udalrici Zasii J. C. Friburgensis epistolae; collegit J. A. Rieggerus. Ulm 1774. II. Ad Bonif. Amorbachium J. C. Basileensem, p. 162).[5])

---

1) Vergleiche Grimm VIII unter Ring.

2) Die Stelle ist also um 1540 geschrieben.

3) Witze, „in denen irgend einem Ausspruche die Person, von der, und die Situation, in der er gethan wurde, hinzugefügt, und dadurch diesem ein neuer, überraschender und meist komisch wirkender Sinn verliehen wird" G. Bürger, Hermes 27 (1892), 359.

4) Steg = Stiege, Treppe; der Accusativ ist adverbial zu fassen (vergleiche das schweizerische de Rhin, de Baum ab).

5) Ueber Lehrer und Schüler vergleiche die ausführliche Darstellung Stintzings, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, S. 155 bis S. 209. — Deutsche Wendungen finden sich sehr selten in Zasius' Briefe eingestreut; hier will er natürlich den Volkswitz wörtlich wiedergeben. An einer anderen (übrigens längst beachteten) Stelle verwendet er das heimische Idiom, um seiner Empörung über des Oecolampadius Bestrebungen einen möglichst drastischen Ausdruck zu geben: „Wolte Got, daß ich den schelmischen, mörderschen, tüfelschen Beswicht Oecolumpenman mit min henden zerrißen solt: also ist mir sin „opus doctum, disertum, elaboratum." (13. Cal. Sept. 1526).

II.

a) Monstra vocabulorum & carcinomata irrepunt occulte, ad quae genuinus aliquis Germanus quandoque vix indignationem, quandoque nauseam vix tenet ..... Jam a Latinis, jam Gallis, Hispanis etiam ac Italis mutuamur, quod domi nascitur longe elegantius. Vidi quoque, qui ne a Graecis quidem se abstineret. Talis illa vox, quae sine risu non excipiebatur: Jungfraw, ſie muß auch das *τὸ πρέπον* (decorum) observiren. En cor Zenodoti, en jecur Cratetis!

Martin Opitz, Aristarchus (1618), S. 93 (Witkowski).

b) Man mus hier das *τὸ πρέπον* observiren, ſagte jener Schoßhans zu ſeiner Liebſten, die es von dem Topffbrete verſtand.

Andreas Tſcherning, Lob des Weingottes (Roſtock, 1636), Außlegung von Z. 193 „das mittelmaß iſt gut.“[1])

III.

„Vil geſchrey vnd wenig woll, ſprach der Teuffel, da er — die ſaw beſchor.“

Jo. Thuilius, Mariaemontanus Tirol.: Andreae Alciati Emblemata cum commentariis (Padua, 1621), S. 22.[2])

Berlin. M. Rubenſohn.

---

1) In ſeinen „Frülling Deutſcher Getichte“ (Breslau 1642, S. 104) wagte es Tſcherning nicht, jene burſchikoſe Bemerkung aufzunehmen. Sein Gönner und Landsmann Opitz hatte offenbar dieſelbe Quelle (Schwankbuch?) benutzt, aber den Witz ſelbſt unterdrückt oder als bekannt vorausgeſetzt (jetzt verſteht man erſt „non sine risu“). Die Parecheſe (*τοπ* = Top, *πρεπ* = bret) und die vorauszuſetzende Situation bedarf, denke ich, keiner weiteren Erklärung.

2) Thuilius, der Profeſſor der Humaniora in Freiburg und von 1623 ab in Padua war (geſtorben 1630), hatte „in ſeiner Jugend einen Ackersmann auf ſeines Vaterr Gütern abgeben ſollen“. Deutſche Wendungen verwendet dieſer Zeitgenoſſe Zinkgrefs mit Vorliebe „zur Erheiterung ſeiner Leſer“.

Recensionen und Referate.

Hirzel R., Der Dialog. S. Hirzel, Leipzig 1895, 2 Bände. 16 M.

Für eine literaturhistorische Monographie läßt sich kaum ein Thema erdenken, das dankbarer zugleich und schwieriger wäre als der Versuch, die Entwickelung des Dialogs durch die Weltliteratur zu verfolgen. Nach allen Seiten ergeben sich Beziehungen und Verzweigungen, zum Drama wie zum Roman, zur Geschichte der „Gesellschaft" wie zu der der großen Probleme.

Glücklicherweise ist die große Aufgabe diesmal einem Würdigen in die Hand gefallen. Wir haben so eine Biographie des Dialogs erhalten, die für die allgemeine Literaturgeschichte von allergrößter Bedeutung, aber auch für jede einzelne Literaturgeschichte fruchtbar und aufschlußreich ist.

Vor allem imponiert die ungeheuere Belesenheit des Autors. Klassischer Philolog und in allen Einzelfragen der antiken Literatur zu Hause, verfügt Hirzel gleichzeitig über eine sichere Kenntnis fast aller neueren Literaturen, die ihm überall lehrreiche Analogien reicht. Es soll nicht geleugnet werden, daß besonders im ersten Band auch recht gezwungene Parallelen vorkommen, so (1, 91) die schiefe Zusammenstellung von Albrecht v. Haller mit Livius Andronicus. Wenn Kritias ein Romantiker war (1, 96 Anmerkung 1), so kann man ihn schwerlich mit Macchiavell (1, 64) vergleichen; Nietzsche darf wohl kaum „ein moderner Kyniker" heißen (2, 251 Anmerkung 4) und Schleiermacher ist von F. Schlegel ganz anders abhängig als Niebuhr von Perizonius (1, 48 Anmerkung 2). Gelegentlich begibt sich auch wohl Hirzel aus lauter Lust am Citieren allzusehr des eigenen Urteils, wie wenn er nur O. Ludwig und Kuno Fischer zu liebe (2, 267 Anmerkung 4—5) das Verhältnis zwischen Monolog und Dialog im Drama dem im Leben entgegengesetzt sein läßt. Unendlich viel häufiger sind aber seine Analogien und Citate überraschend sicher und überzeugend. Ich nenne nur als Beispiele die Vergleichung der epikureischen Propaganda mit der Thätigkeit der Apostel (1, 356), die der Entwickelung des sokratischen Dialogs zur Menippischen Satire mit dem Herabgang von Lessing zu Börne (1, 380), die Mimen und Gozzi (1, 437), Horaz und Lessing (2, 14), die beiden Flügel der Kyniker und der Hegelianer (2, 93 Anmerkung); oder den hübschen Satz: „Wie Voltaire und Heinrich Heine behandelte Lucian die Philosophie belletristisch" (2, 328).

Auffallend, aber bei einem deutschen Gelehrten doch begreiflich ist es, daß der in englischer und französischer Dialogliteratur so bewanderte Verfasser am ersten noch — in der deutschen Lücken der Kenntnis zeigt. Wundert man sich schon, neben Aspasia und Ninon de l'Enclos (1,81) nicht wenigstens Caroline als weibliches Orakel genannt zu finden, sind Hirzels Behauptungen über Goethes Stellung zum Dialog (1,89; 2,425) schon entschieden anfechtbar, so ist die mittelhochdeutsche Literatur (2,383 f.) vollends stiefmütterlich behandelt. Von der Blüte des Zwiegespräches im „Wechsel" der Minnesinger, von den Streitgedichten der Lyriker und den Minnedialogen der Epiker erfährt man nichts und ein aus Jena datiertes Buch verschweigt den Wartburgkrieg so gut wie die altnordischen und angelsächsischen gereimten Dialoge! Auch in der neuhochdeutschen Literatur sind Prachtstücke wie Kleists Katechismus übergangen; und mit Befremden sieht man (1, 52) als „die beiden Classiker unter den modernen Pamphletisten" nicht Courier und Görres, sondern Courier und — Niebuhr genannt. Es ist auch nicht ganz richtig, daß die schöne Tenzone zwischen Uhland und Rückert vereinzelt geblieben sei (1, 19); neben dem allerdings nicht von den drei Kämpfern selbst verfaßten Wettgesang zwischen Kugler, Simrock und Wackernagel wäre an die Liederbeantwortungen zu erinnern, wie sie z. B. Gottfried Keller auf Justinus Kerners Dampfgedicht oder Herwegh auf Freiligraths Ablehnung der „Partei" verfaßt hat. — Von den Engländern scheint Hirzel nur den durch Brandes herrlich charakterisierten Landor zu wenig zu kennen, denn dieser kommt (2, 406 Anmerkung) doch zu kurz fort (1, 203 vermißt man seinen Namen ganz).

Wir haben diese Ausstellungen vorangeschickt, um nun ohne jede weitere Reserve unsere volle Bewunderung ausdrücken zu können. Ist Hirzel auch in der Geschichte, Analyse und Deutung des antiken Dialogs — wie es sich gebührt — weitaus am ausführlichsten, so fällt doch reiches Licht auf die Natur des Zwiegespräches überhaupt. Die Vorbedingungen des Dialogs im wirklichen Gespräch (2, 442) und im juristischen Ausfragen (1, 78), die Arten seiner Aufzeichnung (1, 351), typische Züge wie die (von Hirzel vielleicht doch überschätzte) Neigung zum Anachronismus (1, 468. 491. 511. 519) und zum *σπουδογέλοιον* (1, 365; 2, 7 u. ö.), die typische Entwicklung von der begründeten Form zur Schablone (1, 308), das Verhältnis zur Komödie (1, 182) und zum Drama überhaupt (1, 199. 294), zum Brief (1, 304. 354 u. ö.), zum Monolog (1, 7. 446), zur Novelle (2, 153) und zum Roman (2, 41) sowie zum Essay (1, 243) werden in ebenso scharfsinniger wie ergiebiger Weise beleuchtet. Beständig achtet Hirzel nicht bloß auf den Inhalt, sondern ebenso gut auf die Form: auf die Scenerie der Dialoge (1, 197 f.), wonach er z. B. die „Villendialoge" (1, 430 f. 2, 352), die „Badedialoge" (2, 226) und die „Tempeldialoge" (2, 359) als charakteristische Gattungen aushebt; auf das Ausgehen vom Gelegentlichen als Wurzel des echten Dialogs (1, 245) und auf effektvolle Schlüsse (1, 534); er schildert die absichtliche „Nachahmung"

in Platons Dialogen (1, 249) und charakterisiert die unbewußte Abspiegelung des Lebens in der Haltung der Zwiegespräche (1, 550). Neben solchen allgemeinen Fragen kommen aber die individuellen voll zu ihrem Recht. Da treten Platon, Lucian (2, 269 f.), Augustin (2, 376 f.) und besonders anschaulich Dion (2, 88) vor unser Auge; der Dialog des Platon wird mit dem des Aristoteles verglichen (1, 297), der griechische mit dem römischen (1, 491) die Symposien (1, 15. 359) und Disputationen (2, 42) verschiedener Zeiten werden neben einander gestellt. Poetische und historische Darstellung werden (2, 155) abgewogen, die Bedeutung der Titulaturen im neueren Gespräch (2, 420) und des französischen „plaisir d'interrompre" (2, 428) finden ihren Platz. Wir sehen an den Typen des Alexander und Diogenes (2, 75) einen psychologischen Gegensatz von ewiger Bedeutung auftauchen und durch die Weltliteratur wandern. Tief greifen auch die Betrachtungen über die Selbstbeschauung in der Literatur (2, 264) und vor allem in dem groß angelegten Rückblick (2, 438 f.) die Auseinandersetzungen über den Charakter der Blütezeiten des Dialogs, über das, was Sophisten, Humanisten und Aufklärern (2, 447) gemein sei. Ganze unserer deutschen Lektüre fast verlorene Gebiete hat Hirzel gleichsam neu entdeckt. Den englischen Dialog, den er so begeistert hervorhebt, daß er Berkeley (S. 404) mit Platon vergleicht, wird man auch in Deutschland wieder anfangen müssen zu lesen; und ebenso Diderots prächtigen „Jacques le fataliste" (S. 2, 415), obwohl man stutzig wird, wenn man sowohl Diderot (2, 416) als auch — Johnson (2, 400) mit Sokrates verglichen findet.

Eine Art der Dialoge hat Hirzel fast konsequent übergangen: die religiösen. Er erwähnt die alten indischen Religionsgespräche so wenig wie das Buch Hiob oder aus dem Neuen Testament die Unterredungen Christi mit der Samariterin, mit den Pharisäern oder den Aposteln. Auch hätten gewisse erst moderne Formen des Dialogs vielleicht eine beiläufige Erwähnung verdient z. B. das Zwiegespräch als Vorrede (bei Lichtenberg u. A.), und gewiß hätte die dialogische Anekdote einen Platz beanspruchen mögen. Wer aber ein solches Werk an den Tag fördert, wie Hirzel, der darf verlangen, daß man auch bei dem, was er scheinbar übersah, geheime Ursachen vermutet; denn vor dieser in Inhalt und Form glänzenden Leistung verliert man den Mut, unbefangen zu vermissen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Weise O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, Teubner 1895. 2.40 ℳ[1])

Vorliegendes Buch ist in der neuerdings wieder üblicher gewordenen Art, sprachwissenschaftliche Gegenstände einem größeren Kreise durch populäre

1) Die inzwischen erschienene 2. Auflage konnte nicht mehr eingehend berücksichtigt werden. Formale Besserungen wären fast auf jeder Seite zu verzeichnen; von unseren Ausstellungen sind die mit (*) versehenen berichtigt.

Darstellung zugänglich zu machen, geschrieben. Der Verfasser wurde zur Abfassung einmal durch den Erfolg, den er mit seiner Charakteristik der lateinischen Sprache (ebenda 1891) erzielte, und sodann durch ein Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins ermuntert. In ihrem Hauptteile scheint die Arbeit den gestellten Anforderungen Genüge zu leisten. Der hierin enthaltenen Charakteristik der deutschen Sprache geht eine kurze Geschichte derselben voraus, deren skizzenhafte Art der Verfasser dadurch rechtfertigt, „daß dieser einleitende Abschnitt durch alle folgenden Abschnitte ergänzt wird." Trotzdem kann sich Referent mit diesem Teile weniger einverstanden erklären. Wichtige Dinge fehlen ganz, anderes hätte ausführlicher dargestellt werden können, manches deutlicher und richtiger. So vermißt man S. 2, wo von der germanischen Lautverschiebung die Rede ist, die Darlegung des Vernerschen Gesetzes, wofür der Hinweis auf S. 132 nicht entschädigt; S. 4 fehlt die Verschiebung von $3 > s$ wie auch schon vorher Störungen der ersten Lautverschiebung unberücksichtigt geblieben sind. Die kontinuierliche Entwicklung vom althochdeutschen zum mittelhochdeutschen wird S. 10 f. nicht gekennzeichnet, nicht erst mit der Entstehung der höfischen Dichtersprache „ging der deutschen Sprache ein gut Teil sinnlicher Kraft und Klangfülle verloren." Bei der Besprechung der Kanzleisprachen S. 20 f. konnte auf ihre bald eintretende Verknöcherung als Grund für den Verlust ihres Einflusses hingewiesen werden. S. 21 wäre auch an andere Schriftsteller des 16. Jahrhunderts außer Luther zu erinnern gewesen (§ 29 ist davon nur in anderem Zusammenhang die Rede). § 22 fehlt die Darlegung des Einflusses der mitteldeutschen Mundart auf die Schriftsprache Luthers. Daß Otfrid den Stabreim durch den Endreim *ersetzt* habe, ist wol zu viel gesagt (S. 7). Kero § 8 hätte besser wegbleiben sollen wie auch die Verlegung der Heimat Walters ins Eisackthal S. 11. Jungiro und wîssagunga (S. 7) sind nach einem andern Prinzip aus dem Lateinischen übertragen als heidan und zwelfboto. Unter die Beispiele für Wahrung alter Kürze S. 14 gehört bärfuss nur bedingungsweise. S. 22 Zeile 11 ist unklar; es soll wohl heißen „starke Nom. Pl. wie tugende, meinunge." Das S. 32 gefällte Urteil über den Abstieg der Sprache des 19. Jahrhunderts von der durch die Klassiker erreichten Höhe gehört zu jenen aprioristischen und unhistorischen Behauptungen, die doch endlich verschwinden sollten: nicht bloß die wissenschaftliche, auch die Dichtersprache hat sich in einer Richtung fortentwickelt, die nicht zum Verfall führt.

Die nun folgenden Kapitel, die der Schilderung des Wesens unserer Muttersprache dienen, sind durchweg recht instruktiv und anregend. Nach dem Grundsatz, daß Sprache und Art eines Volkes Hand in Hand gehen, beleuchtet der Verfasser vom Gegensatz zwischen Deutschen und Romanen ausgehend die unserem Wesen entsprechende größere Härte und Schwere unserer Sprache in Lautentwicklung, Tonverhältnissen und Verskunst, den

in der Wortbildung hervortretenden Zug zur Volkstümlichkeit und Deutlichkeit, die aber auch oft in Kleinlichkeit ausarten kann (Ueberfluß der Satzzeichen!), und wendet sich schließlich zu den Wortmaterialien, die besonders geeignet sind das Volksgemüt zu charakterisieren (Pflanzen und Tiere; Wertschätzung des Weibes, Treue, Liebe, Gastfreundschaft, Mut; Personennamen; Bilder und Gleichnisse u. a.). „Starr und steif wie die Tanne des heimischen Bodens, aber dabei auch weich wie die sanften Linien der zarten Birke, knorrig und fest wie die Eiche des germanischen Urwaldes, aber auch mild wie die duftige Linde, so ist der Deutsche, so ist auch seine Sprache: in rauher Schale ein edler Kern." Panegyrische Stellen wie diese Schlußworte des Kapitels finden sich in dem Buche reichlich, und wir wollen sie gern gelten lassen, wennschon nicht überall die Klippe der Uebertreibung glücklich umschifft ist. Im einzelnen dürfte nur die S. 46 beigebrachte Begründung für die Einführung der Majuskel zu beanstanden sein: nicht Scheidung von Haupt- und Eigenschaftswörtern, sondern Betonung des Wesentlichen war — abgesehen von der Setzerwillkür — ursprünglich maßgebend, wie ein Blick in die Drucke lehrt.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem Gegensatz von Ober- und Niederdeutschland; es wird nachgewiesen, wie der Süden mehr in den Künsten, der Norden im Staats- und Kriegswesen sich hervorgethan, wie dort das Leben der Sprache reichere Entfaltung, hier strengere Regelung zeigt, und wie schließlich auch hier wieder der Wortschatz für die Stammesart kennzeichnend wird. Eine Parallele zwischen Goethe und Lessing versinnbildlicht am Schlusse des Abschnittes diesen Gegensatz. Zu weit geht die Vergleichung aber z. B. S. 62, wo dem Süden die Schöpfung der „drei Blüteperioden um 600, 1200, 1800" zugesprochen wird, und S. 68 kommt Mitteldeutschland überhaupt etwas zu kurz weg.

In dem die Standesunterschiede behandelnden Abschnitt war eine schärfere Scheidung des eigentlich „Mundartlichen" (vgl. das Bild auf S. 73) von den Gassendialekten, wie ich das städtische Slang nennen möchte, zu erstreben. Gerade diese fordern immer mehr zu gesonderter Betrachtung heraus. (So dürften hierher einige der S. 76 verzeichneten Beispiele gehören). Auch war hier der Ort, auf die Sprache der verschiedenen Berufsstände näher einzugehen. So wird aber nur Volkssprache und Dichtersprache der der Kanzlei und Gelehrten entgegengesetzt, wobei wieder die Schriftsprache nur unvollständig beleuchtet wird. Einzelnes: Die Wandlung von â>au ist auch altbairisch (S. 75). Soll sich (S. 76) wirklich in den Endungen von duchesse und ‚Müllersche' ein Vergleichspunkt finden lassen? (*)

Die beiden folgenden, eng zusammenhängenden Abschnitte decken die Beziehungen zwischen Kultur und Sprache auf: an reichen Wortmaterialien (in den löblicherweise sonst so zahlreichen Literaturangaben hätte gerade hier Kluges Etymologisches Wörterbuch, das sorgfältig benutzt ist, genannt werden

sollen) werden Einrichtungen, Sitten und Gebräuche dargestellt, und sodann die Entwicklung des Stils an der Hand der Kulturentwicklung nachgewiesen. — An die Verbindung von Wonne und althochdeutsch wunnea = Weide, althochdeutsch wini und gotisch winja S. 90 f.) möchte Referent nicht glauben, auch ist nicht klar, wie „Krug" und „Tonne" auf die Grundbedeutung „lederner Schlauch" (S. 93) zurückgehen sollen. S. 113 treten nur die Schäden, die der Humanismus unserer Muttersprache gebracht hat, hervor; doch ist — ganz abgesehen von der geistigen Hebung, die doch auch der Sprache mit der Zeit zu gute kommen mußte, — der formale Nutzen keineswegs gering anzuschlagen. Die pessimistische Anschauung von dem sprachlichen Niedergang (S. 125) in unseren Tagen entspricht dem oben schon über die Poesie des 19. Jahrhunderts vorgebrachten.

Nachdem so die Zusammenhänge der deutschen Sprache mit Wesen und Kulturverhältnissen des Volkes aufgedeckt sind, wird aus dem äußern und innern Leben der Sprache an sich ihre Charakteristik gezogen. Das Kapitel über Lautwandel konstatiert die wichtigsten Erscheinungen im Konsonantismus und Vokalismus, soweit sie nicht schon in dem geschichtlichen Abschnitt dargestellt waren, läßt aber teilweis eine nähere Begründung, namentlich nach der physiologischen Seite hin, vermissen, wofür sich nur S. 137 am Ende eine allgemeine Andeutung findet. Der Wandel der lenes in fortes im Auslaut durfte S. 131 nicht unerwähnt bleiben. S. 134 war auf die Analogiewirkung der Dehnung von im Plural offenen Silben auf den Singular hinzuweisen. Hübsch ist S. 135 die Erklärung für die Entstehung des Dehnungs-h. „Ekel" hängt wohl kaum mit englisch irk zusammen (S. 129) (*). Bei der Erläuterung des Zusammenfalls der Endung der 3. Sg. -et mit dem auf -t auslautenden Stamm (S. 132) ist der Ausdruck mißraten: Fällt da die tieftonige Endungssilbe mit der vorangegangenen gleich oder ähnlich lautenden Silbe zusammen?

Dem Absatz über Wortbeugung, der ausgehend von starker und schwacher Flexion den allmähligen Verfall des alten Formenreichtums und die Ausgleichung behandelt, folgt im Kapitel „Wortbildung" Besprechung der Ableitungsendungen und Wortzusammensetzung. Zu S. 170 sei bemerkt, daß bei der Ausbreitung des unorganischen Genitiv-s in der Kompositionsfuge ursprünglich wohl nicht nur die Analogie, sondern dentale Nachbarschaft mit gewirkt hat. — In lebendiger Darstellung bietet eine reiche Materialsammlung das Kapitel „Fremdwörter." Daß der Verfasser als Anhänger der sprachreinigenden Bewegung recht kräftig gegen die Fremdwörtersucht ankämpft, ist natürlich und gut; daß man aber besser thut, in der Grammatik wie überhaupt zum Ausdruck vielgebrauchter wissenschaftlicher Begriffe die alte Terminologie beizubehalten, wird man immer und immer wieder betonen müssen. — Durch sehr unterrichtende statistische Angaben (die auch sonst nicht fehlen) zeichnet sich der folgende Abschnitt aus, der die Schicksale

der heimischen Wörter zum Gegenstande hat. — Dem innern Leben der Wörter sind die drei letzten Kapitel „Geschlecht, Wortbedeutung, Satzfügung" gewidmet. Die Deutung des Geschlechts wird, wo der Hinweis auf das natürliche Genus und die Analogie versagt, immer ihre Schwierigkeiten behalten und der Phantasie Thür und Thor öffnen. Kann man auch mit dem von Weise gebotenen fast durchweg übereinstimmen, so berühren doch Deutungen wie die des g. fem. der Bäume „weil sie sich nicht vom Platze bewegen können" (S. 210) oder die verschiedene Art, auf die S. 213 das g. neutr. von „Kamel", „Feuer", „Mensch" erklärt wird, seltsam. — Sehr anregend ist die folgende Darstellung der Bedeutungsentwicklung und -Wandlung der Wörter, etwas kurz geraten der letzte das Satzgefüge behandelnde Abschnitt, obschon sich doch aus der Syntax unserer Sprache gewiß viel für ihr Wesen charakteristisches ziehen läßt.

Weitere Einzelheiten können unerwähnt bleiben: der Gesamteindruck, den das Buch macht, ist ein günstiger. Auch Ausstattung und Druck ist angemessen und ziemlich korrekt (woher kommt es aber, daß der Verfasser der Geschichte der schwäbischen Mundart fast durchweg um ein f zu kurz kommt?). Möge Weises Schrift nicht blos den Fachgenossen Anregung, sondern auch andern, die ein Interesse für die deutsche Sprache haben, Belehrung bringen.

Gera. Friedrich Weidling.

Wunderlich H., Unsere Umgangsprache[1]) in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar und Berlin, Felber 1894. 4.50 M.

Die wissenschaftliche Erforschung der Sprache des täglichen Lebens, soweit sie nicht dialektisch begrenzt ist, ist erst in den Anfängen begriffen, sowohl nach der lexikalischen, als besonders nach der grammatischen Seite hin. Es ist daher lebhaft zu begrüßen, daß ein Forscher wie Wunderlich, der durch seine bisherigen grammatischen Arbeiten seinen Beruf zur Behandlung besonders syntaktischer Probleme bewiesen hat, sich in vorliegendem Buche des schwer zu fassenden Stoffes unserer Umgangssprache bemächtigt und die Art ihrer Satzfügung darstellt.

Quelle ist ihm in erster Linie mit Recht der Dialog; zu Belegen wird besonders das Schauspiel, „das den Konversationston pflegt", herangezogen, so Goethes Götz und Egmont und sodann das neuere Schauspiel des jüngsten Deutschlands. Des weiteren kommt eine Auslese mundartlicher Literatur in Betracht. Ohne Zweifel ist ein solches Verfahren, die Beweisführung nur auf gedruckte Materialien zu stützen, sehr berechtigt: einer allzu subjektiven Behandlung des Stoffes wird so vollkommen vorgebeugt, vorausgesetzt, daß

1) Sic. Wunderlich verpönt das historisch unberechtigte Genetiv-s da, wo es graphisch störend wirkt; er schreibt „Gesellschaftschicht", aber „Erscheinungsform", — ein offenbar zweckloses Verfahren: entweder schreibe man das -s da, wo es grammatisch berechtigt ist und lasse es in den übrigen Fällen weg, oder man folge durchweg der Aussprache, die es auch wohl da fordert, wo das zweite Kompositionselement mit f anlautet.

wieder von den Willkürlichkeiten der Quellen (und man kann bestreiten, daß „die Dramen des Fischerschen Verlags" durchweg treue Bilder unserer Umgangssprache liefern) abstrahiert wird. Und der Verfasser hat dies wohl überall gethan, wie auch die andere Gefahr, Beispiele zur Erläuterung eines Gesetzes zu pressen, glücklich vermieden ist. — Von großer Wichtigkeit nun ist offenbar die Methode, nach der das Material gruppiert, die Gesichtspunkte für die Behandlung des Stoffes aufgestellt werden, und hierin liegt auch die besondere Schwierigkeit unseres Gebietes. Faßt man die Umgangssprache als das, was sie wirklich ist, als lediglich gesprochene Sprache, die im Verkehrsleben gilt, wobei sich die Reflexion des Redenden nur auf den Inhalt, nicht auf die (und dies am allerletzten) kunstmäßige Form richtet, so tritt sie allerdings in den lebhaftesten Gegensatz zur Schriftsprache (sofern diese nicht jene nachzuahmen, schriftlich zu fixieren sucht) und aus diesem Gegensatz müssen sich alle ihre Eigenheiten ergeben. So bildet das einleitende Kapitel „Rede und Schrift" die Grundlage für die folgenden Betrachtungen. Nach der einen Seite hin charakterisiert eine größere Fülle und nach der andern eine größere Knappheit gegenüber der Schriftsprache die Umgangssprache. Diese Doppelseitigkeit bietet eigentlich den allgemeinsten Einteilungsgrund für die Syntax der letzteren; diesem sind die Kapitel III und IV („Der sparsame Zug, der verschwenderische Zug der Umgangsprache") gewidmet. Zeigt sich hierin mehr die Art, wie die Wortmaterialien, die den Rohstoff liefern, zum Ausdruck der Gedanken zusammengestellt werden, so lehrt uns die Wandlung und Entwicklung der Werte, die die Formen in Funktion und Bedeutung gewinnen, einen andern, höchst bedeutsamen Charakterzug der Umgangssprache kennen (Kapitel V. Der Tauschwert unserer Formen und Formeln). Es ist vor allem eine Summe von Neubildungen, die hier ihre Darstellung findet. Andererseits tritt innerhalb der „Flut der Neubildungen" eine Anzahl von Erscheinungen zu tage, die wieder zeigen, wie die Umgangssprache auch am alten festhält. In dem einschlägigen Kapitel VI „Altertümlichkeit der Prägung" wird freilich sehr Verschiedenartiges zusammengebracht. Die Abneigung gegen Beobachtung der Kongruenz und eine gewisse Abundanz im Gebrauche zeigt die Neutralform des pron. pers. 3. ps. Sehen wir hier Kapitel IV mit hereinspielen, so wird man wie für Kapitel V so auch für Kapitel III die Neigung des plur. pron. pers. 3. ps. auf nicht genannte Personen hinzuweisen, in Anspruch nehmen. Altertümlichkeit zeigt sich weiter in der Satzverknüpfung und ihren Mitteln; bei der Parataxe springt dies ohne weiteres ins Auge; bei der Besprechung des Gebrauchs der Bindepartikeln wie auch der Wortstellung hätte Verfasser vielleicht dem Thema des Kapitels entsprechend etwas ausführlichere Nachweise bieten können.

Nach zwei Hauptgesichtspunkten und zwar hier wieder nach der

positiven und der negativen Seite hin (Sparsamkeit: Verschwendung; Streben nach Neubildung: Streben nach Konservierung alten Gutes) sahen wir also den Stoff gruppiert und man muß bekennen, daß sich mit den hier festgelegten Prinzipien entschieden vorwärts kommen läßt. Scharfe Abgrenzungen sind ja im vorliegenden Gebiete besonders schwer zu erzielen und man wird gar manche Erscheinung unter verschiedene Gesichtspunkte bringen können. Alle genannten aber treten sehr deutlich in den Eröffnungsformen des Gespräches hervor, und wenn Wunderlich diesen einen besonderen Abschnitt widmet (Kapitel II), so führt dieses Verfahren zwar aus dem Rahmen methodischer Disposition heraus, ist aber aus praktischen Gründen gut zu heißen, da eben der grundlegende Unterschied gesprochenen und geschriebenen Ausdrucks hier am besten offenbar wird. Die Reflexe der Empfindungen, die sich hier zumal in Interjektionen und Partikeln spiegeln, mit denen die Umgangssprache ihre Aeußerungen einleitet, und die Art der Verbindung dieser einleitenden Formen mit dem zunächst folgenden Gedanken lassen schon die verschiedenen für die Umgangssprache charakteristischen Züge erkennen.

Kann man so dem Bestreben des Verfassers, „die Zusammenhänge fest und sicher abzugrenzen, in die sich die Einzelheiten einreihen lassen", den Erfolg zugestehen, so bleibt auch in der Ausführung im einzelnen, die bei trefflicher Eleganz des Ausdrucks selten nur die wünschenswerte Genauigkeit und Deutlichkeit vermissen läßt, wenig zu beanstanden. Einige Bemerkungen seien noch gestattet. S. 28 und 29 ist von dem „Wechselverhältnis", in dem Stimmeinsatz und Empfindung, und den „Wechselwirkungen", in denen Interjektionen mit gewohnheitsmäßig ihnen angeschlossenen Worten stehen sollen, die Rede, während doch hier nur eine einseitige Wirkung der zweiten Elemente auf die Gestaltung respektive Bedeutung der ersten gemeint sein kann („he!": „eh!" — „ach, wie schade!"). Zu S. 53 und 56: Die Formeln „Sie entschuldigen" und „höre", „laß" (scil. „sein" oder „ab") sind doch nicht blos dem pfälzischen respektive schweizerischen Dialekt eingewurzelt, — auch Beispiele für die Gemeinsamkeit der Dialekte in gewissen Fügungen gegenüber dem wechselnden Lautstand! Dasselbe gilt für die auch mitteldeutsch sehr häufigen „weisde" (S. 59) und „geh", „geh nur" (S. 62). Wie die Abundanz im Gebrauch der Verba des Sagens nicht blos mundartlich beschränkt ist, beweist ein Gassenhauer, der zu dem Beispiel auf S. 54 eine Parallele bietet: „In Berlin, sagt er, mußt du sein, sagt er, denn da hamm se, sagt er, viel Verstand." — S. 93: Die Stufe III des Prozesses der Sparsamkeit gegenüber dem Verbum: Unterdrückung der Copula, gehört doch wohl mehr zu den Fällen S. 84, wo das Prädikat durch Nomina ersetzt wird. — Auf S. 103 ist nur an die oberdeutschen Dialekte gedacht; vgl. dagegen sächsisch „sagsde" zu bairisch „sagst." — S. 104 zeigt das Beispiel aus Anzengruber „no jo, geh' schon" doch sicher Verwitterung des

Subjektswortes. — „Aposiopese" (S. 113) ist doch wohl nur bei „subjektiven Hemmungen" (S. 117) anzunehmen. Was Wunderlich S. 147 f. für die Erklärung des Konjunktivs als eines Jussivs beibringt, wird auch jetzt noch keinen Anklang finden: das Hilfsverb „müssen" hat doch wohl in den angeführten Stellen von seinem ursprünglichen stark imperativischen Bedeutungsgehalt eingebüßt. — Die Konjunktive in dem Citat aus Heine (S. 205) „er lasse sich nur die Form bezahlen und den Stoff schenke er" haben noch die Nebenbedeutung der Beanstandung der Wahrheit durch den Berichtenden, sind also nicht blos funktionell für die Anführungszeichen gebraucht. — Auf derselben Seite zeigt das erste Beispiel für die Bedrängung des Konjunktivs durch den Indikativ eben große Willkür, während die beiden folgenden sehr natürlich sind: also auch hier nur teilweise Verschiebungen, wie überhaupt gerade in der Umgangssprache die Gesetze sich nur so locker formulieren lassen, wie jene selbst gefügt ist.

Zum Schluß: das anregende Buch möge Benutzung und Dank von seiten der Fachgenossen erfahren, und der Verfasser uns bald mit Fortsetzung der Durchforschung des so anziehenden Gebietes erfreuen.

Gera. Friedrich Weidling.

1) Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. Neudruck des „Idiotikon der Burschensprache" von 1795 und der „Studentenlieder" von 1781. Eine Jubiläumsgabe für die Universität Halle-Wittenberg, dargebracht vom „Deutschen Abend" in Halle. Halle a./S. Niemeyer. 1894. 3 ℳ

2) Meier J., „Hallische Studentensprache". Eine Festgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle. Halle a./S. Niemeyer. 1894. 2 ℳ

3) Kluge F., „Deutsche Studentensprache". Straßburg. K. J. Trübner. 1895. 2.50 ℳ

Es ist kein Zufall, daß in weniger als einer Jahresfrist drei wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden sind, die in das Gebiet des Studentenlebens einschlagen; die äußeren Anlässe, die teilweise mitwirkten, treten vielmehr zurück hinter der Thatsache, daß das Studentenleben von den verschiedensten Ausgangspunkten her der Forschung nahe rückt. Die Literaturforschung konnte seit geraumer Zeit nicht mehr mit bloßen Seitenblicken an dem feuchten Erdreich vorbeigehen, aus dem so viele Wurzeln bis in die Kronen der deutschen Dichtung hinauf ihre Keime treiben. Ebenso mußte die Erstarkung des biographischen Momentes in der Literaturforschung die Blicke auf dieses „Milieu" lenken, das doch mehr als einen Dichter recht lange umstrickt hielt. Auch die innigere Fühlung, die der akademische Lehrer über den Hörsaal hinaus mit seinen Schülern zu gewinnen sucht, hat nach

dieser Seite hin ihre Früchte getragen, und so ist es nicht zu verwundern, daß Erich Schmidt schon früh diesen Boden angebaut hat, daß ihm Burdach in der Darbietung des Deutschen Abends eine so ansprechende Gabe entlockt. Ein anderer Weg zum Studentenleben führt von der deutschen Sprachforschung aus. Die Verkehrsgemeinschaft als Faktor der Sprachschöpfung und Sprachveränderung wird immer eindringlicher in Untersuchung gezogen und in den einzelnen Berufs- und Standessprachen ausgebeutet. Die wachsende Energie, die sich hier geltend macht, läßt sich am besten in unseren neueren Wörterbüchern belauschen, bei Heyne und in den verschiedenen Auflagen des Etymologischen Wörterbuches von Kluge. Hatte dort schon in der ersten Ausgabe bei dem Worte Bursche die Bedeutungsentwicklung Gelegenheit gegeben, Parallelen hiezu auch aus der „Studentensprache" beizubringen, so zeigt doch gerade die fünfte Auflage, die den Artikel zu einem kleinen Ueberblick über die Burschensprache ausweitet, charakteristische Aenderungen. Es machen sich eben jene Studien geltend, zu denen Kluge in Jena auch vom „genius loci" angeregt worden war und die als vorläufiges Ergebnis den Vortrag „über deutsche Studentensprache" vom 20. Dezember 1892[1]) gezeitigt hatten. Hier finden wir den Wortschatz der Burschensprache nach seiner Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntnis gewürdigt, wir finden sein Wesen durch eine gefällige Gliederung in Gruppen veranschaulicht, sein Werden in Beziehung gesetzt zur Entwicklungsgeschichte des Studentenlebens und unseres Volkstums überhaupt.

Es war ein Entwurf, aber dem Leser mußte sich die Empfindung aufdrängen, daß hier für die Skizze auch schon die Farben flüssig seien, um die Zeichnung abzurunden und zu beleben. Mit dieser Empfindung scheint auch der Verfasser des Aufsatzes bei seinen Lesern gerechnet zu haben und deshalb läßt sich die Ueberraschung verstehen, der er Ausdruck gab, als unter den oben angeführten Gaben zum Jubiläum der Universität Halle die „Hallische Studentensprache" erschien, die einerseits die Selbständigkeit ihrer Arbeit betonte, andererseits aber doch vorwiegend aus dem Acker erntete, den Kluge erstmals umgepflügt hatte. Hier darf wohl das persönliche Moment, dürfen die kleinen Versehen und Mißverständnisse übergangen werden, die sich an diesen Zwischenfall knüpfen, für uns hat das Ergebnis allein Interesse, das daraus hervorging. Denn mit der Absicht, sein Eigentum zu wahren und voll zum Ausdruck zu bringen, ist Kluge an seine „Deutsche Studentensprache" gegangen.

Diese längere Vorgeschichte ist der notwendige Untergrund, auf dem sich unser Urteil über die einzelnen Leistungen aufbauen muß. Sie allein ermöglicht uns den unbefangenen Blick für die Selbständigkeit, die John Meier seiner Forschung zuerkennt und die er Kluge gegenüber in der reicheren

1) In der Jahresversammlung des deutschen Sprachvereins zu Weimar; abgedruckt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 297.

Verwertung der literarhistorischen Momente bethätigt. Allerdings ist er hier dafür um so abhängiger von den Darbietungen des Deutschen Abends, denen das Vorwort von Burdach eine weite Perspektive, einen Hintergrund voll Leben und Bewegung gegeben hat. Dieses Vorwort gilt freilich auch nicht blos dem Neudruck eines Idiotikons sondern zugleich einer Ausgabe von „Studentenliedern“[1]) und so war damit von vorneherein für die Sprachbetrachtung, die im lexikalischen Rahmen leicht das Körperliche abstreift, die Fühlung mit einem so wichtigen Träger des Sprachlebens, wie das Studentenlied es ist, gewahrt.

Das „Idiotikon der Burschensprache“ von 1795 nun, als dessen Autor Christian F. Bernhard Augustin (nicht Kinderling) dargethan wird, giebt Gelegenheit, dem Verbleib der dort verzeichneten Ausdrücke nachzuspüren. Die Schicksale der vor 100 Jahren in Halle als studentisch geltenden Ausdrücke sind das Hauptproblem, das den Deutschen Abend beschäftigt (Einleitung S. XII). In der gewählteren Literatursprache, in der Umgangssprache und in den vulgären Formen des Verkehrs lassen sich einzelne dieser Worte belegen, andere dagegen sind dem studentischen Sprachgebrauch treu geblieben oder sie sind in ihm ausgestorben, verkümmert oder umgebildet. Für die Ermittlung der Schicksale dieser zweiten Hauptklasse ist nun im Besondern der Deutsche Abend in Aktion getreten. Durch Meinungsaustausch, gelegentlich geradezu durch Abstimmung, wurde festgestellt, daß „honorig“, „pereiren“, „pro poena trinken“ in Halle noch studentisch weiterlebe, daß dagegen „anpetzen“, „klemmen“, „schaffen“, „schießen“, die Begrüßung mit „Prost“ u. a. schon in den Niederungen des Studententums, in der pennalistischen Sprache der Gymnasien angekommen ist. Neben ausgestorbenen Worten werden auch „Sproßbildungen“ erwähnt, für die besser noch eine Scheidung hätte getroffen werden sollen zwischen Ergebnissen des Verwitterungsprozesses („Mappe“ aus „Kollegmappe“, „Skandal“ aus „Bierskandal“, „Schmaus“ aus „Doctorschmaus“) Umbildungen („auswichsen“ in jüngeres „durchwichsen“) und Häufungen, wozu z. B. „kreuzfidel“, „sackfidel“ für älteres „fidel“, „pikfein“ u. a. gehören würde.

Wie schon hervorgehoben, ist es in erster Linie die neuere Entwicklung, die der Deutsche Abend ins Auge faßt und so giebt er auch in der Ausgabe des Idiotikons selbst hauptsächlich nach dieser Seite seine Literaturbelege: „Es ist eine der interessantesten Fragen der neuhochdeutschen Sprachgeschichte, welchen Anteil die Kastensprache, die sozusagen technische, absichtlich exclusive Redeweise bestimmter socialer Kreise und Berufsklassen, an der Ausbildung und Bereicherung des Wortbestandes der gebildeten Schrift- und Umgangssprache und welche Beziehung die einzelnen Schriftsteller zu jenen haben“ (Einleitung S. XIII). Diese letzteren Be-

1) Wir müssen uns hier auf die Würdigung des sprachlichen Teils beschränken.

ziehungen konnten freilich in diesem Rahmen nur flüchtig skizziert werden. Ebenso ist die Vorgeschichte für die einzelnen Bestandteile des Idiotikons nicht aufgerollt worden. „Die Quellen der Studentensprache im Einzelnen genauer zu sondern, wird die künftige Forschung nicht versäumen dürfen" (Einleitung S. XIV). „Von Dr. John Meier hat die wissenschaftliche Welt umfassendere und eindringendere Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Studentensprache zu erwarten, deren erste Probe voraussichtlich mit diesen Blättern ans Licht treten wird (Einleitung S. XIV/XV)." Nichts konnte den Untersuchungen Meiers empfindlicheren Schaden bereiten, als diese Stelle des Vorwortes, die namentlich, wenn man sie mit den wenigen Bemerkungen über Kluge (S. VII) zusammenstellte, hochgespannte Erwartungen erregen mußte.

Der Kernpunkt von Meiers Untersuchungen wurzelt in einem sorgfältigen Studium der Gaunersprache nach Avé Lallemant und älteren Quellen. Von hier aus gelingt es ihm, den Einfluß dieser Sprache auf die studentische breiter und eindringender darzulegen; er ist freilich auch geneigt, diesen Einfluß eher zu überschätzen als zu unterschätzen. Immerhin aber gelangt er in dem Bestreben, diesen Einfluß nun auch zu erklären, zu einer anschaulichen Kennzeichnung der Berührungen zwischen dem Bruder Studio und den niedersten Schichten des Volkes. Außer den Trinkstätten der Universitätsstadt selbst bot die Landstraße vor allem Gelegenheit, und hier darf auch an die Form erinnert werden, in der früher die Studiosi zur Hochschule wanderten. Von den protestantischen Reichsstädten des Südens wurden ganze Schwärme gerade nach Halle entsandt, die auf dem weiten Wege vollauf Muße hatten, in den Herbergen, in denen sie auf neuen Zuzug warteten, auch die tiefer stehenden Elemente der Fahrenden kennen zu lernen. Als Gegenstück dazu mag F. L. Jahn dienen, der als Hallischer Student durch die deutschen Lande wanderte, auch bei ihm tritt als Ergebnis dieser Wanderungen in erster Linie die Bereicherung des Sprachschatzes in den Vordergrund, freilich nach anderer Richtung als bei seinen Kommilitonen.

In der sonstigen Darstellung bietet Meier mehr Ansätze als Ausführung, namentlich geht ihm, nachdem die Anleihen, die die Studentensprache bei anderen Ständen und bei fremden Sprachen (Latein, Griechisch, Französisch) macht, abgehandelt sind, für die Gliederung des übrigen Stoffes ein leitendes Prinzip verloren. Auch die Hauptpunkte, auf die sich die Diskussion heutzutage richtet, die Erklärung der Worte „Fidibus", „Fuchs", „Philister",[1]) „Salamander" konnte wenig neue Beleuchtung erhalten, immerhin belegt er „Fuchs" um 100 Jahre früher als Kluge, und die Deutung von „Smollis" als einer 2. Person Singularis zu dem niederdeutschen Verbum „smollen" = „saufen" („schlemmen") hat Meier meines Erachtens überzeugend gegen Kluge verteidigt. Im Anhang giebt auch Meier einige Proben aus der

1) Vgl. Kluge in der Allgemeinen Zeitung 1895 Beilage 7.

Studentenliteratur in Poesie und Prosa und belebt dadurch, so spärlich auch diese Gabe ist, seine Ausführungen. Aus den Anmerkungen, die den Eindruck der Ungleichartigkeit des Gebotenen verstärken, möchte ich die Anfangsworte hervorheben: „So machen sich schon vor der Reformation stärkere Ansätze zu einer freieren Lebensführung geltend, allein erst die religiöse Revolution brachte hier entscheidende Aenderungen. So haben die Studenten in den Bursen sehr oft kein eingezogenes und klerikales Leben geführt — wir hören sogar vielfach von tollen Streichen — allein das Prinzip war da, und wird auch in der Hauptsache thatsächliche Anerkennung gefunden haben." Meier durchbricht hier wenigstens in der Theorie jene heutzutage in der deutschen Literaturgeschichte so häufig zu beobachtende, im Grunde mehr auf äußeren Verhältnissen beruhende Gewohnheit, mit dem 16. Jahrhundert einen Einschnitt zu machen, der zwei getrennte Welten auseinanderhält. Auch in den Forschungen über deutsche Studentensprache dürften die Vagantenlieder und das Volkslied des 15/16. Jahrhunderts ihre Rolle spielen.

Das Studentenlied nun kann auch für die rein sprachliche Erforschung des Studentenlebens nicht entbehrt werden. Kluge hat in seiner „Deutschen Studentensprache" das Lied sehr weit zurücktreten lassen hinter dem Gerippe der Wörterbücher und das hat sich schon an dem zweiten Teile seines Werkes, dem „Wörterbuche der Studentensprache" gerächt. Daß diese Sammlung natürlich nicht gleich erschöpfend ausfallen konnte, mußte jedem Sachverständigen einleuchten, ebenso daß aus neuen Quellen neue Belege, neue Zeitgrenzen für einzelne Worte geschöpft werden konnten. Das thut der Bedeutung der Arbeit in keiner Weise Eintrag. Aber das reichhaltige Material, das Erich Schmidt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (1895 S. 10—28) nach dieser Richtung beisteuert, zeigt uns so manches Wort, das uns aus dem Studentenliede vertraut ist und das um deswillen schon vom Laien bei Kluge gern nachgeschlagen würde. Und auch für die Verwertung des Materials, für die historische und grammatische Gliederung, der Kluge im ersten Teil seines Buches eine sorgsame, liebevolle und aufhellende Behandlung hat angedeihen lassen, wäre es immer noch von Gewinn gewesen, wenn der Verfasser das Leben dieser Sprache auch im Liede belauscht hätte. Die freie Handhabung der Sprache, die bald burschikose, bald dialektische Behandlung des Formensystems z. B. tritt uns im Liede bald als Notbehelf, bald als bewußtes Mittel der Komik im Reim[1]) entgegen.

„Von den erschrecklichen Sachen
Die der zu schmecken bekommt
Der ganze Semester durch pompt." (S. 217.)

1) Da hier bekannte Thatsachen nur in die entsprechende Beleuchtung gerückt werden sollen, mag es genügen, die Verse nach dem Tübinger Kommersbuch zu citieren, das unter den deutschen Kommersbüchern am meisten noch an älteren und im speziellen Studentenjargon gedichteten Liedern festhält. Ich habe die 4. Auflage, Tübingen 1874, benützt.

„Ephorus und Professoren
Sind uns alle scheußlich wurst,
Leben wie die wilden Mohren
Frei allein ist nur der Burst." (S. 259.)

Die Komik des Liedes „In dem Lande Mesopotanien" ist ja fast ganz auf diese Wirkung der Reime gestellt. Nicht ganz unwichtig ist auch, daß die bei Kluge und Meier berührte eo-Sprache ebenfalls gewissen Reimen entgegenkommt:

Ist man aber draußen auf dem Museo
So geht's Einem fast eben so schleo. (S. 217.)

Und wenn im Studentenliede der Handwerker wegen seiner Sprache, vor allem wegen der Unbehülflichkeit verspottet wird, mit der er den lateinischen Brocken der Burschensprache gegenübersteht, wenn der Bruder Straubinger sagt

Doch mit den Aquademicis
Konnt ich mir nicht vertragen (S. 250),

so giebt uns auch das Fingerzeige für manchen vulgären Zug der Studentensprache, sowohl als noch mehr für die Verstümmelungen der lateinischen Bestandteile.[1]) Spöttische Nachahmung fremder Unart rächt sich auch in der Sprache gerne dadurch, daß sie die bespotteten Züge schließlich dem Spötter selbst anhängt.

Auch für die Namen der Trinkgefäße hätte das Studentenlied den Verfasser zu einer reichlicheren und vielseitigeren Liste anregen können. Namentlich das Stiefelglas mit seinen Abarten und Bräuchen und das mit dem deutschtümelnden Liede in Verbindung stehende Horn hätten manigfache Einblicke in das Kneipleben eröffnet. Ebenso würden die verschiedenen Arten des Gesangs (Rundgesang, Lumpidus) und die Bierspiele (Pereat, Rams) im Wörterbuche wohl nicht fehlen, wenn die Rolle, die das Lied diesen Bräuchen zuweist, dem Verfasser lebendig vorgeschwebt hätte. Die Tiernamen hätten sich um den Gaisbock mit dem der Bruder Straubinger angeredet wird, um das Kameel, das auch auf die „Philister" sich überträgt und den Igel, den man bürstet (S. 143), vermehren lassen. Unter den lateinischen Lehnworten in hybrider Bildung dürfte namentlich der Genetiv „Cerevisiams" („hast ja erst 19 Schoppen verwerflichen Cerevisiams ausgerottet" S. 262) Interesse erregen, weil er zeigt, daß auch hier das Nomen in der Accusativform herangezogen wird. „Dedicieren" ist im Wörterbuch ungern zu entbehren, nicht blos wegen des

Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedicirt (S. 106)

1) Vgl. die kacketremi für akademie beim Pickelhering in Schochs Comoedie vom Studentenleben (S. 14).

sondern auch wegen der üppigen Blüte, in der es noch heute im Studentenbrauch steht. Vive la compagneia (S. 173) hätte vielleicht auf die eigenartige Verwendung dieser Wortsippe in der Burschensprache führen können.

Zur Deutung der Worte, die Kluge beibringt, liegt wenig Veranlassung vor, dem Verfasser des etymologischen Wörterbuches zu widersprechen, nur für das collegium quintum möchte ich die bescheidene Vermutung wagen, daß diese Benennung nicht einfach bloß der Arithmethik angehöre. Da Kluge einen so starken Zusatz niederdeutschen Sprachlebens in der Studentensprache nachweist, wäre es doch wohl möglich, daß quinten (holländisch kwint), das im Göttingischen Dialekt mit seiner Bedeutung von „Losen Streichen" (Schambach S. 165) vielleicht auf obscönere Beziehungen hinweist, hier mit von Einflusse gewesen ist, vgl. quintipse (Kluge S. 114). Und wenn die Bezeichnung des Postillons mit „Schwager" mit Recht allgemeiner aus den Verbrüderungstheorien bestimmter Zeiten erklärt und studentikos im Besonderen durch bedenkliche Verwandschaftsbeziehungen gestützt wird, die der Bursche auf dem Lande stiftet, so verdient vielleicht doch auch die oberdeutsche Ableitung von der schwaige, „Schwaiger Schwoager" Erwähnung, das meiner Ansicht nach bei Schmeller 2, 627 noch nicht genügend erklärt und abgegrenzt ist.

Doch das sind Vermutungen, die keinen Anspruch darauf machen, neben die Forschungen Kluges in Reih' und Glied zu treten, sie sollten nur ein Zeugnis dafür sein, daß Kluge durch das reiche Material, das er mit kundiger Hand vor uns ausbreitet, den Leser allenthalben anregt, den Faden weiterzuspinnen.

Heidelberg. H. Wunderlich.

Schmitz W., Die Misch-Mundart in den Kreisen Geldern (südlicher Teil), Kempen, Erkelenz, Heinsberg, Geilenkirchen, Aachen, Gladbach, Krefeld, Neuß und Düsseldorf, sowie noch mancherlei Volkstümliches aus der Gegend. Für Freunde deutscher Volkskunde, insbesondere für die Lehrer obiger Kreise beleuchtet und zusammengestellt. Dülken, F. W. Kugelmeier. o. J. (1893). 1.80 M.

Breit und umständlich, wie der Titel, so ist das ganze Buch angelegt. In den Einführungen und Erläuterungen zu den einzelnen Abschnitten geht der Verfasser weit über das Nötige und Nächstliegende hinaus. Da er als Laie ohne fachmännische Vorbildung und ohne entsprechende Hilfsmittel — er scheint nur Schleichers „Deutsche Sprache" zu kennen — an die Darstellung der Mundart geht, so gelingt es ihm nicht ein klares Bild von ihr zu entwerfen und mit seiner Besprechung der Lautverhältnisse der Wissenschaft zu dienen. Doch die praktischen Zwecke, die der Verfasser anstrebt, wird er sicher durch sein Buch kräftig fördern. Er will nämlich damit den Volksschullehrern ein Mittel an die Hand geben, wie sie die Uebungen im Unterricht der deutschen Schriftsprache an die heimische Mundart anschließen sollen. Mit richtigem Urteil über die Beziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart gibt er auch im Einzelnen zahlreiche praktische Winke und gute Beispiele. „Wir haben nun einmal in der Schule mit der Mundart zu

rechnen, stellen wir uns daher nicht so, als ob dieselbe für uns gar nicht da sei." Dieses vernünftigen Gesichtspunktes wegen verdiente das Buch weite Verbreitung und vielfache Nachahmung. Nicht nur in plattdeutschen, auch in oberdeutschen Gegenden vertreten die Volksschullehrer häufig den falschen Standpunkt, als ob die Mundart eine ganz und gar rohe und verwerfliche Sache sei, mit der man sich weiter gar nicht beschäftigen dürfe.

Der wertvollste Teil des Buches aber ist das Zwischenstück S. 33—135, worin der Verfasser als Probe der Mundart eine Fülle von Redensarten, Sprichwörtern, Spitz- und Hausnamen, Rätseln, Kinderreimen und Liedern gibt und aus eigener Anschauung frisch und eingehend die Spiele und Feste, Sitten und Bräuche seiner Landsleute (mit Angabe der darauf bezüglichen mundartlichen Ausdrücke) schildert.

Prag. A. Hauffen.

Norddeutsche Sagensammlungen.

1. Gander K., Niederlausitzer Volkssagen vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben gesammelt und zusammengestellt. Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1894. 3 *M.*
2. Boges Th., Sagen aus dem Lande Braunschweig gesammelt. Mit einer Karte. Braunschweig. Benno Goeritz 1895. 4 *M.*
3. Weichelt H., Hannoversche Geschichten und Sagen gesammelt und herausgegeben. Norden, Diedr. Soltaus Verlag. o. J. Vier Bände à 1.50 *M.*

1) Gander hat vornehmlich im nördlichen, schon lange germanisierten Teil der Niederlausitz seine Sagen gesammelt, darum bietet er auch nur verschwindend wenig wendisches Gut. Im Allgemeinen sind die Motive und mythischen Anschauungen dieser Sagen dieselben, wie im unvermischt norddeutschen Gebiet westlich der Elbe. Von den mitgeteilten 339 Sagen sind 279 unmittelbar dem Volksmunde entnommen und mit großer Gewissenhaftigkeit schlicht und treu nacherzählt. Obwohl der Herausgeber bescheiden „den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit für seine Veröffentlichung nicht beansprucht", muß seine Sammlung doch als durchaus wissenschaftlich und verläßlich bezeichnet werden. Schon die Anordnung in einzelnen Gruppen ist sehr übersichtlich. Verwandtes steht immer beisammen. So ist dem Sagenforscher die Benützung sehr erleichtert. Zahlreich sind die mythischen Sagen, besonders die vom Nachtjäger ohne Kopf; dann folgen Sagen von Teufeln, Zauberern, Hexen, Drachen, Heinzelmännchen, Irrlichtern, Nixen, Kirchen, Glocken, Schätzen, Gespenstern. Geringer an Zahl sind die Ortssagen, die sich an einzelne Namen, Steine, Wahrzeichen u. a. anknüpfen, und die historischen Sagen.

Viele Berichte gewinnen sehr an lebendiger Anschaulichkeit dadurch, daß sie von den Erzählern selbst oder deren nächsten Vorfahren angeblich erlebt worden sind. Einzelne Sagen sind jüngeren Ursprungs, die meisten sehr alt, die historischen erstrecken sich über weite Zeiträume. Die Kriegsfahrten Kaiser Heinrich I., die Raubzüge der Hussiten, die bis in die Niederlausitz vorgedrungen waren, das Elend des 30jährigen Krieges, Karl XII. von Schweden, der alte Fritz, die napoleonischen Feldzüge leben in den Sagen des Volkes noch fort.

An Einzelheiten sei hervorgehoben Nr. 44. Hier wird von einem Passionsspiel erzählt, das 1519 zu Guben auf dem Markte aufgeführt worden war. Zu den neun Teufeln, die hier von Bürgersöhnen gespielt wurden, gesellte sich plötzlich ein zehnter, der wirkliche Teufel, trieb arge Possen und ging endlich in Feuer auf. Aehnliche Ereignisse werden wiederholt erzählt, z. B. Nr. 48 der Sammlung

von Boges. Ueber die Teufelsszenen in älteren geistlichen Schauspielen vgl. man jetzt Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 202 ff. und Janssen, Geschichte des deutschen Volkes (14. Auflage) 6, 348 ff.

Nr. 121 erzählt eine Parallele zu dem Stoffe von Goethes Hochzeitslied. Ganders Anmerkungen sind sehr rühmenswert. Sie geben sachliche, zumeist mythische oder historische Erläuterungen, ferner ein reichhaltiges Verzeichnis der (vorwiegend norddeutschen) Parallelen; dabei beschränken sie sich auf das Wichtigste und sind sehr knapp gehalten. Sorgfältig, wie die ganze Sammlung, sind auch die (Orts- und Sach-)Register angelegt.

2) Bemerkenswerte, alte Volksüberlieferungen in treuer Darstellung bringt auch die Braunschweiger Sammlung von Boges. Die mitgeteilten Sagen sind vom Herausgeber und dessen Freunden nach dem Volksmunde aufgezeichnet worden; bereits gedruckte Sagen sind nur dann aufgenommen worden, wenn ein neuer Zug beigebracht werden konnte. Die Anordnung ist nach den Motiven erfolgt, ähnlich wie bei Gander: der wilde Jäger, verwünschte Jungfrauen, Riesen, Zwerge, die Seele als Maus oder Vöglein, Teufel, Hexen, Banner, Gespenster und Marten, Werwölfe, Irrlichter, Schätze, Glocken, alte Burgen und Kirchen, bestimmte Bäume und Steine, Namen- und geschichtliche Sagen. Jeder Gruppe ist ein Verzeichnis der bereits gedruckten verwandten Sagen Braunschweigs beigegeben. Anmerkungen fehlen.

Nr. 153 erzählt von dem Ritter „Thedel von Wallmoden mit dem Zunamen Unverfehrt." Näheres über diese sagenumwobene Gestalt bringt P. Zimmermann, Thyms Gedicht Thedel von Wallmoden (Braunes Neudrucke Nr. 72). Zahlreich sind uralte Züge erhalten. So berichten Nr. 32 und 40 von Zwergen, die erst sichtbar werden, wenn sie die Hüte verlieren. In Nr. 106 f. verwandeln sich Menschen durch Anlegung eines Riemens in Wölfe. Nr. 122. Der Alp hat hier eine marderähnliche, rauhhaarige Gestalt u. a. m. Seltsam ist der Ausspruch in Nr. 39 „eck bin so olt as Böhmerwohld."

3) Weichelt hat 400 Erzählungen, Ritergeschichten, historische Novellen, Sagen, Anekdoten, Schwänke u. a. nach älteren Sammlungen, Zeitungsnotizen, Chroniken und, wie es scheint, auch aus ungedruckten Quellen zusammengetragen. Sicher läßt sich der Ursprung nicht ersehen, da die Quellenangaben nur ungenau sind, und da Vorwort und Anmerkungen, die Aufschluß hätten geben können, fehlen. Die eingestreuten Sagen sind je nach dem Erzähler schlicht volkstümlich oder romanhaft ausgeschmückt wiedergegeben. Die Anordnung ist sehr bunt geraten; wie es scheint, wurde sie nur nach dem Grundsatz möglichster Abwechslung durchgeführt. Das mitgeteilte Material ist sehr reichhaltig und in der Zusammenfassung auf hannöversches Gebiet interessant, doch ihrer ganzen Anlage und Durchführung nach ist die Sammlung berechnet, der Unterhaltung vielmehr, als der Wissenschaft zu dienen. A. H.

Holder A., Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten. Heilbronn, Kielmann 1896. 4 *M.*

So absonderlich wie der Titel ist auch das Buch selbst, und nur die Person des Verfassers macht dasselbe verständlich. Ein württembergischer Dorfschullehrer mit Begeisterung für deutsche Literatur und Sprache hat sich gewisse Kenntnisse auf deren Gebiet angeeignet. Unter seinen Verhältnissen ist dies um so respektabler, und man hat ihn zunächst mit Recht von verschiedenen Seiten ermuntert. Nun ist ihm aber die Anerkennung zum Verderben geworden, er

hat alles Maß seiner Leistungen verloren und macht sich jetzt mit unbefugtem Dareinreden auf Gebieten breit, wo ihm alles Wissen und Urteil fehlt. In dem vorliegenden Buche hat er ein erhebliches Material mit viel Mühe zusammengetragen und dies wird man ihm gerne als Verdienst zurechnen. Aber Urteil und Reflexion ist ungenügend, unverständig, verdreht. Es ist unmöglich sich im einzelnen mit ihm auseinanderzusetzen.

Tübingen. K. Bohnenberger.

Osborn M., Die Teufelliteratur des XVI. Jahrhunderts. (Sonderabdruck aus Acta Germanica III, 3.) Berlin, Mayer und Müller. 1893. 5 M.

Die vorliegende Schrift, die hier leider später zur Besprechung kommen muß als es dem Referenten lieb ist, füllt eine längst empfundene Lücke in dankenswerter Weise aus. Mit großer Sachkenntnis und Umsicht hat der Verfasser einen kultur- wie literarhistorisch wichtigen Zweig der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts herausgegriffen und in ansprechender Weise dargestellt. Die Personifikationen der einzelnen Laster und ihre Vorführung unter Teufelsgestalt verkörpern so charakteristisch einen der bezeichnendsten Züge des Reformationszeitalters, daß eine monographische Behandlung des literarischen Niederschlages dieser Richtung durchaus gerechtfertigt ist. Ein einleitendes Kapitel orientiert gut über die Entstehung dieser Literatur: nach einem Rückblicke auf ähnlich geartete Personifikationen des Mittelalters und des 14. und 15. Jahrhunderts wird des verwandten Verfahrens gedacht, durch welches seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Laster in Narrenkleider gesteckt werden. Gewiß ist nun diese Einkleidung in manchen Zügen für die Teufelsliteratur vorbildlich gewesen; äußere Zeugnisse dafür bringt der Verfasser freilich nicht; aber es ist dem Referenten nicht zweifelhaft, daß solche noch an den Tag kommen werden. (Der umgekehrte Vorgang, wie die Teufelsmaske in die Narrenkappe übergeht, wird S. 18 aus dem endenden 15. Jahrhundert belegt.) Einen breiten Platz nimmt dann in der Entwickelung naturgemäß Luther ein, bei dem die wichtigsten Typen bereits ausgebildet sind. Freilich die von ihm herausgegebene Epistola de miseria Curatorum seu plebanorum (1489 zuerst erschienen) hat den großen Einfluß auf das Zustandekommen dieser Literatur, den man ihr zuschreiben wollte, nicht gehabt (S. 30, wo eine Nachahmung der Epistola von 1557 aufgeführt wird, die aber aus dem eigentlichen Rahmen der Teufelsschriften herausfällt). Wohl aber haben gelegentlich von Luther ausgesprochene Teufelspersonifikationen den größten Einfluß gehabt und der breiteren Darstellung vorgearbeitet; zuerst bringt Chryseus (1544) den Hofteufel auf die Bühne; dann folgt, unabhängig von Chryseus M. Friederich mit seinem Saufteufel, in welchem er unmittelbar an eine bekannte Aeußerung Luthers anknüpft; hierauf A. Musculus, vielleicht unter Friederichs Einflusse, mit seinem Hosenteuffel (1555), dem er dann noch einen Fluchteuffel, Eheteuffel und eine summarische Charakteristik des Teufels und seines Wesens folgen ließ (1556). Sowohl Musculus, der eine Art Liste der Laster aufstellte, die noch in gleicher Weise zu personificieren und auszumalen seien, als namentlich auch Cyriacus Spangenberg haben am meisten für die weitere Bearbeitung dieser eigentümlichen Literaturgattung gewirkt; Spangenberg ebenso durch seine beiden Teufelsschriften: Jagteuffel (1560) und: Die bösen Sieben ins Teuffels Carnöffelspiel (1562) wie durch die persönliche Anregung, die er gab, und die brauchbaren Notizen, die seine übrigen Schriften lieferten. Teils der bequem zu verarbeitende und zu verbreiternde Stoff, teils die Form der Predigt oder wenigstens der predigtähnlichen Abhandlung reizte zahlreiche Pastoren zur Bearbeitung des Gegenstandes, und da diese Literatur sich großer Beliebtheit erfreute, so faßte der Buchhändler Feyer-

abend die zahlreichen gleichartigen Schriften unter dem Namen: Theatrum diabolorum zu einer Sammlung zusammen (1569), die er noch zweimal (1575; 1587 und 1588; die dritte Ausgabe umfaßt zwei Bände) erscheinen lassen konnte — ein Zeichen, wie sehr das Unternehmen dem Geschmack des Publikums entsprach. Eine sehr anziehende Betrachtung hat der Verfasser im zweiten Kapitel den Teufelsbüchern gewidmet, die einen etwas allgemeineren Charakter tragen. Zunächst wird die unter dem Namen: „Der Teuffel selbs" (1568) von J. Hocker († 1566) und H. Hamelmann († 1595) verfaßte Monographie behandelt, die in ihrer zweiten Hälfte den Zauberteufel (1563) von L. Milichius († 1575) benutzt. Wertvoll ist namentlich noch der Nachweis des großen Einflusses, den J. Wierus' bekanntes Buch: De praestigiis daemonum (1563) selbst auf die hier behandelte Literatur ausgeübt hat. Hocker und Hamelmann stehen ersichtlich unter seiner Einwirkung. Milichius konnte ihn im Zauberteufel noch nicht kennen, da Wierus und sein Buch in dem gleichen Jahre erschienen, dagegen zeigt seine spätere gleichartige Arbeit, der Schraptenfel (S. 145 ff.), wie seine Anschauungen durch Wierus' freiere Gedanken umgestaltet worden sind. Außer Hocker, Hamelmann und Milichius gehören in diesen Zusammenhang noch A. Musculus mit seinem anschaulichen und lebendigen Traktat: Von des Teuffels Tyranney und Hockers polemische Schrift gegen die gaunerischen Teufelsaustreibungen: Wider den Bannteufel (1564). Das dritte Kapitel ist der Betrachtung der dämonischen Personifikationen einzelner Laster und Sünden gewidmet: des Neides, der Schmeichelei, der Lüge und üblen Nachrede sowie der Melancholie. Die in diesem Abschnitte zusammengefaßten Schriften sind von sehr ungleichem Werte; leblos und trocken ist der Geiz- und Wucherteufel des Edelmanns Albrecht von Blankenburg (1562), während die dem Traktat vorausgeschickte Vorrede von Andreas Theobald Mercker aus Eisleben frisch und lebhaft einherschreitet; der von Feyerabend nicht aufgenommene Geizteufel Joh. Brandmüllers (1579) steht ungefähr auf dem Standpunkte der Arbeit Blankenburgs. Durch anschauliche Schilderung und lebendige Vergegenwärtigung erfreut dagegen Joh. Rhode in seinem Neidhard oder Neidteufel (1582), während er in einer früheren Teufelsschrift: Schmeichel- oder Fuchsschwentze-Teufel (1581) wenig Interesse zu erwecken versteht. Die zuletzt erwähnte Arbeit Rhodes nahm daher Feyerabend auch nicht auf, sondern er wählte anstatt ihrer den Schmeichelteufel von Hermann Heinrich Frey (1544 bis 1599, erster Druck nicht nachgewiesen; Frey verfaßte auch einen Geldnarren). Diesem schließt sich der Lügen- und Lästerteufel von Conrad Porta an (1581), ein ohne sonderliches Geschick entworfenes Buch, dessen Vorrede durch die Benützung von Erasmus' Schrift: de lingua bemerkenswert ist (vgl. auch S. 67 der Einfluß des gleichen Erasmischen Buches auf J. Pollicarius). Ganz auf den von Luther ausgebildeten Vorstellungen beruhen die Sorgeteufel und melancholischen Teufel; übermäßige Sorge im Hab und Gut erschienen ebenso wie Melancholie als Eingebungen des Satans. Auf diesem Anschauungskreise beruhen der Sorgeteufel von Andreas Lang (1573), die beiden Predigten von Laurentius Drabitius: „Herzenstrost wider den Sorgenteufel" (1585) und der „melancholische Teufel" von Simon Musäus (1572), ein in seiner Anschauungsweise philisterhaftes Buch, das auch nicht eine Spur von jener Großheit und Tiefe der Auffassung aufweist, die wir in Dürers bekanntem Stich, der Melancholie (1519) bewundern, aber sich durch eine muntere und lebhafte Darstellung auszeichnet. Abhängigkeit des Drabitius von Lang, die auch wahrscheinlich ist, wird behauptet; ebenso soll Lang durch Musäus angeregt sein; ein etwas näheres Eingehen auf den angeblichen Zusammenhang zwischen den beiden zuletzt genannten Männern wäre recht erwünscht gewesen, da der Verfasser für die S. 70 ausgesprochene Vermutung keine weiteren Anhaltspunkte giebt. — Direkt oder indirekt

mit dem Wirtshausleben beschäftigt sich die Literatur, die der Verfasser in seinem vierten Kapitel behandelt; neue Farben für dieses Lieblingsthema des 16. Jahrhunderts haben die besprochenen Schriften allerdings nirgends beigesteuert, sie wirtschaften fast durchweg mit dem herkömmlichen Material. Friedrichs Saufteufel (1551) ist durch Joh. v. Schwarzenbergs allerliebstes „Büchlein wider die Zutrinker" (1512) angeregt, das Friedrich später auch, allerdings verunstaltet, seiner Schrift anfügte und das auch Eustachius Schildo zu seinem Spilteufel (1557) die Anregung gab. Den Tanzteufel behandelte Florian Daule (1567); hervorzuheben sind hier die vorausgeschickten Bemerkungen über die Stellung der Geistlichen des 16. Jahrhunderts zum Tanze, durch die Böhmes auch sonst vielfach erweiterungsfähige Darstellung in einigen Punkten ergänzt wird. Musculus' Fluchteufel (1561) und der Faulteufel von Joachim Westphal (1563) werden im Anschluß an die Wirtshausliteratur behandelt. Die populärsten aller Teufelschriften, dem ausgezeichneten Hosenteufel von Musculus (1555) führt das vierte Kapitel mit den notwendigen kulturhistorischen Erläuterungen vor; dem Hosenteufel nahe verwandt ist der Krausteufel von Johannes Strauß (1581), während die im Theatrum Diabolorum aufgenommene Predigt von hoffertiger ungestalter Kleidung u. s. w. von Lucas Osiander (1586) eigentlich nicht in das Sammelwerk gehört, da ihr die Teufelseinkleidung fehlt. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der Mode auch in dem geschickt ausgeführten Hoffarthsteufel des oben bereits erwähnten Joachim Westphal ein. (1565, mit einer anziehenden Einleitung von Cyriacus Spangenberg, die im Theatrum diabolorum weggefallen ist.) Einen ähnlichen innigen Zusammenhang mit den beliebtesten Typen der Volksliteratur wie die im vierten zeigen die im nächstfolgenden Kapitel behandelten Schriften. Den Teufelsbüchern, die die Ehe und die Frauen behandeln, stand in der weiberfeindlichen Literatur ein reiches, dankbares und im 16. Jahrhundert immer wieder gern vernommenes Material zu Gebote. Den bei Rebhuhn zuerst belegten, wahrscheinlich aber schon früher geschaffenen Eheteufel führt Musculus (1556) näher auf. Er wandte sich hauptsächlich gegen die Ehemänner, während Nicol. Schmidt: Von den zehn Teufeln ꝛc. 1557 hauptsächlich die Frauen geißelte, Adam Schubart in seinem Hausteufel (1565) die Vorwürfe gleichmäßig auf Männer und Frauen verteilte. Die beiden zuletzt genannten Schriften heben sich aus der Masse der übrigen Teufelsschriften durch die Verwendung der poetischen Form heraus, die Schmidt übrigens sehr unglücklich, Schubart mit größerem Geschick handhabt. Auch nach Komposition und Darstellungsgabe verdient Schubarts Werk vor dem Schmidts durchaus den Vorzug. Feyerabend nahm beide Werke nicht auf; außer Musculus' Eheteufel weist aus unserem Gebiete das Theatrum diabolorum den Hurenteufel von Andreas Hoppenrodt (1558) auf. Nicht ganz in diesen Zusammenhang gehört der von Osborn diesen Schriften angeschlossene GesindTeuffel von Peter Glaser (1564); der Verfasser hält die Einwirkung von Musculus' Eheteufel auf dieses Buch für wahrscheinlich; wie denn Musculus' Schrift nach S. 120 auch auf Schubart gewirkt haben soll; gern sähe man dies etwas näher ausgeführt. Den breitesten Raum in dem: Theologisches überschriebenen sechsten Kapitel nimmt die vortreffliche satirische Schrift von Cyriacus Spangenberg ein: Wider die bösen Sieben ins Teuffels Carnöffelspiel 1562 (wuchtige Streitschriften gegen sieben papistische Gegner Pius IV., Dominicus Limpricius, Friedrich Staphylus, Stephan Agricola, Kardinal Contarini, Jaspar von Gennep und der Bischof Johannes Hosius), über deren Einkleidung der Verfasser hübsch berichtet. An Kraft des Ausdrucks und ungestümer Wut gegen die Gegner kommt Johannes Schütz in seinem Sakramentsteufel (1581) Spangenberg nahe; das Buch ist für die Geschichte des Sakramentsstreites und der Art der damals üblichen theologischen Kampfesweise ein bezeichnendes, leider keines-

wegs vereinzeltes Zeugnis. Außer diesen beiden Schriften sind diesem Stoffgebiet noch zuzuzählen der Heilige Kluge und Gelehrte Teufel von Andreas Fabricius (1567), von dem auch ein bisher unbekannter, handschriftlicher Nachtrag zu dem Buche auszugsweise mitgeteilt wird (über etwaigen Einfluß Spangenbergs wäre jetzt der Briefwechsel zwischen Georg und Andreas Fabricius, ed. Peter, Meißen 1891/92, Nr. 83 ff. zu vergleichen); der Sabbathsteufel von Kaspar Faber (wahrscheinlich 1567, gegen Entheiligung des Sabbaths gerichtet) und der Pfarr- und Pfründbeschneiderteufel von Christoph Marstaller (1575; gegen die Mißstände, die sich aus der Einrichtung der Landeskirche und dem Patronatswesen ergaben). Eine etwas bunte Gesellschaft lernen wir im siebenten Kapitel näher kennen. Des bereits erwähnten Milichius Schrapteufel (1556) hat in der Tendenz mit Marstallers Buch eine gewisse Berührung; es wendet sich hauptsächlich gegen die an Höfen herrschenden Unsitten und Mißstände. Den gleichen Gegenstand, aber mit weiser Beschränkung und unleugbarem dramatischen Geschick behandelt Johannes Chryseüs in seinem, überall Anregungen Naogeorgs aufweisenden und auch von Rebhuhn beeinflußten protestantischen Tendenzdrama den „Hofteufel" (1545), dem Osborn eine ansprechende Würdigung zu Teil werden läßt. Mit gegen die höfischen Kreise wendet sich auch der recht gelungene Jagteufel von Cyriacus Spangenberg (1560). Ganz schematisch trocken und mehr eine juristische Abhandlung, die das dem Verfasser vorschwebende Ideal der Gestaltung der Rechtsverhältnisse ausmalt, ist der „Gerichtsteufel" von Georg am Wald (1580), während der Eydteuffel von Christoph Obenhin (1574) doch mehr auf die realen Verhältnisse eingeht und hauptsächlich den Mißbrauch des Eides geißelt. Mit den gartenden Landsknechten, die, wie bekannt, seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts eine allgemeine Plage Deutschlands geworden waren, beschäftigt sich (wenn auch nicht ausschließlich) der „Bettel- und Garte-Teuffel" von Ambrosius Rape (1586/87). Die Schrift von Hermann Strack: Wider die Zween Pestilenzteuffel Deber und Cheteb genannt (nur im Theatrum diabolorum) ist durch die furchtbaren Volkskrankheiten des 16. Jahrhunderts veranlaßt, zu deren Bekämpfung er sowohl religiöse als auch sanitäre Mittel empfiehlt; daß Andr. Musculus' Schrift: Gewisse und bewerte Artzney wider die Seuche der Pestilenz den Verfasser zu seiner Arbeit angeregt, ist nicht unwahrscheinlich, hätte sich aber vielleicht noch näher darthun lassen. Das vorletzte Kapitel stellt sehr lehrreich die gemeinsamen Motive, den Charakter und Stil der Teufelsbücher auf und liefert dadurch einen besonders wertvollen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Es lehrt uns die pessimistische Stimmung kennen, aus der heraus die Verfasser der Teufelsbücher schrieben, zeigt sie in ihrem Haß gegen die beiden Genossen des Satans, den Türken und namentlich den Papst, ebenso wie in ihrer Verehrung für Luther; es weist den Einfluß von Luthers Ausdrucks- und Darstellungsweise auf die Teufelsschriften nach und stellt die dogmatischen Anschauungen fest, die den Teufelsbüchern zu Grunde liegen und die natürlich streng lutherisch sind. Besonders anziehend ist das Verzeichnis der citierten Schriftsteller und der benützten Quellen. Ferner wird auf den Patriotismus, die konservative Gesinnung der meisten dieser Schriftsteller aufmerksam gemacht; die Gleichartigkeit der Komposition bei den verschiedenen Teufelsbüchern wird dargethan, ebenso das geringe Geschick, mit dem häufig die Einkleidung bewerkstelligt ist; was durch diese Mängel der Teufelliteratur an literarischem Wert abgeht, das ersetzt sie reichlich durch das reiche Material, das sie dem Kulturhistoriker für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet. Die Ausläufer der Teufelliteratur im 17. Jahrhundert kommen im letzten Abschnitt zu ihrem Rechte (nachgeahmt wird namentlich Musculus' Hosenteufel zur Bekämpfung des Alamodewesens, weiter besonders Glasers Gesindeteufel; gelegentlich auch andere).

Es kam dem Referenten vor allen Dingen darauf an, einen genauen Ueberblick über den Inhalt des reichhaltigen Buches zu geben, um damit vielleicht dem einen oder anderen Leser, dem Zeit und Gelegenheit zum Einsehen der Schrift fehlt, nützlich zu sein. Da der Referent seit vielen Jahren für den gleichen Gegenstand gesammelt hat, so wäre es ihm wohl möglich, im Einzelnen manche kleinen Nachträge und Hinweise zu geben. Er verzichtet aber darauf, zumal wohl der Verfasser selbst manche Notizen bei Seite gelegt und stillschweigend der Oekonomie des Ganzen geopfert hat.

Berlin. Georg Ellinger.

Goethes Werke. 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von A. G. Meyer und G. Witkowski. — [Deutsche National Literatur. Band 217]. Stuttgart, Union. 2.50 M.

Es ist merkwürdig genug, wie lange wir auf eine gute Ausgabe von Goethes Aufsätzen über bildende Kunst haben warten müssen. Für die Beurteilung der ihnen zu Grunde liegenden Absichten und für ihre innere Anordnung, für ihre Sammlung und Sichtung, für ihre Erklärung war von verschiedenen Bearbeitern Manches gethan; dennoch hatten der Kunsthistoriker und der Literarhistoriker, die sich diesmal zur Arbeit vereinigt haben, nicht bloß in jedem dieser Punkte viel nachzutragen, sondern sie haben auch als die Ersten alles dreies zusammenfassen und aus dem einen Gesichtspunkt den andern kontrolieren müssen.

Schon dadurch wird ihre mit großer Sorgfalt und entschiedenstem Geschick vorgenommene Ausgabe ihren dauernden Wert behalten. Sie haben von und in Goethes Kunstschriften kleineren Umfangs manches wieder entdeckt und haben energisch den „Plan" betont, der gleichsam als leitender Geist hinter all diesen Einzeläußerungen steht (S. LX f.). Man wird deshalb natürlich doch nicht in allem Einzelnen ihrer Meinung sein. Zu einigen Punkten sei es gestattet, abweichende Ansichten zu äußern.

In den Einleitungen, die die Entwickelung von Goethes Geschmack und Urteil in den bildenden Künsten vorführen, haben beide Herausgeber sich bemüht, besonders die ersten Einwirkungen zu verfolgen: die der Leipziger Kunstsammlungen z. B. (S. XI). Ausgezeichnet sind die Bemerkungen über Goethes Studium in Italien (S. XXI f.). Dagegen kann ich mich nicht mit ihnen dem Urteil Auerbachs anschließen, K. Ph. Moritz habe vor seiner Bekanntschaft mit Goethe schon fast dieselben Anschauungen wie nachher vorgetragen (S. 3 Anmerkung); dies scheint mir keineswegs bewiesen und auch nicht wahrscheinlich. — In Witkowskis Einleitung befremden (S. 665) die Worte, Goethe habe bald „das Unwahre und Handwerksmäßige der Schauspielkunst" erkannt. Sieht man auf die große Masse, so trifft diese starke Verurteilung den Maler oder Romanschreiber nicht weniger; sieht man auf die Meister, so trifft es einen Iffland oder Fleck nicht mehr als einen Dannecker oder Cornelius. Richtig ist ja, daß Goethe schon im Wilhelm Meister den Schauspieler typisch als den Mann der halben Lebenswahrheit darstellt, richtig auch, daß er sich von der Bühne immer mehr abwandte und zuletzt sehr hart über ihr Treiben urteilte. Aber die Schuld daran trugen die Künstler, nicht die Kunst — und sie trugen sie großenteils in seinen Augen um solcher Sünden willen, die wir ihnen zur Tugend anrechnen. Für Goethe fiel eine Theateraufführung entschieden in das Bereich der bildenden Künste, und ich kann deshalb nicht mit Witkowski Koch recht geben, der die Theater-Aufsätze zu den Literaturschriften statt zu denen über bildende Kunst gerechnet haben will; ich billige hier die Anordnung der Herausgeber in einem Punkt, in dem sie selbst sie preisgeben. Das gesamte Bühnenbild und die Sym-

phonie der deklamierenden Personen war für Goethe die Hauptsache. Nun aber strebt die schauspielerische Individualität, sich stärker geltend zu machen, und es entstand hier der gleiche Conflikt, wie gegenüber neuen Regungen auf andern Gebieten; Goethe urteilt über das Leipziger Theater wie er über Heinrich v. Kleist urteilt. Hieraus ging denn beim Theater wie bei Malerei und Skulptur sein entschiedener Mißerfolg (S. XXXI) hervor, der ihn gegen die Schauspieler erbitterte; wären sie dem, was jetzt uns unwahr und handwerksmäßig scheint, dauernd treu verblieben, so hätte er an ihrer Kunst so viel Freude gehabt wie an der der Weimarer Olympioniken Kolbe und Genossen.

In Bezug auf Sammlung und Sichtung haben die Herausgeber im Ganzen wohl das Richtige getroffen. Zweifelhaft scheint mir die Autorschaft bei den Miscellen (S. 123), und bei dem Aufsatz über Majolika-Gefäße (S. 225); bestimmt möchte ich Goethe das Archäologische Gutachten (S. 148) absprechen und in der Nachricht von altdeutschen Kunstschätzen (S. 257) doch Wustmanns Behauptung mehr Zutrauen schenken als die Herausgeber. Ganz sicher halte ich mit ihnen das wichtige Schlußwort (S. 275) für Goethisch.

In der Erklärung endlich hatte ich besonders in dem kunsthistorischen Teil fast nur zu lernen. Mit dem Urteil, daß Goethes Einfluß auf die Gestaltung von Schadows Blücherdenkmal nur als ein ungünstiges bezeichnet werden kann (S. 294 Anmerkung) muß ich übereinstimmen; dagegen würde ich beim „Sammler" nicht so kategorisch erklären: „Der Philosoph ist Schiller" (S. 93 Anmerkung); benutzt sind ja sicher Schillersche Ideen und Worte. — Hat Goethe in der Kunstübersicht (S. 167) absichtlich „Schole" geschrieben, wie die Herausgeber nach den Propyläen drucken? denkbar wäre es, aber ich glaube doch eher an einen Schreib- oder Druckfehler. — Die Bibliographie ist überall reichhaltig, ohne mit überflüssigen Titeln zu prunken. Zu dem von Minor und schon früher von Hirzel für Goethe entdeckten „Alten Gemälde" wird (S. 236 Anmerkung) dem Goethe-Bearbeiter der zweiten Auflage von Goedeke wieder einmal eine Behauptung nachgewiesen, die der Wahrheit nicht entspricht.

Man sieht, es ist nicht eben viel, was wir anzumerken haben; im Ganzen haben wir den bedeutenden Fortschritt über frühere Ausgaben, auch über die verdienstliche bei Hempel, dankbar anzuerkennen. Nur ein Inhaltsverzeichnis nach Schlagworten hätten wir sehr gern gesehen; aber sein Fehlen wird dem Gebrauch der vorzüglichen Bearbeitung hoffentlich keinen Schaden thun!

Berlin. Richard M. Meyer.

Poppenberg F., Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals." (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie Nr. 2.) Berlin 1893, C. Vogts Verlag. 8°. 1.80 *M.*

Zu Zacharias Werners Gesamtpersönlichkeit ist der Hauptschlüssel noch nicht gefunden. Was an biographischem Material in größeren und kleineren Stücken von Hitzig, Schütz, Carlyle, Düntzer und anderen aufgebracht wurde, gibt nur teilweise Aufschluß über diesen brünstigen Thyrsosträger der Romantik und sammelt seine widerspruchsvollen Züge nicht zu einem Gemälde. Einen interessanten Versuch, dem Verständnis für Werner durch die Analyse seines ersten und umfänglichsten Werkes einen neuen Weg zu bahnen, macht Poppenbergs Arbeit, eine Berliner Dissertation. Sie unternimmt es, mit der Fackel einer modern geschulten Kritik die Schachte und Teufen dieses seltsam zerklüfteten dramatischen Bergwerks abzuleuchten und das Kreuz und Quer der Einwirkungen zu fixieren, unter deren Macht es Gestalt gewonnen hat. Ein einleitender Ueberblick sondiert das Verhältnis zwischen Aufklärung und Romantik. Ein zweiter

Abschnitt geht auf Werners bizarre Persönlichkeit ein und sucht den Generalnenner seines geflickten und gefleckten Charakters zu bestimmen. Der Einfluß Böhmes und Rousseaus, mehr noch der Zeitgenossen Johann Jakob Munch und Christian Mayr wird dem idealisierten Neokatholizismus Werners, dieser gnostisch-mystischen Gefühls- und Kunstreligion, als Voraussetzung unterlegt. Den eigentlichen Kern der Arbeit bildet eine sehr subtile Untersuchung des zweiteiligen Opferflammendramas „Die Söhne des Thals", in dem maurerischer Altruismus, religiöse Ekstase und überreizte Flagellantenwollust zu einer höheren Einheit verschmolzen werden sollen. So weit es überhaupt möglich ist, in der arg verquollenen Masse der zwölf langen Akte einen leitenden Faden zu finden und zu verfolgen, hat Poppenberg diese Aufgabe mit Geschick und Verständnis gelöst: freilich muß auch er am Schlusse seiner Analyse zugeben, daß nur „als psychologisches Denkmal", nicht als poetisches Kunstwerk die Wernersche Dichtung einer so eingehenden Betrachtung wert erscheine. Ein anschließender Exkurs über die erotische Mystik in der deutschen Literatur faßt die verschiedenen Erscheinungen zusammen, die sich am Kreuzungspunkte von Religion, Wollust und Grausamkeit begegnen, von Scheffler und Spe bis zu Novalis und Hebbels Holofernes. Den Abschluß bildet die äußere Geschichte der „Söhne des Thals" und eine Prüfung ihrer technischen Beschaffenheiten. Im Ganzen faßt Poppenberg Werner mit Recht weniger als Dichter im besonderen, denn als Vertreter einer geistigen Strömung auf, dem die poetische Form seiner Werke nach Frau von Staëls Ausspruch mehr Mittel, als Endzweck war. Es wäre sehr erwünscht, wenn die vorliegende, gut abgerundete Untersuchung seines charakteristischen Werkes sich später zu einer zusammenfassenden Betrachtung von Werners Leben und Streben überhaupt erweiterte: freilich dürfte sie sich nicht so sehr in kleine Einzelheiten verlieren, wie es bei diesem specimen dissertationis der Anspruch auf die wissenschaftliche Gründlichkeit des Verfassers anders nicht zuließ.

Berlin. Josef Ettlinger.

Cardauns, H., Die Märchen Clemens Brentanos (Schriften der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.) Köln, 1895. Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem. 1.80 *M.*

1. Cardauns' Untersuchung.

Die Märchen Clemens Brentanos sind eins derjenigen Werke, an welchen er von seinen poetischen Anfängen bis zuletzt gearbeitet hat. Gelegentliche Aeußerungen in Briefen weisen darauf hin. Zwei Märchen wurden fast wider seinen Willen in den zwanziger Jahren von Freundesseite veröffentlicht. Das Gockelmärchen eignete er selber 1838 Frau Marianne von Willemer zu. Schließlich sind die Märchen doch unfertig nachgeblieben und von Guido Görres unvollkommen herausgegeben worden. Ich berühre dies alles nur obenhin, weil Cardauns' neues Buch darüber jeden wissenswerten Aufschluß gibt.

Im allgemeinen hat mich die Erfahrung gelehrt, daß mit der nachträglichen Veröffentlichung nicht vollendeter Werke, wenn sie in größerem Umfange geschieht, dem historischen Gesamteindruck eines Schriftstellers öfter geschadet als genützt worden ist. Das Unvollendete stellt sich doch allmählig

neben das Vollendete. Es verlangt mitbeurteilt zu werden und zieht notwendig den allgemeinen Wert des Autors nieder. Es stellt meistens mehr „Probleme", als das Abgeschlossene, und lenkt demgemäß die literarhistorische Forschung in erhöhtem Maße auf sich. Die Literatur über nicht vollendete Werke wächst dann unverhältnismäßig an, und die Hauptschriften stehen leicht zurück. Wir pflegen, wie sich besonders an Rekonstruktionen oder Kompletierungen erkennen läßt, in solchen Fällen von dem Ueberkommenen wie von einer festen Grundlage auszugehen, und können doch nicht wissen, ob nicht vielleicht der Autor im Fortschritt seiner Arbeit jede Zeile hätte ändern oder umgestalten müssen. Die neuere deutsche Literaturgeschichte hat eine größere Anzahl solcher Aufgaben behandelt und zu lösen gesucht. Ueber die Unsicherheit des Ergebnisses wird sich niemand täuschen dürfen.

Auch über Brentanos Märchen, die nun einmal durch Guido Görres da sind, werden wir schwerlich ganz ins Reine kommen, und Cardauns' glücklich zusammenfassendes wie selbständig förderndes Buch nehme ich auch hierfür als eine neue Bestätigung, welcher er sich freilich, nach S. 2, selber nicht verschließt. Cardauns will möglichst tief in das Wachstum der Märchen eindringen und ihre Wurzeln frei legen. Hauptsächlich arbeitet er mit gedrucktem Material. Doch stand ihm auch aus Friedrich Böhmers Nachlaß ungedrucktes (S. 2. 57) zu Gebote, wenn es ihm auch nur wenig Nutzen bringen konnte.

Wie in Brentanos Jenenser Anfängen alle Keime seiner späteren Thätigkeit sich regen, so sehen wir ihn schon damals deutsch-epischen Stoffen und italienischer Novellendichtung zugewandt. Dies sind die beiden Quellgebiete für die Märchen. Sie teilen sich in solche, die man nach ihrer Herkunft als „italienische" oder als „deutsche Rhein-Märchen" bezeichnet hat. Jene stützen sich besonders auf Basile und Madame de Villeneuve, fast nicht auf Carlo Gozzi, diese ruhen auf dem Grunde volksmäßiger deutscher Sagenbildung. Aus dem Bereich der älteren deutschen Literatur, den Liedern des Wunderhorns und eigenen persönlichen Erlebnissen sind allerlei Motive entlehnt und eingewoben worden. Ohne Zweifel hat Cardauns unsern Blick in diese Dinge vertieft. Aber das bleibt bestehen: die ganze Art der Dichtung, das Um- und Neugestalten älterer Stoffe macht die Märchen doch zu den ureigensten Phantasiegebilden Clemens Brentanos. Dies Verschmelzen der italienischen Erzählungen in deutsche Märcheneinfachheit war nur einem Dichter möglich, dem diese wunderbare Mischung italienischen und deutschen Wesens gleichsam schon im Blute lag.

Literarische und persönliche Beziehungen hat Cardauns in großer Zahl behandelt oder neu aufgewiesen. Da er selbst zu einer Nachlese auffordert, so will ich noch einiges notieren, was ich mir bei früherer Lektüre ohne planmäßige Absicht in meinem Exemplar angemerkt habe. Wo im Gockelmärchen Gackeleia tüchtig die Rute erhält und sie schreit:

Mutter, halt! o Jemine!
Halt sie auf, sie thut sich weh!

und Gockel immer zuschlägt und schreit:

Fitze, fitze, Domine,
Thut die ganze Woche weh!

liegt doch eine Erinnerung an ältere literarische Formen zu Grunde, deren eine wir, wie H. Grimm bemerkte, z. B. in Musäus' Moralischer Kinderklapper, Gotha 1788, auf S. 14 treffen, wo des Spiegels Hinterwand gegen das vorwitzige Kind gleichfalls der Hauszucht strenges Werkzeug darbietet:

Du böses Stück!
Fik, fik, fik, fik!
„Ach das thut weh!
„Her Je! Herr Je!
„Ach! das thut weh!

und Cardauns hat nur darin Recht, daß er für den Ausdruck „Fitze, fitze, Domine" auf die seiner Zeit sehr bekannte Konditorei mit Lesekabinet von Vicedomini (Berlin, Königstraße) hinweist. Im Fanferlieschen spielt von S. 382 an die Leonorendichtung Bürgers oder des Wunderhornes mit. Der „gütigst teilnehmende Gesangverein", ebenso der „anwesende Zezellerie-Singverein" (S. 359. 363) soll die Zeltersche Liedertafel sein, und natürlich ist „unser Besserdichianischer gefeierter Sänger" Arnim, wie ja Cardauns (S. 54) das „besonders gedichtete Nationallied" richtig in Arnims Erneuung der drei Erznarren Christian Weises, im Wintergarten, aufgewiesen hat. Dazu schickt es sich vortrefflich, daß die sich durch das Fanferlieschen ziehenden Reime „Juch! Juch! über die Heide, Fünfzig Messer in einer Scheide!" gleichfalls aus Weise entnommen sind (vgl. E. Schmidt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 356), dem Brentano z. B. auch im Wunderhorn 1, 251 folgt. Der „Superintendent und Gardestadtwehrbürgermilitärlinienschützenkorpsbischof Schleicher" dürfte auf Schleiermacher deuten, dem Brentano nie recht gewogen war, und vielleicht wird dort auf seine Einsegnung des Landsturms 1813 angespielt. Die Schilderung des „Erziehungsinstituts" könnte auf Erfahrungen zurückgehen, die Brentano im Heidelberger Verkehr mit Caroline Rudolphi, die auch seine Tochter Hulda erzog, gemacht hatte. Im Klopfstock (S. 68) regt sich, wie im Philister, der Widerspruch gegen die Berliner Sprachreiniger, und kurz zuvor (S. 62) klingt der Fischer Goethes an. Gegenüber dem im Wunderhorn (2, 282) modernisierten und gestörten Reimpaar „weh: mehr" ist in den Märchen (1, 399) mit „weh: meh" die echte Form gewahrt.

Ueber die Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau hege ich indessen eine andre Meinung als Cardauns. Er spricht ihnen, freilich nicht allein, gegen Brentanos eigenes Zeugnis die frühe Entstehung ab und rückt sie bis 1838

hinauf, in welchem Jahre sie, dem Gockelmärchen angehängt, zuerst erschienen. Brentano sprach sich über diese Blätter in der Zueignung an Frau von Willemer aus. Sie seien flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika, d. h. natürlich der Limburger Chronika, der er seine Chronika eines fahrenden Schülers, 1803 (1818), nacherzählte. Er habe jedoch die Skizzen noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben bringen können. Also: die zugestandene, aber übrigens nicht so arge, Verschiedenheit des Tones berechtigt uns nicht, die gleichzeitige Entstehung zu bestreiten. Wir können nicht ausmachen, wie Brentano das Ganze, das ihm vielleicht nur dunkel vorschwebte, eingerichtet haben würde. Nur eine ordentliche Studie über die Limburger Chronik hülfe weiter. Das glaube ich jedoch zu empfinden, daß z. B. die rührende Festbetrachtung zum St. Sophientag (Schriften 4, 71) seiner ersten Frau Sophie gelte, und wenn ich die gewiß dort nicht bedeutungslose Anspielung auf das Rotkehlchen, das gar einfältiglich in Mutterſorgen überlege, wo und wie es sein Nestchen am sichersten bauen solle, mit dem verbinde, was er in froher Hoffnung dem sehnsüchtig erwarteten Arnim (S. 137) entgegenschreibt, so meine ich, daß dies Stück des Tagebuches der Ahnfrau im Frühling 1805 in Heidelberg gedichtet ist. Dergleichen schreibt man nicht über dreißig Jahre später. Wenn ich auch nicht leugne, daß Einiges vielleicht für den Druck 1838 geändert oder zugesetzt worden sei, so halte ich doch, bis zum klaren Beweise des Gegenteils, daran fest, daß das Tagebuch der Ahnfrau der Hauptmasse nach eine Jugendarbeit Brentanos ist.

Was wir jetzt Dank Cardauns' Untersuchung über die Märchen besser als vorher wissen, läßt uns doch noch keine völlig gesicherte, oder ich will sagen: bis auf den Grund dringende Resultate über das Vorrücken der Arbeit gewinnen. Für den vom Verfasser gern festgehaltenen Entstehungsabstand zwischen den „italienischen" (1806) und den Rhein-Märchen (1811) würde ich nicht eintreten. Die Aeußerungen zwischen Brentano und den Grimms scheinen mir die Thatsache zu enthalten, daß er neben der italienischen Quelle auch schon dänische und deutsche, gesammelte und noch zu sammelnde, Märchen in seinen Bereich zu nehmen strebte. Cardauns äußert sich an vielen Stellen auch über den poetischen und ästhetischen Wert der Märchen wie über ihre Gesamtkomposition. Sein Urteil ist in Lob und Tadel zwar scharf, aber eigentlich nie ungerecht. Hätte jedoch Brentano selbst sein Märchenbuch uns fertig vorgelegt, so würde er das Einzelne notwendig unter den künstlerischen Zwang, den das Ganze forderte, haben stellen müssen; und ich denke mir, daß er dann den einzelnen Märchen in einem sie alle umspannenden Rahmen ihren festen Platz gegeben hätte.

2. Zu den Beilagen in Cardauns' Buche.

Die Beilagen, die Cardauns am Schlusse seines Buches von S. 93 bis 116 abgedruckt hat, bestehen aus lesenswerten Erinnerungen der Frau

Charlotte von Ahlefeld an Clemens Brentano und Sophie Mereau in Weimar 1803 (vgl. Euphorion 2, 313 ff.), der Mitteilung einer älteren Fassung des Märchens vom Fanferlieschen nach der Abschrift Böhmers vom Jahre 1831, und zwei Briefen Arnims an Böhmer und den Bürgermeister Thomas in Frankfurt, 1827. Zu den beiden letzteren bemerke ich Folgendes.

Böhmer hatte Arnim durch Bettina um Auskunft über etwa in Wiepersdorf vorhandene Manuskripte Clemens Brentanos gebeten, und Arnim entsprach der Bitte in dem, bei Cardauns S. 100 gedruckten kurzen Brief vom 28. Februar 1827. Böhmer war mit Brentano 1823 in Frankfurt bekannt geworden. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, seit 1808, hatte Brentano endlich seine Heimatstadt wieder besucht, und in einem umfangreichen Schreiben aus Dülmen, 9. Januar 1824, schilderte er Arnim die Frankfurter Familienverhältnisse; darin heißt es (ungedruckt):

Einen sehr sinnvollen und gelehrten, äußerst gefälligen, regsamen jungen Mann habe ich an einem Doctor juris Friedrich Böhmer gefunden, manche anmuthige vertraute Stunde auf seinem Stübchen zugebracht und ihn bei den Brüdern (Franz und Georg Brentano) und (Schwager) Guaita eingeführt, was er jedoch nicht besonders sucht. Er wollte mich bis hieher begleiten, ward aber in Koblenz krank und kehrte zurück. Er praktizirt nicht, wohnt zwei Häuser von Göthens Haus bei seiner Mutter im alten Familienhaus, und hat sich ganz dem Studium der Kunst und zwar gründlich ergeben. Er war ein Jahr in Rom und alle die neuen dortigen Mahler und die neuen jungen deutschen Künstler sind seine ergebenen Freunde; er steht in lebhafter Correspondenz mit ihnen und ist ihre Hülfe und ihr Rath. Daher ist seine Stube, die viel wie der ganze Mann vom Wesen der Grimm (nur mehr Milde und weniger Schärfe) hat, voll Mappen, Skizzen, Probedrucken, Erinnerungsblättern. Er redigirt außerdem die Herausgabe von historischen Scriptoribus und hat eine große Freude an den Gedichten seiner poetischen Freunde, besonders Rückerts, die er meist handschriftlich besitzt.[1]) Er hat Dich und Deine Werke lieb, und wenn Du wieder nach Frankfurt kömmst, wirst Du einen Freund an ihm finden, der Dir ungemein viel Freude machen wird. Er ist bei dem Städelschen Institut, und der noch immer in der Hand ribelnde Kästner sein Collega,[2]) ich sah dieses wohlgetrocknete Weisheitsexemplar mehrmals zur ledernen Consultation bei ihm. Böhmer kennt ihn, weiß sich in Achtung bei ihm zu halten und benutzt ihn als Stimme bei Vorschlägen. Böhmer ist Freund von Schlosser.

Der Inhalt dieses Briefes war wohl Arnim aus dem Gedächtnis geschwunden oder mochte ihm doch nicht mehr genügen, als Böhmer drei

1) Böhmers Verhältnis zu Rückert ist bekannt. Er hat Rückert und seinen Freunden von der Bekanntschaft mit Brentano 1823 Mitteilung gemacht. Ein Nachklang ist es, wenn Carl Barth, Rückerts Freund, im Dezember 1823 an Böhmer schreibt: „Tadle mir nicht mehr auf solche Weise meinen lieben Rückert; lieber lasse alles, was ihn angeht, auf sich beruhen, bis er einmal so glücklich ist, wieder etwas zu machen, was Dir besser zusagt als das Bisherige. Hierbei kömmt mir der Herr Brentano in den Sinn: Sieh ihm doch scharf auf die Füße, ich habe manchmal Träume von Schlingen und Angeln. Nicht wahr, es ist ja der, der katholisch geworden ist?" Die Stelle entnehme ich Friedrich Reuters wertvollen Arbeiten über Rückert (Altona 1895, S. 10).

2) Gemeint ist Arnims und Brentanos Universitätsfreund Theodor Friedrich Arnold Kestner, Lottens Sohn.

Jahre später seine Bitte aussprach. Arnim fühlte sich jedenfalls zu einer intimen Auskunft nicht berechtigt. Böhmer suchte daher Thomas' Vermittlung nach, der sich in der Angelegenheit jetzt schriftlich an Bettinen wandte. Als Erwiderung an Böhmer hat sich nun ein Briefkonzept Arnims erhalten, das ich hier mitteile (ungedruckt):

Berlin, d. 7. April 1827. Seit einigen Tagen bin ich wieder in Berlin und finde ein Schreiben von Thomas an meine Frau, worin wiederum die Angelegenheit wegen der Manuscripte von Clemens in Anregung kommt, worüber ich gern Ew. Wohlgeboren eigne Ansicht nach denen von mir darüber mitgetheilten eiligen Nachrichten empfangen hätte. Da ich die Manuscripte noch einmal bei meiner Anwesenheit durchlaufen habe, so eile ich inzwischen Ihnen das weiter ausgesprochene Resultat meiner Untersuchung mitzutheilen. Das einzige bedeutende Werk darunter Der Comingo hat außer seinen vielen andern schon gerügten Vernachlässigungen noch mit etwas zu kämpfen, was jezt jede Bearbeitung von Seiten des Clemens hindern würde, wo das katolische Fieber noch in ihm fortwirkt, es ist nämlich eine Apologie der Camisarden hineinverwebt, die ohne das Ganze aufzulösen nicht hinausgeschafft werden kann. Er würde das ganze Buch verachten und dies scheint auch wohl der Grund zu sein, warum er es zurückgelassen, da er sonst nur Unbrauchbares mir zur Bewahrung übergeben hat, ich meine Dinge, die er von sich abgeschüttelt hatte, nämlich

1) Ein Drama, die Bearbeitung des wunderthätigen Puppenspiels nach der Uebersetzung von Bertuch, worin alle jezt mir selbst schon unverständlichen Scherze einer Gesellschaft, in die ich ihn hier eingeführt hatte, in mancherlei versteckter Art berührt sind.

2) Ein Drama aus Frankfurt ähnlicher Art, worin mancherlei Sandgässerscherze enthalten sind, sehr flüchtig für einen Tag geschrieben.

3) Eine Fortsetzung des Bürgergenerals, ein Scherz über Schmalz und dessen Denunziazionsschrift, aber leider nicht das vollständige Manuscript, sondern lückenhaft. Wohin das eigentliche Manuscript gekommen, wird Clemens wissen, ich dächte nach Cassel.

4) Eine Masse politischer dramatischer Versuche aus Wien, sämtlich unvollständig, eine Art Lobgedicht auf Schwarzenberg, unvollständig und nicht eben unterhaltend, nach meiner Ueberzeugung das Schlechteste, was er je geschrieben hat, mehr aus dem Wunsche, sich in Wien ein Schriftstellerschicksal zu bilden, hervorgegangen, als aus innerem Triebe.

5) Aus derselben Zeit mancherlei Kritisches über Theater, woraus sich ein Excerpt von Einfällen machen ließe, die wenn auch zuweilen nur aus dem Lusten hervorgegangen, sich seltsam der Mehrzahl gegenüber zu stellen, doch manches von der Seite artig beleuchten.

6) Mancherlei Entwürfe zu gedruckten Sachen, z. B. zu seiner Victoria, mehr durchstrichen als geschrieben.

7) Einige Scenen zu einem Gespensterdrama, das er nie weiter geschrieben, die Erzählung dazu fand er im Gespensterbuche von Apel.

8) Was ich an Liedern vorfand, hat er viel besser und vollständiger bei sich gehabt in einer mitgenommenen Mappe, es sind einzelne Verse meist oft ohne Zusammenhang, wie er sie in der Arbeit niederschrieb, ehe er das Rechte gefunden.

Ich bitte nun mir zu schreiben, was Sie abgeschrieben wünschen, mein Schulmeister wird mit den Abschriften nicht so theuer sein.

Diesen für Böhmer bestimmten Entwurf hat Arnim offenbar zu dem, bei Cardauns S. 101 abgedruckten, Briefe an Thomas, gleichen Datums,

umgestaltet. Das Konzept bietet inhaltlich mehr als der Brief. Im Einzelnen bemerke ich: Das Drama Comingo ist durch Varnhagens Benehmen 1811 in Prag für uns verloren gegangen (Arnim und Brentano S. 303 f.). Die Bearbeitung des wunderthätigen Puppenspiels von Cervantes kenne ich nicht; die „Gesellschaft, in die Arnim ihn in Berlin eingeführt hatte," war Arnims christlich-deutsche Tischgesellschaft. Die Fortsetzung des Bürgergenerals ist in der That einmal in den Händen Wilhelm Grimms gewesen, der das Stück 1816 (Stengels Hessische Beziehungen 1, 157) beschreibt: „Es heißt ‚der geheime Rath Schnaps' und ist eine Fortsetzung des Göthischen ‚BürgerGenerals'; es ist voll Witz und guter Einfälle, gedruckt kann es nicht wohl werden." Auch die Scenen zu einem Gespensterdrama werden, da Laun und Apels Gespensterbuch seit dem Jahre 1810 erschien, in Berlin entstanden sein.

Böhmer hat daraufhin von Arnim Brentanosche Schriften erbeten und empfangen. Denn am 7. Dezember 1828 schrieb Clemens aus Frankfurt an Arnim (ungedruckt):

Böhmer, der Deine Sendung erhalten, wird Dir nächstens schreiben. Was den Philister angeht, so kann ich für seinen Wiederabdruck in Berlin meine Einwilligung nicht geben: erstens, weil ich selbst mein Gewissen dadurch neuerdings durch meine Beistimmung würde belastet fühlen, indem er in geselliger Vertraulichkeit ausgelassen, manches allgemein und speciell einzelnen Heilige mit einer schwächere Gemüther verletzenden Ironie behandelt, ich will aber mit Einwilligung kein Aergerniß mehr geben, wo ich es verhindern kann; zweitens ist er ja in Berlin damals verboten und bei Wittich durch die Polizei gesucht worden; drittens will Görres ihn mit der gehörigen Durchsicht und Ergänzung und Besserung in München herausgeben, wo dann ohne Mühe alle Lust tragen[1]) sich befriedigen können.

Arnims Entwurf an Böhmer erwähnt „mancherlei Kritisches über Theater" und dementsprechend bei Cardauns S. 102 der Brief an Thomas ein „Convolut Theater-Kritiken, meist aus Wien, für eine dortige Zeitschrift geschrieben." Es sind natürlich hier Vorarbeiten, Manuskripte und Einzelnummern von und zu Bernards Dramaturgischem Beobachter gemeint, und da der verehrte Herausgeber des Euphorion, im Ergänzungsheft des zweiten Bandes von S. 64 an, über dieses Journal eindringlich berichtet hat, so gestatte er mir freundlich, daß ich zunächst an ihn die folgenden Bemerkungen als eine

3. Zugabe

zu der Anzeige des Cardaunsbuches richte. — In Bernards Dramaturgischem Beobachter wird, wie Sie festgestellt haben, Beethoven von Clemens Brentano gefeiert. Beethoven war der gesamten Brentano- v. Birkenstockschen Familie freundschaftlich zugethan. Es wird Ihnen aber auch willkommen sein zu hören, daß Beethoven mit Bernard in näherem Verkehr gestanden

1) So steht in der Handschrift. Vielleicht ist zu verstehen: alle die Lust tragen — oder: alle Lusttragende ꝛc.

hat. In seinen zu Leipzig 1861 erschienenen Wander-Studien bringt Robert Waldmüller (Edouard Duboc), freilich an einer Stelle, wo die Beethoven-Biographen es nicht gesucht und gefunden haben, Mitteilungen „Aus Beethovens spätern Lebensjahren", hauptsächlich auf Grund eines Tagebuches, das die Tochter eines Herrn del Rio, der zu Wien ein Erziehungsinstitut leitete, geführt hat. Im Jahre 1816 kam Beethoven zum ersten Male in ihres Vaters Haus, um seinen verwaisten Brudersohn Karl in das Institut zu geben: „ich sehe noch, wie Beethoven sich mit Beweglichkeit hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Herrn Bernhard, später Redakteur der Wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich zu machen." Brentano lernte also Bernard wahrscheinlich durch Beethoven kennen, und so sind uns die betreffenden Gedichte im Dramaturgischen Beobachter Nachklänge des persönlichen Verkehres der drei Männer mit einander. Und da Sie mir nun einmal freundlich Raum gewähren, so will ich noch dazu sagen, daß Waldmüller dort, wenn auch nicht ganz korrekt, Bettinens Besuch bei Beethoven behandelt und die plötzliche Wiederbelebung seines Genius auf neu erwachte Neigung zu Bettinen zurückführt. Er druckt auch die bekannten drei Briefe Beethovens an sie ab, dann aber noch als Facsimile (S. 232) sein Sonett zu ihrer Verlobung mit Arnim, dessen Original sie Joseph Joachim, damals in Hannover, geschenkt hatte:

An Bettin.

In tiefer Demuth will ich gratulieren,
Tief neigend von dem Haupt den Hut mir heben,
Wenn die Gedanken auch in weiter Ferne schweben,
Muß ich sie doch gebahnte Wege führen:

Will ich auch nicht das Schicksal groß anstieren,
So wird es nimmer dennoch mich erheben;
Verwirkt ist längst mein schaales Erdenleben,
Der Treue Kralle werd ich stets im Busen spüren.

Doch was wein ich, und binn elende,
Froh bist du, und froh sey dein Leben,
Ich dulde bis mir Zukunft herbres sende.

Doch einen Trost sollt mir zum Lohne geben
Der Götter Huld, daß ich dich glücklich sehe,
Und ferne ist mein herbes tiefes Wehe.

Hätten diejenigen, die sich über die drei Briefe Beethovens an Bettina abgemüht haben, dieses Sonett gekannt, so wäre über die Echtheit des zweiten, vom 10. Februar 1811, kein so leicht wiegender Zweifel laut geworden. Diesem Briefe lag das Sonett bei, und die Stelle (nach Ilius Pamphilius 2, 216): „Sie heirathen liebe Freundin, oder es ist schon geschehen, und ich

habe Sie nicht einmal zuvor noch sehen können, so ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet ꝛc." — diese Stelle war gleichsam ein Geleitwort für das Sonett. Ich habe ein Wiener Schreiben der Frau Antonie Brentano, geb. von Birkenstock, an Bettina vom 11. März 1811 in Händen gehabt, das voraussetzt, Bettina habe nicht lange zuvor einen Brief von Beethoven, das ist natürlich der vom 10. Februar 1811, empfangen. Ueber ihn selber schreibt sie dort (ungedruckt):

Beethoven ist mir einer der liebsten Menschen geworden, sein Umgang enthüllt seine Vortrefflichkeiten, sein Spiel läßt eine allen andern Empfindungen unähnliche Empfindung empfinden, seine dunkel beschattete Stirn enthält unter hoher Wölbung den Sarkophag der Tonkunst, aus welcher er verklärte Gestalten erweckt, sein ganzes Wesen ist einfach, edel, gutmüthig, und seine Weichherzigkeit würde das zarteste Weib zieren, es spricht für ihn daß ihn wenige kennen, noch weniger verstehen. Er besucht mich oft, beinahe täglich, und spielt dann aus eignen Antrieb, weil es ihm Bedürfniß ist Leiden zu mildern, und er fühlt daß er es mit seinen himmlischen Tönen vermag, in solchen Augenblicken muß ich dich oft lebhaft herbey wünschen liebe Bettine, das solche Macht in den Tönen liegt habe ich noch nicht gewußt wie es mir Beethoven sagt.

Die Echtheit des ersten Briefes an Bettina wird ja jetzt von allen zugegeben. Betreffs des dritten will ich als meine Ueberzeugung aussprechen, daß er — an sich echt — gleich denen Goethes von Bettina erinnerungsgemäß ausgestaltet worden sei.

Es ist ja Brentanos Verhältnis zu Beethoven mehrmals behandelt worden, aber — worin Sie mir beistimmen werden — nicht durchdringend genug, und ohne den Blick stets auf die gesamten Beziehungen der Familie gerichtet zu halten. Der Katalog des Franz Brentano- v. Birkenstockschen Nachlasses, Frankfurt o M. 1896, zählt z. B. allein zwölf ungedruckte Briefe Beethovens auf, deren größten Teil bei der Versteigerung das Beethovenhaus in Bonn erstanden hat. Ich zweifle nicht, daß eine dankbare Neubearbeitung dieses Stoffes möglich ist.

Berlin. Reinhold Steig.

Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Reuß. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1896. 3.60 *M.*

Wie das Vorwort besagt, ist das Buch der Fürstin Reuß aus einem schlichten Gedenkblatt herausgewachsen, das die Allgemeine konservative Monatsschrift, die Nachfolgerin und Erbin des 1853 begonnenen Volksblattes für Stadt und Land, den Gründern des letzter n, Philipp und Marie (von) Nathusius, in ihren Spalten pietätvoll zu widmen gedachte. Ohne falsche Erwartungen rege machen zu wollen, erklärt die Verfasserin,

sei ihr Buch über Philipp Nathusius wesentlich die Geschichte einer Seele und die Geschichte dessen, was Gott an dieser Seele und durch sie gewirkt habe. Leser, die gern einer solchen stillen Geschichte nachgehen, werden zu genießender Teilnahme eingeladen. Ich habe mich als eingeladen betrachtet und mich willig der Führung dieses Buches überlassen, um auf literarischem Wege die Jugendjahre eines Mannes kennen zu lernen, der seiner Zeit mitten im Widerstreit meist unerfüllbarer und zum Teil in ihren Zielen verderblicher Forderungen den Entschluß fand, in christlichem und konservativen Geiste des Volkes Wohl werkthätig zu fördern. Niemand braucht hier, welcher politischen Parteirichtung er auch zugehöre, mit seiner Anerkennung zurückzuhalten.

Es sind jedoch verschiedene Arten der Betrachtung eines Buches möglich. Ein Buch, dessen sich unsere Zeitschrift annimmt, muß daraufhin angesehen werden, welchen Wert es wohl für die Geschichte der deutschen Literatur haben möge. Der Person des Philipp Nathusius kommt nun allerdings auch eine literarhistorische Bedeutung zu, nicht allein um seiner selbst, als um derentwillen, mit welchen ihn der Gang seines Lebens in Verbindung brachte. Er hat in jungen Jahren eigene Gedichte gemacht und fremde übersetzt. Seine Briefe an Bettina sind, von ihr selbst veröffentlicht, mit dem Bestande ihrer Schriften fest verwachsen. Er war der Gatte einer Frau, deren reiche Schriftstellerei die Lektüre weiter Kreise gewesen ist, und deren Lebensbild er treulich geschrieben hat. Das sind nicht gewöhnliche Schicksale. Sie rechtfertigen eine Betrachtung des vorliegenden Buches im literarhistorischen Sinne.

Die Neigung zu geistiger und poetischer Bethätigung war Philipp Nathusius mehr von mütterlicher Seite als von der seines Vaters mitgegeben worden. Dieser hatte als einfacher, unbegüterter Kaufmann begonnen und sich aus eigner Kraft zu Reichtum, Ansehen und Einfluß emporgearbeitet. In und um Magdeburg richtete er große kaufmännische, industrielle und landwirtschaftliche Betriebe ein, die fast alle einen blühenden Fortgang nahmen. Er ist später Immermann das Vorbild für seinen Fabrikherrn in den Epigonen gewesen. Seine handelspolitische Wirksamkeit in den preußischen Landen reichte, zumal auch in der westphälischen Zeit, nach Kassel hinüber und befreundete ihn mit der Familie des Kriegsrats Engelhard daselbst, dessen Gattin Philippine, geb. Gatterer, als Dichterin einen Namen hatte. Eine ihrer Töchter wurde Gottlob Nathusius' Frau. Sie sind die Eltern Philipp Engelhard Nathusius' (geb. 1815), dessen Vornamen allem Anschein nach von dem vollen Namen der Großmutter hergenommen wurden, wie denn überhaupt die „Großmutter Dichterin" dem jungen Nathusius eine ideale Macht bedeutete, die ihm selber einen größeren Wert und gleichsam das Recht zu eignem Dichten zu verleihen schien. Diese Verwandtschaft gab ihm naturgemäß auch einen Zusammenhang mit denen, die in Kassel,

Göttingen und weiterer Zugehörigkeit mit seiner Großmutter bekannt oder befreundet waren.[1])

Philipp Nathusius genoß weder einen regelrechten Schul- noch Universitätsunterricht. Aber unter der Leitung seines Lehrers und Freundes Elster bildete er sich durch umfangreiche Lektüre, namentlich auch der klassischen und romantischen Dichter fort. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde entzückte ihn bei seinem Erscheinen. Begeistert schrieb er an Bettinen. Sie antwortete, lernte ihn persönlich kennen und führte von 1835 bis 1841 einen Briefwechsel mit ihm: für Nathusius das große Ereignis seiner Jugendzeit.

Dieser von Bettina unter dem Titel „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" veröffentlichte Briefwechsel ist nun doch die bedeutsamste Quelle für die innere Entwickelung des jungen Nathusius bis dahin etwa, wo die Liebe zu Marie Scheele, seiner späteren Frau, in ihm mächtig wurde. Während die Fürstin Reuß vorher still für sich „nach Briefen und Tagebüchern" berichten konnte, muß sie jetzt auf ein breiteres, schon literarisches Gebiet hinübergreifen. Daß die nun folgenden Auszüge dem gedruckten (und nicht etwa handschriftlichen) Briefwechsel Bettinens entstammen, hätte doch vielleicht ausdrücklicher gesagt werden sollen; der Hinweis auf S. 113 reicht nicht aus. Denn die ganze Anlage des Buches wie die, eigentlich nicht zulässige, Vereinigung zweier Stellen des Ilius Pamphilius (1, 199. 202) auf S. 77 könnte wider Willen der Verfasserin zu dem Irrtum Anlaß werden, als seien hier, wie vielfach sonst, Originalpapiere benutzt worden, und das müßte wieder zu einer falschen Beurteilung des von Bettina veröffentlichten Briefwechsels führen. Doch weit erheblicher als diese formelle Erinnerung ist die Frage, wie derselbe inhaltlich von der Fürstin Reuß erfaßt und für ihre Darstellung verwendet worden ist. Die Antwort müßte auch auf unser Urteil über diejenigen Partien des Buches, denen gegenüber eine Kontrolle unmöglich ist, nicht ohne Einfluß bleiben. Wiewohl ich das Geleistete nicht verkenne und dem Umfange nach durch die Oekonomie des Buches vielleicht bemessen sehe, so schwebt mir doch auch die Möglichkeit einer anders beschaffenen Auffassung und Ausnutzung des gedruckten Briefwechsels vor. Freilich gehört dazu gute Zeit und nicht bloß von äußerem Anlaß gebotenes Herantreten an eine Gedankenwelt, von der ja auch des jungen Nathusius' Briefe getragen und gehoben werden. Jeder ist in seiner Korrespondenz abhängig von dem, an welchen er sich richtet. Oft, wo ich über entscheidende Dinge das rechte Wort zu lesen hoffte, stand doch nur eine hergebrachte, nicht eben tiefe Redewendung da. Als Beispiel

1) Wer sich davon überzeugen will, daß poetische Kraft auch in einem anderen Kindeskind fortlebte, der schlage das Büchlein „Aus dem Leben einer Frau. Gesammelte Blätter aus dem Nachlaß von Johanna Oberbeck-Achten. Berlin, 1888" auf; dem frühverstorbenen Sohne dieser verehrungswürdigen Frau hat Rudolf Grimm in seiner Gedichtsammlung „Italien" (1886, S. 218) ein Erinnerungsblatt geschrieben.

nehme ich die Ausführungen über Philipp Nathusius' kirchenpolitisches Parteischriftchen „Ulrich von Hutten". Ich habe mir das Büchlein auf den hiesigen Bibliotheken nicht beschaffen können und bin daher auf die Inhaltsangaben bei der Fürstin Reuß (S. 114) und Bettinen angewiesen. Der noch nicht vierundzwanzigjährige Verfasser, der auf seiner italienisch-griechischen Reise tiefe Eindrücke von dem sittlichen Verfall der römischen Kirche und dem undeutschen Wesen des ultramontanen Katholizismus erhalten habe und diese Schäden in den schwärzesten Farben male, hoffe und befürworte eine Verdeutschung des Katholizismus in Deutschland und eine kirchliche Vereinigung des ganzen deutschen Volkes: der Mangel an Verständnis für das tiefere Wesen des Protestantismus und des Christentums überhaupt trete noch deutlich hervor. So das Buch der Fürstin Reuß. Daß aber Bettina über dieses Büchlein „mit einer Empörung schreibe, die fast vermuten lasse, daß sich die Katholikin in ihr rege", beruht doch auf völligem Mißverständnis. Wer Bettina kennt, weiß, daß katholisch oder protestantisch für sie keine Fragestellung war. Ihre Gedanken gingen auf das Wesen der Dinge, nicht auf das, was sie als zufällige Erscheinungen der Dinge betrachtete. Sie glaubte wahrzunehmen, daß Nathusius sich nicht über das Unwesentliche, Kleine zum Großen erhoben habe. Das Schriftchen war eine Enttäuschung für sie. In einer Reihe ähnlicher Erfahrungen liegt es begründet, daß der Briefwechsel zwischen beiden allmählich versiegen mußte, zumal da sich Nathusius in jungen Jahren verheiratete und sich ihr in dem engeren Kreise seines Berufes zu früh festzusetzen schien. In diesem letzteren Punkte hat ihr sein späteres Leben nicht Recht gegeben. Ich sage dies alles weder Nathusius zum Tadel noch Bettinen zum Lobe, sondern ich suche nur den Unterschied herauszubringen. Im allgemeinen aber sind die urkundlichen Mitteilungen im Buche der Fürstin Reuß eine wertvolle, nicht ausgeschöpfte Quelle für das Verständnis des „Ilius Pamphilius", dessen seiner Zeit notwendige Verhüllungen jetzt wieder abgezogen werden müssen. Beide Bücher stehen deshalb in Wechselwirkung zu einander.

Beide bringen auch den Kommentar zu Nathusius' Gedichten. Er ließ zwei Bändchen, je fünfzig Gedichte, 1839 und 1841 drucken und übersetzte wie seine Großmutter Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger. Von Späterem zu schweigen. Den Ertrag des ersten Bändchens bestimmte er 1839 dem Leipziger Central-Verein zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entsetzten Göttinger Professoren; Bettinens Eifer für die Brüder Grimm war dabei im Spiele, wie sie ihn auch ausersehen hatte, unter Wilhelm Grimms Leitung die Ausgabe der Schriften Arnims zu besorgen. Nicht ohne Selbstbewußtsein stellte Philipp Nathusius seine Gedichte mit denen Emanuel Geibels auf gleichen Wert (Ilius Pamphilius 1, 293); er hatte ihn in Berlin bei Bettina kennen gelernt und dann in Athen wieder gesehen (vgl. Euphorion 3, 15 und Fürstin

Reuß S. 106). Indessen kann den Gedichten Philipp Nathusius' ein originaler Wert nicht zugesprochen werden, und verfehlt scheint mir das Urteil der Allgemeinen deutschen Biographie (23, 285) über sie. Sie bewegen sich eigentlich nur in Nachahmung gegebener Formen, unter denen sich die Goethes, Schillers und des Wunderhorns auf den ersten Blick bemerkbar machen. Z. B. das Lied an den Mond hat zweimal (1839, S. 63 und 1841, S. 116) seine Form herleihen müssen. Es ist begreiflich, daß Bettinen eine derartige Poesie ohne Selbständigkeit und innere Entwickelung nicht genügen konnte. Es finden sich in dem gedruckten Briefwechsel eine Menge Aeußerungen über die ihr einzeln vorgelegten Gedichte. Sie verstand auch — entgegen dem Wunsche des jungen Dichters — seine Bändchen außer Verbindung mit ihrer Person zu halten, nur daß sie nachher zu einer Rezension der Gedichte in den Hallischen Jahrbüchern beigesteuert hat.

Kein verständiger Mensch wird natürlich nach diesen jugendlichen poetischen Versuchen den Wert des Mannes messen wollen. Das unterliegt ja keinem Zweifel: zu einer führenden Rolle auf rein geistigem Gebiete, zu der ihn Bettina zu gewinnen suchte, war er nicht berufen. Seine Wirksamkeit sollte vornehmlich eine politische und soziale sein. Auch diese werden wir hoffentlich, nach S. 282, durch die Fürstin Reuß kennen lernen. Und wie es immer anerkennenswert ist, wenn Familien den Besitz ihrer stillen Papiere der Oeffentlichkeit herzugeben sich entschließen, so verdient auch die Fürstin Reuß unseren Dank, daß sie die Bearbeitung dieser Papiere so erfreulich übernommen hat und fortzuführen entschlossen ist.

Berlin. Reinhold Steig.

Moleschott J., Für meine Freunde. Lebenserinnerungen. Gießen, Roth, 1894.

Durch die Herausgabe der Lebenserinnerungen ihres Vaters hat sich Moleschotts Tochter ein großes Verdienst erworben. Wenn auch der Faden, noch bei weitem ehe er zu Ende gesponnen war, der Hand des greisen Gelehrten entfiel und, was wir nun haben, leider nur ein Torso ist, so gehört das Buch doch zu den liebenswürdigsten Selbstbiographieen, die man lesen kann. Ein echter, tiefangelegter und allseitig durchgebildeter, wahrer Mensch überschaut hier sein Leben und Streben mit der Bescheidenheit und der warmen Begeisterung, wie sie eben nur unveräußerlicher Charakter der Besten im Reiche des Geistes sind. Es macht heutzutage besondere Freude, einen Naturforscher und Arzt so neidlos der Philosophie und der Geisteswissenschaft überhaupt sich tief verpflichtet fühlen zu sehen, so goldene Worte vom unvergänglichen Werte der humanistischen Bildung sprechen zu hören (S. 60). Auf die sonnige, von der reinsten Liebe edelster Eltern getragene Kindheit und Knabenzeit in Herzogenbusch folgt der Besuch des damals hervorragenden Gymnasiums in Kleve: wir begreifen, daß einem Zögling solcher Lehrer

eine Universalität des geistigen Lebens und der geistigen Regsamkeit mitgegeben wurde, wie sie der Mann dann ein ganzes langes Leben hindurch bewiesen hat. Die Heidelberger Studienjahre sind durch Henle, Kapp, Gervinus beherrscht. In das holländische Vaterland zurückgekehrt ergreift den jungen Utrechter Arzt trotz ansprechendster und günstigster Lebensverhältnisse eine unbezwingliche Sehnsucht nach Deutschland: „Ich hatte mich zu sehr an den Flügelschlag des deutschen Geistes gewöhnt, mich zu gern in Strömungen deutscher Literatur und deutscher Weltweisheit gebadet" (S. 155). Moleschott habilitiert sich als Dozent der physiologischen Chemie in Heidelberg und verlebt hier glückliche Jahre, reich an befriedigender segensvoller Thätigkeit, reich an Freundschaft und Liebe, in einem der schönsten Orte Deutschlands: hier erlebt er die Segnungen edelster Freundschaft durch Hermann Hettner und Ludwig Feuerbach, seinen begeistert gepriesenen Meister und sein Vorbild des Forschens, Denkens und Glaubens; hier gründet er mit einem edeln hochgebildeten Mädchen, Sophie Strecker, der Tochter eines Mainzer Arztes, ein eigenes Haus, worin ihm nur eitel Glück und Segen beschert war. Durch eine staatliche Verwarnung bewogen, seine Lehrthätigkeit in Heidelberg einzustellen, geht er nach Zürich, wohin man ihn nach einigen Monaten unfreiwilliger und doch gern gesehener Muße als ordentlichen Professor berief. In der Schilderung der Züricher Zeit, die kaum über die Anfänge hinausgekommen ist, bricht das Buch ab. Moleschotts Tochter stellt uns in einem Nachwort ein Buch Briefe und Tagebuchnotizen ihres Vaters aus der letzten fast ganz in Italien verbrachten Hälfte seines Lebens in Aussicht: es wäre zu wünschen, daß sie diesen Plan nicht fallen ließe.

Ich erwähne noch, was den Literarhistoriker im besondern in dem Buche interessieren kann. Ergreifend ist die Wirkung der Goetheschen Braut von Korinth auf die lebhafte Phantasie des Klever Schülers geschildert (S. 62); ebenso die Beseligung und Befreiung, die ein in Utrecht gekaufter vollständiger Goethe hervorbrachte (S. 155). Feinsinnige Urteile fallen über Heinse (S. 170), Bettina (S. 104), Herwegh (S. 285), Varnhagen (S. 293). Befreundet war Moleschott in Heidelberg und dann in Zürich mit Gottfried Keller (S. 170. 287), dessen Eigenart vorzügliche Würdigung findet: bei aller Begeisterung für diese „Blume seines Landes" findet Moleschott in den lyrischen Ergüssen seiner Jugend und überhaupt im ersten Wurf der dichterischen Schöpfungen Kellers stärkste Kraft, während im Fortgange des poetischen Prozesses eine Verringerung der künstlerischen Unmittelbarkeit vielfach zu spüren sei; die Notiz auf S. 288, wonach Keller auf eine Anregung Moleschotts hin eine Bemerkung über die historische Wahrheit seiner Erzählung in „Romeo und Julia auf dem Dorfe" in späteren Auflagen unterdrückt habe, stimmt nicht zu Bächtold, Gottfried Kellers Leben 2, 66. Daß Moleschott einer der Wenigen ist, die Georg Forster richtig einschätzen (S. 171. 262), darf ich bei meiner bekannten Vorliebe für ihn nicht besonders

betonen. Zwei Briefe Alexander von Humboldts (S. 201. 214) sind in der bekannten Manier seiner Greisenzeit gehalten.

Weimar. Albert Leitzmann.

Kennel A., Ludwig Eichrodt, Ein Dichterleben. Lahr, Schauenburg 1895. 2 M.

Diese Biographie des badischen Humoristen Eichrodt, der 1892 als Oberamtsrichter in Lahr gestorben ist, wird die Freunde des Dichters erfreuen, sie ist aber auch geeignet Eichrodt neue Freunde zu schaffen. Das Buch liest sich gut, und bei aller Verehrung für den Dichter trägt der Verfasser doch nicht zu stark auf. Er stellt Eichrodt in den Rahmen seiner Familie, seines Freundeskreises, seiner Zeit, und er hat Lebensgang und Persönlichkeit anschaulich geschildert. Auf Grund einzelner Aeußerungen des Dichters und an der Hand seiner Dichtungen ist die poetische Entwicklung gegeben. Neben der humoristischen Seite, welche die hervortretendste bleiben muß, betont Kennel mit Eifer, daß Eichrodt auch ernster Lyriker war, und daß dem Dichter diese Seite seiner Poesie besonders lieb gewesen, wenn sie auch weniger anerkannt und weniger bekannt war. So steht auch neben der von Eichrodt herausgegebenen Sammlung humoristischer Gedichte, dem „hortus deliciarum", eine solche ernster Lyrik, das „Gold".

Tübingen. K. Bohnenberger.

Biese A., Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin. W. Hertz. 1896. 3.60 M.

Dies Buch ist eins von jenen, die man so gern loben möchte und die man doch nicht so recht von Herzen loben kann. Es zeigt so viel gute Eigenschaften: Belesenheit und Herzenswärme, jenes Wohlwollen vor allem, das die seltenste Tugend unserer Kritiker ist, eine ehrliche Bemühung um volles Verständnis, tapferen Freimut im Bekennen auch von unmodernen Meinungen. Aber fast all das sind schließlich leider nur Tugenden des Autors; das Buch aber hat nicht allzuviel, was man rühmen könnte.

Biese setzt mit einer Betrachtung über die Unrast und Nervosität unserer Zeit ein; aber was er vorbringt, wirkt lange nicht so überzeugend wie — sein Beispiel. Wir kennen schon aus früheren Werken des Verfassers diese unruhige Hast, die von einem Gedächtnispunkt zum andern fährt und hier wieder (S. 26) mit ein paar bunten Citaten aus griechischer, lateinischer, italienischer Lyrik mehr ermüdet als belehrt. Nie gönnt Biese sich die Zeit, einen Augenblick in fruchtbarer Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen, einen Gesichtspunkt zu erschöpfen, einen Gedanken auszudenken. Daher denn auch diese wilden Uebergänge oder Sprünge, die uns außer Athem bringen. Um von Ricarda Huch auf Johanna Ambrosius zu gelangen, wird Ada Negri als Kletterbaum dazwischen gestellt: „Solche schwermütige Verzweiflung scheint die begabte Dichterin immer mehr zu den Extremen zu treiben, ihr den inneren Halt zu rauben und den Sozialisten sie zuzuführen. Dies Schicksal teilt sie mit der hochtalentvollen italienischen Genossin, mit Ada Negri. Zu dieser bildet die schlichte deutsche Ostpreußin Johanna Ambrosius ein interessantes Gegenbild" (S. 220). Sind schon

solche Umwege anstrengend, so ist das Zickzack, in dem der Verfasser bei seinen Urteilen über einen einzelnen Dichter hin und herfährt, geradezu geeignet, den Leser „nervös zu machen." Man sehe nur, wie er z. B. (S. 100) bei Geibel unaufhörlich vom Lob zum Tadel und zur lobenden Einschränkung des Tadels und zur tadelnden Einschränkung des Lobes hin und her rudert! Gewiß beruht dies Schwanken in letzter Linie auf dem Wunsch, Anerkennung und Bedenken gewissenhaft zuzumessen; wie viel besser hätte Biese das aber erreicht, wenn er vor dem Schreiben genau gewogen hätte, statt nun bald auf die eine, bald auf die andere Schale ein Quentchen zu legen! Und dies eben ist der Grundfehler des Buches: nichts ist gründlich, nichts sorgfältig durchgearbeitet. Daher denn auch die beständigen Widersprüche, wie z. B. Rückert erst (S. 30) zu den Lyrikern gerechnet wird, die nicht so reflektierend und skeptisch sind, und dann (S. 35) gerade als Hauptvertreter der Reflexionsdichtung genannt wird. Freilich ist Biese trotz seinem einleitenden Kapitel „Wie soll ein lyrisches Gedicht genossen werden, und wie entsteht ein lyrisches Gedicht" über Begriff und zulässiges Maß gerade seines Lieblingswortes „Reflexion" sich nie klar geworden. Mir scheinen wenigstens Mörikes Verse über die zwei schwarzen Rößlein (S. 71) mindestens so viel Reflexion zu enthalten wie die getadelten von Horaz und Lenau (S. 27).

Der gleiche Mangel an sorgfältiger Vorarbeit zeigt sich in kleineren Dingen, wenn etwa (S. 1) für „Ruhe" seltsamer Weise die angelsächsische statt der indogermanischen, urgermanischen oder althochdeutschen Grundform angegeben wird; wenn Biese (S. 10) citiert „l'art est un coin de nature", während Zola natürlich (von dem falschen „coin de nature" abgesehen) von dem einzelnen Kunstwerk spricht; wenn er (S. 228) Nordau zum Gesinnungs-Genossen von Stirner und Paul Rée macht oder wenn er (S. 45) endlose Satzverwicklungen häuft. Er zeigt sich in unbesonnenen Behauptungen, wie der, daß „Deutschland, Deutschland über alles" und „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald" dem Heimatslied Walthers „abgelauscht" seien (S. 23) so gut wie in der dreimaligen Wiederholung der Wendung „gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein" oder in lässig-ungeschicktem Ausdruck wie (S. 248) „er, der meist um zwanzig Jahre ältere." Der gleiche Mangel wirkt aber noch viel verderblicher, wenn er den Verfasser hindert, von wichtigen Fachschriften Notiz zu nehmen; wie viel hätte er z. B. aus R. M. Werners „Lyrik und Lyriker" lernen können, aber er scheint das schon dem Titel nach dem seinen verwandte bedeutende Werk gar nicht zu kennen.

Die Folgen dieses Mangels an gründlicher Durcharbeitung des Stoffes sind vor allem in den schrecklich nichtssagenden Urteilen zu erkennen, die Biese wie Schulzeugnisse austeilt. „Das ist alles natürlich, gesund, heiter und daseinsfrisch" (S. 136), „in Wahrheit eine Perle episch-dramatischer Lyrik!" (S. 147). Wen fördern solche wohlgemeinten Ausrufe, die es an

jeglicher Schärfe der Charakteristik fehlen lassen? Auch wo Biese solche anstrebt, kommt er über eine Sammlung geläufiger Epitheta (z. B. S. 186. 201. 267) nicht heraus. Wie sollte er auch, da er von allen literarhistorischen Beziehungen so gut wie ganz absieht (bei der Gefolgschaft D. von Liliencrons allein wird darauf ausgiebiger Rücksicht genommen) und Ada Christen (S. 204) bespricht, ohne mit einem Wort ihre Abhängigkeit von Heine zu erwähnen! da er ferner von allen Fragen der äußeren Form, des Verhältnisses zur Musik u. s. w. so gut wie keine auch nur streift! Biese bildet sich immer einseitiger zum Spezialisten des „Naturgefühls" aus und im Grunde ist sein Buch nur ein Verzeichnis von Meinungen über das Verhältnis einiger neuerer Lyriker zur Naturstimmung.

Solchen Mängeln gegenüber kommen die Punkte kaum in Betracht, in denen man sein Urteil anzweifeln muß. Ich glaube, daß Biese die Revolutionslyrik (S. 25 f.) stark unterschätzt, daß er Lenau (S. 28. 59) mit Unrecht aus der Reihe unserer echtesten Lyriker streicht, daß er Hans Hopfen und besonders Hieronymus Lorm (S. 151) nicht das „lyrische Genie" hatte absprechen dürfen, daß er seine heimatlichen Dichter, Theodor Storm und Klaus Groth, allzu lebhaft preist, so gewiß er auch recht hat, Storm (S. 99) über Geibel zu erheben. Ein Mangel an Oekonomie läßt den liebenswürdigen Hans Hoffmann (S. 137 f.) oder gar die ehrwürdige Frau von Olfers (S. 207) sehr viel mehr Raum einnehmen, als etwa Annette von Droste (S. 203 f.) gegönnt wird. Daß dagegen die Neuesten am ausführlichsten besprochen werden, ist in der Ordnung; nur hätte hier der Ton milder sein dürfen. Gegen einige allzu persönliche Worte über D. von Liliencron hat der treffliche Falke (im Magazin für Literatur) schon übereifrig protestiert; auch Henckell könnte sich beklagen, vielleicht sogar Dehmel, obwohl Bieses scharfe Kritik mir bei ihm jedenfalls mehr als Falkes Hymnus berechtigt scheint. Doch das sind Meinungssachen; könnten wir uns über Methode einigen, so verschlügen sie wenig. So aber bleibt uns nur das Bedauern, daß ein so belesener und eifriger Mann seine Bücher so wenig ausreifen läßt — und ebenso auch schon seine Gedanken.

Berlin. Richard M. Meyer.

Engwer Th., Emile Zola als Kunstkritiker. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der III. Städtischen Realschule (Höheren Bürgerschule) zu Berlin. Ostern 1894. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. (Hermann Heyfelder.) 1 M.

In einer Zeit, da die Jungen, die sich Symbolisten, Neokatholiken oder Mystiker nennen, den Koloß Zola, den sie nicht erschüttern können, wenigstens mit koryphantischen Sprüngen umtoben — mit frommem Abscheu zugleich und geheimer Furcht vor dem einstigen Lehrer, erscheint die vorliegende Studie sehr willkommen, in der Engwer mit sauberer Anordnung klar und fesselnd das erste Auftreten Zolas als Kritiker schildert. Die kritischen Ausfälle der Jahre 1865 und 66, mit denen sich Zola wie ein Faustkämpfer auf die Aesthetiker und

Künstler der alten Schule, auf ihre Metaphysiker und Moralisten stürzte, sind in der Sammlung „Mes haines“ zusammengefaßt, während der Kampf der neuen Generation um eine neue Kunst in seinem späteren Roman „L'oeuvre“ dichterisch dargestellt worden ist. Mit Recht bemerkt der Verfasser am Eingang: Mes haines bietet uns den ursprünglichen dichterischen Ausdruck des Temperaments, die, man möchte sagen, naiven Bekenntnisse der Persönlichkeit, aus der heraus die packendsten Teile der Rougon-Marquart entstanden.“ Diese temperamentvollen, weitherzigen Ergüsse, in denen nur die konventionelle Lüge und die Gebundenheit der Regel bekämpft werden, sind noch weit entfernt von der ungeheuren Einseitigkeit und Gewaltsamkeit späterer Schriften, wie „Le roman expérimental“, in dem Zola die Kunst den Forderungen der Wissenschaft unterwerfen will: „La méthode scientifique, appliquée à nos études littéraires.“ Die vorliegende Skizze will sich vornehmlich mit Zola als dem Kritiker der bildenden Kunst beschäftigen, weshalb Engwer die Entwicklung der französischen Malerei von David bis Millet und Courbet im Anschluß an Muther und Rosenberg kurz und anschaulich geschildert hat. Die Untersuchung erweitert sich aber zu einer historischen Würdigung des Kritikers Zola im allgemeinen, die uns hier allein interessieren soll, und aus der wir zwei Kapitel herausnehmen, die romantische Erbschaft des großen Naturalisten und sein Verhältnis zu Taines Kunstphilosophie, das bisher noch nicht recht klargelegt worden ist.

Es ist eine weite Kluft zwischen dem Dichter und dem Kritiker Zola, der den Experimentalroman unter Anwendung der „formule scientifique“ fordert und ihn erklärt als „procès-verbal de l'expérience que le romancier répète sous les yeux du public.“ Derselbe aber, der die Natur und den Menschen mittelst des Experiments zu erforschen vorgiebt, der den Mechanismus ihres Wesens aufdecken will, läßt als Dichter die Landschaft mit ihren Bewohnern leben und atmen, seufzen und frohlocken, vor Schmerzen sich winden und vor Wollust erschaudern.“ Wie die Umrisse des Mont-Blanc, von Genf aus gesehen, deutlich die Züge eines Männerkopfes (die sogenannte tête de Napoléon) zeigen, so hat auch die Landschaft bei Zola eine Physiognomie in ungeheuren Konturen, so erhebt sich seine Naturschilderung zu mächtiger Symbolik. Zola selbst in „Une Campagne“ gesteht, daß er noch in der „insurrection romantique“ befangen gewesen, als er in die Bahnen des Naturalismus einlenkte. Engwer verweist auf die bekannten Glanzstücke romantischer Schilderungen in seinen Romanen. Wirksamer noch wäre ein Hinweis auf seine Novellen gewesen, in denen er sich dem Zuge ins altromantische Land rückhaltloser hingiebt. Mit der Novelle „Pour une nuit d'amour“, in der alle Töne von der nacktesten Brutalität des sexuellen Verhältnisses bis zur rührendsten Simplicität jugendlicher Schwärmerei angeschlagen werden, hat er ein Nachtstück von hinreißend romantischer Stimmung geschaffen, das mit den verzerrtesten Grillen E. T. A. Hoffmanns an Phantasterei wetteifert. Die Romantiker hatten das Gebiet der Kunst unendlich erweitert, sie hatten das freie Schaffen des souveränen Ich über die Tradition gestellt, sie hatten die zähe Herrschaft des „guten Geschmacks“ gestürzt. Aber nachdem die Grenzen des Feldes ausgedehnt waren, besann man sich sozusagen auch auf die intensive Bewirtschaftung des Bodens. Die Poesie stieg, wie Brunetière sagt, „von den nebeligen Höhen der Romantik in das Flachland der Wirklichkeit.“ Die Naturalisten machten sich auf, das Nächstliegende, Alltägliche, das Kleine poetisch zu entdecken. Dazu brauchten sie das Mikroskop statt des Fernglases. Sie folgten dem sozialistisch-demokratischen Zuge unseres Zeitalters, indem sie die Bedingungen unseres Daseins untersuchten, die Struktur unseres gesellschaftlichen Baues bloslegten, indem sie über die Schilderung des Einzelnen und der Familie hinausgingen, um die Massen mobil zu machen.

Diesem Streben war die Kampfschrift „Mes haines“ gewidmet. Während aber der spätere Theoretiker Zola den Nachdruck auf die Beobachtung, auf das Experiment, auf das „document humain“ legt, verficht er hier noch hauptsächlich die von der Romantik überkommenen Forderungen, die Unbeschränktheit des schaffenden Künstlers, die Befreiung von jeder gesetzgeberischen, einengenden Aesthetik. Schlagend weist Engwer nach, daß er hier noch manche Waffe der romantischen Polemik führt.

Aus dem Schaffen der Künstler zieht Zola folgenden Schluß: „L'artiste se place devant la nature, il la copie en l'interprétant; il est plus ou moins réel selon ses yeux; en un mot il a pour mission de nous rendre les objets tels qu'il les voit, appuyant sur tel détail, créant à nouveau.“ Dieses „tels qu'ils les voit“ sollte den blinden Feinden des Naturalismus immer entgegen gehalten werden, die unablässig gegen ein nicht vorhandenes „tels qu'ils sont“ wüten. In knapperer Prägung ist diese Definition zum bekannten Schlagwort geworden: „Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.“ Objekt und Subjekt stehen sich hier gleichwertig gegenüber. Das souveräne „Ich“ der Romantiker, das mit dem Objekt ironisch spielt, ist abgesetzt; das Temperament schafft nicht willkürlich, es empfängt und reagiert mit Notwendigkeit. Dazu bemerkt Engwer: „Deswegen ist das Wort Temperament gewählt, um zu zeigen, daß beides zum Ausdruck kommt, Körper- und Geistesanlagen, so wie sie von einander abhängen, sich gegenseitig bilden und das, was wir Persönlichkeit nennen, ergeben. Schärfer noch wird dieser Gedanke an anderer Stelle ausgesprochen: „Comme toute chose, l'art est un product humain, une secrétion humaine; c'est notre corps qui sue la beauté de nos oeuvres.“ Dieser dem dichterischen Subjekt unbewußte Prozeß der persönlichen Färbung unterscheidet Zolas Definition von der Taines, mit dem er sich sonst einverstanden glaubt. Diese lautet: „L'oeuvre d'art a pour but de manifester quelque caractère essentiel ou saillant, partant quelque idée importante plus clairement et plus complètement que ne le font les objets réels. Elle y arrive en employant un ensemble de parties liées, dont elle modifie systématiquement les rapports.“ Engwer setzt das Verhältnis dieser beiden Definitionen in ihren Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten auseinander. Zola selbst kann sich mit der Fassung Taines einverstanden erklären, weil der „caractère essentiel“ nicht eigentlich dem Ideal der Dogmatiker entspricht; es ist nicht das „Typisch-schöne“, sondern der hervorspringende Zug „irgend eines über die Natur hinaus gestalteten, durch das Temperament des Künstlers interpretierten Gegenstandes.“ Das Reale, wie das Individuelle stehen sich ebenfalls gleichwertig gegenüber. Indessen ist Zola in der Feststellung von Uebereinstimmungen gegen den Philosophen recht entgegenkommend gewesen. Denn die systematische Aenderung, die der Dichter mit dem Objekt vornimmt, steht im strengsten Gegensatze zu der unbewußten notwendig geschehenden Reaktion des Temperaments. Die Gegensätzlichkeit der beiden Anschauungen wäre noch schärfer hervorgetreten, wenn Engwer noch eine andere Fassung Taines herangezogen hätte: „dans la nature le caractère n'est que dominant; il s'agit dans l'art de le rendre dominateur.“ Der „caractère dominant“ oder „esssentiel“ ist also an den Dingen selbst; der Künstler hat ihn zu entdecken und herauszuarbeiten. Diese Beobachtung hängt mit Taines Theorie von der Natur des Kunstwerks und von der Nachahmung zusammen. Denn nicht die Erscheinung schafft der Künstler nach, sondern die Proportion der Teile im anderen Maßstabe, die „idée principale“ oder wie er ein anderes Mal sagt, „la logique du corps.“ Ganz anders dagegen bei Zola. An seinem „coin de nature“ ist kein herrschender Zug, das „essentiel“

ist hier abhängig vom Temperament des Künstlers, oder es ist eigentlich das Temperament selbst. Man könnte die erste Auffassung als die objektivere, die zweite als die subjektivere auffassen. Aber wir haben genug an diesen schulmäßigen Unterscheidungen, die mehr Verwirrung als Klärung stiften. Lohnender wäre es, auf die Eigenart der beiden Kritiker einzugehen, woraus sich wahrscheinlich für uns ergeben würde, daß die eine Definition dem Philosophen und Historiker, die andere dem selbstschaffenden Künstler mit Natürlichkeit zukommt.

Es ist das Verdienst der vorliegenden Schrift, zu derartigen Folgerungen anzuregen, zu denen uns der Verfasser wohl selbst geleitet haben würde, wenn es der Umfang dieser Programmschrift gestattet hätte.

Berlin. Arthur Eloesser.

Erklärung.

Gegen eine Beurteilung, wie sie R. Fürst meinem Buche über die Ritter- und Räuberromane (oben S. 540 ff.) widerfahren läßt, glaubte ich mich schon durch den Zusatz zu dem Titel gesichert zu haben. Weder dieser noch die Entstehung des Buches aus einem populären Vortrag (siehe die Vorbemerkung) konnte eine Arbeit erwarten lassen, wie sie Brahm für das Ritterdrama geleistet hat; aber naturgemäß mußte ich mich mit Brahm vielfach berühren. Außer dem sozialethischen Zwecke, den ich am Schlusse betonte, sollte mein Buch die Forderung Goedekes erfüllen, auf Grund der Literaturzeitungen diejenigen Romane zu analysieren, die als typisch für die Gattung gelten können. Meine Hinweise auf die Allgemeine Deutsche Bibliothek in § 279 des Grundrisses machten erneute Quellenangaben im Einzelnen unnötig, zumal ich in der Vorbemerkung darauf verwies. Da ich in dieser meine Verpflichtung gegen Appell trotz Goedeke ausdrücklich nicht verschwieg, so ersparte ich mir die besondere Beziehung auf ihn, wo ich wirkungsvolle Stellen aus ihm entnahm oder einzelnen seiner Angaben folgte. Wozu also der Nachweis dessen, was ich — übrigens vielfach ganz von selbst — mit Appell gemeinsam habe? Wenn Fürst mit gleichem Eifer hervorgehoben hätte, was mein Buch vor dem Appells voraus hat, wäre seine Besprechung weit umfangreicher geworden, als dem Gegenstande entspricht.

Dresden. Carl Müller.

Entgegnung.

Aus C. Müllers Erklärung kann ich nur entnehmen, daß er die Kenntnis einer beschränkten Anzahl von Autoren für ausreichend zur Darstellung einer Litteraturepoche hält; daß er glaubt, die Urteile eines kritischen Organes des vorigen Jahrhunderts als seine eigenen ausgeben und den größten Teil seines Materiales nebst der ganzen Art der Verarbeitung bis herab zur Gedanken- und Wortfolge einem Vorgänger entnehmen zu dürfen. Ueber diese „Methode" habe ich mich aber so ausreichend in meiner Recension geäußert, daß ich keinen Anlaß zu einer weiteren Replik finde. Ich habe nirgend verschwiegen, welche Teile in

Müllers Buch selbständig gearbeitet sind. Wie ich über die Frage denke, ob Müller vor Appell viel „voraus hat," ergibt sich zur Genüge aus den Schlußworten meiner Besprechung.

Berlin. Rudolf Fürst.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 532 nach Zeile 1 von oben ist (nach der letzten Correktur) folgende Zeile ausgefallen: „Warum erlaubt mir mein Schicksal doch nicht, Sie in dieser liebenswürdigen".

S. 544 Z. 14 lies: Gervinus.

S. 643 Auf Wunsch des Verfassers wird hier bemerkt, daß „Heinrich Heines Familienleben" von J. Nassen nicht ℳ 5, sondern nur ℳ 2.30 kostet.

Zu S. 586 und 652. Franz Jostes bemerkt zu Steigs Aufsatz über Frau Pattberg, daß er in seiner Heimat Glandorf (woher auch W. Wackernagel seine Mitteilung hatte) die Verse:

Wat schint de maune hell
Wat reet de dauden snell
Lêfken grüwwelt di auk?

selbst gehört habe; man habe sie aber gesprochen (recitiert) nicht gesungen, und habe behauptet, es sei kein Lied, sondern ein „Vöttellsel" (Erzählung). Wat sch—int de maune hell! sei dort ein geläufiger Ausdruck für caccatum non est pictum, bei der Aussprache des sch halte man etwas an.

☛ Die Bibliographie folgt wegen Raummangels im nächsten Hefte. ☚

Im Manuskript abgeschlossen am 1., im Satz am 14. August 1896.

Register.[1]

Von Richard Batka in Prag.

Abbt E: 140.
Abecedarium Nordmannicum E: 1.
About Edmond E: 177.
Abraham a St. Clara 353.
Abulfaragius 388. 734.
Ackermann Albrecht 363.
Adelung 541.
Aeschylus 686.
Aesop E: 90.
Aesthetik 117—124.
Ahasver-Sage 462 f.
Alarcon 270—272. 297. 300—303. 308. 310—312. 314 f. 325.
Albero 407.
Alciato (Alciatus) 93 f. 98 ff. 354 bis 360. 465 f. 766.
Alexander S. E. 289. 333.
Ali, Pascha von Jannina E: 77. 84. 99. 104 f. 142. 171.
Alphartlied 672.
Altnordische Stoffe in Deutschland E: 1—70.
Alvensleben L. v. E: 170.
Anakreon 37. — E: 164.
Anakreontik 466. — E: 21 f. 169.
Ancherſen E: 52.
Aneau Barthélemy 357.
Andreä 377—380. 728.
Anſelmi E: 166.
Anthologie griechiſche 93. 97 ff. 464 bis 466.
Antipatros 98.
Antiphilos 100.
Apokalypſe 84. 441. 463.
Arcer Salv. 362.
Arendt Jul. Chr. E: 20.
Ariccia 72.
Arioſt 526. — E: 54.
Ariſtophanes 437. 440.
Ariſtoteles 423. 769. — E: 90 f. 157.
Arndt E. M. 434. 758—764. — E: 71. 73. 121 f. 125. 127 ff. 165. 171. 178.
Arngrim Jonſſon E: 4.
Arnim Achim von 13 f. 17. 106. 109 ff. 426—430. — E: 81.
Brief an Böhmer 796.
Arnim Armgard v. 14.
Arnim Bettina von 13—21. 106. 110. 478. — E: 115.
Arnim Giſela v. 21 f.
Arnim Maximiliane v. 14. 21 f.
Arnkiel Trogillus E: 6.
Attendorn Rivius von 23 ff.
Atterbom E: 121.
Auerbach B. 555.
Auersperg Graf 86.
Auffenberg J. von E: 96. 171.
Auguſtin St. 382. 384.
Ayon William E. A. 352.
Ayrer 694.

Baader 77. 92.
Babrios 93.
Bach Anna 374.
Bach Hans 374.
Baggeſen E: 116 f.
Baldamus K. E: 171.

1) Die Bibliographie und die Nachrichten ſind in das Regiſter nicht mit einbezogen, aus den Recenſionen und Referaten iſt nur das Weſentlichſte verzeichnet. E: = Das zweite Ergänzungsheft.

Balzac E: 81. 124.
Barth Caspar 357.
Bartholin 470. — E: 2. 6. 23. 47. 52. 57.
Bartholmä J. G. E: 159.
Bartsch E: 169.
Bauernfeld 312. 607. — E: 123.
Baumer J. P. 377.
Baumgarten, Theologe E: 8 f.
Baur Fr. 77.
Bauttner Wolf 467.
Bayern. König Ludwig I. 112. — E: 129. 148 f. 151—158. 163. 165. 174. 177.
Schreiben an Jean Pauls Witwe 112.
König Max I. 112.
Max Emanuel E: 151. 154.
Maximilian II. E: 153.
Bayle 388.
Beaumarchais 47.
Beaumelle Agliviel de la E: 19. 51.
Bechstein L. E: 170.
Beck, Censor 114.
Becker Z. 70.
Beer Michael E: 158 f.
Beethoven 797 ff. — E: 97 f. 179.
Behlen, Bischof 732.
Bellamy 290.
Bellay Joachim du 357.
Bellermann J. J. 414.
Bellin Johann 468.
Benedix 274. 324—327.
Benkowitz E: 98.
Bensheim Elisabeth von 363—366.
Benzelstierna E: 44.
Beowulf 672.
Béranger E: 127 f. 162.
Berchet Giov. E: 133. 167.
Berg, Frau von 425.
Beringer Hans 364.
Berkeley 769.
Bernard 797.
Bernstein M. E: 169.
Bernstorff Graf E: 7. 59.
Berotoni 161.
Bertram Anton 708.
Bertuch E: 76.
Besser 109.
Bianconi 531.
Bibel 384. 403—406. 689. 769. — E: 94.
Biefve de 439.
Billroth 760.
Bindemann Lotte 760.
Binzer E: 73.
Björnson 289. 293.
Bischoff Caroline 735—738.
Bischoff Heinr. Christoph 736.
Bischoff Rosine Elisabeth 736. 738.
Bismarck 438.
Bismark Hr. v. (18. Jahrhundert) 534.
Bißner Ulrici 375.
Blankensee v. E: 120.
Blaquiere E: 162.
Bloch E: 102.
Blum Karl 289. 332.
Blum K. L. E: 165.
Blum Robert E: 178.
Bobolina E: 128. 136. 161. 167.
Boccaccio 461 f. — E: 98.
Böcklin 439.
Bode 54. 424.
Bodin 373.
Bodmer E: 17. 27. 31. 40. 53.
Boeckh E: 118.
Böhme Jacob 404.
Böhmer Friedrich 795 ff.
Böhmer Karoline 280. 422. 768.
Boie 400. 532. — E: 60.
Boileau 423.
Boisserée Sulpiz E: 107 f.
Bollmann E. v. E: 102.
Bonald E: 73.
Bonaparte s. Napoleon.
Borheck 57.
Bork Chr. 165.
Börne 693. — E: 73. 82. 89. 103. 105. 121 f. 147. 155. 157. 160. 171. 178.
Böttiger K. A. 53—64. 408—421. — E: 83 f. 102. 108. 132 f. 134.
Brief an den Stadtrat von Weimar 59 f.
Brief an den Großherzog Karl August 60 ff.
Bouterwek 422.
Bozzaris Katharina E: 155.
Bozzaris Markos E: 78. 84. 102. 124. 126. 128. 130. 137. 154. 158. 168 f.
Brachmann Luise E: 116 f. 138.
Braunfels 679.
Bredefeld A. E: 19.
Breitenacker Elisabeth 371.

Brentano Antonie 799.
Brief an Bettina 799.
Brentano Christian 479.
Brentano Cl. 13. 109 ff. 426—430. 478 f. 791—799. — E: 115. 127.
Briefe an Arnim 795. 797.
Brentano Joseph Anton 387 f.
Brentano, Hofkammerrat in Mainz 378. 380. 387.
Breuning E. 88.
Brinckmann 72. 422—425.
Brion Friederike 46.
Brissot 551 f.
Brönsted E: 100. 114.
Brosius Jacob und Bertha 372.
Broxtermann 525 f.
Brucker 388.
Bruckner Nikolaus 705.
Brun Friederike E: 116 f. 138.
Brunn Isaac 709.
Bube Ad. E: 85. 165.
Buchholz Joh. E: 19.
Buchner August 468.
Buchon E: 108 f.
Bueler C. G. 379.
Büeler C. G. 377—380. 385—389. 725—728.
Bueren G. W. E: 166.
Buessemacher Johann 708.
Bülau Fr. E: 165.
Büler J. F. 379.
Burchard Joh. 458.
Burckhardt Jakob E: 98.
Bürger 434. 526. 561. 735. — E: 135.
Brief an Caroline Bischoff 736 bis 739.
Burke 423.
Burg 424.
Buttmann E: 118.
Byron 104. 161. — E: 84 ff. 101. 103. 107. 113 f. 116. 119 ff. 126 f. 129 f. 136. 141 ff. 145—148. 150. 159. 162. 167 f. 173. 179. 181.

Caelius Calcagninus 466.
Caesar 422.
Calderon 308.
Cammerer A. P. E: 165.
Campe E: 76.
Canitz E: 38.
Canning George E: 83 f. 148 f. 159.
Carnot Louis E: 138.
Carpov, Rektor 56.
Carstens 438.
Castlereagh E: 79 ff. 124. 126.
Catull 55.
Cavos C. E: 97.
Cervantes 108. 431 f. 437—439. 675 f. 679 f. 686. — E: 54.
Chamisso 433. 438. 561. — E: 71 f. 82. 111. 127. 140. 151. 158. 161 bis 164. 174. 178.
Chantimpré Thomas v. 743.
Chateaubriand E: 73. 125.
Chaulieu 724.
Chevy-chase E: 24. 26. 31. 33. 132.
Chézy Helmine v. 478.
Christ E: 89.
Christomanos C. E: 91. 150.
Christopulos E: 146.
Cicero 422.
Claudius Mathias E: 90.
Claudius Minos 94. 356.
Clauren (Heun) 438. — E: 118. 169.
Cluver E: 39.
Collé 315.
Constant 424 f.
Conz K. Ph. E: 93.
Copin Lotte 760.
Cordus Euricius 465.
Corneille 272—274. 300 f. 303—315. 325.
Costa Emanuel a 357.
Cotta 87 ff. 427. — E: 100. 107.
Courier 768.
Cramer Friedrich E: 78.
Cramer Johann Andreas E: 46.
Creuz Carl Casimir von 514—518.
Creuzer 478. — E: 107. 141. 175.
Cronegk 310.
Crusius E: 88. 132.
Curtius Ernst 15. 21. — E: 101 f. 154. 167.
Curtius Jul. E: 166. 178.
Czapek J. M. 543. 548.

Dach Simon 469. 472.
Daewes P. A. E: 165.
Dahn Felix 174. 176. 257 f.
Dähnert J. C. E: 44.
Dalberg Karl von 112. 524 ff.
Briefe an Wieland 524 ff.
Dalberg Freiherr von E: 99 ff.
Dalin Olof E: 44 f.

Damian, Frau 380. 385.
Damian Ratsherr 385.
Dan 470.
Dänemark. Friedrich III. 469 f.
Christian IV. 470.
Daniels C. D. E: 168.
Dannecker E: 72.
Dante E: 127.
Dasypodius Konrad 705. 708 f.
Daub 76. 478. — E: 107.
Daudet 296. 331. 335.
Daumer G. Fr. E: 175 f.
Daun-Falkenstein Amalia von 371.
Deel 378.
Dehmel K. J. E: 170.
Deinhardstein E: 145.
Dekker 717 f. 721.
Delavigne E: 97. 123.
Dellon 382.
Denina 37.
Denis 381.
Deppen O. v. E: 100. 165.
Deuern Gottl. v. 166.
Deutschland. Leopold I. E: 88.
Otto I. E: 87.
Devrient Ludwig E: 171.
Dictys 655.
Diderot 109. 422. 769.
Didot E: 133.
Diel (Diehl) 378 f. 730.
Diez 723.
Diodorus Siculus 388.
Docen 430.
Dohna 422.
Domenichi 352.
Döring, Rector.
2 Briefe an Herder 54 f.
Dorismund (= K. J. Dehmel) E: 170.
Draudius 26.
Dräxler-Manfred E: 171.
Dreireim 701—705.
Droste Annette von 393.
Drosos Mausolas E: 181.
Duboc E: 72.
Ducange V. E: 170.
Duncker Joh. H. E: 19.
Dusch 381.
Dumeiz, Dechant 386.

Ebers Georg 335.
Ebner-Eschenbach, Frau von 106.
Eckehart 401. 740.
Eckermann 35. 49. 103 ff. 399. 435. 476.
Eckhard Meister 4.
Eckhart, Germanist E: 6.
Edda E: 4 f. 15 f. 18. 30. 43 f. 47 ff. 52 f. 59 f.
Egil s. Eigil.
Eichendorff 111. — E: 127 f. 139.
Eichrodt L. 805.
Eichstädt, Professor 419 f.
Eickemeyer, General 381.
Eigils Lösegesang E: 51. 54. 57.
Einsiedel Detlev, Graf von 113.
Eipeldauerbriefe E: 72.
Eläon E: 146.
Elsholtz Fr. v. E: 169 f.
Elster (D?) E: 170 f.
Emmerich Anna Katharina 111.
Emmerich Joseph, Kurfürst, s. Mainz.
Ende, Geheimrätin von 113.
Enderla Kaspar 468.
Engels Caspar 709.
England. Königin Sophie Charlotte 736.
Ens Caspar 358.
Epiktet E: 22.
Eppendorf Heinrich von E: 3.
Erasmus von Rotterdam E: 87.
Erichsen E: 43.
Ernesti E: 89.
Espartero E: 124.
Eßlair E: 160.
Euemeros 388 f.
Eulenspiegel 299.
Euripides 423. 465. 668. 686.
Eynard J. G. E: 82. 145. 154.
Eyvind E: 18.

Fabeck, Hauptmann E: 101.
Faber Hermann 288. 335.
Faber Hieronymus 364.
Faber, Professor E: 6.
Fabricius, Offizier E: 101. 139.
Fabritius E: 80.
Falk 62.
Falkenstein s. Daun-Falkenstein.
Fallmerayer E: 114. 136. 150. 153. 176 f.
Fauriel E: 108 f. 112 f. 126. 132 f. 134 ff. 148. 156. 162 f. 167.
Faustbuch 401 f. 744 f.
Faustspiel 710—722.
Federmann Daniel 357 f.

Feldhams G. E: 169.
Feldmann Chr. E: 165.
Feldmann L. E: 151.
Fernow 70. 72.
Festi, Komtesse 161.
Fèvre Jean le 355. 359.
Fichte 4. 423. 425. — E: 73.
Figueroa 311.
Fink von Finkenstein, Graf 66 f.
Fischart (Fischärt, Fischer, Fischhart, Fischuart) 23–32. 363—375. 510 ff. 705—710.
Fischer Anna 366—369.
Fischer Barbara 366—369.
Fischer Johann, Wurzkrämer 363 bis 370.
Fischer Johann Sohn = Fischart 366.
Fischer Johann, Professor 369.
Fischer Margaretha 367.
Fischer von Trier = Fischer Johann, Wurzkrämer.
Folckamer Georg 468.
Follenius E: 73.
Folz 694.
Fontane 161. 433.
Foote 272. 311—315.
Forster 438. 551.
Förster Ernst E: 73.
Fortis E: 111.
Fouqué 425. — E: 116. 121. 161. 165. 171.
Frank Peter 549.
Frankreich. Karl X. E: 162.
Franz Joh. E: 159.
Fratz 736.
Freiligrath 433. 768. — E: 122. 139. 166. 173.
Frenzel Karl 291 f. 294. 328.
Freytag G. 312. 561. — E: 174. 177.
Friccius E: 19.
Friedrich, Hauptmann E: 168.
Frischlin E: 47. 92.
Fueßly 532.
Fulck Ruprecht 374.
Fulck Susanna 374.
Funk E: 46.

Gabrias 93.
Gagern Hans von E: 82. 99. 158.
Gallait 438.
Gardie de la E: 2. 18.
Garve 68. 422. 544.
Gätschenberger Stephan 359.
Gaudy E: 162 f.
Gaza, Humanist 160.
Gedike 413.
Geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts. Es ist eyn gens glauben 764 f. Du must in den ring 765.
Geibel 13—22. — E: 111. 162. 167. 177.
Brief an Bettina 18—20.
Geistergeschichten 546 f.
Gellert 94. 285. 381—387. 541. — E: 38.
Gengenbach 701.
Gentz 68. 422. — E: 73. 78—81. 84. 92. 124. 126. 146. 149.
Gerhard 166.
Gerlach St. E: 88.
Gerstenberg E: 37—60. 117.
Ode von der Freudigkeit der alten Celten zu sterben. E: 65—68.
Gervinus 404. — E: 80 ff. 99. 101. 178.
Gesner E: 4. 89.
Geßner Salomon 379. 381. 395. — E: 76.
Ghazi Anthimos E: 76.
Gibbon 422.
Giesberg 377. 379. 728.
Giesberger 730.
Gilm Hermann von 161.
Gilsdorf 433.
Glaser Adolf 327 f.
Glaser M. 694.
Glaßbrenner Ad. E: 157.
Gleim 723. 725—730. — E: 23. 25. 27. 31 f. 36. 38. 46. 53. 57. 61. 117. 126. 129. 132.
Gleser (Glesser) Catharina 470.
Glöckler Hans 467.
Gneisenau 759. 763. — E: 101.
Göchhausen (Jöchhausen) Frl. von 421. 424 f.
Goecking 532.
Goethe 13 f. 62. 70. 72. 77. 110. 113. 116. 251—254. 269. 275. 408 f. 411. 413. 419 ff. 424. 428. 430. 432. 435 f. 439 f. 513. 529 f. 533 f. 552. 561. 644. 686. 691. 768. 789 f. — E: 22. 50. 52. 56. 71 f. 76. 79.

82. 85. 90. 96—100. 106—118. 132 f. 136 ff. 142 f. 146. 159. 166 f. 175. 178 ff.
Genealogisches 140 ff.
Goetheliteratur 139—156.

Lyrik:

Concerto dramatico 103.
Das Göttliche E: 144.
Der ewige Jude 102 f. 475.
Der Gott und die Bajadere 115.
Der neue Alkinous 439.
Der neue Pausias 106.
Der Wandrer 43 f. — E: 143 f.
Die Geheimnisse 153.
Ganymed E: 144.
Grenzen der Menschheit E: 144.
Klaggesang der edlen Frauen des Asan-Aga E: 111. 136.
Leipziger Liederbuch 103.
Mode-Römerinnen E: 111.
Musen und Grazien in der Mark 439.
Paria 115.
Prometheus 106.
Römische Elegien E: 157.
Uebersetzungen neugriechischer Volkslieder E: 108—113. 131. 135. 140. 176.
Venetianische Epigramme 109 f.
Westöstlicher Divan 108. 686 f. E: 131. 173.

Drama:

Clavigo 46 ff.
Der Bürgergeneral 787.
Des Epimenides Erwachen E: 97.
Die Mitschuldigen 145 f.
Egmont E: 128.
Faust 33—52. 101 f. 103—107. 110 f. 262. 332. 349. 390 bis 407. 433—435. 475 bis 477. 683 f. 688. 691. 719. 739—758. — E: 85 f. 111. 142. 148. 180.
Götter, Helden und Wieland 439.
Götz von Berlichingen 33—52. 103. 107. 148 f. 543. 545. — E: 21.
Iphigenie 107. 275 f. 285. 715. — E: 76.
Nausikaa 45. 275 f.
Paläophron und Neoterpe E: 111.
Pandora 106 f.
Satyros 735.
Tasso 108.
Uebersetzung von Corneilles Lügner 315.
Was wir bringen 423.

Prosa.

Briefe aus der Schweiz 396 bis 399. 561.
Dichtung und Wahrheit 52. 101. 103. 395. 397.
Die Natur 44.
Farbenlehre 102.
Italienische Reise 102. 475 f. 561.
Nach Falkonet und über Falkonet 34.
Wahlverwandtschaften 676.
Werther 38. 42 f. 45. 107. 394. 396. 400. 531. 723.
Wilhelm Meister 38. 41. 105. 107. 327. 687. — E: 94.
Goethe Cornelie siehe Schlosser.
Goethe Ottilie von E: 114.
Goldast 469.
Goldoni 272 f. 301. 303. 309 f. 312. 314. 323. 325.
Goldsmith 395.
Göpp J. J. E: 145.
Gordon E: 150.
Görres 768. — E: 72 f. 77 f. 80. 87. 155. 178.
Goßrau W. E: 171.
Gotter 315. 436.
Gottfried v. Straßburg 266 f. 298 f.
Gottsched 34. 274. 381. — E: 8. 17. 38. 53. 59.
Götz (Göz) Georg 468.
Götz v. Berlichingen 45 f.
Goeze Pastor 723.
Gozzi Gasparo 352.
Grabbe 338. 433. — E: 104.
Grainville 352.
Grazie M. delle 298.
Greif Martin 160.

Griechenland. Georg I. E: 138. Otto I. E: 100. 150 ff. 155—159. 163. 174. 176.
Grienwalt Wolf 365.
Grießbach 71.
Grillenmair Thoma 467.
Grillparzer 249. 266. 283—285. 289 bis 291. 297 f. 321 f. 324. 332. 433. 644. — E: 74. 79. 81. 97 f. 101. 129. 146 f. 149. 157. 172. 178. 180.
Grimm Jakob 3 f. 490—494. — E: 59. 106.
Grimm Melchior von 352.
Grimm Wilhelm E: 59. 106 f. 132.
Grimmelshausen E: 87.
Gros (Groß) K. H. von 70.
Grosse E. 161. — E: 164 f. 167.
Groschlag Karl von 381. 734.
Groth Klaus 435.
Grün Anastasius 88. — E: 147 f.
Guarini 423.
Gubitz E: 132.
Gudrun E: 1.
Guicciardini Lodovico 358.
Guiccioli E: 84.
Günderode 478—480.
Günther J. Chr. 93.
Gutzkow 109. 286. 432. — E: 81. 125. 177.

Habrecht Isaak und Josias 705. 708 f.
Hagedorn E: 30. 38 ff. 65.
Hager Georg 467.
Hager Hans 467.
Hainbund E: 90.
Hakonlied E: 43. 57.
Halbe Max 265.
Haller Albrecht v. 397—399. 517. 767. — E: 11. 15. 22. 28. 38. 40. 65. 73. 105.
Haller K. L. v. E: 175.
Halem A. v. E: 97.
Halem B. J. F. v. E: 171.
Hamann 38. 115. 541. — E: 49.
Hamerling 641 ff.
Hammer-Purgstall E: 81. 103. 136. 146. 170. 173.
Harald E: 18. 43. 57.
Hardenberg E: 72.
Harring Harro E: 100. 166 f. 168.
Hase C. B. E: 76. 80. 84. 96. 100. 115. 172.
Hassenstein siehe Lobkowitz.
Hauff E: 99. 104 f. 119.
Haug 98.
Haupt M. T. v. E: 168.
Haupt Moriz 3 f.
Haupt, Regierungsrat 732.
Haxthausen Werner von E: 106 bis 109. 113. 132 f. 146.
Hebbe Elisa Maria 759.
Hebbel 440. — E: 90. 120. 138. 149.
Heber Johann 375.
Heber Katharina 375.
Heer Michael 705.
Hegel 8 ff. 76 f. 404. — E: 90. 92 ff.
Heiberg Gunnar 292 f. 295. 333.
Heidegger E: 154.
Heiden Susanne von 478.
Heine 103. 160. 286. 293. 323. 433. 561. 643 f. — E: 71 f. 91. 99 ff. 139. 160. 163 f. 179 f.
Heinrich Friedrich E: 144.
Heinrich von Veldeke 676 f.
Heinse W. 377 f. 380 f. 389. 722 f. 725—731. 734. — E: 91 f. 94. 175.
Heinsius 468.
Heinz Konstanze von 69.
Heinze J. M. 54 ff. 59.
Heinze-Berge Henriette E: 98.
Heisterbach Cäsarius von 401. 403 f. 406 f. 740—744.
Held Jeremias 357.
Heliand E: 60.
Hell Th. E: 85. 142. 153. 166.
Heller Robert E: 98.
Helmstatt Joh. Phil. von 24. 27.
Helvig Oberst 759 f. 763.
Helvig-Imhof Frau v. E: 85. 115 ff. 161. 181. siehe auch Imhof.
Hengstenberg E: 125.
Henisch 764.
Hennings E: 119.
Hensel Luise 479 f.
Hensel Maler E: 120 f. 139.
Herbst Rosine Elisabeth 736.
Herd Jakob 377.
Herder 34. 36 f. 39 f. 42. 52—59. 69 f. 96. 99 f. 110. 404. 408—411. 413. 418—420. 428. 475. 532. 537. 541. 691. — E: 90 f. 97. 106. 136. Brief an Karl August 55—58.

Herder Caroline 420 f.
Herder Sohn 425.
Herlin Christian 705.
Herloßsohn E: 150. 170.
Herolt 743.
Hertzog Bernhard 371.
Hervors Zauberlied E: 47. 56.
Herwegh 768. — E: 122. 164.
Herzheimer Elisabeth 366.
Herzheimer Jakob 364.
Herzheimer Katharina 364.
Herz Henriette 422.
Herz Markus 68.
Hesiod 684.
Heß Peter E: 154. 179.
Hessen-Homburg. Friedrich V. 478.
Heun siehe Clauren.
Heuß Joh. H. E: 19.
Heydeck C. W. v. E: 154.
Heyne Chr. G. 54 f. 57. 62 f. — E: 89.
Heynig J. G. E: 103.
Heyse Paul 268. 277. 280. 287. 293 f. 324. 333. 359.
Hiadningasage E: 1.
Hildebrand Rudolf 1—7.
Hildebrandt J. A. C. E: 170.
Hillebrand Marie 553.
Hilscher Emanuel E: 85. 148.
Hipponax E: 131.
Hirzel C. M. E: 145.
Hitzig E: 171.
Hofer Andreas E: 129. 159.
Hoffmann E. Th. A. 110. 808. — E: 171 f. 174 f. 179.
Hoffmann Hans E: 166. 171.
Hoffmann von Fallersleben E: 116. 165. 177.
Hogarth 102.
Hohenfels Johann von 371.
Hohenfels Wolfgang Philipp von 371.
Hohenlohe Domherr von E: 73.
Hohnhorst E: 166.
Holberg 434.
Hölderlin 17—19. 478. — E: 90—98. 115. 129. 140 f. 162 f. 166. 174 f. 178. 180 f.
Holstein-Augustenburg. Friedr. Christian 63.
Holtei K. v. 8. — E: 105. 119. 138.
Home 422.
Homer 20 f. 37. 343. 682. 689 f. — E: 18. 56. 74. 93 f. 100. 127. 129. 137. 164. 175.
Hope E: 170.
Hopp 322.
Horaz 51. 423. 687.
Hormayr E: 81. 158.
Hörner F. E: 160.
Hornstein von 380.
Hotho H. G. 9.
Houdar de la Motte 352. 359. 465.
Hoven J. van 710.
Huber („Das heimliche Gericht") 544.
Huber, Professor 531.
Hübner Paul 322.
Huelen E: 19.
Hufeland E: 99. 178.
Hugo Victor 460. — E: 173 f. 179.
Humboldt A. v. 67. 432. 438—440.
Humboldt Gabriele von 69.
Humboldt Karoline von (Li) 66—71.
Humboldt Theodor von 70—72.
Humboldt Wilhelm von 64—73. 422. 551.
Briefe an Schiller 65—69. 70 ff.
Canzone an Schiller 73.
Humboldt Wilhelm von (dessen Sohn) 72.
Humboldt, Alexanders und Wilhelms Mutter 65.
Hume 422.
Hunger 94. 100. 355 ff. 764 f.
Huß 765.
Hutten Ulrich von E: 91.
Hyginus 667.

Ibrahim Pascha E: 83. 155. 180.
Ibsen 266. 277 f. 282. 286. 290—292. 294. 296. 333.
„Ich liebte nur Ismenen" 110.
Ignatios Magistor 93. 466.
Iken E: 113. 146.
Ilgen E: 111.
Imelinsche Familienchronik 368.
Imhoff Amalie von 759—764.
Imhoff Luise von 759. 761.
Imhoff Marianne von 759. 761.
Immermann 17 f. 109 f. 267. 274. 282 f. 288. 290. 297. 323. 327. 431—441. — E: 79. 81. 136. 143. 180.
Ipitis E: 99.
Isaac Heinrich 160.
Isenbiehl 381.

Jacobi Fr. H. 67.
Jacobi J. G. 530.
Jaffé 335.
Jahn A. 322.
Jahn F. L. E: 73. 122.
Jakobs Fr. 96. — E: 100.
Jariges F. K. von 359.
Jerusalem 45. 377.
Joannides E: 159.
Jobin Anna 374.
Jobin Bernhart 23 ff. 32. 363. 368. 372. 374. 706 ff.
Jobin Daniel 374.
Jobin David 374.
Jobin Esther 374.
Jobin Lucretia 374.
Jobin Tobias 374.
Jöcher E: 8.
Jöchhausen = Göchhausen.
Johnson 422.
Jordan Wilhelm E: 177.
Jouy E: 83.
Julianos 466.
Jünger E. Th. 548.
Junius E: 4.

Kaisersberg Geiler von 743.
Kalkreuth von E: 120. 139.
Kaltenbäck 87.
Kanaris E: 78. 84. 126. 128 ff. 141. 158. 174.
Kant 68 f. 276 f. 279 ff. 283 f. 288. 315. 325.
Kapodistrias E: 76. 114. 145. 152. 174.
Kapp 552.
Kappe E: 8.
Karadžić E: 134. 136.
Kästner Fr. 56 ff.
Katakazi Fürst 15.
Kathen Charlotte v. 759.
Kaulbach W. 116. — E: 174.
Keibel E. C. H. E: 165.
Keller Barthl 367.
Keller Gottfried 768. — E: 145.
Kerner Justinus 86. 88. 91 f. 426 bis 430. 768. E: 104. 140.
Keyßler E: 6—8. 59.
Kiämpeviser E: 50 f. 57. 60.
Kind F. E: 113.
Kinderspiele E: 102.
Kinkel Gottfried E: 177.
Kirchhoffer Georg 363. 368.
Klarwasser K. E: 168.
Klein Ernst 113—116. — E: 103. 171.
Klein Jakob 365.
Kleist Chr. E. von 97 f. 465. — E: 53.
Kleist Heinrich von 292. 645. 653 bis 669. 675. 681. 684 ff. 692. 768. — E: 119. 180.
Kleist Baron von 534. 536.
Klemens XIV., Pabst 381.
Klenze Leo von E: 72. 153. 155. 157.
Klettenberg, Fräulein von 46.
Kleyle Fritz 75.
Klinger 318. 347. 460 f.
Klopstock 34. 36. 516 f. 525. — E: 23. 28. 30 f. 46 f. 51. 60 f. 124 f. 131. 144.
Klotz Chr. A. E: 36 f. 53.
Knebel 413.
Kobell Franz v. E: 159.
Kolfurter Franz 468.
Koehler J. D. E: 6.
Kölle Fr. v. 426 f.
König G. M. E: 89.
König Rother E: 87.
Kopisch E: 166.
Kopitar E: 107 f. 118. 132. 134.
Köppen J. H. J. 736.
Korais E: 76. 145. 152.
Körner J. G. 62. 65 f.
Körner Theodor 118. 481. — E: 85. 118. 125. 129. 130. 136 f. 141. 150. 159. 165. 168. 178 f. 181.
Kotzebue 269. 274. 277—279. 283. 290. 295. 317—322. 324. 423. 438. 440. — E: 72 f. 76. 97. 160.
Koumas E: 100.
Krahe G. J. E: 159. 168.
Krantz Albert E: 3.
Kratzeisen E: 159.
Kriese J. E. E: 167.
Krüdener, Frau von E: 78 f.
Krug E: 76. 99.
Krug von Nidda E: 104. 165.
Krüger H. E: 19.
Kugler 768.
Kuhfuß J. H. E: 19.
Kühle E: 143.
Kuhn Fr. 359.
Kunth, Geheimrat 69.
Kyrman Barbara, verm. Fischer 367. 370 f.

Lachmann 3. 688 f.
Lactantius 388.
La Guilletière E: 132.
La Martinière 98.
Lamprecht, Pfaffe E: 1.
Landau E: 98.
Lang K. H. von E: 161.
Lang W. E: 102.
Lange E: 22.
Langer 37.
La Roche Fritz v. 380. 729.
La Roche Max v. 377. 382. 384—386. 532. 727 f.
La Roche Maxe v. 530. 730.
La Roche Sophie 380. 384. 528—540. 728 ff. E: 92.
Laßberg Josef von E: 77.
Laube H. 110. 435. 438.
Laurens Henri Joseph du (Le compère Matthieu) 730.
Lautsch Fr. E: 166.
Lavater 39 f. 116.
Leblanc 382.
Lebzeltern von E: 105.
Leibniz 4. 43. 422. — E: 5.
Lemaire Jean 356.
Lemercier E: 133.
Lenau Emilie 79. 441.
Lenau Nikolaus 110. — E: 179.
Savonarola 74—92. 441—464.
Lenhard 372.
Lente Theodor 470.
Lenz 39.
Briefe an Frau v. La Roche 526—540.
Lenz, Rektor 61. 418.
Leon E: 124.
Leonhart Anna 736.
Leonhart Auguste (Molly) 735 ff.
Leonhart Dorette (Bürgers erste Frau) 735—738.
Brief an Caroline Bischoff 736.
Leonidas 93.
Lesage 432.
Lessen F. A. E: 170.
Lessing 36. 54. 94—98. 103. 108. 360. 423. 434. 441. 464—466. 561. 625. 686. — E: 21. 33 f. 37. 53. 55. 89 f. 119. 132.
Emilia Galotti 317.
Hamburgische Dramaturgie 139.
Laokoon 422.
Minna v. Barnhelm 317. — E: 100.
Lewald Aug. E: 160.
Libenau Hans Kristof von 468.
Liber L. E: 166.
Lichtenberg 102. 109. 432.
Liebenstein Herr von 389. 722 f. 725. 727—729.
Lieber Fr. E: 101.
Ligarius Clara 364.
Ligarius Georg 364.
Ligarius Katharina 364.
Ligarius Sebastian 364.
Lindau Paul 335 — E: 169.
Lindemann Thomas 473.
Link G. F. 378 f. 730.
Liscow 101.
Literaturgeschichte 124—127. 242 f.
Liutprand, Bischof E: 87.
Livius 55.
Löber 377.
Loeben von 415.
Lobkowitz Bohuslav von Hassenstein E: 88.
Logau 358. 465.
Lohberger Magdalena 367.
Lohenstein E: 28.
Lommel E: 159.
Longfellow E: 144.
Lope de Vega 305—307. 310 f.
Lothar R., 296. 331—333.
Louvel E: 80.
Löwe Carl E: 174.
Löwenthal Max v. 85. 88 f.
Löwenthal Sophie v. 74 ff. 78. 80 ff. 85—92.
Lubinus Eilhardus 99 f.
Lübke H. E: 111. 135. 163. 166 f.
Lubliner 335.
Lucanus E: 24. 31.
Luchet P. L. Marquis de 524.
Lucian 96. 769. — E: 47.
Lucidarius 743 f.
Lüdemann E: 162. 175.
Ludwig Otto 683. 767.
Lunzi E: 114.
Luther Martin 79. 458. — E: 9. 87. 104.
Luther, Mediciner in Erfurt 377.
Lynar Fürst Otto Hermann zu E: 168.
Lyrik, Moderne 806 f.

Macchiavelli 44. 731.
Mack Georg 467.
Mackenthun Familie 736.
Macpherson E: 60.
Macrobius E: 55.
Mahlmann 440.
Mainz. Kurfürst Emmerich Joseph 378. 381 f. 386. 733 f.
Kurfürst Karl Friedrich 733.
Maistre de E: 73.
Malern (Maler) Caspar 365.
Maleville Cl. de 465.
Mallet E: 12. 37. 43—47. 52. 56. 58.
Malones 423.
Malsburg K. von der 15. 19.
Maltitz A. v. E: 85. 160.
Mandelsloh E: 102.
Mander Carel van 470.
Manzoni E: 167.
Marggraff E: 166.
Marheineke 76.
Marlowe 716—721.
Marsollier 382.
Martensen H. L. 74—81. 83 ff. 87. 89 ff. 92. 441 f. 458. 461. 464.
Martial 98. 465.
Maßmann E: 72 f. 157. 159.
Mathieu H. F. L. 736.
Matthaei Carl 116.
Brief an Lavater 116.
Matthison 378. — E: 116. 141.
Mausolas Drosos E: 181.
Mauvillon 723. — E: 102.
Mavrokordatos E: 77.
Mavromichalis E: 159.
Mavrudis E: 146.
Mayer Karl 88. 91.
Mebold E: 103.
Mecklenburg. Prinz von 72.
Mecklenburg-Strelitz. Prinz Carl von 736.
Medwall Henry 299.
Mehemed Ali E: 82.
Meier Fr. K. 442 ff.
Meisel A. H. E: 101.
Meisl E: 98.
Meistergesang Nürnberger 467 f.
Meisterlied „Wie man Juden und Cristen uszelt" 360 f.
Meißner G. A. 541.
Melanchthon E: 87.
Meleagros 97. 465.
Melingo Perikles von E: 150.
Mendelssohn Moses 101.
Mentzer Hans s. Johann Fischer.
Mentzer, Pseudonym Fischarts 369 f.
Menz E: 8.
Menzel Wolfgang E: 120. 158 f.
Mercier 315. — E: 88.
Merck 47.
Merimée E: 136.
Messerschmid Jörg 374.
Metastasio 531.
Metellus F. E: 168.
Methodisches 685—692.
Metrisches 692—705.
Metternich E: 73 f. 78. 146. 157—159 162. 174.
Meville 535.
Meyer Fr. L. W. 65 f. 70. 72.
Meyer G. E: 111. 135. 152. 176.
Meyer Joh. Friedr. von 525 f.
Meyer Dr. E: 145.
Miaulis E: 78. 84. 156. 158.
Michaelis 65. 386. — E: 92.
Miladinow E: 136.
Milton 423. 516.
Mimigardia 480.
Mina E: 124.
Moleschott 803 ff.
Molière 303.
Molinar 71.
Montaigne E: 55.
Montanus 382.
Montecuculi E: 89.
Moore Th. E: 109.
Morhof D. G. E: 4. 6. 50.
Morier E: 170.
Mörike 561. — E: 140 f.
Moritz K. Ph. 52.
Moscherosch E: 47.
Mosen Jul. 165. 170.
Moser 107. — E: 140.
Möser E: 53.
Motherby Johanna 761.
Mozart 431.
Mügge Th. E: 170.
Müller Adam E: 73. 78. 80 f. 92.
Müller C. W. E: 167.
Müller Ch. E: 170.
Müller Gottfried E: 102.
Müller Johannes v. 378. 423. 733 f.
Müller Johann Gottwerth 432.
Müller J. H. E: 20.

Müller, Kanzler von E: 107. 114.
Müller Karl Otfried E: 104. 178.
Müller von Itzehoe 436. 439.
Müller, Maler 676.
Müller Wilhelm 481. — E: 73. 81. 89. 108 ff. 112 f. 115. 117—140. 144. 146 f. 156. 159. 161—167. 171—181.
Müller-Arnoldscher Prozeß 67.
Müllner 11. — E: 142.
Mülner Hans 467.
Münch E: 102. 132. 146.
Munck Freiherr O. M. 759.
Munck Freifrau Elisa Maria 759 ff. 764.
Münzesheim Baron 730.
Musäus 57.

Naevius 423.
Napoleon I. 16. 44. 281. 759. 762. — E: 71. 75. 79. 81. 123. 177.
Nardi Jacopo 444.
Nathusius Philipp 14 ff. 799—883.
Natzmer E: 106. 108. 132.
Neander E: 99.
Necker 424.
Neelsen 377—380.
Nees von Esenbeck E: 109. 134.
Nehrlich 426 f.
Nerli 444.
Nestius Maria 761.
Nestroy 440.
Neuber, Schauspieler 719. 721.
Neuber Salomon 694.
Nibelungenlied 688. 677 f. — E: 1.
Nicolai 66. 279. 293. 423. 544. — E: 54.
Nicolini E: 96.
Nider 743.
Niebuhr 767 f. — E: 99. 101. 158. 176. 178.
Niendorf Emma von 478 f.
Nietsche 767.
Nordau M. 282. 286—289. 294. 328.
Normann-Ehrenfels Graf E: 101. 126. 139.
Notker Labeo E: 91.
Notker der Stammler 401.
Novalis 427. — E: 119. 127.
Nuwenfels B. 364.
Nydpruck Jola von 375.
Oberkirch, Baron 534.
Oberpleis Gerhard von 403.
Oehlenschläger 425.
Oehninger P. 553 f.
Oekolampadius 765.
Oeser A. F. 39.
Oeser Friederike 103.
Oler Diebolt 364.
Oper 530 f.
Opitz 95—98. 468 f. 766. — E: 38.
Orelli J. K. v. E: 145.
Oriola, Gräfin 21.
Orlów Feodor E: 75.
Ossian E: 32. 50. 60.
Oesterreich. Kaiserin Elisabeth E: 151.
Franz II. E: 97.
Josef II. E: 75. 104. 148 f.
Kaiserin Maria Theresia 525.
Osterreiter Michel 467.
Ovid 387. 667. — E: 18.
Ow Jos. v. E: 150.

Pacuvius 423.
Palladas 96.
Pandin Beaugard 359.
Papadopulos E: 76. 94.
Pappenheim Albrecht Graf von E: 159.
Paracelsus Theophrastus 396.
Parthey G. E: 114.
Passavant Dr. 89.
Passionsspiel in Höritz 632.
Passow E: 109.
Pauli 268. 299 f. 351 f.
Paulli Simon 470.
Pavillon Estienne 352.
Percy E: 47. 50. 55 f.
Perrhäwos E: 158.
Perrin 535.
Petöfi E: 85.
Petrarca 73. 351 f. 423. — E: 98.
Petri F. E: 165.
Petronius 725. 731.
Pfaff 378. 728.
Pfau L. E: 93.
Pfeffel 358 f. 531.
Pfitzer Gregor 365.
Pfizer Gustav E: 85. 90. 141.
Phädrus E: 90.
Philhellenismus in Deutschland E: 71 bis 181.
Philippos 465.

Philotas E. C. E: 170.
Picard 322.
Pichler Karoline E: 147 f.
Piloty E: 174.
Pindar 37. — E: 32. 54 f.
Pittschaft E: 105 f. 144.
Pirckheimer E: 160.
Platen 17. — E: 131. 146. 173. 179 f.
Plümicke 66.
Platner 63.
Plato 37. 83. 404. 441. 463. 727. 769. — E: 2. 94. 157. 164.
Plautus 55. 423. 533.
Plutarch 466.
Poe E: 144.
Poggio E: 98.
Poißl v. E: 97. 159.
Polt Josef 548.
Pontoppidan 538.
Postel Chr. H. E: 28.
Pouqueville E: 103. 162.
Pradt de E: 76.
Preußen. Friedrich der Große 44. 101. — E: 27. 79.
Friedrich Wilhelm II. 466.
Friedrich Wilhelm III. E: 99.
Königin Luise 10. 72.
Probst 694.
Prochaska E: 129.
Prokesch-Osten Graf Anton von E: 83. 104. 141. 146. 150. 153.
Properz 654.
Psychologie 495.
Psychologische Literaturbetrachtung 686 bis 692.
Pückler-Muskau 432. 434. 437. 439 f. — E: 152.
Pyra E: 22. 28. 40 ff.
Pythagoras E: 13 f.

Quintilian E: 90.
Quintus Smyrnaeus 654.

Rabelais 103.
Rabener 274. 381.
Ragnar Lodbrog E: 18. 24 f. 29—37. 39. 43. 56. 61—64.
Raimund 279. 322.
Ramler 358.
Rangabé E: 138.
Rango F. L. v. E: 100.
Ranke L. v. 8—13. — E: 146.
Rappoltstein Graf Eberhard von 371.
Rappoltstein Graf Egenolf von 371.
Raßmann Friedrich 480.
Raumer Friedr. von E: 176.
Raupach 432. — E: 90. 142. 168.
Recke Elise von der E: 100.
Reflexiones ex optimismo 382.
Regner siehe Ragnar.
Reich Moritz E: 150.
Reichardt 65. 68.
Reichenbach E: 19.
Reimar von Zweter 360. 469.
Reimer, Buchhändler 115.
Reinbeck Elise 75.
Reinhard Graf 549—552. — E: 82. 114.
Reinhardt („Der Kreuzzug nach Griechenland") E: 169.
Reinhardt Friederike E: 171.
Reinhart, Maler 72.
Reland Hadrian E: 6 f.
Rellstab E: 161. 165. 170.
Remigius Nikolaus 373 f.
Renan E: 133.
Resenius E: 2. 4 ff. 30.
Resewitz E: 46.
Reuchlin 404. — E: 87.
Reuling Ludwig Wilhelm 322.
Reuter Christian 110 f. 432. 513. 541.
Reuter Fritz E: 73. 80.
Reventlau Detlev von E: 10.
Rhangawis A. R. E: 138.
Rhigas Konstantin E: 76. 133 f. 146. 154. 173.
Rhode Detlev E: 6.
Richard Sophie E: 145.
Richardson 529. 531.
Richter Jean Paul Friedrich 112—116. 422. — E: 96. 116 f. 121. 178.
Richter, dessen Witwe.
2 Briefe an König Friedrich August von Sachsen 112 f. 114—116.
Brief an Minister von Einsiedel 113.
Richter L. E: 166.
Richthofen Julie Baronin von E: 171.
Riedel F. Justus 377. 379. 386.
Riego Rafael E: 124 f. 131 f. 163.
Riehl W. H. 433.
Riemer 72. 315. 435. — E: 107 f.

Rijedorp Jakob van 710—722.
Rio Max E: 166.
Ritschl E: 99.
Ritter- und Räuberroman 540 bis 549. 810 f.
Rivinus A. 98 f.
Rivius v. Attendorn 23 ff.
Rizo-Neroulos E: 113. 146. 173.
Robert Ludwig und Friedricke 647.
Robertin Robert 469.
Ronner A. 331.
Ronsard 95.
Roscoe 80 f. 441. 444 f. 458 f. 464.
Röse J. E: 44 f.
Rösel E: 22.
Rosen E: 136.
Rost 726.
Rote M. Fr. 24.
Rottmann E: 155.
Rousseau 106. 531. 534. 536. 729. — E: 12. 55. 85. 94.
Rubens 655.
Rucellai 444.
Rückert 434. 481. 768. — E: 72. 129. 131. 163 f. 173. 178.
Rudbeck E: 2. 4 ff.
Rudelbach 58 f. 442—464.
Rudolf von Ems 675.
Rumohr 14.
Rußland. Alexander I. E: 78. 117.
Katharina II. 75. 88.
Nikolaus I. E: 83. 173.
Rytzelin Agatha 364.

Haar Ferdinand v. 287. 328.
Sachs Hans 160. 266. 268 f. 290. 299 f. 351—362. 467. 692—705. — E: 3.
Sachsen. Kurfürst von 415 f.
König Friedrich August 112.
Sachsen-Weimar. Anna Amalia 56 f. 274. 323.
Karl August 55—64. 411 bis 418. 734.
Verfügung in Schulsachen 58.
Wilhelm Ernst 56.
Sack, Baron E: 118.
Sack, Hofprediger 101.
Sagen 783.
Ahasversage 462 f.
Lenorensage 135. 811.
Melusinensage 245.
Teufelssagen 740 ff. 785.
Salieri 315.
Salzmann 37. 39.
Sämund Sigfuson E: 5.
Sand E: 80.
Sanders Daniel E: 109. 134. 176.
Sander Joh. Daniel 422.
Sannazar E: 98.
Saphir M. G. 10. — E: 150. 166.
Sardou 325.
Sasse G. Fr. E: 19.
Sathas Const. E: 176.
Savigny 15.
Savonarola 443—457.
Saxo Grammaticus E: 3 f. 9. 54.
Schack Graf von 648. — E: 98. 166 f.
Schadäus 706. 708 ff.
Schädeler 736.
Schaden Adolph von E: 160 f. 171.
Schall E: 119.
Schaller E: 159. 166
Scharnhorst 480 f. — E: 129 f. 137.
Scharnhorst Sohn E: 101.
Schedius E: 7. 39.
Schefer Leopold E: 118. 146. 159. 174 f.
Scheffel 100. 561. — E: 176.
Scheffer E: 4.
Scheffer Graf E: 10.
Scheidt, Caspar 370.
Scheller G., Professor 57.
Schelling 77. — E: 92 ff. 96. 175.
Schenk E. von E: 153. 160.
Schenkendorf 480. — E: 118. 125. 127. 130. 137.
Scherer Georg E: 87 f.
Scherz E: 6.
Schickaneder 431.
Schill E: 79. 129.
Schiller 4. 62. 64—73. 105. 108 f. 111. 156 ff. 161. 280 f. 293. 321. 330 f. 413. 429. 440. 561. 639. — E: 21. 90. 92 f. 98. 115 ff. 127. 141. 143. 165. 173 f. 179.

Lyrik.

Das Lied von der Glocke 286. — E: 105.
Das verschleierte Bild zu Sais 280.

Der Taucher 280 f.
Die Bürgschaft 109.
Die Götter Griechenlands E: 90. 93. 156.
Die Künstler 687. — E: 93.
Ideal und Leben 109.
Mädchens Klage 109.
Reiterlied E: 165.

Drama.

Die Jungfrau von Orleans 422. — E: 169.
Die Räuber 66. 541. — E: 91. 95 f. 102.
Don Carlos 280. 326. 683 f. — E: 144.
Fiesco 464. — E: 94.
Maria Stuart E: 144.
Wallenstein 11. 65. 67. 683. — E: 180.
Wilhelm Tell E: 97. 178.

Prosa.

Der Geisterseher 544. 547.
Der Verbrecher aus verlorner Ehre 541. 547 f.
Ueber naive und sentimentalische Dichtung 66.
Schiller Charlotte v. (Lolo) 67—70. — E: 105.
Schiller Ernst v. 67.
Schilling A. v. E: 85. 161.
Schilter E: 6.
Schirmer 98.
Schlegel J. H. E: 46.
Schlegel A. W. 280. 315. 422—425. — E: 148.
Schlegel Fr. v. 11. 68. 108 ff. 279 bis 283. 286. 288. 315. 413. 422 bis 425. 625. 767.
Schlegel J. E. E: 28.
Schleiermacher F. D. 76. 286. 422 f. 463. 767. — E: 122. 125.
Schleiermacher Nanna 763.
Schlosser 69. 422.
Schlosser Cornelie (Goethes Schwester) 533.
Schlotterbeck 432.
Schlözer E: 90.
Schlüter 466.
Schmettau Woldemar Friedrich Graf von (oder dessen Vater) 389. 722 bis 726. 731.
Schmidt J. Chr. E: 23—27. 30. 33. 39 57.
Uebersetzung des Ragnarliedes E: 61 f.
Schmidt Klamer 378. 381. — E: 166.
Schmidt M. H. A. E: 166.
Schmidt Niclaus 370.
Schmidt von Lübeck E: 121.
Schmieden Marcus 470.
Schmuck Fr. W. 709.
Schneckenburger E: 177.
Schneider Jakob, Meistersinger 467.
Schönaich 465. — E: 28 f.
Schopenhauer 266. 277. 288. 296. 327. 404. 561. — E: 108.
Schoppe Amalie E: 169.
Schottelius E: 4.
Schröder Friedrich Ludwig 63.
Schrödter Adolf 439.
Schubart E: 91. 94. 124. 140.
Schubert Franz E: 139.
Schubert G. H. v. E: 170.
Schulkomödie 553.
Schulze 379.
Schumann C. F. E: 165.
Schumann Robert E: 163.
Schurz Karl 76. 85 ff. 92.
Schurz Kathi 87.
Schütze Gottfried E: 7—22. 24. 29 f. 32. 37—43. 45—50. 52. 54—57.
Schwab Ch. Th. E: 141.
Schwab G. 88. — E: 93. 117. 120. 138 f. 140 f. 162 f. 167.
Schwabe von der Heide 468 f.
Schwabe, Conrector 54. 56. 417 ff.
Schwanthaler E: 155.
Schwarz Josef, Professor 376—389. 722 f. 726—735.
Schwarz Marianne 380.
Schwartzkopff 352 f.
Schweden. Gustav E: 9.
Gustav IV. 762.
Karl XIII. 762.
Schwencker Michel 365.
Scott W. 324. — E: 170.
Sealsfield 561.
Seckendorf Leo 426 f. 430.
Sehestadt Graf Hannibal 470.
Seneca 517. — E: 21 f. 90.

Senn Johann 161.
Septimus P. E: 32.
Seraphino Aquilano 356.
Servet Michael 102.
Seifrit 674 f.
Seybold Fr. E: 145.
Seyfart Justus E: 105. 168.
Shakespeare 34. 40 f. 46. 49. 108. 265. 422. 433. 477. 561. 683. — E: 54.
Shelley E: 95.
Sidney E: 55.
Sigl E: 105.
Silesius Arconatus 465.
Simolin A. Freiherr von E: 139.
Simrock 768.
Sina E: 99.
Sinclair Isaac von 478.
Sleidanus Johannes 375.
Smets W. E: 167.
Sneedorf E: 51.
Snorri Sturluson E: 5. 24. 51.
Solomos E: 133 f. 147.
Sondershausen Karl E: 114 f.
Sophokles 266. 275. — E: 54. 90. 93. 157. 164.
Spalding 101.
Spanien. Ferdinand VII. E: 125.
Spinoza 4. 40. 51. 74. 77.
Spieß C. H. 315 ff. 543 f.
Sprache, Deutsche 769—784.
Stackelberg v. E: 102. 114.
Stade Dietrich von E: 6.
Staël Madame de 424 f. — E: 125.
Stägemann E: 78. 106. 131.
Stahl E: 125.
Stamler Adrian 467.
Stanhope E: 145.
Steele 272. 308—310. 312.
Steevens 423.
Steigentesch J. J. F., Rektor 381. 386 f.
Stein Freiherr vom 552. — E: 72 f. 82.
Stein Charlotte von 34. 102.
Stephanus 95 f. 357.
Sternau Edmund E: 178.
Sterne 276 f. 281.
Steub Ludwig E: 153. 160.
Stichreim 693—700.
Stieglitz Charlotte E: 173.
Stieglitz Heinrich E: 127. 144. 146. 161. 164 ff. 173 f. 176. 179.
Stimmer Tobias 705. 709.
Stockhausen 381.
Stoffgeschichtliches: Baumkirchner 556.
Geheimbünde 546 f.
Stolberg Gebrüder 530.
Stolberg Fr. L. 69.
Stolterfoth Adelheid v. E: 165.
Stourdza E: 73.
Strahlheim C. E: 168.
Straparola 352.
Straß K. F. H. E: 100.
Strauß D. F. 77. 91. 437. — E: 92. 120. 123.
Strodtmann J. Chr. E: 19. 59.
Studentensprache 766—782.
Studnitz v. E: 120.
Sturz H. P. E: 46. 59 f.
Sigurth und Brynhild, eine nordische Geschichte E: 68 ff.
Sulzer, Professor 101.
Sutor Andreas 361.
Swedenborg 433.
Swift 431 f. 438 f. — E: 47.

Tacitus 422. — E: 39.
Taine 692. 809 f. — E: 177.
Talvj E: 107. 113. 118. 134. 137.
Taschenbuch Mimigardia 480.
Tauchnitz Verlag E: 100.
Teller 101.
Temple E: 23. — 26. 61.
Tennyson E: 144.
Terenz 684.
Testament, Altes 299 f.
Theognis 684.
Theokrit 37. 66.
Theophano E: 85. 87.
Thiersch F. E: 96. 99 f. 131. 151 ff. 157. 159. 177 f.
Thistlewood E: 80.
Thomas von Aquino 77.
Thomas „Der sokratische Schuster" 101.
Thormod E: 6. 37.
Thuilius Jo. 766.
Thümmel M. A. v. 518—521. 726.
Tieck Dorothea 437.
Tieck Ludwig 8. 12. 106. 108. 110. 281 f. 288. 322. 343. 431 f. 436 f. 439. — E: 91. 105. 117. 131. 118.
Tiedge E: 116 f.
Tilly J. B. 65.
Tiroler Literaturbericht 159 ff.
Tobisch J. K. E: 150.

Toland John E: 19.
Tost 319.
Tosth Elisabeth 367.
Tosth Melchior 367.
Tosth Peter 367.
Totengespräche E: 47. 79.
Trautschold E: 166.
Trendelenburg 404.
Trier. Kurfürst Franz Georg 733.
Triller 34. 96.
Tritonius Petrus 160.
Tromlitz von E: 170 f.
Tryphon E: 91.
Tscherning 766.
Tschink 547.
Tucher Sebald 361.
Türkei. Sultan Mahmud II. E: 105. 156. 177.
Twain Mark E: 177.
Tyrannis Christiana 382.
Tyrtäus E: 36 f.
Tzschirner E: 73. 80. 100.

Uechtritz Fr. v. 8–13.
Uhland 429 f. 768. — E: 72. 93. 131. 140 f. 178.
Uhlich A. G. 512 ff.
Ukert F. A. E: 96. 111. 132.
Ulrich J. A. H., Hofrat 419 f.
Ulrich von Zazikhoven 675.
Umlauft P. E: 169.
Unzer 723.
Uz 43. — E: 22 f.

Vairasse 388.
Vaperau E: 133.
Varnhagen von Ense Rahel 9. 12. 422.
Varnhagen von Ense August 8 f. 478. 797. — E: 78. 99. 106.
Vauvenargues 108. 111.
Veit Dorothea 422 f.
Vellejus A. E: 32.
Veneziano Antonio 362.
„Veni creator“ 404.
Verchi 444.
Verelius E: 4. 6.
Vergil 382. 666. — E: 18. 90.
Verhouff Stephan 710.
Vespermann E: 105.
Villari Pasquale 443 f.
Villèle E: 162.
Villoison E: 80.
Vintler Hans v. 161.
Vischer Fr. E: 92 f.
Vischer Georg 366.
Vischer Johann siehe Fischer.
Vischer Peter E: 160.
Vißcardt Veit 370.
Vitry Jacob von 740.
Voigt G., Minister 408 f. 411 f. 414 416. 419 f.
Voitter 467.
Volkslied 127—137. 160. 426—430.
Volkslieder, Dänische E: 50 f.
Volkslieder, Neugriechische E: 106 bis 113. 132 ff. 178.
Volkslieder, Historische E: 77 ff. 83 f. 87. 151. 156 f.
Volsungasage E: 60.
Voltaire 98. 103. 382. 423. 437. — E: 47. 88. 97. 127.
Vom Schretel und dem Wasserbären E: 1.
Voß Gräfin 425.
Voß Chr. H. 429 f. — E: 96. 100. 116.
Voß Jul. v. 433 f. — E: 90. 161. 170 f.
Voutier E: 161.
Vuk Stephanowič E: 133. 166.
Vulpius 544. — E: 169.

Wachtendong Minister von 382.
Wackernagel 768.
Wächter Leonhard 541.
Wagemann Dr. von E: 144.
Wagner H. L. 315.
Wagner Richard 494. — E: 49. 154.
Waiblinger E: 93. 100. 141 ff. 156. 164 f. 168 f.
Waldner Henriette von 534.
Walther J. F. E: 166.
Walther von der Vogelweide 159.
Warbeck Veit 509 f.
Warsberg Alexander von E: 150.
Wartenburg Justinus = Kerner 430.
Wartensleben Gräfin 536. 731.
Warton 423.
Weis 382. 387.
Weise Chr. E: 3 f.
Weiser Niclaus 364.
Weiße Chr. Felix 315. — E: 32—37. Uebersetzung des Ragnarliedes E: 62 ff.

Weisser Fr. Chr. 429.
Wekherlin E: 140.
Wendt Amadeus E: 175.
Wenzel G. J. 546.
Werner Adam Friedrich 469—475.
Werner Zacharias 790 f. — E: 131.
Wernicke 358. 465.
Werthes 378.
Wessenberg J. H. v. E: 73. 166.
Westonia Elis. Jo. 98.
Weyden E. E: 166.
Wetzel K. F. G. E: 96.
Widman 404.
Wieland 51. 62. 109 f. 111. 137 f. 277. 285. 317. 376—389. 413. 431 f. 439 ff. 522—526. 529 f. 532 f. 535—540. 722—732. 734 f.— E: 27—31. 39. 76. 91. 94. 140.
Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens 387 ff. 734 f.
Der goldene Spiegel 734.
Don Silvio di Rosalva 432. 437 f.
Geron der Adeliche 526.
Musarion 376. 378. 387.
Oberon 734.
Wildenbruch 335.
Wilhelm, Abt in Lüttich 406 f.
Willamow J. G. E: 92.
Winckelmann 39. 107. 422. — E: 93.
Winsbecke 469.
Wischhardt siehe Fischart 369.
Witte Karl E: 132.
Witze, Epilogische 765 f.
Witzleben von E: 170.
Wochenschriften, Moralische 274.
Wolckenstein David 705. 708 f.
Wolf F. A. E: 96. 118.
Wolf E. W. 379.
Wolfe 161.
Wolff Christian 274. — E: 14. 17.
Wolff Jul. 561.
Wolff, Student aus Olmütz 377. 379 f. 728.
Wolfram von Eschenbach 154 f.
Wolkenstein Oswald von E: 87.
Woller Michael 367.
Wollzogen (Wohlzogen) Karoline von 69—72.
Worm Ole E: 2. 4. 6. 17. 24 ff. 29. 32 ff. 37. 47. 51. 56 ff. 61 bis 64.
Wülfer Joh. E: 88 f. 96. 104. 151. 179.
Würger G. Chr. E: 19 f.
Württemberg Alexander Graf von 85.
Wygand E. F. C. E: 106.
Wyß J. R. E: 145.

Xanthos E: 100.
Xenophon 37.
X Y Z (Anonymus) 318.

Yorik 63.
Young 516.
Ypsilanti Alexander E: 77. 84. 99. 128 f. 137 f. 147. 161.

Zabata Cristoforo 352.
Zahn 435.
Zambelios E: 90.
Zasius 765.
Zedlitz E: 118. 136. 147 ff. 158.
Zelter 34. 49.
Zesen Ph. von 468 f.
Zetzner Lazarus 375.
Zeune E: 100.
Zimmermann J. C. G. E: 159.
Zimmermann J. G. 101.
Zinkgref 370. 766.
Zola 807—810.
Zschokke 544. — E: 104.